# Encyclopädie

der

# deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

# LEXICON

der deutschen

## Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

## Proben aus ihren Werken.

---

Bearbeitet und herausgegeben

von


**Dr. O. L. B. Wolff,**

Professor an der Universität zu Jena.


---

## Dritter Band.

**G** bis **Hegner.**

---


Leipzig,

Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1838.



## Georg von Gaal

ward am 21. April 1783 in Preßburg geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und studirte Philosophie und Jurisprudenz zu Erlau, Preßburg, Pesth und Wien. Nach vollendeter akademischer Laufbahn trat er in die Dienste des Fürsten Esterhazy in Eisenstadt, und wurde 1811 dessen Bibliothekar in Wien, wo er sich noch befindet.

Er gab heraus:

Erstlinge. Dresden, 1812.
Die nordischen Gäste. Gedicht in 12 Gesängen. Wien, 1819.
Theater der Magyaren. Brünn, 1820.
Polymnia. 4 Thle. Brünn, 1821.
Mährchen der Magyaren. Wien, 1822.
Gedichte. 2 A. Zerbst, 1825.
Sprüchwörterbuch in sechs Sprachen. Wien, 1830.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Almanachen, Zeitschriften u. s. w. u. s. w.

Ein vorzügliches Talent, mit lebhafter Einbildungskraft, Scharfsinn und Wärme ausgestattet, das besonders glücklich in der poetischen Erzählung sich versuchte, und außerdem die deutsche Literatur mit vortrefflichen Uebertragungen aus dem Ungarischen bereicherte.

---

### Das wunderbare Tabakspfeifchen.

Miska, der Jüngste von drei Söhnen eines armen Landmanns, hatte eine Zigeunerin zur Pathe, welche ihm noch in den Windeln prophezeihte, er werde durch sein Schicksal einst in tiefe Noth und Schande gerathen, aber auch wieder zu den höchsten Ehren gelangen, die je ein Mensch zu erreichen fähig wäre. — Seine Aeltern starben, noch ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, und bald nach ihnen ging auch seine Pathe zur ewigen Ruhe hin. In Kummer und Elend wuchsen nun die drei Waisen heran, und wußten endlich, da sie nichts rechtes gelernt hatten, sich nicht besser zu helfen, als daß sie überein kamen, ihr Glück bei dem Heere zu suchen.

Da eben Krieg war, so fand ihr Entschluß kein Hinderniß. Sie erhielten Handgeld, und wurden, wie sie es sich gleich bei ihrem Antrage ausbedungen, alle Drei einem Hauptmanne übergeben, der sie auch sämmtlich einem Zuge einverleibte. Das Glück schien sie in diesem Stande allerdings zu begünstigen, denn sie thaten Wunder von Tapferkeit, und erwarben sich in Kurzem die Auszeichnung, daß man sie allgemein die drei Heldenbrüder nannte.

Als aber der Krieg zu Ende war, zogen sie mit ihrem Heere wieder heim, und genossen, auf ihren Lorbern ruhend, die Früchte ihrer Thaten; Jeder derselben hatte so viel Geld erbeutet, daß er davon geraume Zeit behaglich hätte leben können.

Aber Miska, der an thatenloser Ruhe kein Gefallen fand, beschloß, das Heer und seine Brüder zu verlassen, und auf andern Wegen sein Glück zu suchen. Da man mit Zuversicht einem dauerhaften Frieden entgegen sah, erhielt er ohne Anstand seinen Abschied. Er kaufte sich ein Pferd und einen Säbel, sagte seinen Brüdern Lebewohl, und ritt gerade nach der nächsten Stadt, wo er vorher auf seinem Rückzuge gar manche Freude genossen hatte.

Als er daselbst in einem Gasthofe ankam, ließ er sich gleich die besten Weine und Speisen aufsetzen, und bald gesellten sich mehrere lustige Brüder zu ihm, denn Miska war freigebig und ein Freund heiterer Gesellschaft.

Sie aßen und tranken den ganzen Tag, und auch in später Nacht durften die vollen Krüge nicht fehlen. Je mehr sie tranken, desto fröhlicher waren sie, und desto lebhafter ward auch ihr Verlangen, sich immer noch mehr zu erheitern und zu erlustigen. Bei dieser frohen Stimmung machte einer der Gesellen den Vorschlag, ein Spiel zu beginnen, und alle Andern gaben ihm sogleich ihren Beifall zu erkennen. Indem sie dem Miska wacker zutranken, wurden die Karten vertheilt, und das Glück schien alsobald sich so günstig auf seine Seite zu neigen, daß er schon in Kurzem die ganze Zeche seiner Schmausegäste gewonnen zu haben wähnte. Aber dieses Glück war eitle Täuschung. Die lustigen Kumpane verloren Anfangs nur in der Absicht, Miska's Spieleifer immer mehr und mehr zu befeuern. Plötzlich aber wandte sich das Blatt; sein Gewinnst nahm zusehends ab: je mehr er wagte, desto mehr er auch verlor; bald hatte er seinen letzten Heller verspielt, und somit auch alle Hoffnung, je wieder zu seinem Gelde zu gelangen. Dieser Gedanke fuhr ihm wie ein Blitzstrahl durch die Seele; es kam zu Zänkereien, endlich zu Schlägereien, und Miska ward so derb durchgeprügelt, daß er voll Striemen und blauer Flekken unter dem Tische liegen blieb, während die Andern froh mit ihrem Gewinnste von dannen eilten.

Des Morgens kam der Wirth und forderte die Zeche. Miska, dem nichts als sein Pferd und sein Säbel geblieben war, sah sich genöthigt, Ersteres im Stich zu lassen, und ob er gleich schwer auf den Beinen stand, seinen Weg zu Fuße anzutreten.

Seine schmähliche Lage erlaubte ihm nicht, vor seinen Brüdern zu erscheinen; er beschloß daher, auf gut Glück in die weite Welt zu gehen, und sich blindlings dem Zufall zu überlassen.

Nachdem er, mühseligen Schrittes, eine lange Strecke gewandert war, gelangte er bei finstrer Nacht in einen tiefen Wald, wo nichts als schauriges Rauschen der Bäume und Geheul der Eulen seinen Ohren entgegenkreischte. Da ihn ein gewaltiger Hunger plagte, tappte er neben und über sich im Finstern hin, um einiges Waldobst zu erhaschen; aber leeres Laub und trockne Zweige waren Alles was er griff, und er gerieth dabei einige Male so tief ins Dorngesträuch, daß er sich Hände und Füße blutig ritzte und sich genöthigt fand, unbeweglich auf einem Flecke stehen zu bleiben.

Indem er in dieser kümmerlichen Lage ganz trostlos ins Dunkel der Wildniß hineinblickte, ersah er plötzlich den matten Flimmer eines Lichtes in der Ferne. Diese Erscheinung war ihm willkommen. So schwer er sich auch aus dem Dickicht heraus arbeitete, so rang er doch zugleich mit aller Kraft nach der Gegend hin, wo das Licht sich zeigte, und gelangte auch glücklich, obgleich nicht ohne große Mühe, in dessen Nähe.

Dort angelangt, befand er sich vor einer niedern, schmutzigen Hütte, aus der ihm ein über alle Maßen häßliches altes Weib voll Ingrimm, mit einem Lichte in der Hand, entgegen trat. Ihre Haare waren eisgrau, und standen ihr wie Borsten zu Berge, und ihr Mund, der ihm eine vielfach unterbrochene Doppelreihe grüner Zähne enthüllte, war so groß, daß er ohne Mühe ein Milchschweinchen mit Haut und Haar hätte beherbergen können. Ihr Gesicht aber, das so voll tiefer Runzeln und Falten war, daß es mehr einem Wespenneste, als einem Menschenantlitz ähnlich schien, schnob Zorn und Rache, die ihn schon beim ersten Anblick zu vernichten drohten. Sie fuhr ihn also an:

> Was such'st bei Nacht und Graus
> Du Unglückssohn vor meiner Hütte?
> Entfleuch, entfleuch mit schnellem Schritte,
> Sonst reiß' ich dir dein Herz heraus! —

Dieser unholde Empfang erschreckte unsern Wanderer nicht wenig; aber sowohl sein heftiger Hunger, als auch der Gedanke,

daß er nichts mehr zu verlieren hätte, und dies häßliche Ungethüm mit seinem Säbel doch noch kirre machen könnte, ließen ihn bald Muth fassen, um der Alten mit gleichem Trotze zu begegnen; er zog vom Leder und sagte:

Ich bin ein Fremdling, bin verirrt,
Und alles Gelds und Guts beraubt;
Bin matt von langer, schwerer Reise,
Und suche Obdach, Trank und Speise.
Versagst du, Hexe, mir's, so klirrt
Mein Säbel dir sogleich um's Haupt.

Einer so bündigen Antwort hatte die Alte sich keineswegs versehen; daher ließ sie auch alsobald sanftere Töne vernehmen. „Nu, nu," sagte sie, „so schlimm wirst du es doch nicht meinen; komm denn, und folge mir. Was ich habe, sei dir geboten, denn ohne Zweifel bist du derselbe, auf dessen Ankunft ich schon dreihundert Jahre warte." — Während sie diese Worte sprach, sah sie mit offenbarem Wohlgefallen auf seinen Säbel, nahm ihn am Arm, und führte ihn ins Innere ihrer Hütte.

Diese Alte war das Weib eines ehernen Königs, der sie einst, wegen begangener Untreue, verdammt hatte, in der häßlichsten Gestalt und voll des bittersten Lebensüberdrusses, in der schlechten Hütte zu leben, bis ein Fremdling, zum Danke für eine empfangene Wohlthat, ihr den Kopf abhauen würde. Der Anblick unsers Fremdlings schien ihr die Nähe ihrer Erlösung zu verkünden; da sie derselben schon so lange entgegen schmachtete, fand sie sich auch leicht geneigt, ihm Alles aufs Wirthlichste zu reichen, was er begehrte. Sie setzte ihm ein gebratenes Schwein, einen Laib Brot, welchen kaum ein Debrecziner Backofen gefaßt haben würde, und einen ungeheuren Krug des trefflichsten Weines vor.

Miska ließ sich Alles wohl schmecken, besonders mundete ihm der Wein so sehr, daß er bald einen zweiten Krug verlangte. So behaglich auch die Alte bisher die wackere Eß- und Trinklust ihres Gastes bemerkt hatte, so ängstlich ward sie doch über dessen Forderung. Sie beschwor ihn feierlich, ja keinen Tropfen mehr zu trinken, bevor er nicht Eins vollbracht hätte, das ihn und sie zugleich auf immer glücklich machen würde.

Glücklich? dachte Miska bei sich, — und zwar auf immer? — ei, das wäre wohl der Mühe werth, meinen Durst auf kurze Zeit zu bekämpfen. — Die Alte drang um so nachdrücklicher in ihn, da eben jene Stunde ihr die einzig günstige schien, ihre Rettung zu beschleunigen.

Indem sie ihm versicherte, es werde nach einer Stunde ihm mehr Wein zu Gebote stehen, als er je getrunken, führte sie ihn an einen unweit ihrer Hütte gelegenen Hügel, öffnete eine kleine Fallthüre, die den Eingang ins Innere desselben verschloß, und bat ihren Gast, getrost eine Treppe in diese unterirdische Wohnung hinab zu steigen, und ihr aus dem dritten Gemach, das er da finden würde, ein Stück Kerze, einen Tabaksbeutel und ein Tabakspfeifchen herauf zu holen. Sie ermahnte ihn aber zugleich, ja nicht über eine Stunde zu verweilen, da sonst ihr eherner Gemahl, der in jener Tiefe hauste, und nun eben des Schlafes pflegte, ihn ohne Gnade ermorden würde. Schon war es spät nach Mitternacht, und da der königliche Schläfer täglich auf den ersten Ruf eines ehernen Hahns, welcher auf dem Hügel saß, erwachte, so fürchtete sie, durch den verhaßten Wächter noch viel zu frühe verrathen zu werden.

Miska kam ihrer Besorgniß sogleich dadurch entgegen, daß er seinen Säbel schwang, und dem ehernen Hahne den Kopf wegputzte. Nun aber trat er, ihrer Weisung gemäß, unverzüglich den geheimnißvollen Weg an, und begab sich hinab in jene unterirdischen Gemächer, deren Eingang er um so leichter fand, da ihm aus jedem derselben eine Lampe entgegen leuchtete, die alle Gegenstände um ihn her mit zauberhaftem Licht erhellte.

Bald befand er sich in einem prächtigen Gewölbe, wo ungeheure Haufen Kupfermünze, so blank, als wären sie erst geprägt worden, um ihn her lagen. Miska faßte davon so viel in seine Taschen, als er zu tragen vermochte, und begab sich sodann in ein zweites Gewölbe, das an Pracht seiner Einrichtung das erste bei Weitem übertraf. Wie erstaunte er, als er hier eben so viel Silbermünze sah, wie er zuvor des Kupfergeldes gefunden hatte. Schnell leerte er seine Taschen, und füllte sie mit diesem viel edleren Gelde an. Nun trat er aber in das dritte und letzte Gewölbe, dessen Schimmer ihn beinahe ganz verblendete. Rings um ihn her lag ein Haufe Goldes an dem andern, und sogar die Wände und die Meublen schienen ihm aus diesem Metalle zu bestehen. In einer Ecke des Gemachs ruhte der eherne König in hoher Majestät auf einem goldenen Bette, und schnarchte gewaltig. Neben ihm stand ein goldner Tisch, auf demselben aber lagen die drei Dinge, welche die häßliche Alte von Miska verlangt hatte, nämlich ein Stück Kerze, ein Tabaksbeutel und ein Tabakspfeifchen. Der Anblick dieser prachtvollen Umgebung, vielleicht aber auch das Geschnarche des Königs, setzte den Fremdling in Verlegenheit. Er starrte eine Weile vor sich hin, ohne zu wissen, was er zuerst verrichten sollte. Dem Schläfer mit seinem Säbel den Kopf abzuschlagen, schien ihm gleich bei seinem Eintritt das Ersprießlichste; aber da erwog er auch bald, daß es weit schwerer sei, einen König zu köpfen, als einen Hahn; deßhalb besann er sich schnell wieder eines Bessern; er leerte seine Taschen nochmals aus, und füllte sie vollauf mit Golde. So bald er aber dies vollbracht, nahm er die drei Stücke vom Tische, und begab sich über die Treppe hinauf, wo ihn bereits die Alte mit gespannter Sehnsucht erwartete. Schon an der Schwelle streckte sie ihm ihre dürren Arme begierig entgegen, um ihm jene drei Dinge abzunehmen. Miska aber schloß die Fallthüre ganz gelassen hinter sich, und that, als wäre er nie Willens gewesen, ihr Begehr zu erfüllen. Da sie jedoch hierüber so böse ward, daß sie ihm drohte, durch ihr Geschrei den ehernen Schläfer wecken zu wollen, und wirklich sich schon bückte, um nach dem unterirdischen Gewölbe hinab zu rufen, versah dieser sich sogleich seines Augenblicks, und hieb ihr mit eben so raschem als kräftigem Streiche den Kopf ab.

Die Alte blieb dahingestreckt in der Nähe des Hügels liegen, Miska aber eilte mit seiner reichen Beute um so froher aus dem Walde, als ihm durch die erste Dämmerung des Tages seine Umgebung schon deutlich genug wurde, um einen Ausweg zu finden, der ihn auf die offene Straße zuführte.

Nachdem er einige Stunden gegangen war, begegnete ihm ein Zigeuner auf einem herrlichen Pferde. Die goldne Last in seinen Taschen hatte ihm sein Fortkommen immer mehr erschwert; deßhalb fragte er den braunen Ritter sogleich, ob ihm das schöne Pferd nicht feil wäre. Jenem war diese Begegnung eben so willkommen, da er das Thier erst kürzlich in der Stadt gestohlen hatte, und eben Willens war, dasselbe nach einem nahen Flecken zu Markte zu führen. Beide kamen leichtlich überein; Miska gab dem Zigeuner zwanzig Goldstücke, setzte sich auf den Gaul, und ritt vergnügt nach der Stadt, deren Dächer ihm gar begehrlich entgegen winkten.

Wollte er sich je gütlich thun, so war es diesmal um so natürlicher, da er noch nie so viel Uebel erlitten, wie seit wenig Tagen, und auch nie so viel Geld in der Tasche hatte, wie jetzo. Er kehrte in dem schönsten Gasthof der Stadt ein, befahl sein Pferd aufs Beste zu versorgen, und ließ sich eins der schönsten Zimmer öffnen.

Der Schweinebraten, womit ihn jene Alte bewirthet hatte, war nun schon längst verdaut, und Hunger und Durst regten sich von Neuem. Der Wirth führte ihn in den Speisesaal, wo er Alles aufs Glänzendste bestellt, und eine Menge ansehnlicher Gäste an der Tafel fand. Er setzte sich und schmauste so behaglich, daß Aller Augen, besonders jene des Wirthes, mit ungemeiner Aufmerksamkeit auf ihm ruhten, da er nur die köstlichsten Speisen forderte, und manche derselben sich zwei und dreimal reichen ließ. Eben so wacker leerte er eine Flasche Weins nach der andern, und that im Ganzen so vornehm, als wäre er in der Absicht gekommen, die Zeche aller seiner Tischgenossen zu bezahlen. So vornehm ihm auch diese Gesellen Anfangs geschienen hatten, so zutraulich fand er sie in Kurzem. Allgemach rückte Einer nach dem Andern näher zu ihm heran, lobte bald die Farbe des Weins, bald den schmackhaften Geruch der Speisen, die er genoß, und ehe man sichs versah, waren ein Dutzend Flaschen des köstlichsten und theuersten Rebensaftes auf Miska's Wohl und Rechnung ausgeleert. Auf einmal glänzte Frohsinn und muntere Laune aus Aller Augen; man sang und trank, und ward dadurch noch immer heiterer, und Alles drängte sich voll Jubel um den liberalen Gast, der mit wahrer Glorie als König des Festes sich diese Huldigung gefallen ließ.

Bald aber regte sich auch hier eben so lebhaft, wie vormals im Kreise anderer Schmausegesellen unsers Abenteurers, der Spielgeist wieder, und bot demselben Gelegenheit, sich die viel zu schwere Bürde seines Goldes zu erleichtern. Das Spiel begann, und endete eben so wie vormals; nur machte diesmal der Umstand einigen Unterschied, daß Miska tausendmal mehr Geld verlor, als neulich, und nun nicht unter dem Tische liegen blieb, sondern durch den Wirth selbst, so ehrerbietig auch dieser ihn Anfangs behandelt hatte, zum Hausthore hinaus geprügelt, bald nachher aber von Häschern ergriffen, und als Dieb, der das Pferd, so er dem Wirthe für die Zeche zurück ließ, aus dem Stalle eines Grafen gestohlen hätte, festgesetzt wurde.

In dieser mißlichen Lage wußte Miska sich weder zu rathen noch zu helfen. Er schwor und betheuerte, das Pferd von einem Zigeuner gekauft, und weder jenen Grafen, noch dessen Stall jemals gesehen zu haben. Aber dies Alles half nichts; er saß drei Tage und drei Nächte in einem finstern Loche, und hatte keine andere Nahrung als Brot und Wasser, welches ihm

nur einmal des Tags, und obendrein sehr kärglich, gereicht wurde.

Obschon er vor Kummer und Betrübniß immer matter ward, und auch durch Schlaf sich nicht zu erholen vermochte, da dieser durchaus nicht über seine Augen kommen wollte; so sehnte er sich doch gar sehr nach Licht, und bat den Wächter seines Gefängnisses, ihm solches zu geben. Aber vergebens. Endlich fiel ihm das Stück Kerze ein, welches er aus den unterirdischen Gemächern geholt, und immer noch in der Tasche hatte. Er zog Stahl, Feuerstein, Zunder hervor, welche er als Tabakschmaucher stets bei sich trug, schlug sich Feuer, und drehte den glimmenden Schwamm in einer Hand voll Stroh, das er aus seinem Lager genommen, so lange im Kreise herum, bis dieses zu brennen anfing, und er seine Kerze anzünden konnte.

Aber welch ein Staunen ergriff ihn, als er in dem Augenblick, da die Flamme den Docht ergriff, den ehernen König, den er in dem unterirdischen Gewölbe schlafend gefunden hatte, vor sich erblickte. Demüthig beugte dieser sein Haupt vor Miska, und sprach: „Durch die Entwendung meiner drei Zauberschätze, der Kerze, des Tabaksbeutels und des Pfeifchens, welche du nun besitzest, aller meiner Herrlichkeit beraubt, stehe ich nun als ein dienstbarer Geist vor dir, und erwarte deine Befehle."

Miska, welchen diese Erscheinung viel zu sehr überraschte, als daß er gleich zu Besinnung hätte kommen können, starrte eine gute Weile vor sich hin, bevor er im Stande war, ein Wort hervor zu bringen. Endlich aber, nachdem ihm der Kobold erklärt hatte, daß er, durch die Zaubermacht der Kerze hierher gebannt, ihm nun und jedesmal, wenn er dieselbe anzünden würde, in allen Dingen, die er von ihm verlangen wolle, behilflich sein müsse, faßte er sich dennoch, und that Bescheid auf den so günstigen Antrag. Er schilderte dem ehernen Gaste seine Lage und forderte alsobald einen Sack Goldes, ein schönes Pferd, und sicheres Geleit aus seinem verhaßten Gefängnisse. Der Kobold versprach alles dieses mit ehrerbietiger Verbeugung und verschwand. In wenig Minuten befand Miska sich wirklich vor den Thoren der Stadt auf einem herrlichen Rappen, über dessen Rücken ein ungeheurer Sack Goldes befestigt war. Froh segnete er nun sein Glück, verwünschte die böse Stadt, wo ihm so großes Unheil widerfahren war, und machte sich getrost auf den Weg, um in eine Gegend zu gelangen, wo er sein Geld wenigstens mit heiler Haut verzehren könnte.

Nachdem er mehrere Tage geritten, und sich unterweges weidlich gepflegt hatte, kam er in ein Land, welches ihm bis nun nur dem Namen nach bekannt war.

Hier herrschte ein sehr geiziger und grausamer König, welcher aber eine überaus schöne Tochter hatte, um deren Hand sich bereits eine Menge Prinzen fruchtlos beworben. Denn da keiner derselben so reich und mächtig war, wie es der Vater der Schönen gewünscht hätte, so mußten sie Alle leer abziehen, und durften sich nie wieder mit ähnlichen Gesuchen bei Hofe blicken lassen.

Der Gasthof, wo Miska einsprach, befand sich in der Nähe der Königsburg und war der größte und glänzendste, den er je gesehen hatte. Unser Glücksritter forderte fürstliche Bewirthung, und ließ sich eine prachtvolle Wohnung einräumen. Bald wimmelten seine Vorzimmer von reichverbrämten Leibhusaren, Kutschern und Reitknechten, und in seinem Stalle wieherten die herrlichsten Pferde, die man nur wünschen konnte. Das saftigste Gulyasfleisch, die köstlichsten Speckklöße mit Sauerkraut und zarten Schweinsschwärtchen wurden ihm, seinem Befehle zufolge, täglich in silbernen Geschirren zum Frühstück aufgesetzt, und auch seiner Dienerschaft durfte nichts fehlen, was sie bedurfte.

Schon die ersten Tage nach seiner Ankunft schmolz all sein Gold dahin, denn er hatte nicht nur beträchtliche Ankäufe an Kleidern, Wägen, Pferden und allerlei Kostbarkeiten gemacht, sondern auch jeden Tag für hundert und mehrere Gäste offene Tafel gegeben, und dieselben auf eine wahrhaft königliche Weise bewirthet. Da mußte dann die Zauberkerze bald wieder herhalten, und der eherne Kobold seine Künste ins Werk setzen. Dieser fehlte nie, sobald das Licht brannte, und legte jedesmal einen Sack Goldes zu seines Gebieters Füßen, welcher mit jedem Tage herrlicher lebte, und Letztern beinah jede Woche ein Paar Mal citirte.

Einst, nachdem er des Gastirens und Banketirens allgemach satt geworden war, fühlte er eine gewisse Leere in seinem Lebenskreise, die ihn von Tag zu Tage immer kälter und gleichgiltiger gegen all seine bisherigen Belustigungen und Liebhabereien zu machen schien. Zugleich regte sich aber ein Bedürfniß in seinem Herzen, das er bisher nur selten, und leicht vorübergehend gefühlt hatte. Er sehnte sich nach Mitgefühl und Theilnahme eines empfindenden Wesens, so wenig er auch den Gegenstand seiner Wünsche zu nennen oder zu bezeichnen wußte. Da er von den Reizen der Königstochter viel Rühmens gehört hatte, mischte sich unwillkürlich der Gedanke in seine Absichten, sie zu sehen, und ihr seine Herzensnoth klagen zu können. Er malte sich ihr Bild, so gut er konnte, im Geiste aus, und reihte an dasselbe zugleich eine Menge Folgen, die er kaum zu übersehen vermochte. „Ei", sagte er einst zu sich selbst, „wenn mir meine Kerze auch aus dieser Noth helfen könnte, wie herrlich wäre das!" Schnell zündete er sie an, und alsobald stand der eherne Mann ehrerbietig vor seinen Augen.

„Könntest du wohl," begann Miska, „auch mein Herz so gut versorgen, wie du meine andern Bedürfnisse bisher befriedigt hast? — Siehe, ich sehne mich nach Liebe, und dies mein Verlangen ist viel dringender, als es je meine Geldnoth werden kann. Kannst du mir verhilflich sein, unbeschadet die so hoch gepriesene Königstochter zu umarmen, so will ich diesen Dienst dir weit höher anrechnen, als alle, die du mir bisher geleistet."

Der eherne Mann bejahte Miska's Frage in aller Demuth, indem er sagte, er wolle ihm die nächste Nacht die schöne Prinzessin in die Arme führen, nur habe er weder bei Tage, noch sonst, wenn sie nicht schliefe, Gewalt über sie; Miska wolle daher um Mitternacht getrost seine Kerze anzünden, und der Erfüllung seines Wunsches gewärtig sein. Dieser war außer sich vor Freude, und von nun an wuchs seine Begierde und Ungeduld immer mehr und mehr, so daß er die Stunde seines Glücks kaum erwarten zu können glaubte.

Endlich erscholl des Wächters Ruf vom Thurme der Königsburg, und Miska eilte über Hals und Kopf, seine Wunderkerze anzuzünden. Sogleich öffnete sich die Thür seines Gemachs ganz leise, und der Eherne brachte das schönste und liebenswürdigste Mädchen, das je der Mond beschienen, in tiefem Schlafe ruhend, auf den Armen. Nachdem er die Prinzessin sanft auf ein Ruhebett niedergelegt hatte, ermahnte er seinen Gebieter, das Kerzenlicht nicht über zwei Stunden brennen zu lassen, weil er die Schöne sodann wieder zurück in ihr Schlafgemach bringen müsse, und nicht über diese Frist verweilen dürfe.

Miska stand wie versteinert vor Verwunderung über den Ausbund aller nur erdenklichen Schönheit, der das ganze Wesen der Schlafenden bezeichnete, und es währte lange, bis er sich von der Wahrheit dieser Erscheinung überzeugte. Entzückt stürzte er der Prinzessin zu Füßen und glaubte gleich bei dem ersten Kuß, den er auf den Saum ihres Nachtkleides drückte, in Wonne hinzuschmelzen. Sie erwachte wie aus tiefer Betäubung und erstaunte nicht allein über ihre Umgebung, sondern weit mehr über die Gestalt ihres Anbeters, denn dieser war, vermuthlich durch die zauberhafte Einwirkung des Kobolds, ihr erst vor wenig Stunden im Traume erschienen, und hatte einen so tiefen und vielvermögenden Eindruck in ihrem Herzen zurück gelassen, wie ihn nur die heftigste Gluth der ersten Liebe irgend zu bewirken fähig wäre. Schüchtern und schweigend sahen sich Beide an, und nur ihre Herzen sprachen mit einander; aber mit einem Mal rötheten sich die Wangen der Prinzessin, sanfte Gluth strahlte aus ihren himmelblauen Augen, und allgemach, wie eine Rose auf die Berührung eines liebevollen Zaubers sichtbar ihren Kelch erschließt, gaben ihm Blick und Lippen zu verstehen, daß er das Urbild ihrer Liebe sei.

Miska glaubte bei diesem Geständniß in Entzückung zu zerfließen, aber kaum wagte er seiner Empfindung Ausdruck zu geben, so stand der eherne Mann schon wieder an der Thüre, um die Schöne in ihr Schlafgemach zurück zu bringen, denn die zwei Stunden waren bereits vorüber, obgleich Miska erst so viele Sekunden verträumt zu haben wähnte. Der Kobold berührte ihre Stirne sanft mit seinem Zeigefinger, worauf sie sogleich wieder einschlief, nahm sie ganz sachte auf seine Arme, und verschwand, ehe Miska sich Zeit genommen hatte, Abschied von ihr zu nehmen.

Der Ueberglückliche löschte nun sein Licht aus, und warf sich in seliger Trunkenheit auf sein Lager hin, um die Folge seines Glückes im Traume fortzugenießen. Und wirklich gelang ihm dieses nicht nur im Schlafe, sondern auch Tags darauf so ganz, daß er auch bei offenen Augen nichts als ihre Stimme zu hören, ihr Antlitz zu sehen, und am Strahle ihres holden Blickes dahin zu schmelzen wähnte.

Als die zwölfte Stunde der zweiten Nacht gekommen war, zündete er seine Kerze wieder an, und sogleich erschien der Kobold mit der schönen Schläferin wie Nachts vorher. Beide Liebenden umfing auch nun das süßeste Glück mit seinen Wonnen, und ließ sie den allzuraschen Vorüberflug der Stunden nicht eher gewahr werden, als bis der dienstbare Kobold wieder kam, und seine holde Bürde von hinnen trug.

Indessen hatten aber die drei Zofen der Prinzessin dem Könige hinterbracht, daß sie das Bett seiner Tochter leer fanden. Er eilte sogleich herbei, überzeugte sich von der Wahrheit ihrer Meldung, und ließ alle Drei, noch in derselben Stunde, vor den Fenstern seiner Tochter hängen. Kaum aber war das Urtheil vollzogen, so fand man die Prinzessin wieder so ruhig und süß in ihrem Bette schlafen, als hätte sie dasselbe noch

keinen Augenblick verlassen. Staunen und Wuth bemächtigte sich des Königs. Jähzornig wie er war, stürzte er mit gezücktem Dolche auf die Schlafende los, und drohte sie zu durchbohren, wofern sie nicht alsogleich gestände, was es mit ihrer Abwesenheit für eine Bewandtniß habe. —

Bleich vor Schrecken, und zitternd vor Angst, sich auf so grausame Art aus dem süßesten aller Träume geweckt zu sehen, gestand sie, es wäre ihr, als hätte sie ein eherner Mann mit Gewalt zu einem Jünglinge gebracht, dessen Bild ihr erst kürzlich im Traume erschienen war, und sie ganz mit Entzücken erfüllte.

Der König drang voll Ingrimm in sie, ihm den Namen und Aufenthalt jenes Verwegenen anzugeben, der sich solchen Frevels an ihr vermäße. Aber die Prinzessin wußte diese Frage nicht zu beantworten, denn Beides war ihr fremd geblieben, und auch das, was sie wirklich eingestanden, schien ihr selbst nur geträumt zu haben.

Außer der Residenz des Königs, in einem waldigen Thale, lebte ein frommer Klausner, welchen Jung und Alt verehrte, und in allerlei Nöthen um Rath zu fragen pflegte. Diesen ließ der König rufen, und als er erschien, erzählte er ihm den Vorfall und fragte ihn, was in der Sache zu thun wäre.

Der fromme Mann gab ihm ein Stück Kreide, über welche er zuvor seinen Segen gesprochen hatte, und versicherte ohne viel Bedenken, er werde jenen Frevler leicht auskundschaften, wenn die Prinzessin in dem Augenblicke als sie in dessen Zimmer gebracht würde, die Thüre desselben mit einem Kreuze bezeichnen, der König aber, sobald man sie in ihrem Bette vermissen sollte, alle Thüren in der Stadt besichtigen lassen wollte. Die Befolgung dieses Raths schien dem Könige eben so zweckmäßig als leicht; daher eilte er sogleich zu seiner Tochter, gab ihr das Stück Kreide, und wiederholte ihr die Worte des frommen Einsiedlers mit dem nachdrücklichen Beisatz, daß, wofern sie unterließe, dieselben pünktlichst zu befolgen, sie ohne Weiteres das Schicksal der drei Zofen würde theilen müssen. Todtenblaß vor Entsetzen über den Anblick des unseligen Kleeblatts vor ihrem Fenster, versprach sie, treulich seinem Befehle zu gehorchen, und bat vor der Hand nur um die Gnade, ihre Fenster verhängen zu dürfen.

Als die dritte Nacht herannahte, stellte der König mehrere Wachen vor die Thüre seiner Tochter, und auch sie selbst mußten Riesen, Zwerge, Pagen und allerlei Hofgesinde genau beobachten. — Aber Mitternacht brach ein, die Argusse wachten mit gespannten Augen, und doch war die Prinzessin mit einem Mal aus dem Bette verschwunden, ohne daß man den ehernen Mann oder sie selbst beim Weggehen bemerkte. Der Kobold, welcher gleich bei seiner Ankunft die Wachen erblickt hatte, machte sowohl sich selbst, als auch die Schöne unsichtbar, und brachte sie ungefährdet, wie bisher, in ihres Geliebten Arme. Indessen ermangelte sie nicht, des strengen Befehls eingedenk, in dem Augenblicke, als ihr Träger sie über Miska's Schwelle brachte, dessen Thüre mit einem Kreuze zu bezeichnen.

Froh empfing Miska auch nun den holden Gegenstand seiner Liebe, wie auch ihres Theils die Prinzessin, obschon durch ihres Vaters Drohung nicht wenig beunruhigt, willig seine Gefühle theilte. Denn nicht nur die Macht des Zaubers, womit der Kobold ihre Besorgniß zu beschwichtigen wußte, sondern die Alles überwindende Liebe selbst besiegte ihre Angst sehr bald und um so leichter, da der Zustand, worin sie sich während der zwei kurzen Schäferstündlein befand, doch mehr jenem des Träumens als des Wachens ähnlich war.

Indessen geschah was geschehen sollte; die geweihte Kreide entsprach ihrer Bestimmung. Leicht gelang es den Häschern, das Kreuz an Miska's Thüre zu erspähen, und mit wildem Ungestüm stürzten sie in dessen Gemach und überraschten die Liebenden sehr unsanft in ihren schönsten Träumen. Ihn führten sie sogleich in schweren Fesseln ins Gefängniß, die Prinzessin aber zurück in ihre Schlafkammer.

Obgleich Miska über diese gewaltsame Erscheinung nicht wenig erschrak, so behielt er doch so viel Besinnung, sogleich nach dem Kobolde zu rufen. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er weder diesen, noch seine Kerze erblicken konnte! Da Letztere nur aus einem unvollkommenen Stücke bestanden, und durch den bisherigen Gebrauch verzehrt war, so hatte auch der Talismann, womit er den ehernen Mann zu bannen vermochte, nun mit einem Mal sein Ende.

Bald befand sich der unglückliche Liebesritter im tiefsten Kerker, und durch den Ausspruch des Königs, der seiner Rache kaum mehr einen Tag Aufschub zu geben vermochte, verurtheilt, schon den nächsten Morgen gehangen, sodann gerädert und endlich gespießt zu werden.

Schon vor Tages Anbruch versammelte sich Jung und Alt auf dem Richtplatze, und bald erschien auch der König selbst an der Spitze eines Geschwaders und von seinen Höflingen begleitet, um Zeuge der Vollstreckung seines Befehls zu sein. Miska ward zum Hochgerichte hinan geführt, und sollte, nachdem man dem Volke sein Verbrechen, und ihm nochmals sein Urtheil bekannt gemacht hatte, den Todesweg über die Leiter hinauf wandeln. Als er schon hoch oben stand, neigte er sich mit überaus wehmüthigen Blicken gegen den König herab, und flehte also:

> Verwirkt' ich Aermster auch das Leben,
> Und bin nun da, es hinzugeben,
> So reut es mich doch keinen Augenblick;
> Genossen hab' ich all sein höchstes Glück. —
> Doch eh' ich meinen Geist verhauche,
> Sei gnädig mir, o König, und gewähre,
> Daß ich, zu deines Namens Ehre,
> Nur noch ein Pfeifchen Tabak schmauche!

Alles schwieg und wunderte sich höchlich über diesen seltsamen Wunsch des auf seinem letzten Wege begriffenen Verbrechers. Da man in jenem Lande, einem uralten Gesetz zu Folge, auch Missethätern eine letzte Bitte zu gewähren pflegte, so stand der König nicht an, bei aller seiner Rache, womit er das Todesurtheil vollzogen wissen wollte, ihm diese Gnade zu gestatten.

Miska zog sein Pfeifchen und seinen Tabaksbeutel aus der Tasche, stopfte Ersteres, und begann mit seltsamem Behagen zu schmauchen. Kaum aber hatte er den ersten Zug gethan, so stand sein eherner Kobold neben ihm auf der Leiter und fragte, was er befehle, ohne daß ihn sonst Jemand bemerkte. Miska besann sich schnell, und beschwor ihn bei allen Wundern seiner Zaubermacht, ihn zu retten. Der Eherne bejahte es, und verschwand. Aber in wenig Augenblicken sprengte ein ungeheures Heer eherner Reiter aus dem nächsten Walde heran, und richtete ein so gewaltsames Gemetzel unter der Menge an, daß der König sammt seinem Geschwader mausetodt auf dem Platze blieb, und das Volk haufenweise auseinander lief. Und alsobald sah Miska sich nicht nur gerettet, sondern, rings von dem schützenden ehernen Heer umgeben, auf die Burg geleitet, wo er noch denselben Morgen zum Könige ausgerufen, und mit seiner geliebten Prinzessin vermählt wurde.

Nun ließ er durch Hilfe seines Kobolds, welcher ihm fortan stets getreu blieb, seine beiden Brüder herbei holen, und betheilte sie mit Würden und reichen Gütern. Durch sein Tabakspfeifchen aber, das er immer bei sich trug, ward er in Kurzem so reich und mächtig, daß ihm alle benachbarten Könige und Fürsten zinsbar und unterwürfig wurden.

---

## Waldhüter-Mährchen.

In einem tiefen Gehölze wohnte einst ein Waldhüter mit seinem lieben Weibe, oblag der Jagd, und lebte zufrieden mit dem Ertrage, den sein nie erschlaffter Bogen ihm von Tag zu Tage gewinnen half. Auf diese Weise brachte er zwei Jahre in süßem Ehefrieden hin, aber ohne sich eines holden Kindersegens erfreuen zu können, nach welchem ihm doch gar sehr verlangte. Indessen tröstete ihn das Sprichwort: Geduld bringt Rosen, ja es bewährte sich endlich auch so offenbar an ihm, daß man meinen sollte, das Schicksal habe all seine Macht aufgeboten, dasselbe seinetwillen im Uebermaß zu bestätigen. Im dritten Jahre ward seine Gattin schwanger, und als sie das Herannahen ihrer Wehestunde immer mehr und mehr fühlte, da bedurfte sie einer Hebamme. Der Waldhüter, gleichwohl besorgt für das Heil seiner Ehehälfte, aber unbekümmert um die Dinge, die derlei Vorfälle zu begleiten pflegen, machte sich schleunig auf den Weg nach dem nächsten Dorfe, und brachte die ersehnte Wehemutter so schnell er konnte. Bald aber empfahl er die beiden Weiber dem guten Glücke, nahm Pfeil und Bogen, und begab sich auf die Jagd in sein Gehölze.

Kaum hatte er seine Hütte verlassen, so rückte der entscheidende Augenblick heran, und das Weib gebar, ohne alle Gefahr, nicht weniger als zwölf rüstige, gesunde Knäblein.

Die Wehemutter wusch jedes derselben aufs Reinlichste, und setzte sie alle zusammen in die Mitte der Stube in einen Kreis herum. Da schlugen die wackern Kleinen lebhaft um sich her, und erhuben ihre ersten Lebenslaute zu einem kraftvollen Tutti.

Während dieser Begebenheit war der Tag geschieden, und der Abend rückte mit seinen Schatten allmälich über Feld und Gebirge. Der sorglose Schütze dachte an sein Abendbrot, und kehrte, mit einigen Hasen beladen, zurück in seine Hütte.

Aber welch ein Unfall traf hier den Unbefangenen, wo der Segen des Himmels in so zahlreichen Gestalten seiner wartete. Er kam, sah, und verlor gleich beim ersten Anblick seiner Bescherung den Verstand, daß er alsobald rasend zur Thüre hinaus stürzte, geraden Wegs wieder ins Dunkel der Wälder eilte, und von der Stunde an nimmermehr zurück kam.

Das arme Weib blieb nun mit ihren zwölf Knäblein verlassen in ihrer Hütte, und wünschte, da sie außer dem Beistande der Wehemutter, welche gleichwohl nach Möglichkeit für sie sorgte, keine Hilfe zu hoffen hatte, nichts sehnlicher, als bald ihr Lager meiden, und Nahrung für ihre Kinder suchen zu können.

Als nun nach langem schmerzlichem Warten diese Zeit endlich gekommen war, verfertigte sie sich Pfeil und Bogen, durchstrich Wälder und Gebirge, und brachte täglich so viel Wild nach Hause, als sie und die Ihrigen zum Unterhalt bedurften. Also verlebte sie fünfzehn Jahre; die Kleinen wuchsen voll Gesundheit und Kraft heran, und lernten bald auf dieselbe Art ihre Bedürfnisse befriedigen.

Ehe sie aber noch ihr sechzehntes Jahr erreicht hatten, gefiel es dem Himmel, die Mutter zu sich zu rufen, und so blieben die Knaben nun, ohne elterliche Pflege und Aufsicht, sich und ihrem Schicksale überlassen. Indessen lebten sie, wie bisher, von der Jagd, theilten den Ertrag brüderlich unter sich, und blieben beisammen in Eintracht und Frieden.

Der wahnsinnige Vater hingegen irrte immer noch unaufhaltsam in den Wäldern umher. Seine Kleider waren längst zerrissen, und seine Gestalt schreckte Jeden, der ihn erblickte. Obgleich andere Waldhüter ihm zuweilen begegneten, und seinen Söhnen Nachricht von seinem Schicksale brachten, so konnte seiner doch Niemand habhaft werden, da er Jedermanns Nähe vermied, und bei dem bloßen Anblick eines Menschen gleich einem scheuen Wilde sich in das tiefste Dunkel der Wildniß zu verbergen eilte. Indessen ging aber das Schicksal des Unglücklichen den Herzen seiner Söhne mit jedem Tage näher. Einst traten sie zusammen, und beriethen sich sehr ernst und angelegentlich, ein Mittel zu erkunden, denselben in ihre Hände zu bekommen, um ihn sodann nach Möglichkeit zu pflegen und zu Verstand zu bringen.

Sie kamen überein, sich mit einer gebratenen Gans, einem Kruge Branntwein, und einem großen Stiefel in den Wald, und zwar zu einem daselbst befindlichen Brunnen zu begeben, bei welchem ihr Vater schon oftmals von den Waldhütern gesehen ward. Mit diesen Dingen machten sie sich eines Tags auf den Weg, und stellten, als sie an besagtem Orte angekommen waren, das Mitgebrachte vor den Brunnen hin, zogen sich sodann ins Gebüsch zurück, und lauerten verstohlen auf seine Ankunft.

Geraume Zeit hatten sie hier bereits gewartet, als sie plötzlich ein Geräusch nahender Tritte hörten, und eine dunkle Gestalt erblickten, welche sich nach dem Brunnen hin bewegte. Mit gespannter Neugier guckten sie aus ihrem Hinterhalt hervor, und ersahen endlich mit Staunen und Entsetzen den Nahenden, der mehr einem Gespenste, als einem Menschen ähnlich schien, mit der Beschreibung aber, welche ihnen die Waldhüter von ihrem Vater gemacht hatten, vollkommen übereinkam.

Kaum war er dem Brunnen genaht, seinen Durst zu löschen, als er beim Anblick der ungewöhnlichen Dinge, die sich vor demselben befanden, stutzig zusammenfuhr, sogleich nach allen Seiten hinblickte, und sich dabei gar eilfertig anstellte, um bei der ersten Entdeckung einer Menschengestalt hinweg zu laufen. Da aber die Jünglinge sich sehr behutsam verborgen hielten, und auch sonst sich nirgends ein Laut vernehmen ließ, so legte sich seine Besorgniß nach und nach und er wagte es, aus dem Brunnen zu trinken.

Nachdem er sich erquickt hatte, schien der Gänsebraten, das Krüglein und der große Stiefel seine Aufmerksamkeit von Neuem auf sich zu ziehen, und er konnte es seiner Lüsternheit nicht versagen, sich dieser Dinge zu bemächtigen. Ganz gemächlich legte er sich am Brunnen hin, verzehrte mit sichtbarem Heißhunger die Gans, und leerte mit faunenhaften Zügen das Krüglein.

Der Trank schien bald zu wirken; denn kaum hatte er ihn ausgeschlürft, als er sein Behagen durch muthwillige Sprünge und allerlei possierliche Geberden zu erkennen gab. Bald ergriff er auch den Stiefel, betrachtete ihn von allen Seiten, und nickte frohlockend mit dem Kopfe, als winkte er sich selbst Beifall, den Gebrauch desselben errathen zu haben.

Also in sich vergnügt, setzte er sich wieder auf die Erde, und versuchte den Stiefel über beide Füße zugleich anzuziehen. Obschon dieser weit genug war, den Fuß eines Halbriesen zu bekleiden, so kostete es dem Verirrten doch ungemeine Anstrengung, seine Absicht zu erreichen. Von Mühe und dem Geiste des genossenen Trankes überwältigt, sank er allgemach am Brunnen hin, und entschlief in behaglichem Taumel.

Als seine Söhne dies bemerkten, eilten sie zugleich mit aller Behutsamkeit aus dem Gebüsch hervor, huben den Schlaftrunkenen von der Erde auf, und trugen ihn nach Hause. Aber noch waren sie nicht auf halbem Wege, als sie mit Entsetzen bemerkten, daß die Bürde, welche ihnen bei jedem Schritte schwerer geschienen hatte, eine Leiche war. War es Wirkung des zu hastig verschlungenen geistigen Getränkes, oder der zu schnellen Sättigung eines langen Hungers, genug, der Vater lag todt in seiner Söhne Armen.

Bestürzt umstanden nun die Unglücklichen den theuren Leichnam, und begruben ihn sodann unter Reuethränen und manchem Vorwurf, womit sie ihr thörichtes Unternehmen beschuldigten, unfern ihrer Hütte unter einer Eiche.

Nach diesem Ereignisse blieben sie noch einige Zeit beisammen; endlich aber sehnten sie sich in die Fremde, beschlossen, ihr bisheriges Verhältniß aufzugeben, und auf verschiedenen Wegen ihr Glück zu suchen.

Nachdem sie einen Tag festgesetzt hatten, sich zu trennen, begaben sie sich nochmals mit einander auf die Jagd, um sich im Voraus so viel Wild zu verschaffen, als sie wenigstens für die ersten Tage ihrer Wanderung bedurften. Als nun aber jener Tag gekommen war, gingen sie zur Eiche, die das Grab ihres Vaters beschattete, schworen sich ewige Bruderliebe, und gingen sodann mit herzlichem Abschiede auseinander.

Wie weit jeder dieser zwölf Brüder auf seiner Wanderung gekommen, wo und auf welchem Wege er seine Bestimmung gefunden, — dies zu erzählen wäre eine um so weitläufigere Aufgabe, da das Schicksal des Letztgebornen allein merkwürdig genug ist, um demselben unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Dieser Junge hatte von Kindheit auf eine Abneigung vor jeder mühsamen Arbeit und Beschäftigung; daher verließ er sich in allen Nöthen auf die Gunst des Glücks, um so mehr, da er sich schon mehrmals überzeugt zu haben glaubte, daß dasselbe ihm besonders gewogen sei. Während die Andern bei allem Ungemach der Zeit, der Witterung und der Wege einem Wilde zuweilen mit aller Mühe nachsetzten, legte dieser sich mit seinem Geschütze behaglich auf den nächsten grasigen Hügel hin, und ließ sich im Schatten der Bäume wohl geschehen. Und meistens geschah es, daß, während seine Brüder die Fährte eines Hasen im Schweiße ihres Angesichts verfolgten, ihm, wie gerufen, ein Rehbock oder wohl gar ein Hirsch so nahe vor Augen kam, daß er ihn ohne Mühe erlegen konnte. Dafür hatte er aber auch gar manche Neckerei von seinen Brüdern zu erdulden; denn sein Glück weckte ihren Neid, und sie nannten ihn schlechtweg den Faulpelz.

Das Vertrauen auf die Huld der blinden Göttin geleitete ihn treulich auf seinen Wegen. Bei Tage erlegte er allerlei Wild, das ihm in großer Menge aufstieß, machte sich Feuer an, briet und verzehrte es; des Nachts bettete er sich auf weichem Grase, und schlief getrost dem kommenden Morgen entgegen.

Nachdem er seine Wanderung auf diese Weise sechs Tage fortgesetzt hatte, gelangte er in eine ihm ganz unbekannte Residenzstadt eines Königs. Hier sprach er im ersten besten Gasthofe ein, und bot dem Wirthe einen Hasen für einen Trunk Wein, um sich nach seinen Reisebeschwerden behaglich zu erquicken. Der Wirth kredenzte ihm mehr als er trinken und essen mochte, bot ihm auch ein Nachtlager, und beköstigte ihn aufs Billigste.

Kaum hatte er sich zu Tische gesetzt, als eine Menge Leute sich in der Gaststube versammelten, und mit großer Bedenklichkeit von einem unerhörten Vorfalle, der sich so eben zugetragen hätte, einander Kunde gaben. Die Sache war auch in der That von nicht geringem Belang, denn sie betraf das Interesse des Königs. Dieser hatte neun und neunzig Sauhirten in seinem Dienste, welche sämmtlich in Verlust gerathen, und aller Wahrscheinlichkeit nach auf immer unsichtbar geworden waren. Der neun und neunzigste derselben wurde nun erst seit der letztverflossenen Nacht vermißt, und doch zweifelte man allgemein, daß der König je wieder einen finden würde, der den gefährlichen Dienst desselben auf sich zu nehmen wagte. Denn so reichlichen Lohn man auch Jedem versprach, der sich entschlösse, die königliche Schweineheerde nur einen einzigen Tag zu hüten, so meldete sich doch Niemand im ganzen Reiche, und der erhabne Eigenthümer lief Gefahr, seine Heerde zu verlieren.

Der junge Fremdling hörte diese Erzählung mit Verwunderung an, konnte sich aber die Schwierigkeit nicht denken, die mit dem Sauhirtendienste verbunden wäre. Da der Wirth es sich schon seit geraumer Zeit angelegen sein lassen, Hirten für die Heerde des Königs zu werben, so fragte er seinen jungen Gast, ob er sich nicht herbeiließe, diesen Dienst anzutreten, indem er zugleich hinzusetzte, der König bezahle für jeden einzelnen Tagsdienst ein ganzjähriges Dienstlohn. Warum nicht? antwortete Pista, (so hieß der junge Abenteurer,) und zeigte sich ganz entschlossen, den Antrag einzugehen, da er durchaus nicht glauben wollte, daß zum Dienste eines Sauhüters mehr Kenntniß und Mühe nöthig sei, als er aufzubieten gewohnt war. Seine Zusage ward angenommen, und der Wirth führte ihn sogleich mit vieler Freude zum Könige, und rühmte in der ganzen Stadt die muthvolle Entschlossenheit seines Gastes.

Der Herrscher empfing Beide mit großer Huld, und bestätigte dem Jünglinge nicht nur die ihm schon durch den Wirth

gemachte Zusage, sondern auch ein Ehrengeschenk noch obendrein, wenn er seinem Dienste mit Eifer und Standhaftigkeit obläge. Er ließ ihm sogleich ein reichlich bestelltes Nachtmahl auftischen und beschied ihn auf morgen mit den huldvollsten Glückwünschen auf die Haide hinaus zu seiner Schweinheerde.

Ehe der Tag zu grauen begann, hatte Pista sich schon am bestimmten Orte eingefunden. Die Haide lag in einer anmuthigen Gegend, welche von der einen Seite Gebirge, von der andern ein dichter Wald begrenzten. Bei seiner Ankunft war Alles ruhig, und darum konnte er nicht begreifen, welche Gefahr hier zu befürchten wäre.

Unter mancher Erwartung verging ihm der Tag, und auch der Abend nahte eben so friedlich heran, wie der Abend geschieden war. Mond und Sterne erleuchteten die Gegend weit umher, und die wohlthätige Kühle der Luft lud den sorglosen Hirten zur Ruhe. Er legte sich getrost in die Nähe seiner Heerde hin, empfahl sich und seine Pfleglinge dem Glücke, und schlief in Frieden ein.

Noch hatte er aber kaum ein Stündchen geschlafen, als ihn die seltsamste aller Nachterscheinungen aus seinen Träumen weckte. Der oberälteste Eber seiner Heerde stand vor ihm und redete ihn also an: „Fürchte dich nicht, denn ich bin dir freundlich gewogen, und komme nun als wohlmeinender Rathgeber zu dir, um dich vor den Gefahren zu warnen, welche dir bevorstehen. Da ich dich einmal zu meinem Günstlinge ausersehen habe, so will ich dir meinen Beistand bestens angedeihen lassen. Wenn du uns morgen Abends heim treibst, so sorge sogleich, daß der König dir einen Laib Brot, und eine Flasche Wein für den nächsten Tag mitgebe. Diese zwei Dinge werden dich vor jedem Unglück schützen. Ein großer Drache, der diesen Wald beherrscht, wird dich überwältigen und verschlingen wollen; gibst du ihm aber diese Geschenke, so wirst du ihm nicht nur widerstehen, sondern, wenn er den Wein wird getrunken haben, ihn auch ermorden können."

Pista erstaunte nicht wenig über diese Erscheinung; er rieb sich die Augen, spitzte die Ohren, und nahm alle seine Sinne zusammen, um sich zu überzeugen, ob er träumte oder wachte. Da er aber den Eber leibhaft vor sich sah, und jedes seiner Worte ganz deutlich vernahm, dankte er endlich demselben für die so günstige Weisung, und versprach ihm, solche pünktlich zu befolgen.

Als der zweite Abend gekommen war, trieb er die Heerde heim. Der König sah ihm nicht ohne Verwunderung entgegen, ließ ihm alsobald den verheißenen ganzen Jahreslohn bezahlen, und erlaubte ihm noch obendrein, sich eine besondere Gnade auszubitten. Pista strich sein Geld frohlockend in die Tasche, und verlangte vor der Hand nichts weiter, als Brot und Wein für den nächsten Tag.

Kaum hatte noch der Hahn der ersten Frühstunde entgegengekräht, so war unser Hirt mit seiner Heerde schon wieder zum Thor der Stadt hinausgezogen. Er begab sich auf dieselbe Haide, wo er die vorige Nacht zugebracht, und jenes seltsame tête à tête mit dem Schweinbären gehalten hatte. Sobald er an Ort und Stelle ankam, trat sein borstiger Mentor wieder zu ihm und sprach:

Flink und ohne Zagen
Setze dich auf meinen Rücken,
Und in wenig Augenblicken
Siehst du dich an's Ziel getragen.

Der Junge bestieg den Eber, und im Nu sah er sich zu dem nahen Walde gebracht, und unter einer ungeheuern Eiche abgesetzt. Hier wiederholte der Eber nochmals, was er seinem Günstlinge schon Tags zuvor an's Herz gelegt hatte, und eilte alsobald zurück zu seiner Heerde.

Pista hielt sich bereit, seinem Abenteuer zu begegnen, und ehe er sich noch genau nach dem Tummelplatze umgesehen, drang ihm mit einem Mal aus dem Innern des Waldes ein so gewaltiges Geräusch zu Ohren, daß alle Bäume um ihn her, wie bei einem Sturme, rauschten. Dieses Getöse kam immer näher, und bald erblickte er einen ungeheuern Drachen, welcher gerade auf ihn heran eilte, in seinem Laufe eine Menge Bäume und Gesträuche erschütterte und manche auch sogar zu Boden riß, und ihn schon von ferne zu verschlingen drohte. Wohl eingedenk der Worte seines Mentors, faßte Pista sich ein Herz, bot dem Drachen Brot und Wein, und flehte um Schonung seines Lebens.

Diese liberale Begegnung überraschte das Ungeheuer mehr, als es der Widerstand einer ganzen Schaar Schweinehirten vermocht hätte. Ruhig empfing der Drache die Gaben des Jünglings, verzehrte sie mit großem Behagen, und taumelte, da der Trank seine Wirkung sehr bald begonnen hatte, schläfrig zu Boden hin. Pista säumte nicht, seinen Vortheil zu nutzen. Wie er bemerkte, daß der Drache eingeschlafen war, zog er sein Taschenmesser hervor, und schnitt dem trunkenen Ungeheuer die Kehle ab; ehe er aber seine Operation noch ganz vollbrachte, sah er aus dem Rachen desselben einen kupfernen Schlüssel herausfallen; diesen hob er sogleich auf, und steckte ihn in seine Tasche.

Indessen hatte die Schweineheerde sich allgemach waldeinwärts gezogen, und zwar nach einer Gegend zu, die ziemlich weit von der Stelle entlegen schien, wo das Ungeheuer seinen Tod gefunden. Pista, besorgend seine Pfleglinge zu verlieren, beschloß sogleich, die Krümmung des Forstes abzuschneiden, und in gerader Richtung und zwar auf eben dem Wege, welchen der hervorstürzende Drache genommen hatte, denselben zu Hilfe zu eilen.

Kaum war er eine Strecke weit gekommen, als eine neue überraschende Erscheinung all seine Besorgniß zerstreute. Ein ungeheures, ganz von Kupfer gebautes Schloß stand vor ihm da, dessen Pracht die Residenz seines Königs bei Weitem übertraf, und das um so mehr Einladendes für ihn zu haben schien, da nirgends, so weit sein Auge spähte, ihm eine Wache den Zugang wehrte. Still und einsam war Alles um ihn her, auch nicht eines Vogels Stimme unterbrach das Schweigen seiner Umgebung. Er eilte daher ohne Bedenken zur Burg hinan, fand aber alle Thore derselben fest verschlossen. Sogleich erinnerte er sich des Schlüssels in seiner Tasche; er zog denselben hervor, versuchte ihn am nächsten Schlosse, und sah mit froher Verwunderung, daß sich ihm alle Riegel und Thore aufthaten. Bald befand er sich in dem herrlichsten Palaste, den er je gesehen. Die Zahl der Prachtgemächer, die sich rings um ihn her öffneten, war so groß, daß er nicht gleich mit sich einig werden konnte, welches er zuerst betrete. Getrost ging er durch die erste Vorhalle, und kam von Gemach zu Gemach, bis er endlich mit verblendetem Gesichte in einen Spiegelsaal gelangte, wo ihm allerlei goldenes und silbernes Geräthe entgegen glänzte. In der Mitte des Saals stand ein silberner Tisch, auf welchem eine goldene Gerte lag. Ohne eigentlich zu wissen warum, nahm er die Gerte, und machte einen Schlag auf die Tafel, worauf sogleich ein junger Drache vor ihm erschien, und mit unbeschreiblicher Höflichkeit fragte, was ihm zu Befehle stände.

Pista faßte sich, und äußerte den Wunsch, das ganze Innere des Palastes, sammt den dazu gehörigen Gärten in Augenschein zu nehmen, worauf der dienstbare Drache sich sehr bereitwillig erwies, und seinen Gast bat, ihm zu folgen. Er führte ihn durch alle Gemächer und Säle des Schlosses, deren jedes allein die Schätze eines ganzen Königreichs zu enthalten schien; sodann ging er in die Stallungen, wo herrliche Hengste goldenen Hafer aus silbernen Krippen speisten, und den Eintretenden voll Muth entgegen wieherten. Endlich aber kamen Beide in einen Garten, der voll wunderschöner Blumen und köstlicher Früchte prangte, und den Fremdling wie ein zweites Paradies mit allen Reizen der Natur umfing. Pista konnte sich nicht enthalten, eine Rose zu pflücken, und sie auf seinen Hut zu stecken.

Nachdem er Alles besehen hatte, fragte er den Drachen nach dem Herrn dieses Palastes; dieser aber bückte sich mit tiefer Ehrerbietung vor dem Fremdlinge, und bat ihn, als den nunmehrigen Eigenthümer aller dieser Schätze, seine Huldigung in Gnaden anzunehmen, indem er ihm zugleich versprach, genau über Alles und Jedes wachen und dessen hohe Zufriedenheit aufs Würdigste verdienen zu wollen. Pista erstaunte nicht wenig über diese Begegnung; da er aber wohl merkte, daß alle die Erscheinungen, welche ihm seit Kurzem vorgekommen waren, nichts weniger als natürlich seien, ließ er sich die Huldigung des Drachen gefallen, und spielte seine Rolle so gut er konnte. Nachdem er Letzterm Beifall zugewinkt hatte, ging er mit stolzer Gravität aus dem Schlosse. Rasch donnerten hinter ihm von selbst die Thore zu, er aber versperrte Schlösser und Riegel mit seinem Schlüssel, und begab sich nun weiter in den Wald, um seine Schweine aufzusuchen.

Es währte nicht lange, so begegnete ihm die ganze Heerde in bester Ordnung. Schon war der Tag in Westen verglüht, und die Schatten der Berge breiteten sich allgemach über das Gefilde. Nun schien es ihm Zeit, seinen Rückweg anzutreten; er pfiff, seine Heerde setzte sich in Bewegung, und ehe noch der Abendstern am Himmel glänzte, war sie daheim in ihren Hürden.

Pista hatte nicht so bald seine Pfleglinge versorgt, als ihm die Töchter des Königs mit ungemeiner Freundlichkeit entgegen eilten. Schon von ferne hatte die Jüngste derselben die schöne Rose auf seinem Hute bemerkt, und konnte dem Wunsche nicht widerstehen, sie zu besitzen; schnell kam sie daher mit ihren Schwestern herbei gelaufen, und forderte die schöne Blume. Der Sauhirt überreichte sie der Prinzessin alsogleich, und fand sich sehr hochgeehrt, seine Gabe an dem Busen der liebenswürdigsten Königstochter zu sehen.

Der König aber, der sich indessen über die eben so glückliche als pünktliche Zurückkunft seines Hirten höchlich verwunderte, ließ denselben sogleich zu sich berufen, und fragte ihn

angelegentlich um Alles, was ihm auf seiner Haide begegnet wäre. Allein Pista wich diesen Fragen sehr behutsam aus; er antwortete sehr kurz, und vermied jede Erklärung, die seine so seltsamen und glücklichen Abenteuer hätte verrathen können. „Diese Rose," sprach er, „die ich schon abgepflückt auf einem Baumstrunke liegen gefunden, ist Alles, was mir unterweges vorgekommen; ich steckte sie auf meinen Hut, um sie nicht ganz ungenossen verwelken zu lassen."

Der König bewies ihm neuerdings seine hohe Zufriedenheit und Gnade, indem er ihm auch für die künftigen Tage denselben reichlichen Lohn zusicherte, den er bis jetzt genossen. — Der Hirt dankte seinem Gebieter und begab sich zu seinen Schweinen, um in der Nähe derselben die Nacht über auf seinem Strohlager auszuruhen.

Kaum war es Mitternacht, so weckte ihn der vertrauliche Eber so wie gestern, und sagte: Pista wolle sich auch für den kommenden Tag mit Brot und Wein versehen, da er es mit einem zweiten, noch größern Drachen, als der erste war, würde zu thun haben. Er rieth ihm, den Mundvorrath zu verdoppeln, fügte aber hinzu, daß er auch diesmal nichts zu befürchten hätte, wenn er dem Ungeheuer eben so muthig wie dem gestrigen begegnete.

Schon vor Tages Anbruch ließ Pista sich zwei Brote und zwei Flaschen Wein reichen, und begab sich mit seinen Schweinen abermals hinaus auf die Haide. Dort angelangt trat der Eber sogleich wieder zu ihm hin und sprach:

**Pista, flink und ohne Zagen**
**Setze dich auf meinen Rücken;**
**Will dich heut noch weiter tragen,**
**Und noch Größer's soll dir glücken.**

Der Jüngling that nach des Ebers Willen, und rascher als auf eines Renners Rücken sah er sich zu einem Gehege getragen, das eine gute Strecke Weges von dem gestrigen entfernt war. Der Eber setzte ihn auch hier unter einer Eiche ab, wiederholte ihm nochmals was er ihm zum ersten Mal empfohlen hatte, und überließ ihn seinem Schicksale.

Pista wartete nicht lange; bald hörte er ein furchtbares Geräusch von den Wipfeln der Bäume herab; allgemach schien es dunkler um ihn her zu werden, und mit einemmal kam in der Luft ein ungeheurer Drache heran, der, noch weit größer als der erste, die ganze Gegend, wie eine finstere Gewitterwolke, mit seinen Flügeln überschattete, und mit gräßlicher Hast auf den Hirten hernieder zu stürzen drohte. Aber eben so schnell reichte Pista ihm die zwei Brote und Flaschen hin, und begütigte das Ungethüm so glücklich, daß es alsobald sich ruhig niederstreckte, die Victualien mit vielem Behagen verzehrte, und sodann mit brausendem Geschnarche einschlief. Pista nahm auch diesmal den günstigen Augenblick wahr, und schnitt dem Drachen die Kehle ab, wobei demselben ein silberner Schlüssel aus dem Rachen fiel, den Jener sogleich in die Tasche schob.

Nun ging er, so wie gestern, ins Innere des Waldes und erblickte bald ein Schloß, das, ganz von Silber gebaut, seinen Augen schon von fern mit blendendem Schimmer entgegen strahlte. Was er in der kupfernen Burg gethan und gesehen hatte, dasselbe that und sah er auch hier, nur war die Pracht der innern Einrichtung hier noch weit größer, weßhalb er auch bei Betrachtung derselben länger als dort verweilte. Nachdem ihm auch hier ein dienstbarer Drache alle Schätze und Kostbarkeiten gezeigt, und ihn endlich in den Garten geleitet hatte, pflückte er sich eine silberne Rose, dergleichen unzählige an den Sträuchern prangten, und steckte sie auf seinen Hut. Hierauf verschloß er die Thore des schönen Schlosses mit seinem silbernen Schlüssel, begab sich wieder zu seiner Heerde, und trieb sie, als der Tag sich zu neigen anfing, ruhig nach Hause.

Sobald er an Ort und Stelle war, sprangen die drei Königstöchter ihm wieder freundlich entgegen, und die Jüngste haschte ihm die silberne Rose vom Hute weg, und lief mit derselben frohlockend zu ihrem Vater. Der König ließ, wie gestern, den Hirten zu sich berufen, fragte ihn nach Allem, was ihm den Tag über begegnet wäre, und äußerte, da Jener ihm befriedigend geantwortet, seine volle Zufriedenheit.

Dieses Abenteuer wiederholte sich auch den dritten Tag, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Hirte in einen goldenen Palast kam, und aus dem Garten desselben eine goldene Rose mit nach Hause brachte, welche die schöne Königstochter, so wie die vorigen, sich zueignete.

Zufälligerweise fiel gerade in diese Zeit die Feier eines Festes, das der König den Freiern seiner drei Töchter zu geben schon längst beschlossen hatte. Er ließ drei goldene Aepfel von gleicher Größe verfertigen, deren jeder mit dem Namen einer der Prinzessinnen bezeichnet, und im Vorhofe seiner Burg an goldenen Schnüren hangend, das Ziel eines Wettkampfs werden sollte, wobei den Siegern die Hände der Königstöchter zum Lohn zuerkannt würden. Wer nämlich von den Kämpfern, zu Pferde, im schnellsten Lauf einen dieser Aepfel mit seiner Lanze herab stieße, dem sollte mit der Goldfrucht auch die Prinzessin, deren Name darauf geschrieben stand, zu Theil werden. Da die drei Schwestern eben so ungemein schön als reich waren, so läßt sich leicht erachten, daß die Anzahl ihrer Freier nicht gering sein mochte. Eine zahllose Menge Prinzen aus nahen und fernen Ländern war um die Königsburg versammelt, und auch des Königs Bruder mit seinen neun Töchtern war zugegen. Das ganze Reich nahm Antheil an dieser Feier, und Jung und Alt freute sich auf ihren Anfang. Alles was königlicher Reichthum an Schätzen aufzubringen vermag, war hier beisammen zu sehen, und alle Reichen und Vornehmen strömten herbei, durch Schimmer und Aufwand das schon längst erwartete Fest zu verherrlichen.

Da sich wohl vermuthen ließ, Pista werde einer so großen Feierlichkeit seine Gegenwart nicht versagen, so lud die jüngste Prinzessin, aus Dankbarkeit für die ihr gegebenen drei Rosen, den Jüngling zum Zuschauer, indem sie ihm rieth, ja nicht wegzubleiben, wenn er anders das Herrlichste, was ihres Vaters Reich an Menschen, Pferden, Kleidern und Edelsteinen besäße, zu sehen nicht verschmähte.

Aber zu nicht geringem Erstaunen der Prinzessin dankte der Hirt für ihre Einladung: er wolle lieber bei seines Gleichen bleiben, und sich, wie bisher, zu seiner Schweinheerde auf die Haide begeben.

Als der Morgen kam, und sich in und außer der Burg schon Alles regte und bewegte, die Straßen von zahllosem Volke wimmelten, ja selbst die mühseligsten Krüppel sich schaulustig herbei schleppten, trieb Pista ganz gleichgiltig seine Heerde aus, und ließ sich nicht den geringsten Anschein von Neubegierde merken.

Wer hätte aber vermuthet, was der verschmitzte Junge geheim bei sich beschlossen, und welch gewaltigen Streich er alle den fürstlichen Freiern zu spielen vorhatte? — Kaum war er auf der Haide angelangt, so eilte er sogleich in jenen Wald, wo er ohnlängst sein erstes Abenteuer bestanden. Hier begab er sich gerade in den kupfernen Palast, trat in den Saal, und befahl durch einen Schlag mit der goldenen Gerte dem dienstbaren Drachen, ihm das kostbarste Prachtgewand, wie auch das herrlichste Reitpferd herbei zu schaffen. Der Drache befolgte den Befehl seines Gebieters aufs Schleunigste; er kleidete denselben so geschickt und flink, als es je ein Kammerdiener vermocht hätte, und führte ihm eben so bald ein prächtig gezäumtes Roß herbei, das schon im Herannahen vor Kampfbegier Funken zu sprühen schien.

Kaum hatte Pista den Renner bestiegen, so donnerten von dessen Hufschlage die Hallen des Schlosses hinter ihm; er flog, wie auf Schwingen des Blitzes getragen, über Haide und Straße, und erschien, ehe man sichs versah, in den Schranken der königlichen Kämpfer. Der Schimmer seines Gewandes, die Kraft und Schnelle seines Pferdes, und alle die kostbaren Edelsteine, die ihn schmückten, verblendeten Aller Augen, und Niemand hätte sich beikommen lassen, den Schweinehirten in ihm zu suchen. Alles wich bei seiner Ankunft von der Stelle, und verneigte sich wie vor einem Gotte. Der König selbst hielt ihn wenigstens für seines Gleichen, und bot ihm vor allen Anwesenden sogleich die Ehre des Vortritts an. Allein Pista lehnte diese Auszeichnung bescheiden ab, und bat vielmehr, der Letzte unter den Freiern sein zu dürfen.

Endlich ward das Zeichen gegeben. Alles drängte sich zu den Schranken, und der Wettlauf nahm seinen Anfang. Reiter und Pferde flogen mit heißer Kampfsbegier nach dem Ziele, aber Keinem gelang es, auch nur einen der drei Aepfel mit der Lanze zu berühren.

Auf einmal aber sprengte der unbekannte Gast wie ein Pfeil über die Bahn dahin, und traf alsobald den Ersten der drei Aepfel so glücklich, daß derselbe sammt der goldnen Schnur, woran er befestigt war, an seiner Lanze hängen blieb. Aller Blicke starrten ihm verwundert nach, er aber flog mit seiner Siegesbeute unverwandt, und in gerader Richtung über alle Schranken hinweg, und entschwand endlich in der Ferne.

Dieser unerwartete Vorfall bewirkte allgemeine Verlegenheit unter den Freiern und bestimmte den König, die Fortsetzung der Feier auf den kommenden Tag zu verschieben. Indessen schickte er sogleich einige seiner besten Reiter dem seltsamen Flüchtlinge nach, um dessen Aufenthalt zu erkunden; aber ehe diese sich auf den Weg machten, war unser Ritter bereits unsichtbar geworden, und hatte sich in seiner Hirtentracht wieder bei seiner Heerde eingefunden.

Abends kam er, wie gewöhnlich, mit derselben nach Hause, und bestellte seine Geschäfte. Ehe er sich aber zur Ruhe begab, ersah ihn auch diesmal die Jüngste der Prinzessinnen, eilte zu ihm herbei, und erzählte ihm mit großer Bestürzung den unerwünschten Vorfall, wodurch ihr heute der ihr bestimmte Apfel, und mit ihm zugleich der Bräutigam entrissen worden. Der

Hirt tröstete sie mit vieler Theilnahme, indem er sagte, man könnte noch nicht wissen, ob der Unfall, der sie getroffen, ihr nicht noch zum Glücke gereichen werde.

Tags darauf, ehe die Feier des Festes von Neuem begonnen hatte, war Pista mit seiner Heerde wieder auf der Weide. Nun ging er aber in den silbernen Palast, kleidete sich in ein noch schöneres Prachtgewand als das gestrige war, und wählte sich auch ein noch weit herrlicheres Pferd, als das vorige. Schnell wie der Wind, und leuchtend wie Gold und Juwelen, sprengte er nun abermals auf den Kampfplatz heran. Alles erstaunte über diese neue Erscheinung, Alles neigte sich vor ihm, und Niemand erkannte ihn für denselben Gast, welcher sich gestern auf eine so seltsame Weise hervorgethan hatte.

Aber eben so, wie gestern, gab er, als aller Augen auf ihn gerichtet waren, seinem Rosse die Sporen, sprengte mit verhängtem Zügel auf das Ziel los, und flog, wie ein Pfeil, mit dem zweiten goldenen Apfel hinaus über die Schranken, und gar bald auch weit aus dem Gesichtskreis der erstaunten Menge.

Der König und seine hohen Gäste geriethen nun schon in Besorgniß, es walte irgend ein übernatürliches Wesen über diesem Vorfalle, und entschlossen sich beinahe, das Kampfspiel erst nach einem Jahre wieder erneuern zu wollen. Da nun aber schon zwei Goldäpfel verloren waren, so wollte man sich doch auch vom Schicksale des dritten und letzten überzeugen. Der König bestimmte daher die Beendigung des Festes auf den nächsten Morgen, und suchte sich indessen zu beruhigen so gut er konnte.

Wie bisher, geschah es auch zum dritten Mal. Der Hirt war in aller Frühe auf die Haide gezogen, und erschien nun auf einem noch weit herrlichern Rosse, und in einem noch viel prächtigern Gewande als vormals in den Schranken. Er sprengte heran, erhaschte auch den dritten Goldapfel, und jagte zu Aller Erstaunen, schnell wie der Wind, ins Weite.

Das Fest war nun zu Ende; die Versammlung der Freier ging auseinander, und der König beklagte das Loos seiner lieben Töchter. Diese zerflossen beinahe in Thränen, und bejammerten ihr Schicksal als eine Fügung des Himmels, welcher zufolge Keiner von ihnen je ein Bräutigam zu Theil werden sollte.

Da der König schon über den ersten dieser bedenklichen Vorfälle vergessen hatte, dem Hirten sein Taglohn auszuzahlen, und dieser nun schon dreitägigen Gehalt zu Gute hatte, so bediente Pista sich der Befugniß, sein Dienstlohn zu fordern, als einer schicklichen Gelegenheit, zu erfahren, welche Wirkung bei Hofe seine drei Abenteuer hervorgebracht hätten. Noch denselben Abend, nachdem er seine Heerde nach Hause getrieben hatte, verfügte er sich zu dem Könige, verbarg aber seine drei goldnen Aepfel, aus Besorgniß, dieselben möchten ihm, wenn er sie im Schweinstalle zurückließe, entwendet werden, unter seinem Hute, und behielt diesen, gleichwohl im Angesichte seines Gebieters, auf dem Kopfe.

Der König bemerkte dieses gröbliche Benehmen seines Sauhirten nicht ohne Befremden; da er ihm aber wegen seiner wichtigen Dienste überaus gewogen war, so fragte er ihn mit Nachsicht, was er verlangte. Pista hatte sich noch kaum gesammelt, seine Bitte vorzubringen, als die jüngste nun ohnehin mißlaunige Prinzessin hastig herbei eilte, und ihm, mit der Miene höchlich beleidigten Stolzes, den Hut vom Haupte riß. Sogleich fielen die drei Goldäpfel heraus, und rollten vor des Königs Füße hin.

Welches Staunen ergriff nicht den ganzen Hof! Die Königstöchter erkannten sogleich ihre Namen, und konnten kaum Worte finden, ihre Freude über ihre wiedergefundenen Aepfel auszudrücken. Der König drang aufs Huldvollste in den Jüngling, um zu erfahren, wie er zu denselben gekommen wäre. Dieser aber erwiederte mit ungemeiner Freimüthigkeit, er selbst sei der Eroberer der kostbaren Beute, und glaube daher, auf Eine der drei schönen Bräute vollkommnes Recht zu haben.

Da nun der König, wohl eingedenk jener beispiellosen Pracht und Herrlichkeit, wie auch des so seltsamen Siegesglücks, wodurch der Fremdling sich bei jedem Kampfspiele ausgezeichnet hatte, noch gar manchen erheblichen Vortheil hinter dem Dunkel dieses räthselhaften Ereignisses vermuthete, so willigte er ohne langes Bedenken in des Hirten Anspruch. Die Jüngste der Prinzessinnen fühlte sich mit einem Mal erheitert, und so liebevoll zu dem metamorphosirten Sauhirten hingezogen, daß sie, ungeachtet seines zweideutigen Geruchs, ihm um den Hals fiel. Der König aber bestimmte ihn sogleich zum Gatten seiner Tochter, und den nächsten Morgen ward die Hochzeit im Angesichte des ganzen Hofs auf der goldenen Waldburg, welche Pista sich sogleich zur Residenz ersehen, aufs Glänzendste vollzogen.

Nach geendigtem Mahle befahl der Bräutigam seinem dienstbaren Drachen, welcher schon Tags vorher ein zahlreiches Dienerpersonal aus seinem geflügelten Geschlechte geworben hatte, unverzüglich seine eilf Brüder herbei zu holen, indem er demselben ihre Namen angab, und ihre Gestalten nach Möglichkeit bezeichnete.

Ehe die Sonne gesunken war, sahe man diese eilf Brüder im gestreckten Galopp zur Goldburg herein sprengen. Alle waren auf Anstalt des dienstbaren Zauberdrachen überaus herrlich geziert, und sie freuten und verwunderten sich nicht wenig über die so unerwartete Verwandlung ihres Schicksals. Zwei von denselben heiratheten die Schwestern ihrer königlichen Schwägerin, die Andern aber die neun Töchter des andern Königs. Bald eroberten sie eben so viele Königreiche, und lebten alle zusammen glücklich bis an ihr Ende.

---

## Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern.

Dieser geistreiche Staatsmann, der sich nach vielfachen Richtungen hin auszeichnete, ward am 25. Januar 1766 zu Klein-Niedesheim in der Unterpfalz geboren, und begann, noch sehr jung, seine politische Laufbahn vor der französischen Occupation, in fürstlich Nassau-Weilburgischen Diensten. Nach dem Frieden von Luneville ging er als Gesandter seines Hofes nach Paris, und verstand es, nicht allein mit seltener Gewandtheit für denselben zu unterhandeln, sondern auch sich die besondere Hochachtung Talleyrands zu erwerben. — Durch ein Decret Napoleons genöthigt, seinen Posten niederzulegen, begab er sich nach Wien, und half durch kräftige Mitwirkung eine bessere Zeit für Deutschland vorbereiten. Dadurch sah er sich aber gezwungen, diese Stadt wieder zu verlassen, um den Verfolgungen der Franzosen zu entgehen. Nachdem er eine Zeit lang im preußisch-russischen Hauptquartier verweilt, schiffte er nach England über, kehrte jedoch 1814 bereits zurück, um die Verwaltung der oranischen Fürstenthümer zu leiten, und nahm 1815 als Gesandter des Königs der Niederlande Antheil an dem Wiener Congresse. Von dort begab er sich nach Paris, und ward dann 1818 Königl. Niederländischer Gesandter bei dem Bundestage und der freien Stadt Frankfurt, 1820 aber Mitglied der Hessen-Darmstädtischen Ständeversammlung. In demselben Jahre von seinem Könige ehrenvoll pensionirt, lebt er seitdem auf seinem Gute Soden bei Frankfurt als Privatmann. Er ist Ritter des hessischen Löwenordens, des belgischen Civilverdienstordens u. a. O. m.

Von ihm erschien im Druck:

- Ueber Religion. Deutschland, 1798.
- Die Resultate der Sittengeschichte. Frankfurt a. M., 1808 — 1822. 6 Thle.
- Die Nationalgeschichte der Deutschen. Wien, 1813. I. N. A. Frankfurt 1823. II. 1826. Gr. 4.
- Berichtigung einiger politischen Ideen. Am Rhein, 1813. 4.
- Beiträge zur Zeitgeschichte. Am Rhein, 1814. 4.
- Ueber die Auswanderungen der Deutschen. Frankfurt 1817.
- Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung. Stuttgart, 1818.
- Mein Antheil an der Politik. 4 Bde. Stuttgart, 1823 — 1833.

Was v. G. als Patriot und Staatsmann Großes und Bedeutendes vollbracht, ist uns hier nicht gestattet zu würdigen, da dieses Werk nur literärischen Leistungen gewidmet ist. Als Schriftsteller zeichnet er sich durch tiefe und gründliche Kenntnisse, seltenen Scharfsinn, Feinheit und Gewandtheit, außerordentliche Kraft der Rede und einen eben so blühenden als gewandten Styl höchst rühmlich aus, und kann namentlich Politikern als ein musterhaftes Vorbild dienen. —

---

## Ansprache an die deutsche Jugend.

Rem populi tractas? — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Quo fretus? Dic hoc magni pupille Pericli.
Scilicet ingenium, et rerum prudentia velox,
Ante pilos venit, dicenda tacendaque calles.
Ergo cum motâ fervet plebecula bile,
Fert animus calidae fecisse silentia turbae
Majestate manûs. Quid deinde loquêre? Quirites,
Hoc, puto, non justum est, illud male rectius illud.
Scis etenim justum geminâ suspendere lance
Ancipitis librae; rectum discernis, ubi inter
Curva subit, vel cum fallit pede regula varo;
Et potis es nigrum vitio praefigere theta.

„Die Sache des Volkes handelst du ab? Zögling des Pe-
„ricles! Worauf gestützt? Vermuthlich kam Genie und schneller
„Begriff der Dinge noch vor dem Bart; du weißt genau, was
„man sagen und verschweigen soll. Also wenn der gemeine Hau-
„fen mit bewegter Galle braust, wird dir schon der Verstand
„sagen, mit majestätischer Hand der erhitzten Menge Stille zu
„gebieten. Und was dann ferner der Stoff der Rede?
„Bürger, das, meine ich, ist nicht recht, jenes schädlich,
„besser dieses. Denn du weißt das Gerechte auf der doppelten
„Schaale der in Schwingung begriffenen Wage vortrefflich an-
„und festzuhängen! Das Gerade unterscheidest du auch zwischen
„den Krümmen, oder wo der Maaßstab trüglich ist; und ganz
„wohl bist du fähig, der Untugend das schwarze Mal zu setzen."

Der edle Zögling von Volterra, Aulus Persius Flaccus; würdig der Freundschaft der Bessern seiner Zeit, des Cornutus, Thrasea und der Arria, aber noch innerhalb den zwanzigen der Erde und den Seinigen entrissen. IV.

* * *

Auf unsern Universitäten haben sich viele Jünglinge heftig für die Landsmannschaften gegen die Burschenschaft, und die Andern für die Burschenschaft gegen die Landsmannschaften geschlagen. Auf der Wartburg ist Manches, wahrscheinlich Mittelmäßiges, aber unstreitig auch Gutes, verbrannt worden. Die Andern haben es verleugnet, mißbilliget und für ein post festum und hors d'oeuvre ausgegeben. Einen sehr angesehenen Mann hat man ungefähr zur selbigen Epoche auf seiner Durchreise auf einer der Akademien insultirt; einer noch höhern Person auch nicht einmal den Dank der Stiftung bezeigt; und die andern Klügern haben von freien Stücken gleichsam Entschuldigung und Abbitte gethan, oder Reue empfunden. Nein fürwahr, das sind doch vortreffliche Sinnbilder, Muster und Saamen künftiger Einigung und Eintracht in Deutschland, und wir alternde Leute mögen da zur Schule gehn, da uns das so schwer vorkommt! — Junge Freunde, nach diesem Eingang, halb Scherz halb Ernst, soll das Folgende gänzlich Ernst sein. Die innersten Gründe eurer falschen Ansichten, Irrthümer und Trugschlüsse zu entdecken, nachdrücklich zu rügen und wohlwollend, ja liebevoll und väterlich euch zu warnen und zurückzuführen, und sicher nicht die Verdorbenen, sondern die Geistreichsten unter euch, sei mir jetzt eine heilige Pflicht, mir wohl bewußt, daß ich auch hier auf dem Pfade der Alten wandle! Aber auch gegen mich gekehrt, jenes quo fretus, wo ist mein Beruf! Nicht nur sechs Söhne, die zu euch gehören, Erfahrung, Studium unserer Geschichte, und mein Zwischenalter; es sind noch speziellere Verhältnisse, die mich an euch binden. Es ist hier nur die Fortsetzung meines frühern Beginnens. Als noch Alles die Flügel hängen ließ, am Vaterland und an sich selbst verzweifelte, und mein Beruf mich an Napoleons Hof führte, widmete ich euch dort die Resultate der Sittengeschichte, das Buch von den Fürsten, und erließ im Eingang an euch die ernste Mahnung:

Euren Seelen Festigkeit und Stahl zu geben, den gesunkenen Geist zu heben, der Sittenlehre und dem Völkerrecht mit den Bessern unter uns das Wort zu reden, und alles Feuer, allen Entschluß und Streben der Jünglinge zu einer bessern Vaterlandsliebe zurückzuführen, das sind meine ersten offenen unverhohlenen Zwecke.

Und als die Stunde der Befreiung näher rückte, sprach ich am Schluß des andern Theils noch einmal im selbigen Sinn; beides, wie mich dünkt, des großen Gegenstands nicht unwürdig:

Ich kehre noch lieber zu den Platonischen Ideen von den Metallen zurück. — Die Alten sagten, wir seien die Schmiede unsers Glücks. Jedes Alter ist bereits in Uebung. Darum, muntre Knaben, pocht die Erze, Jünglinge, den geschliffenen Stahl gebe ich euch in die Hand, das Silber sucht, das Gold verdient.

Freunde, das war nicht der Stahl, den Sand erkohren hat; es war einzig der Stahl, den eben jene Söhne bei Leipzig, bei Arcis sur Aube, und bei Waterloo führten; es war eben der Stahl, womit die deutsche Jugend bald siegreich aus den Schlachten kam.

---

Allein man hat dem Vaterland und euch damals Dinge versprochen, und ihr behauptet, oder gebt zu verstehen, oder Andre sagen für euch, das ihr vergeblich auf die Erfüllung wartet! Das laßt uns verständig, offen und recht umständlich prüfen.

Ich war einst auch einer der Versprechenden und erinnere mich noch sehr wohl meiner Vollmacht, meiner Absicht und meiner Allocution. Was im Nassauischen überhaupt sich zutrug, soll als Analogie gelten, und ich werde dann leicht vom Besondern zum Allgemeinen gehen.

Zu der Zeit Minister in den Oranischen Fürstenthümern, fügte es sich, daß in Abwesenheit des Landesherrn Alles auf mir lag. Die Freiwilligen, die Landwehr, auch die stehende Mannschaft, als Napoleons Herrschaft dort im Großherzogthum Berg aufhörte, habe ich allein komponirt. Unstreitig ganz außer meinem Fach und Handwerk. Auf die gebildete Jugend des Landes setzte ich Vertrauen; ich fand und nährte mit all meinen Mitteln den public spirit; sie gingen zu den großen Heeren, und waren unter den Ersten, auf welche in jenen blutigen Tagen der Feind traf.

---

Aber diese einzige Schlacht endigte den Krieg. Sollen wir es als ein Uebel ansehen, daß die Verlängerung nicht beitrug, die Haufen zu verdünnen, die Ehrgeizigen empor zu heben, oder in das Reich ihrer Väter zu senden! Freunde, dieser Kannibalen-Gedanke kann weder in euerer, noch in meiner Brust statt finden. Das Vaterland, und was uns rechts und links umgiebt, hatte früher, so viele Jahre lang, genug geblutet! —

Seinen Werth und sein Verdienst kann man leicht überschätzen. Häufig hörte ich die Franzosen im Lauf ihrer Siege selbst sagen: Tout le monde est brave. Sicher gilt dasselbige von Leipzig und Hanau, von Ligny und Waterloo! Man führt die Kriege nicht mit den Greisen, sondern mit der Jugend des Landes! Daß die unsrige dem Aufruf folgte, war recht und lobenswerth und nichts weiter! Nach dem Tag von Cannä wunderte man sich nicht, daß die jungen Männer, sondern daß Sklaven in die Reihen traten! Für jene bedurfte es keiner besondern Lockungen, als daß ihr Vaterland in Gefahr, ihres Arms, ihrer vermehrten Anstrengung bedürfe! Und die Sybillinischen Bücher hießen sie schon früher nach dem Tag von Thrasymene = aedem menti, der Vernunft und Einsicht und der Besonnenheit einen Tempel bauen, und sonst nichts. Dasselbige thut uns nothwendig, und die Sybille hat für alle Jahrhunderte gesprochen.

Damit will ich keineswegs euren Enthusiasmus und seine herrlichen Früchte leugnen, noch den Werth verringern. Als ewiges Muster in künftigen Bedrängnissen wird dieser Feuereifer geschichtlich dastehn, und ich möchte ihn schildern können; lieber als ihm Abbruch thun.

Allein hier treffe ich bereits auf den Wirrwarr der Ideen, auf Thorheit und Ueberspannung. Sicher hat Niemand versprochen, das Regiment der Länder und der Heere, die Führung der Dinge auf der Erde nach vollbrachtem Kampf den Jünglingen zu übergeben; noch, was ungefähr dasselbige wäre, ihrem Urtheil, was dieser Erde frommt! Laßt der Natur, den Jahren und dem Fortrücken seinen Lauf.

Alsobald fallen mir jene grausen Handlungen ein, noch weit andre, bedeutendere, als die zur öffentlichen Kunde kamen. In meinen Augen weit stärkere Symptome der unermeßlichen Verwirrung und Empörung der Gemüther! Als ich jüngst in meiner Nähe nach dem botanischen Garten des Ortes Langenhayn ritt, mit den dortigen Verhältnissen unbekannt, hörte ich vom neuen Oberförster. — Wo ist der vorige? — Der Oberförster F... hat sich, und J... auch, erschossen. Warum? Liebe, Melancholie, Mangel, Darben zahlreicher Familie? Nein, — politische Ideen; es gefiel ihnen nicht mehr in der deutschen Welt.

Ein Paar junge ledige Freunde, Beide Freiwillige, getäuscht nach ihrer Meinung, haben sich nach genommener Abrede und gewechselten Billetten hier und in H. zur selbigen Zeit selbst entleibt! Also hier nicht zugefügtes Unrecht, unerfülltes Versprechen, langes Warten, gehemmte Laufbahn und Dürftigkeit; von Allem vielmehr das Gegentheil. Gunst und Rücksicht, Brod, ehrbares Amt, fernere Aussicht, genügende Beschäftigung! Kein Reiz, keine Verführung, als aus ihnen selbst. Folglich überspannte Erwartung, Grille, unermeßliche Extravaganz und Verstimmung, ja Empörung des Gemüthes! Sand war vielleicht durch speziellere Dinge gereizt; durch Stolz, Selbstvertrauen und Gefühl gewaltiger Stärke; durch die Erwartung, auf die-

sem Wege berühmt zu werden, Eindruck, ja vielleicht nach seiner Weise Nutzen hervorzubringen. Hier nicht, hier ist allein kalte Verzweiflung am Schicksal. Was haben sie also früher erwartet und gehofft, wenn gleich dunkel? Tumult, Umwälzung, ein tolles Glücksspiel! Als könnte der Völker Band nur mit flüssigem Blut gekittet und geleimt werden! Davor aber wolle die Vorsehung die Erde und den vaterländischen Boden bewahren!

Sinnliche Begierden — vermehrte Lust zu haben, sind nur zu oft bei diesem und jenem im Hintergrund, und republikanische Maximen, sesquipedalia verba nur im Mund! Sparta und Champagner Wein gehören nicht auf dieselbe Zunge. Wir sind nicht reich in Deutschland, und andre Nationen haben diesen Vorzug für uns! Und auch die Armuth muß man tragen können. Fürwahr, dieser Mißmuth hätte keineswegs so überhand genommen, hätte unter uns das Bewußtsein wiedererrungener Freiheit und Unabhängigkeit, des wiedererrungenen Ansehens und der Ehre, und noch mehr hätte das Bewußtsein, auch nur einen entfernten Theil dazu beigetragen zu haben, in unsrer und der Jünglinge Seelen den rechten Sterlingwerth! Ja wären sie der Freiheit ächte Söhne! Und hätten die, welche sich zu Lehrern und Führern oder Sprechern aufwarfen, kluge Männer in bedeutenderer Anzahl, mannigfaltig, einstimmig, eben diese des Vaterlandes wiedergewonnene Vortheile billig erwogen und verherrlicht; hätten sie verständiger geprüft und verglichen, was haben wir errungen! Wären wir auf solche Weise dankbar gegen die schirmende Vorsehung gewesen; fürwahr es wäre Vieles anders.

---

Ist denn der ganze Becher des Lebens und des Lebensgenusses auf einmal auszutrinken? Ist der Durst nach That so eilend und so dringend? Haben wir Brief und Siegel, daß das Vaterland dieser raschen Arme nicht mehr bedürfen werde? **Blücher** selbst, wie viele Widerwärtigkeiten, wie viele herbe Stunden gingen an ihm vorüber, bis er in so spätem Alter zum gehofften Ziel und zum Lorbeerkranz kam! Noch am Vorabend war er gewichen, und zur Erde gesunken.

Wie unendlich viele Täuschungen sehe ich, dem Chaos ähnlich, nah und fern! Diese angesprochenen Konstitutionen der Unsrigen, was auch die Modalität der Verheißung war, werden allerdings gegeben. Nur eine große und grobe oder verschmitzte Unwissenheit hält diese Dinge für leicht; nur der Leichtsinn schüttelt sie aus dem Aermel. Wenn irgend etwas den natürlichen Lauf, den planmäßigen Fortgang, die verständige Entwickelung, das behutsame Dringen der Bessern gestört hat, so sind es eben diese Exzesse! Ich habe wohl auf Reisen vernommen, daß die jungen Berner nach den Schulen zu Rath saßen und fingirte Geschäfte trieben, von den Vätern unterwiesen; ich habe gehört, daß man zu Eaton die Parlamentssitzungen präludirt und debattirt, aber keineswegs, daß das Schicksal von Helvetien und Großbritannien dahin verlegt sei, oder Lehrer und Jünglinge sich anmaßen, der Staatssachen kundiger zu sein und den Ton anzugeben. Und dort war noch ein gewöhnlicher Verlauf, ein Fortrücken in der Zeit, ein festerer Standpunkt, von welchem das Geschäft des morgenden Tages leichter vorzusehen war. Bei uns eine tabula rasa, auf welche die Konturen mit geübter Hand erst wieder aufzutragen sind. Diese erste Zeichnung, die Sichtung und Wiederherstellung ist unendlich schwerer. O, vortrefflich, wenn ihr uns einst übertrefft, wenn ihr ähnliche Uebel seiner Zeit verhütet, sie niemals über eure Kinder kommen laßt; vortrefflich, wenn ihr den Vorsatz schon jetzt in eurer Brust fasset! Aber die Weisheit und die Tugend a priori ist baarer Unsinn. Leander war erst bei der Hero, als er durch das Wasser geschwommen war. Mit dem bloßen Vorsatz, oder mit optischer Theorie wäre sie ewig Jungfrau geblieben. Vor allen Dingen meßt die Breiten und die Tiefen. Der ächten Weisheit Kern, junge Freunde, ist in den drei kleinen Worten enthalten: ne quid nimis; und ehe man zu diesem Kern gelangt, sind die Rinden abzuthun, und die Schaalen aufzubeißen. Die großen politischen Weltweisen haben den Staaten-Bau und Schirm mit Musik und Harmonie verglichen. Den Fiedelbogen mit starker bewegter Hand zu streichen, und in die Backen zu blasen, giebt noch kein gutes Konzert.

Als ich zu Leipzig studirte, hatte kurz vorher Dr. Sammet, und zwar mit Beifall, Staatswissenschaft gelehrt. Er verfehlte nie, im Kursus den Kurfürsten, der noch regiert, anzusprechen: Auguste, Auguste, wenn du mich hättest, wie ganz anders würden deine Finanzsachen stehen! Und diese Sachen des August's stunden und stehen noch sehr gut; der arme Doctor aber brauchte mehr als er sollte, und machte mehr wie einmal Bankrutt!

---

Also auf der Wartburg habt ihr literarisch-politisches Auto-da-Fe gehalten, und auch Ancillon und Wangenheim sind dort den Flammen preisgegeben worden. Wie sehr bedaure ich, als Dritter, nicht in so guter Gesellschaft gewesen zu sein. Was Jenen, der zu unsren denkenden Köpfen und talentvollen Literatoren gehört, und dem das anerkannte Verdienst gebührt, einen unsrer edelsten Kronerben gebildet zu haben; was Jenen und seine politischen Ansichten betrifft, so ist mir am deutlichsten erinnerlich geblieben, daß, ehe man nach Rom gelangt, Alpen und Apenninen zu überschreiten sind; oder wie ein andres unsrer Sprüchwörter sagt, daß Rom nicht in einem Tag sei gebaut worden. Und in meines edlen Freundes muntrem Sinn, in seinem unvergleichlichen warmen wohlwollenden Herzen, in seinem ornirten farbenspielenden Verstand hat der Groll gegen euch nicht einen Augenblick Herberge gefunden. Bedürftet ihr eines Fürsprechers, sicher wäre Wangenheim der beredteste und mannigfaltigste. Für euch, glaube ich, hat er seine politische Logik in bildliche Sprache, in die Terminologie philosophischer Schule gewickelt. Denn auch seine dominirenden Ideen, in planen Worten ausgedrückt, waren der Geschichte und dem praktischen Verstand gänzlich entlehnt, mit der Wirklichkeit gepaart, und in Würtemberg befolgt man keine andren. Umsonst erwehrt ihr euch jener Unarten, die auf der Burg stattgefunden haben. Vergeblich deutet man sophistisch die schlimmen Worte, die damals dort verlauteten. Wenn ein Regiment eine Gegend oder Stadt durchzieht, und es fallen grobe Exceffe vor, so sagt man hinterher nicht, der Caspar und der Kunz, wären es auch nur zahlreiche Nachzügler gewesen, sondern man nennt das Regiment und seine Führer. Unstreitig war bei diesen Urtheilen über Literatur, über der Freiheit echten Werth, über der Verfassungen Elemente und Bildung, etwas vom spitzen Messer in der Hand der Kinder, wären sie auch noch so entwachsen gewesen. Vergeblich wählt ihr die Besonnenern zu Vorstehern. Sie werden das spitze Messer zu unterscheiden, zu entwinden nicht vermögen. Ihr habt es selbst erkannt und erfahren. Und um so übler waren diese Peccadillen, als der Gegenstand, die Idee, die Feier des Tages edel, fromm, des ernstlichsten Nachdenkens empfänglich war, keineswegs Spuren der Zwietracht und der Thorheit hätte tragen sollen. Denn auf diese Weise wird man bald bei uns alles solenne, alles große Andenken, allen Handschlag und festen Vorsatz in üblen Ruf bringen. Diese Feuer des 18. Juni, des 18. Oktobers lodern schon nicht mehr auf den deutschen Bergen, oder matt; während dem ich doch eben noch über die Brücken von Jena und Austerlitz gegangen bin. Und doch bedarf unser deutsches Gemüth solcher Funken, solcher Wiederkehr der Seelen-Erhebung, solches Entgegenwirkens gegen Phlegma und Lethargie mehr wie irgend wo.

---

So werde ich allmälich zur großen Lehre des Kriminalrechts von der Imputation, oder dem Grad der Schuld geleitet, und stehe an Sand's schauerlicher That.

Also es war nicht persönliche Rache, nicht schnöder Gewinn, nicht heimliche Tücke, und wie die bösen Triebe alle heißen; — kein alt verderbtes Herz, kein verstocktes mißhandeltes Gemüth, das ihn zur Greuelthat trieb. Er glaubte in seinem fürchterlichen Wahn, eine nothwendige vaterländische Handlung zu begehen; höchstens war geheimer Stolz sein letzter Impuls; und so lautete der blutige Syllogism:

> Uebel, und besonders große Uebel auf der Erde sind nicht zu dulden, sondern auszurotten. Kotzebue ist so ein großes Uebel. Also muß man, muß ich ihn tödten?

Wenn das Fehlerhafte irgend eines der drei Sätze gefunden ist, hat sonst der Logiker seinen Prozeß gewonnen. Aber wo soll ich hier zuerst die hohle wurmstichige Schlußfolge erfassen? Der Raum wird mir gebrechen. Vorherrschend wird immer bleiben das ganze Relative im Begriff und Maaß des Uebels. Also der Lügner, der Ehebrecher, der Verführer, der Spieler, der hoffärtige Thor, der Verschwender, der ungehorsame Sohn, der hartherzige Vater, am Ende der Leichtsinnige, sind, wenn man ihnen nicht anders beikommen kann, mit Dolch und Pistole zu vertilgen; — Bellesnay — hätte am Ende so den Vater ganz löblich aus der Welt geschafft, weil es offenkundig war, daß er nicht viel taugte. — Und die menschliche Ordnung, die menschliche Gesellschaft sollte fortan auf den Angeln dieser Vernunftschlüsse ruhen! Und von den Fakultäten des Verstandes, von der Muskelkraft oder Nervenschwäche der Individuen hinge das Leben der Menschen ab! Und das wäre in Europa das Resultat politischer Weisheit, das Resultat der Christus-Lehre, die Luther und Melanchthon wieder von den Schlacken der Jahrhunderte säuberten! Oder wenn ihr Andre lieber wollt, von der Christus-Lehre, die auf zwei Extremen Pius Chiaramonte, und Wessenberg zu unsren Tagen wieder edler üben oder lehren! Wie allgemein muß der Abscheu der menschlichen Gattung, wie verrucht, wie dreimal verrucht die Person seyn, wenn Charlotte Corday Absolution in den Augen

der Sittlichen empfangen soll! Aber Kotzebue —— Es ist nicht meine Art, auf der Oberfläche der Dinge stehn zu bleiben; ich werde überall hindringen. Kotzebue war in Sand's Augen unsittlicher Dichter und Dramatiker, falscher Politiker und Anbringer bei dem mächtigen Kaiser, und ich fürchte, ich fürchte, auch das lag in der Wagschale des ergrimmten Jünglings, und lag ihm nah — er hat Verdruß und böse Händel in Jena gehabt!

Schon die Mannigfaltigkeit der Anklage zeigt die Undeutlichkeit und die Unzulänglichkeit dieses so arg vermeinten Corpus delicti. Komiker, und Satyriker und Bleischreiber sind solchem desultorischen sehr ausgesetzt. Kaum sind sie ja mit sich selbst einig; und nach Witz und Beifall haschend, ist es ihr Anspruch nicht, der Sitten Lehrer zu sein! Ihr Treiben ist ein lustiges Quodlibet. Ich erinnere mich noch sehr wohl, im Theater zu Drurylane, als man eben ein Kotzebuesches Stück aufführte, in den Zwischenakten über den Werth des Dichters mit einem Engländer in Gespräch gekommen zu sein. Ich meinte, er hätte wohl besser gethan, seine Stücke mehr zu feilen und zu reinigen; und in Deutschland sei der Beifall nicht so ungetheilt. In diese Unterredung mischte sich ein Dritter, nicht sehr höflich. Ich möchte wohl einer der deutschen Zwingherrn und Freiheitsfeinde sein, denen Kotzebue mißfiele!! Wahrlich in seiner Hand lag das Aequilibrium unsrer Freiheiten nicht. — Uns war er Fremdling, und was er von diesem Zustand dachte oder träumte, war keineswegs der Gegenstand unsrer Ahndung und unsers Zorns. Wohlunterrichtete wußten wohl, daß sein Urtheil weder eine Nation, noch ihr Oberhaupt ausschließlich leitete. Sein Auftrag war auch kein geheimer, verbotener, treuloser! Wir wußten ihn ungefähr Alle! — Doch warum bewege ich die Asche des Jünglings, der nicht mehr ist, und der Gerechtigkeit und den Menschen ein Opfer gefallen ist? Längst habe ich darüber laut reden, und nur eben die Distanz des Anstandes und der ersten Verkühlung behalten wollen. — Vergessenheit war nicht sein Ziel; Vergessenheit ist ihm nicht geworden; die That wird im Andenken bleiben; in so hohem Grade charakteristisch unserer Zeit. Sicher verwechselt ihn der Ton, den ich hier nehme, nicht mit dem Alltags-Bösewicht; ich bezeichne ihn selbst weit mehr als einen Wildverirrten, denn als Bösewicht überhaupt. Ja trauren darf man über dieser Asche, daß so viel Entschlossenheit und Widmung und Beharrlichkeit nicht zu bessern, überlegtern reifern Zwecken seien aufgespart worden.

---

Der Kaiser Alexander . . . . . . Doch eben bin ich an die Außenwerke unsrer größten Irrthümer gekommen, und ich erfülle eine schwere, unerläßliche Pflicht, was ich schon früher so oft bezweckte und zum Theil erreichte, politische Ideen, trügerische Ansichten zu berichtigen. Um so nachdrücklicher diese, weil ich sie ungeziemend, unsittlich, und meiner Nation höchst schädlich halte, ihren ganzen Standpunkt in Europa verrückend. Es sind zugleich die Elemente unsres positiven Staats- und Völkerrechts, zum Theil statistischer Würdigung, die ich berufener und fähiger bin zu entwickeln als die Theoretiker, die diese Kunde, diese Hilfsmittel von uns, den praktischen Staatsleuten, zu erwarten befugt sind. Der Kaiser Alexander war nicht nur berechtigt, sondern vermöge seiner hohen Würde verpflichtet sogar, über den Zustand entfernter Länder Kundschaft einzuziehen. Es ist Folge seiner Klugheit, daß er sich auf die gesandtschaftlichen Berichte nicht ausschließlich verläßt, welche Personen sich nur um die Großen bewegen; daß er auf diesem Standpunkt der Civilisation, aber auch der Gährung, sich aus den mannigfaltigsten Notizen ein Urtheil bildet. Einige können ihn täuschen, wahrscheinlich nicht lange, weil er die Mittel der Vergleichung in der Hand hat. Und wenn ihr Kotzebue den Vater der Spionirung in solchem Sinn zu beschuldigen wagt, so war er es nicht mehr, als Cook und als die Forster, als Vancouver, als Kotzebue der verdienstvolle Sohn, die in ähnlichen Absichten, Länder zu erforschen, die Welt umsegelten. Ihnen sind wahrscheinlich wildere Kreaturen, aber keine wilderen Ideen begegnet! — Allein es ist die hohe Sorgfalt für unsere National-Unabhängigkeit, jene edle Eifersucht und fester Vorsatz, nimmermehr zu dienen, jene Furcht und Erbitterung gegen fremden schädlichen Einfluß, der euren jugendlichen Sinn beflügelte, belebte, entrüstete! Und von jener Seite schien euch diese Unabhängigkeit bedroht! Haltet inne! In diesem erlauchten Senat muß ich mir einen kleinen Platz erbitten. Wohlan, wie sieht diese Frage, auf allen Seiten betrachtet, aus?

Junge Freunde; Deutsche nach Völkerschaften, die Nassauer allein nicht, hatten, unter Napoleons Heerhaufen gemischt, Tod und Verderben in die russischen Provinzen, und bis nach Moskau getragen. Wie wenn Alexander nach den Tagen an der Beresina von unsren Entschuldigungen nicht viel Notiz genommen und wieder Tod und Verderben unsren Fluren gedroht und zurückgegeben hätte! Daß diese Besorgnisse da waren, bin ich selbst Zeuge und Bürge, denn ich habe Wort und Auftrag gehabt sie zu beschwichtigen. Wir waren genöthiget! Aber warum habt ihr es so weit kommen lassen, wäre immer der bündige Einwand gewesen! Um so unwiderleglicher, weil Deutschland nicht kraftlos, wie ehedem Armenien zwischen Rom und den Parthern, mitten inne liegt. Wir sind mächtig, tapfer, zu jeder Wehre im Stande. An unsren Häuptern und Führern und ihrer Zwietracht, Lauigkeit und Meineidigkeit wird immer die Schuld sein, wenn es nicht geschieht! Wahr gesprochen, waren also alle diese Entschuldigungen seicht und sophistisch. Statt dessen kam Alexander als Freund! Die Hand, die er einst auf Friedrichs Grab dem königlichen Nachbar gegeben hatte, konnte er nach Austerlitz und Friedland, und zu Tilsit nicht bewähren. — Aber er bewährte sie, sobald der Raum dazu da war. Er bewährte sie, sobald York mit Entschlossenheit und Selbstaufopferung die Bahn brach, und als mein illustrer Freund, den ich nicht zu nennen brauche, in seinem Feldlager, so viel an ihm war, solche Verbindungen und solche günstige Ideen unterhielt. Ob es gleich nach seinem eignen Urtheil einer fremden Zusprache keineswegs bedurfte. Ich bin Sr. Majestät wenig nah gekommen, und mein Urtheil hätte darum wenig Gewicht und Werth; aber dieser selbige eiserne Baron, wie Lord Chatham die Helden der Vorwelt nannte, dieser nämliche der Schmeichelei ganz unfähige Charakter hat mir mit solcher Liebe und Anhängigkeit von dem Monarchen gesprochen, daß ich ihm vollkommen Glauben beimesse. Echter Größe huldige ich auch sehr gern, und es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er die Stufe der großen Vorfahren, Peters I. und Katharina II., bereits betreten, erreicht, und binnen einem Jahrhundert dieß Trio vollgemacht hat. Ohne seine große Hilfe hätten wir Paris und die Seine nicht erreicht; ohne ihn hätten wir diese Grenzen unsrem Vaterland nicht wieder gegeben.

Ich war wohl Zeuge des doppelten Congresses zu Wien und Paris, und sah Alles in der Nähe. Wohl war dort Polen der Stein des Anstoßes. Wohl hätte ich gewünscht, daß ein andrer Verlauf nach den Verträgen von Kalisch wäre möglich gewesen. Nichts hat so mein eignes Schicksal, meine Laufbahn in allen Beziehungen gestört. Aber wißt, daß es fast eine übermenschliche Anmuthung war, jedem namhaften Vortheil, erst nach solcher Einbuße und dann nach solchem Siege zu entsagen. Und wenn eine solche Selbstverleugnung, ein solcher unermeßlicher Grad der Großmuth auch in der Seele stattgefunden hätte, so ist es nicht erwiesen, daß diese Entsagung seiner Person bei der eignen Nation wäre ganz unschädlich gewesen! Denn es ist kein Monarch, der nicht irgend eine Art von Responsabilität auf sich trägt. Das Alles sage ich im Gefühl der Billigkeit, das mir eigen ist, das ich noch über die Gerechtigkeit setze. Ich habe von dort weder Gunst noch Gnade oder Band zu erwarten, und noch eher würde der Kaiser in meinen Gärten Kirschen speisen, als ich die Herrlichkeiten von Petersburg und Czarskoselo schauen.

---

Auf diesem selbigen Kongreß nahm ich mit Vergnügen wahr, daß der Kaiser sich mitten unter uns gefiel, unsrer Nation, unsren Sitten wohlwollte, das Bestreben, ihm einfach zu huldigen, anerkannte. Ich sah und sagte voraus, daß er oft unter uns ohne Prunk erscheinen und deutsche Städte der Schauplatz der Verhandlungen sein würden, und freute mich dessen aufrichtig. Ich sah solche Freundschaft, solch gutes Vernehmen gern; sah gern die Vermählungen der kaiserlichen Schwestern und habe nachdrücklich für die der jüngsten in meinem Beruf opinirt.

Ich glaube an die russische starke Macht; nicht so an die Uebermacht, die uns schrecken soll, was auch die Wilson in England und Deutschland sagen mögen. Vor nichts sollen wir so erschrecken, als vor unsren eignen Thorheiten, Unarten und Entzweiungen; vor der Wiederkehr jener gleichgiltigen Nachlässigkeit, die die Alten desidia und inertia und socordia und torpor nannten; und welche sich dicht neben andern Zwang-, Drang- und Kraft-Maximen, wie sie Kästner belachte, gar wohl wieder einfinden können! Nur sehe ich, außer der Furcht, der ich mich schämen würde, alle, ja alle Beweggründe, daß beide Nationen in gutem Vernehmen bleiben, daß die Witgenstein, die Bennigsen, die Winzingerode oder wie sie heißen, die Fürstenkinder ungerechnet, dort in den Heeren Lorbeern sammlen; daß unsre gelehrte, geschickte, erfinderische, fleißige Leute aller Stände dort eine wohlwollende Aufnahme finden. Und schon ist es vielleicht nicht ganz mehr so. Die Gemüther, das Vertrauen, die Thüren sind verschlossener. Denn so viel an euch war, habt ihr gestrebt jene Verhältnisse zu stören; weil ihr, vielleicht in edler Absicht und Selbstgefühl, geistreich, emporstrebend, aber der Dinge und der Welt noch unkundig seid, und zu leicht dem nächsten Eindruck Raum gebt. So viele

nützliche und große Verhältnisse habt ihr gestört, weil Kotzebue und Sturdza leichte Waare zu Markt gebracht haben!!

---

Doch Welt und Weltkenntniß, die ich eben erwähnte, gehören ja kundbar zu den großen Sünden; es ist die bloße Anmuthung eine Herabwürdigung so fester erhabener genialischer Jünglinge. Höfe, die Umgebung der Großen, sind ein Sündenpfuhl und die Verbeugungen unter der Würde des Menschen! Gewöhnlich wird das mit Diatriben ausgedrückt gegen Knickse, Bücklinge und Fußscharren. Junge Freunde, die Kunst des Weltmanns besteht vielmehr darin, wie man diese Knickse nicht oder nicht zu tief macht. Es sind Regeln übereingekommener Höflichkeit und man muß diese Regeln wissen, um eben darin Ziel und Maaß zu halten. Diese Dinge beweisen sich am besten durch den Satz des Widerspruchs. Ihr duldet ja auch nicht und möget nicht hören die Tiraden gegen die Weltweisheit und selbst gegen die Reformation. Ihre Widersacher definiren sie erst ganz gemächlich als Weltunweisheit und Unglauben. Als baaren Jakobinism, mit einem Wort. So ist es vollkommen mit der Welt, dem usage du monde, der Bildung und Erziehung. Wenn die Weltweisheit nicht taugt, so muß die Weltunweisheit oder die Thorheit Vorzüge haben, und wenn Weltklugheit und Weltsitte und Courtoisie Tand und Schlechtigkeit sind, so muß die Weltunklugheit und Unsitte große und ganz besondere Vorzüge haben. Beide Assertionen sind in Logik und Werth sich vollkommen gleich. Freunde, wir sind der Möglichkeit nicht überhoben, mit siegenden Feinden zuthun zu haben. Vor der Schlacht von Leipzig war die von Lützen, der Waffenstillstand, und bevor man zu Waterloo schlug, war man zu Ligny geschlagen. Vae victis, ist ein hartes Wort, das wir so viel möglich von uns entfernen wollen. Erscheint es aber, so ruft uns abermals die strenge Pflicht, es verständig durch Würde und Anstand zu mildern. Glaubt es dem Augenzeugen, wir haben in den vergangenen Kriegen viel verloren, unsre Völkerschaften manche Bedrückungen erfahren, daß und weil wir diese würdige Haltung nicht genug kannten, diese Reverenzen, viele Knickse zur Unzeit machten! Jene Welt- und Lebensweise ist ein suum cuique. Jedem Stand, jeder Würde und Verhältniß das Seinige; und nichts dispensirt uns davon. So wie wir es nothgedrungen, wider Willen, im Lauf des Lebens dennoch thun und thun müssen, sind wir auf dem Weg zur Linken, auf dem Weg der Tücke und des Lächerlichen! Es ist auch keineswegs an dem, daß die deutsche Nation dazu minder tauglich sei. Möge Andren mehr natürliche Grazie, ein freundlicheres Aeußere angestammt sein, ich habe keinen edlern Anstand gesehen als den ernsten und biedern einfachen Deutschen, aufmerksam auf sich selbst! keinen edlern Anstand als unter den deutschen Großen unsrer Zeit. Lebende oder Herrschende mag ich nicht nennen. Die Fürsten von Anhalt-Dessau und Nassau-Weilburg waren Muster in ihrer Art. Dem Herzog von Braunschweig, Carl Wilhelm Ferdinand, dessen Asche ich sonst überall ehre, wurde ein Uebermaß nicht mit Unrecht vorgeworfen. Der Marschall Vorwärts war im gesellschaftlichen Leben ein Original, ein sehr edles Original. Die Copien würden vermuthlich schlecht ausfallen. Denn es gehört vor allem dazu genialischer Verstand und Glück und lange Zeit.

---

Statt hier Erziehungs-Regeln niederzuschreiben und zu erfinden, oder in Lord Chesterfields Manier zu sagen, laßt uns die großen Züge des Meisters zergliedern, nicht des platten übertünchten zweideutigen Mannes, sondern jener starken kühnen Hand, Rembrand und mehr als Rembrand unter den Sittenlehrern, wie er des Schwiegervaters Schicksale von Jugend an beginnt.

Cnaeus Julius Agricola, veteri et illustri Forojuliensium colonia ortus, utrumque avum Procuratorem Caesarum habuit: quae Equestris nobilitas est. Pater Julius Graecinus, Senatorii ordinis, studio eloquentiae sapientiaeque notus, iisque virtutibus iram Caii Caesaris meritus, namque M. Silanum adcusare jussus et, quia abnuerat, interfectus est. Mater Julia Procilla fuit, rarae castitatis. In huius sinu indulgentiaque educatus, per omnem honestarum artium cultum pueritiam adolescentiamque transegit. Arcebat eum ab illecebris peccantium, praeter ipsius bonam integramque naturam, quod statim parvulus sedem ac magistram studiorum Massiliam habuerit, locum Graeca comitate et provinciali parsimonia mixtum ac bene compositum. Memoria teneo, solitum ipsum narrare, se in prima iuventa studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac Senatori, hausisse, ni prudentia matris incensum ac flagrantem animum coercuisset. Scilicet sublime et erectum ingenium pulchritudinem ac speciem excelsae magnaeque gloriae vehementius, quam caute, adpetebat, mox mitigavit ratio et aetas: retinuitque, quod est difficillimum, ex sapientia modum. Prima castrorum rudimenta in Britannia Suetonio Paullino, diligenti ac moderato Duci, adprobavit: electus, quem contubernio aestimaret. Nec Agricola licenter, more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt, neque segniter, ad voluptates et commeatus titulum Tribunatus et inscitiam retulit: sed noscere provinciam, nosci exercitui, discere a peritis, sequi optimos, nihil adpetere iactatione, nihil ob formidinem recusare, simulque anxius et intentus agere.

Cnaeus Julius Agricola aus der Colonie Forli gebürtig, war von ritterlicher Abkunft. Den Vater verlor er früh durch gewaltsamen Tod. Die Mutter war Julia Procilla, eine Frau des unbescholtensten Rufes. Unter ihren Augen erzogen, brachte er das Knaben- und Jünglings-Alter in der Cultivirung alles guten Wissens hin.

Freunde, was ich mein ganzes Leben hindurch that, auch hier huldige ich den Frauen! Der Vater ist beschäftigt, abwesend, launig, zwischen ihm und dem Kind ist die Distanz zu groß. Der Mutter milder und verständiger Sinn, ihre zärtliche Sorgfalt pflegt die ersten Keime, giebt die ersten Maximen des Guten und Schicklichen, öffnet des Lebens Bahn, dringt durch alle Wege und Pfade in Gemüth und Herz. Wie sie zu jeder Stunde die physischen Uebel bewachen, das bewährte Heilmittel ausfindig machen, spähen sie mit wunderbarem Instinkt, entdecken sie auch die bösen Spuren des verderbenden Gemüths und bekämpfen Ungestüm, Zorn, Haß, Dünkel und Unart. Wie sie dem starren Blick freundlichere Richtung geben, das Lächeln hervorrufen, den gesenkten Kopf aufrichten, die gepreßten Schultern rückwärts biegen, so dämpfen sie später den Uebermuth, so zügeln sie den Leichtsinn, so vertreiben sie die Faulheit, so weisen sie richtig auf des Lebens Pflichten hin. Richtig fühlend, richtig sehend, die Ahnung der Zukunft in ihrer Seele, wecken sie so die bessern Triebe, und so weihe ich noch dem Andenken der meinigen alle Empfindungen des Dankes und der Rührung. Wir bedurften vor Kurzem ihres entschlossenen Zurufs, und wir haben ihn zu rechter Zeit gehört. Und da der jugendliche Sinn jetzt der Zügelung, des Rappells bedarf, so zähle ich fest auf ihren Eindruck und ihre Warnung; wie immer sie das ihren Lieblingen einprägen mögen: Vergreift euch nicht an dieser mütterlichen Erde, verwüstet sie nicht, sondern rüstet euch, ihre Bürde einst auf starke Achseln zu nehmen.

Es hielt ihn ab von verführerischen Vergehungen noch außer seinem guten graden Naturell, daß er gleich von kleinem an Marseille zum Sitz und zur Meisterin seiner Studien hatte, jenen Ort durch griechische Bildung und die den Provinzen eigene Mäßigkeit so wohltemperirt und wohl geeignet.

Das ist das stärkste Gegengift gegen jenen Grobianism und Barbarism, den ihr erst Derbheit nennt, und dann mit Stärke und Energie so leicht und so gern und so fälschlich verwechselt; glaubend, euch selbst täuschend, mit einem Mantel von so schlechter Wolle die Blößen lange zu decken. Jene feinere Bildung seid ihr allerdings nicht fähig — allesammt euch in gleichem Grade anzueignen, obgleich auch hier der Frauen Hand so Vieles leisten mag. Ihr vertheilt euch bald in die Rollen des bürgerlichen Lebens! Wo kann jemals dieses sogenannte Derbsein unvermischt euch frommen Dem Offizier vor seinem Obersten? dem Sohn vor dem Vater? dem Jüngling wenn er freyt? Auf der Kanzel fürwahr nicht immer, am Krankenbett viel weniger, vor dem Richter höchst selten. Und den Oberrichter selbst, der die Urtheile diktirt, kleidet edler Anstand viel besser, er wirkt viel mehr, als wenn er plump die Sache sagt. Und eben die Aermeren unter euch sollten im Kreise der Familien wieder der Jugend Führer werden! Bereits scheut man euch, ich will nicht sagen eure Dolche, aber Grillen, Maximen und Anmaßungen. So, die ihr des Lebens bessere Bahn brechen wolltet, bestreut ihr sie mit grobem Granit zu des Wagens besserem Rollen! Und am meisten trifft der Vorwurf die Trotzigen, die Reichen, denen es wohl ist, und wahrscheinlich sein wird. Ihr schadet dem Dürftigen, der des täglichen Unterhalts bedarf, welchen ihr ihm im Voraus raubt oder erschwert.

Vergeblich hofft ihr auf euren eignen künftigen Schutz — auf die gereichte Hand! Ibell und Löhning sehen nothwendig die Sachen aus ganz andern Gesichtspunkten an: Montgelas, Zwach, Dalberg vielleicht, behalten auf hohen Stellen sehr wenig von den Maximen der Illuminaten. Und vergeblich klagt ihr dann über Untreue; ihr verlangt etwas wider die Natur; ihr verlangt, daß der Kirchthurm, der euch auf eine Meile Wegs groß wie eine Messerklinge erscheint, euch, nun näher gerückt, noch eben so vorkomme! Die blauen Berge der Jugend werden zu Dörfern, Aeckern, Wald und Haide mit allen den Höhen und Tiefen, die des Lebens zackige Bahn bezeichnen.

Ich erinnere mich noch, wie er zu erzählen pflegte, daß er sich in erster Jugend dem Studium der Philosophie schärfer und mehr als es dem Römer und dem Senator ge-

ziemt, gewidmet haben würde, wenn nicht die Klugheit der Mutter das erhitzte und lodernde Gemüth in Schranken gehalten hätte!

Hier bezeichnen offenbar der Sittenrichter, der Römer, und diese kluge Mutter nicht die praktische Weltweisheit, deren man nie genug schöpfen und üben kann, der sicher Cornelius Tacitus eifrig genug anhing, sondern eben Systeme und Sucht der Systeme, jene blendenden theoretischen Sätze, die nur auf der Erde und in unsrem Bering nicht anwendbar sind! Jene Systeme von Menschenrechten, die bei den Nachbarn den Dienstboten statt domestique, statt Glied des Hauswesens, zum attaché stempeln, und ihn nur um so sichrer zur Untreue und zur Unzufriedenheit führen, ohne ihn im mindesten zu dispensiren vom Gehorsam, oder Lohn anzunehmen. Jene Systeme von Gleichheit, die des Lagers Disciplin aufheben, und in ihren Extremen beständig das Eigenthum gefährden, und beständig die Erde mit Blut färben werden! Und ich füge hinzu, jene Sucht, metaphysische Systeme selbst zu schaffen, sie zu vervielfältigen, eine conventionelle Wortbedeutung den gewöhnlichen Begriffen unterzuschieben, die gesunde Vernunft, die jede Sache ausdrücken kann, in eine Seiten-Loge zu verbannen, und am Ende mit Hoffart, aber im Nachtheil, den helleren Köpfen gegenüber zu stehen, die sich nicht die Mühe nehmen, diese Dutzende von Kartenhäusern in Augenschein zu nehmen. Zufrieden, wenn sie etwa mit Leibnitz und Kant vertraut geworden, das Labyrinth besucht, und mit Platner und Garve wieder die Heerstraße aufgesucht haben; zufrieden wenn sie mit Montaigne und Pope und Hume und den edleren Zweiflern zweifeln. Zufriedener noch, wenn sie sich mit den edelsten Christen vereinigen.

Er that die ersten Kriegsdienste in Britannien unter Suetonius Paullinus, einem emsigen und wohlgesitteten Feldherrn, der ihn würdig fand, in sein Gefolg zu treten. Agricola ließ sich keine Ausschweifungen zu Schulden kommen, nach Art der Jünglinge, die den Soldatenstand dazu für bequem achten; noch mißbrauchte er müßig seine Berechtigung und sein Tribunen-Amt zu Lust und Gemächlichkeit. Die Provinz genau zu kennen, sich dem Heer zu empfehlen, von den Erfahrnen zu lernen, die besten Muster zu befolgen, nichts mit Prahlen anzusprechen, nichts aus Besorglichkeit von sich zu weisen, überall aufmerksam, nachdrücklich, fürsichtig, sorgsam zu Werke zu gehen, waren seines Lebens Regeln.

Jünglinge, auf jeder Stufe seien sie die eurigen, euren Beruf für jene Provinz genommen! Der Deutsche, durch die Mannigfaltigkeit seiner innern Einrichtungen, hat viel mehr zu lernen als jeder Andere. Durch die Neuheit seines Zustandes wird der Stoff seines Wissens ungemein vervielfältigt. Er muß das Alte kennen, und das Neue wissen, und so vergleichen und kombiniren, und den Uebergang ebnen. Sei es im Dienst des Fürsten, in der Verwaltung, auf den Bänken der Gemeinde und Provinz, oder in den ständischen Sälen. Er bedarf weniger der Reichsgeschichte, um so mehr der Nationalgeschichte und Weltgeschichte. In David Hume und Rapin Thoyras ist mehr echter Gehalt zur Gestaltung oder Abwägung der Vorkommnisse rund um uns her, als in allen metaphysisch-politischen Schriften unsrer Zeit. Ja, um von unsrer Zeit zu reden, mehr Gehalt im Moniteur seit der Revolution; weil alle die Tiraden, Gemeinplätze, frommen Wünsche, extravaganten Grillen fast im Zirkel der Möglichkeit darin neben so vielem Trefflichen enthalten sind, und in viel eleganterer Form, in viel geistreicherem Gewande, als man sie uns täglich auftischt. — Die Spittler, die Heeren, die Wachler, die Beck, so manche Andre, sind bewährte, ja berühmte Lehrer und Muster; aber noch bessere Wegweiser, um mehr zu suchen. — Welchen Umfang hat nicht die Frage von den Finanzen und der Staatswirthschaft; vom einfachen Addiren und Subtrahiren, bis zu den Lehren der Smith und Malthus; oder der Büsch und Nebenius unter den Unsrigen — und bis zu den Verpflichtungen und den Verhältnissen von Necker und Calonne, und dem compte rendu; eine Rolle, die jedem Staatsmann, als Hauptperson oder Gehilfe, zu Theil werden kann. Wie ist nicht Naturlehre und Chemie und Mathematik und Mechanik in die großen Fragen vom Handel, ja in alle Verzweigungen des Menschenlebens verflochten! — Was verlangten nicht Cicero und Quintilian vom Redner, welch weites Feld ist nicht diese Redekunst, da wo die eigne Sprache noch so sehr der Nachhilfe und Veredlung empfänglich ist! Was ist diese Redekunst anders, als ein eitles Geplauder, wenn sie nicht auf Weltweisheit und solider Rechtskenntniß beruht; wenn ihr nicht alle Bilder und Verhältnisse des Lebens, die Früchte der Geschichte und Mythologie, mit den Allegorien und Metaphern, mit den Ueberlieferungen und Kernworten der großen Sterblichen zu Gebot stehen! Und wenn ich vom Recht rede, nicht die Kunstgriffe der Advokaten, sondern durch diese Prüfungszeit hindurch, jenen höhern Standpunkt, von welchem Cicero, der Vortrefflichste unter den Sachwaltern, so nachdrücklich sagte: justitia in qua virtutis splendor est maximus, ex qua boni viri nominantur. Und Naturrecht, und des römischen Rechts, und der alten Formen Verhältnisse zu den neuen! Und Religion, und Kirchengeschichte, das Gegeneinander-Verhalten der Glaubens-Parteien unter uns. Fürwahr da genügen nicht die Diatriben gegen Päpste und Jesuiten, oder gegen Luther und Jansenius. Mit der Wirklichkeit muß man bekannt sein. Es genügen nicht, nein, im Bundessystem, im vaterländischen Dienst gelten nichts die Vorurtheile der alten Weiber, und die Klaglieder der Kurzsichtigen gegen die Diplomaten und die Politik überhaupt; und die Weisen anderer Nationen mögen uns belehren, wie Ilvernois in den mémoires de l'académie:

> La politique est une science respectable, dont le but est de resserrer les liens de la société entre les hommes, et tout ce qui tend à les rompre, non-seulement ne saurait être attribué à cette science, mais va directement contre sa nature et sa fin.

Und dann jene Proportionen der Gewalten, das jus regium, der Klassen und Stände und Gewerbe Rechte, Ansprüche und Mißbräuche; des Volkes Sinn, Hoffnungen und wahre Bedürfnisse! Ja, ich wiederhole es, das ist Alles in des Tacitus Worten enthalten: sed noscere provinciam — nihil ob formidinem recusare — simulque anxius et intentus agere. Und das ist die Gattung der Unerschrockenheit, die ich jetzt im Namen des Vaterlandes nachdrücklich an euch gesinne.

---

# Johann Georg Galletti

ward am 19. August 1750 zu Altenburg geboren, studirte in Göttingen Jurisprudenz und Geschichte und erhielt dann eine Collaboratur am Gymnasium zu Gotha. Im Jahre 1783 wurde er Professor an derselben Anstalt, und 1806 herzoglich Sachsen-Gothaischer Hofrath und Historiograph. — Seine Professur legte er 1819 nieder. Er starb am 26. März 1828.

Seine zahlreichen Schriften sind, in alphabetischer Ordnung aufgeführt:

- Beschreibung von Deutschland. Gotha 1821.
- Geographisches Elementarbuch. Gotha 1804. N. A. 1809.
- Elementarbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde. Gotha 1795. 6. A. 1824.
- Anschauliche Erdbeschreibung. Berlin 1825—26. 3 Thle.
- Frankreich. Gotha 1815.
- Geographie für Frauenzimmer. Kassel 1828.
- Geschichte Deutschlands. Halle 1787 — 96. 10 Theile. gr. 4.
- Beschreibung und Geschichte des Herzogthums und der Stadt Gotha. Gotha: N. A. 1817.
- Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Gotha 1806.
- Geschichte des siebenjährigen Krieges. Gotha 1806.
- Geschichte des österreichischen Kaiserthums. 2. A. Gotha 1832.
- Geschichte des osmannischen Reichs. 2. A. Gotha 1832.
- Geschichte von Persien. 2 A. Gotha 1832.
- Geschichte der französischen Revolution. Gotha 1808—11. 3 Bde.
- Geschichte von Rußland 2. A. Gotha 1832.
- Geschichte der Fürstenthümer der Herzoge von Sachsen von der Gothaischen Linie u. s. w. Gotha 1826.
- Geschichte der Völker und Staaten der alten Welt. Leipzig 1822—23. 3 Bde.
- Geschichte von Thüringen. Gotha 1782—85. 6 Bde.
- Versuch einer Geschichte der Herrschaft Tanna. Tanna 1777.

Geschichte von Spanien und Portugal. 3 Bde. Erfurt. 1809—11.
Geschichte des türkischen Reichs. Gotha 1801.
Handbuch der neuen Staatengeschichte. 1r. Bd. Leipzig. 1810.
Die St. Johanniskirche bei Altenberga. Gotha 1811.
Katechismus der deutschen Vaterlandskunde. Leipzig 1826.
Katechismus der deutschen Geschichte. Leipzig 1825.
Katechismus der Weltgeschichte. Leipzig 1825.
Allgemeine Kulturgeschichte der 3 letzten Jahrhunderte. Gotha 1814.
Lehrbuch der Geographie. Gotha 1790. — 4. A. 1818.
Lehrbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde. Gotha 1793. 8. A. 1820.
Lehrbuch der alten Staatengeschichte. 4. A. Gotha 1818.
Lehrbuch der deutschen Staatengeschichte. 2. A. Gotha 1805
Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte. 8. A. Gotha 1815.
Lehrbuch für die thüringische Geschichte. Gotha 1794.
Reise nach Paris. Gotha 1809.
Reisebeschreibungen. 1r Th. (Reise nach Italien). Gotha 1820.
Geographisches Taschenwörterbuch. 3. A. Pesth. 1821. 3 Bde.
Kleine Weltgeschichte. Gotha 1787—1819. 27 Thle.
Allgemeine Weltkunde. Leipzig 1807. D. F. 7. A. von G. N. Schnabel. Pesth 1831. gr. 8.

Ein überaus fleißiger und gewissenhafter, aber geist- und geschmackloser Historiker, dessen Styl obendrein durch eine fast unerträgliche Breite leidet. Das meiste Verdienst erwarb er sich durch seine Lehrbücher für die Jugend, welche viel und lange gebraucht wurden, bis zeitgemäßere Werke dieser Gattung sie zuletzt verdrängten.

---

## Friedrich Andreas Gallisch

ward am 28. August 1754 in Leipzig geboren, studirte daselbst Arzneiwissenschaft, und bekleidete später, nachdem er die Doctorwürde erhalten, eine außerordentliche Professur der Medizin an der Universität seiner Vaterstadt. Er starb am 15. Februar 1783.

Von ihm erschien:

Ein Dutzend leichter Erzählungen. Petersburg 1782.
Nettchen Rosenfarb. Ein Roman. Leipzig. 1782—83. 2 Thle.
Gedichte, herausgegeben von Jünger. Leipzig. 1784.

G. hat den schönen Ruhm hinterlassen, einer der liebenswürdigsten und ruhmvollsten Menschen gewesen zu sein. Sein früher Tod ward lebhaft und allgemein bedauert, da er zu großen Erwartungen berechtigte. Als lyrischer Dichter zeichnete er sich, für seine Zeit, durch Anmuth, Gefälligkeit und Leichtigkeit aus, gefiel sich aber zu sehr in allegorischen Spielereien. Sein Roman, Nettchen Rosenfarb, ward früher nicht ungern gelesen, ist jedoch unbedeutend und gerieth bald in Vergessenheit.

---

## Johann Gansbein

Notar und Stadtschreiber zu Limburg an der Lahn, lebte im vierzehnten Jahrhundert, und ist der Verfasser der

Limburgischen Chronik, herausgegeben unter dem Titel Fasti Limpurgenses durch J. F. Faust von Aschaffenburg 1617. 8. Fernere Ausgaben sind: Heidelberg 1619. Fol., Wetzlar 1720. 8. Marburg 1829. 8.

Er begann diese für die deutsche Sittengeschichte höchst wichtige Arbeit im dreißigsten Jahre seines Alters, 1347, und führte sie von 1336 bis 1398. — Später ward sie von Adam und Georg Emmel bis 1461 fortgesetzt. Wir theilen hier eine Probe aus derselben mit.

---

Anno 1357. wurden die von Wartpurg in Westphalen, in dem Stift von Maulbron, die zwo gute Stett, nidergeworfen. Das theten die von Hatzfelt, die Ritterschaft, vnd wurden gefangen bey hundert man, vnd bey virtzig getödtet. Die gefangene wurden loß vmb 4900 Marck silbers

In demselben jahr sang vnd pfieffe man in allen dissen landen, dis Lied:

Mancher went, daß niemand besser sey dann he,
Dieweil das Im gelingen,
Dem will ich wünschen daß Im nimmer heil gesche,
Vnd will das frölich singen.
Lieb, kehr dich an sein klaffen nicht
Das bitt Ich durch die trewe bloß,
Ist an im klein Ihr gut geloß
Gar wol Ihr stat das Angesicht.

Ein Jahr darnach oder dabey, da wurden die von Limpurg vor Merenburgk nidergeworfen. Das thaten die von Merenburgk, vnd blieben drey Erbare mann todt, dern hiese einer Hartung, vnd was ein Schulteiß vnd ein Schöpff zu Limpurg: vnd achtet man denselben Hartung vor den allerbesten Layen in allen dissen landen. Auch wurden jhrer 10 oder zwölf gefangen.

Anno 1359. vmb S. Margrethen Meß, da lag das Reich vor Wilmar, vnd Ertzbischoff Bemund von Trier, mit Herrn, Rittern vnd Knechten, mit denen von Limpurg vnd andern seinen Stetten, vnd auch mehr Fürsten vnd Herrn, vnd ward gewonnen. Vnd geburte sich, ehe daß es gewonnen wurd, daß die von Franckfurt solten der Katzen eine nacht hüten. Da kamen die feind in der nacht heimlich, vnd spickten die Katzen, vnd stiesen sie an vnd verbranten sie. Vnd verplieben deren von Franckfurt fünftzig todt. Vnd kam jhnen das von jhret rechten Fülleren. Dann in vollerey je nie kein guts geschach, als S. Bernhard schreibt in einer Epistel: Ebrietas non facit aliud, nisi quod cadit in lutum: Das sprecht also aus:

Einem truncknen mann höret das zu,
In dem dreck liegen spat vnd fru.

In derselbigen zeit sang vnd pfieffe man dis lied:

Gott geb jhm ein verdorben jar,
Der mich macht zu einer Nonnen,
Vnd mir den schwartzen mantel gab,
Den weissen Rock darunden.
Soll ich ein Nonn gewerden
Dann wider meinen willen,
So will Ich auch eim Knaben jung
Seinen kummer stillen.
Vnd stilt he mir den meinen nit,
Daran mag he verliesen.

In denselben zeiten war ein Herr zu Würtzburgk, der war Keyser Carln, Konig zu Beheim, vngehorsam, vnd zoge der Keyser vber Jhn mit grosser Pomp vnd gewalt, vnd gewann Jhm viel leut vnd land an. Vnd hette es jhm zumahl abgewonnen. Aber der von Würtzburg fiele jm zu fuß, vnd bat sein Gnad. Da thet Er es, vnd behilte doch der Keyser seinen willen mit grosen Ehren.

Anno 1360. ward Keyser Carln, Konigen zu Beheim, ein Sohn geboren, dessen alle die Christenheit erfrewet was, vnd wuste man nit, daß sein alter ein wunderliche endt vnd leben haben würde. Den Sohn thete Er führen von Prag gen Nürnberg, vnd ward Er getauft vnd genant Wentzeslauw, vnd war

sein Mutter geboren von der Schwedenitz. Zu der Kindstauf kamen mehr dann virtzig oder funfzig geborne Fürsten, dem Keyser zu frenden vnd zu dienst, jglicher das jm zugehört von seines Ampts wegen, vnd dazu Grafen, Herrn, Ritter vnd Knecht also viel, daß unzelig was, vnd hilten den aller herrligsten grösesten köstlichsten Haffe zu Nürnberg, der je gesehen solt werden, mit grosser köstlichkeit, zehrung, kleidung, vnd aller herrlichen manirung der Fürsten, Grafen, Herrn, Rittern vnd Frauwen, vnd mit ritterlichen Wapen, mit stechen, brechen vnd fechtirung, vnd von allem Spiel, das dazu gehöret. Vnd war geprüfet, daß vf der Stechbane hilten alweg mehr dann tausendt mann mit verbundenen vnd gekrönten helmen.

In denselbigen Jahren verwandelten sich die Carmina vnd Gedichte in Teutschen landen. Dann man bishero lange lieder gesungen hatte, mit fünf oder mit sechs gesetzen. Da machten die Meister neuwe lieder, das hieset Widersang mit drey gesetzen. Auch hatte es sich alsa verwandelt mit dem Pfeiffenspiel, vnd hatten aufgestigen in der Musica, daß die nicht also gut war bishero, als nun angangen ist. Dann wer vor fünf oder sechs jaren ein guter Pfeiffer war im land, der dauchte jhn jtzund nit ein flihen.

Da sang man dis Widersang:

Hoffen helt mir das leben,
Trauren thet mir anders wehe zc.

In dissen zeiten zog Landgraf Otto, Heinrichs Sohn van Hessen vorgenant, vber einen Abt von Fulda, mit zweiff hundert glenen, vnd verzohe vierzehen tag in seinem land mit rechter gewalt.

In dissen vergangenen Jahren, war der ehrwürdig Cuno von Falckenstein, ein Thumherr zu Mentz, Vormunder vnd beschirmer des Stifts zu Trier. Vnd in der neuwen leise so bauwete Herr Philips von Isenburg, Herr zu Grensauw, der wonete zu Vilmar, ein neuwe Burgk, vnd schlug die auf einen stein nit fern von Limpurg vnd von Vilmar, vnd ward genant Gretenstein, dann Sein liebge hiesse Gretha, vnd nant die Burgk nach jhrem namen, vnd wolt Er jhr ein gut testament alda besetzen. Vnd da die aufgeschlagen was, da speiset Er sie, vnd mahnete sie voll Ritter vnd Knecht, die waren fern auß des Hertzogen land von Beyern, Pfaltzgrafen bey Rein, vnd wolten wol genestet han. Da kame der vorgenante Cuno von Falckenstein von des vargenanten Stifts wegen mit Reiter vnd Knechten, vnd zog mit der glacken auß mit der gantzen Statt von Limpurgk. Vnd die hatten des tags bey achthundert man gewapnet. Wol. Da Sie darquamen var das hauß, da lagten Sie sich nieder, aßen vnd truncken eins, vnd stelten sich zu stürmen. Vnd der vorgenante Herr Cuno ging selber mit denen von Limpurg vnd andern seinen Freunden, als feindlich zu stürmen. Vnd die auf dem Hauß waren, wurffen da feindlichen auß, daß man keinen gesehen konte. Vnd gewonnen das hauß vmb ein halben tag vnd je baß in dem ein, vnd das mit rechter gewalt überhanpt. Vnd was auch denen von Limpurg zu mahl ernst, sintenmahl daß es Jhnen so nahe benlage, vnd fingen auff dem hauß den hauptman, Herrn Philipsen, mit Sechs vnd dreissig Rittern vnd Knechten, vnd zubrachen das hauß in den grund. Vnd ward Herr Cuno von Falckenstein gar sehr geworfen, daß Im sein Antlitz mit schweitz vnd blut rann. Vnd ein Juncker von Runckel ward alda geworfen, daß Er nicht lang lebete, der ward genant Heinrich. Das saltu wissen, daß dem vorgenanten Herrn Philips geschahe als David schreibt im Psalter, Incidit in foveam quam fecit. Das sprech also:

Eim andern hat Er ein grub gemacht,
Vnd ist selber darein gejagt.

Den vorgenanten Herren Cunen vergleichen ich der Tugendt, die da heisset Stercke: als da schreibet Aristoteles lib. 3. Ethicor: Fortitudo est aggressus terribilium ubi mors videtur perimere. Das saltu alsa verstahn:

Der Tugend eine heist Sterck,
Die pfleget sterckliche werck,
Daß Sie erlöst das gemeine Gut,
Darumb so stilt sie jhren mut.

Nun solt du wissen, der nach hundert jaren geboren soll wissen ein memorabile, das ist, ein gedechtnus, das vor dem Haus geschach, vnd kam also. Da man salte zu Sturm gehen, da kompt rennen ein Amptman des Bischoffs von Trier, vnd sprach wider die Burgermeister vnd Burger zu Limpurg, daß Sie sich stelten, vnd gingen davor zu Sturm. Darauf antwortet jhm der Burgermeister mit namen Jahann Voyt, vnd sprach also: Wir seind hier daß wir streiten wollen. Das dorfend jhr nit gedenken, daß man den graben mit denen van Limpurg allein füllen salle. Ritter vnd Knecht sollen bey vns nidertretten. Zu denen wollen wir uns mengen, vnd mit ihnen zu gleich zu sturm gehen, vnd wollen nit die letzten seyn. Da der Amptman vnd andere Ritter vnd Knecht die Antwort höreten, da fielen Sie nieder mit denen von Limpurg, vnd gingen zu Sturm, vnd niemand gab dem andern im sturm nit zu fertel, vnd stürmeten als vorgeschrieben steht.

Mehr soltu wissen die physionomy vnd gestalt Herrn Cunen vorgenant. Dann ich Jhn dick gesehen vnd geprüfet han, in seinem wesen vnd in mancher seiner manirung, daß Er was ein herrlich starck man, von Leib, van Person, vnd von allem gebeine, vnd hatte ein groß haubt mit einer strauben, ein weite braune grelle, ein weit breit Antlitz mit bausenden backen, ein scharpf manlich gesicht, einen bescheidenen mund mit gleffe etlicher masen dick, die naß was breit mit gerunden naßlöchern, die naß was in mitten nidergedruckt mit einem grosen kine, vnd mit einer hohen stirn, vnd hatte auch eine grosse brust, vnd rötelfarb vnder seinen augen, vnd stund auff seinen beinen als ein Löw, vnd hatte gütliche geberden gegen seine freunden, vnd wann Er zornig war, so bauseten vnd floderten Jhm seine backen, vnd stunden Jhm herrlich vnd weißlich, vnd nicht vbel. Dann Aristoteles spricht lib. 4. Ethicor.: Non irasci quos oportet, insapientiae est. Das heisset also:

Wer nit vmb noth zoren hat,
Das en ist nit eines weissen Raht.

Ein Jahr darnach ward derselbig Cuno von Falckenstein Vormunder des Stifts zu Trier, vnd zog auß mit der Statt zu Limpurg, vnd gewann Aldendorf eines Ritters wonung gelegen bey Merenburg, vnd war ein wüstes hauß, vnd verbrande das vnd zuschleifte es zumahl.

In disser zeit sang man diß lied:

Aber scheiden scheiden das thut warlich wehe
Von einer die Ich gern ansehe,
Vnd ist das nit vnmüglich.

Anno 1362. starb zu Auinion Bapst Innocentius. Der hatte regirt geistlich vnd heiliglich bey zehen Jahr. An seine statt wardt gekoren zu Auinion Vrbanus V. Der was ein Münch gewesen Benedictiner Ordens zu Massilien, vnd war gar ein rechtfertiger mann, als du findest hernach geschrieben an seim End. Der was wohnhaft zu Auinion Sieben Jahr, vnd fuhr von dannen gen Rom, vnd bauwete vnd vermehrete Clöster vnd Capellen, wo Er die fand, da es noth war, vnd verblieb da ein Jahr. Wie er sein leben endet, das findstu hernach geschrieben.

Anno 1362. in dem Herbst nach Sanct Michaels tag, Da vberzoch Herr Gerlach Ertzbischoff zu Mentz, geborn von Nassauw, Graf Johannen von Nassauw, Herrn zu Dillenberg, mit vielen Rittern vnd Knechten, daß sie wurden geacht an fünfhundert man mit glenen, dazu mit dem Ronckauw, vnd theten Jhn grossen schaden, vnd hetten noch mehr schaden gethan, hetten sie gut wetter gehabt. Dann Sie der Rein vnd gewässer dannen trieb.

In dissem Jahr vergingen die grosse weite Ploderhosen vnd stifeln. Die hatten oben rot leder, vnd waren verhauwen, vnd die lange ledersen mit langen schnäbeln gingen an. Dieselben hatten krappen einen bey dem andern, von der grossen zehen biß abenauß, vnd hinden aufgenestelt halb bis auf den rücken. Da ginge auch an, daß sich die menner hinden, vornen vnd neben zunestelten, vnd gingen hart gespant. Vnd die junge menner trugen meistlich alle, geknaufte kugeln, als die frauwen. Vnd disse kugeln wereten mehr dann dreissig Jahr, da vergingen Sie.

Anno 1363. vf Montag zu Pfingsten da war Friderich von Hatzstein der Wolgeborne Knecht, der ein Hauptman was der Statt von Limpurg, erschlagen an der Löhne, vnder dem Stein, da man gehet von Greipenpforten in die Hell. Das thaten die von Reiffenberg. Die waren feind der Statt von Limpurg zu der zeit vnd manche zeit. Vnd die Herren vnd die Statt von Limpurg verlohren Jhn zumahl niet. Dann er jhnen nutzlich vnd dienstlich was. Auch war derselbig Friederich groß vnd starck, also daß Er ein Ohm weins aufhub, vnd tranck auß der panten.

In derselbigen zeit da ward der vorgenante Herr Cuno von Falckenstein erwehlet zum Ertzbischoff zu Trier.

In disser zeit vnd Jahr da sande Gott ein neuwe plage auf Erdreich, sonderlich in Teutschland. Das waren Heuwschrecken, die kamen vnd flohen also dick in der luft vnd in dem felt, als hette ein groser Schnee gefallen. Die fielen in die frucht, vnd thaten grosen verderblichen schaden, vnd flohen dann wider auf. Die wereten von der Erndte biß das Sie vergingen mit einem reiff vnd von kelt, bey nahe Sechs gantzer wochen. Auch waren die heuschrecken groß vnd fett, einer halben spannen lang, vnd also in der masse. Disse plag kam von graser hoffart. Vnd mag man disse plage gleichen, als David spricht

in dem Psalter: **Et dedit cruci fructus eorum et labores eorum locustis:** Das bedeutet also:

> Die raupen sollend jhrer frucht geleben,
> Arbeit der leut ist den Heuschrecken gegeben.

In demselbigen jahr galt ein quart weins zu Limpurg ein schilling pfennig, vnd ein heller, vnd folglich anderswo sein gelt. Das werete bey nahe ein Jahr.

In dissen zeiten pfeiffe vnd sang man dis lied vnd widersang:

> Ich will in hoffnung leben fort,
> Ob mir nichts heil möcht geschehen
> Von der liebsten Frauwen mein.
> Sprech Sie zu mir ein freundlich wort,
> So müst trauwren von mir flihen.
> Ich hoffe Ihr gunst mich je mit heil
> Bekehre. Ach Gott daß Ich sie solte sehen,
> Ich wolte in hofnung leben.

**Anno 1365.** zu mittem Sommer vmb S. Johans Meß **Baptistae.** Da war die grose Gesellschaft gezogen vor Straßburgk bey Colmar, vnd in dem land all vmb im Elsaß, vnd thaten gar grosen schaden, vnd lagen ein gantzen Monat in dem land. Vnd die Ehrwürdige Fürsten, Herr Cuno von Falckenstein Ertzbischof zu Trier, vnd Herr Gerlach Ertzbischof zu Mentz, vnd dazu die Hochgeborne Fürsten von Beyerland, vnd sonderlich Herr Ruprecht Pfaltzgraf bey Rein, auf der Mosel, auf der Lohne, auf dem Mayn, vnd darumb, waren die aller meistliche Wygande, vnd zogen gen Elsassen mit grosser herrligkeit der Wafen, alle wol erzeugt einer vor dem andern mit silbern vnd gülden geschmeid. Vnd die Gesellen flohen ausser dem Land nacht vnd tag wider in Welschland. Vnd geschahe den Teutschen nit also wehe vnd laid, daß die Gesellen jhnen entflohen waren. Die Gesellschaft ward gezehlet an zwantzig tausendt man, so, ein vnd ander ausgenommen. Die Francken vnd die Teutsche Herrn von dissem land, vnd die Stett vf dem Rein, in Elsas, aus Schwaben (Vnd die Statt von Limpurg hatte auch jhren Burgermeister alda mit vier vnd zwantzig Pferden) Vnd Sie hatten bey vier vnd zwantzig tausend reisiger leut, wol gewapnet. Das was schein vnd glantz von den wafen.

**Anno 1365.** da was das dritte grose sterben, vnd was mäßlicher als die zwey ersten, also daß zehen oder 12. menschen des tags sturben in Stetten als Limpurg, vnd dergleichen. Vnd da starb Herr Gerlach Herr zu Limpurg, vnd war kaum allererst von der grossen reiß von Elsas kommen, da Er wolt han helfen bestreiten die grosse Gesellschaft auß Welschem Lande. Vnd starb die Edle sein Frauw Elsge inner drey wochen auch, ohne leibserben. Derselb Herr Gerlach war eben braun von antlitz, groß, scharpf von reden, vnd hatte ein schwartzen Kroll vnd ein schwartzen bart, vnd war raisch vnd gedorstig ein ding zu thun. An seine statt kame der Edle Juncker Johann sein bruder, vnd der war ein Thumherr zu Cöln vnd zu Trier, vnd war gar ein weidlich man, vnd hatte ein wolgesetzten leib von kleiner grösse, mit einem schönen antlitz weiß vnd roth, mit einem gelben Kroll vnd bart, vnd was das haar also gelb als golt, vnd war gütlich zu sprechen, vnd von gütlicher antwort, Er was auch weiß zu schimpfe vnd zu ernst, vnd baitet er auch bey nahe zwantzig Jahr, ehe dann Er sein frauwe kaufte.

Ein jahr darnach zu halbfasten solten die Meister des Wüllnhandwercks zu Limpurg auf die Meß gen Franckfort fahren mit jhrem gewande, vnd wurden nidergeworffen zwischen dem Closter zu dem Throne vnd der Höhe, vnd wurden jhnen genommen mehr als dreyhundert duch, vnd waren etliche gefangen, vnd blieben etliche todt. Das thete Heinrich, Graf Otten sohn, von Nassauw Dillenberg. Der war ein Thomherr zu Cöln, vnd ward mit dem zunahmen genant Graf Schindleder. Auch so fuhren sie im gelait Graf Johans von Nassauw Herrn zu Merenberg.

In demselben jahr schlug der vorgenant Graf Johann ein Burgk auf, zu Kirchberg auf der Lahne, vnder Scharpfenburg. Dieselbig Burgk zubrach Landgraf Heinrich zu Hessen, vnd fing darauf mehr dann zwantzig wehrhaftig mann.

In demselben jahr, vnd darnach ein wenig, ward Lintz auf dem Rein gewonnen, also daß es erstigen wurd vnd gar geplündert biß auf sein grund.

Da sang man vnd pfeiff dis lied:

> Schach, Tafelspiel
> Ich numehr beginnen will.

**An. 1367.** wurden die zwey Schwerter von der welt eindrechtig. Vnser geistlicher vatter der Babst Vrbanus V. vnd der Römische Keyser Carolus IV. König zu Boheim, zogen mit einander mehr dann mit Sibentzig tausend Rittern vnd Knechten mit groser gewalt vber den Herrn von Meyland. Der hatte gethan wider die heilige Kirch. Vnd behilte der Bapst vnd der Keyser jhren gantzen willen. Mit dem zug vnd reise werete es beynahe ein jahr, vnd waren geachtet an hundert tausendt reisiger Pferde.

In disser zeit war harte zeit vnd teuwre jahr, also daß ein Malter korns Limpurger maaß galt fünf pfundt vnd zween Turnes, vnd das malter habern galt drey pfundt heller. Vnd hatten arme leut grosen gebrechen vnd mangel. Die quart weins galt zwentzig alt heller.

**An. 1367.** vf S. Petri abend **Vincula,** zu der Habererndt, da erstach ein Freye von Dern, todt Juncker Johann eins Grafen sohn von Dietz, vf der Burgk zu Derne, daß Er von stund an bleib. Vnd war ein jung mann vnder dreissig Jahren, von guter leng, Hatte ein langelicht angesicht mit einer hohen nasen, vnd ein schlecht haar mit einem hohen zopf, als gewohnlich in der zeit was. Vnd derselb Johann, were ein Graf zu Dietz worden, hette Er gelebt. Vnd das ward in ein andere hand geschossen, als das hernach geschrieben steht. Derselbig Freye hiese Friederich, ein streng Ritter von fünftzig Jahren, vnd was ein rechter Freye geboren von all sein vier Anchen, vnd ward gefangen zu Dern auf dem Hauß vnd gen Dietz gefürth. Vnd Graf Gerhard von Dietz, Juncker Johans Bruder, thete ein landgericht bescheiden zu Reckeforst. Vnd ward dem vorgenanten Freyen sein haupt abgeschlagen, vnd ward begraben von stund an zu Limpurg zu den Barfüsern. Also soltu sehen, wen du schlegest: Als dann Salomon spricht: **Fremes ira nulli parcit,** Dz ist,

> Der grimme zorn gibt niemand frist,
> Des du von Salomon bescheiden bist.

Nun soltu wissen die **Physiognomy** vnd ware gestalt des Freyen. Der Freye war ein vierschützig man, mit einer greisen Kroll, ein breitlecht antlitz mit einer flachen nasen. Auch hatte der vorgenante Freye von Dern einen Bruder, der hiese Juncker Craft, der war ein Thomherr zu Cöln vnd zu S. Gereon, Derselb ward erschossen in Westphalen.

Da sang vnd pfeiff man dis lied:

> Nit laß ab also ein weil.
> Ach Ich, Ich will dir immer in gantzer treuw leben,
> Ich hoff Ich find dasselb an dir.

In derselben zeit war der streit zu Sprendlingen zwischen Lingen vnd Creutzenach. Da blieben todt mehr dann zweyhundert man. Vnd den streit verlohr der Graf von Sponheim, der war genant Walrabe, der ward auch gefangen, vnd der Herr von Bolanden behilt das feld.

In demselben jahr, da ward das grosse wetter von donner vnd blitzen, zwischen den zweyen vnser Frauwen tag, als man vor langer zeit je hatte gesehen, vnd das was eins nachts, vnd in der terminey zu Mentz vnd zu Franckfurt. Vnd vnser Frauwen Münster zu Mentz verbrand zu mahl, was daran was von holtzwerck mit einem gar hohen Thurn. Das verging gehlingen, vnd war groser verderblicher schaden, vnd geschach auch mehr schaden in derselben terminey herumb in dem land.

Zu denselben zeiten kaufte der Ehrwürdig Herr **Cuno** von Falckenstein Ertzbischof zu Trier, vnd trang sich mit weißheit in die gantze Herrschaft zu Malsburg vmb Herr Görgen daselbst, vnd damit ernehrte Er den Stift zu Trier. Vnd darnach nit lang, vber drey jahr oder vier, da machte Er ein Statt zu Nidernbrechen. Dann es zuvor ein dorf gewest, vnd gehort in die Grafschaft zu Molsburg. Derselbig Herr Cuno behilte auch ein die **incorporation** derselben kirchen vnd **Pastoreien** zu Brechen. Dieselbst **Pastorey** zu Brechen wirdt nun zu ewigen tagen einem Bischöff zu Trier in sein kuchen dienendt. Das löset sich wol an hundert malter Korngülden, darüber hat ein **Vicarius** dannoch genug zu bescheidenheit.

**Nota, quòd pater praedicti Georgij Dominus in Molspurg nomine Gyso, propriam filiam carnaliter cognovit, que à patre postea duxit quoddam corpus heterogenium, id est, animal rationale mortale. Quam ob rem forsan maledictus Psalmista videtur, ipsum notans, ubi dicit: Fient dies ejus pauci, et Episcopatum ejus accipiet alter: et sic dominium Molsperg est translatum in Episcopatum Trevirensem.**

Die plasirung von dem Wapen von Molspurg ist also Das feld was von gelb, darin war ein Löw von Silber.

**Anno 1367.** da waren feind die Edlen Johann Graf Nassauw Dillenberg, vnd Johann Herr zu Westerburgk, gedeiten sich, daß sie ein gerenn vnd ein Ponntz hatten Gudendorn. Vnd Johann Herr zu Westerburgk behilt das vnd fing den Graffen von Nassauwe mehr dann mit drei Rittern vnd Knechten. Vnd blieben auf des von Nassauw ten drey todt, vnd einer auf des Westerburges seiten, Handwercksleut. Derselbige Graff war loß mit den Rittern Knechten vor Acht tausend gülden. Vnd hetten Ihme wol gelt geben. Aber er genoß seiner freundt die sehr vor Ihn bestteten.

In disser zeit lebte Magister Iohannes Pyritoneus, der zu Pariß das Studium regiret hat mehr dann viertzig Jahr. Der ward geacht der best Logicus vnd Philosophus auf Erdreich in der gantzen Christenheit. Vnd man fande nit seines gleichen. Der machte Quaestiones Ethicorum die besten die je gemacht waren vor Im. Dieselbige Quaestiones gab Er zu letzt vnd zu einem ewigen Testament allen Meistern vnd Studenten.

In derselbigen zeit gewann Herr Cuno von Falckenstein, Ertzbischoff zu Trier, Sonnenberg.

In dissen jahren entstund ein grosse zweyung in der Statt zu Wetzlar auf der Lahne, zwischen Raht vnd der Gemeine, also daß der alte Raht ward vertrieben der Statt, vnd die Gemein machte ein neuwen Raht, vnd regirten nach jhrem sinn in das Siebende jahr, vnd gaben niemand kein leibzucht so wieviel das jhnen gebürte, alle jahr bey fünftausend gülden gelts leibzucht vnd renten. Vnd da es kam an das Siebende jahr, da kamen die alten von dem Raht wider in die Statt mit einem Werwort, also, daß man damit solte vmbgehen, daß Sie gesünet würden. Des worden die vorgenante alten von dem Raht eintrechtig, mit Juncker Johann dem Grafen von Solms. Vnd dem war gar leufig vmb die Neuwe welt, vnd war heimlich den Alten vnd auch den neuwen. Denn er kam wol mit fünfzig Ritter vnd Knechten in die Statt, vnd liese die von dem neuwen Raht alle kommen in ein hauß. Vnd Er nahm sich an, Er wolte mit in Raht gehen, vmb nutz Erbare Sach der Statt. Vnd fing den neuwen Raht gemeinlich, und bestalt da so viel seiner diener bey, daß Sie musten in dem haus bleiben. Vnd nam des Reichs Panir, vnd trat auf den plan, vnd der alte Raht bey Jhn. Da kam die gemein wol mit fünfhundert man gewapnet, vnd wolten dem neuwen Raht geholffen han. Da Sie sahen, daß der neuwe Raht vnd freundt nit bey jhnen waren, da wurden Sie entschüpfet. Vnd der vorgeschriebene Graf Johann der berlete Sie mit süsen worten, vnd sprach dazu, daß Sie die wafen austhäten, vnd wurden eintrechtig mit Jhme vnd dem Alten Raht, vnd legten den neuwen Raht in den Thurn, vnd nahmen Jhr gut, vnd schlugen jhrer dreyen die köpf ab, vnd wurfen jhr ein theil ins wasser. Also ging der vorgenante Graf von Solms vmb mit süsen vnd betrogen worten, daß Er die Statt zu Wetzlar in seinen sinn brachte, daß Sie wol betrogen wurden, als man den kindern ein gleichnuß in der schul lieset:

Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps, Das ist,

Des voglers pfeiff gar süse sang,
Da er thete den vogelfang.

Anno 1370. in der Fasten, Da lagen die von Erfurt, die von Mülhausen, vnd die von Northausen, vnd andere viel Herrn die zu Jhnen gelobet vnd geschworen hatten, vor Honstein. Die Burgk ligt in Sachsen vnder Hertzog Otten von Braunschweig. Vnd derselb Hertzog Otto der warf feur in das Heer, vnd das Heer brach auf vnd zog hinweg, vnd doch so konten Sie nit gar hinweg kommen, vnd beschneid Sie, vnd schlug Jhr gar viel todt, und finge deren von Erdfurt, Mühlhausen vnd Northausen also viel, daß Sie gaben zu schatzung Sechs vnd dreissig Marckselle marck lötiges Silbers.

Darnach zu hand gingen gemeinlich die Tappert an, die trugen man vnd frauwen. Auch trugen die man kurtze Houcken vnd weit vf beyden seiten geknenft. Vnd das en werete nit lang in dissen landen.

Anno 1370. starb Bapst Vrbanus V. zu Avinion. Der hatte regirt acht Jahr, der grosse ding gethan hat vmb der heiligen Kirchen willen, als vorgeschrieben stehet. Vnd der ward heilig vnd ist canonisirt. An seine statt ward gekoren Gregorius XI. Der fuhr von Avinion gen Rom, vnd blieb alda.

Anno 1371. viertzehen tag vor Faßnacht, da geburt es sich, daß ein Burgermeister zu Limpurg, der war genant, Guntz Rente, der solte einen führen in den Kargen thurn gefangen von dieberey wegen. Da Sie kamen ein halben steinwurf von disser pforten auf der Maur, da sprang der gefangene mit dem Burgermeister von der Mauren, vnd dem sein hals ab also daß Er vmb acht tag starb, vnd der gefangene wurde zu stund an gehangen. Dann Er also sehr gefallen hatte von der Maurn, daß Er nit dauon kommen mochte.

Anno 1371. Freytags nach vnser Frauwen tag als man die Würtz weihet, wurden Feind die zween Hochgebornen Fürsten, der Hertzog von Braband, der war genant Wenceslaus, vnd war Keysers Caroli IV. Bruder, vnd des blinden Konigs Johannis in Beheim Sohn, vnd der Hertzog von Jülch, der war genant Wilhelm. Vnd auf den vorgenanten tag hatte der Hertzog von Braband mehr dann 2400 glenen Ritter vnd Knecht, gar gute leut, vnd suchte den Hertzogen von Jülch daheim in seinem land zu schädigen zu herrschen vnd vber Jhn zu reitten. Da Sie kamen vber die Maaß, das wasser in Jülcherland, da begegnet Im der Hertzog von Jülch mehr dann mit tausend glenen, Grafen, Herren, Rittern vnd Knechten, vnd waren vf der seiten viel Herrn vnsers Lands auf der Lohne, mit Namen Graff Johann zu Nassauw Herr zu Dillenberg, Graf Ruprecht von Nassauw, Graf Eberhard von Lützelberg, der Graf von Wiede, vnd Juncker Friederich Herr zu Runckel, vnd andere die Jch nit genennen kann, vnd huben den streit an gar feindlichen. Vnd in dem anheben, so kompt der Hertzog von Gellern mehr dann mit Sechshundert glenen Ritter vnd Knecht zu hülf den Jülchern, vnd stritten mit den Brabandern. Vnd behilten die Jülchischen mit grossen Ehren vnd Würdigkeit den streit, vnd fingen den Hertzogen von Braband mehr dann mit tausend Rittern vnd Knechten, vnd blieben todt mehr dann Achthundert Ritter vnd Knecht. Vnd der Hertzog von Gellerland, den man nante die Blum von Gellern, der ward in dem streit erschossen, auf der Jülcher seiten, vnd der Graf von S. Paul von Welschland blieb auf der Brabander seiten mit viel seiner Landsleut aus Welschland, vnd Johann Ertzbischoff zu Mentz, der war ein Bruder des vorgenanten S. Paul, wiewol doch daß Er ein Wahl war. Also ward der meinste hauf leut von dem minsten nidergeworffen. Vnd das war von Gott, als da spricht Iudas Maccabaeus: Non in multitudine exercitus, sed de coelo victoria belli est: Das ist:

Der Sieg kompt viel vom Himmel ho,
Vnd nit von viele der leut, das ist also.

In dissem Jahr erhub sich zu Cölln in der Statt ein grosse zweyung vnd speit zwischen dem Raht vnd den Meistern von dem Weinhandwerck, vnd geschach das also. Zu Cöln kam ein man in gastweiß, der ward mit rechtem gericht alda bekümmert mit leib vnd gut, vnd ward verurtheilt, daß man den man solte das haupt abschlagen, vnd furthe man jhn auf das felt an das gericht. Dabey stunden gar viel die von dem Wülnhandwerck waren, die namen den man dannen, den das gericht verurtheilt hatte, vnd furten In mit gewalt in die Statt von Cöln, vnd meinten daß Sie jhn erlösen wolten. Zu stund kam der richter vor den Raht, vnd schreye, vnd clagte vber den gewalt, der da geschehen were. Vnd der vorgenante Raht vnd jhre Freund wapneten vnd bereiteten sich zum streitte, vnd kamen an die Weber, deren waren auch eine grosse Rott mehr dann Sechshundert wolbereit, mit aufgerecktem Panir, vnd traten zu Jhm ein feindlichen. Da behilt der Raht mit grossen Ehren den plan vnd das felt, vnd auf der Weber seiten blieben vf der Walstat Sieben oder Acht man todt, die andern flohen, da doch jhrer zwir mehr waren dann deren von dem Raht. Dazu fingen Sie jhrer drey vnd dreyssig in den nechsten viertzehen tagen, denen schlug man jhr haubt ab auf dem Heuwmarck, so, heut vnd morgen, als sich das gebürte, vnd dazu so vertrieben Sie manchen reichen Erbarn man von dem vorgenanten Handwerck, vnd nahmen jhnen jhr gut, vnd thaten jhnen grossen verdrieß, vnd brachen ab ein groß gemein hauß, das gleichet sich einem grossen Pallast, darauf Sie zusammen gingen vmb jhres Handwercks noth, vnd hat der Raht darauß gemacht ein schone Fleischschirne, also daß die von dem vorgenanten Handwerck kein recht mehr dazu haben. Also hat der Raht zu Cöln seinen willen behalten.

In derselbigen zeit da gingen an die Westpfälische Lendener, die waren also, daß Ritter, Knecht vnd reisige leut, führeten Lendener, vnd gingen an der brust an hinden auf dem rück hart zugespant, vnd waren also fern als die schoppen lang war, hart gepflept bey nahe eines fingers dick. Vnd kame das auß Westphalen land.

In derselbigen zeit, zu halbfasten, da solten die Niderlendische kaufleut mit jhrem gewand den Rein auffahren in die Meß gen Franckfurt. Da Sie kamen bey Andernach den Rein auf, ein meil wegs, da kam der Graf von Wieth, vnd Belten von Isenberg, vnd nahmen da den Kaufleuten mehr dann viertausend gülden werth gewand, vnd furthen das gen Isenburg. In der zeit erhub sich der Ehrwürdig Fürst, Herr Cuno von Falckenstein, Ertzbischof zu Trier, mit groser gnügen vnd gewalt, vnd hiesche die Nam wider, die in seinem geleit vnd gebiet geschehen war, vnd en mögt das nit sein. Des legte er sich in der vorgenanten Herrn land, vnd gewann jhnen ab das Angirs, vnd machte zu Engers ein Burgk, die ist geheissen biß an disen heutigen tage Cunostein nach seinem Namen, vnd gewann jhnen ab Henspach vnd die dorf, vnd bracht sie in grosen verderblichen schaden, vnd dazu ward den Kaufleuten die Name vnd der gewand wider. Also behilt Herr Cuno Ertzbischoff mit gewalt seinen willen, vnd name ein Land vnd Leut, vnd das Fahre biß vber den Rein, biß auf dissen heutigen tag.

An. 1372. da entstunde ein grose Geselschaft in Teutschen landen, sonderlich in dem land zu Hessen, die ward genant die Geselschaft von dem Stern. Vnd furten die Ritter in der Geselschaft güldene vnd die Knecht silberne stern. Mit nahmen war da ein Hertzog von Braunschweig, des Göttingen vnd das land da ist, der war tochterSohn Landgraf Heinrichs von Hessen, der Graf von Zigenhan, Graf Johann von Nassauw Herr

zu Dillenberg, der Graf von Catzenelnbogen, Herr Johann von Büdingen vnd andere, die Herrn von Isenburg, der Herr von Hanauw, der Herr von Lißberg, der Herr von Helfenstein, vnd der Herr von Epstein, vnd dazu meistlich alle Ritter vnd Knechte in dem land zu Hessen, in der Wetterauw, in der Buchen, vnd auf dem Rein, in Sachssen, in Döringen, in Westpfalen, also daß man pfrüfet, daß dieselben Gesellen von dem Stern bey zwey tausend Ritter vnd Knecht waren, die da hatten bey 350 Schlösser.

In denselben zeiten war der Hochgeborne Fürst Landgraf Heinrich von Hessen feind des vorgenanten Herrn von Lißberg, vnd schicket Er seines Bruders sohn Landgraff Herman dazu, daß Er sich legte, mehr dann mit tausend Rittern vnd Knechten vor den Hirtzberg, vnd schlug ein hauß da auf. Des kame die Geselschaft von dem Stern zuhauf mehr dann mit funfzehn hundert Rittern vnd Knechten vor der Hirtzberg vnd trieben den Landgrafen ab, vnd branten Im sein land ab biß an Fritzlar, und lagen da mehr dann acht tag inn, vnd schieden da von dannen. Des clagte sich der vorgenant Landgraf Heinrich, Landgraf Herman seines Bruders Sohn, gegen den Sterngesellen zu täglichem Krieg, vnd verhiese Sich Landgraf Heinrich, daß Er den Krieg mit jünen wolte bey tag vnd jahr, vnd hilt auch das herrlich, vnd hilte mehr dann Sechshundert glenen Ritter vnd Knechte mehr dann Jahr vnd tag zu täglichem Krieg, die Er köstlich versoldet.

Zu disser zeit da war der Edel Ruprecht Graf zu Nassauw, der ein Enckel war Konig Adolfs Grafen zu Nassauw, helfer des Hochgebornen Landgrafen Heinrichs von Hessen wider die Geselschaft von dem Stern, vnd nahm darumb seinen sold. Vnd gebürte sich, daß der Sterner ein theil, vnd sonderlich die Grafen von Catzenelnbogen, Graf Wilhelm, Graf Eberhard, vnd Graf Diethern, öfeten eins nachts den thal zu Hadamar, vnd gewunnen den, vnd gingen in der nacht ohn sorg, vnd wolten es halten vnd jhren willen schaffen. Da ermanten die Gemeinde zu Hademar, vnd stalten sich feindlichen zu gewehr, mit gewerfen, mit geschoß, mit anderer groser arbeit, vnd trieben die auß herrlich, vnd behilten deren acht, vnd fingen die in derselbigen nacht, vnd deren sturben drey, ohn andern grosen schaden, den Sie empfingen von Sturm vnd von geschütz.

Anno 1373. Donnerstags vor Faßnacht da war ein groß Flut auf erdreich vnd grosze Noth von Wassers wegen, also daß der Rein vnd die Lohn vber rechten Staden in die höhe gingen mehr dann Sechs vnd zwantzig fuß hoch. Vnd kam die Flut von einem grossen schnee der gefallen war, Der schmoltz vnd verging gar balt, vnd war der gröffest schnee der je gefallen war in hundert Jahren. Vnd die Flut weret mehr dann fünf tag vnd nacht vff vnd ab, und war groß betrübnus von den Leuten. Vnd das geuögels in den heusern, als haan vnd hüner, sangen auch betrüblichen. Vnd die Lahne vor Limpurg warf jhnen die gärten all vmb vnd vmb, vnd manche Ramen mit gewand, vnd furten die Obermülen zu stücken enweg, auch furten Sie hinweg die Walckmuln, vnd die Lohemühln, vnd die Brück zu Dietz die war höltzern, das fuhr alles hinweg. Auch so war ein flut zuuor gewest, auff den zwölften tag nach Weihenachten, die nechst war, vnd die flut war disser nit gleich, dann diesse gröser war.

An. 1374. zu mitten Sommer da erhub sich ein wunderlich ding auf Erdreich, vnd sonderlich in Teutschen landen, auf dem Rein vnd auf der Mosel, also daß leut anhuben zu dantzen vnd zu rasen, vnd stunden je zwey gen ein, vnd dantzeten auf einer stett ein halben tag, vnd in dem Dantz da fielen Sie etwan dick nider, vnd liesen sich mit füssen tretten auf jhren leib. Davon namen sie sich an, daß sie genesen weren, vnd liefen von einer Stätt zu der andern, vnd von einer Kirchen zu der andern, vnd huben gelt auf von den leuten, wo es jhnen mocht gewerden. Vnd wurd des dings also viel, daß man zu Cöln in der Statt mehr dann fünffhundert Dentzer fand. Vnd fand man, daß es ein Ketzerey was, vnd geschach vmb gelts willen, daß jhr ein theil Frauw vnd Man in vnkeuschheit mochten kommen vnd die volnbringen. Vnd fand man da zu Cöln mehr dann hundert Frauwen vnd Dienstmägd die nit ehrliche menner hatten. Die wurden alle in der Dentzerei kindertragend, vnd wann daß Sie Dantzeten, so bunden vnd knebelten sie sich hart vmb den leib, daß Sie desto geringer weren. Hierauf sprachen ein theils Meister, sonderlich der Guten Artzt, daß ein theil wurden dantzend, die von heiser Natur weren, vnd von andern gebrechlichen natürlichen sachen. Dann deren war wenig, denen das geschach. Die Meister von der heiligen Schrift die beschworen der Dentzer eins theils, die meinten daß Sie besessen weren von dem bösen Geist. Also nam es ein betrogen end, vnd werete wohl Sechszehen wochen in dissen Landen oder in der maaß. Auch nahmen die vorgenannte Dentzer Man vnd Frauwen sich an, daß Sie kein rot sehen möchten. Vnd war ein eitel teuscherey vnd ist verbotschafft gewest an Xystum nach meinem bedunden.

---

# Karl Christian Gärtner.

Dieser um die erste Regeneration der deutschen Poesie sehr verdiente Mann, ward am 24. November 1712 zu Freiberg geboren, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Fürstenschule zu Meißen und studirte darauf zu Leipzig, wo er in innigem Verein mit Gellert und Rabener lebte und sich den schönen Wissenschaften mit besonderer Liebe zuwendete. Anfangs schloß er sich gleichfalls den Bestrebungen der Gottschedischen Schule an und nahm an ihren Arbeiten Theil; später trennte er sich jedoch von derselben und gab gemeinschaftlich mit seinen Freunden Ebert, Gisecke, Zachariä u. A. die sogenannten Bremischen Beiträge heraus. Im Jahre 1745 ging er als Erzieher zweier junger Grafen nach Braunschweig und ward später Professor der Moral und Eloquenz an dem Collegio Carolino daselbst, sowie 1775 Canonicus des Stiftes St. Blasii. Er starb allgemein geliebt und verehrt, als herzogl. Braunschweigischer Hofrath am 14. Februar 1791. —

Seine Schriften sind:

Sammlung einiger Reden. Braunschweig 1761.
Die geprüfte Treue, ein Schäferspiel. Braunschweig 1768.
Linguets Beiträge zum spanischen Theater, aus dem Französischen (gemeinschaftlich mit Zachariä). Braunschweig 1769. 2 Thle.
Die schöne Rosette. Lustspiel. Leipzig 1782.
Einzelne Beiträge zu Zeitschriften u. s. w.

Nicht sowohl durch seine Schriften, als durch die strenge und feine Kritik, die er namentlich als Mitherausgeber der Bremischen Beiträge anwendete, sowie durch seine amtliche Wirksamkeit, hat er wesentlich dazu beigetragen, einen besseren Geschmack in der deutschen Literatur zu verbreiten und den Bestrebungen ausgezeichneter Schriftsteller leichteren Eingang bei der Nation zu verschaffen.

Sein Bildniß, von Bause gestochen, findet sich vor dem eilften Bande der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1770). —

Vgl. über ihn: Rose. Ueber K. A. Schmidts und K. C. Gärtners Verdienst, besonders um die deutsche Literatur. Helmstädt 1792.

Ein sehr schönes Denkmal hat ihm sein großer Freund Klopstock in wenigen Zeilen gesetzt (Wingolf, fünftes Lied Nro. 7 bis zu Ende: Klopstocks Werke. Leipzig 1823. Bd. 1. S. 15 fgde.) wo er von ihm sagt:

Der du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
Die Lippe voll von Scherz; (Es horchen
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde.

Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin,
Wer bist du, Schatten? Ebert, er neiget sich
Zu mir und lächelt. Ja er ist es!
Siehe der Schatten ist unser Gärtner!

Uns werth, wie Flakkus war sein Quintilius,
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichster,
Ach kehre, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zurück! doch du fliehest fern weg!

Fleuch nicht, mein Gärtner, fleuch nicht! du flohst ja nicht,
Als wir an jenen traurigen Abenden
Um dich voll Wehmuth still versammelt,
Da dich umarmten, und Abschied nahmen.

Die letzten Stunden, welche du Abschied nahmst,
Der Abschied soll mir festlich auf immer seyn!
Da lernt' ich, voll von ihrem Schmerze,
Wie sich die wenigen Edlen liebten.

Viel Mitternächte werden noch einst entfliehn.
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden.

---

# Christian Garve

ward am 7. Januar 1742 zu Breslau geboren. Seinen Vater, einen wohlhabenden Färber, verlor er früh, aber seine Mutter, eine kluge und vortreffliche Frau, ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Nachdem er durch Hauslehrer eine hinreichende Vorbildung erhalten, jedoch seinen ursprünglichen Plan, sich der Theologie zu widmen, hatte aufgeben müssen, bezog er 1763 die Universität zu Frankfurt an der Oder, und studirte hier unter Baumgarten Philosophie und Mathematik. — Nach seines Lehrers Tode begab er sich nach Halle, wo er die Magisterwürde erhielt, und von dort nach Leipzig, wo er ein Liebling Gellerts wurde, in dessen Hause er wohnte. Er lebte hier in den angenehmsten Verhältnissen ganz seinen Studien und kehrte 1767, auf den Wunsch seiner Mutter, in seine Vaterstadt zurück, sich fort und fort im Privatstande seinen wissenschaftlichen Forschungen und Beschäftigungen widmend. Nach Gellert's Tode wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig und hielt mehrere Jahre hindurch eifrig besuchte Vorlesungen über Gegenstände seines Faches. — Anhaltende Kränklichkeit zwang ihn jedoch, diesem Berufe zu entsagen und wieder in den Privatstand zurück zu treten. Er verlebte nun den Rest seiner Jahre, von mannichfachen körperlichen Leiden heimgesucht, die ihn jedoch nicht in seinen äußerst eifrigen Bestrebungen zu stören vermochten, in Breslau, und starb daselbst als Mitglied der Berlinischen Akademie der Wissenschaften am 1. December 1798.

Seine Schriften sind:

Sammlung einiger Abhandlungen u. s. w. N. A. Leipzig, 1802.
Ueber den Character Zollikofers. Leipzig, 1788.
Versuche über verschiedene Gegenstände. 5 Thle. Breslau, 1792 — 1802.
Einige Züge aus dem Leben des Herrn C. J. Paczensky von Tenczien. Breslau, 1793.
Vermischte Aufsätze. 2 Thle. Breslau, 1796—1800.
Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Characters und der Regierung Friedrichs II. N. A. Breslau, 1801.
Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre. Breslau, 1798.
Eigene Betrachtung über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre. Breslau, 1798.
Vertraute Briefe an eine Freundin. Leipzig, 1801.
Briefe an C. F. Weiße und andere Freunde. 2 Thle. Breslau, 1803.
Briefwechsel zwischen Garve und Zollikofer. Breslau, 1804.
Briefe an seine Mutter. Breslau, 1830.

Viele Uebersetzungen, unter denen die bedeutendsten:

Burke's Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Riga, 1773.
Ferguson's Moralphilosophie. Leipzig, 1772.
Gerard, über das Genie. Leipzig, 1776.
Cicero's Abhandlung über die menschlichen Pflichten, nebst Anmerkungen und Abhandlungen zu denselben. N. A. Breslau und Leipzig, 1801.
Macferlan's Untersuchungen über die Armuth. Leipzig, 1785.
Payley's Grundsätze der Moral und Politik. Leipzig, 1787.
Adam Smith's über den Nationalreichthum. 4 Bde. Breslau, 1794 — 96.
Aristoteles Ethik. 2 Bde. Breslau, 1799 — 1801.
Aristoteles Politik. 2 Bde. Breslau, 1799 — 1800.
Einzelne Aufsätze und Abhandlungen in der Berliner Monatsschrift, den Schlesischen Provinzialblättern, dem deutschen Museum und anderen Zeitschriften.

Die treffendste Characteristik Garve's und seiner Leistungen gibt der geistreiche Bouterweck (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 11. S. 509), indem er von ihm sagt: „Eine Philosophie des Lebens, die an metaphysischen Speculationen nur entfernten Antheil nimmt, desto aufmerksamer aber bei der moralischen Seite der menschlichen Natur verweilt, wurde und blieb das vorherrschende Bedürfniß seines klaren und ruhigen Geistes. Lieber noch aus eigner Anschauung und Beobachtung, als aus Büchern, Belehrung schöpfend, näherte er sich Menschen aus allen Ständen. Besonders aber erwarb er sich im Umgange mit den gebildeteren Classen einen Schatz von psychologischen Wahrheiten, die der schätzbarste Theil des Inhalts seiner Schriften sind. Den Formen des geselligen Lebens angemessen bildete sich auch sein Geschmack, und nach diesem Geschmacke sein Styl. Kein philosophirender Kopf unter den deutschen Schriftstellern hat über die Gesetze einer ernsten, einfachen und doch eleganten Verstandesprosa gründlicher nachgedacht, und keiner hat diese Gesetze besser beobachtet, als Garve. Die Muster, nach denen er seinen Styl mit vieler Sorgfalt und ohne alle Affectation bildete, waren die alten Classiker und einige englische Schriftsteller, besonders Burke, Ferguson und Adam Smith, von denen er auch mehrere übersetzt hat.“— So sehr wir im Allgemeinen auch diesem Urtheil beistimmen, so müssen wir doch bemerken, daß Garve, trotz jenen gerühmten Eigenschaften als theoretischer Philosoph, von einer gewissen Beschränktheit und Engherzigkeit befangen war, die ihm oft den freien Ueberblick raubte und ihn verhinderte, sich in geistiger Kraft auf den rechten Standpunkt zu schwingen; was er dagegen auf dem Gebiete der populären practischen Philosophie leistete, trägt durchaus den Stempel der Vortrefflichkeit.

Vgl. Manso: Christian Garve nach seinem schriftstellerischen Character. Breslau, 1799. 4. — K. G. Schelle's Briefe über Garve's Schriften und Philosophie. Leipzig, 1800. — Das ähnlichste Portrait Garve's findet sich vor der Schrift: „Garve und Fülleborn von J. G. Schummel.“ Breslau, 1804.

---

## Die Tugend macht den Menschen glücklich *).

Es scheint mir zur leichtern Befolgung der moralischen Vorschriften sehr nützlich, wenn man sie simplifizirt, so weit es ohne Aufopferung der Wahrheit oder Verstümmelung der Begriffe geschehen kann. Mir leuchtete bei einer neulichen Selbstbetrachtung folgende Darstellung dieser Vorschriften auf eine so angenehme Weise ein, daß ich geneigt wurde, sie auch Andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heißt, und was, wenn es sich in Handlungen äußert, Pflicht genannt wird, läßt sich unter die zwei Gesichtspunkte bringen: des moralisch besten passiven und des moralisch besten thätigen Zustandes. Aus diesen beiden Sachen, Thun und Leiden, ist unser Leben, unser ganzes Wesen, unser Sein, insofern wir es gewahr werden, — und nur in so fern kömmt es für uns in Betrachtung, — zusammengesetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Ver-

*) Aus Garve's Abhandlungen und Aufsätzen.

änderungen werden in uns hervorgebracht, die wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor und sind uns unsrer Thätigkeit bewußt. Daraus entstehen zwei Hauptarten der Tugend: eine leidende und eine wohlthätige. *Zufriedenheit mit unsern Schicksalen* scheint mir die erste, — *Wohlwollen und Gutthätigkeit* die zweite zu sein. Aus beiden Eigenschaften in ihrem größten Umfange und zusammengenommen scheinen mir die menschlichen Tugenden, als aus ihrer ersten Quelle, herzufließen. In Ertragung des Bösen und in Beförderung des Guten scheinen mir alle menschlichen Pflichten als in den letzten Endpunkten zusammenzulaufen. Wenn ich mich einer schon etwas veralteten und in mancher Absicht unschicklichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: so würde ich sagen, daß das Erstere den Inbegriff unsrer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unsrer Pflichten gegen die Menschen bezeichne.

In Absicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf ihn wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, ist eine Gesinnung, ein Betragen, wie sie den besten, reinsten Begriffen von Gott gemäß sind. Aber diese Begriffe sagen, daß alle Eigenheiten unsrer Natur oder unsrer Umstände, und alle Veränderungen, die in beiden vorgehen, ihren letzten Ursprung in Gott haben; und daß Alles, was er macht und zuläßt, im Ganzen das möglich Beste ist. Beruhigung des Gemüths also bei dem Unangenehmen, das wir fühlen und doch nicht wegschaffen können, ist die größte, oder ist vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unsre Ueberzeugung von seiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in diesem großen Bezirke der Dinge, welche, von uns ganz unabhängig, durch angeborne Beschaffenheiten unserer körperlichen und geistigen Natur, oder durch die Verhältnisse und Veränderungen des Weltlaufs bestimmt werden, — was bleibt in diesem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgesetzt, daß wir wirklich nichts dabei ändern können, so ist nur *ein* Geschäft uns übrig gelassen — dies, unsre Natur so viel, als möglich ist, dabei aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden so wenig als möglich unterdrücken zu lassen; unsre Freiheit gegen das, was diese Freiheit einschränkt, nach Vermögen zu vertheidigen. Und wodurch ist dies anders zu erreichen, als durch Gelassenheit, Geduld, stillen Geist, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menschen im unthätigen Zustande und vornehmlich im Leiden unterscheidet?

Auf der andern Seite bezieht sich alles moralische Gute im *Handeln* auf Wohlwollen. Lieben, die Glückseligkeit aller empfindenden Wesen nach Maßgabe ihrer Verbindung mit uns gerne sehen, begehren und befördern, das ist der Grund oder die Summe aller rechtmäßigen, guten und heroischen Handlungen.

Viele Pflichten entstehen aus einer Mischung und Vereinigung beider Tugenden. Es muß dabei ertragen, und es muß gehandelt; — dem Eindrucke des Uebels auf unser Gemüth muß gesteuert, und Gutes muß zugleich bewirkt werden. Ja diejenigen Handlungen, welche uns das wahre Gepräge ächter Tugend zeigen sollen, müssen die leidende und die thätige Güte in sich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu sehen, wo wir große Tugenden bewundern sollen. Eine jede Aufopferung aber setzt eine gelassene, mit Gemüthsruhe verbundene Ertragung eines Schmerzes voraus. Wenn in der Gefahr den Helden diese Gleichmüthigkeit, diese Zufriedenheit verließe: so würde er durch den Aufruhr verdrießlicher oder ängstlicher Gefühle seiner Besonnenheit beraubt und an der Ausführung seines gemeinnützigen Werks verhindert werden.

Eben so ist die Tugend der Mäßigung zusammengesetzt. Die Begierde, wenn sie zum Genusse gelangt, will im Genusse immer weiter gehen. Die Mäßigung hört bei dem, von dem Verstande angegebenen Punkte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch fortdauert, und daher bei Endigung des Vergnügens eine verdrießliche Leere zu erwarten steht. Je gelassener der Mensch das Unangenehme erträgt: desto leichter wird er sich in der Verfolgung des Vergnügens mäßigen.

Alles, was in Krankheiten oder in solchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das Gemüth wirken, als Pflicht gefordert werden kann, ist *Geduld*. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geistes dabei sich offenbaret, ist *Heiterkeit*, die nur ein größerer Grad von Geduld ist.

Die Pflicht des Fleißes bei der Arbeit ist nichts Anderes, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit; — der Standhaftigkeit, womit man eine verdrießliche Empfindung, — die Ermüdung, — erträgt, und der Treue, womit man seine Kräfte zu nützlichen Absichten anwendet.

Großmuth, Vergebung der Beleidigungen, die gefahrvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle diese schweren und heroischen Tugenden werden nur deßwegen höher als andere geschätzt, weil sich in ihnen jene beiden Hauptzüge, oder jene Bestandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weise zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweist, muß ein ihm angethanes Uebel mit Gelassenheit ertragen und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere seine Ruhe, seine Gesundheit und sein Leben wagt, muß zugleich seine Liebe gegen das Gute, welches es befördern will, zu entflammen, und seinen Abscheu gegen das Uebel, dem er sich aussetzt, zu mäßigen wissen.

Und wenn dies sich so verhält; wenn *Zufriedenheit* und *Wohlwollen*, die beiden Grundsäulen tugendhafter Gesinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: so ist auch ohne weitläuftige Beweise klar, daß Tugend den Menschen, und warum sie ihn glücklich mache. *Heiterkeit* und *Liebe* sind eben so gut für die beiden Hauptarten des glücklichen Zustandes, als für die der pflichtmäßigen Gesinnungen anzusehen.

Alles Vergnügen ist ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen ist die Liebe: das leidende hat keinen andern Namen als den Namen des Vergnügens selbst; aber es ist in Absicht der Gemüthsstimmung von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterschieden.

Man kann sein Leben nicht anders genießen, als entweder durch angenehme Empfindungen, oder durch angenehme Beschäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objekte, die auf uns wirken, von unsern Sinnen, von unsrer angebornen Stimmung ab. Dieser Theil unsers Zustandes ist also nicht in unsrer Gewalt: er muß erwartet, er muß genossen, oder er muß ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens ist, das Aufsehen auf Gott und die Vorsehung, alles dieses, was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zustand des Gemüths mit Vorsatz dem unwillkürlichen Zustande des Vergnügens oder der Lust (so weit dieses geschehen kann) näher zu bringen. Der geduldige Kranke hat nicht die Empfindungen des Gesunden: aber er arbeitet daran, seinen Gemüthszustand dem eines Gesunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelassene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden genießen: aber er wird sich bemühen, in seinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern gesegneten Lebens ist.

Die Geduld also arbeitet auf die Glückseligkeit los, obgleich unfähig, sie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünstige Einfluß äußerer Ursachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thut noch mehr: sie sind unmittelbarer Genuß; sie sind Freude mit Thätigkeit verbunden.

Vergnügen an leblosen Dingen bleibt bloße Empfindung; und heißt deßwegen, wenn es ohne Maß und Ziel genossen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, *Wollust*. Vergnügen an Menschen, welches Lieben heißt, geht immer in Handlungen über, und ist ohne solche nicht zu genießen. Entweder sind dies Handlungen des denkenden Verstandes, wie beim Umgange, im Gespräch, bei der Mittheilung der Gedanken: oder es sind Handlungen des Herzens, wie bei erwiesenen Wohlthaten oder bei geleisteten Diensten. In allen Aeußerungen der Liebe ist die Befriedigung, welche jedes Wesen erfährt, das seiner Natur gemäß wirksam ist, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reizender Gegenstand auf unsre Empfindung macht.

Der Rachgierige, der Neidische, der Schadenfrohe, der Bösewicht hassen: also leiden sie. Es sind Menschen vorhanden, die den äußersten Verdruß in ihnen erregen: sie sind also nicht glücklich.

Der Faule, der für andere Menschen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für sie aufwendet, lieben nicht und hassen nicht. Sie sind also leer an Vergnügungen: sie sind gewiß weniger glücklich, als wenn sie liebten, und ihr Geld oder ihre Kräfte aufwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man setze die Sanftmuth dem Zorne, die Ergebung in den Willen der Vorsehung der murrenden oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Bosheit gegenüber: und man wird finden, daß selbst der Name der ersteren Eigenschaften schon etwas Verdrießliches und Unglückweissagendes in sich schließt. Bei der Beobachtung der Gemüthszustände selbst wird man noch deutlicher entdecken, daß von den moralisch schlechtern Unlust ein Bestandtheil sei, daß hingegen Stimmung zum Frohsein oder vermindertes Mißvergnügen bei den bessern vorausgesetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, muß den Zornigen nothwendig zuvor bitter gekränkt, — die, welche großmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Versöhnlichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schicksale liegt immer zugleich ein Trost und eine Quelle der Freude verborgen oder wird dabei vorausgesetzt. Entsteht die Geduld, wie sie

dann am leichtesten entstehen und am sichersten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: so ist nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Dasein eben des Gottes, welchem wir unsre Geduld aufopfern, zugesichert wird. Ist aber diese Gelassenheit auch nur die Folge eines muthvollen Entschlusses, — der aufgebotenen Seelenkraft, welche dem Uebel widersteht, — selbst des Ehrgeizes, der keinen unanständigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an sich blicken lassen: so gibt dies zwar unmittelbar keinen Grund des Trostes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt des Uebels; es wehrt der traurigen Schwärmerei einer melancholisch gewordenen Einbildungskraft, einer Gemüthskrankheit, welche oft schlimmer ist, als das Unglück, wodurch sie erzeugt wurde.

Was bei großen Verbrechen augenscheinlich sichtbar ist, findet sich bei den meisten unmoralischen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze und Abscheulichkeit. Da herrscht in dem Augenblicke, da man sie begeht, eine der Leidenschaften in der Seele, die aus dem Verdrusse herstammen und Abarten der allgemeinen Leidenschaft sinnlicher Unlust sind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente da er sich zum Morde entschließt oder ihn vollzieht, eine Stimmung von Fröhlichkeit vorhanden sein? Muß man nicht glauben, daß sein Geist eben so finster und melancholisch ist, als seine Mienen schrecklich und wild aussehen? Ist auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne daß schon ein stilles Lächeln auf dem Gesichte des tugendhaften Mannes das Vergnügen oder die Zufriedenheit, die sein Inneres in diesem Zeitpunkte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes in Gedanken hat, Gutes an andern Menschen empfindet, (ohne welches es nicht möglich wäre, ihnen wohlzuwollen), Gutes in seiner eigenen Handlung gewahr wird und in deren Folgen voraussieht, Gutes will und hervorbringt, — wie könnten andere als angenehme Empfindungen der Seele beiwohnen?

Wenn es uns also gelänge, daß über die unwillkürlichen Eindrücke von außen und innen, durch welche unser Zustand schmerzhaft, die Gegenstände uns verdrießlich, die Menschen verhaßt, und wodurch wir also nach und nach boshaft werden, die Selbstthätigkeit unsrer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der leblosen und Liebe gegen die lebendige Natur vorsätzlich zu bewirken sucht, die Oberhand gewänne: müßte nicht eben diese Bemühung, durch welche wir nach Aller Geständniß die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückseligkeit näher bringen?

Ich sehe wohl ein, daß die obige Eintheilung der Tugenden, auf welche sich die folgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer systematischen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie ist einer von den vielen Gesichtspunkten, unter welchen sich die Moral bei der Betrachtung einzelner Menschen und besonderer Fälle zeigt. Es ist dessen ungeachtet nicht unnütz, auch diese eingeschränkten Gesichtspunkte zu sammeln: theils, weil ihre vollständige Aufzählung, wofern sie möglich ist, dereinst richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen lassen, von wo aus wir alle unsre Pflichten und nach ihrem ganzen Zusammenhange übersehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeschränkte Gesichtspunkt immer für diejenigen Menschen besonders lehrreich ist, mit deren Natur und Lage er insbesondere harmonirt.

Für mich zum Beispiel hat der Gedanke sowohl eine beruhigende Evidenz, als eine mich ermunternde Kraft, daß meine Pflichten sich in zwei große Vorschriften vereinigen, — mich von dem Uebel, das mich drückt, nicht niederbeugen zu lassen, und an der Beförderung des Guten, sei es mit noch so eingeschränkten Kräften, unermüdet zu arbeiten.

---

## Ueber fehlgeschlagene Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlschlagen; — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns Beide einbildeten, da wir sie wünschten. Oder verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bei der Voraussetzung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genusse kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unsers Bestrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie sein mögen, doch wegen ihrer Mannigfaltigkeit oder wegen ihrer Dauer im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in der anmuthigsten Gegend verdrießlich und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öftersten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern uns versprachen, nicht zu Hause; werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen; und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstigt hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber: andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unübersteblich scheint; und wir übersehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines größeren Frohsinns. Ich habe Eltern, zärtliche Eltern gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen; und die doch in der Folge so ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bei solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern: und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwickelung der Sache überrascht.

Woher kömmt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussehungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet Beides unter gewissen Einschränkungen Statt.

Es ist richtig, daß in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die Andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen Anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussehungen vorkömmt. Der Mensch, welchem dieses Letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuschenden Vorfälle, — Etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Personen, deren Voraussehungen am öftersten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussehung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt: desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobach-

tungen oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtsein, und so, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenschaft geben könnte: und eben deßwegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt: der zur Ausführung weitaussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die Erstern durch die Größe ihres Umfangs, die Andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bei dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinct geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beim Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfters als andere von gleichen Geistesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere sein, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beiden Classen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläuftige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beiderseitigen Gründe eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bei der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht: so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Auffindung der Wahrheit geendigt habe. Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrscheinlich besser dabei fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr zu irren, insofern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweiten Falle eigenthümlich. So verblinden Manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2. Eine Ursache, welche viele fehlgeschlagene Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben: und diejenigen werden ohne Zweifel am öftersten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, so gibt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie sein mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sei, dergleichen zu erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst verachtet sein; im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig ein Mal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für liebenswürdig hält, sieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch ein Mal den ihm angemessenen Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit sein. Dem bessern Menschen steht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unsrer vernünftigen Natur gemäß, Glückseligkeit mit Tugend in unsern Vorstellungen zu verknüpfen. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet, und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deßwegen öfter als Andere in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bei Andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnsinnes versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft, das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten, oder die sich für begünstigte Liebhaber irgend einer schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Jemehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er; und desto öftern und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größre Dinge er begehrt, desto seltnere Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifen der Wünsche.

Oft vereinigt sich Beides: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geschieht bei denen, die sich ihres Glückes selbst als eines Verdienstes rühmen und wie Cäsar glauben, daß die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Personen und ihre Entwürfe anvertrauen. Diese Einbildung, so sehr sie an sich Irrthum ist, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich sein, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bei gewöhnlichen Menschen und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagstücke.

Fast jeder Mensch traut, besonders wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die meisten ängstlich und furchtsam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Daher sind sie so karg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jene zu leisten, dieses zu geben aufgefordert werden, und hingegen so freigebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es ist nicht immer die Absicht zu täuschen, was sie zu diesem Letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu: sie glauben ehrlicherweise, daß bis zu dem bestimmten Zeitpunkte die Umstände zu ihrem Vortheile sich abändern, ihre Hilfsquellen sich vermehren und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bei Einigen zu einer schädlichen Thorheit auf. Der äußerste Grad davon zeigt sich bei gewissen halb Blödsinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden, und sich am Ende eine desto bittrere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche sie sich bei der Aussicht auf dieselbe machten.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3. den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stoßen soll, erwartet: der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der

Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden sein.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß, wenn in irgend einem Umstande des menschlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger oder widriger Zufälle, — sich deutlich zu zeigen scheint, es in diesem Umstande ist, daß die Vermuthungen des einen Menschen bei gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung öfter mit den Erfolgen zusammentreffen als die des andern. Daraus entsteht, daß die Veranstaltungen des einen immer passender sind und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von sich versäumt findet, immer aber seine frühern Handlungen mit den spätern Ereignissen im Widerspruche sieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bei gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Causalität der Natur mit dem Principe der Freiheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannten Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeschränkten aber vernünftigen Thätigkeit besser als bei andern zusammen. Sie sind, — um mich des Ausdrucks einer veralteten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der sie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall seine Würfe den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, ist schon von uralten Zeiten her bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbaren Erscheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig ist als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hilfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergründen kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bei Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, daß es zu der Erziehung mancher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glücke führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignet haben, wie sie sich dieselben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bei Ausführung, sondern auch bei der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten wegen des öftern Fehlschlagens seiner Erwartungen ein großes Mißtrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schüchterner Mensch, wenn er in eine große und fremde Gesellschaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblick an befindet, hört und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente stehn ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, und hat also auch falschere oder zweideutigere Ahnungen als bei einem ruhigen Zustande des Gemüths sich von dem Maße seiner Einsichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer stärker angefesselt.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft als durch sie erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigne Handlungsweise, — die Gesetze, wonach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schließen pflegt, — zu erforschen, es sei, um die Quelle seiner irrigen Voraussehungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sei, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklichern Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Aussichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen bloß von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Universum hat seine eigne Natur, seine eigne Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal, und zerstören sich zu andern Zeiten: — zwar Alles nach einem Plane, (so glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß bei diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen und selbst das Wohlsein eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache mich zu wundern, daß bei diesem so unendlich mannigfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geistigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Gesetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabei bestehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehliche Kampf aller Naturkräfte unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen bestgegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reiffster Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit besserm Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen. In den Handlungen selbst, die er thut, in dem Fleiße, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabei in sich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Geistes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewiß ist, und der ihn schadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den seine Handlungen in gewissen äußern Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beiden, sonst unverträglich scheinenden Sachen zu vereinigen: so munter und dreist an jedes Geschäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bei seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bei sicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch Beides werden sein Verstand und sein moralischer Charakter gewinnen.

Es ist unausbleiblich, daß, so lange sich der Mensch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtiget glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach seiner Meinung gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehn, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlsein berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einsieht, daß diese Alle, in Allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß Beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegengearbeitet wird, als wenn er seine zuweit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dies vielleicht bloß einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch, jene zu verbessern und gegen diese Schutz zu finden. Am

Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur, daß immer ein Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; daß, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen und ihren Wirkungskreis so sehr zu erweitern sucht, als sie kann, alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu sein, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinn fröhlich nach Hause geht.

---

## Ueber den Charakter der Bauern.

Es ist nichts gewöhnlicher, als Schilderungen von den Charaktern ganzer Nationen zu machen. Ich glaube, daß es weit nützlicher, und daß es auch eher möglich ist, die Charaktere der verschiedenen Stände in Einer Nation richtig zu schildern.

Zwar, wenn diese Nationen verschiedene Sprachen reden, unter ganz unähnlichen Regierungsformen stehn, und Länder von verschiedenem Klima bewohnen, so können allerdings ihre Unterschiede so groß, und das Eigenthümliche jeder kann unter den Individuen derselben so herrschend sein, daß sich diese Charakter-Züge beobachten und mit einiger Bestimmtheit angeben lassen. Der französische, englische und deutsche National-Charakter läßt sich schildern. Nur ist auch hier die Beobachtung schwer, weil der Gegenstand zu groß ist; und die Täuschung ist leicht, weil jeder Beobachter immer von einem Theile auf das Ganze schließen muß.

Aber wenn man von den Einwohnern einer eingeschränkten Provinz, z. E. Schlesiens, — weil man sie wegen ihres eigenthümlichen Namens als eine eigene Nation ansieht, — auch einen besondern Charakter angeben will; so ist es fast unmöglich, daß diese Schilderung bestimmt, oder daß sie richtig sein sollte. Sie sagt entweder nichts Bedeutendes, oder sie sagt etwas Falsches. Wer kann es z. B. wagen, den Charakter der Schlesier mit einiger Zuverlässigkeit zu bestimmen? Die Grenzen der Länder und Provinzen sind nach so vielen Wanderungen, Eroberungen, Vertauschungen, nicht mehr die Grenzen der Nationen. Nicht da, wo eine neue Benennung des Landes anfängt, fängt auch ein neues System von Regierung, Religion und Sitten der Einwohner an. Polen und Deutsche sind gemeinschaftliche Einwohner von Schlesien: die Charaktere der beiden Nationen zeichnen sich noch immer merklich aus. Sachsen und Niederschlesien hingegen werden Beide von Deutschen bewohnt: die Unterschiede von Menschen in beiden Provinzen sind feine, kaum zu bemerkende Schattirungen.

Aber weit auffallender sind diejenigen Unterschiede, und weit wenigern Ausnahmen unterworfen, welche in jeder Nation die verschiedenen Stände von einander absondern, seitdem die Ungleichheit dieser Stände, durch eine Reihe von Generationen befestigt, jedem seine eigene Beschäftigung angewiesen, jeden mehr in sich selbst verbunden, und von den übrigen getrennt hat. Zwischen den Sitten der großen Welt in allen europäischen Hauptstädten ist eine Aehnlichkeit, welche machen könnte, daß, wenn man aus den Gesellschaften der einen in die der andern plötzlich versetzt würde, man nur aus einem Hause desselben Orts in das andere gekommen zu sein glaubte. Zwischen den Sitten des Adeligen, des Bürgers, des Bauern ist, in Frankreich sowohl als in Schlesien, ein Abstand, der Jedem in die Augen fällt, sobald er von der einen Classe zu der andern übergeht.

Diese Charaktere der verschiedenen Stände zu kennen, ist auch ohne Zweifel, für das Privatleben und für die innere Regierung eines Landes, von eben so großer Wichtigkeit, als es für die Führung der auswärtigen Angelegenheiten ist, die National-Charaktere zu wissen.

Der Charakter der verschiedenen Stände hat einen Einfluß auf das Betragen derselben gegen einander; und also auf alle Geschäfte, wo Leute aus mehreren Classen sich zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke vereinigen. Jeder Mensch hat mit Personen von höherm und niedrigerm Stande zu thun: die Regierung hat mit Allen zu thun. In politischen also sowohl als in ökonomischen und moralischen Rücksichten ist es nützlich, die Gesinnungen und Gewohnheiten kennen zu lernen, welche in jeder Ordnung der Bürger herrschen.

Unter diesen Classen nimmt sich wieder der Bauernstand durch größere und abstechendere Verschiedenheiten aus.

Der Charakter der Bauern wird hauptsächlich durch zwei Ursachen bestimmt. Erstlich durch ihre Beschäftigung, die eine körperliche, schwere, einförmige Arbeit ist, und wenig Umgang mit Menschen andrer Stände veranlaßt; zweitens durch ihr bürgerliches Verhältniß, nach welchem sie in einer beständigen Abhängigkeit von einem ihnen immer gegenwärtigen Herrn leben, dessen Gerichtsbarkeit sie unterworfen und dem sie zu Diensten und Abgaben verpflichtet sind.

Vermöge des ersten Umstandes haben sie also diejenige Ausbildung des Verstandes und die Stimmung des Geistes, welche Leute bekommen, die sich nur mit einem einzigen Gegenstande beschäftigen, aber diesen Gegenstand durch beständige Erfahrung, durch das eigne Handanlegen und durch eine von dem Interesse geschärfte Aufmerksamkeit sehr genau kennen lernen. — Die Begriffe solcher Leute sind eingeschränkt, aber sie sind, so weit ihr Gesichtskreis reicht, richtig. Sie kennen wenige Dinge aus Erzählungen, aus Nachrichten, aus Büchern: sondern Alles, was sie wissen, haben sie mit Augen gesehen und mit ihren Händen betastet. — Die Begebenheiten ihres Lebens, die Vorfälle ihrer Verwandten, Nachbarn und Bekannten, nebst dem, was zum Ackerbau und zu ihrer Wirthschaft gehört, machen den einzigen, so wie den immerwährenden Gegenstand ihres Nachdenkens und ihrer Gespräche aus. Dies Alles nun führt zu dem, was man bonsens nennt. Denn Jedermann würde ihn haben, wenn Keiner von mehr Dingen urtheilen wollte, als die er täglich unter Händen hat. Die meisten der halb verstandnen Begriffe, die zu falschen Schlüssen Gelegenheit geben, kommen von dem Unterrichte, der durch Worte gegeben wird, her; er mag nun aus der Schule mitgebracht oder aus dem Umgange und aus Büchern geschöpft sein. Wenn das Gedächtniß wenig oder nichts zu fassen bekömmt, als was die Sinne vorher beschäftigt hatte: — da kann der Verstand vielleicht leer bleiben, wenn der Gesichtskreis des Menschen zu klein ist; — aber er wird nicht schief und unrichtig werden.

Der zweite Umstand, der das Eigenthümliche der Bauern, wenigstens in deutschen Staaten, bestimmt, ist ihr Verhältniß gegen ihre Gutsherrn und gegen die bürgerliche Gesellschaft überhaupt. Sie sind die untersten Glieder der Letztern, und sind also oft der Verachtung, zuweilen auch der Unterdrückung von Seiten der Höhern ausgesetzt. Sie sind von den Erstern zugleich Dienstleute, die ihnen arbeiten müssen, und Vasallen, die von ihnen gerichtet und gestraft werden. Diese doppelte Gewalt führt nothwendig etwas Willkürlicheres mit sich. Kein Stand wird so unaufhörlich der Oberherrschaft, die Andre über ihn haben, gewahr, als der Bauernstand.

Es gibt eine andere Classe unserer Mitbürger, die, so unähnlich ihre übrigen Umstände mit den Umständen der Bauern sind, doch in diesen beiden Stücken mit ihnen übereinkommen, daß sie Alle nur eine einzige Art von Geschäften treiben, und daß sie lange sind gedrückt und verachtet worden. Das sind die Juden. Beide nämlich, Juden und Bauern, bekümmern sich nur um eine einzige Sache, interressiren sich nur für eine: Jene um den Handel, diese um den Ackerbau. Beide sind in der bürgerlichen Gesellschaft von langen Zeiten her größern Lasten unterworfen, und mehrern Ungerechtigkeiten ausgesetzt gewesen als ihre Mitbürger. Und zum Beweise, daß diese Lage auf den Charakter des Menschen einen sichern und bestimmten Einfluß hat, finden sich auch zwischen diesen beiden Classen, so groß im Uebrigen die Verschiedenheit ihrer Volksart, ihrer Religion und ihres Glaubens ist, gewisse Aehnlichkeiten des Charakters, die auffallend sind.

Der Jude wird, wie der Bauer, gewitzigt und klug gemacht, — nicht durch Lehrer und Bücher, (die, welche sie haben, sind in Beiden oft mehr geschickt, ihre Köpfe zu verderben, als zu bilden,) sondern durch ihre Beschäftigung in ihrem Gewerbe, auf das sie Aufmerksamkeit wenden müssen, weil sie die Noth dazu treibt, und auf das sie alle Aufmerksamkeit wenden können, weil sie und alle die Ihrigen mit keinen andern Gegenständen zu thun haben.

Eine Folge bei Beiden von dieser selbsterlangten Klugheit in einer einzigen Sache, und dem Mangel von Kenntnissen in allen andern ist, daß sie sich noch klüger zu sein einbilden, als sie sind.

Wenn man die Reden der Bauern hört, so oft sie unter sich und bei der Lust sind; wenn man nur auf die gelegentlichen Aeußerungen ihrer Denkungsart genau Acht gibt, die ihnen

zuweilen auch gegen Höhere entwischen, so wird man finden, daß sie von dem Verstande der vornehmen Leute keine hohe Meinung haben, und daß, wenn sie diese als gelehrter gelten lassen, sie sich und ihres Gleichen doch für klüger halten. Den großen Haufen der Vornehmen sieht der Bauer für eine Art von leichtsinnigen Thoren an, die nur mit Kleinigkeiten oder mit ihrem Vergnügen beschäftiget sind, und die von dem Soliden und Nothwendigen, dergleichen der Ackerbau ist, keine Begriffe haben. Wenn er einzelne Personen aus jenem Orden klug auch nach seiner Weise und in seinem Geschäfte einsichtsvoll findet: so ist es immer mit einer Art von Befremdung, daß er ihnen diese Vorzüge einräumt. Man wird gewahr, daß erst Vorurtheile bei ihm überwunden werden mußten, ehe er dem Augenscheine trauen konnte.

Auf gleiche Weise habe ich oft gesehn, daß der Jude, wenn er merkt, daß ein Christ die Kunstgriffe seines Handels und die Ränke, die dabei angewandt werden können, einsieht, sich wundert, wie dessen Scharfsinn so weit habe reichen können.

Diese geringe Meinung von dem Verstande Anderer ist allen Menschen eigen, die selbst einen eingeschränkten, — aber in Einer Sache durch Uebung geschärften, — Verstand haben. In Absicht derselben übersehen sie wirklich viele Andre. Von andern Gegenständen aber, wobei sich auch Scharfsinn und Klugheit zeigen können, haben sie keine Begriffe. Die Pedanten unter den Gelehrten sind in eben dem Falle.

Die zweite Aehnlichkeit zwischen Juden und Bauern, die aus der zweiten Ursache entsteht, aus dem Drucke, unter welchem sie oder ihre Vorfahren gelebt haben, ist das Mißtrauen Beider gegen ihre Obern und in gewisser Maße gegen Alle, welche nicht von ihrem Volke oder von ihrem Stande sind; — die Einbildung, daß sie nicht Unrecht thun, wenn sie durch List und Betrug denen etwas abzugewinnen suchen, die so viele Vortheile vor ihnen voraus haben.

Das Mißtrauen des Bauern gegen seine Herren und gegen Personen, die von dem Stande desselben, oder die mit ihm in Verbindung sind, — daher auch gegen die Unter-Regierungen selbst, — ist ein charakteristischer Zug seines Gemüths, der auf sein ganzes Betragen Einfluß hat. Dieses Mißtrauen ist, so wie die Ursache desselben, von doppelter Art. Entweder ist es Mangel des Zutrauens und eine Art von Scheu aus Unwissenheit, oder es ist wirklicher Argwohn aus vermeinter Erfahrung vom bösen Willen des Andern.

Das Mißtrauen der ersten Art ist die Gesinnung der Geringern gegen die Höhern überhaupt. Zum Theil werden diese von jenen zu wenig gekannt. Und wirklich, nur die Bekanntschaft, nur der öftere Umgang vertreibt die dem Menschen natürliche Schüchternheit, die man bei Kindern gegen Fremde bemerkt und die jedem Geschöpfe, das seine Schwäche fühlt, in Absicht neuer und ungewohnter Gegenstände eigen ist. Diese Furcht aber geht leicht in Widerwillen und Haß über: denn man ist Personen nicht gewogen, die eine so unangenehme Empfindung, als die Furcht ist, erregen. — Zum Theil ist der Anblick des Prunks, der den Höhern unterscheidet, sind alle die sichtbaren Zeichen der Ungleichheit dem niedrigern Theile unangenehm. Wenn der gemeine Mann nicht so tief in die Sclaverei versunken ist, daß er gar keine Vergleichung zwischen sich und seinem Gebieter anstellt, so sieht er den Letztern selten ohne Neid an: und mit dem Neide ist Liebe und Vertrauen unverträglich.

Eine zweite Art des Mißtrauens entsteht aus mehr positiven Ursachen. Die Erfahrung hat den Bauer gelehrt, daß wirklich viele Gutsbesitzer in dem Betragen gegen ihre Unterthanen bloß durch Eigennutz getrieben werden; daß sie ihre Rechte so weit auszudehnen, die Vortheile des Bauern so zu beschränken suchen als möglich. Diese Gesinnung, die mehrern Gutsherrn zukömmt, vermuthet der Bauer bei allen: diese Bewegungsgründe, die bei manchen Operationen derselben sichtbar sind, sieht er als die einzigen an, durch die sie regiert werden.

Ueberdies sind seine und seines Herrn Vortheile wirklich in vielen Stücken einander entgegengesetzt: nämlich in sofern die Vortheile des Arbeiters und dessen, der die Arbeit bezahlt, entgegengesetzt sind. Dieser Widerspruch fällt in die Augen. Die Verbindung, die in andrer Absicht zwischen ihrem beiderseitigen Interesse obwaltet, ist versteckter und erfordert Ueberlegung. Daher bleibt der nicht denkende Bauer bei dem ersten stehn. Bei jeder Neuerung, die sein Herr macht oder ihm vorschlägt, wenn er auch für jetzt noch keine ihm schädliche Folgen sieht, vermuthet er doch schädliche Absichten. Um also nicht überlistet zu werden, widersetzt er sich, ehe er noch geprüft hat. Diese Partei scheint ihm immer die sicherste zu sein.

Dieses Mißtrauen des Bauern, habe ich gesagt, erstreckt sich auch auf die Regierung. — Nicht bis auf den Landesherrn. — Eben weil dieser auf der andern Seite durch seine Erhabenheit von den Gutsherren so weit entfernt ist, als er selbst, der Bauer, es durch seine Niedrigkeit ist; so glaubt Letzterer, daß der Fürst unparteiisch sei. Aber die Beisitzer der Gerichtshöfe und Landescollegien sind mit seinem Gutsherrn von gleichem Range; Beide gehen viel mit einander um; jene können von diesem Gefälligkeiten und Dienste erwarten: sie sind ihm also nicht weniger verdächtig.

Ein dritter Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern: der, daß sie sehr zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit; — des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entstehen mehrere Folgen. Erstlich, sie werden durch den Umgang nach ihrer Art geschliffen, abgewitzigt. Sie sind zum Verkehr mit ihres Gleichen geschickter; sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, — von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, — bessere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen, wie bei den Soldaten, was die Mühseligkeiten ihres Zustandes erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seines Gleichen, aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehn; damit eine genauere Bekanntschaft und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens ein vertraulicher Ton im äußern Betragen entstehe, ohne welchen der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt dieser Vortheile. Er geht meistentheils nur mit seines Gleichen um, weil er sich aus Stolz von den Niedrigern absondert; und er kömmt mit seines Gleichen viel zusammen, weil Muße und Reichthum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauer werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vortheile zu Theil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, — noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben, mit Höhern umzugehn. Er sieht fast nie andre Menschen, als Bauern um sich. Und seine Dienstbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seines Gleichen häufig zusammen. Der Handwerker aus den geringern und zahlreichern Zünften hat einige dieser Vortheile auch, obgleich bei weitem nicht in dem Grade wie der Bauer; der vornehmere Handwerksmann aber, der geringe Kaufmann, selbst ein großer Theil der Gelehrten entbehrt ihrer gänzlich. Der Höhere mag mit diesen nicht umgehn: sie mögen mit dem Niedrigern nicht umgehn; ihre Classe ist nicht zahlreich, ihre Arbeit kann nicht in Gesellschaft gethan werden, und Stunden der Muße haben sie wenig.

Eben dieser Umstand macht aber auch ferner, daß die Bauern wie ein politischer Körper handeln; daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten: daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrer Mitte so viel über sie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen andrer Stände so wenigen moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sei denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urtheile, Vorstellungen, Beispiele der Höhern hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit; und diejenigen, von welchen sich ein solcher Einfluß erwarten ließe, sind nur einzelne Personen, mit denen ihrer Viele zu thun haben. Von den Leuten ihres Standes hingegen sind sie beständig umgeben; deren Meinungen und Gesinnungen müssen also nothwendig auch bei denen, welche richtigere und bessere kennen gelernt haben, die Oberhand bekommen.

Der Cardinal Retz macht an mehrern Stellen seiner Memoiren, indem er das Verfahren des Pariser Parlaments bei den Unruhen der Fronde beschreibt, die Bemerkung: daß zahlreiche Corpora, sie mögen noch so viele aufgeklärte und fein gebildete Leute in sich enthalten, doch, wenn sie beisammen sind, um gemeinschaftlich etwas zu berathschlagen oder zu beschließen, immer wie Pöbel handeln, d. h. durch solche Vorstellungen und Leidenschaften regiert werden, wie das gemeine Volk. Einige Ursachen davon lassen sich muthmaßen. Erstlich in großen Versammlungen wirken Vernunft und sittliches Gefühl, wenn auch diese Eigenschaften vielen einzelnen Gliedern zukommen, nicht so viel als Eigenschaften schlechterer Art, die aber einen mehr sinnlichen Eindruck machen: dergleichen eine gewisse populäre Beredsamkeit und Witz, mit Kühnheit verbunden, sind. Ferner giebt es Bewegungen des Gemüths, die, wenn viele Menschen beisammen sind, ansteckend werden wie das Lachen. Viele Personen nehmen an dem Unwillen oder der Freude einer Gesellschaft, worin sie sich befinden, Theil, ohne die Gegenstände recht zu kennen, worüber der eine oder die andere entstanden ist. Noch mehrere, wenn sie auch den Grund der Sachen wissen und selbst daran Antheil nehmen, gerathen doch in eine größere Bewegung, als diese Sache an und für sich bei ihnen verursachen würde. Der Anblick so vieler in Leidenschaft gesetzter Menschen bringt sie aus ihrer ge-

wöhnlichen Fassung; und sie stimmen mit dem Haufen zu Maßregeln ein, die sie gewiß würden verworfen haben, wenn sie allein in der Stille darüber nachgedacht hätten. Endlich, da der größre Theil der Menschen schwach und ohne bestimmten Charakter ist, so werden die Entschlüsse, die durch die Mehrheit der Stimmen ihre Sanction bekommen — das nothwendige Grundgesetz aller berathschlagenden Gesellschaften, — von dieser Schwäche und Thorheit die Spuren tragen.

Wenn dies in Versammlungen, deren Glieder aus den gesitteten Ständen sind, sich so verhält: wie viel mehr wird der Pöbel Pöbel sein, wenn er sich in zahlreichen Haufen versammelt, um durch die Mehrheit der Stimmen Angelegenheiten, die ihm wichtig sind, auszumachen. Daher sieht man auch, daß Bauern, welche bisher die gesittetsten und vernünftigsten geschienen hatten, sobald sie sich zusammen rotten und für Einen Mann stehen, es sei gegen ihren Herrn oder gegen die Regierung, alsdann ganz blind handeln, keinen vernünftigen Vorstellungen mehr Gehör geben, und durch die thörichtsten und ungereimtesten Ideen regiert werden. Unter den Bauern, Mann für Mann genommen, giebt es kluge und gute Leute in demselben Verhältnisse als unter allen übrigen Ständen: aber eine Bauernversammlung charakterisirt sich fast immer durch Dummheit und Unbändigkeit.

Daher kommen auch die nachtheiligen Begriffe, welche die Höheren von diesem Theile der Menschen hegen. Sie betrachten die, welche dazu gehören, fast immer nur unter dem allgemeinen Gesichtspunkte als Bauern, — nach den allgemeinen Verhältnissen des Standes, nicht nach den besondern des persönlichen Charakters. Auf die individuellen Unterschiede zwischen Bauer und Bauer geben sie nur wenig Achtung: bei diesen verweilen sie wenigstens mit ihrer Aufmerksamkeit nicht lange. Aber die Gesinnungen, das Betragen des ganzen Standes, diese sind es vornehmlich, welche ihnen in die Augen fallen, welche ihnen am längsten in Gedanken schweben. Und da dieses Betragen sich selten anders als durch Widersetzlichkeit, und oft durch Dummheit auszeichnet: so entsteht daraus die Veranlassung zu sehr nachtheiligen Urtheilen vom Bauer überhaupt; Urtheile, die nur derjenige prüfen kann, und die der gewiß mildern wird, welcher in die Häuser der Einzelnen geht, und das Verhalten eines Jeden gegen die Seinigen, gegen sein Gesinde, seine Nachbarn u. s. w. untersucht.

Man findet bei den Bauern noch eine andere Folge von dem esprit de corps; daß nämlich in manchen Gegenden, selbst in einzelnen Dörfern, ein gewisser eigner Charakter herrschend wird; daß sich die Anlagen zu gewissen Lastern oder Tugenden, — auf der einen Seite Hang zur Trägheit und Liederlichkeit, oder Widersetzlichkeit und Grobheit, oder diebisches Wesen, auf der andern Arbeitsamkeit oder Sparsamkeit, — bei den Einwohnern dieses oder jenes Distrikts gleichsam festsetzt und durch mehrere Generationen forterbt. Man wird eben dies nach dem Zeugniß verständiger Offiziere unter der Armee bei einzelnen Regimentern, selbst bei Compagnien gewahr: daß sie sich durch einen gewissen Ton auszeichnen, der in jedem Individuum aus denselben mehr oder weniger sichtbar wird. So ist der Fall bei Universitäten, bei Schulen, bei allen solchen politischen Körpern, deren Mitglieder in einer Entfernung von den übrigen Menschen leben, stark unter sich zusammenhängen, und sich nur durch einen so allmählichen Zuwachs wieder ergänzen, daß die vom alten Stamme und von den alten Sitten über die Neuankommenden, wenn sie auch von anderer Denkungsart wären, immer die Oberhand behalten. Fehler, die in solchen Gesellschaften herrschend geworden sind, lassen sich deßhalb schwer und nur langsam verbessern. Bei den Corps aus dem Soldatenstande kann ein neuer Befehlshaber sehr viel ändern, weil dieser nicht nur Obrigkeit, sondern auch Erzieher seiner Untergebenen ist. Der Edelmann kann bei seinen Bauern weniger, und er kann das nicht so schnell ausrichten, da er nicht in so vielen Verhältnissen sie beherrscht und nicht in so immerwährendem Verkehr mit ihnen steht.

---

Die bisher genannten Charakterzüge der Bauern waren aus dem Eigenthümlichen ihrer Lage gleichsam a priori zu schließen; andere werden am besten a posteriori erkannt, wenn man theils ihre äußern Sitten und ihre Handlungsweise betrachtet, theils auf die Meinungen Acht giebt, welche in der Welt von ihnen herrschen und dann zurückgeht, um von jenen die Gründe, von diesen die Veranlassung aufzusuchen.

Die Anmerkungen dieser Art können als Beobachtungen nicht in einem strengen Zusammenhange unter sich stehn. Die meinigen werden um destomehr Stückwerk sein, da ich nur kurze und immer unterbrochne Beobachtungen anzustellen Gelegenheit gehabt habe.

I.

Es ist ein altes Sprüchwort, wenn der Bauer nicht muß, so rührt er weder Hand noch Fuß: und wirklich ist bei einem großen Theile auch des jungen Dienstvolks die äußerste Trägheit in Geberden und Stellungen sichtbar. Woher kömmt das?

Erstlich. Von jeder schweren körperlichen Arbeit, wenn sie nicht zugleich abwechselnd und belustigend ist, oder zum Schauspiele für Andre dient; wenn sie die Glieder des Körpers nicht in schnelle und lebhafte, sondern in langsame und anhaltende Bewegung setzt: von jeder solchen Arbeit ist wegen der damit verbundenen Ermüdung der Hang zur Trägheit fast unausbleiblich die Folge. Von dieser Art ist die Arbeit des Bauern: sie macht seinen Körper steif und unbehilflich, und also seine Seele geneigt zur Ruhe.

Zweitens. Trägheit ist eine Folge der Leerheit des Geistes. Niemand setzt sich anders in Bewegung, als wenn in seiner Seele Begierden entstehen, welche die Triebfedern zu Handlungen sind. Und Begierden setzen Vorstellungen, setzen Kenntniß von gewissen Gütern voraus. Wer nichts denkt, wünscht auch nichts; und wer nichts wünscht, wird auch wenig zu thun Lust haben. Je geringere Bekanntschaft daher der Bauer mit gewissen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, und je weniger Neigung er dazu hat, desto schwächere Triebfedern hat er auch; folglich desto weniger Thätigkeit, — wofern ihn nicht Hunger oder äußerer Zwang dazu antreibt. Diese Quelle der Trägheit wird unstreitig durch Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts verstopft. Vielleicht trägt die Aufklärung des Bauern nicht immer zu seiner moralischen Besserung bei; denn wir sehen ja, daß Güte des Charakters oft da fehlt, wo die Cultur am höchsten ist: aber das thut sie gewiß, daß sie ihm seine Gedankenlosigkeit benimmt, wodurch auch seine Unbeweglichkeit vermindert wird; daß, indem sie seinem Geist etwas mehr Beschäftigung giebt, sie ihn auch zur äußern Geschäftigkeit aufgelegter macht.

Vielen Faulen kostet nur der erste Schritt etwas. Wenn sie einmal in Bewegung sind, so fahren sie mechanisch fort zu arbeiten, und sind oft unermüdeter als die, welche mit Lust und Munterkeit an die Arbeit gingen. Die Ursache ist diese: ihre Faulheit liegt mehr in der Seele als im Körper. Beim Anfange einer Arbeit ist Nachdenken nöthig, es sei, um sich zu entschließen; es sei, um die Anstalten dazu zu treffen. Zur Fortsetzung einer solchen Arbeit aber, dergleichen der Bauer sie hat, ist nur Anstrengung der Muskeln nöthig. Wer daher dem Bauer das Denken erleichtert, ihm entweder mehr Gegenstände dazu darbietet, oder ihn mehr in die Uebung desselben bringt, der macht ihn gewiß auch behender, gewandter und thätiger. Jenes thut aber der Unterricht.

Der Charakter des Bauern nähert sich dem Charakter des Wilden; und dies um desto mehr, je ungesitteter er ist. Die Unthätigkeit des Irokesen oder des Hottentotten in seiner Hütte ist unbegreiflich. Er kann halbe Tage lang auf einem Flecke sitzen oder zusammengekrümmt wie ein Igel liegen, ohne sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu geben. Eben derselbe Mensch wird, wenn ihn die Lust oder der Hunger auf die Jagd treibt, wochenlang die Wälder durchstreichen und in einer unaufhörlichen Bewegung sein können, ohne zu ermüden. Jene todtenähnliche Ruhe kömmt aus der Gedankenlosigkeit: diese unermüdete Thätigkeit kommt von der Stärke des Körpers. Der Uebergang von dem einen Zustande zu dem andern kann nur durch Erregung einer Leidenschaft geschehn.

Diese Schilderung scheint nichts Anderes, als die Karrikatur von dem Bilde vieler unsrer Bauern zu sein. Ihre Faulheit steht immer im Verhältnisse mit ihrer Grobheit und Dummheit. Sie ist nicht sowohl Abneigung vor aller Arbeit, als Abneigung vor der Arbeit, die man ihnen aufträgt, weil sie die Bewegungsgründe dazu nicht einsehen, oder weil diese Bewegungsgründe nicht stark genug auf sie wirken. Sie ist periodisch und wechselt mit Zeiten einer unmäßigen Arbeitsamkeit ab. Sie zeigt sich hauptsächlich alsdann, wenn der Mann von der Ruhe zur Arbeit aufgefordert wird. Sie kann nicht gehoben werden, wenn nicht die Seele Mittel bekömmt, sich immerwährend auch in den Zeiten der Ruhe zu beschäftigen. Nur dadurch wird der Mensch vor dieser durchgängigen Abspannung aller seiner Kräfte verwahrt, die ihm den Entschluß zu einer neuen Anstrengung so schwer macht.

Der gedankenlose Bauer ist faul, weil er keine Verbesserung seines Zustandes wünscht, und sich nach keinen Mitteln, sich solche zu verschaffen, umsieht. Aber auch der überlegende Bauer wird träge und lässig, wenn er nach diesen Mitteln lange vergeblich gesucht, wenn er gar keine Aussicht vor sich hat, zu den bessern Umständen, die er wohl wünscht, zu gelangen. Die natürliche Begierde des Menschen, sich glücklicher zu machen, ist wie jede andre Triebfeder: ihre Spannkraft

wird durch einen zu großen Gegendruck, den sie nicht zu überwinden vermag, endlich zerstört. Die Thätigkeit ermattet unter beständigen Fehlschlagungen. So werden Familien, so werden ganze Gemeinden, in denen weder Dummheit noch Unempfindlichkeit herrscht, faul, wenn sie vielleicht durch mehrere Generationen immer vergeblich gestrebt haben, aus der Armuth herauszukommen. Da also, wo der Landmann entweder keine Gelegenheit zu Gewinn bringenden Arbeiten hat, oder wo die Arbeiten zu schlecht gelohnt werden und keinen der darauf gewandten Zeit und Mühe verhältnißmäßigen Verdienst geben, oder wo durch landesherrliche oder herrschaftliche Abgaben zu viel von diesem Gewinn abgenommen wird; kurz, wo der Bauer mit seinem sauersten Schweiße doch nichts vor sich bringen kann: da entsteht diese, ich möchte sagen erzwungene Faulheit, die sich von der natürlichen, sowohl der Art als der Ursache nach, unterscheidet. Der Bauer, da er alle andre Wünsche aufgeben muß, sucht endlich das einzige Vergnügen, das dem ohnmächtigen Menschen übrig bleibt, die Ruhe.

Daß dieses so sei, zeigt sich durch deutliche Erfahrungen, wenn man Achtung giebt, in welchen Ländern, Gegenden und Zeiten die fleißigen, und in welchen die faulen Leute wohnen und leben.

1. Fast immer wird man in den fruchtbarsten Gegenden eines Landes, an den Flüssen, in der Nachbarschaft großer Städte die Emsigkeit, — und auf dürren unfruchtbaren Haiden, in abgelegenen Oertern, in unbevölkerten und unbesuchten Gegenden die Faulheit zu Hause finden. Wenn ein tragbarer Boden und die Nähe der Käufer für die gewonnenen Erzeugnisse an einem Orte zusammen kömmt: so ist es fast unfehlbar, daß seine Einwohner betriebsam sein werden.

2. Man sieht aus der Geschichte der Colonien, wie erstaunlich fleißig die Menschen in einem Lande sind, welches sie erst zu bebauen anfangen und dessen Grund und Boden noch so wenig vertheilt ist, daß jeder sein Erbtheil nach Maßgabe seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit erweitern kann. Freilich giebt diesen Ankömmlingen, die ein wüstes Land anpflanzen, auch die bloße Nothwendigkeit, sich vor Hunger, vor den Elementen und wilden Thieren zu schützen, eine größere Energie. Aber dieser Antrieb hat auf die Kinder und Kindeskinder der Anbauer keinen Einfluß. Entweder überwinden die Menschen diese Hindernisse bald, oder sie werden von ihnen überwunden. Hingegen die Leichtigkeit, mit welcher jeder Vater durch Urbarmachung wüster Flecke seinen Kindern neue Besitzungen verschaffen kann, die Möglichkeit, welche der Fleißige und Verständige vor sich sieht, sein Eigenthum ohne Ende zu erweitern: dieser Antrieb dauert in solchen Colonien lange fort. Daher werden in diesen ersten Zeiten des Anbaues in dem zuvor unbewohnten Lande in kurzer Zeit Werke zu Stande gebracht, über welche die Nachkommenschaft, wenn sie nun den Grund und Boden unter sich vertheilt hat und an eine ruhigere Arbeit gewöhnt ist, erstaunt. Sie ist alsdann in Versuchung zu glauben, was doch von andern Seiten so wenige Wahrscheinlichkeit hat, daß in frühern Zeiten die Bevölkerung müsse größer gewesen sein. So viele Ableitungen, sagt man, so viele Graben, Brücken, Schleusen, Wege, Dämme, Gebäude waren zu errichten. Wo kamen die Hände dazu her? Die Antwort kann keine andre sein, als daß die Hände fleißiger waren; daß Noth und große Hoffnungen alle Stände belebten: daß von der Arbeit, die gethan wurde, noch alle, welche Hand daran legten, auch die Früchte genossen oder zu genießen hofften: und daß daher die Vereinigung der Kräfte der Gesellschaft vollkommner war als jetzt, weil Jeder in dem allgemeinen Besten seinen Privatvortheil fand.

In unsern längst gegründeten und gleichsam schon alternden Staaten, wo Viele für Einen arbeiten, und eine Menge der Fleißigen fast leer an aller Belohnung ausgeht, ist Eifer und Lust bei einem großen Theile erloschen, und es geschehen nur die nothwendigen Arbeiten kümmerlich, da unter andern Umständen dieselbe Anzahl von Händen weit mehrere gut zu Stande bringen würde.

3. Was man von den Ursachen des Fleißes und der Faulheit durch die Vergleichung der verschiednen Perioden in der Geschichte einer Nation entdeckt, das wird durch die Vergleichung verschiedner Nationen oder verschiedner Provinzen in derselben Periode bestätigt. Faulheit und Fleiß des Landmannes richten sich, wenn andre Ursachen gleich sind, nach der billigern oder unbilligern, mehr oder weniger drückenden Einrichtung seiner Frohndienste. Da, wo sie ihm zu viel Zeit rauben, so daß er deren für seinen Erwerb keine übrig behält, oder wo sie ihm zu schlecht bezahlt werden, da ist er faul. Besonders reizt nichts so sehr zur Faulheit, als Dienste, die immer gefordert werden können und nicht immer gebraucht werden. Ein Bauer in diesen Umständen ist nie Herr über seine Zeit; er wird aber auch nicht die ganze Zeit über in den Diensten seiner Herrschaft beschäftigt. Dadurch gewöhnt er sich zu einem müßigen Erwarten der ihm aufzutragenden Arbeit oder zu einer langsamen Vollziehung derselben.

4. An allen Orten, wo man eine neue Art der Industrie hinbringt, oder wo sie sich von selbst einfindet, da werden die Einwohner auf einmal fleißiger. Ein Reisender, der in diesem oder jenem Bezirk eines Landes eine besondre Munterkeit und auch einen mehrern Wohlstand des Landmannes bemerkt, forsche nur nach den Umständen dieses Bezirks: und er wird gemeiniglich hören, daß in demselben der Bauer noch irgend eine Gelegenheit hat, außer seinem Ackerbau etwas zu verdienen, es sei durch Fuhren oder durch die Gärtnerei oder durch eine Manufaktur; er wird hören, daß eine große Landstraße durchgeht, oder daß einige reiche Städte in der Nähe liegen, wo die gewonnenen Erzeugnisse in größerer Menge und um bessere Preise abgesetzt werden können. Kurz, wie Arbeit Gewinn bringt, so bringt Gewinn Lust zur Arbeit hervor. Man zeige dem Bauer, sagte ein einsichtsvoller und begüterter Edelmann Schlesiens zu mir, einen Weg, durch Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit empor zu kommen, und er wird ihn gewiß einschlagen. Dieser Edelmann selbst hat den Wetteifer seiner Unterthanen sowohl zum Fleiße als zur Erziehung ihrer Kinder schon dadurch allein erweckt, daß er seine Vögte und Amtsleute aus denselben genommen hat, wenn sich Einige durch Arbeitsamkeit und Verstand auszeichneten.

Außer Dummheit oder Mangel des Erwerbs giebt es noch eine dritte Ursache von der Faulheit des Landmanns, die in einem ihm sehr gewöhnlichen Fehler liegt; das ist die Neigung zum Trunke. Versoffene Bauern sind nothwendig faul. Das Uebermaaß in hitzigen Getränken macht sie zuförderst dumm und zum Nachdenken — also auch zu einer zweckmäßigen Arbeit — unfähig. Und dann ist es nur der Trunk, der sie ohne Arbeit von dem quälenden Gefühle der langen Weile befreien kann. Nur wenige, auch faule Bauern, sind fähig, in ihrem Hause müßig zu gehn; aber in der Schenke ganze Tage ohne andern Zeitvertreib, als das Glas Bier oder Brandtwein, welches immer angefüllt vor ihnen steht, zuzubringen, das lernen sie bald. In einem Stande, wo gesellschaftliche Zerstreuungen fehlen, hat der Fleiß keinen größern Feind als die Trunkenheit.

Ich habe schon oben gesagt, daß eine der Ursachen von der Trägheit des Bauers auch in seinem Körper liegt, der, ermüdet von schwerer Arbeit, und ungeübt in einer geschickten Bewegung seiner Glieder, in kurzem unbehilflich wird. Ich will hierzu noch Folgendes setzen. Es ist nicht zu leugnen, daß, wo der Bauer durch übertriebene Dienste geplagt, oder um sich zu erhalten zu einer rastlosen Arbeit genöthigt ist, dabei aber durch zu schlechte, unverdauliche oder zu sparsame Kost genährt wird, sein Körper nothwendig schwach und sein Blut träge werden muß. Der erste Grund zu dieser Schwäche wird in der Kindheit gelegt. Der wohlgenährte Bauernknabe, der überdies nicht zu zeitig schwere Lasten zu heben bekömmt und eine Kleidung und ein Lager hat, welche ihn vor der Witterung schützen, erwächst natürlicherweise zu einem stärkern, behendern und also thätigern Manne als der, welchen seine Eltern mit genauer Noth und nur mit der elendesten Kost sättigen, der schon als Kind die Arbeiten des Jünglings thun soll und der, in einem leinenen Kittel und auf einem elenden Strohsacke, nicht selten des Winters friert, wenn er sich durch Schlaf und Ruhe erholen sollte. Fleischspeisen sind es ohne Zweifel, die dem Körper am meisten zugleich Kräfte und Behendigkeit geben, weil sie, auch in nicht zu großer Menge genossen, den Körper hinlänglich nähren. Grobe Mehlspeisen und Zugemüse, wenn sie auch den Körper eben so stark machen, machen ihn doch gewiß träger, weil sie in zu großer Quantität genossen werden müssen, und den Magen also durch das größere Volumen beschweren.

Auf der andern Seite aber wird auch eine Bauernklasse vor der andern fauler oder fleißiger sein, nachdem ihre Verrichtungen mehr oder weniger Anstrengung des Körpers und Aufmerksamkeit der Seele erfordern: und wie die zu viele, zu ununterbrochene, so macht auch die wenige, die zu leichte Arbeit träge. Personen, die mit Aufmerksamkeit auf dem Lande gelebt, haben mich versichert, daß die Hirten, wie die dümmsten, so die faulsten unter den Bauern wären. Es ist begreiflich. Kein anderer als ein Mensch ohne Fähigkeiten kann bei einer so einförmigen Beschäftigung lange aushalten. Und hat einer von besserm Stoff aus Noth dieselbe mehrere Jahre getrieben, so muß er nothwendig gedankenleerer und zu Verrichtungen, welche Nachdenken und anhaltende Arbeit erfordern, ungeschickter werden *).

---

*) Die Kuhhirten auf den Alpen sind nicht so dumm, noch unthätig. Das weiß ich. Auch unsre Schäfer sind es nicht. Jene haben die ganze Viehwirthschaft über sich: — diese haben in Ver-

Ein andrer Unterschied, sagen diese Personen, ist zwischen dem Fleiße des Hofknechts, der Hofmagd und zwischen dem Fleiße eines Bauers oder einer Bäuerin, die ihrer eignen Wirthschaft vorstehen. Oft werden diejenigen, die als Hofgesinde fleißig gewesen sind, träge Wirthe. Das kömmt erstlich daher: sie sind gewöhnt worden, immer Befehle zu bekommen, und von Andern getrieben zu werden. Es fehlt ihnen nicht an der nöthigen Kraft und Lust, ihre Glieder zu bewegen: aber es fehlt ihnen an derjenigen Thätigkeit der Seele, von der ich gleich anfangs geredet habe; an der, welche nöthig ist, um Entschlüsse zu fassen, über die Folge und Ordnung ihrer Verrichtungen nachzudenken, das, was heute geschehen muß, von dem, was auf morgen verschoben werden kann, zu unterscheiden. Ueberdies thut es ihnen, bei ihrer Entlassung aus dem Herrendienste, so wohl, nicht zur Arbeit gezwungen zu werden, daß sie auch die, welche ihnen die Liebe zu ihrem eignen Wohl auferlegen sollte, unterlassen. Sie sind immer getrieben worden; sich selbst anzutreiben haben sie nicht gelernt.

Ein Gutsherr wird am besten den Fleiß unter seinen Unterthanen befördern, setzten meine Freunde hinzu, wenn er dieselben kennen zu lernen und sie nach ihren Anlagen und ihrem Charakter auf diejenige Stelle zu befördern sucht, welche sie am besten auszufüllen gemacht sind; wenn er die, welche befohlne Arbeit unter Aufsicht gut und emsig machen, als Gesinde braucht, und in dem Dienststande erhält; denen aber, welche Kopf und natürlichen Fleiß haben, um sich ihre Arbeit selbst zu wählen, zu dem Besitze von eignen Grundstücken verhilft. Er thut unrecht, sagten sie weiter, und befördert die Faulheit, wenn er ihr so zu sagen nachgiebt, und diejenigen, welche einen Hang dazu haben, zu Verrichtungen bestimmt, welche wenig oder keine schwere Arbeit erfordern, wenn er sie z. E. zu Haideläufern macht. Ruhe und Bequemlichkeit muß die Belohnung des Fleißigen sein. Nur derjenige Herr kann unter seinen Vasallen den Fleiß aufmuntern, der zugleich im Stande und bemüht ist, (denn ungerecht wäre es, dies von allen Gutsbesitzern zu fordern), denen, welche mehr und schwerer gearbeitet haben, als Andre, in ihrem Alter ein etwas besseres Auskommen mit Gemächlichkeit zu verschaffen.

## II.

Eine andre Eigenschaft jedes, in der Unwissenheit und Niedrigkeit erzogenen Menschen ist eine mit Scheu verbundne Neugier in Absicht alles dessen, was fremd ist. Die Unwissenheit des Bauers macht, daß er an neuen Gegenständen oder unbekannten Personen, besonders wenn Letztere aus den höhern Ständen sind, etwas Außerordentliches findet, das seine Bewunderung erregt, oder wenigstens seine Aufmerksamkeit fesselt. Seine Ungewohnheit, mit Andern als mit seines Gleichen und mit Bekannten umzugehn, macht, daß er sich mit Fremden nicht zu benehmen weiß, und sich also im eigentlichen Verstande vor ihnen schämt. Das Gefühl seiner Niedrigkeit und Schwäche endlich erregt etwas der Furcht Aehnliches, das nicht selten mit Widerwillen verbunden ist, wenn der Fremde weit über ihm zu sein scheint. Alle diese Gemüthsbewegungen äußern sich um desto mehr, je schlechter erzogen, je plumper, je unwissender und je sklavischer der Bauer ist. Sie bilden sich überdies noch auf mehr als eine Art um, nach der besondern Lage, in welcher sich der Stand der Bauern überhaupt, oder gerade die Gesellschaft der Bauern befindet, unter welche der Fremde geräth.

Ich habe auf meinen kleinen Ausflügen in Schlesien und in den angrenzenden Provinzen Deutschlands eine fünffache Begegnung des Landmanns gegen Fremde bemerkt.

Da, wo er ganz ungeschliffen und dumm ist, gafft er sie an, ohne eine andere Bewegung. Der Anzug des Fremden, sein Thun und Lassen, ist für einen solchen Bauer eine seltsame Erscheinung, die er sich nicht zu erklären weiß, und die seine wenigen, bloß in den Bezirk seines Dorfs eingeschränkten Begriffe auf gewisse Weise in Verwirrung bringt. Ich glaube, daß ein Reisender den Grad dieser mit Befremdung vermischten Neugier, die er unter den Einwohnern eines Dorfs erregt, so lange ihm andre Gelegenheiten, diese kennen zu lernen, fehlen, ziemlich richtig als den Maßstab der Verfeinerung und Aufklärung brauchen kann, zu welchem sie gelangt sind. Wenn ich in einem Dorfe bemerke, daß Junge und Alte ruhig ihren Weg fortgehn, gesetzt auch, daß sie einen besser oder anders gekleideten Menschen, — oder wenn sie ihn auf andere Weise sich betragen, anders beschäftiget sehen, als sie selbst sind, da schließe ich schon auf eine gewisse Bildung des Verstandes und der Sitten. Diese Menschen, sage ich zu mir selbst, müssen entweder schon mehr Sachen gesehen haben, um das, was ihnen jetzt vorkömmt, nicht mehr neu zu finden: oder sie müssen besser und schneller urtheilen und Begriffe verbinden können, um sich das, was ihnen wirklich als neu erscheint, bald zu erklären, und dadurch ihrer Verwunderung Einhalt zu thun. In beiden Fällen sind sie gewiß klüger als Andre ihres Gleichen.

Zweitens. Da wo der Bauer durch Unterdrückung sklavisch geworden ist, bezeigt er sich gegen jeden ansehnlichen Fremden sehr demüthig, aber eben an solchen Orten wird er auch leicht diesen Fremden anbetteln. Die Schüchternheit des Sklaven ist mit der Unverschämtheit des Bettlers nahe verwandt.

Drittens. Der tückische und etwas boshafte Bauer ist sehr zum Spott über Fremde oder solche Personen, die etwas ihm Auffallendes an sich haben, geneigt. Wer zu Fuße durch ein Land reist, wird sehr oft das erfahren, was Moritzen in England widerfuhr; daß er, ohne sich des geringsten Uebelstandes bewußt zu sein, bei der Jugend in den Dörfern ein Gelächter hinter sich her erregt: besonders wenn der bäurischen Zuschauer viele beisammen sind. Diese Neigung des gemeinen Mannes, über Alle, die nicht seines Gleichen, und doch nicht seine Herren sind, zu spotten, ist im Grunde ein Zug von kindischem Charakter. Denn der Mensch ohne Erziehung bleibt in vielen Rücksichten immer Kind. Das Fremde und Unbekannte wirkt nämlich auf solchen auf eine doppelte Weise. Ist es zugleich mit den Zeichen von überlegner Macht oder Würde verbunden, als z. B. wenn ein Wagen mit sechsen gefahren kömmt, oder ein Herr mit mehreren Bedienten einhertritt; sind der Fremden mehrere, und der Zuschauer aus dem Pöbel wenige: so erregt es Furcht; der Bauerknabe verbirgt sich alsdann. Hat es aber nichts Fürchterliches; fühlt der Bauer, der den Fremden sieht, seine Ueberlegenheit für diesen Augenblick, es sei durch die Anzahl seiner Kameraden oder auf andre Weise, ist er außerdem bei der Lust: so wird der Contrast zwischen ihm und den Fremden ihm leicht in einem lächerlichen Lichte vorkommen. Was ihm vorher fürchterlich war, ist ihm jetzt nur fremd und possirlich. In diesem Verhältnisse darf nur Etwas geändert werden; der Fremde, welcher der Bauern-Gesellschaft nicht ehrwürdig vorkömmt, oder den sie, weil er ohne Begleitung ist, augenscheinlich nicht zu fürchten hat, darf nur über ihr Feld, oder durch ihre Gärten gehn, oder sich irgend Etwas erlauben, was sie als einen Eingriff in ihr Eigenthum ansieht, auch wenn er dasselbe nicht im mindesten verletzt: so wird der Trupp, anstatt in Spöttereien, vielmehr in Schimpfreden und Grobheiten ausbrechen. Diese größre oder geringere Bereitwilligkeit der Dorf-Einwohner einer Gegend, Unbekannten einen ihnen selbst unschädlichen Gebrauch ihres Eigenthums zu verstatten, ist ebenfalls ein Zug, woran der Reisende Denkungsart und Charakter derselben erkennen kann.

Viertens. Diejenigen Bauern, welche durch Wohlhabenheit, Kriegsdienste oder größre Unabhängigkeit mehr Zuversicht zu sich selbst bekommen haben, und zugleich etwas mehr Weltkenntniß besitzen, doch ohne dadurch moralisch gebildet worden zu sein, sind gegen Fremde trocken und kalt. Sie lassen keine besondre Aufmerksamkeit auf sie blicken. Sie beantworten, was sie gefragt werden, nur kurz und einsilbig. Sie lassen sich nicht durch jeden Schein blenden. Sie müssen des Ranges oder des Reichthums des Fremden gewiß sein, wenn sie ihm höflich begegnen oder dienstfertig gegen ihn sein sollen. Diese Vorzüge, deren Beschaffenheit und Werth sie besser als Andere ihres Standes kennen gelernt haben, haben für sie eine Wichtigkeit, durch welche der Eindruck der bloßen Neuheit verdrängt wird. Ihr erster Gedanke also, wenn sie einen Fremden sehen, ist insgemein, danach zu forschen, von welchem Stande und wie reich er sein möge. Fallen die Nachrichten, die sie einziehen, günstig für ihn aus, so werden sie gesprächig und dienstwillig. Finden sie das Gegentheil, so bleiben sie stumm und kalt. — In dem Uebergange von gänzlicher Rohheit zu dem wahrhaft gesitteten Wesen giebt es eine mittlere Stufe, wo der Mensch gegen die Unterschiede des Glücks sehr aufmerksam ist, größre Vorzüge aber noch nicht kennt. Auf dieser Stufe steht derjenige Bauer, dessen Betragen gegen Fremde ich jetzt beschrieben habe. Da er den Reichen und Vornehmen nicht bloß fürchtet, sondern schätzt: so ist in ihm gewiß schon eine Begierde, selbst vornehmer und reicher zu werden. Und dies zieht unfehlbar größre Betriebsamkeit nach sich.

Eine fünfte Art des Betragens gegen Fremde ist die eigennützige Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, die nur bloß auf den Beutel derselben sieht. Sie findet sich bei einem durch Industrie und durch Handel sich bereichernden Landvolke mehr, als bei einem, das bloß vom Ackerbau lebt; sie findet sich in allen Ländern leicht an den großen Heerstraßen ein, wo der Durchzug der Fremden häufig ist. Jenes Landvolk ist zur Sparsamkeit und Aufhäufung kleiner Gewinnste gewöhnt, und verachtet also keinen: Jedermann ist ihm willkommen, welcher ihm Et-

---

pflegung der Schaafe einen Gegenstand abwechselnder Beschäftigungen. Unsre sogenannten Hirten thun nichts, als daß sie das Vieh auf der Weide hüten. —

was zu seinem gesammelten Schatze hinzuthut: nur umsonst ist bei ihm nichts zu haben. Bei dem Bauer im letztern Falle wird der Eigennutz durch die Gelegenheit, die er hat, viel auf einmal zu gewinnen, vergrößert, und seine natürliche Dienstfertigkeit, wenn er deren zuvor hatte, wird durch die Menge derer, die Anspruch darauf machen, geschwächt. In den kleinern Cantons der Schweiz und in den höhern Alpen ist die Gastfreiheit und Dienstfertigkeit zu Hause: in den häufiger besuchten Ebnen dieses Landes herrscht der Eigennutz.

Doch die Beobachtung der Bauern mehrerer Länder zeigt deutlich, daß die äußere Lage nicht Alles beim Menschen thut. Naturell und Umstände müssen zusammenkommen, wenn eine gewisse Wirkung im Charakter und Betragen unausbleiblich erfolgen soll.

## III.

Man lernt den Charakter eines Standes nicht besser kennen, als wenn man ihn mit dem Charakter der ihm ähnlichsten Stände vergleicht. Wenn ich auf diese Weise den Bauer mit dem geringern Handwerksmanne in den Städten vergleiche: so entdecke ich folgende Eigenheiten an jedem.

Auf der einen Seite sind viele Handwerker mehr eingeschränkt in ihren Begriffen; sie sind nicht so klug, so überworfen, so bekannt mit den Vorsichts-Regeln, welche man im Verkehr mit Andern, bei Sachen, die das Eigenthum betreffen, zu beobachten hat, nicht in Ränken so erfinderisch als der Bauer. In der That hat der gemeine Handwerksmann mit wenigern und einförmigern Gegenständen zu thun. Er ist in seiner Stube eingeschlossen; was er in der Jugend gelernt hat, wiederholt er nur ohne Aufhören ganz mechanisch: er steht, vermöge seiner Unabhängigkeit selbst, und weil er keine liegende Gründe besitzt, in weniger bürgerlichen Verhältnissen. Der Bauer hingegen hat ein weiteres Feld von Betrachtungen. Die Landwirthschaft erfordert mehrere auf einander folgende Arbeiten, die nicht immer auf einerlei Art, noch in gleicher Ordnung geschehn können, und die also immer neue Ueberlegung brauchen. Die freie Luft und Bewegung ermuntert auch den Geist, und viele der bäurischen Geschäfte lassen dem Bauer Freiheit zu denken, worüber er will, und wenn er mit Andern arbeitet, auch davon zu reden. Der Bauer ist überdies Eigenthümer, Lehnsmann, Pächter, er kauft und verkauft. Alle Arten von Contracten kommen ihm unter die Hände; er erhält von den verschiedenen Arten des Eigenthums und ihrer Unterordnung Begriffe: er lernt viele der persönlichen und dinglichen Rechte aus seinem eignen Zustande kennen, von welchen der geringere Einwohner der Städte nichts erfährt. Dieser ist daher weit weniger Jurist und Rechenmeister als der Bauer. Da er überdies nicht so oft in den Fall kömmt, Rechenschaft von seinen Handlungen geben und sich entschuldigen zu müssen, so hat er weniger List und Verstellungskunst.

Der Bauer auf der andern Seite ist erstlich in seinem Aeußern ungebildeter und rauher als der Handwerksmann. Man pflegt dies gemeiniglich Grobheit zu nennen. Er hat seltner Leute von höherm Stande und besserer Erziehung vor Augen, und hat weniger Antrieb des Ehrgeizes, sie nachzuahmen. Seine Sitten bleiben also so, wie er sie bei seines Gleichen von Jugend auf gesehen hat, und so wie sie zu seiner Beschäftigung und zu dem Grade der Ausbildung seines Gemüths sich schicken. Es ist nichts Fremdes, nichts Angenommenes an ihm: aber das Eigene ist noch roh und ungeschliffen. Der Handwerker hingegen, der den Vornehmen näher ist, der oft, obgleich immer nur auf kurze Zeit, mit ihnen zu thun hat, und der weder durch seine Erziehung vorbereitet ist, noch durch die Art seines Umgangs mit den Vornehmern angeleitet wird, sich nach den Mustern, die er gelegentlich sieht, wirklich zu bilden: der Handwerksmann, sage ich, nimmt einzelne Ausdrücke, Stellungen, Gebräuche von ihnen an, die zu seiner übrigen Handlungsweise, selbst zu seiner Denkungsart und seinen bürgerlichen Verhältnissen nicht passen. Er wird daher nicht selten affectirt; er bekömmt einen falschen Wohlstand. Dieses Gemisch von vornehmen und gemeinen Sitten ist es eben, was man das bürgerliche Air nennt, und welches in verschiedenen Graden allen städtischen Gewerben anklebt, bis es sich endlich bei denjenigen Personen verliert, welche entweder durch sehr ausgebreitete Geschäfte einen großen Umgang mit der Welt bekommen, oder wegen des alten Wohlstandes ihrer Familien einer frühzeitigen Cultur ihres Verstandes und ihrer Sitten theilhaft geworden sind. Oft ist daher der Handwerker von dem wahren Anstande, der immer das Natürliche voraussetzt, weiter entfernt als der Bauer. Man sieht auch, daß ein gesunder, wohlgebildeter, wenn gleich noch so tölpischer Bauer leichter zu dem Anstand, den die militairische Disciplin fordert, gebracht wird als ein Schneider- oder Schuster-Geselle. Dieses kommt zum Theil auch daher, daß zwar der Körper des Bauern durch seine Arbeit sehr ermüdet und abgehärtet wird, daher auch seine Seele etwas, theils von Trägheit, theils von ähnlicher Rauhigkeit und Härte bekommt; daß er aber doch nicht so zusammengeschrumpft, nicht so verschoben und gleichsam gelähmt ist, als der Körper vieler sitzenden Handwerksleute, welche daher wegen des Zusammenhanges, der zwischen Körper und Geist ist, auch in ihren Urtheilen, Sitten und ihrem ganzen Betragen etwas Schiefes und Verschobenes bemerken lassen.

An geschärftem Mutterwitze, an Gesundheit und Stärke des Körpers also thut es der Bauer dem geringern Einwohner der Städte zuvor. Dieser aber gewinnt wieder einigen Vorzug durch seine *Erziehung* und durch seine *Freiheit*. Im Ganzen ist der Unterricht in den Landschulen doch noch schlechter als der, welchen die gemeine Jugend in den Städten erhält. Der Handwerksbursche ist in den Zeiten seiner Lehrjahre unter einer strengen Aufsicht, wird zur Arbeit und Eingezogenheit angehalten, und vor den Ausschweifungen seines Alters eben durch seine Häuslichkeit bewahrt. Ist er in einer frommen und gutdenkenden Familie, so werden ihm durch gute Beispiele oder durch Lesen und Unterricht doch einige religiöse und sittliche Grundsätze eingeflößt. Der Bauerjunge ist mehr sich selbst überlassen, besonders sobald er anfängt zu dienen: er ist eher den Versuchungen der Wollust ausgesetzt, und hat fast mehr Gelegenheit, die aufkeimenden Lüste zu befriedigen; er ist mit vielen eben so jungen rohen Menschen, als er selbst ist, und auch mit liederlichen in Gesellschaft; er hört außer der Predigt selten etwas Moralisches oder zur Religion Gehöriges. Wenn der junge Handwerker heranwächst, und sich in seinem Stande ansässig macht: so nimmt er doch an der Aufklärung, die in der Stadt und in dem Zeitalter herrscht, einigen Antheil, theils durch die Gelegenheit, die er hat, auch gute Kanzel-Vorträge zu hören, theils durch die Bücher, die ihm in die Hände fallen, theils endlich durch manche gelegentliche Unterredung mit Männern von Einsicht. Der Bauer findet außer seinen Geschäften, seinen Erfahrungen und seinem Nachdenken selten neue Quellen des Unterrichts in seinem höhern Alter, unabhängig von denen, welche er in seinen Kinderjahren gehabt hat. Daher dauern bei ihm die ererbten oder in der Jugend erlernten Begriffe und mit denselben auch alte Vorurtheile am längsten fort: und sein Geschmack, seine Religionskenntnisse, seine physikalischen und moralischen Einsichten sind hinter dem Grade der Erleuchtung des Zeitalters weiter zurück, als die des gemeinen Bürgers. In Welthändeln und Geschäften weiß er sich mehr Rath: im Räsonniren, in wissenschaftlichen Begriffen, in Kenntniß allgemeiner Wahrheiten ist ihm der Städter überlegen.

Dieser ist ferner frei: ein zweiter Umstand, der, wenn er auch nicht seinen Charakter sehr veredelt, doch ihm manchen Anlaß zur Verschlimmerung benimmt. Der Bauer ist auch da, wo wie in Deutschland keine Leibeigenschaft Statt findet, doch dem Besitzer des Grundes und Bodens, den er bewohnt, als seinem Richter und zugleich seinem Dienstherrn unterworfen, der in dem ersten Verhältnisse die allgemeinen Gesetze an ihm oder in seinen Angelegenheiten zu vollziehen, in dem andern besondre Dienste und Abgaben für sich selbst zu fordern hat. Der Handwerksgeselle dient auch: aber er kann seinen Herrn verlassen, sobald dieser ihm nicht mehr gefällt; und dieser Herr ist nicht seine Obrigkeit. Selbst der Handwerksmann steht in einer mannigfaltigen Abhängigkeit, — unter vielerlei Zwange: aber diese Herrschaft, die über ihn ausgeübt wird, ist unter Viele vertheilt; sie ist weniger sichtbar und also weniger beschwerlich. Der Bauer hat eine einzige Person vor Augen, die ihm durch die Macht, welche sie ausübt, fürchterlich, durch die Abgaben und Dienste, die sie von ihm fordert, oft verhaßt ist. Er sieht oder bildet sich ein, daß seine Vortheile mit den Vortheilen dieser Person in beständigem Widerspruche stehn. In dieser Lage, wenn nicht Religion und ein natürlich guter Charakter dem Menschen zu Hilfe kommt, erlangt Haß, Bitterkeit, Widerwillen die Herrschaft in der Seele. Und da der Bauer zu ohnmächtig ist, diese Leidenschaften durch offenbaren Widerstand auszulassen, so nimmt er zum Betruge, zur List, zu heimlichen Ränken seine Zuflucht.

Dies mag es wohl sein, was dem Bauer den besondern Beinamen des *tückischen* zugezogen hat, mit welchem man so oft das Eigenthümliche seines Charakters bezeichnet.

Ich habe lange studirt, was das Wort *tückisch*, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede gewesen ist, eigentlich bedeute. Es ist nicht gleichgeltend mit *betrügerisch*. Es ist nicht so hart als dieses; es geht aber mehr auf den ganzen Charakter, da das Wort *betrügerisch* mehr auf einzelne Handlungen geht. — Das Wort *listig* drückt etwas zu Allgemeines aus: das *tückische Wesen* ist eine Unterart von der List.

Außer den Bauern sind es vornehmlich die Kinder, von

denen man sagt, daß sie tückisch aussehen. Es soll also ohne Zweifel ein Gemisch von kindischem Wesen, von Einfalt, von Schwäche, — mit Bosheit, mit List anzeigen. Ich will die Physiognomie zu Hilfe nehmen, um das Geistige, welches jener Ausdruck bezeichnen soll, mir zu erklären. Jeder erinnert sich ohne Zweifel, solche Gesichter von Bauerknaben gesehn zu haben, wo das eine Auge, oder auch vielleicht beide unter den halbgeschlossenen Augenliedern wie verstohlen hervorschielen, der Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Brust angedrückt oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte: mit einem Worte Gesichter, in welchen sich Furcht, Blödigkeit, Einfalt, mit Spott und Abneigung vermischt, abmalen. Solche Knaben stehen, wenn man Etwas von ihnen verlangt, oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stock; sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln sind wie steif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt hat, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Man kann nach wahrscheinlichen Vermuthungen glauben, daß einige mit diesem Ausdrucke des Gesichts, mit diesem Betragen übereinstimmende Züge in dem Charakter des Bauern mehr als in dem Charakter anderer Stände lebenslang herrschen. Der Gemüthszustand, welcher sich dadurch zu erkennen giebt, scheint der oben angezeigten besondern Lage angemessen zu sein, in welcher der Bauer sich befindet. Sein niedriger Stand, seine Dienstbarkeit, seine Armuth bringen ihm eine gewisse Furcht vor den Höhern bei; seine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegsam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwissend; der öftere Widerspruch seines Willens und seiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen seiner Vorgesetzten giebt seinem Gemüthe eine Anlage zum Hasse. Er wird also, wenn die Fehler seines Standes bei ihm nicht durch seine persönliche Eigenschaften aufgehoben worden sind, jenem Knaben besonders im Betragen gegen seine Obern ähnlich sein. (Und gerade die Obern und Herren des Bauern sind es auch, die ihm den tückischen Charakter zuschreiben.) Er wird Verstellung an die Stelle offenbaren Widerstandes setzen; er wird vor den Augen derselben demüthig, nachgebend, sogar ihnen ergeben scheinen, und wo er glaubt, verborgen zu bleiben, wird er Alles wider ihren Willen und ihr Interesse thun. Er wird auf Ränke und Intriguen sinnen, die demungeachtet nicht so fein ausgesponnen sein werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehn lassen.

Man kann zwei Hauptunterschiede, wie in den Schicksalen, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz Unterdrückte, der unter dem Joche einer völligen Sclaverei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustande fühllos sich Alles gefallen lassen, ohne den mindesten Widerstand zu thun, selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen: er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieser Schlafsucht durch besondre Umstände, durch Aufhetzungen, durch einen listigen und kühnen Anführer erweckt wird, dann wird er wüthend wie ein Tiger, und verliert auf einmal mit der Demuth des Sclaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Gesetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erdscholle, und mit ihr an den Dienst des Eigenthümers derselben gebunden und seinem Richteramte unterworfen ist: dieser Bauer erträgt gemeiniglich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewaltthätigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche: aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vortheile zu schmälern, die seinigen zu vergrößern, das ist ein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich umherträgt, und eine Absicht, die er insgeheim, so oft es angeht, zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seines Gleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz demüthige Sclave seines Herrn, er ist nicht ein für ihn fürchterlicher Feind: er ist aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorsamer Unterthan; er ist das, was man wahrscheinlicherweise durch das Wort **tückisch** hat ausdrücken wollen.

In dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandtheil oder als eine Folge einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorurtheil sich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu sein. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind und so fähig er mit unbefangnem Gemüthe sein würde, ihre Richtigkeit einzusehn. Die richterlichen Personen, welche in Prozessen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individuen gekannt haben, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich ungereimten Idee bestehn, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein solcher Schwindelgeist anfallen. Sie sind alsdann gewissen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechselung einnimmt, oder welche bei der kleinsten Veranlassung wiederkommt, und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der Vernunft weggeschafft werden kann, weil sie wirklich nicht in der Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe ihren Grund hat.

Nichts bringt mehr gegen den Bauer auf, als wenn man diesen Eigensinn an ihm gewahr wird. Denn was kann der Höhere weniger ertragen, als wenn der Geringere ihn nicht hört? Und was kann in der That den Verständigen und Gutdenkenden mehr aufbringen, als wenn die größte Deutlichkeit seiner Vorstellungen und alle in ihnen liegende Kraft der Wahrheit nichts über das Gemüth derjenigen vermag, welche er dadurch zu ihrer Pflicht oder zu ihrer Ruhe zurückbringen will?

Aber auch hier wird der Menschenfreund Ursache finden, Geduld und Nachsicht zu beweisen. Es ist diese Hartnäckigkeit nicht immer, ja sie ist nur bei dem kleinsten Theil derer, welche sie beweisen, Bosheit. Dieser verführte große Haufe, der gegen seine Anführer ein blindes Vertrauen und gegen sich selbst das Mißtrauen hat, nicht genug übersehen zu können, was zu seinem Vortheil oder Schaden ist: dieser hütet sich schon, auf die Vorstellungen, die ihm der Richter, oder der Vorgesetzte macht, auch nur Acht zu geben. Er fürchtet sich vor seiner eignen Schwäche und hört deßwegen den, welchen er für seinen Gegner hält, nicht einmal mit derjenigen Aufmerksamkeit an, welche nöthig wäre, wenn er von den Gründen desselben gerührt werden sollte*). Andre hingegen sind durch diejenige Ungelenksamkeit des Verstandes, die eine Folge von weniger Kultur und geringen Kenntnissen ist, unfähig, aus einer Reihe von Vorstellungen, in die sie sich einmal hineingedacht haben, in eine andre überzugehn. Die Worte, die sie hören, gleiten, so zu sagen, an ihren Ohren hinweg. Ihr Verstand vernimmt nichts davon. Und wenn die Rede zu Ende ist, so ertönt in ihrem Kopfe nichts als der alte Satz, den jene Rede widerlegen sollte. Man sieht, daß die Hartnäckigkeit, welche aus dieser Quelle bei den Bauern entsteht, nur durch die Verbesserung ihrer Erziehung, und durch die Veredlung ihres Geistes wegzuschaffen ist.

## IV.

Es ist ein allgemein bekannter und schon oft bemerkter Charakterzug des Bauern, daß er gern beim Alten bleibt. Es müssen ungewöhnlich starke Bewegungsgründe auf ihn wirken, wenn er die von seinen Eltern ihm gleichsam angeerbte Art, seine Geschäfte zu treiben, so lange sie ihm nur einigermaßen sein Auskommen verschafft, abändern soll. Dieser Hang, den er mit einem großen Theil aller Handarbeiter gemein hat, rührt theils aus Trägheit her, — jede Neuerung erfordert Nachdenken, um sie zu fassen, erfordert neue Uebung, um sie gehörig auszuführen; theils aus Unverstande, — der Bauer ist nicht fähig, allgemeine Gründe zu durchdenken, und er hält sich also an die Erfahrung, als seine einzige Führerin; theils aus Mißtrauen gegen die Höhern, — die meisten Vorschläge zu Verbesserungen kommen von der Obrigkeit, oder von den Gutsherren, oder von den Gelehrten, wovon er den einen nicht die nöthige Einsicht, den Andern keinen guten Willen gegen sich zutraut; theils endlich aus Mangel der Begierde nach einem bessern Zustande, als sein gegenwärtiger ist.

Bei einer solchen blinden Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten ist die Dienstbarkeit des Bauern selbst beinahe das einzige Mittel, wodurch er belehrt werden kann. Als freier Bauer würde er auf seinem Acker nie eine neue Methode versucht haben. Als Fröhner ist er gezwungen, auf dem Acker seines Herrn dergleichen zu versuchen. Seine Dienste bei einem verständigen Wirthe lehren ihn also manches verbesserte Ackerwerkzeug, manche

---

*) Der Bauer, habe ich oben gesagt, hält sich für klug und nicht selten für klüger als andre Stände. Der Bauer, sage ich hier, fürchtet sich in gewissen Fällen vor seiner eignen Einfalt. Beides kann sehr wohl mit einander bestehen. Der Stolz auf seinen Verstand überhaupt und das Mißtrauen gegen seinen Verstand in einzelnen Fällen ist bei noch mehrern Menschen vereinigt, als bei den Bauern: — bei denen nämlich, die überhaupt einen eingeschränkten Verstand haben. Wenn sie bloß über sich und Andre urtheilen, so erheben sie sich über Andre: wenn sie aber mit Andern in Sachen zu thun haben, wo es auf ihren Nutzen oder Schaden ankommt, so erkennen sie ihre Schwäche und vergrößern sie sich oft.

nützliche Bearbeitung des Bodens kennen und schätzen, die er in seiner Hütte würde verlacht haben. Er sieht zugleich die Wirkung davon vor Augen, und dasjenige Vorurtheil, welches keine Gründe ihm würden benommen haben, muß doch den wiederholten Experimenten, die er gezwungenerweise anstellt, weichen.

Uebrigens ist dieses Vorurtheil des Alterthums bei einer Classe von Menschen, die mit ganz unentbehrlichen Arbeiten ohne Aufhören beschäftigt ist, und die weder Muße noch Fähigkeit hat, a priori Sachen zu durchdenken, überhaupt genommen, mehr nützlich als schädlich. Die Erfahrung leitet in der That die Menschen, wenn sie von Generation zu Generation, an demselben Orte, dasselbe thun, ohne daß sie es selbst wissen, gerade auf die Methoden, welche den Umständen die angemessensten sind. Daher kommen die Neuerer, welche, ohne die Localkenntnisse aus Erfahrung zu haben, aus allgemeinen Gründen glaubten, Aenderungen machen zu müssen, nach einigen Jahren von Versuchen, so oft auf die zuerst verachteten Methoden zurück. Verständige Landwirthe sind auch einig, daß viele, und selbst der größte Theil der in neuern Zeiten vorgeschlagnen Veränderungen keinen wesentlichen Nutzen haben, und daß es überhaupt in der Landwirthschaft auf die genaue und pünktliche Ausführung mehr, als auf neue Methoden ankomme, wenn man sich gute Erndten verschaffen will. Wenigstens würde der Landmann weit mehr irre gehen, wenn er seinen eignen Speculationen traute, oder jedem Rathe eines Reformators Gehör gäbe, als wenn er sich an die Beispiele und die Uebung seiner Vorfahren hält, und das, was diese gethan haben, nur mit Sorgfalt und Fleiß nachahmt.

## V.

Die letzte der oben angezeigten Ursachen von der Anhänglichkeit des Bauern an das Alte, die Gleichgiltigkeit desselben gegen die Verbesserung seines Zustandes, verdient noch eine etwas weitere Erörterung, da ihr Einfluß sich nicht bloß auf diesen Fehler erstreckt, sondern in der That bei ihm das größte Hinderniß alles Fortganges, sowohl in seinem Fleiße und in seinen Einsichten, als in seinem Wohlstande werden kann.

Der erste Schritt zur Bildung des Geistes ist eine feinere Empfindlichkeit der Sinne; der erste Sporn zur Thätigkeit ist der Wunsch nach Befriedigung der Bedürfnisse, welche daraus entstehn.

Der unterste Grad dieser Verfeinerung ist, daß man einen Unterschied zwischen dem macht, was dem Geschmack und Gefühl angenehm oder unangenehm ist. Auch unter den Thieren ist dasjenige das dümmste und gröbste, welches alles frißt, was ihm vorkömmt. Je gewählter das Thier in seinem Futter ist, desto mehr Fähigkeit, Gelehrigkeit und Anlage zur Sittlichkeit zeigt es auch im Uebrigen. Schon einige Grade weiter ist derjenige Mensch vorgerückt, und weiter, als je ein Thier kommen kann, der von den Gegenständen des Auges und Ohres vergnügt oder beleidigt wird, der an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung ein Wohlgefallen findet, der in der Letztern Licht und freie Luft verlangt; der an sich und an den Dingen, die um ihn herum sind, gerne Etwas, das auch bloß zum Schmucke gehört, anbringt. Mit dieser Verfeinerung der sinnlichen Begierden wächst allerdings auch der Fleiß: und er wächst fast nur durch diese. Denn der Bauer, welchem der Schmutz, darin er lebt, nicht mißfällt, der, welcher sich nicht vorstellt, daß er glücklicher sein würde, wenn er etwas bessere Speisen äße, einigen reinlichen Hausrath, manierliche Kleider und ein helles Zimmer hätte, welche Triebfedern sollte der haben, sich sehr zu bemühen?

In dem jetzigen Zustande der Dinge und in unserm deutschen Vaterlande giebt es noch Bauern genug, welche kein anderes Wohlleben kennen, als das bloße Nichtsthun, — und dann, Uebermaaß in gemeinen Speisen und Getränken. Wenn sie bei diesen Gesinnungen arm sind, so bleiben sie es auch: wenn sie durch Zufälle wohlhabend werden, so werden sie zugleich übermüthig. Denn wozu sollen sie ihr Geld anwenden, da sie nicht ihre Bedürfnisse vervielfältigt haben, da sie nicht für mehrere Arten des Vergnügens empfindlich geworden sind, als die auch der Aermste unter ihres Gleichen genießen kann? Es bleibt ihnen nur eins von folgenden zwei Sachen zu thun übrig: Entweder, wenn sie gute Wirthe sind, so kaufen sie sich größre Güter an, (und dies ist die beste Anwendung, die sie von ihrem Gelde machen können;) oder wenn sie mehr den Genuß suchen, so befriedigen sie damit nur ihre gröbern Sinne, — sie trinken, sie spielen, sie gehen desto mehr müßig. Im ersten Fall ist das Glück, welches sie suchen, — das, dessen sie genießen, der Stolz auf ihren Reichthum; der, da sie doch deßwegen nicht weniger in dem Verhältnisse der Unterthänigkeit bleiben, mit den ihnen dadurch aufgelegten Pflichten in Widerspruch kömmt, und sie daher ihren Herren vorzüglich beschwerlich, sie trotzig und proceßsüchtig macht. Im andern Falle versinken sie desto tiefer in Unsittlichkeit und alle ihrem Stande gewöhnlichen Fehler.

Dergleichen Erfahrungen sind es ohne Zweifel, die das unglückliche Vorurtheil hervorgebracht oder bestätigt haben, daß der Bauer nie besser seine Pflicht thue, als im Elende und unter dem Drucke; und daß Wohlhabenheit und gute Tage ihn verderben. Das lateinische Sprichwort, welches dieses sagt, *) hat ganz das Gepräge der finstern Jahrhunderte, woraus es herstammen mag, und es empört, ich gestehe es, meine Empfindung äußerst. Aber alle jene Erfahrungen beweisen das nicht, zu dessen Erweis sie angeführt werden. Es ist ein großer Unterschied, ob eine gänzliche und dauerhafte Verbesserung mit den Umständen des Bauern vorgehe, oder ob einzelne unter ihnen sich durch plötzliche Glücksfälle bereichern. Die Letztern können leicht übermüthig und unsittlich werden. Denn da sie nicht durch ihre Erziehung und durch die allmäliche Verfeinerung ihres Geschmacks zu dem Gebrauche ihres Vermögens vorbereitet worden sind; so erhalten sie dadurch nur Mittel, in denjenigen groben Leidenschaften mehr auszuschweifen, von welchen sie in ihrer Armuth waren beherrscht worden. Im ersten Falle hingegen, wenn der ganze Stand der Bauern, durch stufenweisen Fortgang ihres Fleißes und eine allmäliche Erleichterung ihrer Lasten zu einem größern Wohlstande gelangt, wird dadurch gewiß auch sein moralischer Charakter veredelt. Durch die Kenntniß mehrerer Bequemlichkeiten und die Liebe zu einem gewissen Luxus wird er von grober Schwelgerei abgehalten. Ueberdies bekömmt eine wohlhabende Bauerschaft mehr Ehrliebe, und etwas mehr Achtung gegen sich selbst. Sie giebt ihren Kindern eine etwas bessere Erziehung. Sie kömmt den höhern Ständen etwas näher. Eben dadurch lernt sie aber auch die großen Vortheile und Vorzüge derselben kennen: und dies unterdrückt hinwiederum bei ihr den Stolz, den der Reichthum erregen könnte.

## VI.

Es ist eine Folge langer und immerwährender Abhängigkeit, und zwar um desto mehr, je sklavischer sie ist: daß die in derselben lebenden Menschen sich gewöhnen, auch in Absicht ihres Unterhalts sich mehr auf ihre Obern als auf sich selbst zu verlassen. Es ist eine Art von Ersatz für die Sklaverei, daß der Sklave unter allen Umständen von seinem Herrn ernährt werden muß, wenn dieser nicht sein Eigenthum verlieren will; es ist aber auch eine Folge derselben, daß der Sklave den Gedanken, sich selbst zu ernähren, aufgiebt.

Es ist daher kein gegründeter Einwurf gegen die Vorzüge derjenigen Verfassung, worin der Bauer Freiheit und Eigenthum hat, daß der leibeigne Bauer selbst diese Vortheile, wenn sie ihm angeboten werden, von sich weist. Wenn durch eine gewisse Lage, sie sei den natürlichen Neigungen des Menschen noch so sehr zuwider, der Geist einmal niedergedrückt worden ist, so ist es kein Wunder, daß er sich zu der bessern unfähig fühlt, und also auch nach und nach die Lust dazu verliert. Insbesondere aber wird in unserm Falle der Trieb, durch eignen Fleiß nicht nur sein Auskommen zu erwerben, sondern auch Etwas für sich auf Fälle der Noth, oder für seine Kinder bei Seite zu legen, bei dem Bauer, welcher lange in armseliger Abhängigkeit geschmachtet hat, unwirksam und ohne Einfluß. Er bekömmt den Bettlersinn; sein armseliger Zustand behagt ihm, wofern er nur weiß, daß sein Herr ihm Brod geben muß, wenn er keines hat. Die Sicherheit seines Unterhaltes ist ihm mehr werth, als die Hoffnung, zu gewinnen: und jene glaubt der träge gewordene Leibeigene mehr in dem Eigennutze seines Herrn, der keinen Unterthan, ohne selbst Schaden zu leiden, verhungern lassen kann, als in seinem Fleiße zu finden.

Die unzählbaren Abstufungen, die es, auch nur in dem Bezirke unsers Landes, von der Dienstbarkeit der Bauern und den Rechten ihrer Herrn giebt, machen, daß ein Gemälde dieser Art nur auf einen kleinen Theil der Classe, von welcher die Rede ist, vollkommen passet; und daß, wer dasselbe mit dem Zustande eines einzelnen Bezirks, eines einzelnen Dorfs vergleichen wollte, es leicht für unähnlich und schlecht getroffen halten könnte. Aber es ist nothwendig, in einer solchen Schilderung diejenigen Züge abgesondert darzustellen, die in der Wirklichkeit mit vielen andern Umständen vereinigt erscheinen, wodurch ihre Natur mehr oder weniger verändert wird. Es ist nothwendig, die Ursachen, deren Wirkungen man untersuchen will, in ihrer ganzen Kraft und ungeschwächt von Hindernissen anzunehmen. Es ist alsdann leicht, diejenigen Fälle zu bemerken, wo jene Ursachen weniger vollständig vorhanden gewesen sind, oder wo ihnen durch begleitende Umstände Widerstand geleistet worden ist.

So wird man auch endlich diesen Bettlersinn der Bauern, diese Sorglosigkeit für die Zukunft, diese Geneigtheit sich wegen ihrer Ernährung auf ihren Herrn, den sie doch nicht lieben, zu verlassen, diese Gleichgiltigkeit gegen alle Mittel, sich aus einer solchen Abhängigkeit zu reißen: dies Alles wird man, bald mehr, bald weniger, — im Ganzen aber immer im Verhältnisse

*) Rustica gens optima flens, pessima ridens.

der Strenge der Leibeigenschaft finden. Dies ist also Beweises genug, daß jene Eigenschaft des Gemüths aus dieser Lage entsteht.

VII.

Man begreift unter dem Namen der Bauern zweierlei Leute, die in Absicht ihrer Lage und ihres Verhältnisses mit ihrem Herrn von einander merklich unterschieden sind: ich meine die Besitzer von Bauergütern, — und diejenigen eigentlichen Fröhner, welche von dem Lohne der Dienste, die sie ihrem Herrn leisten, ganz allein oder vornehmlich ihren Unterhalt haben.

In Aufklärung, in äußern Sitten sind Beide, wie in der Mundart die sie reden, einander fast gleich: weil sie in beständigem Umgange mit einander und in gleichem Maße von den gesitteten Ständen abgesondert, sich durch einander wechselsweise bilden. Im Charakter aber, in den Grundsätzen, wonach sie in dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Verkehr handeln, in den Gesinnungen und dem Betragen gegen ihre Herren, weichen sie durch merkliche Schattirungen von einander ab. Das ist wenigstens der Erfahrung und dem Zeugnisse derjenigen Gutsherrn gemäß, welche Dörfer, worin eine starke Bauerschaft ist, und solche, worin es nichts als Gärtnerstellen giebt, zugleich besitzen. Unter den eigentlichen Bauern herrschen diejenigen Fehler vorzüglich, welche dem Stande und der Beschäftigung ankleben; als Grobheit, Anhänglichkeit an alte Vorurtheile, und Eigensinn; unter den Dienstleuten hingegen diejenigen, die aus der Knechtschaft, aus der schlechten Erziehung und aus der Armuth entstehn: Verstellung, heimtückisches Wesen und Dieberei. Jene, da sie von ihrem Herrn mehr abgesondert leben, können auch weniger durch ihn gebessert werden; da ihr Interesse weniger an den Vortheil ihres Herrn gebunden ist, und ihre Dienste nicht durch den Antheil, den sie an seinen Erndten haben, vergütet werden: so thun sie unwilliger Dienste; sie sind schwerer im Gehorsam zu erhalten, und wenn sie einmal aufsätzig geworden sind, schwerer zur Ruhe zu bringen. Dahingegen haben sie oft alle übrigen Tugenden des Menschen und des Hausvaters, in dem Maße und nach den Verschiedenheiten, als man solche bei jedem andern Stande findet. Wenigstens sind gewiß die Vernünftigsten, die Edelsten des Bauernstandes unter denjenigen zu finden, die ihren väterlichen Acker selbst pflügen. Diese, (die Hofgärtner), werden durch die beständige Aufsicht, unter der sie bei Leistung ihrer Dienste stehn, wenn sie auch für sich selbst Hang zur Ausschweifung und zur Faulheit hatten, in einer gewissen Ordnung und zum Fleiße angehalten; sie ertragen die Unterthänigkeit leichter und verweigern den Gehorsam seltner, weil sie Vortheil davon haben, wenn ihres Herrn Wirthschaft gut bestellt wird: aber sie können auch, wenn sie aufgebracht werden, zu einem viel höhern Grade von Bosheit kommen. Sie sind so gewöhnt, zu ihren Arbeiten getrieben zu werden, daß sie ohne Aufsicht, sich selbst überlassen, selten ihre Schuldigkeit thun. Sie haben endlich häufiger diejenigen Fehler, die mit der Verstellung und mit einem kleinen, niedrigen Eigennutze verbunden zu sein pflegen, — Unredlichkeit gegen ihren Herrn und Neid gegen ihres Gleichen.

Unter den Bauern, welche Eigenthümer und wohlhabend sind, besonders wenn ihr Wohlstand durch einige Generationen fortgedauert hat, entsteht ein gewisser Familienstolz, der sich von dem persönlichen sehr deutlich unterscheidet, und der als charakteristisch in dieser Classe und unter solchen Umständen angesehen werden kann. Der reiche Handwerksmann ist auch stolz; aber selten bleiben seine Kinder bei demselben Gewerbe; wenigstens ist es ein außerordentlicher Fall, wenn durch etliche Generationen hindurch Wohlstand und Beschäftigung zugleich in einer und derselben Familie fortleben. Dadurch allein aber nur kann der Name einer Familie, in dieser Zunft, unter dieser Classe von Bürgern, ein Ansehn, einen gewissen Vorzug bekommen. Bei reichen Bauern treffen diese Umstände weit öfter zusammen. Die Familien können lange wohlhabend bleiben, ohne doch ihren Stand zu verlassen, oder ihren Wohnsitz zu verändern. Ihre Zweige breiten sich oft in derselben Gegend weit aus. Mit dem Namen derselben verknüpft sich also endlich in der Gesellschaft, unter welcher sie immer gelebt haben, ein gewisser Vorzug. Dies erregt den Stolz, wovon ich rede. Ein Bauer dieser Art thut sich etwas darauf zu Gute, aus diesem und diesem Geschlechte herzustammen, zu den Kunzen und Heinzen zu gehören, die in der Gegend, wo er lebt, die angesehensten sind. Dieser Stolz, der dem Adelstolze ähnlich ist, wird dadurch vergrößert, wenn sich mehrere solcher Familien oft unter einander verheirathet haben. Kömmt irgend noch ein andrer Unterschied in Herkunft, Sitten oder Tracht hinzu: so wird dieses System von bäurischem Adel noch vollständiger ausgebildet. — Ein Beispiel davon sind die Altenburgischen Bauern. Aber auch, wo sie keinen solchen statum in statu ausmachen, findet man Gegenden, wo gewisse wohlhabende Bauernfamilien, unter einander verschwägert, sich die besten Güter zu eigen gemacht haben. Und diese sind es, die sich auch auf ihren Stand, als Bauern, auf ihre Tracht und auf Alles, was den Stand anzeigt, etwas zu Gute thun. Man hat deren gesehen, welche wohlhabende Bürgerstöchter geheirathet haben, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich wie Bäuerinnen trügen. Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Eheweiber sich unter ihrer Classe als wohlhabender, durch eine größre Kostbarkeit ihrer Kleidung auszeichneten, aber nicht, daß sie sich durch eine fremde Kleidung von derselben absonderten.

VIII.

Es ist eine allgemeine Eigenschaft derer, welche mit Strenge beherrscht werden, daß sie diejenigen hinwiederum strenge beherrschen, die unter ihnen stehn. Es giebt, der Erfahrung gemäß, keine ärgern Despoten, als die, welche es aus Sclaven geworden sind. Ein altes Sprüchwort sagt das Nämliche vom Bauer, der zum Edelmanne wird. Und schon in dem Stande der Unterthänigkeit selbst, wenn der Bauer noch täglich Gelegenheit hat zu erfahren, wie weh der Druck und die Härte eines Obern thue, ist er doch geneigt, seine Kinder und sein Gesinde hart zu behandeln. Nicht, daß er einen genauen Gehorsam, und auf eine gleichförmige Art von ihnen fordert: sondern er giebt nur seinen Leidenschaften ohne Einschränkung gegen sie nach. Er straft sie oft unmäßig strenge wegen kleiner unvorsätzlicher Fehler, besonders wenn dadurch etwas von seinem Eigenthume ist verletzt worden, und läßt große muthwillige hingehen, ohne sie zu bemerken. Dies ist auch der größte Fehler, den er bei der Erziehung seiner Kinder begeht, und wodurch er sie, anstatt des Gehorsams, Bosheit und Widersetzlichkeit lehret.

Ueberhaupt sind Zorn und Furcht die beiden Leidenschaften, welche bei rohen Gemüthern die Oberhand haben und gewöhnlich wechselsweise dieselben beherrschen. Die Liebe der beiden Geschlechter gegeneinander, die bei den höhern Ständen so viel zur Bildung der Sitten und des Charakters beiträgt, indem sie das eine Geschlecht auf Alles, wodurch es dem Andern gefallen kann, aufmerksam, und nach den Eigenschaften, wodurch es dem Andern liebenswürdig wird, begierig macht, hat bei dem Stande, von welchem wir reden, weniger oder doch einen ganz andern Einfluß. Die Liebe ist bei ihm meistentheils eine Sache der Sinne und des Temperaments. Die Imagination wird nicht sehr dadurch ins Spiel gesetzt; es verbinden sich wenige moralische Gefühle damit; und die Begierde zu gefallen wird nicht erreget. Ueberdies haben die Bauern nicht genug Muße, aus der Liebe eine Beschäftigung zu machen. Nur auf zweierlei Weise wirkt dieser Trieb auf den Charakter der Bauern: zum Schlimmen durch Ausschweifungen, bald vortheilhaft, bald nachtheilig durch das Heirathen. Liederlichkeit und Unzucht hat bei ihnen, wie bei allen Ständen, die Folge, zugleich nachläßige Wirthe und Verschwender, — oft Spieler und Trunkenbolde zu machen. — Doch ist dies nicht von einer einmaligen Ueberraschung der Sinnlichkeit, sondern von der Herrschaft derselben zu verstehn. Viele gefallene Mädchen sind treue Weiber geworden, und der Bauer hat sich oft als Ehemann und Hausvater sehr gut aufgeführt, welcher als junger Bursche ausgeschweift hatte. — Was die Wirkung der Verehelichung betrifft, so ist dieselbe bei den Männern vielleicht am sichtbarsten. Viele derselben heirathen sich, wie man zu sagen pflegt, besser, artiger, fleißiger als sie vorher waren. Ich weiß nicht, ob es eben so viel Beispiele von Weibern giebt, die sich durch das Heirathen verbessert hätten. — Andere verderben, — werden aus fleißigen und ordentlichen Jünglingen faule und liederliche Ehemänner. Dieses, welches in allen Ständen zuweilen geschieht, ist bei dem Bauer desto weniger zu verwundern, weil das Weib in seiner Haushaltung von großer Wichtigkeit ist, und zum guten oder schlechten Fortgange der Wirthschaft, durch ihre Eigenschaften und ihre Arbeit, beinahe noch mehr beiträgt als der Mann. Daß dem wirklich so sei, bestätigen die Zeugnisse Aller, die sich um den Wohlstand der Bauern durch eine Reihe von Jahren bekümmert haben; und wie es zugehe, erhellet aus zwei Betrachtungen. Erstlich, das Weib hat die Milchwirthschaft über sich: und an vielen Orten machen die Kühe den vornehmsten, — an Allen aber einen sehr wichtigen Theil des Reichthums von dem gemeinen Landmanne aus. Ferner bei einer so kleinen Haushaltung, als die seinige ist, kömmt auf das Zurathehalten, Sparen und Vertheilen eben so viel an als auf das Erwerben. Dieses kann oft durch den größten Fleiß des Mannes nicht erhöht werden: durch die häusliche Wirthschaft des Weibes aber kann der nämliche Erwerb ungleich weiter ausreichen. Viele mittelmäßige Wirthe kommen vorwärts durch gute Weiber: aber ein liederliches Weib richtet den fleißigsten Mann zu Grunde. Wenn nun aber in der ehelichen Gesellschaft der Bauern die Dienste der Frau von so großer Wichtigkeit für die Wirthschaft des Mannes sind, so

kann es nicht fehlen, daß nicht auch ihr Betragen einen Einfluß auf den Charakter desselben haben sollte. Derjenige arbeitet mit mehr Lust, welcher sieht, daß er Etwas vor sich bringt: das wirthschaftliche Weib also, durch deren Sorgfalt dem Manne sein Erwerb mehr zu Gute kommt, macht oder erhält denselben auch fleißig. Auf der andern Seite, wenn im Hause, in dem Gebiete des Weibes, Verschwendung und Unordnung herrschen, und das, was der Mann außer dem Hause im Schweiße seines Angesichts erarbeitet hat, aufzehren oder fruchtlos machen: dann wird der Fleiß des Letztern bald nachlassen, und oft wird ihn der Unmuth darüber zum Trunke und zur Liederlichkeit verleiten. Ferner, ein verträgliches, gutes Weib hält den Mann in den Stunden der Ruhe und der Erholung zu Hause; ein zänkisches treibt ihn fort und macht, daß er die Schenke und das Spiel sucht. Endlich, das weibliche Geschlecht ist auch bei diesem Stande, wenn es gut geartet ist, gemeiniglich frömmer als das unsrige, und in der Ehe mit einer solchen Gattin wird der Bauer zu einem häuslichen Gottesdienste gewöhnt, der, wenn er nicht geradezu ihn bessert, doch als eine ernsthafte und regelmäßige Beschäftigung ihm nützlich ist.

So wirkt bei den Bauern die Verbindung der beiden Geschlechter. Weniger durch Zärtlichkeit und Leidenschaft, als durch die Gewohnheit, das Beispiel und die Triebfedern des Eigennutzes. Fast eine gleiche Bewandtniß hat es mit den übrigen Arten der Liebe und den Verbindungen, worauf sie sich beziehn, — mit der Zuneigung zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern, zwischen Freunden. Sie ist selten unter Leuten dieses Standes zärtlich, so daß das Gemüth damit immer beschäftigt und davon belebt sei, aber sie ist deswegen nicht weniger reell, in sofern sie auf die Erfüllung wesentlicher Pflichten geht. Sie äußert sich mehr bei außerordentlichen Gelegenheiten durch Dienstleistungen, als durch eine beständige Gefälligkeit in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens; mehr durch Beistand in Krankheiten und bei Unglücksfällen und durch thätige Hilfe bei der Arbeit, als durch ein angenehmes, gefälliges, liebreiches Betragen und durch das Verlangen nach dem Umgange der geliebten Person.

---

Dies ist nun das Bild des Bauern, so wie ich es habe entwerfen können. Vielleicht fehlen noch viele Züge dazu, welche zu bemerken ein längerer und weniger unterbrochener Umgang mit ihnen nöthig gewesen wäre. — Vielleicht giebt es falsche Züge darin, die ich aus einzelnen Beobachtungen abstrahirt und zu schnell auf den ganzen Stand angewendet habe. Immer werden aber doch einige der angeführten Eigenschaften, die auch dem gemeinsten Beobachter nicht entgehen können, als Unterscheidungsmerkmale dieses Standes angesehen werden, — und also Personen, die mit demselben zu thun haben, zu einem Leitfaden dienen können.

---

## Adam Christian Gaspari

ward am 18. November 1752 in Schleusingen geboren, erhielt, nachdem er seine akademischen Studien vollendet, eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Moltke auf Noer, im Holsteinischen, und privatisirte dann eine Zeit lang in Hamburg, Erfurt und Weimar. Im Jahre 1790 ward er Doctor der Philosophie und 1795 außerordentlicher Professor derselben Wissenschaft an der Universität Jena, vertauschte jedoch dieses Amt 1797 mit einem gleichen am Gymnasium zu Oldenburg. Er legte dasselbe indessen bereits 1798 nieder und hielt sich als Privatgelehrter abwechselnd in Wandsbeck und in Weimar auf, bis er 1803 als K. Russischer Hofrath und Professor der Geschichte und Geographie nach Dorpat berufen wurde. — Von hier begab er sich 1810 in gleicher Eigenschaft nach der Universität Königsberg. Er starb am 27. Mai 1830. —

Von ihm erschien im Druck:

Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniß der Geschichte und Staatsverwaltung nordischer Reiche. Hamburg 1786—90. 3 Bde.

Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie. Weimar 1791. 5. A. 1819.

Lehrbuch der Erdbeschreibung. 1r Cursus. Weimar 1792. 17. A. 1831. 2r Cursus. Weimar 1793. 11. A. 1826.

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Weimar 1797 — 1801. 2 Theile.

Der Deputationsreceß. Hamburg 1803.

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung (mit Hossel, Cannabich, Fröbel, Guthsmuths, Ukert). Weimar 1819 — 1832. 23 Bände.

G. erwarb sich seiner Zeit großes Verdienst durch seine gründliche, umsichtige und genaue Behandlung der Geographie und Statistik; namentlich wurden seine Lehrbücher bei dem Jugendunterricht fast allgemein gebraucht, bis sie in den neuesten Tagen durch zeitgemäßere Werke in dieser Wissenschaft verdrängt wurden. —

---

## Johann Christoph Gatterer

ward am 13. Juli 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg geboren, studirte in Altdorf, vorzüglich Geschichte und deren Hilfswissenschaften, und erhielt 1755 eine Lehrerstelle bei dem Gymnasium zu Nürnberg. 1758 kam er als ordentlicher Professor der Geschichte nach Göttingen, stiftete dort 1764 das historische Institut und starb daselbst als Hofrath, Director des eben erwähnten von ihm gestifteten Instituts und Mitglied der Akademie der Wissenschaften am 5. April 1799.

Er gab heraus:

Allgemeine historische Bibliothek u. s. w. Halle 1767 — 1771. 16 Theile.

Abriß der Chronologie. Göttingen 1777.

Abriß der Diplomatik. Göttingen 1798.

Practische Diplomatik. Göttingen 1799.

Abriß der Genealogie. Göttingen 1788.

Handbuch der neuesten Genealogie und Heraldik von 1759 — 1772. Nürnberg 1761 — 1772.

Abriß der Geographie. Göttingen 1775. N. A. 1793.

Practische Heraldik. Nürnberg 1791.

Historisches Journal. Göttingen 1772 — 1781. 16 Thle.

Grundriß der Numismatik. Göttingen 1772.

Abriß der Universalhistorie. Göttingen 1765. N. A. 1773.

Einleitung in die synchronistische Universalhistorie. Göttingen 1771. 2 Thle.

Handbuch der Universalhistorie. Göttingen 1761—1764. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Weltgeschichte. 1r. Th. Göttingen 1785.

Ideal einer allgemeinen Weltstatistik. Göttingen 1773.

Versuch einer Weltgeschichte bis zur Entdeckung von Amerika. Göttingen 1792.

Die Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange. Göttingen 1785 — 1787. 2 Thle.

32 Stammtafeln zur Weltgeschichte. 1e Sammlung. Gr. 4. Göttingen 1790.

Einzelne Abhandlungen, Programme u. s. w.

Gatterer erwarb sich um die historischen Studien namentlich dadurch ein großes Verdienst, daß er für dieselben, und vorzüglich bei dem akademischen Vortrage, eine bessere

Methode anwandte, so wie einzelne Theile dieser Wissenschaft mit eben so tiefer Gründlichkeit als ausgebreiteter Gelehrsamkeit behandelte und ein helleres Licht über sie verbreitete, indem er namentlich das Gebiet der historischen Kritik erweiterte und das Feld der übrigen Hilfswissenschaften, die er sämmtlich genau ergründete, mit großem Fleiße anzubauen verstand. Sein Styl entbehrt zwar der Anmuth und Leichtigkeit, ist aber präcis, körnig und correct. —

---

## Vom historischen Plan und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen.

Daß eine Nation, die ihren Geschmack verbessern will, die guten Muster der Alten zuerst studieren und nachahmen müsse, alsdann aber erst etwas Eigenes mit Zuversicht wagen könne, ist eine alte und bekante Erfahrung; und wir leben in Zeiten, da man die Wirkungen hievon auch unter uns in Teutschland wahrnimmt. Ich würde mich an meiner Nation versündigen, wenn ich damit soviel sagen wollte, daß der deutsche Geschmack erst in unsern Tagen sich vortheilhaft zu zeigen angefangen habe. Keine, mit unserer Literatur bekante ausländische Nation, solte es auch die immer sich selbst nur schätzende Französische seyn, kan, ohne durch die Sache selbst beschämt zu werden, läugnen, daß sie nicht, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, von Zeit zu Zeit in Schriften der Teutschen Unterricht und Vergnügen gefunden. Allein diese Werke von Teutschen, die den Ausländern mit Rechten gefallen, können wir uns, als Teutsche betrachtet, nicht zueignen, da sie in einer Sprache geschrieben sind, die nicht die unsrige ist. Wenn ich also behaupte, daß man jetzt auch unter uns deutliche Merkmale von dem vortheilhaften Umgange mit den Alten finde, so sieht man leicht, daß ich von Schriftstellern rede, die sich über das Vorurtheil unserer Väter erhoben haben, „man müsse, wenn man einen zu guten Geschmack hätte, um Zesianisch schreiben zu wollen, Lateinisch schreiben, und alsdann erst Beyfall der Welt und Unsterblichkeit sicher hoffen."

Die Dichtkunst hat unter uns bereits einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß man uns nicht leicht einen grossen Dichter unter den Griechen und Römern wird nennen können, der nicht an einem unsrer Dichter einen kühnen Nebenbuhler, oder auch völlig seines Gleichen, und an einem und dem andern vielleicht noch etwas mehr, als seines Gleichen, gefunden hat.

Aber auch fast nur die Dichtkunst allein ist es, die von unserer Nation in der Muttersprache vortheilhaft bearbeitet worden: wenigstens ist die Muse, die der Geschichte vorstehet, unsern teutschen Genies noch nicht sonderlich günstig gewesen. Erst in unsern Tagen fängt man an zu glauben, daß es wol auch gut wäre, in der Muttersprache Geschichtbücher zu besitzen, die auf das Lob der Alten Ansprüche machen, und die Vorwürfe der ausländischen Neuen durch die That selbst widerlegen könten. Vielleicht ist jetzt auch die rechte Zeit vorhanden, ein so schönes und rühmliches Vorhaben mit glücklichem Erfolge auszuführen. Die Historie, die, so lang sie unter den Menschen bekant ist, immer gern ihre Schwester, die Dichtkunst, voran gehen läßt, aber auch sogleich nach ihr den Rang zu behaupten pflegt, die Historie, sage ich, findet jetzt unter uns eine durch die Dichter geöfnete Laufbahn vor sich, eine ausgebesserte und erweiterte Sprache, und einen an die Muster der Alten gewönten Geschmack. Es kömt nur darauf an, daß man die jüngere Schwester nicht von dem Wege der ältern abweichen lasse, oder vielmehr sie nur nicht verführe, daß sie selbst, wenn es auf sie ankömt, den Fußtapfen derselben gerne folgt.

Im historischen Plan, denn es ist Zeit, daß ich den Gegenstand anzeige, womit ich meine Leser unterhalten will, in dem historischen Plan also, und in der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen sind die alten Geschichtschreiber, wie mich dünkt, noch immer, wo nicht allen, doch den meisten Neuern überlegen; ungeachtet es eben nicht schwer zu sein scheint, die Alten in diesem Stücke nicht nur einzuholen, sondern sogar zu übertreffen. An sich zwar betrachtet, ist die Stellung und Zusammenfügung der Erzählungen eine der schwersten Arbeiten des Geschichtschreibers, zumal des neuen, und am meisten desjenigen, der die Universalhistorie schreiben will, zu einer Zeit, da der Erdboden viel bekanter, und folglich die Anzahl der Nationen, deren Geschichte und Verfassung erzählet zu werden verdient, ungleich grösser ist, als in den Tagen eines Herodots, oder auch eines Polybs und Trogus. Ein Geschichtschreiber, der zu unsern Zeiten die Universalhistorie schreiben will, hat, wenn er noch dazu ein Christ ist, eben darum, weil er ein Christe ist, zwar dieses für allen Geschichtschreibern unter den Alten voraus, daß er seine Erzählung von Erschaffung der Welt an bis auf die neuesten Zeiten mit Zuverlässigkeit fortführen, und selbst in der alten Zeit Nationen beschreiben kan, deren Geschichte den Griechen und Römern entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich bekant war: er ist aber auch zu der herculischen Arbeit verpflichtet, einen Plan von einem unendlich grössern Umfange, als der Alten ihrer war, auszuführen, und unzähliche Reihen und Folgen von Merkwürdigkeiten zu verbinden. Gleichwol wird auch ein solcher christlicher Verfasser einer allgemeinen Geschichte zu unsern Zeiten, keine vergebliche Arbeit, wie mich dünkt, unternehmen, wenn er die Kunst der Alten, Erzählungen zu stellen und unter einander zu verbinden, oder die grössern und kleinern Theile eines weitläuftigen Ganzen geschickt zu ordnen und zusammen zu fügen, ausstudiert, und sich auf alle Weise zu Nutze zu machen sucht.

Um über den Plan der alten Geschichtschreiber vernünftig urtheilen zu können, muß ich meine Leser bitten, mit mir bis in die Zeiten der Kindheit der Geschichte hinauf zu steigen. Wir finden Anfangs keinen Unterschied zwischen Dichtkunst und Historie. Die letztere täuscht uns immer unter der Gestalt ihrer Schwester, der Dichtkunst, oder vielmehr sie wird, da sie selbst noch nicht gebohren ist, von ihrer Schwester eine Zeitlang vertreten. In der Folgezeit kömt die Historie zwar zum Vorschein, und man findet sie von der Dichtkunst unterschieden: allein die Geschichtschreiber lassen doch noch immer aus einigen Merkmalen die Verschwisterung ihrer Göttin mit der Poesie erkennen.

Warum schrieb man eher in Versen, als in Prosa? So fragt man in der*) Literärgeschichte. Eine wunderliche Frage, bey der man nicht bedenkt, daß die poetische, das ist, eine wortarme und bilderreiche Sprache die erste Sprache der Welt war, die jederman im gemeinen Leben redte, bis mit der Zeit einige Nationen zu einem solchen Reichthum an eigentlichen und unverblühmten Worten und Redensarten gelangten, daß sich unter ihnen eine prosaische Sprache von selbst nach und nach bilden konte, da denn die Bildersprache ein besonderes Eigenthum, ein Reservat, der Dichter worden ist, ungefähr auf eben die Art, wie die Priester, sonderlich in Egypten, die Bilderschrift, die zuerst die einzige Schrift des gemeinen Lebens gewesen ist, nach der erfundenen Buchstabenschrift sich als eine geheime Schrift, die man seitdem die Hieroglyphische nennet, zugeeignet haben.

Dieses vorausgesetzt, daß Anfangs unter den Menschen alles, was man redte, oder auch schrieb, poetisch geredet und geschrieben worden ist; so wird man sich nicht mehr verwundern, wenn man unter allen Himmelsstrichen Nationen findet, die den Nachkommen nicht nur Religion und Sitten und Gesetze, sondern auch Geschichten, die Werke und Thaten der Gottheit, und die Unternehmungen und Verdienste grosser Leute vorgesungen haben, und zum Theil noch vorsingen: denn unausgebildeten Nationen sind unsere aufgeklärte Zeiten noch immer erste und alte Zeiten.

Die älteste Art der Jahrbücher bestand also überhaupt in solchen Gesängen, dergleichen Tacitus unter den Teutschen gefunden, Karl der Grosse gesamlet, und das unglückliche Mittelalter wieder verloren hat, oder, welches einerley ist, der historische Stoff ward zuerst unter den Nationen von Leuten bearbeitet, die ungefähr eben so redeten und schrieben, wie diejenigen reden und schreiben, die wir im eigentlichen Verstande Dichter zu nennen pflegen.

Man muß aber, um sich von den historischen Liedern der ersten Zeiten einen rechten Begriff zu machen, außer der wortarmen und bilderreichen Sprache noch alle übrige Umstände, in welchen sich die Sänger befanden, hinzudenken. Die zuerst angebauten Länder und deren natürliche Beschaffenheit und Producte, die Verpflanzung so wie der ersten Keime von allem menschlichen Wissen, also auch des Geschmacks in historischen Liedern aus dem Oriente, in die übrigen Länder des Erdbodens, die politische und häusliche Verfassung der ersten Welt, die Menge noch unerhörter Verdienste in eben jetzt erst entstandenen und aus der Zerstreuung gesamleten Nationen, ja das Anschauen der grossen Leute selbst, und die durch alle diese und mehr andere Dinge erhitzte Einbildungskraft: alles dieses muß mit in die Rechnung gebracht, und zuletzt auch dieses nicht vergessen werden, daß die poetische Sprache des gemeinen Lebens noch politischer, das ist, bilderreicher gesungen, als geredet, worden, so wie gute prosaische Schriftsteller unter allen gesitteten Völkern zwar immer die prosaische Sprache des Umgangs, aber etwas veredelt, besser geordnet und verbunden in Schriften zu gebrauchen pflegen.

---

*) Siehe des sel. D. Heumanns Conspectum Reipublicae literariae, Cap. III. §. 21.

Wer dieses erwägt, den wird es nicht befremden, wenn er die historischen Lieder mit bildlichen Ausdrücken und allegorischen Vorstellungen, die dem befangenen Gegenstande niemals genau angemessen waren, erfüllt siehet. Eine Menge von Nationen verlor bei dieser sonderbaren Art des historischen Fleisses ihre erste Geschichte, bis endlich allerley günstige Umstände den Unterschied zwischen poetischen und historischen Wahrheiten unter einigen Völkern kenntbar und beliebt machten. Nun lernte man auch, daß die Dichtkunst und Historie zwar Schwestern, aber gleichwol so verschieden wären, daß man die eine von der andern unterscheiden könte und müßte.

Meine Absicht erlaubt mir nicht, mich über diesen angenehmen Gegenstand weiter auszubreiten. Vielleicht hält man das, was ich mehr berührt, als gesagt habe, schon für eine Ausschweifung. Ich kan zu meiner Entschuldigung nichts anführen, als dieses, daß ich geglaubt habe, man könne sich von dem historischen Plane der Alten keinen vollständigen Begriff machen, wenn man nicht voraussetzt, daß Dichtkunst und Historie Anfangs nur ein Ding gewesen, endlich aber beyde zwar von einander unterschieden worden, doch so, daß man immer, wenn man eine Geschichte schrieb, dieselbe nach den Regeln der Gedichte bearbeitete, und den Unterschied zwischen beyden meist nur in der Art der Gegenstände setzte. Insonderheit haben die alten Geschichtschreiber ihren Plan fast eben so, wie die Dichter, angeordnet und je älter die Geschichtschreiber sind, desto mehr beweisen sie die genaue Verwandtschaft der Dichtkunst und Historie. Man mag es nun Episoden, oder Einschaltungen, oder wie man sonst will, heissen, die Alten bedienten sich dieses Kunstgriffes, gleichzeitige Nationen und Begebenheiten zu verbinden: sie legten eine merkwürdige Nation zum Grunde, und schoben in die Geschichte derselben an bequemen Orten die Geschichte anderer Nationen bald ganz, bald stückweise hinein, und brachten dadurch ein wunderbares Ganze aus unzähligen grossen und kleinen Stücken heraus.

Ich wünsche, daß dieses jemand, der Geschicklichkeit genug dazu hat, durch das Beyspiel des Plans Mosis, des ältesten Geschichtsschreibers, beweisen möge; durch das Beyspiel Herodots, des Vaters der Geschichte unter den Griechen, werde ich es in der Folge dieses Werks selbst zu beweisen suchen. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mit der Zeit auch von dem Plan anderer Alten zu reden, und von diesen auf die Neuern überzugehen. Man kan dergleichen Plane als Beylagen oder Documente zu der gegenwärtigen Abhandlung ansehen.

Jetzt will ich, um nachdenkende Personen an eines der wichtigsten Hauptstücke der historischen Kunst zu erinnern, dasjenige etwas umständlich ausführen, was mir unter dem Lesen der alten und neuen Geschichtschreiber, in Ansehung des historischen Plans, und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen beygefallen ist.

Wenn der Geschichtschreiber die mühsame Samlung des historischen Stoffs zu einem Werke vollendet, und aus diesem Chaos das Merkwürdige ausgelesen hat: denn unnütze Dinge wird man allemal noch wegzuwerfen finden, wenn man gleich schon bey der Samlung des Stoffs nur auf erhebliche und des Andenkens der Menschen würdige Dinge aufmerksam gewesen zu seyn vermeynet; wenn also die Sammlung und Auswahl der Materialien geschehen ist, alsdann ist es Zeit, an den Plan zu denken, nach welchem alle große und kleine Stücke, woraus das Gebäude aufgeführet werden soll, am schicklichsten in Ordnung gebracht werden können, so daß man, nach der Vollendung des Werks, ohne Mühe begreifen kan, warum ein Stück der Materialien eben hieher, und nicht an einen andern Ort gesetzt worden ist. Dies ist die erste Arbeit des Geschichtschreibers nach der Samlung und Ausmusterung des Stoffs, man mag sie nun die Stellung, oder die Anordnung, oder auch die Anlage der Erzählungen heissen.

Hat nun der Geschichtschreiber die Stellung der Erzählungen auf eine begreifliche und für den Leser durchaus bequeme Art entworfen; so muß er ferner überlegen, wie aus allen in Ordnung gebrachten Materialien, als so vielen für sich bestehenden und abgesonderten Ganzen, ein einziges und wohlverbundenes Ganze entstehen könne. Und diese Verrichtung kan man, wie ich glaube, nicht unschicklich die Zusammenfügung der Erzählungen nennen. Wenn ein Verfasser in der Stellung oder Anordnung der Erzählungen den natürlichsten und faßlichsten Weg erwählet hat, so wird er ohne viele Mühe (denn ich setze einen geschickten Arbeiter voraus) die Zusammenfügung bewerkstelligen können. Eine Erzählung bahnet bey ihm der andern, so zu sagen, von sich selbst den Weg, und der Leser kan durch leichte und aus der Stellung selbst entspringende Uebergänge von einem Gegenstande zum andern geführt werden. Es komt also das meiste auf eine ungezwungene Stellung der Erzählungen an: ehe ich aber von den Mitteln reden kan, die, meinem Bedünken nach, am leichtesten zu diesem Zwecke führen, muß ich über die verschiedenen Arten der Geschichte einige Betrachtungen anstellen.

Man handelt nicht übel, ja man ist dazu durch das Ansehen und Beyspiel der Alten selbst berechtiget, wenn man die verschiedenen Schicksale der Religion, die abwechselnden Fortgänge und Hindernisse der menschlichen Erkentnis in den Wissenschaften und Künsten, und die Gaben und Veränderungen der Natur unter allen Himmelsstrichen, in besondern Werken beschreibt, um sie desto sorgfältiger und wichtiger beschreiben zu können. Denn so weit fühlt sich doch wohl ein jeder selbst, daß er eine umständliche, und in allen einzelnen Stücken durch eigene Untersuchungen geprüfte Nachricht von allen diesen Dingen nicht von dem Leben und den Einsichten eines einzigen Verfassers erwartet, noch auch die Merkwürdigkeiten des ganzen Erdbodens, und aller ihn bewohnenden Nationen, in den Grenzen eines einzigen Werks eingeschlossen zu finden glaubt.

Aber das wird schwerlich ein Kenner der Sache zu rechtfertigen unternehmen, daß man diese, aus der allgemeinen Geschichte der Völker losgerissene und mit vorzüglichem Fleiß bearbeitete Stücke fast immer so angesehen hat, als wenn sie einer eigenen Völker- oder Staatsgeschichte entgegen gesetzt werden könten. Denn was bleibt wol noch dem Verfasser einer Staatsgeschichte übrig, wenn er nichts von Religionssachen, nichts von der Lage, der natürlichen Beschaffenheit und den Producten der Länder, und der daraus zu beurtheilenden Emsigkeit, Handlung und Macht der Nationen, nichts endlich von den Künsten und Wissenschaften derselben sagen darf? Soll es etwa ein chronologisches Verzeichniß der Regenten seyn, das allenfals noch mit einigen, entweder unerheblichen, oder in eine Biographie gehörigen Lebensumständen durchwebt, oder mit Erzählungen von Einzügen, Geburts-, Krönungs-, Vermählungs-, Begräbniß-Feierlichkeiten, oder wie die artigen Staatsceremonien alle heissen, aufgeputzt, oder mit den gewöhnlichen Hof- und Liebesränken erbaulich unterbrochen, oder durch Beschreibungen von Kriegen und Schlachten schröcklich gemacht, oder mit andern Nachrichten angefüllet ist, die entweder ohne die losgerissenen Stücke nicht verstanden und beurtheilet werden können, oder dem grösten Theile nach gar nicht in die grosse Historie gehören, sondern in derselben mehr berührt, als beschrieben werden sollen? Zu einer solchen Staatsgeschichte, die der Religions- Literär- Natur und Kunstgeschichte entgegen gesetzt, und von denen, zu diesen letztern gerechneten Begebenheiten entblösset ist, wird man unter den Alten kein Muster finden. Sie ist ein blosses Hirngespinst der neuern Zeiten. Ich weis wohl, was man mir dagegen, aus Liebe zur neuen Mode, einwenden kan; allein bey einer unpartheyischen, allenfals auch nur auf eine mittelmäßige Kentnis sich gründenden Beurtheilung der Sache wird man bemerken können, daß man nur um Worte streiten würde, wenn man das Gegentheil zu behaupten sich das Ansehen geben wolte. Es giebt also, eigentlich zu reden, nur eine Historie, die Völkergeschichte, und diese kan entweder alle bekante Nationen, oder einige derselben, oder auch nur eine einzige betreffen. Von dieser Seite allein betrachtet, läßt sich die Historie in die allgemeine, besondere und ganz besondere eintheilen. Wenn man sich bey diesen 3. Hauptarten der Völkergeschichte entweder nur auf einen gewissen Zeitraum, oder auf eine gewisse Classe von Merkwürdigkeiten einschränket; so entstehen daraus verschiedene Specialtheile der allgemeinen, besondern und ganz besondern Historie: z. E. die allgemeine Geschichte eines oder mehrerer Jahrhunderte, die besondere Geschichte von Europa, oder von Asien, von Afrika, von America, die neuere Geschichte von Teutschland; eine allgemeine, besondere, oder ganz besondere Religionsgeschichte, oder Litterär- oder Kunst-, Handlungs-, Kriegsgeschichte. Eine allgemeine Völkergeschichte hingegen, die sich auf alle Arten von Merkwürdigkeiten aller bekanten Nationen ausbreitet, und von Erschaffung der Welt bis auf unsere Zeiten geht, ist die wahre und eigentliche Universalhistorie; ein Werk, das noch nicht geschrieben ist, ob ich wohl glaube, daß sich das bekante Werk der Engländer dem Umfange einer solchen allgemeinen Welthistorie in manchen einzelnen Theilen nähert.

---

## Vom Plan der historischen Compendien, sonderlich über die Universalhistorie.

Ich muß noch einige Gattungen historischer Schriften berühren, weil sie einen unmittelbaren Einfluß in die Lehre von dem Plan und der Zusammenfügung der Erzählungen haben. Gleich Anfangs unterscheiden sich die historischen Beyträge auf eine merkliche Art von systematischen Werken. Von dem Plan der erstern habe ich hier nichts zu sagen, eben darum, weil sie keine systematischen Werke sind und weil sie unter allen Gestalten gefal-

len, und auch nützlich seyn können. Unter den systematischen Werken machen wir in den neuern Zeiten aus denen für Anfänger geschriebenen Lehrbüchern eine eigene Classe historischer Schriften. Man kan wol diesen Eifer für den Unterricht der Jugend, ohne unbillig zu seyn, nicht tadeln: aber daß sich viele Verfasser solcher Lehrbücher recht geflissentlich hüten, Geschmack zu zeigen, als wenn der Geschmack etwas giftiges für die Anfänger mit sich führte, das wird manchem nicht gleichgültig seyn. Aus dem zu urtheilen, wie man die Geschichte unter uns mündlich und schriftlich vorzutragen pflegt, scheint man immer voraus zu setzen, sie wäre nur ein Werk des Gedächtnisses, und daher geht meistentheils die ganze Sorge des Lehrers oder Schriftstellers dahin, eine Methode zu finden, wie die Begebenheiten am leichtesten ins Gedächtnis gebracht und darin erhalten werden können. Allein man raubt durch solche künstliche, oder vielmehr geschmacklose Methoden nicht nur der Geschichte alle Anmuth, deren sie auch in kleinen Büchern nicht unfähig ist (welches nur demjenigen ein geringer Verlust zu seyn scheint, der nicht weis oder bedenkt, daß Dinge, die gut erzählet werden, leichter ins Herz dringen, und grosse Wirkungen in dem Willen des Menschen erzeugen); sondern man vergißt auch dabey, daß die Geschichte nicht darum gelernt werde, um etwas blos im Gedächtnisse zu haben, sondern vielmehr, um durch grosse und rührende Beyspiele tugendhaft, klug, gesittet, gesellschaftlich 2c. mit einem Worte zu allen Arten von Handlungen und Geschäften geschickt zu werden. Aber man muß doch etwas davon im Gedächtnisse haben? Ja, ich behaupte es selbst. Dazu hat man eben die chronologischen Tafeln. Wer aber ein Buch über die Historie, es mag klein oder groß seyn, schreiben will, der muß, wie mich dünkt, immer bedenken, daß er keine Tafeln schreiben wolle, und daß es Leute in der Welt gebe, welche glauben, daß sich die Definition der Historie auf ein jedes Buch müsse anwenden lassen, das den Namen Historie an der Stirne führt.

Was insonderheit die Universalhistorie anbetrift, so finde ich, daß man sie bisher unter uns vornämlich auf zweyerley Art für die Anfänger entworfen habe: denn der Plan nach den 4. Monarchien ist jetzt Gott Lob! so ziemlich altmodisch worden. Man macht also seit einiger Zeit den Plan meistens entweder nach gewissen Epoquen, oder nach den Nationen. Die der erstern Methode folgen, setzen gewisse Zeitpuncte fest, und erzählen bei jedem derselben dasjenige stückweise hinter einander, was sich während der Zeit in den berühmtesten Reichen, Staaten und Ländern zugetragen hat. Ich nenne unter den Büchern dieser ersten Classe das Freyerische anstatt aller, weil man nach demselben bisher viele tausend Personen den Grund zur Universalhistorie hat legen lassen, und noch immer darin fortfährt. Ich tadle dieses Buch nicht durchgehends: es hat wirklich einige Vorzüge für andern; aber ich kann mir doch nichts widersinnigers vorstellen, als der Plan desselben ist. Die Geschichte, die ganz Zusammenhang seyn soll, ist hier in lauter kleine abgesonderte Stückchen zerschnitten. Eben das gilt von allen Büchern, die nach Epoquen entworfen sind, und man wird also diesen Plan schwerlich rechtfertigen oder nachahmen wollen. Der ungezwungenste Plan einer Universalhistorie für Anfänger scheint der zu seyn, der nach den Nationen, das ist, also eingerichtet ist, daß man die Geschichten der Nationen einzeln hinter einander erzählet, und übrigens bei jeder Nationalgeschichte die chronologische Ordnung beobachtet. Auf diese Art haben Puffendorf, Struv, und andere mehr, Universalhistorien (wiewol doch auch, in Ansehung des allzukleinen Umfangs, nicht im strengen oder eigentlichen Verstande) geschrieben. Man wird leicht einsehen, daß auch wider den Plan dieser Bücher noch sehr viel eingewendet werden kan. Sie tragen zwar die Geschichte einer jeden Nation unzerstückt vor, allein sie vernachläßigen zugleich gänzlich die Regeln des Gleichzeitigen. Durch diese Anmerkung scheine ich mir selbst den Proceß, in Ansehung meiner Bücher über die Universalhistorie, gemacht zu haben. Ich habe bei der Abfassung meines Handbuchs lange über die Methode, die Nationen zu stellen, nachgedacht, und ich glaubte zuletzt, die bequemste erwählet zu haben: vielleicht ist sie auch zur Erreichung der Absichten, um deren Willen ich diese Bücher geschrieben habe, nämlich zur ersten Grundlegung, zur Wiederholung, zum Nachschlagen, nicht so unbequem, als die Bücher meiner Vorgänger; wenigstens wollen mich einige versichern, daß sie meine Bücher bisher nicht ohne Nutzen gebraucht haben, und noch gebrauchen. Ich will auch weder so gefühllos, noch so ungesittet seyn, und durch eigene Verachtung meiner Bücher diejenige, denen sie gefallen, für partheyische, oder für unwissende Richter erklären. Man erlaube mir also nur das hier anzuführen, was ich sowol meiner unbezwinglichen Wahrheitsliebe, als auch der Hochachtung gegen das Publicum schuldig zu seyn glaube. In Ansehung des Umfangs der Merkwürdigkeiten habe ich mir nichts vorzuwerfen, da ich, wie mir deucht, alle Gegenstände kürzlich zusammen gefaßt, die eine Universalhistorie im eigentlichen Verstande ausmachen: allein in Ansehung des Plans, wovon hier eigentlich die Rede ist, wird mich das freylich allem Ansehen nach vor strengen Richtern nicht ganz tadelfrey machen können, daß ich in der Stellung der Nationen einige Fehler meiner Vorgänger vermieden, daß ich z. E. die zusammengehörenden Nationen näher an einander gerücket, daß ich allgemeine Ruhepuncte bey der Sündfluth, bey der grossen Zerstreuung des menschlichen Geschlechts, bey der Babylonischen Gefangenschaft, bey der Völkerwanderung, gemacht, und auf diese Art die beyden Methoden anderer gewissermassen mit einander verbunden habe. Den Regeln des Gleichzeitigen glaubte ich ausserdem noch dadurch eine Genüge gethan zu haben, daß ich erinnert, man müsse, wenn man die Geschichte der Nationen einzeln hinter einander gelernet oder gelesen hätte (denn von Erlernung der Geschichte einzelner Nationen muß wohl der Anfang in der Universalhistorie gemacht werden), das Gleichzeitige derselben durch den Gebrauch synchronistischer Tabellen selbst herstellen. Allein, wo sind die synchronistischen Tafeln, auf welchen alle von mir abgehandelte Nationen neben einander vorgestellet sind? Selbst die Bergerischen, ob sie gleich die besten unter allen übrigen sind, thun die gewünschten Dienste nicht, und sie sind noch dazu, weil sie ganz zur Unzeit mit Erzählungen beladen sind, sehr mühsam und von den wenigsten zu gebrauchen. Dies hat mich bewogen, nach Maasgabe und zum bessern Gebrauch meiner Bücher über die Universalhistorie, selbst *) synchronistische Tafeln auszuarbeiten. Sie sind theils gedruckt, theils in Kupfer gestochen. Findet man sie zu dem Zwecke dienlich, wozu ich sie verfertiget, so bin ich für die grosse Mühe, die ich darauf verwendet habe, hinreichend belohnt, und meinen Büchern über die Universalhistorie wird, glaube ich, alsdann nie der Mangel des Gleichzeitigen vorgerückt werden können.

Doch ich eile zu dem Plan anderer historischer Schriften: denn es ist unserer Nation zu wünschen, daß sie den Vorwurf der Ausländer nicht mehr hören dürfe, als wenn die historische Classe ihrer Schriftsteller nur aus Uebersetzern und Compendienschreibern bestünde.

## Von dem Plan der Biographien oder Lebensbeschreibungen.

Die Alten, die nichts von historischen Lehrbüchern wußten, schrieben Biographien, Jahrbücher und eigentliche Historien, und in allen diesen Gattungen bemüheten sie sich, pragmatisch zu seyn, oder wenigstens Geschmack zu zeigen. Ich will zuerst vom Plane der Biographie reden. Der Biographe ist, in so ferne er ein Biographe ist, kein eigentlicher Geschichtschreiber, sondern er beschäftiget sich mit Dingen, die der Geschichtschreiber nicht verarbeiten kan und darf. Karl XII u. Peter der Grosse haben für jenen so gut, als für diesen gelebt. Der Geschichtschreiber betrachtet sie als Fürsten und Krieger, der Biographe als Menschen. Beyde würden also zum Verdruß ihrer Leser in ein fremdes Amt greifen, wenn sie ihre Pflichten verwechselten. Der Biographe vergißt seine Niedrigkeit, wenn er die grossen Begebenheiten, an welchen seine Personen Antheil haben, umständlich erzählet, anstatt sie nur zu berühren, oder vorauszusetzen. Er soll ja nur zur Ergänzung der grossen Geschichte, nicht die grosse Geschichte selbst, schreiben. Ein Geschichtschreiber aber ist seiner Würde uneingedenk, wenn er bis in das Privatleben der Fürsten und grossen Leute herabsinket. Eugen erscheint in der Geschichte als ein grosses Werkzeug für Teutschland in den Händen des Oesterreichischen Hauses, aber auch stets nur als ein Werkzeug, nie als eine Hauptperson und sein Leben würde am unrechten Orte stehen, wenn es in der Geschichte von Oesterreich, oder von Teutschland, oder gar von Europa erzählet würde. Allein eben so unerwartet müßte in einer Lebensbeschreibung dieses Prinzen einem verständigen Leser die umständliche Historie des von ihm wider die Türken geführten Kriegs vorkommen. Es ist natürlich, daß der Biographe des Helden diesen Krieg nicht vorbeygehen darf, allein er soll immer bedenken, daß er nicht die Historie des Türkenkriegs, sondern Eugens Leben beschreibe. Die Marathonische Schlacht ist eine der berühmtesten in der Welt. Miltiades hat sie gewonnen, und Nepos, sein Biographe, erzählt sie nicht, er berührt sie nur.

Es giebt aber andere Dinge, die der Biographe ausführlich beschreiben, ja selbst ausschmücken, mit Betrachtungen und Schilderungen verschönern darf. Das ganze Privatleben ge-

*) Unter dem Titel: Synopsis Historiae universalis, sex tabulis, quarum duae in aes incisae coloribusque illustratae sunt, comprehensa, et Academiae Historicae Gottingensi oblata. Goettingae impensis Auctoris. 1765. fol. maj.

hört zu seinem Gebiete: es versteht sich aber von selbst, daß weder bey ihm, noch bey der Person, deren Leben er beschreibt,

**Res angusta domi**

seyn müsse. Darf er sich nun gleich nicht bis zur grossen Geschichte hinaufschwingen; so hat er dagegen, wenn er anders ein guter Schriftsteller ist, den Trost, daß ihn einige Millionen Menschen mehr, als den Geschichtschreiber, mit Nutzen lesen können: denn er beschreibt den Menschen.

Da in Biographien die Menge von Sachen nicht sonderlich groß, auch die Begebenheiten selbst nicht so sehr in einander gewickelt und verschlungen sind, als in der eigentlichen Historie; so wird weder die Stellung, noch die Zusammenfügung der Erzählungen den Biographen in Verlegenheit setzen.

Insgemein bringt man die Materiallen unter gewisse Classen, und handelt von einer nach der andern, ohne dabei weder auf die Zeitordnung, noch auch selbst auf eine genaue Zusammenfügung ängstlich zu sehen. Doch vernachläßigen gute Biographen selten das bequeme Mittel, durch natürliche Uebergänge den Leser von einem Stücke zum andern zu führen. Plutarch, Nepos und Sueton gehören zu dieser Classe.

Mich dünkt aber, man könne auch hier überall der Zeitordnung folgen, und gleichzeitige Begebenheiten und Umstände an den rechten Stellen als Episoden einschalten.

Im übrigen handelt, wie ich glaube, ein Lebensbeschreiber wohl, wenn er die Notensucht der Britischen Biographie vermeidet; in allen Stücken aber just das Gegentheil von dem thut, was Pauli in dem Leben grosser Helden des letztern Kriegs gethan hat.

## Vom Plan genealogischer Historien.

Wir haben, außer den Biographien, noch genealogische Historien, eine gemischte Gattung, die aus Genealogie und Biographie zusammen gesetzt ist. Der Plan bedarf hier keiner Regeln. Man folgt den Reihen in den Stamtafeln, und wenn sich eine Familie, wie mehrentheils geschieht, in mehrere Linien theilt, so beschreibt man eine Linie nach der andern. Die beygefügten Stamtafeln erhalten den Lauf der Erzählung in Ordnung, und gewähren zugleich den Vortheil des Gleichzeitigen eben so leicht, als in der eigentlichen Historie die synchronistischen Tabellen. Köhlers Wolfsteinsche, und Treuers Münchhausische Geschlechtshistorie können zum Muster dienen.

Ich habe auch einmal eine Geschlechtshistorie geschrieben. Ich weis nicht, ob ich wünschen darf, sie geschrieben zu haben: wenigstens so jung, als ich damals war. So viel ich sehe, hat man meine Holzschuherische Geschlechtshistorie *) bisher vielfältig gebraucht, und mir war sie auch bey meinen diplomatischen Beschäftigungen von jeher ungemein nützlich. Das Werk hat in der That einen reichen, und mit sorgfältiger Wahl und Richtigkeit ausgefertigten Codicem diplomaticum, allerley die Lehre vom hohen und niedern Adel betreffende, vielleicht nicht ganz bekante, wenigstens diplomatisch bewiesene Anmerkungen; die beygefügten Kupferstiche sind auch nützlich, den Originalien gemäs, von einigen Gelehrten zum Theil schon genutzt, und meistens sauber gestochen; endlich mag das Werk, nach seinem wesentlichen Inhalte betrachtet, vielleicht keine ganz zu verachtende, sondern nach einem, von unpartheyischen Kennern gebilligten Plan abgefaßte Probe von der Anwendung der Urkunden auf die Genealogie seyn. Man wird also der adelichen Familie, die es mit grossen Kosten prächtig genug hat drucken lassen, immer dafür verbunden seyn dürfen. Aber die Art des Vortrags in dem Texte? Kein gar zu schlechtes Latein, aber = = mit einem Worte, der biographische Theil dieses vielleicht sonst nicht unbrauchbaren Werks ist ungefähr das, was Hallers Leben von Zimmermann ist, ein unseliges Mittelding von Panegyr und Historie = = doch ich rede ja hier nicht von dem Ausdrucke und der Schreibart, sondern von dem Plan genealogischer Historien, und an dem Plan meiner Holzschuherischen Historie wird man hoffentlich nicht viel auszusetzen finden. Was ich indessen hier beyläufig gesagt habe, kan den Nutzen haben, daß mein Beyspiel denen, die es für etwas zu halten scheinen, in keinem Stücke im Wege stehen möge. Ich liebe die Wahrheit, und hasse den Irthum gleich heftig an mir selbst, und an andern.

*) Historia Genealogica Dominorum Holzschuherorum ab Aspach, Harlach et Thalheim cet. Patriciae Gentis tum apud Norimbergenses, tum in exteris etiam regionibus toga sagoque illustris, ex incorruptis rerum gestarum monimentis conquisita: accedunt multae tabulae in aes incisae, itemque Codex omnis generis diplomata atque documenta nondum publicata complexus. Norimb. 1755. fol.

## Vom Plan der Jahrbücher.

Es ist Zeit, daß ich nun auf die Jahrbücher komme. Der Annaliste hat nicht nöthig, sich erst ängstlich einen Plan zu entwerfen. Er folgt dem Laufe der Zeit, und die Begebenheiten, so sehr sie auch der Gattung nach von einander unterschieden sind, hängen sich von selbst an ihre Jahre.

## Von dem Plan pragmatischer Jahrbücher.

Es giebt aber noch eine mittlere Gattung von Annalisten, die von den eigentlichen Annalisten nichts, als den Leitfaden der Jahre entlehnen; in der innern Einrichtung aber ganz pragmatisch, und also zugleich Annalisten und Geschichtschreiber sind. Es ist mir leid, daß ich einen Thucydides und Tacitus, anderer zu geschweigen, in dieser Classe finde. Weil sich die Systeme der Begebenheiten sehr selten just mit dem Ende eines Jahres schliessen, so sieht man leicht, daß die Stellung und Zusammenfügung der Erzählungen in solchen gemischten Werken sehr oft gezwungen, allezeit aber mit den grösten Schwierigkeiten verbunden seyn müssen, und auf eine erträgliche Art nur von den grösten historischen Genies erwartet werden können; ob sich wol in den neuern Zeiten Schriftsteller unter diese Classe gemenget haben, die eben nicht mit den Talenten eines Thucydides oder Tacitus ausgerüstet sind. Thucydides, der die Historie eines einzelnen Kriegs geschrieben hat, konte, ungeachtet er gar nur nach halben Jahren ordnete, doch in der Zusammenfügung der Erzählungen noch ungezwungener verfahren, als Tacitus, der die ganze römische Geschichte eines Zeitraums in die Form von Jahrbüchern gezwungen hat: denn die Feldzüge, die jener beschreibt, scheinen selbst den Plan nach halben Jahren an die Hand zu geben. Allein, ich wünschte doch, daß dieser grosse Mann eine bequemere Anlage zu seinem unsterblichen Werke erwählet hätte. Wer den Thucydides gelesen hat, wird mir, wie ich hoffe, glauben, daß viele Gründe diesen Wunsch bey mir hervor gebracht haben, ob ich gleich die Vertheidigung seines guten Uebersetzers, des sel. D. Heilmanns, gelesen habe.

Im übrigen ist der Plan und die Art der Zusammenfügung in dergleichen vermischten Werken der Hauptsache nach von derjenigen nicht unterschieden, die in der eigentlichen Historie zu beobachten ist. Und hievon will ich sogleich meine unmaßgebliche Gedanken entdecken.

## Vom Plan in der eigentlichen oder grossen Historie.

Historische Werke beschäftigen sich theils mit Nationen, die in dem einen Werke stückweise, in dem andern ganz, bald in geringerer, bald in grösserer Anzahl, bald alle zusammen beschrieben werden; theils mit Begebenheiten, und zwar von verschiedener Art, und auch von verschiedenem Werthe, mit Naturbegebenheiten und mit menschlichen Begebenheiten (Nationalbegebenheiten), welche letztere bald die Religion, bald die Gewerbe, Handlung, Schiffarth, Künste und Wissenschaften, bald die Person des Regenten, den Hof, die Minister, den Krieg und die Armee, u. s. f. betreffen.

Der Zweck bestimmt die Zahl der Nationen, und die Classen von Begebenheiten, und ein Schriftsteller wird ja wissen, warum und wovon er schreiben will. Weil die Universalhistorie die vollkommenste Gattung historischer Schriften ist, so werde ich nicht nur den Anfang von derselben machen, sondern auch am längsten mich bey ihr verweilen: denn der Plan einer Universalhistorie kan, wie mich dünkt, mit geringer Veränderung als ein Muster für alle übrigen Specialtheile der Geschichte angesehen werden.

## Von der Stellung der Nationen in der Universalhistorie.

Die erste Sorge eines Verfassers der Universalhistorie muß ohne Zweifel auf die Stellung der Nationen gehen: hernach kan er seine Gedanken auf die Anordnung einzelner Begebenheiten und Merkwürdigkeiten richten. Die Zusammenfügung der Erzählungen wird sich zuletzt leicht von sich selbst geben.

Wenn alle Nationen und alle Begebenheiten in der Welt auf einander folgten, so würde es dem Geschichtschreiber etwas leichtes seyn, sie in Ordnung zu bringen und mit einander zu verbinden. Er dürfte nur der Ordnung der Nationen und Begebenheiten selbst, das ist, der chronologischen Ordnung folgen; so hätte er seiner Pflicht ein Genüge gethan. Und man kan auch auf einander folgende Nationen und Begebenheiten nicht wol anders stellen und zusammenfügen. Die Fügung selbst geschieht meist durch Uebergänge, die in den bekanten Zeitformeln, oder auch in der Anzeige der Jahre bestehen. Ich

wünschte nur, daß man sich nicht, wie doch viele thun, so unbestimt in Ansehung der Zeit, wenn sie anders genug bekant ist, ausdrücken möchte. Nicht lange hernach ꝛc. Kurz nach dessen Thronbesteigung ꝛc. Der Krieg war kaum geendigt u. s. f. Diese Formeln sind zu unbestimt in Fällen, wo die Folge der Begebenheiten hinlänglich bekant ist.

Die gröste Schwierigkeit aber äussert sich in der Stellung und Zusammenfügung gleichzeitiger Nationen und Begebenheiten, wenn zumal ein Werk von einigem Umfange, noch mehr aber eine Universalhistorie zu schreiben ist. Schon eine einzige Hauptbegebenheit, ein Krieg, zum Exempel, ja selbst eine Belagerung, eine Schlacht, enthält eine Menge sowol gleichzeitiger, als auf einander folgender Begebenheiten. Wie gros muß nicht die Anzahl derselben in der Geschichte einer ganzen Nation seyn; wie weit grösser endlich, oder vielmehr wie fast grenzenlos muß sie erst in einem Werke werden, das sich auf mehrere, oder gar auf alle, wenigstens bekante Nationen erstrecken soll? Wie viele Reihen von Merkwürdigkeiten, wie viele gleichsam neben einander fortlaufende Ketten von Begebenheiten, unter denen einige sich von dem Geschichtschreiber zurück bis auf die Zeit Adams oder Noahs, alle aber bis in vergangene Zeiten erstrecken, müssen in einem Werke sichtbar gemacht werden, das die Geschichte der Welt in sich fassen soll? In einer wahren Universalhistorie das Gleichzeitige dem Leser stets gleichsam zu empfinden geben, ist unstreitig die schwerste Aufgabe, die man einem Geschichtschreiber zur Auflösung vorlegen kan. So wie er selbst gleichzeitige Gegenstände in der Erzählung nicht auf einmal gleichsam hinwerfen, oder auf die Art eines Malers auf einer Fläche neben einander hinstellen kan; also kan auch der Leser dieselben nicht auf einmal umfassen, oder mit einem Blicke überschauen. Der eine sowol, als der andere verfahren bey gleichzeitigen Nationen und Begebenheiten, als wenn sie auf einander folgten, und doch muß der Leser von dem Geschichtschreiber also geführet werden, daß er stets fühlen kan, er lese Dinge, die in eine und eben dieselbe Zeit gehören, oder daß er Dinge, die in der Welt neben einander vorhanden waren, auch unter dem Lesen, ob sie ihm gleich hinter einander vorgelegt werden, stets in Gedanken zusammen stellen kan. Wie soll der Geschichtschreiber diese widersprechend scheinende Dinge bewerkstelligen? Blosse Uebergänge, wenn sie auch noch so sorgfältig ausgedacht werden, thun hier keine Wirkung. Alles komt auf die Stellung und Anlage der Erzählungen an. Hier ist also der vorzüglichste Ort, wo der Geschichtschreiber Witz und Scharfsinn haben und gebrauchen muß, und er kan dessen nicht zu viel haben, um alle die Verhältnisse und Beziehungen der Nationen und Begebenheiten zu und auf einander geschwind zu übersehen; nur muß Witz und Scharfsinn von einer gesunden Beurtheilungskraft geleitet werden, um nicht Verhältnisse, wie sie sich am ersten anbieten, ohne Unterschied und ohne Schätzung ihres Werthes, zu ergreifen. Mit einem Worte hiezu gehört Genie.

Doch ich muß selbst, so viel als mir die Kräfte meines eingeschränkten Genies zulassen, etwas tiefer in die Verhältnisse der Nationen und Begebenheiten hineingehen, damit es nicht das Ansehen habe, als lehnte ich unter einem guten Vorwande eine Pflicht ab, die ich doch übernommen habe.

Ich will zuerst von den Verhältnissen der Nationen und sodann von den Verhältnissen der Begebenheiten reden.

Mit einem kühnen Blick durch alle Jahrhunderte kan man, wie mich dünkt, ohne sonderliche Schwierigkeit ein gedoppeltes Verhältnis der Nationen entdecken. Es sey mir erlaubt, das eine das System der Unterwürfigkeit, und das andere das System der Bündnisse zu nennen. Das erstere geht durch alle Jahrhunderte, seitdem Nationen vorhanden sind, das andere fängt sich erst im 16ten Jahrhunderte nach Christi Geburt an, und erstreckt sich nur auf die Europäischen Staaten. Das System der Unterwürfigkeit setzt auf der einen Seite herrschende, auf der andern unterthänige, bald nur zinsbare, bisweilen auch für ihre Freyheit kämpfende oder gar um die Herrschaft buhlende Nationen voraus. Man kan eine jede herrschende Nation nebst denen ihr unterthänigen und zinsbaren oder aufsätzigen Völkern zusammen als ein eigenes Nationalsystem betrachten, und weil alle zu einem solchen System gehörige Nationen eine bald stärkere, bald schwächere Beziehung auf die jedesmal herrschende Nation haben; so sieht man leicht, daß der Plan am natürlichsten nach den herrschenden Nationen gemacht werden könne, so nämlich, daß man allezeit die herrschende Nation zum Grunde lege, und die Merkwürdigkeiten der übrigen Völker, die mit der herrschenden Nation ein System ausmachen, an den schicklichsten Orten als Episoden einschalte. Ich finde nicht mehr als acht Nationalsysteme: das Assyrisch-Medische, das Persische, das Griechisch-Macedonische, das Römische, das Parthisch-Persische, das Fränkisch-Teutsche, das Arabische, und das Tatarische. Die herrschenden Nationen in den 4. erstern Systemen folgen der Zeit ihrer Herrschaft nach meistens auf einander, und können also dem Geschichtschreiber in der Stellung keine sonderliche Schwierigkeit machen. Er stellt sie nach der Zeitordnung, und wenn er bey der Einschaltung der übrigen, zu einem jeden dieser Systeme gehörigen Nationen scharfsinnig genug verfährt, so wird er auch in diesem Stücke seinen Pflichten ein Genüge thun können, ob man schon voraus sehen kan, daß ihm das Vergnügen den Leser zu befriedigen, wegen der Menge gleichzeitiger Nationen beym 3ten und 4ten System, noch immer theuer genug zu stehen kommen werde. Aber wie soll sich der Verfasser aus dem Labyrinthe herausfinden, das ihm die 4. letztern Systeme darbieten, wo die herrschenden Nationen nicht nur unter sich, sondern auch mit dem noch lange fortdaurenden römischen System fast immer gleichzeitig fortlaufen? Hier kan, wie mich dünkt, mit der Einschaltungsmethode der Alten die Epoquenmethode der Neuern, aber freylich erst nach einer merklichen Verbesserung derselben, verbunden werden. Und eben hierin liegt meiner Meinung nach das Vorzügliche eines neuen Geschichtschreibers für den Alten, wenn er aus der Vereinigung der Einschaltungsmethode der Alten mit der Neuen ihrer Stellung nach Epoquen und nach Nationen ein neues Ganze geschickt hervorbringen kan. Nur dünkt mich, müssen der Epoquen sehr wenige angenommen werden. Man kan unstreitig mit 5. solchen Ruhepuncten in der ganzen Universalhistorie auskommen. Die erste Epoque endigt sich just da, wo die Nationen ihren Ursprung nehmen, mit der Zerstreuung der Menschen nach dem Babylonischen Thurmbau um das Jahr der Welt 1809. Biblische Nachrichten von dem Ursprung und ersten Zustande der Welt und der Menschen, von der Erfindung einiger Künste, von der Vertilgung des menschlichen Geschlechts durch die Sündfluth, von dem neuen Anbau der Erde durch die sich nach und nach vermehrende Nachkömlinge Noahs, erfüllen diesen an andern Merkwürdigkeiten ganz unfruchtbaren Zeitraum, und können also wegen ihrer geringen Anzahl den Verfasser einer Universalhistorie in Ansehung des Plans in keine Verlegenheit setzen. Die andere Epoque einer Universalhistorie würde ich nicht eher als mit dem 5ten Jahrhunderte nach Christi Geburt endigen. Der Ursprung der Nationen um das Jahr der Welt 1809. und die Völkerwanderung im 5ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung würden also diesen Zeitraum begrenzen, und die 4. erstern herrschende Nationen, die in chronologischer Ordnung auf einander folgen, würden darin die Erzählungen leiten und verbinden. Bey dem Assyrisch-Medischen System würde ich zwar meine Leser gleich Anfangs durch alle 3. Theile der alten Welt führen, und ihnen die ersten Reiche, die darin entstanden sind, zeigen; ich würde ihnen aber zugleich auch ankündigen, daß viele derselben nicht zu dem Gemählde gehören, das ich ihnen entwerfen wolte. Es würde ihnen also von China, von Scythien oder von der jetzt sogenanten Tatarey, von Japan, von Egypten, von Griechenland ꝛc. nur im Vorbeygehen etwas gesagt werden, damit sie nur wissen, daß dergleichen Staaten zum Theil eben so alt, zum Theil nicht viel jünger seyn, als die Reiche von Babylon, Assyrien und Medien, worauf sie nun ihre ganze Aufmerksamkeit zu richten hätten. Auf diese vorläufige Beschäftigung könte eine geographische Nachricht von denen, zum System gehörigen Ländern, Babylonien, Assyrien, Medien, Persien, Arabien, Palästina, Phönicien, Syrien, Phrygien, Troja, Lydien ꝛc. folgen. Nun wäre es Zeit an die Geschichte zu denken. Zwey mäßige Reiche, Babylonien und Assyrien, wovon jenes Nimrod, dieses Assur errichtet, kommen unter dem Sohne des letztern, dem Ninus zusammen. Es entsteht daraus ein Reich von 9. Städten, das zu einer Zeit, da alle andere Reiche meist nur aus einer Stadt oder aus einem Dorfe und der herumgelegenen Feldmark bestanden, mächtig genug war, andere damalige Staaten zu überfallen. Das Assyrische Reich erwächst schon unter seinem Stifter zu einem weitläuftigen Staate, und Semiramis kan bereits am Indus Krieg führen. Episode von dem Trojanischen Reiche beym Jahr 2800, da es ein Ende genommen. Dreyhundert Jahre nach der Zerstöhrung Trojens komt unter dem Sardanapal die Herrschaft an die Meder, das System bleibt, nur der Name der herrschenden Nation ändert sich. Es befinden sich Araber mit unter den aufrührischen Völkern, die den Arbaces unterstützen: ein Beweis, daß Arabien wenigstens zum Theil mit zum System gehöre. Kurze Episode von Arabien überhaupt, die in die Beschreibung der Empörung des Arbaces eingerückt werden kan. Die nunmehrige Medische Monarchie geräth bald in Verfall. Assyrien buhlt um die Herrschaft und erlangt sie zugleich mit Medien. Nun sind 2. herrschende Nationen im System, die Meder und Assyrer. Die letztern machen grosse Eroberungen im Westen, gehen aber auch selbst bald zu Grunde. Ihre Geschichte wird unter dem Cyaxares als eine Episode der Medischen einverleibt: so wie von Mesopotamien und Syrien in einer Episode unter dem Assyrischen Monarchen Tiglathiplesar gehandelt wird. Das

Königreich Israel wird bey der Vernichtung durch den Salmanasser nur berührt. An die Stelle der Assyrer kommen nun die Babylonier sowol, als die Scythen, beyde als mitherrschende Nationen. Von den Scythen wird nur im Vorbeygehen geredet. In Absicht auf die Babylonier geschieht ein gleiches; man meldet nur kürzlich ihre Befreyung, und ihre Eroberungen in Palästina und Phönicien. Die Medische Geschichte läuft als die Grundgeschichte bis ans Ende. Cyrus stößt seinen Grosvater vom Thron, und fängt ein neues System von Nationen, das Persische an. Nachholung der ältern Geschichte von Persien. Cyrus eroberte Lydien. Episode von dem Lydischen Reiche, in dessen Geschichte, unter dem Crösus, die Geschichte von Mysien und Phrygien, so dieser Nebenbuhler des Cyrus an sich gebracht hat, und von den Celten überhaupt, als eine neue Episode eingeerbt wird. Von den Asiatischen Griechen im Vorbeygehen. Nun folgt die Eroberung von Babylonien, dessen Geschichte hier ganz eingeschaltet wird, und zwar so, daß unter dem Nebucadnezar die Geschichte der Canaaniter, Moabiter, Amoriter, Midianiter, Edomiter, Amalekiter, Philister, wie auch die ganze Historie des Volks Gottes vom Abraham an bis auf die Wegführung der Israeliten durch die Assyrer, und der Juden durch die Babylonier, als Episoden eingerückt werden. Die Rückkehr der letztern aus der Babylonischen Gefangenschaft wird nur angezeigt; die Phönicier werden auch nur berührt, und die umständlichere Erzählung von ihnen wird bis auf die Zeit Alexanders des Grossen verspart. Nun komt Cambyses zur Regierung. Die Eroberung von Egypten bahnt den Weg zur vollständigen Nachricht von diesem Reiche seit dem Ursprunge desselben: so wie unter dem Darius Hystaspis von den Scythen im Zusammenhange, und von den Thraciern, Macedoniern, Griechen und Indianern nur im Vorbeygehen geredet wird. Darius Codomannus befördert den Uebergang zum 3ten oder Macedonisch-Griechischen System. Der Sitz der Herrschaft ist nun das erstemal in Europa. Kurze Nachricht von dem damaligen Zustande der Europäischen Nationen: von den Römern im Vorbeygehen, auch etwas von den Carthaginensern in Africa. Geographische Nachricht von den Griechen auf dem festen Lande in Europa, Asia und Africa, sowol als auf den Inseln. Hierauf folgt die Geschichte der Griechen bis auf Philipps und Alexanders des Grossen Zeiten. Wenn man die Heracliden in die Mitte stellt, so entstehen 2. Nebenepoquen der griechischen Nationen, vor und nach den Heracliden, und es wird keine sonderliche Schwierigkeit verursachen, das Merkwürdigste der griechischen Historie, mit Beyhülfe einiger Episoden in guter Ordnung und nach einem faßlichen Plan vorzutragen. Nun ist man bis auf die Zeiten des K. Philipps von Macedonien gekommen. Man holt die Erdbeschreibung und die ältere Geschichte der Macedonier nach, beschreibt ihre Verfassung, und schreitet zu Alexanders des Grossen Eroberungen fort. Als Hauptepisoden in dem Leben dieses Räubers werden die Merkwürdigkeiten von Phönicien und Indien im Zusammenhange angebracht. Epirus, das griechische Kleinasien, die griechischen Inseln, und darunter auch Sicilien, werden nur von Ferne gezeigt, und erst in der Geschichte der Römer näher betrachtet.

Alexanders des Grossen Tod veranlaßt zuerst grosse Zerrüttungen in seiner Monarchie, und bald eine völlige Zergliederung derselben. Jene sowol, als diese werden umständlich beschrieben: man erzählt auch die Geschichte des Asiatischen Reichs des Antigonus und des Thracischen des Lysimachus ganz; aber von Macedonien, Syrien, Egypten, und den vielen kleinen Reichen in Asien wird nur eine allgemeine Abbildung gemacht. Die zusammenhängende Geschichte eines jeden dieser Staaten wird Episodenweise der Geschichte des römischen Systems einverleibt. Mit Griechenland, das nur in Zwischenzeiten der Freyheit genossen, wird eben so verfahren. Man erinnert nur den Leser, daß die meisten Länder des Griechisch-Macedonischen Systems nach und nach unter die Botmäßigkeit der Römer gekommen seyn, und nun eilt der neugierig gemachte Leser gern mit seinem Verfasser nach Rom, und läßt sich von diesem erhabenen Standorte aus das 4te Nationalsystem, das Römische mit Vergnügen bekant machen. Eine geographische Nachricht von Italien, und den vielerley Nationen, die es bewohnten, geht voran, und die Geschichte der Lateinischen und Albanischen Könige bahnt den Uebergang zur Geschichte der Römer. Roms Kindheit zur Zeit seiner Könige. Carthago schließt im nächsten Jahre nach Ausbreitung der römischen Könige einen Commercientractat mit der Republik. Man erinnert hier den Leser an diese mächtige Nebenbuhlerin von Rom, man beschreibt aber noch nicht ihre Geschichte. Rom erhält erst nach einem langen Kampfe einiges Ansehn unter den Städten Italiens. Endlich glückt es dieser herrschsüchtigen Stadt, alles um sich herum zu überwältigen. Sie ist nun die Beherrscherin des mittlern und untern Theils von Italien. Zur Zeit der Punischen Kriege macht sie auch auswärtige Eroberungen. Sie unterwirft sich Sardinien und Corsica im Jahr 3753, und Spanien im Jahr 3783. Kurze Nachricht von diesen Ländern. Die Macedonier werden im Jahr 3816. und die Illyrier im folgenden Jahre bezwungen. Einschaltung der ganzen Geschichte des Macedonischen Reichs nach Alexander dem Grossen, auch etwas von den Illyriern. Nach dem glücklichen Ausgange des dritten Punischen und des Achäischen Kriegs im Jahr 3838. sind die Römer Meister von ganz Griechenland und von dem Gebiete der Carthaginenser. Hier ist der bequemste Ort, die ganze Geschichte und Verfassung von Carthago und von Epirus, wie auch von Griechenland seit dem Tode Alexanders des Grossen, und folglich insonderheit die Geschichte und Einrichtung des Achäischen und Aetolischen Bundes nachzuholen. Nun hat Rom völlig die Gestalt einer herrschenden Nation des Erdbodens, seine Ländersucht aber dauert noch immer fort. Pergamenische Erbschaft und Pergamenischer Krieg im Jahr 3853-55, und Einschaltung der Historie des Königreichs Pergamus. Da der Leser auf diese Art nach Asien geführt worden, so kan man ihm einen Blick auf andere Asiatische Reiche der damaligen Zeiten thun lassen, und weil die Parther im Jahr 3850. das mächtige Bactrianische Reich der Griechen, nachdem dieses kurz zuvor das Indianische Reich verschlungen, nebst dieser wichtigen neuen Eroberung unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben, so muß man auch dieser grossen Staatsveränderung kürzlich gedenken. Die Römer setzen inzwischen ihre Eroberungen gleichfals fort. Bezwingung der Dalmatier im Jahr 3868. und etwas von der Geschichte dieser Nation bey Gelegenheit des Cimbrischen Kriegs im Jahr 3870-83. kan man einen Blick auf die Nation thun, die 600. Jahre hernach den Raub der Römer unter sich getheilet hat: doch sieht man diesmal Teutschland nur, so zu sagen, von der Seite an. Nachholung der Geschichte des Königreichs Pontus, wie auch der Asiatischen Griechen, der Cretenser und Cyrenäer bey Gelegenheit des Mithridatischen Kriegs im Jahr 3896. Entweder hier, da von den Cyrenäern die Rede ist, oder weiter unten, wenn beym Untergang des Königreichs Egypten ein neuer Weg nach Africa zu gehen gebahnet wird, kan man kürzlich von den Aethiopiern und Lybiern handeln. Zum Jahr 3909. gehört die Episode vom Königreich Bithynien. Da Syrien im Jahr 3918. zur römischen Provinz gemacht worden ist, so kan bey diesem Jahre die Geschichte dieses Königreichs seit der Stiftung desselben durch die Seleuciden ganz eingeschaltet, und von dem Abfall der Parther und Armenier unter den Königen, Antiochus II. und Antiochus III. oder Grossen im Vorbeygehen gehandelt werden. Die ältere Geschichte Galliens sowol, als der Insel Cypern, lassen sich am schicklichsten beym Jahr 3926. anbringen, weil in diesem Jahre Cäsars Eroberungen in Gallien ihren Anfang nahmen, und Cypern durch Clodii Gesetz in eine römische Provinz verwandelt worden. Nur ein Blick auf Britannien und Germanien, so flüchtig, als Cäsars Uebergang in beyde Länder im Jahr 3929. Aber der zweyte Blick auf Germanien bey Cäsars wiederholtem Anschlag auf dieses Land im Jahr 3931. muß etwas aufmerksamer seyn. Die Teutschen ziehen sich bey der Ankunft dieses Römers von dem Rhein tiefer in ihr Land hinein. Die, vermuthlich zur Zeit Augusts nach Böhmen wandernde Marcomannen bringen die erste Bewegung unter die Germanier. Von dieses Kaisers Zeiten an wird das Drängen der teutschen Nationen immer stärker gegen die Weichsel zu, und Tacitus findet schon die Grenzen zwischen Germanien und Sarmatien in der grösten Verwirrung, zu einer Zeit, da das im äussersten Osten von Asien seinem Untergange sich nähernde grosse Hunnische Reich im Begriffe ist, ganze Schaaren zerstreuter Nationen an die Grenzen dieser Länder zu schicken, wo ohnedem schon alles in voller Bewegung ist, aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunct, oder vielmehr aus einem Sammelplatz westlicher und östlicher Nationen die römischen Provinzen anzugreifen. Doch ich bin ganz unversehens über das Ziel der Zeiten hinaus geschritten, von denen ich noch erst zu reden habe. Die römischen Provinzen, die bey der Völkerwanderung zuerst von den Barbarn überschwemmet worden, sind noch nicht erobert. Octavius muß erst seinen Nebenbuhler Antonius zu Grunde richten. Er thut es, und nachdem er Egypten im Jahr 3954. ans Reich gebracht, so findet er den Weg zum Kaiserthron geöfnet, und der Geschichtschreiber kan nun, wenn er zuvor die Egyptische Geschichte seit Alexanders des Grossen Tode eingeschaltet hat, anfangen, die Geschichte der römischen Kaiser zu erzählen. Die Historie der, zur Zeit der Kaiser eroberten Länder kan leicht bey den Jahren, in welchen die Eroberung geschehen, in die Geschichte des römischen Kaiserthums verwebt werden. Ich will sie anzeigen. Unter dem August Paphlagonien, Galatien, Rätien, Vindelicien, Noricum, Pannonien, und Teutschland bis an die Elbe, welche letztere Eroberung jedoch bey der Niederlage des Varus verloren gegangen ist: unter dem Tiber Cappadocien: unter dem Claudius

Syrien, Numidien und Mauritanien, wie auch Britannien: unter dem Vespasian Cilicien, Kleinarmenien, Comagene, Emesa, Chalcis, wie auch Rhodus und Samos, insonderheit aber Judäa, dessen Geschichte von den Zeiten der Wiederkehr aus Babel bis auf die Zerstöhrung Jerusalems hier im Zusammenhange zu erzählen ist: unter dem Trajan Dacien, Mesopotamien, Armenien, Assyrien, welche Länder jedoch nur, so lang als er lebte, behauptet worden sind: unter dem Severus das Königreich Bosporus: unter dem Caracalla Edessa. Von dieser Zeit an ist nicht mehr an Eroberungen zu gedenken. Das römische Reich erhält sich nur mit Noth gegen die ihm immer gefährlicher werdende asiatische und teutsche Nationen. Die Episoden hören also auf, und die Geschichte folgt dem geraden Laufe der Zeit. Der Krieg, den der Kaiser Alexander Severus mit dem ersten Persischen Monarchen Artaxerxes führe muste, leitet den Blick des Geschichtschreibers ohnedem auf die grosse Staatsveränderung in Asien, da das Reich der Parther jezt fast auf eben die Art, wie ehehin das Reich der Meder, auf die Perser komt. Von dieser Monarchie wird hier nur im Vorbeygehen geredet. Der Geschichtschreiber verfolgt die Reiche der Kaiser, meldet die Theilung des Reichs in das Morgenländische und Abendländische, und führt die Geschichte des leztern, mit Uebergehung des erstern bis zu seinem Untergange durch die Einfälle der wandrenden Völker. Er hat nun die zweyte Epoque der Universalhistorie geendiget. Die 3te bis zur Zeit Karls des Grossen, und die 4te und 5te, die durch die Entdeckung von America begrenzet werden, dienen ihm meistens nur, die Geschichte der Europäischen Staaten in Ordnung zu erhalten, und sind also gewissermassen nur Nebenepoqnen. Die Erzählung von dem Untergang des abendländischen Kaiserthums muß den Leser nothwendig auf die Ursachen, die diese grosse Veränderung nicht etwa nur eines Staats, sondern einer grossen Menge von Staaten hervor brachten, begierig gemacht haben. Jezt führt ihn der Geschichtschreiber nach dem äussersten östlichen Lande von Asien, und zeigt ihm in der Zerstöhrung der grossen Hunnischen Monarchie durch die Chineser den ersten Stoß zu den Bewegungen, wodurch die Völkerwanderung in Europa verursachet worden. Der Leser ist erstaunt zu sehen, wie das westlichste und östlichste Kaiserthum, die Römer und die Chineser gleichsam einstimmig sind, die Nationen gegen einen gemeinschaftlichen Mittelpunct in Sarmatien zusammen zu treiben, von da aus diese hernach sich stromweise über die Länder des römischen Kaiserthums ergossen haben. Es ist also ganz natürlich, hier die Geschichte und Verfassung der Chineser, die den grösten Antheil an der Völkerwanderung haben, im Zusammenhange, und zwar entweder nur bis auf diesen Zeitpunct, mit Verspartung der neuern Geschichte auf die Zeit der ersten Schiffarth der Portugiesen nach Ostindien, oder auch, weil man Völkergeschichten nicht leicht ohne Noth trennen soll, in ungetheilter Folge bis auf unsere Zeiten zu beschreiben. Die Historie und Verfassung der Cortaner und Tibetaner wird als eine Episode der Chinesischen behandelt, und an denen Orten ganz eingerückt, wo erzählet wird, daß diese Völker den Chinesern zinsbar worden sind. Von Japan und den Inseln auf der Südsee wird, weil sie nicht zum System gehören, und vielleicht auch, wie gedacht, von der neuern Chinesischen Geschichte, erst zu der Zeit geredet, da sie den Europäern, durch den wiedergefundenen Weg zur See über das Vorgebürg der guten Hofnung nach Ostindien, also um den Anfang des 16ten Jahrhunderts nach Christi Geburt, näher bekant worden sind.

Die Bezwingung der Chineser durch die Mantscheu macht den natürlichsten Uebergang zur Geschichte der sogenanten östlichen Tataren überhaupt, und von diesen sodann zu der ersten Classe der westlichen Tataren, das ist, der Hunnischen Nationen. Denn obgleich nur eine Nation von den östlichen Tataren, nämlich die Sheu-sheu oder Avaren, nach Europen übergegangen sind; so haben sie doch überhaupt durch ihre Bewegungen und Kriege sehr viel mit zur Völkerwanderung beygetragen.

So bald die Hunnen im 4ten Jahrhundert Mine machen, nach Europa überzugehen, so bringt man dem Leser die ganze Lage der Sachen in dem abend- und morgenländischen Kaiserthum der Römer wieder kürzlich ins Gedächtnis; man zeigt die zu jedem derselben gehörigen Provinzen an, und schildert den elenden Zustand derselben und die daraus entstandene Unzufriedenheit der Unterthanen; man begiebt sich endlich auf die Grenzen des römischen Reichs, und sieht, wie die zur Auswanderung schon gleichsam in Ordnung gestellten teutschen Völker wohnen. Bey dieser Gelegenheit kan die ältere Geschichte und Verfassung der Teutschen vom Anfange an bis auf diesen Zeitpunct im Zusammenhang nachgeholet werden. Nach diesen Einschaltungen wird dem Leser das Wunderbare der Völkerwanderung begreiflich gemacht. Man verbindet gleich damit die ganze Geschichte der Hunnischen Nationen, geht alsdann zur Geschichte der auswandrenden teutschen Völker und aller ihrer auf den Ruinen der römischen errichteten Reiche bis zu eines jeden Untergange fort. Wenn man die Geschichte der Franken, als der herrschenden Nation, zum Grunde legt, so lassen sich nicht nur die auswandrenden, sondern auch die übrigen teutschen Völker eben so, wie bey dem römischen System geschehen ist, leicht in episodischen Erzählungen an den gehörigen Orten mit der Geschichte der Franken verbinden. Die Geschichte der Franken wird bis auf Karl den Grossen fortgeführet.

Die Erneuerung des Kaiserthums im Occidente bringt das orientalische Kaiserthum wieder ins Gedächtnis, dessen Geschichte vom Arcadius an ganz erzählet wird.

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken könte zwar Gelegenheit geben, auf die 2te Classe der westlichen Tataren, nämlich auf die türkischen Nationen zu kommen; da aber die Araber schon zuvor das morgenländische Kaiserthum sehr geschwächt haben, so wie sie selbst durch die Türken grössentheils zu Grunde gerichtet worden sind: so scheint es schicklicher zu seyn, noch vor den Türken die Geschichte der arabischen Monarchie zu beschreiben und die Ueberbleibsel derselben bis auf unsere Zeiten fortzuführen.

Aber wie verfährt man mit der Geschichte des Parthisch-Persischen Systems, wovon bisher immer nur an schicklichen Orten im Vorbeygehen geredet worden? Mich dünkt, man könne sie unter dem 2ten Caliphen, dem Omar, der Persien zur muselmännischen Provinz gemacht hat, als eine Hauptepisode einschalten. Ich will mich darüber, weil die Untersuchung eine herrschende Nation des Erdbodens betrift, etwas umständlicher erklären. Daß man der Parther und Perser in der Geschichte des Griechisch-Macedonischen Systems sowol, als des Römischen bey allen schicklichen Gelegenheiten kürzlich gedenken müsse, versteht sich von selbst, und ist auch an mehrern Orten erinnert worden. In der Geschichte der Seleuciden wird dem zufolge von den Parthern, als von einer Nation geredet, die sich vom System losgerissen, und nicht nur ihre Freyheit auf Kosten der Seleuciden behauptet, sondern auch ihr Gebiet nach und nach ansehnlich vermehrt hat. Zur Zeit der Römer betrachtet man sie als eine grosse herrschende Nation, die zuerst unter dem Namen der Parther, und seit dem Jahr Christi 226. unter der Benennung der Perser die Eroberungen der Römer im Oriente an dem Euphrat und Tigris aufgehalten hat, so wie die Teutschen der Ländersucht eben dieser Römer an dem Rhein und der Donau Grenzen gesezt haben. Nachdem nun der Leser die wichtigsten Staatsveränderungen des Parthisch-Persischen Systems stückweise an den gehörigen Orten vernommen hat, so muß man einen schicklichen Zeitpunct aufsuchen, wo ihm die Geschichte dieser herrschenden Nation im Zusammenhange vom Anfang an erzählet werden könne. Und diesen Zeitpunct scheint mir die Bezwingung derselben unter dem Caliphen Omar ganz natürlich zu bestimmen. Denn da die Parther und Perser nur das Wachsthum des römischen Gebiets gehindert, nicht aber selbst wichtige Eroberungen in demselben gemacht, noch auch von den Römern bezwungen worden sind; so kan man ihre Geschichte nicht wol dem römischen System unmittelbar einverleiben. Bey andern Systemen geht es auch nicht an, weil sie mit denselben in keinem sonderlich begreiflichen Verhältnis gestanden. Es ist also, wie mich dünkt, das Ende ihres Reichs unter dem Caliphen Omar die bequemste Zeit, ihre Geschichte vom Ursprung ihres Reichs an bis zum Untergang desselben im Zusammenhange vorzutragen. Weil die Parther und Perser, wie oben schon erinnert worden, und sonst bekant genug ist, viele andere Reiche unter ihre Bothmässigkeit gebracht haben; so muß die Geschichte der wichtigsten unter den bezwungenen Nationen an den gehörigen Orten episodenweis in die Parthisch-Persische Historie eingeschaltet werden. Man erzählt also die Geschichte des Bactrianischen Reichs der Griechen, und des von diesen kurz verschlungenen spätern Indischen Reichs beym Jahr der Welt 3850; so wie von Media Atropatene beym Jahr Christi 54, von Gros-Armenien beym Jahr Christi 412, und bey dieser Gelegenheit auch von Iberien und Albanien das Merkwürdigste angeführt werden kan.

Nach dieser Hauptepisode, und ihren Nebenepisoden lenkt der Geschichtschreiber wieder ein, und sezt die Geschichte der Caliphen und der berühmtesten Arabischen Dynastien in Asien, Africa und Spanien, muthig fort.

Von der Geschichte der Araber ist der Uebergang leicht zu den Türkischen Nationen, als der 2ten Classe der sogenannten westlichen Tataren. Zwo Episoden müssen auch hier das Gleichzeitige befördern helfen; die eine von den Kurden, das ist sowol von den Meruaniden, als Ajubiten, und bei diesen sonderlich vom Saladin: die andere von dem neuern Persischen Reiche, oder von der Arabischen Dynastie der Sophi, nachdem zuvor die Zergliederung Persiens durch Arabische, Persische und

Türkische Stämme, und die Bezwingung aller derselben durch die Mogoln erzählet worden ist.

Wenn nun die Geschichte der Türkischen Nationen geendiget, und unter denselben zuletzt noch etwas ausführlicher von dem Türkisch-Ottomannischen Reiche sowol vor, als nach der Eroberung Constantinopels bis auf die neuesten Zeiten geredet worden ist; alsdann folgt die Geschichte und Verfassung der 3ten Classe der westlichen Tataren, oder der Mogolischen Nationen, sowol der Zingiskaniden, als der Timuriden, von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Tage, sonderlich was das Reich des grossen Mogols von Indien anbetrift: wiewol man verschiedenes davon, und insonderheit die Nachricht von dem Reiche des Grossen Mogols bis auf die Wiederherstellung der Schiffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung durch die Portugiesen; das ist, bis zum Anfang des 16ten Jahrhunderts verspaten kan.

Jetzt geht der Geschichtschreiber mit seinem Leser wieder nach Europa, beschreibt ihm zuerst die Fränkisch-Teutsche Monarchie seit Karl dem Grossen bis gegen das Jahr 1500. Eben so weit führt er auch die Geschichte der übrigen Europäischen Nationen episodenweise fort.

Auf diese Art erzählt er sich unvermerkt in die letzte Epoque hinein, die ihren Anfang mit der Entdeckung Amerikens im Jahr 1492 nimt.

In diesem Zeitraum fängt erst das Europäische Staatssystem, das ist, das System der Bündnisse an, sich vollends zu entwickeln und auszubilden.

Die Westindischen Besitzungen und die Schiffarth nach Ostindien geben einigen Europäischen Nationen eine Uebermacht für der andern. Diese andern Völker, welche in Gefahr zu seyn glauben, helfen sich durch Bündnisse, und es theilen sich dadurch die Europäischen Nationen in 2. Waagschaalen.

Es ist also natürlich, daß man hier zuerst von der Entdeckung Amerikens reden, und die Länder und Völker der neuen Welt beschreiben müsse.

Darauf folgt man dem Laufe der durch die Portugiesen wieder hergestellten Schiffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung.

Hier entdecken sich zuerst verschiedene Länder und Nationen auf den Africanischen Küsten, wichtige Inseln auf dem Südmeere, das Reich des grossen Mogols, und andere Asiatische Staaten, wenn nicht zuvor schon von ihnen geredet worden ist, und zuletzt auch das Kaiserthum Japan, dessen Geschichte und Verfassung hier ganz vorgetragen wird.

Nachdem man in West- und Ostindien die Quellen der Macht und der Eifersucht der neuern Europäischen Staaten kennen lernen, so betrachtet man nun diese selbst, und zwar nach dem Systeme der Bündnisse, da denn die Geschichte des Europäischen Gleichgewichts den Lauf der Europäischen Staatsgeschichte leicht in Ordnung erhalten wird.

Die Geschichte der Religionen, daß ich das noch hinzusetze, also die Geschichte der Religionen, der Künste und Wissenschaften, der Handlung und Schiffarth, des Kriegswesens u. s. f. wird zwar an schicklichen Orten episodenweise eingeschaltet; es scheint aber auch nöthig zu seyn, jede dieser Specialgeschichten an Einem Orte ganz und im Zusammenhange vorzutragen. Die allgemeine Religionsgeschichte kan vielleicht am bequemsten als eine grosse Episode bei Gelegenheit der Reformation Lutheri: die allgemeine Geschichte der Wissenschaften und Künste bey Gelegenheit der neuen Philosophie: die allgemeine Geschichte der Handlung und Schiffarth bey Gelegenheit der ersten Portugiesischen Schiffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung nach Ostindien: die allgemeine Historie des Kriegswesens bey Gelegenheit der Erfindung des Pulvers durch Schwarzen, u. s. f. erzählet werden.

Dies sind meine wenige Gedanken von der Stellung der Nationen in einem Werke des Geschmacks über die Universalhistorie. Vielleicht findet man den Plan nicht ganz unbequem, vielleicht aber verwirft man ihn aus guten Gründen, oder verbessert ihn wenigstens. Wenn meine Einfälle sonst keinen Nutzen haben, als daß sie andern Gelegenheit zu weiterm Nachdenken über eine so wichtige Sache geben; so bin ich schon zufrieden. So lang ich indessen nicht durch Gründe von einem bessern Plan überzeugt werde, glaube ich, daß durch den meinigen das wol verbundene, aus unzählich scheinenden Theilen bestehende und vom Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten fortgehende Ganze, das Carmen perpetuum zu Stande gebracht werden könne, welches Ovid seinem Werke von den Verwandelungen gleich Anfangs von den Göttern erbittet

- - Di, coeptis (nam Di, mutastis et illas)
*Adspirate meis, primaque ab origine mundi*
*Ad mea PERPETVVM deducite tempora CARMEN.*

Es scheint wenigstens, daß man durch die Ausführung des Plans, den ich vorgeschlagen habe, drey Absichten zugleich erreichen könne. Erstlich bleibt die Geschichte der Nationen unzerrissen und im Zusammenhange: denn man schaltet immer ganze Nationen, oder von der Natur selbst getrente Zeiträume ein und die Einschaltungen können auch in der Geschichte der Hauptnationen, eben weil sie Einschaltungen sind, keine nachtheilige Zertrümmerung oder Verwirrung verursachen. Sodann thut man auch den Regeln des Gleichzeitigen ein Genüge: denn alle Nationalsysteme werden ungetrent beschrieben, und was nicht zum System gehört, ist für den Leser sowol, als für den Geschichtschreiber nicht als gleichzeitig zu betrachten, wenn auch wirklich in den Sachen selbst etwas Gleichzeitiges sich findet. Endlich vermeidet man die sonst nicht zu verhütende, und doch stets eckelhafte Monotonie, das einschläfernde Einförmige der Erzählung: indem der Leser immer von einem Lande in das andere geführt, bald durch Begebenheiten, bald durch geographische Nachrichten, bald durch Abschilderungen der Nationen nach ihrer Religion, Staatsverfassung, nach ihren häuslichen Umständen, Sitten, Künsten, Wissenschaften ꝛc. unterhalten wird.

Ist es erlaubt zu wünschen, und darf man die Erfüllung des Wunsches hoffen, daß eine Universalhistorie nach einem Plane, der dem Meinigen nicht unähnlich ist, ausgearbeitet werde?

Ein Einwurf ist noch zu beantworten, und dies wird mir Gelegenheit geben, meine Meinung noch deutlicher zu erklären. Wie ist es möglich, könte jemand sagen, der das ungeheure Werk der Englischen allgemeinen Welthistorie in Gedanken hat, wie ist es möglich, die Geschichten ganzer Nationen ohne Verwirrung und Zwang in einander zu schieben, und wie kan man da den Faden der Geschichte behalten, wenn immer ein unübersehauliches Ganze in das andere hinein gewebet wird? In dem Einwurfe ist, wie mich dünkt, der Stoff zur Antwort selbst vorhanden. Wenn man freylich die Definition der Universalhistorie aus dem Anschauen der Englischen Welthistorie, oder auch nur des Auszugs, den Guthrie und seine Gehülfen daraus verfertiget haben, abstrahiren müste; alsdann würde ich selbst die Ausführung meines Plans, wo nicht für unmöglich, doch für äusserst unbequem halten. Allein wer heist uns so verfahren? Man erwäge nur mit Aufmerksamkeit den Zweck, warum eine Universalhistorie geschrieben wird, und man wird bald gewahr werden, daß sie, gegen Specialhistorien betrachtet, eben das in der Historie thun müsse, was in der Geographie die Charte vom Globus thut. Die Universalhistorie muß also kurz seyn, muß sich nur mit den Hauptrevolutionen beschäftigen, muß den allgemeinen Zusammenhang der Merkwürdigkeiten in den Specialhistorien, und das Gleichzeitige aller grossen Veränderungen auf dem Erdboden, im Staate, in der Religion, in den Künsten und Wissenschaften, in der Handlung und Schiffarth ꝛc. unter einem ins Kleine gebrachten Bilde nicht sowol erzählen, als vielmehr vormalen.

Sollen die Regeln des Gleichzeitigen in der Universalhistorie beobachtet werden, und diese sind die Grundgesetze, ja alles in allem; so muß man sehr oft, man wolle, oder wolle nicht, die Einschaltungsmethode der Alten anwenden. Wie kan aber das geschehen, und es muß doch geschehen, wenn die Nationen so umständlich, als in einer Specialhistorie beschrieben werden? Wie kan ich ein Ganzes durch Episoden unterbrechen, wenn die Episoden, jede einzeln für sich schon grösser sind, als das ganze Werk seyn soll? Wie kan sich derjenige einen allgemeinen Begriff von den Merkwürdigkeiten der Welt machen, der aus einem grenzenlosen Labyrinth in das andere geführt wird? Wer wird die Jahrhunderte durchschauen, und alles Wichtige, das sich in jedem derselben zugetragen hat, sich so oft er will und soll, gegenwärtig machen können, wenn man ihn recht geflissentlich nirgends bis ans Ende sehen läßt?

Dies brachte eben die neuen Geschichtschreiber von dem guten Plane der Alten ab, daß sie glaubten, ihr Vorzug für den Alten bestünde in der Grösse des Werks, das sie zu schreiben unternahmen: und dies gieng so weit, daß selbst die Nation, die es sonst immer gern bey sehr wenigen und kleinen Duodezbändchen bewenden läßt, Rollin's viele und starke Bände über die alte Geschichte gerne liest, die doch bey aller ihrer Umständlichkeit noch weit von der Vollständigkeit einer Universalhistorie, nur der ältern Zeiten, entfernet ist. Das Vorurtheil der Weitläuftigkeit, denn so kan man, wie mich dünkt, diese Verführerin der Neuen heissen, das Vorurtheil der Weitläuftigkeit also brachte uns so weit, daß wir uns unter einer Universalhistorie nicht das, was sie seyn solte, und was sie auch wirklich bey den Alten war, sondern eine Congeriem, eine unübersehauliche Masse von lauter hinter einander gestelten Specialhistorien gedenken konten. Und durch Hülfe dieser falschen Vorstellung kamen wir endlich gar bis auf den sonderbaren Einfall, ein Werk über die Universalhistorie, das alle andere an Weitläuftigkeit überträfe, verdiente den Vorzug für allen, nicht nur neuen, sondern auch alten Schriften dieser

Art. Soll denn das, oder kan denn das eine Universalhistorie seyn, wenn alle Specialgeschichten zusammen in ein einziges grosses Werk gebracht werden? Jeder, durch das herrschende Vorurtheil noch nicht verblendete Kenner der Sache wird es vielmehr ein historisches Archiv, oder auch allenfals eine historische Bibliothek, in welcher alle Bände gleichförmig zugeschnitten sind, nennen. Laßt es uns also nur gestehen, daß die Neuen hierin gar keinen Vorzug für den Alten haben, sondern vielmehr getadelt zu werden verdienen, daß sie den Plan und Geschmack der Alten zur Unzeit vernachlässiget haben.

Und was hat man denn für eine Absicht, wenn man, anstatt eine Universalhistorie zu schreiben, nichts als zusammen gehäufte Specialhistorien unter einem allgemeinen Titel herausgiebt? Man wird sich doch wol nicht einbilden, daß man sie so richtig und so gut, oder gar richtiger und besser, als ein Eingebohrner die seinige, schreiben könne. Das Original der Englischen Welthistorie beweißt wenigstens das Gegentheil in allen Hauptstücken: und es würde gewiß dieses Werk den Beyfall, den es jetzt mit so vielem Rechte verdient, in Teutschland niemals erhalten haben, wenn sich nicht Franzosen und Holländer und Teutsche zur Verbesserung und Ergänzung desselben vereinigt hätten, und wenn man nicht besonders bey der teutschen Uebersetzung, nach dem scharfsinnigen Fleisse eines Baumgarten und Semlers, den heilsamen Entschluß gefaßt hätte, die zu schlecht gerathenen Theile des Originals völlig auszumustern, und an statt derselben ganz neue Ausarbeitungen durch mehrere geschickte Männer verfertigen zu lassen.

Eine jede Nation soll ihre eigene vaterländische Geschichte selbst schreiben, und das von Rechts wegen: sie hat die besten Hülfsmittel dazu in den Händen, sie kennt das Merkwürdige und Interessante in derselben, und sie kan auch ein grosses Werk richtig schreiben. Läßt sie sich durch Partheylichkeit oder Begeisterung gegen sich selbst hier und da verblenden, so werden Ausländer, und unter denselben vorzüglich die critisch-fleissigen und wahrheitsliebenden Teutschen aus dem Zusammenhange aller Geschichten (der vornehmste und wichtigste Dienst einer wahren und eigentlichen Universalhistorie) das Unrichtige oder Uebertriebene, der in sich selbst verliebten Nation bald entdecken können.

Ich will damit nicht die Versuche in Abfassung der Geschichte ausländischer Nationen verwerfen: nur glaube ich, daß der Ausländer hierin niemals glücklich seyn werde, wenn ihm die Eingebohrnen nicht in allen Stücken vorgearbeitet haben. Barre befand sich in diesem Falle, wie er eine Geschichte von Teutschland schrieb, die von den emsigen Teutschen, zur Vermehrung ihrer Schande, noch dazu in ihre Sprache übersetzt worden ist. Freylich bleiben immer noch Nationen übrig, die ihre vaterländische Geschichte nicht schreiben, und zum Theil gar nicht schreiben können. Daß ich meine Nation unter dieser Classe von Nationen finde, die keine eigenthümliche vaterländische Geschichte, weder in ihrer eigenen, noch in einer fremden Sprache besitzen (denn die Struvischen Werke wird man wol nicht dafür ausgeben wollen), das schmerzet mich bis in das Innerste der Seele.

Manche Nationen können überhaupt nicht schreiben. Zum Glücke ist auch nicht viel an einer genauen und umständlichen Geschichte derselben gelegen. Was man von ihnen wissen muß, kan man jetzt so ziemlich aus der Menge von Reisebeschreibungen lernen: nur muß man freylich ihre Glaubwürdigkeit zuvor geprüfet haben.

Ein Verfasser der Universalhistorie betrachtet alle gut geschriebene Specialgeschichten, als so viele für ihn angefüllete Fächer, aus denen er seinen Stoff hervorlangt. Er darf nicht alles nehmen, was er darin findet: das würde ein Raub seyn, der ihn in seinem geschwinden Gange aufhalten würde. Nur das, was die Nation und das Land schildert, das Eigene aus der Erdbeschreibung und Naturgeschichte, nicht die Erdbeschreibung und Naturgeschichte selbst, das Merkwürdigste von der Verfassung einer Nation, nur die Revolutionen, nicht die besondere Geschichte der Könige und Regenten, ja nicht einmal alle Namen derselben: nur die kurze Geschichte derjenigen, die eine Revolution veranlasset, durch Eroberungen das Gebiet erweitert u. s. f. Dies sind Gegenstände einer Universalhistorie. Ich würde also, wenn ich eine Universalhistorie, nicht blos für Anfänger, sondern für den lesenden Theil der Nation, und mit einem Worte im Geschmacke der Alten, schreiben wolte, die im 2ten Theil meines Handbuchs angeführte Namen so vieler kleinen Regenten in China, Corea, Tibet und Japan ohne Bedenken dem Herrn Deguignes lassen dürfen. In dessen Werk gehören sie, weil der erste Theil allgemeine chronologische Tafeln von Asien, und die übrigen eine Specialgeschichte einiger Asiatischen Völker enthalten.

Wird die Universalhistorie auf die Art, wie ich gesagt habe, in Ansehung der Materialien eingeschränket, so ist ein Verfasser derselben desto eher im Stande, die Regeln des Gleichzeitigen zu beobachten, die ihm bey dem allen, wie aus dem obigen erhellet, noch immer Schwierigkeiten genug machen werden: denn er muß ja die ganze Erde, so weit sie bekant ist, und einen Zeitraum von beynahe 6000. Jahren durchwandern.

Wir wollen also den Fall setzen, daß ein Buch alle andere gute Eigenschaften eines Geschichtbuchs hätte, gesetzt, es wäre überall richtig, überall vollständig, überall pragmatisch, und durchaus ein Werk des guten Geschmacks: hat es den Zuschnitt auf mehr als 6. bis 8. Octavbände, so kan es übrigens ein ganz gutes und brauchbares historisches Werk seyn, aber daß es nicht unter die Bücher von der Universalhistorie gehöre, zeigt es schon selbst durch seine Last an. Es fehlt ihm just die erste und wesentlichste Eigenschaft, und der unterscheidende Character einer Universalhistorie, die Kürze des Vortrags, die Vorstellung des Gleichzeitigen, und die Bequemlichkeit das ganze Triebwerk der Begebenheiten schnell zu überschauen und geschickt zu verbinden.

Daß ich die Englische Welthistorie, nach den Verbesserungen, die sie in der teutschen Uebersetzung schon erhalten, und noch weiter zu hoffen hat, für eines der wichtigsten und schätzbarsten Werke unsers Jahrhunderts halte, habe ich schon oben gesagt: nur gebe ich diesem Werke den Namen, den ihm seine Verfasser hätten geben sollen. Es ist, wenn man anders nicht mit Worten spielen will, keine Universalhistorie, es ist weit mehr, es ist ein allgemeines historisches Archiv, ein Corpus historicum, das man nicht sowol zum Lesen, als vielmehr zum Nachschlagen mit Nutzen gebrauchen kan. Stellt man sich dieses ungeheure Werk von dieser Seite vor, so wird dessen Umständlichkeit eine Tugend, und der Plan nach der Reihe der Nationen eine nothwendige Eigenschaft, und alles gereicht darin zum Nutzen sowol als zur Bequemlichkeit derer, die es gebrauchen wollen.

Man scheinet es nun in Engeland und in Teutschland selbst einzusehen, daß die allgemeine Welthistorie nicht zum Lesen, sondern nur zum Nachschlagen diene: denn man fängt an, Auszüge aus derselben, dort zu machen, und hier zu übersetzen, und noch einen neuen anzukündigen. So viel ich von der Sache urtheilen kan, so wird durch diese Auszüge der Mangel einer Universalhistorie in der neuen Litteratur noch nicht ersetzet: und wenn ich noch dieses erwäge, daß man dabey voraussetzet, daß alles Wahre in der allgemeinen Welthistorie stehe, und daß nichts darin stehe, was nicht wahr sey; so halte ich solche Auszüge für unglückliche Unternehmungen, die uns im historischen Geschmacke aufs neue zurücksetzen.

Des Herrn Guthrie und seiner Gehülfen Auszug hat zwar nicht völlig die Umständlichkeit des grossen Englischen Werks: er ist aber doch noch viel zu weitläuftig, hat gar nicht die Anlage einer Universalhistorie, mangelt der Verbesserungen, die das grosse Werk in Teutschland erhalten hat, und schläfert den Leser durch eine unerträgliche Monotonie bey einer Miene von affectirter Schönheit und Anmuth ein. Ein solches Werk vermehrt nicht nur den Reichthum unserer Litteratur nicht: es setzt uns sogar in Armuth. Wie, wenn sich, da nun doch einmal die Buchhändler das Ruder des Bücherschreibens in Händen haben, wenn sich diese Herren einfallen liessen, sie könten bey dem Verlage eines neuen Werks über die Universalhistorie ihr Glück nicht machen? Solte das nicht eine Verarmung seyn, wenn durch den Auszug der Britten ein besseres teutsches Original umkäme, oder gar, so zu sagen, in der Geburt erstickt würde? Mit einem Worte, Guthrie hätte keinen Auszug aus der Welthistorie machen sollen: und da er ihn gemacht, so hätten wir ihn doch nicht übersetzen sollen. Das gröste Glück für Teutschland ist, daß man dieses Werk nicht ohne Anmerkungen herausgiebt, und daß die Anmerkungen von einem Manne, dem Herrn Prof. Heyne herrühren, der im Stande ist, das Buch der Britten von Seiten der Wahrheit gefällig und brauchbar zu machen.

Ein neuer Zurückgang im historischen Geschmacke! In Berlin ist schon im vorigen Jahre der erste Theil einer allgemeinen Geschichte erschienen, die, wie man sagt, der Herr Prof. Franz zu Halle schreibt. Gerechter Himmel, was wird noch unter uns aus der Universalhistorie werden! Der erste Theil dieser allgemeinen Geschichte, ein recht starker Band in Grosoctav, enthält noch gar nichts von der Historie: man findet darin theils eine vorläufige Einleitung von der Historie überhaupt, von den Theilen derselben, von ihrem Nutzen, von der Methode sie zu studieren ꝛc., theils ein Lehrgebäude der Chronologie. Man wird vermuthlich dem Leser wenigstens so viel Bände zu liefern vorhaben, als der Verfasser Epoquen angenommen hat. Er will die Geschichte nach 23. Zeitbegriffen abhandeln, und bey dem Plan, den er uns darüber zum voraus mitgetheilet hat, finden wir nicht, daß er sich viel mit den grossen Asiatischen Reichen in der mittlern Zeit, die doch so viel Einfluß auf unser Europa hatten, zu beschäftigen gedenke. Mit einem Worte,

der Herr Professor Franz hat sich noch nicht den rechten Begriff von einer Universalhistorie gemacht: er äussert nur eine Kentnis der alten Geschichte, und vielleicht auch einiger Europäischer Staaten. Es sey ferne von mir, daß ich ihm dieses zum Tadel auslege. Wir sind Menschen, sind eingeschränkt, der eine hat zu diesem, der andere zu etwas anderm, alle aber, wenn sie nur wollen, zu einer gewissen Sache, Genie erhalten. Warum gebraucht man diese Talente nicht dazu, wozu sie gegeben sind, und wozu sie folglich auch nützlich gebraucht werden können?

Wenn ich recht gesehen habe, so hat Herr Professor Franz mehr gute teutsche Schreibart, und mehr Geschmack in der Geschichte, als die meisten bisher unter uns gezeigt haben. Zur Universalhistorie fehlt ihm, wie man leicht sehen kan, die nöthige Einsicht in das Ganze, und selbst der Begriff von dem, was Kenner in dieser Gattung der Litteratur vermissen. Warum will er denn just eine allgemeine Geschichte schreiben? Warum macht er nicht lieber Versuche in der Specialgeschichte, in Theilen der vaterländischen Historie, oder auch in der alten Geschichte? Daß ihm jemand unter den Teutschen in irgend einem dieser Theile der Historie zuvor gekommen sey, wird er wol nicht sagen können. Das Feld der Geschichte ist für uns meistens ganz ungebaut, und man kan überall Ehre erwerben, und Nutzen stiften. Man glaube nicht, daß ich damit ihm oder sonst jemanden Gesetze seines Verhaltens vorzuschreiben mich erkühne. Wer mich kennet, wird mir es zuglauben, daß nicht Tadelsucht, nicht Begierde für andern etwas voraus zu haben, nein, daß Eifer für die Ehre der Teutschen, und ein Patriotismus für die Geschichte rede. Genug für den Weisen!

Aber noch etwas von der allgemeinen Historie, die seit einigen Jahren zu Heilbron Theilweise herauskomt. Man lasse sich durch den Titel des Werks nicht irre machen. Es soll nach den Absichten der Verfasser und des Verlegers das nicht seyn, wovon ich hier rede. Das Werk wird, wenn es vollendet seyn wird, nichts anders, als eine Europäische Staatenhistorie von mittlerer Grösse, nicht ein trockenes Compendium, auch nicht ein ungeheures System, sondern eine Mittelgattung von beyden seyn. Die Europäischen Staaten werden einzeln, folglich als Specialhistorien abgehandelt, und die Miene des Allgemeinen rührt nur daher, daß sie alle zusammen unter die Lieblingsrubrik unserer Zeiten, unter die täuschende Aufschrift einer allgemeinen Geschichte gebracht sind. Man verkauft auch wirklich die Geschichte eines jeden Staats besonders, und das ist für die Liebhaber bequem, und zugleich mit dem Vortheile des Verlegers unmittelbar verbunden. Der eine Leser hat gern die Grosbritannische, ein anderer die Französische, wieder ein anderer die Geschichte eines andern Staats, er kauft sie auch, bald einzeln, bald mehrere zusammen genommen. Warum sollen aber diese einzelnen Europäischen Staatsgeschichten auch unter dem Titel der allgemeinen Geschichte verkauft werden? Daß sie diesen Namen verdienen, wird niemand, der die Sache versteht, im Ernste behaupten. Glaubt etwa der Verleger, durch diesen Kunstgriff mehr Käufer anzulocken? Tausende werden abgeschreckt werden, ein Werk zu kaufen, das aus vielen Bänden besteht, die größtentheils noch erst erwartet werden.

Ich habe noch einen Gedanken auf dem Herzen, den ich vorbringen muß, ehe ich die Materie vom Plan der Universalhistorie verlasse. Wenn von Werken des Geschmacks die Rede ist, und von diesen rede ich hier allein, so wünschte ich, daß man in Teutschland nicht den Anfang darin von der Universalhistorie, sondern von Specialtheilen der Geschichte, und am liebsten von der vaterländischen, oder allenfals auch von der alten Geschichte machen möchte. Man darf eben kein Geheimnis daraus machen, noch sich zur Unzeit schämen, daß es der teutschen Litteratur an wolgeschriebenen Geschichtbüchern überall fehle. Wenn nun aber jetzt, da alle Umstände der Ausführung eines so grossen Vorhabens günstig zu seyn scheinen, wenn jetzt mit Talenten begabte Schriftsteller den Geschmack unserer Nation in der historischen Schreibart verbessern und nach und nach ganz ausbilden wolten, so würden sie, wie mich dünkt, wohlthun, wenn sie im Anfange nur Versuche in kleinen Stücken machten, und darüber zuvor die Stimmen der Nation abwarteten, ehe sie durch einen mislungenen Versuch im Grossen Schaden anrichten. Etwas Papier wird freylich, dieser Vorsicht ungeachtet, unnütze verschrieben und verdruckt werden: ich traue aber meiner Nation zu, daß, da sie bereits durch das Beyspiel schlechter Dichter gewarnet ist, die Versuche in historischen Arbeiten vielleicht nicht allzuofte mislingen werden: und etwas von historischer Maculatur zum Umschlag guter historischer Werke wird man doch immer noch in Buchläden brauchen können, wenn anders der Vorrath elender Gedichte nicht noch auf einige Jahre zureichen solte.

## II. Von der Stellung der Nationen in Specialhistorien.

Nun wird es, glaube ich, Zeit seyn, etwas von der Stellung der Nationen in Specialgeschichten zu erwähnen. Viel wird nicht über diesen Punct zu sagen seyn, weil fast alles, was hievon bei der Universalhistorie bemerket worden ist, auch in Specialgeschichten angewandt werden kan: nur mit dem Unterschiede, daß das, was dorten so viele Schwierigkeiten macht, hier ziemlich leicht bewerkstelliget werden kan. Weil die meisten oder vielmehr alle Länder Anfangs von vielen kleinen Stämmen oder Nationen, die weder einen gemeinschaftlichen Namen hatten, noch einander unterworfen waren, bewohnet wurden, und aus der Zusammensetzung dieser kleinen zuerst unabhängigen Stämme die grossen Nationen entstanden sind, und zum Theil noch entstehen; so wird man in besondern Völkerhistorien, zumal wenn man bis auf den Ursprung eines Staats zurückzugehen entschlossen ist, allemal eine gewisse Anzahl von Nationen einschalten müssen, und diese Einschaltung wird bald häufiger, bald sparsamer geschehen, je nachdem nämlich die Nation, deren Geschichte der Hauptzweck eines Werks ist, mächtig ist, oder nicht, das ist, nachdem sie mehr oder weniger Nationen verschlungen hat. Meistens haben Nationen, von denen eine die andere sich unterworfen hat, lange Zeit zuvor Krieg mit einander geführt. Es sey nun dieses, oder nicht, so wird niemand läugnen, daß auch hier eine Art von System, ein besonders Nationalsystem statt finde, und daß folglich die Geschichte und Verfassung der überwundenen, oder sonst vereinigten Nationen einen Theil der Hauptgeschichte ausmachen müsse. Aber an welchen Orte und auf welche Art soll die Einschaltung geschehen? Ich glaube, daß man auch hier die Episodenmethode der Alten mit Nutzen anwenden könne und müsse; Mascau, wenigstens (und welcher Geschichtschreiber) bediente sich, da er die Geschichte der Teutschen schrieb, dieser Methode wirklich, und in vielen Fällen auch mit glücklichem Erfolge. Das schöne Ganze aber, das uns in den Alten so sehr gefält, konte er durch seine Einschaltungen doch nicht völlig hervorbringen, es sey nun, daß die Materie, womit er beschäftiget war, sich ihm widersetzte, oder vielmehr, daß es auch hier eintraf, was man sonst zu sagen pflegt, aller Anfang sey schwer. Meines Erachtens kan man die Geschichte eines bezwungenen, incorporirten oder sonst verbundenen Staats als eine Episode ganz und im Zusammenhang bey demjenigen Jahre anbringen, in welchem die Vereinigung desselben mit dem Hauptstaate geschehen ist: aber eine kurze und gleichsam nur im Vorbeygehen ertheilte Nachricht von eines solchen Staates Ursprung, Zustand und von dessen bisher vorgefallenen Merkwürdigkeiten würde ich schon an dem Orte zu lesen wünschen, wo seiner in der Hauptgeschichte am ersten gedacht wird. Von der Zeit an solte man, wie ich glaube, einen solchen Staat, gesetzt, daß die Vereinigung erst nach einigen Jahrhunderten erfolgte, immer schon in der Geschichte des Hauptstaates als einen Theil derselben behandeln, der je mehr und mehr ins Licht gesetzet wird, je näher man den Zeiten der Vereinigung komt. Auf diese Art würde die Episode zur Zeit der Vereinigung nur in einer zusammenhängenden Wiederholung aller dem Leser schon zuvor an den gehörigen Orten bekant gemachten Begebenheiten des bezwungenen oder vereinigten Staates, das ist, eine Zusammenfügung aller vorhergangenen kleinen Episoden seyn: folglich würde dadurch niemals der Zusammenhang der Hauptgeschichte merklich unterbrochen, und dennoch das Gesetz des Gleichzeitigen überall beobachtet werden. Daß die alten Geschichtschreiber auch hierin Muster für die Neuen sein können, werden wir unten sehen. Die Anwendung hievon kan leicht auf die Geschichte der Fränkischen Monarchie in Ansehung der Allemannischen, Bayrischen, Thüringischen, Sächsischen Geschichte u. s. f.; auf die Grosbritannische in Ansehung Irlands und Schotlands; auf die Polnische in Ansehung Lithauens 2c. gemacht werden. Mascau würde hierin das beste Muster für die Geschichtschreiber unserer Nation seyn, wenn es ihm gefallen hätte, denen Anmerkungen, die er dem 2ten Theile seiner Geschichte der Teutschen am Ende beygefüget hat, eine solche Gestalt zu geben, daß sie als Hauptepisoden in die Geschichte selbst hätten eingerückt werden können.

Wer eine Specialhistorie, die Geschichte einer oder mehrerer Nationen, einer oder mehrerer Religionen, Wissenschaften, Künste u. s. f. schreiben will, reist ein Stück von einem wol verbundenen Ganzen los. Will er haben, daß der Leser gleichwol durch ein solches Fragment unterrichtet und vergnügt werde, so muß er ihn von Zeit zu Zeit die Enden zeigen, mit welchen das abgerissene Stück an das Ganze verbunden ist. Er läßt darum nicht seinen Hauptgegenstand aus den Augen, wenn er ein verständiger Mensch ist: denn er geht nicht in das Ganze selbst hinein, er streift nur an den Grenzen herum, und erwartet von dem Leser, daß dieser, wenn er bis an die Grenzen ge-

führt worden ist, von sich selbst einen Blick in das Innere thun werde. Wenn man also eine Geschichte der Teutschen zu schreiben hätte, so würde man sich, meines Erachtens, bemühen müssen, den Leser so zu führen, daß er sich immer des Zustandes der übrigen gleichzeitigen Nationen nach ihrer Thätigkeit oder Ruhe bewust seyn müste. Man würde nicht besorgen dürfen, Ausschweifungen zu machen. Ein Blick zur rechten Zeit auf andere Nationen kan wundernswürdige Wirkungen bey dem Leser thun, und diesen Blick hervorzubringen, kostet, wie mich dünkt, einem geschickten Verfasser nur etliche Worte.

## III. Von der Stellung und Zusammenfügung der Begebenheiten.

Nun komme ich auf die Stellung und Zusammenfügung der Begebenheiten: ein Gegenstand, der zwar auch in der Universalhistorie nicht ohne Nutzen ist, in Specialgeschichten aber eine der ersten und beständigsten Pflichten des Geschichtschreibers ausmacht, ob sie gleich von den Neuern sehr oft vernachlässiget wird. Man merkt es auch selbst den guten unter den neuern Geschichtschreibern sehr stark an, daß ihre Vorgänger Chronikschreiber gewesen sind. Würden uns nicht die finstern Jahrhunderte der mittlern Zeit von dem aufgeklärten Jahrhundert Augusts getrennet haben, so würden wir vielleicht nicht immer nur Jahrbücher oder Chroniken schreiben, wenn wir die Absicht haben, Historien zu schreiben. Denn dies ist die Weise der meisten neuern Geschichtschreiber: mit chronologischen Tafeln in der Hand, gehen sie von einem Jahre zum andern, beobachten bey jedem Jahre fast immer einerley Rangordnung der Begebenheiten, sagen uns z. E. zuerst, was im Cabinette vorgefallen, führen uns hernach ins Feld, lassen uns die Kriege und Händel zuerst in Europa, hernach in Asia, Africa und America fein hübsch hinter einander wahrnehmen, und haben sie endlich den Zeitraum, welchen zu beschreiben sie sich vorgenommen hatten, auf diese Art durchlevert, alsdann schliessen sie das Werk mit Vergnügen, und setzen auf den Titel pragmatische Geschichte; ja wol pragmatische Geschichte im rechten eigentlichen Wortverstande!

Ach die Alten! ⸗ ⸗ Das waren freylich auch pragmatische Geschichtschreiber, aber so ziemlich von den Neuern verschieden. Die Alten glaubten immer, ein pragmatischer Geschichtschreiber müste ein Philosoph seyn. Die einfältigen Alten! Sie sollen nur kommen, und von den Neuern die Kunst lernen, wie man Geschichten ohne alle Philosophie pragmatisch schreiben könne. Eine strenge Beobachtung der Zeitfolge nach den Jahren, und übrigens keine Ordnung in den Erzählungen, alles fein durch einander, das dient zur Abwechslung, nur immer dieselbe Ordnung bey jedem Jahre, so kan man gleich bey dem Anfang des Werkes aus der Ordnung der Geschichte eines Jahrs die Folge der Erzählungen unter allen folgenden Jahren zum voraus wissen, das hilft dem Gedächtnisse; o ja! Dies sind herrliche Vorzüge der Neuern für den Alten. Diese Grillenfänger, die Alten! Wozu das innere Verhältnis der Begebenheiten? Wozu die unnöthige Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Ursachen und Wirkungen? Die Zeitfolge macht schon alles sichtbar, hält alles in Ordnung. Ein gescheuter Leser wird schon selbst sehen, wie er die Ursachen zu den Wirkungen heraus finde.

Daß die meisten neuern Geschichtschreiber diesen Begriff von dem Pragmatischen haben, lehren ihre Werke. Ich habe es aber noch nicht so weit in der Kunst des Pragmatischen bringen können. Mir gefält noch immer die veraltete Mode der griechischen und römischen Geschichtschreiber, und ich tröste mich damit, daß ich wenigstens bey einigen meiner Zeitgenossen Gehör finden werde. Daß dieses der Beyfall der Vernünftigsten sey, auf den ich mich verlasse, will ich hier nicht beweisen: ich will nur diejenigen, die der alten historischen Mode durchaus gram sind, bitten, von hier an nicht weiter zu lesen.

Ich setze aus der täglichen Erfahrung voraus, daß einige Begebenheiten mit einander im Verhältnis stehen, andere nicht. Wie wenn man im Verhältnis stehende Begebenheiten, wenn man die Folge von Ursachen und Wirkungen, von Mitteln und Absichten mit einem mir oben schon, wie ich hoffe, zu gut gehaltenen Ausdrucke bezeichnete, wenn man sie kurz ein System von Begebenheiten hiesse? Ich werde keinen üblen Gebrauch von diesem Worte machen. Es ist eben so schwer, gleichzeitige Begebenheiten, als gleichzeitige Nationen in der Erzählung zu stellen. So wie man aber gleichzeitige Nationen am natürlichsten und begreiflichsten stelt, wenn man sie systemweise ordnet; so kan man auch am leichtesten gleichzeitige Begebenheiten ordnen, wenn man sie systemweise stelt. Die erste Regel, die hieraus fließt, besteht darin: Man soll Begebenheiten, die zusammen ein System ausmachen, nicht in der Erzählung trennen, wenn gleich die Reitzung dazu wegen der Verschiedenheit des Orts und der Zeit und der Art der Begebenheiten noch so stark seyn solte. Man darf also den Plan zur Erzählung der Begebenheiten nicht nach einer geographischen Ordnung, auch nicht nach einzelnen Jahren, und noch weniger nach gewissen Classen der Begebenheiten machen, sondern man ordnet nach Systemen; die Ursachen gehen voran, die Wirkungen folgen, und der Geschichtschreiber, der so verfährt, ist pragmatisch. Welch ein Ruhm! Er ist aber auch nicht leicht zu erwerben, und so wie die pragmatische Classe der Geschichtschreiber die vorzüglichste unter allen ist, so ist sie auch die am wenigsten zahlreiche. Pragmatische Geschichtschreiber kommen nur in sehr glücklichen Zeitaltern zum Vorschein, und selbst die Griechen können sie nur in geringer Anzahl aufweisen.

Es geht also die Hauptsorge eines Geschichtschreibers, der sich bis zur höchsten Geschichtschreiber Classe, der pragmatischen, aufschwingen will, dahin, die Veranlassungen und Ursachen einer merkwürdigen Begebenheit aufzusuchen, und das ganze System von Ursachen und Wirkungen, von Mitteln und Absichten, so verwirrt auch alles im Anfange durch und neben einander zu laufen scheint, aufs mögtichste entwickelt darzustellen. Nichts muß ihn in dieser Bemühung irre machen oder aufhalten, nicht die Entfernung der Oerter, nicht der Zwischenraum der Zeiten, nicht die Verschiedenheit der Begebenheiten selbst. Wie oft ist der Stoß des ganzen Triebwerks Europäischer Cabinette nicht in dem Europäischen Staate, den man beschreibt, ja nicht einmal in Europa selbst, sondern in einer Amerikanischen Begebenheit zu suchen? Hier würde man die Ordnung der Natur verkehren, man würde die Kette zerreissen, wenn man bey den Europäischen Cabinetsangelegenheiten anfangen wolte. Es geht auch darum nicht an, daß man die Begebenheiten allezeit nach den Jahren ordne, weil sich das System selten mit einem Jahre anfängt oder endigt. Systeme von Begebenheiten haben zwar ihren eigenen Zeitlauf, allein dieser richtet sich nicht nach der bürgerlichen Abtheilung der Zeit. Die Ursache, daß wir im Herbste des Jahrs 1760. zu Göttingen französische Einquartirung bekommen haben, ist in dem eben so merkwürdigen, als für uns unglücklich gewesenen Vorfalle bey Maxen im Jahr 1759. zu suchen. Und wie will man mit einer gewissen Classification der Begebenheiten zu rechte kommen? Man stelle Naturbegebenheiten zusammen, man mache wieder eine andere Classe von Cabinetsangelegenheiten, man bringe die Kriegsoperationen, die Commerciensachen u. s. f. unter abgesonderte Artikel. Welche Verwirrung unter den Ursachen und Wirkungen, was für ein Chaos von Erzählungen würde nicht ein solcher Plan hervorbringen? Und doch sieht man sonst gute Geschichtschreiber, und selbst solche, die das Herz haben, auf den erhabenen Ruhm pragmatischer Geschichtschreiber Ansprüche zu machen, die Begebenheiten nach solchen Classen ordnen: ungeachtet es einem jeden die tägliche und gemeine Erfahrung lehren kan, daß z. E. eine Naturbegebenheit nicht just wieder eine andere merkwürdige Begebenheit zur Folge habe, sondern oft ganz andere Wirkungen bald im Felde, bald in dem Cabinette u. s. f. nach sich ziehe. Wie ausgebreitet und verschieden können die Folgen einer grossen Ueberschwemmung, die Entdeckung eines Bergwerks rc. für den Minister, für den Feldherrn, für den Bauer, den Handwerksmann, den Künstler, den Kaufmann, ja bisweilen für mehr als einen Staat seyn? Wie unbarmherzig würde es seyn, dem Leser aufzubürden, daß er die Folgen einer solchen Naturbegebenheit, die der Geschichtschreiber unter mehrere einmal von ihm festgesetzte Classen von Begebenheiten vertheilt hätte, selbst zusammen suchen, einander unterordnen, und die gemeinschaftliche Ursache derselben unter der Rubrik: Naturbegebenheiten, mehr selbst entdecken, als aufgeklärt vor Augen sehen solte?

Aus allem diesen ergiebt sichs also von selbst, daß man am natürlichsten verfahre, wenn man Begebenheiten systemweise zusammenstellet, wenn man bey jedem System die Wirkungen gleich unmittelbar auf ihre Ursachen folgen läßt, und alle zu einem System gehörige Begebenheiten so zu sagen von den Wurzeln an durch alle Haupt- und Nebenzweige verfolgt, bis das System geendiget ist, und ein leichter Uebergang zu einem andern System, das man auf eben diese Weise behandelt, gemacht werden kan. Begebenheiten, die nicht zum System gehören, wenn sie gleich zu anderer Zeit, das ist, wenn man auf ihr System komt, erzählet werden müssen, sind jetzt für den Geschichtschreiber, so zu sagen, keine Begebenheiten: so wie eine sonst noch so merkwürdige Nation für ihn, zur Zeit da er Nationen zu stellen hat, keine Nation ist, wenn sie nicht zu dem System gehört, das er jetzt dem Leser vorstellen will.

Wenn verschiedene Systeme, sowol gleichzeitiger, als auf einander folgender Begebenheiten aus einer entfernten gemeinschaftlichen Ursache entstehen, so machen sie zusammen eine ganze Geschichte, z. E. die Geschichte eines Kriegs aus. Solcher Geschichten, deren jede für sich ein besonderes Ganze auszumachen scheint, muß natürlicher Weise eine beträchtliche

Anzahl in einem Buche vorkommen, das sich auf mehrere Jahrhunderte erstreckt. Auch hier wird ein philosophischer Geschichtschreiber die obige Regel mit Nutzen beobachten können. Er ordnet in diesem Falle jedes so, wie er in dem vorigen einzelne Begebenheiten geordnet hat.

Aber wie findet man die Ursachen der Begebenheiten, die bey jedem Systeme den Anfang der Erzählungen machen müssen? Sie sind entweder in den Quellen, aus welchen man schöpft, schon entdeckt, oder man muß sie erst mit Mühe aufsuchen. Bey dem ersten Falle hat man keine Regeln nöthig, und bey dem andern sind sie schwer zu geben, und noch schwerer auszuüben, wenn man kein vorzüglich gutes historisches Genie hat. Freylich wer selbst eine wichtige Rolle auf dem Schauplatze der Welt gespielt, oder sonst einen wichtigen Antheil an grossen Begebenheiten gehabt hat, wer selbst bey Regierungsgeschäften gebraucht worden ist, ein Thucydides, ein Xenophon, ein Cäsar, ein Eginhard, ein Luitprand, solche Geschichtschreiber, die bey der Entstehung der Begebenheiten gleichsam in der Fabrike mit gegenwärtig gewesen sind, selbst Hand mit angelegt haben, u. s. f. diese werden freylich, auch selbst in dem Falle, wenn sie nicht ihre eigenen Begebenheiten beschreiben, das Triebwerk in menschlichen Dingen aus dem Grundsatze, daß aus ähnlichen Ursachen ähnliche Wirkungen entspringen, und einerley Mittel zu einerlei Zwecke führen, weit eher heraus bringen, als Leute, die in der Studierstube über den Zusammenhang der Dinge speculiren. Doch auch für diese, wenn sie nur lernen wollen, sind noch Hülfsmittel genug vorhanden, den erstern, wo nicht gleich zu werden, doch nahe zu kommen. Der von den Geschäften der Welt entfernte Geschichtschreiber kan sich in dieser historischen Philosophie, in der Kunst des Pragmatischen üben, wenn er über die Begebenheiten seines eigenen Lebens, seiner Familie, seiner Freunde, systematisch nachdenkt. So gros auch der Unterschied zwischen dem Catheder und dem Throne, zwischen dem Hausvater und dem Könige, hierin zu seyn scheint, so komt es doch hier nur auf den Grad des mehrern und wenigern an, Sonst gilt es überhaupt von allen Begebenheiten, sie seyn gros oder klein

Eadem fabula agitur.

Mit eigenen Erfahrungen im Kleinen ausgerüstet, wagt sich nun der Geschichtschreiber in die grosse Welt, wie sie von guten Geschichtschreibern pragmatisch beschrieben ist, und wird durch Hülfe seiner getreuen und erfahrnen Führer mit derselben jetzt so gut bekant, als es seine Führer selbst waren. Ist er endlich ein Philosoph, und dieser muß er schlechterdings seyn, wenn er pragmatisch werden will, so macht er sich allgemeine Maximen, wie die Begebenheiten zu entstehen pflegen, studiert mit steter Erinnerung an diese Maximen, die zuverläßigen Nachrichten von der Nation, die er beschreiben will, recht durch, sucht die Grundstützen auf, worauf ein Staat ursprünglich errichtet worden, vergleicht die Begebenheiten, die diese Grundstützen entweder bevestiget, oder erschüttert haben, giebt auf den Character der handelnden Hauptpersonen acht, thut immer einen scharfen Blick auf die Nationen, die mit der seinigen ein System ausmachen, und wagt es, hieraus ein System von Begebenheiten, das Triebwerk, herzuleiten, das er mit Vergnügen entweder von gleichzeitigen Schriftstellern bestätiget, oder durch den ganzen Zusammenhang der Geschichte gerechtfertiget findet.

Gleichwol wird er bisweilen, aller Nachforschung ungeachtet, das Schicksal des Naturforschers erfahren, der, wenn er den wirklichen Ursachen einer Erscheinung noch so eifrig nachgespühret hat, doch zuletzt nicht selten nur die möglichen oder muthmaslichen Ursachen finden kan.

Der höchste Grad des Pragmatischen in der Geschichte wäre die Vorstellung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge in der Welt (Nexus rerum universalis). Denn keine Begebenheit in der Welt ist, so zu sagen, insularisch. Alles hängt an einander, veranlaßt einander, zeugt einander, wird veranlaßt, wird gezeugt, und veranlaßt und zeugt wieder. Die Begebenheiten der Vornehmen und der Geringen, der einzelnen Menschen und aller zusammen, des Privatlebens und der grossen Welt, ja selbst der unvernünftigen und leblosen Geschöpfe und der Menschen, alle sind in einander verschlungen und verbunden. Daß ein Mensch diesen höchsten Grad des Pragmatischen in der Historie erreichen könne, wird kein Vernünftiger erwarten: und wenn auch kein innerer Widerspruch in einer solchen Forderung enthalten wäre, so stritte sie doch auf der andern Seite mit den wesentlichen Pflichten eines Geschichtschreibers. Dieser soll nur merkwürdige Begebenheiten erzählen: er darf also auch nur die Triebfedern und Wirkungen merkwürdiger Begebenheiten aufsuchen. Wie viele tausend Triebfedern und Folgen muß er also wegen seiner eingeschränkten Seelenkräfte, wie viele andere tausend derselben wegen der wesentlichen Pflicht seines Amts verschweigen! Er kan also immer nur einen Theil, und bisweilen gar nichts von dem System der Begebenheiten ins Licht setzen, und oft muß er nur rathen. Um dieser Ursache willen nennen wir bald einige Begebenheiten zufällige, und bald scheint es uns, als wenn grosse Erfolge aus unproportionirlich kleinen Ursachen entstanden wären. Paris raubt die Helena, und die Griechen richten aus Rache das Trojanische Reich zu Grunde. Sextus Tarquinius schändet die Lucretia, und die Regierung der Könige zu Rom hat ein Ende. Die römischen Päbste und die Kaiser zu Constantinopel streiten über den Bilderdienst, und Karl der Grosse wird König von Italien und Kaiser im Occidente. Wilhelm der Eroberer wird Herzog von der Normandie, und das Königreich von beyden Sicilien entsteht, und England wird eine Normännische Provinz. Welch Verhältnis zwischen Ursachen und Wirkungen! Allein man betrachte nur das ganze System solcher Begebenheiten, so wird man bald finden, daß hier eine ganze Kette von Ursachen vorhanden ist, an welcher die erzählte nur ein Glied ausmacht.

Ich will also nicht haben, daß ein Geschichtschreiber alle kleinen Ursachen, die ihm bekant worden sind, übergehen solle: Nein! er soll meinem Bedünken nach alles aufsuchen, was zur Hervorbringung eines wichtigen Vorfalles nur irgend etwas beygetragen hat; es wird ihm seiner Mühe ungeachtet, dennoch manche Ursache, ja manche Reihe von Veranlassungen und Ursachen unbekant bleiben, und er wird selten den Leser bis zu einem sehr hohen Grad der Begreiflichkeit eines Erfolgs bringen können. Ich kan mir nichts grössers in der weltlichen Geschichte der ältern Zeiten gedenken, als wenn ich sehe, wie Attila seine beyden Arme, so zu sagen, über unsre halbe Erdkugel ausbreitet, hier mit der einen Hand dem Kaiser zu Constantinopel Frieden schenkt, und dem abendländischen Kaiser Frieden anbietet, dort mit der andern Hand mit dem Kaiser von China ein Bündnis schließt, um den morgenländischen Tataren Sheusheu, die sich seine Entfernung zu Nutze machen wollten, einen mächtigen Feind im äussersten Osten zu erwecken. Ich getraue mir diese höchsterstaunenswürdige Begebenheit zu erweisen: ich bin aber zur Zeit noch nicht im Stande, das System, wozu sie gehört, auf eine ganz begreifliche Art zu entwickeln; und vielleicht wird es mir die Entfernung der Zeiten und Oerter, und der Mangel hinlänglicher Nachrichten auf immer unmöglich machen. Noch unbegreiflicher, und vielleicht gar unmöglich muß den Nachkommen die Erzählung von dem letzten Kriege, der selbst uns als Zeitgenossen, als Bedrückten noch ziemlich unbegreiflich ist, vorkommen, wenn nicht zur Zeit noch versteckte Umstände an den Tag kommen, und hernach alle Systeme von den Begebenheiten dieses geheimnißvollen Kriegs mit allen großen und kleinen Ursachen durch einen recht pragmatischen Geschichtschreiber auf die Nachwelt gebracht werden.

Alles, was ich bisher gesagt habe, kann Vorsicht und Billigkeit in der Beurtheilung eines pragmatischen Geschichtschreibers anrathen. Man muß keine unmöglichen Pflichten von ihm fordern, sondern immer daran denken, daß er ein eingeschränkter Mensch, und ein Geschichtschreiber ist.

## IV. Von der Stellung der Charactere und Remarquen.

Ich sollte nun auch etwas von der Stellung der Charactere und Remarquen reden: allein ich erwähne nichts hievon. Sie sind ganz das Werk der grösten Meister, und diese haben meiner Regeln nicht nöthig. So viel läßt sich leicht bemerken, daß die Charactere zuverläßig seyn, aus den Begebenheiten selbst entspringen, und an denen Orten eingeschaltet werden müssen, wo dem Leser daran gelegen ist, die handelnde Person näher zu kennen. Erst am Ende der Geschichte eines Königs, wie insgemein geschieht, seinen Character zu schildern, komt mir sehr unschicklich vor. Charactere sollen in der Geschichte das sein, was Definitionen in Wissenschaften sind. Beide müssen da angebracht werden, wo man sie zu den übrigen Vorstellungen am nöthigsten braucht.

Die Remarquen machen einen historischen Vortrag angenehm und nützlich: sie müssen aber, wenn man diesen gedoppelten Zweck erreichen will, weder gemein noch gehäuft sein. Wer sie machen will, muß sich immer vorstellen, daß seine Leser schlechterdings auch denken wollen und können, und von ihm nichts weiter, als Veranlassung zu eigenen Betrachtungen, nicht eine syllogistische Vorbuchstabirung, sondern eine enthymematische Entwickelung des Triebwerks erwarten. Diese gehört in das Buch, jene in die Werkstatt des Geschichtschreibers. Das Gegentheil thut Rollin, und nach ihm ein ganzer Schwarm neuerer Geschichtschreiber: sie misfallen aber Kennern durch ihre Geschäftigkeit. An einem Orte ganz stille stehen, und durch eine moralische Predigt über Personen oder Begebenheiten den Lauf der Geschichte aufhalten, ist nicht die Art eines Thucydi-

des, eines Tacitus; es ist nur die Sache eines armen Geistes, der gern für reich gehalten werden möchte.

Doch ich nehme ganz unversehens Theil an der Sache, und ich wollte mich doch losreissen. Ich eile also, da ich dieses merke, zum Schluß meiner zufälligen Gedanken über den historischen Plan, und gebe lieber Beyspiele aus alten und neuen Geschichtschreibern. Für ein historisches Genie ist vielleicht das, was ich gesagt habe, schon zu viel, und für Leute, die keine Talente zur Geschichte haben, würden ganze Bände nicht zureichen. Aber Beyspiele wird auch ein Genie nicht ungerne haben.

---

## Franz, Freiherr von Gaudy,

mit ganzem Namen Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr von Gaudy, ward am 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren. Seine Eltern waren der K. Preußische Generallieutenant von Gaudy, und Constanze, geborene Gräfin Schmettow. Mit dem sechsten Lebensjahre verließ er sein väterliches Haus, und erhielt seine Bildung in mehreren wissenschaftlichen Anstalten, u. A. im Collège français zu Berlin, zuletzt auf der Landesschule Pforta, von welcher er 1818 mit dem Zeugniß der Reife für die Universität abging. Er trat in das K. Preuß. Heer, avancirte während der Folgezeit zum Officier, und diente in mehreren Regimentern bis zum Jahre 1833, wo er seinen Abschied nahm, um fortan zu privatisiren. 1835 reiste er nach Rom, und kehrte im Laufe desselben Jahres nach seinem Wohnort Berlin zurück.

Er gab heraus:
Erato. Glogau, 1829. N. A. 1835.
Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen. Glogau, 1832. 2. A. noch in demselben Jahr.
Geschichtliche Gesänge der Polen v. J. U. Niemewicz, metrisch bearbeitet. Glogau, 1833.
Schildsagen. Glogau, 1834.
Korallen. Glogau, 1834.
Desengaño. Novelle. Leipzig, 1834.
Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie von Robert Wace, metrisch bearbeitet.
Kaiserlieder. Leipzig, 1835.
Mein Römerzug. 3 Thle. Berlin, 1836.
Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. Leipzig, 1836.
Clotilde von Ballon-Chalys. Berlin, 1836.
Lieder und Romanzen. (Unter der Presse).

Ein sehr gefälliges und gewandtes lyrisches Talent, das zwar Anfangs mehr als Nachahmer beliebter Vorbilder, namentlich Heine's auftrat, bald aber alle Fesseln von sich streifte, und sich mit großer Anmuth und Leichtigkeit zu bewegen weiß. Innigkeit und Gemüthlichkeit, rascher und treffender Witz, Herrschaft über Sprache und Reim, Gluth der Phantasie sind ihm in nicht geringem Grade eigen und haben ihm binnen wenigen Jahren einen geachteten Ruf erworben. —

---

### Der steinerne Ritter *).

Es sprudelt die silberne Quelle
  Am Marktplatz Tag und Nacht;
Auf steinernem Gestelle
  Hält dort ein Ritter Wacht.

Die Rechte umkrampft den Degen,
  Die Linke den Wappenschild.
So steht bei Sonn' und Regen
  Des alten Kämpen Bild.

So seht ihr den starren Recken
  Mit ernst-griesgrämigem Blick,
Die zitternde Well' im Becken
  Glänzt ihn noch finst'rer zurück.

Des Abends trippeln die Mädchen
  Zum Born mit Kann' und Krug.
Spähst du nach Schönen im Städtchen,
  Hier triffst du ihrer genug.

Die Kannen und die Krüge,
  Sind auf den Rand gerückt.
Vertraut wird zur Genüge
  Was lange das Herz bedrückt.

Es rieselt und plätschert die Quelle,
  Und sprudelt fort und fort,
Doch flüchtiger rinnt das schnelle,
  Geschwätzige Mädchen-Wort.

Und was der Liebste geschworen,
  Wann Hochzeit solle seyn,
Dem Ritter kommt's zu Ohren,
  Dem alten Vertrauten von Stein;

Und wie der Liebste gesprochen,
  Sich hoch und theuer vermaß,
Und wie er das Wort gebrochen,
  Der Ringe Wechsel vergaß.

Manch Seufzer schwellt das Mieder,
  Manch Thränchen rollt herab —
Der Ritter plaudert's nicht wieder,
  Stumm bleibt er wie das Grab.

Du ehrenvester Geselle,
  Nur einmal öffne den Mund.
Was that an dieser Stelle
  Von mir mein Mädchen kund?

Was hat, du alter Gestrenger,
  Mein Liebchen dir vertraut?
Gelt, Freund, sie zweifelt nicht länger,
  Sie reicht mir die Hand als Braut?

Ja, führ' ich, Herr Brunnenritter,
  Mein schmuckes Bräutchen nach Haus,
Dann soll wie den Hochzeitsbitter
  Dich schmücken der stattliche Straus.

*) Deutscher Musenalmanach für 1836. S. 127 fgde.

---

### Der Morlake in Venedig.

(Illyrisch.)

Als ich traurig, arm an Gelde und verlassen saß am Herde,
Kam ein listiger Dalmatier, sprach mit schmeichelnder Geberde:
Weshalb weilst du in den Bergen? Nach der großen Wasserstadt
Wandre, welche mehr Zechinen als dein Acker Kiesel hat.

Im Gewand von Sammt und Seiden prunken üppig die Soldaten,
Jubeln dort in Saus und Brause, sammeln spielend sich Dukaten.
Schwere Silberkett' am Dolche, Weste reich gestickt mit Gold
Bringst du leicht in deine Heimath von des Venetianers Sold.

Blumen werfend ruft dich freundlich dann die süßerblüh'nde Schöne
An das Gitterfenster, klingen deiner Guzla Schmeicheltöne.
Geh' zu Schiffe! geh' zu Schiffe! Nach der großen Wasserstadt
Wandre, welche mehr Zechinen als dein Acker Kiesel hat. —

Und ich thöricht Kind, ich glaubt es was der Falsche vorgelogen,
Stieg in's Riesenschiff von Marmor *), rings umspült von Meereswogen:
In der Sumpfluft wird das Brot mir eitel Gift; ich liege still
Gleich dem Wolfshund an der Kette, darf nicht zieh'n wohin ich will.

Red' ich meines Landes Sprache, so verspotten mich die Schönen;
All' die Töchter unsrer Berge eilten hier sich zu entwöhnen

*) Venedig.

Volkes würd'ger Sitt' und Rede. Einsam steh' ich und allein;
Gleich dem Baum, verpflanzt im Sommer, geh' ich langsam welkend ein.

Wenn in meinen Felsenschluchten ich dem Wanderer begegnet,
Grüßt' er mich: Sohn des Alexis! sey der Tag von Gott gesegnet!
Hier tritt mir kein Freund entgegen; hülflos bin ich wie der Wurm,
Welchen in des Teiches Mitte schleuderte des Herbstes Sturm.

## Die Reiterin.

Ich sah jüngst — es war im Traume —
Einen wunderseltnen Ritt:
Auf bejahrtem, steifem Klepper,
Welcher, schleichend Schritt vor Schritt,
Mit den Ranken, Dornen, Nesseln
Sich schwerfäll'gen Hufes stritt,
Saß ein Weib, das schlafend nickte
Und doch nicht vom Sattel glitt.

Saß verkehrt doch gar die Donna,
In der Hand den Schwanz als Zaum,
Wankt' hinüber und herüber,
Murmelt' auch, doch wie im Traum.
Wen'ge Worte nur vernahm ich,
Die ich hört' verstand ich kaum,
Gab auch nicht drauf acht, und mustert'
Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,
Nicht so farbigen Talar;
Grau nur gegen ihn bedünkte
Mich der Regenbogen gar,
Große Lappen, kleine Fetzen
Angestückt fast wunderbar:
Nun, der Himmel mag es wissen,
Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu schauen
Dieser Edelfrau Gestalt,
Zeigte gleich gebogner Nacken
Spuren von der Zeit Gewalt,
Hatte sie mit häm'schem Finger
Gleich manch Fältchen eingekrallt —
Immer ließ sich noch ermessen,
Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen schien die Dame,
Leis' und schüchtern fragt' ich da:
Wenn nicht meine Ahnung lüget,
Seyd Ihr Frau Germania? —
„Bis zu Achtzehnhundert nenne
Ward ich so genannt. O ja."
Und jetzt? — „Hab' ich hundert Namen.
Nennt mich Frau Etcätera."

Wie Ihr wollt. Doch edle Herrin,
Welchen fabelhaften Gaul
Reitet Ihr? So abgetrieben,
Buglahm, hinkend, träg' und faul.
Seht — doch nein Ihr könnt nicht sehen —
Im Moraste wühlt sein Maul;
Kommt nicht haarbreit von der Stelle.
Schafft ihn ab. Es ist ein Grau'l.

„Naseweiser Neurungsthümler,
Welch ein übermüth'ger Wahn
Treibt Euch, meinen Gaul zu lästern,
Dem ich herzlich zugethan?
Der mich schon seit grauen Jahren
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,
Der den äl'tsten Stammbaum vorweist —
Ihn, den alten Schlendrian?"

## Das Orakel.

Die Mutter hält auf dem Schooße
Das Knäblein zart und hold,
Lippen glüh'n ihm wie Rose,
Löckchen glänzen wie Gold.

Das Küssen und das Herzen,
Heute bekommt sie's nicht satt;
Ein Jahr ist's, daß sie viel Schmerzen
Um ihn gelitten hat.

„Ein Jahr ist's, daß ich viel Schmerzen
Um dich erduldet hab';
Ein Jahr seit den Himmel im Herzen
Die Mutterbrust dir gab.

Wie so reizend entfaltet
Hast du, mein Knospchen, dich.
Engel des Himmels, erhaltet,
Schützet ihn mildiglich!"

„Herrin, wollt mir erlauben,
So flüstert jetzt die Magd,
Daß nach des Volkes Glauben
Das Schicksal werde befragt.

Laßt loosen das jahresalte
Knäblein am heutigen Tag.
Der Himmel gnädig walte,
Daß er's wohl treffen mag.

Ich bringe die heilige Bibel,
Den Apfel, das Thalerstück.
Ein Loos verkündet Uebel,
Zwei Loose verkünden Glück.

Roth bleibt er wie Apfels Bäckchen,
Wenn er die Frucht erkiest;
Nie fehlen die Thaler im Säckchen
Wenn er das Silber erliest."

„Und, fragt die Mutter bebend,
Erwählt er das heilige Buch?"
Die Magd spricht widerstrebend:
„Dann wird ihm das Leichentuch." —

„O nimmer, nimmer wage
Dies Spiel. Ihm bleib' es fern.
Dies hieße mit sündlicher Frage
Versuchen Gott den Herrn."

Die Magd trägt in die Kammer
Wohl die drei Loose zurück.
Die Bibel mit silberner Klammer,
Sie fesselt des Kindes Blick.

Zappelnd und ringend windet
Es sich von der Mutter Schooß,
Tappt in das Kämmerlein, findet
Das ernste Todesloos.

Am goldig=gleißenden Schnitte
Erkennt er das Erbestück.
Mit kurzem, schwankendem Schritte
Bringt er's der Mutter zurück.

Schon jetzt deine Thränen fließen?
Warte noch, Mutter, ein Jahr,
Dann magst du die bittern vergießen,
Dann wird das Orakel wahr.

# Christian August Gebauer

ward am 28. August 1792 zu Knobelsdorf im Königreich Sachsen geboren, erhielt, nach vollendeten Studien, eine Collaboratur in Meissen, wurde dann Lehrer an einem Institute in Cöln, 1818 Professor in Bonn, was er jedoch nur kurze Zeit blieb, und später Instructor des Prinzen von Wittgenstein. — Gegenwärtig lebt er als Hofrath und Doctor der Weltweisheit im Privatstande zu Mannheim.

Er schrieb:
Geistliche und weltliche Gedichte. Heidelberg 1814. 4. A. Heidelberg 1821.
Des Ausonius Bissula. Köln 1817.
Bilder aus der Gemüthswelt. Elberfeld 1819.
Blüthen religiösen Sinnes. Elberfeld 1819. N. A. 1828.
Legende vom heiligen Engelbert. Köln 1819.
Bilder der Liebe. Köln 1819.
Die Morgenröthe. Elberfeld 1819 — 1820. 2 Thle.
Stunden der Einsamkeit. Aachen 1820.
Blumenstücke. Mannheim 1821.
Aurora. Mannheim 1823.
Lebensbilder. Ulm 1825 — 1826. 2 Thle.
Altes und Neues. Nürnberg 1826.
Deutscher Dichtersaal. Leipzig 1827. 2 Thle.
Die Monate des Jahres. Stutgart 1828.
Vesta. Berlin 1828.
Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter. Leipzig 1828.
Simon Dach und seine Freunde. Tübingen 1828.
Das Schönste aus Jean Paul's Schriften. Leipzig 1827. 2 Thle.
Lilienblätter. Stuttgart 1831.

Mit reicher Phantasie und innigem Gefühl ausgestattet, hat sich G. vorzüglich der lyrischen religiösen Poesie zugewandt und hier Ausgezeichnetes geleistet. —

## Friedrich Gedike.

Dieser um das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland zu seiner Zeit hochverdiente Gelehrte, ward am 15. Januar 1754 in dem Dorfe Boberow bei Lengen in der Priegnitz, wo sein Vater Prediger war, geboren. Er hatte das Unglück, denselben schon im neunten Jahre zu verlieren, und wurde nun, Anfangs in Seehausen, dann in dem Waisenhause zu Züllichau erzogen, zeichnete sich jedoch während seiner früheren Jugendjahre eben nicht durch hervorstechende Fähigkeiten aus. Erst in der letzten Zeit erwachte sein Geist und entwickelte sich zum Erstaunen Aller, die ihn früher gekannt hatten. Im Jahre 1771 ging er nach Frankfurt an der Oder, um Theologie zu studiren. Nach vollendeter akademischer Laufbahn berief ihn Spalding 1775 nach Berlin, als Erzieher seiner Söhne. 1776 wurde er Subrector des Friedrichswerder'schen Gymnasiums daselbst, 1778 Prorector und 1779 Director dieser Anstalt, 1791 Mitdirector des Berlinisch-Kölnischen Gymnasiums, und 1793 Director desselben. — Bereits 1784 war er zum Oberconsistorialrath, und 1787 zum Oberschulrath ernannt worden. Bei der Gründung eines Seminariums für gelehrte Schulen wurde ihm gleichfalls die Direction desselben übertragen. Im Jahre 1790 trat er als Mitglied in die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und 1791 erhielt er von der theologischen Facultät zu Halle das Diplom eines Doctors der Theologie. Er starb am 2. Mai 1803 zu Berlin, nach höchst gesegnetem und ausgedehntem Wirken.

In deutscher Sprache erschien von ihm:
Pindar's Olympische Siegeshymnen. Berlin und Leipzig, 1777.
Pindar's Pythische Siegeshymnen. Berlin und Leipzig, 1779.
Aristoteles und Basedow, oder Fragmente über Erziehung und Schulwesen. Berlin und Leipzig 1779.
Vier Dialogen des Platon. Berlin, 1780.
Gesammelte Schulschriften. Berlin, 1789 — 1795. 2 Bde.
Vermischte Schriften. Berlin, 1801.
Berlinische Monatsschrift (mit J. E. Biester). Berlin, 1783 — 1790.
Einzelne Oden, Schulreden, Beiträge zu Zeitschriften u. s. w.

Die vielfachen großen Verdienste, welche sich G. durch seine Schriften sowohl, wie durch seine amtliche Thätigkeit um das Schul- und Erziehungswesen, zunächst in Preußen, dann aber auch in ganz Deutschland erwarb, sind so allgemein anerkannt, daß es einer näheren Auseinandersetzung derselben hier um so weniger bedarf, als solche in einem Werke dieser Art nicht einmal an ihrer rechten Stelle wäre. — Als Schriftsteller im engeren Sinne hat er wohl das Vorzüglichste in seinen Nachbildungen griechischer Originale geleistet, und namentlich in seiner Uebersetzung des Pindar gründliche Kenntniß mit Geschmack, wahrem Gefühl und großer Herrschaft über Sprache und Form vereinigt. Weniger glücklich ist er dagegen in seinen Reden und Oden, da es ihm zwar nicht an Kraft, Gewandtheit und Reichthum des Gedankens, so wie an Anmuth und Wärme des Styls fehlt, eine eigenthümliche Neigung zum Allegorisiren ihn aber zu weit führt, und ihn oft zu unnützer Häufung der Bilder und Figuren, so wie zu rhetorischer Uebertreibung hinreißt. —

## Eduard Heinrich Gehe,

gewöhnlicher Eduard Gehe, ward am 1. Februar 1793 zu Dresden geboren, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, und bezog dann Schulpforte. Er studirte darauf die Rechtswissenschaften zu Leipzig, machte nach vollendeter akademischer Laufbahn mehrere Reisen, und ließ sich bei seiner Rückkehr als Rechtsconsulent in seiner Vaterstadt nieder. 1827 ward er Großherzoglich-hessischer Hofrath, und in neuester Zeit K. Sächsischer Censor.

Von ihm erschien:
Das Schloß Candra. Oper. Dresden, 1834.
Desgleichen. Trauerspiel. Leipzig, 1821.
Gustav Adolph. Tragödie. Leipzig, 1818.
Der Tod Heinrichs IV. von Frankreich. Trauerspiel. Dresden, 1820.
Maja und Aligno, oder die bezauberte Rose. Dresden, 1827.
Historische Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, 1830 u. 1832. (Der 10. u. 12. Band der Bibliothek historischer Romane. Leipzig, bei Focke.)
Das Schloß Perth und die Pulververschwörung. Leipzig, 1835.
Die Eroberung Sibiriens. Leipzig, 1835.
Vermischte Schriften. Bunzlau, 1836. 2 Thle.
Mehrere ungedruckte Tragödien, Beiträge zu Zeitschriften u. s. w.

Als dramatischer Dichter gehört Gehe zu denen, welche Schiller zum Vorbilde nahmen, und auf der von diesem unsterblichen Geiste eingeschlagenen Bahn weiter strebten. Seine Versuche waren nicht ohne Erfolg, da ein glückliches Talent ihn begünstigte und unterstützte. Reichthum der Erfindung, Anmuth und Kraft der Sprache, Wahrheit der Charakterzeichnung und geschickte Verbindung der einzelnen Situationen treten in seinen dramatischen Leistungen hervor, und erwerben ihnen nicht geringes Lob; doch fehlt es ihnen an Tiefe und Gluth der Leidenschaft, daher war

ihre Wirkung weder nachhaltig, noch dauernd. Mit größerem Glück bearbeitete G. später die deutsche Oper, die überhaupt seiner ruhigen, gleichen Sinnesart wohl mehr zusagt, und hat auf diesem Gebiete wohl das Beste geliefert, was unsere Literatur bisher aufzuzeigen vermochte. — In der Gattung der historischen Novelle und des historischen Romans, welcher sich Gehe in den letzten Jahren fast ausschließlich zuwandte, hat er mit Recht großes Lob geerndtet, da er mit gründlichen Kenntnissen eine sehr anmuthige, phantasiereiche Darstellungsgabe verbindet. —

## Charlotte Corday.

„Ruhe herrscht in der Natur; der Geist ihres Friedens grüßt meine Seele. Schildere mir den Sommerabend, daß seine jungen Farben meinem Alter lebendig werden."

So sprach Corday, der Vater, zu seiner Tochter. Er war blind, ein siebenzigjähriger Greis.

„Das Gewitter," sagte Charlotte, „hat sich verzogen und einen Regenbogen zurückgelassen, der Land und See verbindet. Wie flüssiges Silber liegt sie vor uns, trägt Boote und Schiffe, die dieser Küste enteilen. Die Segel glänzen wie Schleier, während das Abendroth seine Farben auf die Gestade haucht. Nur das Meer gibt einer Gegend den Charakter der Größe, und schön ist es, wenn zu dieser Größe sich, wie hier, die Lieblichkeit gesellt."

„Ein Abend, geeignet, daß man an ihm von Heinrichs und Sully's Weltfrieden träume!" erwiederte Corday. „Das waren Menschen, so groß, als liebenswürdig; echte Franzosen. Im Strahl der untergehenden Sonne feiere ich ihr Andenken. Auf die Liebe, die damals Volk und König einte, folgte der Haß, auf das Glück das Unglück, auf den Tag die Nacht. Aber auch unsere Zeit hat ihre Tugenden. Gemessene Kraft muß sich der Leidenschaft, echtes Volksthum dem Jacobinismus entgegenstellen. Jene Bürger Frankreichs, welche dem Boden der Tyrannei enteilen, sündigen am Vaterlande. Die Besseren dürfen nicht ihren Platz dem Laster räumen. Jeden Fuß breit muß man ihm streitig machen. Gibt es ein schöneres Loos, als über den Gräbern seiner edlen Ahnen edel fallen für das Recht? O, daß in mir noch die Kraft des Jünglings lebte!"

„Sie lebt, mein Vater, in Euren Söhnen — den Girondisten!"

„Ich habe Freude an meinen Kindern," sprach Corday. „Im nahen Caen wirken meine zwei Jünglinge still, doch kräftig. Ein edles Feuer lodert in ihrer Seele und Du bist — Corday's Tochter."

Sie drückten sich die Hand. Nie waltete zwischen einem Vater und seinem Kinde ein zarteres Einverständniß.

„Mein Vater," sagte jetzt Charlotte und richtete den Blick auf die felsige Küste, „dort sehe ich Leute, die wohl unserer Hülfe bedürfen. In diesen Zeiten der Tyrannei erkennt man leicht die unverdient Verfolgten."

Wirklich zeigten sich zwischen den Klüften des Felsgestades vier Männer; in ihren blassen, aber edlen Zügen malte sich die tiefste Noth.

„Sei Du mein Auge, mein hülfebringender Arm!" sagte der Alte zu Charlotten.

Die vier Männer, Corday's Landsitz erblickend, der nicht weit von Caen, näher dem Meere, lag, eilten darauf zu, so viel es ihre sichtbar erschöpften Kräfte erlaubten. Plötzlich schien Furcht und Entsetzen ihre Schritte zu hemmen. Unschlüssig blieben sie stehen, scheu umherblickend wie Verfolgte, die den Tod auf ihren Fersen wandeln sehen.

„Geächtete, den Gefängnissen und Hinrichtungen entfliehend!" sagte Charlotte leiser.

„So weißt Du, was wir thaten und wieder thun wollen," antwortete der Vater. „Aber vorsichtig! Wenn nicht das Landvolk, doch die Fischer der Küste dienen auch hier den Tyrannen."

Charlotte ging. Leise die Thür der Gartenmauer öffnend, trat sie auf das Feld und winkte.

„Euer Anblick kündet mir Euer Schicksal. Tretet ein in Frieden!"

„Thut es nicht!" schrie Einer der Flüchtlinge den Andern zu. „Statt der Hülfe könnte Verrath uns antreten."

„Niemand traue ich mehr, außer Dir, o Mädchen!" sagte der jüngste der Männer und ergriff Charlottens Hand. Die Andern folgten. Aber als sie nun tief aufathmend eintraten in diesen Wohnsitz der Ruhe, unter die Schatten wohlgepflegter Bäume, der hohe Greis Corday, wie ein Patriarch aus besserer Zeit, durch die wohl bekannten Räume sich ihnen entgegenbewegte, da zögerte der Fuß der Unglücklichen, die Schwelle des Glücks ganz zu überschreiten.

„Ihr wollt uns laben," sagten sie, „und wir bringen Euch Tod. Fort, fort von hier, ehe Henriots Banden die Feuerbrände auf das gastliche Haus schleudern. Es ist die Zeit des Sylla und Marius. Weil sie Geächtete bei sich verbarg, starb die Bouquet auf dem Schafote."

„Den Tod der Ehre," erwiederte ruhig Charlotte. „Glaubt Ihr, es gäbe nur eine Französin?"

Bei diesen Worten war es, als ließen die Geister der Angst, des von irdischer Noth erzeugten Wahnsinnes plötzlich von den vier Männern ab. Kühner, stolzer erhoben sie das Haupt. Ihre Augen fingen an zu glänzen, ihre bleichen Wangen färbte Feuer.

„Frankreich stirbt nie ganz!" riefen sie. „Verwandte Geister treffen sich noch; der Engel der Gastfreundschaft kehrt uns sein himmlisches Antlitz zu. Und auch wir, nach Monden des Kampfes, der Verfolgung, begehren nur eine Nacht des Schlummers, um dann wieder gestärkt die Nation gegen die Wüthrige zu vertreten."

„Das ist die Sprache der Vaterlandsfreunde," sagte Corday. „Voll klingt sie und lieblich, wie Orgelton durch Sturmesnacht. Laßt mich Eure Namen wissen, daß ich sie in meinem Herzen trage."

„Du siehst Gensonné, Buzot, Salles und Lanjuinais vor Dir, die Abgeordneten der Gironde bei dem Pariser Convent, doch jetzt geächtet, aus Paris, diesem Rachen des Todes, entflohen, von Henkern verfolgt."

„Ihr seid es, Söhne des Gesetzes, seinen Frieden predigend in der Schreckenszeit!" rief froh bewegt Corday, sie unter sein gastliches Dach geleitend. „O, mein Alter neigt sich vor Eurer Jugend! Zwischen königlich Gesinnten und Jacobinern die schmale Bahn der Mäßigung zu wandeln, erforderte Römermuth, durch Christensinn geläutert."

„Die letztentschwundenen Jahre gaben große Hoffnungen," sagte, in ruhigere Betrachtung versinkend, Lanjuinais, indeß ein Strahl der Abendsonne sein edel-schönes Antlitz verklärte. „Ein neues Licht schien tagen zu wollen und wir, die Mitglieder der Nationalversammlung, sollten Verkünder dieses Lichtes sein. Welch ein Anblick! — Auf der einen Seite der König, statt des Flittertandes falscher Größe, die Liebe des Volkes zu seinem Juwele erwählend; auf der andern Seite dieses Volk, auftauchend aus tiefstem Druck, die Menschenrechte laut begrüßend. Welch ein Tag, als der dritte Stand mit Adel und Geistlichkeit zusammenfloß und in der Flamme der allgemeinen Begeisterung die Vorrechte der Einzelnen untergingen! Es war der Silberblick der Staatsumwälzung. Da — ist es doch, als sollte die Menschheit nie zur Vollkommenheit gelangen — bildete sich aus den Fehlern des Königs und der Reizbarkeit der niederen Volksclassen das Ungeheuer des Bürgerkrieges. Erst schüchtern, wie das Licht des Tages scheuend, hob es sein Haupt, das Sansculotten küßten. Wir fühlten seinen Pesthauch und kämpften, ob uns das Blut erstarrte. Aber schon zog es Viele zu dem Unthiere mit Basiliskenblick hinüber. Wir stritten fort, mit unserem linken Arm das bebende Königthum deckend. Aber nun tauchten sie auf, die Vampyre der Nation, die Ungeheuer der Schreckenszeit, Robespierre, der heimliche, Marat, der offene Tiger, seine Zähne fletschend. Nie habe ich geahnt, welch ein entsetzlicher Geist in der Menschenbrust wohne. Das kleine Stückchen Fleisch, Herz genannt, ist schlimmer als Aetna und Vesuv und alle Vulkane der Welt. Doch nein! in diesen Entmenschten ist kein Herz, eine Kröte an dessen Stelle. Aber sie siegen. Der einundzwanzigste Januar mit seiner Königsleiche, der einunddreißigste Mai und zweite Junius, an denen die Lärmkanonen donnerten, vollendeten den Sturz der Gemäßigten. Wir wurden nicht besiegt, nein! erdrückt von den Achtzigtausenden, die, mit Schwertern, Piken, Flinten und Dolchen den Schloßplatz besetzend, die Kanonen gegen den Convent richtend, Mörder waren und sich Bürger des sittlichen Aufstandes nannten *)".

Schnell trat jetzt Charlotte herein.

„Männer des Vaterlandes," sagte sie, folgt mir zur sicheren Ruhestätte."

„Droht Gefahr?" fragte Buzot.

„Nicht für Euch, so lange wir leben;" erwiederte Charlotte dringender.

„Geht mit ihr!" ermahnte Corday. „Sie hat das Auge des Falken und das Herz der Taube." Leicht schritt Charlotte voran, bis wo vor einer Grotte des Gartens wilde Oleander und Kastanien sich zu einer anmuthigen Nacht verschlangen. Der Boden der Grotte war mit einem Getäfel bedeckt, eine künstlich eingefügte Platte ward gehoben und ein unterirdisches Gewölbe sichtbar, darin eine brennende Lampe und erquickende Früchte, von der wirthlichen Charlotte hinein gestellt.

„Steigt hinab und laßt es Euch wohl sein," sagte sie lächelnd.

---

*) Geschichtlich.

„Ohne Zweifel naht schon die Gefahr. Du willst sie uns nur verbergen und lächelst, Mädchen?"

„Den Tyrannen bleibe die Angst, dem reinen Gewissen das Lächeln!" erwiederte sie. „Steigt schnell hinab, ruht süß, indeß ich wache."

Sie stiegen nieder, die Platte über sich ziehend. Ueber dem Asyle der Geretteten stand Charlotte. Von ihrem Antlitze verschwand das Licht, um der schönsten und tiefsten Trauer Platz zu machen. Sie zog einen eben empfangenen Brief aus dem Busen hervor und las ihn. Alle Empfindungen der Wehmuth, der Liebe, des Schmerzes, der zartesten Weiblichkeit malten sich auf ihrem lieblichen Antlitze. Groß war der Kampf, schwer der Sieg.

Als sie geendet, zitterte eine Thräne in ihrem Auge und feine Blässe deckte ihre Wange. Aber die Hand auf das Herz legend, als wollte sie dort ein gewaltiges Gefühl niederdrücken, rief sie: „Es muß!" und ging entschiedenen Schrittes zu dem Greise.

„Die Viere sind geborgen," sagte sie. „Aber dort, von Caen her, über die Hügel, schwärzer als die Schatten der Abenddämmerung, kommen auch schon die Feinde angezogen. Waffen sehe ich blinken, Gebrüll ertönt." Sie neigte sich an des Vaters Brust.

„Was ist Dir? Du zitterst? Wann zitterte bei dem Nahen eines Feindes Corday's Tochter?" fragte der Alte, ihre beiden Hände liebreich fassend.

„Er hat mir geschrieben, in allem Feuer seiner brennenden Leidenschaft, wird gleich selbst hier sein," seufzte Charlotte kaum hörbar.

„Romme wagt Dir zu schreiben, in mein ehrliches Haus zu kommen?"

„Er wagt noch mehr, mein Vater, er hofft, der Mächtige, auf die Hand Eurer Tochter."

„Der Königsmörder, zu Seiten eines Marat und Robespierre sitzend?"

„Ein gefallener Engel!" sprach Charlotte leis und schmerzlich.

„Was Du ihm sagen wirst, meine Tochter, weiß ich, ehe Dein Mund es ausspricht."

„Ich dachte an seine erste Jugend, das hat mich weich gemacht. Vergib Deinem Mädchen die Schwachheit;" erwiederte Charlotte und richtete sich entschlossen empor.

Waffen klirrten, Fackelbrände wehten wie feurige Zungen durch die Gebüsche. In einem Augenblicke war der Landsitz von einer Rotte eingenommen. Aus ihrer Mitte, in gebietender Hoheit, trat Romme, Vorsitzer des Pariser Umwälzungsgerichtes, das ohne Schwurrichter und Berufung über Leben und Tod sprach. Das Adlerauge auf die Corday's gerichtet, schritt Romme vor. Als er Beide ruhig ernst ihm entgegenschauend fand, schien sein Fuß zu zögern. Die stolze Lippe zuckte, ein dunkles Roth leuchtete auf seinem Antlitz, in dem sich eine Mischung von Scheu, Liebe und zorniger Majestät zeigte, während das wiederkehrende Gewitter am Himmel seine Wolkenscharen auffagte und leiser Donner über Land und See rollte.

„Vater Corday," sagte er dann, sich fassend, fast weich, „Euer Sohn grüßt Euch wie sonst."

Corday aber erwiederte: „Laßt die Vergangenheit ruhen! Der Conventsdeputirte tritt mit Gewalt umgürtet in das Haus, das ihn erzog. Er hat darüber zu verfügen. Der Henri, der Jugendgespiele meiner Kinder, halte es meinem Alter zu Gute, zieht es sich vor der einbrechenden Nacht zurück. Ich lasse Euch Charlotten hier; sie hat Euch etwas zu sagen, was gleich und nur zwischen Euch Beiden besprochen werden muß."

Langsam wanderte er dem Hause zu. Romme biß die Lippe, während sein Blick über die Rotten hinstreifte, die ein Wink von ihm zähmte oder entfesselte. Dann fragte er in leicht vornehmen Tone, den aber ein Hauch der Seelenangst umschleierte: „Und Charlotte?"

„Ist sich selbst getreu!" erwiederte sie nicht ohne Anstrengung.

Eine Pause folgte, nur durch ein Säuseln unterbrochen, welches, das herannahende Wetter verkündend, durch die Natur zog.

Gewaltig arbeitete es in Romme's Brust. „Höre, Mädchen!" sagte er, „das Rad der Zeit geht im Riesenschwunge, Königskronen zermalmt es, aber, bei Gott! nicht die Blume der Liebe." Er ergriff ihre Hand; sie zog sie zurück.

„Wie?" sagte er gedehnt und setzte dann feurig und entschlossen hinzu: „Sie ist mein, diese Hand der Liebenswürdigsten ihres Geschlechtes, mein für Zeit und Ewigkeit."

„Sie war es," antwortete Charlotte in edler Würde.

„Sei verständig, Mädchen, lerne eine männliche Seele begreifen, schätzen. Fortgerungen hat sie sich durch alle Kämpfe der Revolution, erst bewältigt, dann bewältigend. Wer war ich, als ich Euer Haus, ein armer Jüngling, verließ? Wer bin ich jetzt — spielend mit des Volkes fürchterlichen Kräften? Nur der Sturm, der Alles vor sich niederwirft, siegt in solcher Zeit. Und nun, wo ich, gestellt zu den Gefürchtetsten, getragen von der Woge des Glückes, das Haupt geschmückt mit dem Lorbeer der Volksgunst, Dich an mein Herz drücken will, vermissest Du Dich, Eis zu sein der Flamme gegenüber? Du vermagst es nicht. Dein Mund schweigt, Dein Zittern spricht. Warum strömt denn jetzt, wenn Du mich nicht mehr liebst, von Deinem Antlitz alles Blut zu dem Herzen meiner Charlotte? Ja, Du liebst mich noch, Dein Henri ist Dein Alles, Dein Gott und —"

„Zurück!" rief Charlotte jetzt mit Hoheit, „zurück, Unedler, listig wie der Leopard, aber nicht wie der Löwe großmüthig. Schleicht noch eine Schwäche für Dich durch mein Gebein, so ist es die Flamme eines sterbenden Fiebers. Seit jenem Blutbade des zweiten Septembers, das Du mit geleitet, sind wir geschieden vor Gott und der Welt."

Wie entsetzt fuhr Romme zurück, sie mit weitaufgerissenen Augen anstarrend.

„Laß uns tiefer hinab zum Garten gehen!" sagte er dann leise und schrecklich. „Es könnte Dir und den Deinen Gefahr bringen, hörten Jene eins Deiner Worte."

Er deutete auf die mit Piken, Dolchen und Säbeln bewaffnete Menge, die an seinen Blicken hing, und leitete Charlotten zur Grotte. Seine Augen rollten, dunkle Geister schienen in ihm emporzustürmen, jeden Augenblick bereit, hervorzubrechen. Als Romme gerade diesen Weg nahm, zuckte in Charlottens Seele eine Ahnung empor. An dem offenen Fenster eines Gartensaales vorbeiwandelnd, griff Charlotte nach etwas, das auf dem Fensterbrete lag, steckte es, von Romme unbemerkt, in ihren Busen und war fortan ruhiger.

„Weißt Du, Charlotte," hob Romme wieder an, „warum ich nach Caen kam und mit wem ich kam? Mit Henriot und seinen Tausenden, nach dem Beschlusse des Convents*), an den Girondisten Strafe zu vollziehen. In diesem Caen selbst, diesem Sitze des Aufruhrs, sollen sie fallen, morgen früh. Die Guillotinen sind für permanent erklärt, nur Schrecken bändigt die Empörung. Ihre bedeutendsten Häupter sind schon in unserer Gewalt, vier Entflohene, um die jedoch nur ich weiß, so gut als ergriffen."

Sein stummer Blick fiel auf die Platte, er setzte den Fuß auf sie, die dumpf dröhnte. Ohne Zweifel war ihm, der von sonst her die Gelegenheit des Ortes kannte, Alles verrathen worden. Aber Charlotte schlug nicht, wie Romme erwartete, den Blick nieder.

„Fahrt fort," sagte sie, und ihre edle Gestalt schien sich noch edelkühner zu heben und der Geist der Entschlossenheit leuchtete aus ihrem sonst so sanften Auge.

Diese Seelenhoheit ergriff Romme; er drückte die Hand vor die Augen und vor seiner entzündeten Phantasie tauchten die Bilder seiner Jugend auf, „Engel mit Schwanfittichen. Sonst und jetzt!" Romme seufzte. Nie war er schöner, nie verführerischer als in diesem Augenblicke, wo er wie von dem Engel der Unschuld entwaffnet stand. Von einem wahren Gefühle hingerissen, stürzte er zu Charlottens Füßen.

„Während ich Dich liebe, anbete, hassest Du mich, schwebst, für Fremde Dich opfernd, mir fluchend, am Rande des Abgrundes, während Angst des Todes um Dich, Du undankbares, göttliches, beweinenswerthes Geschöpf, in meinem Busen wühlt. Dich zu warnen kam ich hierher, in aller Sehnsucht der Liebe. Als ich Dich sah nach Jahren der Trennung, das starre Marmorbild, da riß es wie Geier mir am Herzen. Ich bin ein Mann meiner Zeit, that nur, was Hunderte thaten. Richte nicht, schilt nicht; Deine ersten Briefe, denen, ach! so lange schon keine folgten — trag' ich — blick' her! auf meiner Brust, Dein Bild in meinem Herzen."

Und so stürmte er fort und fort, schmeichelnd, flehend; und Charlottens weiches Herz trank den verführerischen Strom seiner Rede. Allgewalt der ersten Liebe! Wir verabscheuen, wenn er sich selbst entheiligte, ihren Gegenstand und vergöttern ihn doch noch in der Erinnerung an vergangene schöne Tage. Umsonst erhebt sich zürnend der Geist; das Herz liebt, was es einmal ergriff, in Schmerzen fort, und muß es entsagen, so ist es ein Riß durch's Leben. Charlottens Kraft fing an zu wanken. Immer süßer, immer berauschender klang Romme's Rede. Ein Hauch von seinen glühenden Lippen hatte ihre Wange getroffen. Er ahnte Sieg.

„Du wirst nicht ewig zürnen, wirst barmherzig sein wie Engel. Mädchen meiner Wahl, süßes, himmlisches Geschöpf, zu mir! zu mir!"

Und vor ihr niedergeworfen, streckte er die Hand flehend zu ihr auf. Da zückte, hoch über die Hand hinweg, sie in blutrothes Licht kleidend, während das Uebrige im schauerlichen Dunkel blieb, ein Blitz. Aller Schmerz dieser entsetzlichen Zeit,

*) Geschichtlich.

Elisabeths Schwesterklage, die Todesseufzer der Lamballe, Antoinettens leises Wahnsinnslied, alles das unerschöpfliche Weh der Septembertage, an denen Romme Antheil nahm, richtete sich wie ein Sturm in Charlotten auf und der Boden schien unter ihren Füßen zu wanken.

„Königsmörder!" hallte ihre bebende Lippe.

Romme lachte wild. „Nicht blos der Himmel hat Blitze," sagte er, „dies kleinste seiner Wetter war nur ein Vorspiel, das größere geb' ich."

Und durch die Nacht mit tönender Stimme rief er: „Hierher, ihr Bürger, Freunde des Gesetzes!" Im Augenblicke erschien die rohe, entmenschte Menge, grell vom Fackelbrand beleuchtet, und nur mit Widerstreben den ihr von Romme angewiesenen Standpunkt nicht überschreitend, denn sie witterten Blut.

„Bürgerin," sagte Romme kalt und nur Charlotten vernehmbar, „von meiner Jugend her entsinne ich mich, daß dieser Boden — blickt nicht auf ihn herab, es würde Euch jenen Männern zu zeitig verrathen — ein Geheimniß bewahrt. In letzter Zeit barg er, birgt noch Schätze, vier Leben, dem Tode angehörend. Den Kunstgriff, diese Platte zu öffnen, lernte ich, wenn ich nicht irre, von Euch selbst."

Diese Tücke, Frucht der furchtbaren Gefühle, die jetzt Romme's Brust durchkreuzten, gab' Charlotten alle ihre Waffen wieder. Es galt, vier Unglückliche zu vertheidigen. Eben so leise und den Zeugen durch keine Miene die Wichtigkeit des Zwiegesprächs verrathend, erwiederte sie:

„Stein, Baum und Räume kennt Ihr hier, wäret ja, der ausgesetzte Knabe, verschmachtet, hätte Euch mein Vater nicht aufgenommen. Schön, daß Ihr von allem diesen das Einzige, den Stein dort unten, nicht vergaßt, noch rühmlicher, daß Ihr Eure Gedächtnißkraft jetzt so zum Heil unsres Hauses benutzet. O, Ihr werdet Charlotten noch liebenswürdiger werden!"

Nie in ihrem Leben hatte sie mit so viel Bitterkeit gesprochen. Aber Charlotte war durch diesen Undank in tiefster Seele gekränkt und ein stolzes Vaterlandsgefühl, mit Verachtung gepaart, verhieß ihr Rettung der Unglücklichen, durch schneidenden Vorwurf in die Seele des Verfolgers geworfen. Auch faßte er den gewaltigen Mann. Ein Blick seines Auges, wie von brennenden Thränen feucht, zeugte von Romme's Scham und besserem Gefühl. — Es benutzend, fuhr Charlotte leise fort:

„Die Viere sind unten. Aber im Augenblicke, wo Ihr die Platte oder mich berührt, stoß' ich mir dies Messer — dessen Heft ich jetzt aus dem Busen ziehe — tief in das Herz. Dasselbe geschiehet, wenn Ihr nicht binnen einer Minute Euch von hier entfernt, sammt den Gefährten. Ihr kennt mich!"

Romme erzitterte ob des Lebens der Geliebten, ballte heimlich die Faust; mit dem Bösen rang sein besserer Genius. Aber er kannte Charlotten. Ohne nur noch einen Blick auf sie zu werfen, wandte er sich und ging. Charlotte aber sank an der Stelle ihrer That in Thränen nieder.

„O, wäre er rein geblieben!" seufzte sie, „ich wäre ihm gefolgt in Noth und Tod, sein Weib, seine treue Magd. Gibt es ein schöneres Glück, als den Geliebten die Bahn der Ehre wandeln zu sehn? Und fände er dabei den Tod und läge er blutig zu meinen Füßen, ich könnte eine Locke von ihm an meinem Herzen und sein unsterbliches Bild in meiner Seele tragen. Aber so, lebend und doch für mich todt, nicht begraben und doch begraben von den Trümmern seines Rufes, von seiner Schmach! — Liebe, schöner, verführerischer Schwesterengel der weiblichen Seele, mit ihr aufwachsend, ihr, ach! mit tausend süßen Thränen schmeichelnd, entfliehe denn zum Himmel, deiner Heimath, oder — baue deinen Thron in andere, beglücktere Herzen. Das meinige — es entsagt. Vielleicht — dunkel schwebt es vor meiner Seele — wird mir eine andere Krone als die von Myrten. Wie du willst, mein starker Gott!"

Sie lag auf den Knieen und betete. Da rauschte es neben ihr. Zwei Jünglinge, Arm in Arm geschlungen, belauschten sie mit dem Auge der Bruderneigung, der Eine blond gelockt, ein heiteres Achilleshaupt, der Andere still ernst, ein Antinous; Beide in der Blüthe der frischesten Jugend.

„Die Schwester betet mit für uns und das Glück unserer Waffen," sagten sie und falteten die Hände, indeß der Mond seinen Glanz auf die drei herrlichen Gestalten goß.

Jetzt gewahrte Charlotte die Brüder. In wonniger Wehmuth hing sie an ihrem Halse.

„Schwester," sagten die Brüder, „der morgende Tag wird ein Tag der Entscheidung, groß und ernst und blutig sein; die Vornacht mit ihrer erhabenen Ahnung bringen wir vereint mit Dir und dem Vater zu."

„Er erwartet Euch und ich führe Euch Mitkämpfer zu," sagte Charlotte; dann, die Platte erhebend, rief sie: „steigt auf, Freunde, die Gefahr ist vorüber."

„Durch Deinen Muth!" antwortete, mit den Andern aufsteigend, Lanjuinais. Feindestritte, immer wiederkehrend, schallten über uns; uns war als fasse der Tod uns."

„Lebt," sprach Charlotte, „lebt, von Feinden nicht mehr verfolgt, unter Freunden! Hier Camille und Georges, meine Brüder; hier Lanjuinais, Buzot, Gensonné und Salles, die glänzenden Redner und Streiter der Gironde. — Wohl! schüttelt Euch die Hände; die Geister verstanden sich längst. Und nun laßt uns zum Vater gehn."

Sie gingen, Charlotte voran, die Männer Hand in Hand, zu Corday dem Vater. Er saß, hoch über dem Thalgrunde, auf der Plateforme seines Hauses, deren Getäfel von weißem Blech im Mondenlicht wie Silber flimmerte. Und um ihn her säuselten, aus der Tiefe ragend, die Wipfel der Pappeln, die er einst selbst gepflanzt hatte. Theilte ein Windstoß die Blätterfülle, so zeigte sich das unendliche Meer. Frei und schön über der See stand der Mond, eine güldene Säule auf die Gewässer zeichnend; ausgesäet war der Sterne Heer; die Erde ruhete. In dieser feierlichen Mondnacht, unter dem reinsten Himmel, versammelten sich auch die andern Getreuen auf der Terrasse, die jedem Späherblick von unten durch den Kranz der Bäume entzogen ward, und nachdem Corday, dem es nicht mehr vergönnt war, die Söhne zu sehen, seine Hand zu seinem Auge gemacht und lind das Antlitz der Jünglinge berührt hatte, sich der lieben Züge zu erfreuen, setzten sich Alle zu einem einfachen Liebesmahle. Mit jener leichten Grazie, die Französinnen auszeichnet, hatte Charlotte schnell Alles zugerichtet; selbst Blumen fehlten als Zierde des Tisches nicht. Wie blinkte unter ihnen der rothe Wein feurig hervor! Aber zu sehr strahlten alle Leidenschaften dieser großen und heftigen Seelen in einen Brennpunkt zusammen, als daß nicht das „morgen" mit seinen Kämpfen und Schrecknissen sie gleich wieder ausschließlich beschäftigte.

„Die Sache unseres Calvado's steht besser, als der Feind glaubt. Aber erzähle Du es dem Vater!" sagte der blonde Georges, den Arm um den Bruder schlingend, als erfreue es ihn, von den Lippen seines Camille wiederklingen zu hören, was sie Beide begeisterte.

Camille nahm das Wort: „General Wimpfen ist da, noch heimlich, aber mit Rath und That. Zu Bordeaux, Lyon, Marseille sind Verbindungen angeknüpft*). Der Aufstand der Bezirke gegen den blutigen Convent gedeihet, wird morgen schon losbrechen."

„Nicht ohne uns!" sagten die vier Geretteten.

„Die Königsmörder wähnen, uns schon wie zappelnde Fische im Todesnetz zu halten," fuhr Camille fort. „Uns zu erdrücken, sandten sie den Henriot. In Mitte seiner Banden, mit Ketten belastet, führt er von Paris aus einundzwanzig der Unsern**); ihre Häupter morgen zu Caen fallend, sollen besser als Kartätschenkugeln uns aus einander jagen. Weil man unsere Mittelclasse fürchtet, hat man Assignaten an die Hefe des Volks ausgeworfen."

„Das sind," sagte Buzot, „die furchtbaren Mittel, wodurch Marat allen Schlamm der Höllentiefe aufwühlt. Erst spritzt er durch das verruchteste aller Blätter, seinen Volksfreund, Medeengift in Köpfe und Herzen, daß die Leute zu rasen beginnen, dann zeigt er noch ihren ausgehungerten Magen das Gold. Alle die unseligen Volksaufstände zu Paris wurden und werden auf diese Weise vorbereitet. Nicht blos die Männer, auch die Frauen macht sein entsetzliches Gold zu Hyänen. Jene Leon, mit Pistolen bewaffnet, ras'te erst neulich wieder mit funfzehnhundert andern Weibern durch Paris. Diese sogenannte Volkskönigin nennt Marat ihren göttlichen Freund und bezieht zuerst von ihm alle Listen der Neugeächteten. Robespierre's und Marats bezahlte Strickerinnen sind der Ausbund der Scheußlichkeit. Diese Weiber heulen jedesmal so lange im Convent, bis die Männer darüber den Verstand verlieren."

Stumm hörte Charlotte zu. Als sie aus diesem Munde vernahm, was sie hundert Mal gehört und niemals hatte glauben wollen, versagte ihr die Sprache.

Camille aber rief froh begeistert: „In der Normandie fällt solche Drachensaat auf starren Boden. Er wirft sie zurück und der schreckliche Säemann sehe sich vor!"

Dann erzählte er und Georges, feurig beredt, von den mit List und Kraft heimlich getroffenen, der Normandie würdigen Gegenanstalten.

„Auf das Heil des morgenden Tages und seiner Streiter!" rief, wie in Jünglingsgluth, Corday, der Vater. „Möge Gott der gerechten Sache Sieg verleihen!"

„Er wird es," sagte Camille. Ein tiefer, unendlicher Ausdruck lag auf seinen Zügen. Er stand auf, trat an das Geländer der Terrasse, während Georges, glücklich in tausend

*) Geschichtlich.

**) Geschichtlich.

Hoffnungen, den Vater und die neuen Freunde umarmte. „Fühle, wie ich glühe," sagte Georges, die Schwesterhand an seine Wange drückend. „Unendlich wohl ist mir. Eine solche Lebensfülle empfand ich nie. Man genießt doch das Leben nie so ganz, als wenn man in Gefahr ist, es zu verlieren. Aber gewiß, morgen Abend kehren wir als Sieger heim, sorge für zwei Kränze, Schwesterchen!"

„Liebe Seele!" scherzte Charlotte und wandte sich von ihm zu Camille, dem sie vorzüglich zugethan, Vertraute seiner tiefsten Gefühle und einer unglücklichen Liebe war. Sie fand ihn, hinaus in die Mondnacht blickend, ernst, doch weich.

„Dort drüben unter Pappeln liegt das Grab unserer Mutter. Die Todten rufen mir. Leb' wohl, meine Freundin!" sagte er leise.

„Mein Bruder, siegen wirst Du."

„Siegen und sterben, erwiederte er. „Laß Dir gegen den Vater nichts von meiner Ahnung merken. Sieh, wie Georges glüht, wie er schwärmt! Tröste den Vater, wenn — gib mir den Abschiedskuß. Du bist das sanfteste, edelste, liebenswürdigste Mädchen. Dank, heißen Dank für Deine Liebe! Leb' wohl! keinen Abschied weiter! Denk', ich sei Dir schon gestorben."

Er riß sich von ihr los, trat zu den Freunden. Niemand hatte den Abschied der Geschwister bemerkt. Aber Charlottens Herz war schwer, Begeisterung erfüllte es, doch auch tiefste Wehmuth. Ein Schmerz, gewaltiger als alles Leid dieser Tage, schien noch auf sie zu warten — Camille, Romme! — Und morgen schon werden sie zusammentreffen! Schon sinkt die Nacht, bald wird das Morgen zum Heute. Die innere Aufregung malte Charlottens Wange mit Purpur. Die Geister der Angst, Liebe, Hoffnung brachen lichtverklärt aus ihrem Auge. Sie war himmlisch schön, als sie wieder zu den Vaterlandsfreunden trat, die sich von den größten Geistern ihrer Nation, jetzt durch die Schlechten bedrängt, verdrängt, unterhielten.

„Bailly hat das Gute gewollt," sagte Lanjuinais. „Auch Mirabeau, der hinreißende Mann. Daß er, Beherrscher der Volksleidenschaften, Opfer seiner eigenen Leidenschaft, so bald starb, war ein Unglück für unsere Nation. Roland ist ein Mann, den die Freiheit so fertig fand, als wäre er schon bei seiner Geburt aus ihren schöpferischen Händen hervorgegangen, und wie soll ich Dich rühmen und preisen, Dich, der Du für die Freiheit zweier Welttheile strittest, Dich, Washingtons Waffenbruder, Dich, La Fayette! Trinken wir auf La Fayettens Wohl, und möge der Herzenswunsch, den er mir einst unter den wüthendsten Parteikämpfen mittheilte: „Ruhigen Sonnenabend nach Sturm!" in Erfüllung gehen!"

Die Gläser klangen. „Meine Freunde," sprach feierlich bewegt Lanjuinais, „vergessen wir die Frauen nicht. Größer noch als Roland ist die Bürgerin Roland. In das Gefängniß geworfen, setzte sie unter den Todesseufzern ihrer Mitgefangenen, selbst dem Tode nah', ruhig ihr Tagebuch fort*). Dort hat sie die Beobachtungen über sich selbst, und in wie weit in dem Augenblicke, als die Henker sie fortschleppten, ihr Puls lebendiger ging, niedergelegt. Das ist die Ruhe des Weisen, der auf das eigene Leben, wie auf ein Außending, herabschaut."

Charlotte war näher hinzugetreten. Als er schloß, reichte sie ihm schweigend die Hand, und als er nun, diese küssend, von der himmlischen Aufopferung der Lamballe sprach, die von dem glänzenden Hofe zu Sanct James zu ihrer Freundin in das Elend zurückkehrte, von Elisabeth, dieser Königin aller Schwestern, die je auf Erden für einen Bruder litten und starben — da glänzten an des Mädchens langen, seidenen Augenwimpern zwei Perlen.

„Diese Lamballe, diese Elisabeth," sagte sie, „sind nicht minder groß, als die stärkere Roland. Hingebende, aufopfernde Liebe ist die echte weibliche Tugend. Aber ich begreife, daß in unserer Zeit auch die Tauben sich in Adler verwandeln können, müssen. Es lebe die Roland, und die in dem Kerker seufzet, Elisabeth, und Du, jetzt über den Sternen wandelnd, Lamballe!"

Schon lange hatte Corday, der Vater, geschwiegen. Er dachte der Söhne und des morgenden Kampfes. Jetzt rief er entschlossen: „Brecht auf, daß noch die schützende Nacht Euch nach Caen geleite! Leb' wohl, mein Camille, mein Georges! Ihr Freuden, Ihr Stützen, Lichter meines blinden Alters. Hätte ich noch mehr Söhne — die zwei ältesten starben den Heldentod — ich sendete sie mit Euch, Alle, Alle unter die Fahnen des Vaterlandes."

Und er trieb sie fort, und die leise geöffneten Pforten ließen des Hauses Söhne und Freunde aus. — Still und groß war der Augenblick der Trennung.

Als Charlotte in ihr einsames Gemach gelangte, wollte der Geist in ihr, einmal aufgeregt, nicht ruhen. Im Gespräche hatten die Freunde flüchtig auch jener zwanzigjährigen Renaud gedacht, welche auf dem Schafote starb, weil sie zweimal sich durch Robespierre's Hauswache zu drängen gesucht und im Verhör geäußert hatte: „Ich wollte durchaus einmal einen Tyrannen sehen*)!" Das fiel jetzt Charlotten bei. Wie zu sich selbst, sagte sie: „Renaud, Du wunderliches Mädchen, was hast Du denn eigentlich gedacht? Einen Tyrannen sehen ist Nichts. Die Tyrannei vernichten — Alles!" So schlief sie ein, und über sie kam der Geist des Traumes. Er zeigte ihr das Gefängniß la Force, die Roland darin. Sie schüttelte ihre Ketten und sagte:

„Wäre ich nur wieder frei, ich könnte noch etwas Besseres thun, als am Tagebuche zu schreiben. Das hilft nichts dem Gatten, den tausend Andern nichts. Marat läßt sie Alle hinrichten, wenn nicht —"

Hier riß der Faden des Traumgedankens ab, die Roland, oder vielmehr Charlottens Seele, schien vor Etwas zu erschrecken. Radförmig wälzte sich ein Nebel vor ihr. Wieder ward Ruhe; die Renaud trat aus dem Traume Charlotten an und schalt:

„Du hast unrecht von mir gedacht, ich wollte wohl etwas mehr als den Tyrannen sehen, aber weil es mir nicht gelang, rühmte ich mich nicht meines Willens. Auch gibt es noch einen Schlimmeren, als Robespierre. Weißt Du wen? —"

Hier neigte sich das Traumbild tief hinab an Charlottens Ohr, aber so leise flüsternd, daß sie es nicht verstand. Auch mit diesem Gedanken ward die Seele nicht fertig, sank vielmehr unter seinem Drucke in Bewußtlosigkeit. Tiefer Schlaf fesselte die schönen Glieder, bis er von dumpfen, aber mächtigen Schlägen aufgescheucht, plötzlich entfloh. Charlotte fuhr empor. Der Morgen graute; zu Caen donnerte die Lärmkanone.

In der Mitte des großen Marktes von Caen erhob sich mit der Guillotine ein breites Schauergerüst, an welches die Nachrichter eben noch ungeheure dreifarbige Cocarden nagelten und dabei lustig pfiffen und sangen.

„Kröten!" murrte ein breitschultriger Normand und nickte einem Truppe bewaffneter Bauern, die hinter ihm standen, zu.

„Ruhe! Ruhe!" ermahnte ein Anderer. „Es ist noch nicht Kolbenzeit. Pfiffig sind die Pariser Bluthunde doch mit ihren ausgestreuten Assignaten. Sie hätten uns armes Landvolk beinahe herumgekriegt. Aber mein Gewissen gab mir eine Maulschelle und das war gut. Geraden Weges ging ich zu den jungen Corday's und zu Wimpfen und erzählte Alles, wie die Rothmützen uns Geld an den Hals geworfen hätten, sagend, Caen müsse aufhören zu sein, und wir sollten mit ausziehen gegen seine Reichen — die Staatsmänner. Darauf gaben die Corday's und Wimpfen uns den Plan zur Verstellung ein. Wir nahmen von den Anarchisten, die darum auf uns rechnen zu können glauben, das Geld und wollen es in Faustftößen an sie zurückzahlen."

„Wenn's nur gelingt!" sagte ein Vierter. „Die Feinde sind uns überzählig. Der Henriot führt einen Theil der Pariser Nationalgarde mit sich, und hier erweckt eben, zum dritten Male donnernd, seine Lärmkanone die Ohnehosen."

Tausende der Sansculotten lagen schnarchend auf dem Markte umher und fuhren jetzt wie große Schlangenknäuel aus einander. In der brennendsten Sonnenhitze waren sie von Paris nach Caen gerannt. Jeder von ihnen erhielt täglich vierzig Sous. Dafür mußten sie — wie die Machthaber es wollten — vor und im Convente brüllen, die Korn- und Zuckergewölbe plündern, ça ira! und vive la nation! schreien, sengen und brennen, tanzen und morden. Erwacht, und ihre Freunde, die Kanonen, hörend, schwangen auch jetzt sie die rothen Mützen. Wer keine hatte, streckte, vom Sonnenstich halb verwirrt, wenigstens alle zehn blutige Finger unter Grimassen in die Luft. Der ganze Mensch, in seinem Schmutz, in seiner Lumpenkleidung, Dürre und Gelbe, war an ihnen Fratze. Mit der Zunge konnten sie auf eine eigene, fürchterliche Weise schnalzen, mit den Zähnen knacken. Jetzt, die Mäuler aufreißend, schrieen sie aus vollem Halse: „Es lebe die freigewordene, die glückliche Nation! Es lebe die Pariser Gemeinde und ihre Väter: Henriot und Romme! Nieder, nieder mit den Ränkespinnern!" Eben rückte, unter dem Gebrüll der Sansculotten, dem Geheul der Sturm- und zugleich Todtenglocke und dem rasselnden Generalmarsch, Henriot, der Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht von Paris, auf den Markt, an seiner Seite Romme, hinter ihm eine Abtheilung der Nationalgarde, die einundzwanzig Opfer in ihrer Mitte. Zuvor gedenken wir jedoch einer Erscheinung, die, so abstoßend sie war, doch von den Ohnehosen mit ungeheurem Beifallsgeklatsche empfangen wurde. Durch die Menge drängte sich heftig schnaubend Léon, die sogenannte Volkskönigin, von Paris zur Hinrichtung mitgekommen. Unter dem breiten Strohhute hervor, den eine Feuerlilie schmückte,

*) Alle diese Züge sind aus der Geschichte entlehnt.

*) Geschichtlich.

hingen auf die Schultern verstreut die schwarzen Haare. Die Augen waren groß und blitzend. Sie trug zwei Pistolen in ihrem Gürtel, an Brust und Hut glänzte die dreifarbige Cocarde, auch auf den Schuhen. Die Figur war breit, die starken Arme bis über die Ellbogen entblößt. Einige häßliche Weiber folgten ihr, einen Freiheitsbaum tragend.

„Dort pflanzt ihn hin, dicht an der Straftribune, daß die Vaterlandsverräther ihn noch sehen müssen!" schrie sie mit fast männlicher, aber heiser gewordener Stimme.

Im Augenblicke war das Straßenpflaster aufgerissen, der Baum gepflanzt und mit rothen Mützen und dreifarbigen Bändern geschmückt. „Ça ira!" sagte die Volkskönigin, wie befriedigt, und nahm eine Prise. Dann, wieder heftig, zog sie ein großes weißes Tuch hervor.

„Freies Volk, siehst Du das Tuch? Marat, mein göttlicher Freund, gab es mir mit einem Kusse. Lachend, denn seine hohe Seele lacht allemal, wenn es gilt zu septembrisiren, lachend reichte er mir das Tuch, das ich mir erbat, es ihm, an allen vier Zipfeln in das Herzblut der Einundzwanzig getaucht, wieder zurückzubringen."

„Die Hyäne!" murmelten die Männer des Calvado's, jetzt durch anderes Landvolk verstärkt, und suchten den Platz am Schafote zu gewinnen. — Die Ohnehosen klatschten erneuten Beifall der Léon, die wieder schnupfte und dann, die Französin nicht verläugnend, Handschuhe anzog, selbst einen Fächer nahm, Henriot und Romme zu empfangen. Langsam kam der Zug näher, voran auf einer hohen Stange die Freiheitsmütze, hinter ihr zehn Trompeter, mit schmetterndem Lustlied dem Schmerze der Stadt hohnsprechend, dann hochgeschwungen drei Banner mit der Inschrift: „Vaterland!" „Freiheit!" Gleichheit!" Hierauf zwei Marmortafeln mit der Erklärung der Menschenrechte, dann unter Fahnen des Vaterlandes, die mit drohenden Inschriften versehen waren, vierzehn Trommelschläger, fortwährenden Wirbel schlagend. Hinter ihnen, getragen vom Brauer Santerre, der sich diese Lust nicht hatte nehmen lassen, das Schwert des Gesetzes, sodann auf fahlgelbem Rosse Henriot mit den tückischen Augen, starken Backenknochen und Backenbart, und auf feuerschnaubendem Rappen Romme, Beide mit klirrenden Säbeln umgürtet. Wie die eiserne Larve stierte Henriot auf die Menge herab, während Romme's Blick an den Häusern hing, in deren geöffneten Fenstern, Kopf an Kopf, nichts als Frauen zu sehen waren.

„Da schauen sie," dachte er, „wieder nieder, die Neugierigen, weil es Leichen geben wird. Ha, falsches, grausames Geschlecht, fortan schon um einer Einzigen willen von mir gehaßt! Romme flehend und doch von ihr verstoßen. Romme vor einem Mädchen fliehend, wo er gebieten, vernichten konnte! Geht unter, Bilder meiner Liebe, in den Blutströmen dieses Tages!"

Da griff Jemand in die Zügel seines Rosses. Léon war's; sie rief:

„Ihr reitet ja fast über mich weg. Ehre den Damen! Und das sag' ich Euch, Bürger, laßt mir die Einundzwanzig langsam hinrichten. Thut das meinem guten Kinde Frankreich zu Liebe; ich bitte Euch darum, ich, seine Mutter."

Romme bemerkte die Megäre kaum. Etwas ganz Anderes hatte sich seinem Späherblick gezeigt. Das Landvolk von Calvados, das Henriot ihm als für die Freiheit gewonnen geschildert hatte, kam ihm verdächtig vor. Selbst die Frauengesichter in den Fenstern trugen nicht den Stempel der Neugier der Pariserinnen. Er glaubte, hinter ihnen versteckt, Männer mit Flinten zu gewahren. Rasch wandte er sich zu Henriot. „Laßt die ganze Nationalgarde mit den Kanonen auf den Markt nachrücken!"

Aber Henriot, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben höflich, hörte die Klage der von Romme hoch entrüstet zurücktretenden Léon.

„Das der Freundin des göttlichen Marat?" rief sie. „Zieh' ich nicht Tag für Tag vom Staate einen Ehrensold von fünfzig Sous? Bin ich nicht enrollirt? numerirt*)? Seht her! dieser Arm trägt Nummer Eins, schwarz eingeätzt. Bei der Tugend einer freien Bürgerin, ich will gehört sein!"

„Ihr seid es schon," entgegnete begütigend Henriot der Einflußreichen. Dann zu Romme gewandt, sagte er kurz:

„Das Volk ist unser, so genügen die vierhundert Gardisten."

„Aber ich sage Euch, das Volk hier ist nicht unser und Eure Ohnehosen haben sich müde gelaufen," erwiederte Romme.

Henriot, durch den Widerspruch, den er von Keinem ertrug, wild gemacht, rief trotzig: „Thut was Eures Amtes, redet, und überlaßt es mir, zu schlagen."

*) Geschichtlich.

Romme, nachdem er dennoch an die im andern Stadtviertel haltende bewaffnete Macht einen Eilboten abgesandt, bestieg die Schauerbühne; ihm zur Seite ward das Schwert des Gesetzes erhöht. „Die Feinde der Freiheit schlag' ich!" stand darauf. Und Romme zeigte es dem Volke und sprach, indeß Todtenstille sich über die Stadt lagerte:

„Bürger von Caen! Ludwig Capet hörte in dem Augenblicke auf, zu den Lebendigen zu gehören, als man die Papiere des eisernen Schrankes fand. So wird Caen aufhören zu sein, lehnt es sich noch einmal gegen die Volksvertreter auf. Empörer, nicht in der That, nur in Gedanken, erkennt, was Euch dräuet, an den fallenden Häuptern dieser Gerichteten!"

Er winkte, und zwischen den Nationalgarden, die einen dreifachen Kreis um das Gerüste bildeten, wurden die Einundzwanzig sichtbar. Von ihren Lippen, als Sterbehymne, tönte der Marseiller Gesang einfachgroß. Paarweis, mit allem Stolcismus jener Zeit, zogen sie zum Tode. Schon steigen sie die Stufen aufwärts, schon sollen die Hände ihnen gefesselt werden, schon neigt der Erste sich unter das blinkende Beil, da — durch die dreifache Reihe der Feinde auf das Schafot springen zwei Jünglinge, Camille und Georges Corday, das erste Opfer wegreißend vom Beile — Zeichen des Aufstandes! und ein Schrei, den Krieg der Stadt Caen gegen die Machthaber verkündend, tönt aus allen Herzen. Blitzschnell dringt, den Corday's nach, das bewaffnete Calvados auf das Schafot. Statt des Beiles empfangen die Opfer die Dolche der Rache. Ueberwältigt von diesem ungeheuren Wechsel wanken sie, sich gleich wieder in den Armen der Freunde zu erheben und dann vom Schafot herab, das sie eben verschlingen sollte, wie einundzwanzig Flammen auf die Feinde zu stürzen. Jüngst Angreifer, jetzt zur Vertheidigung gezwungen, fluchend ziehen diese die Säbel, fällen die Bajonette, unterstützt von den Ohnehosen, die mit unermeßlichem Gebrüll, mit Sensen, Piken, Fliuten und Heugabeln auffahren. Aber in den Fenstern weichen die Frauen, Scharfschützen Platz zu machen. Aus ihren Feuerröhren fällt mörderischer Hagel auf die Pariser. Die Nationalgarden fallen, ganze Haufen von Sansculotten. Um so mehr wüthen ihre Rächer. Ueber den zerrissenen Fahnen, dem zerbrochenen Schwerte des Gesetzes, über stürzenden Feinden und Freunden wird gekämpft mit Dolchen, Piken, Säbeln, Flintenkolben und Bajonetten. Die Corday's und Wimpfen sind überall. Schon neigt sich auf die Seite der Gironde der Sieg, aus einer Schußwunde vergießt Henriot sein schwarzes Blut — da reißen Kartätschenkugeln, in die Reihen des Calvados einschlagend, sie nieder, und während zum Ersatz die Männer den Häusern entstürzen, erheben die Frauen, wieder an den Fenstern erscheinend, Wehklage über den Todten. Sie ermuntern mit wehenden Tüchern zum Kampf, reichen Waffen herab, statt der zertrümmerten.

„Kämpft" rufen sie, „kämpft, Ihr Männer von Calvados! Rächt das entheiligte Vaterland an den Königsmördern! Sie zu zerschmettern, reißt, wenn Euch die Waffen gebrechen, die Steine aus der Erde."

Aber Romme, der furchtbare Romme, wirkt jetzt entgegen. In einem Augenblicke hatte er Alles übersehen, naht jetzt mit der bewaffneten Macht, den Aufstand zu erdrücken. Kettenkugeln wälzen sich vor ihm her gegen Calvados. Henriot eint, was noch übrig blieb von der Guillotinenwache; wie die letznäische Hyder, todsäend, erhebt sich neugestärkt der Sansculotte. Der Sieg schwankt, da stürmen mit den Kanonen des Zeughauses, das sie erbrochen, die Corday's heran. Blitz antwortet dem Blitze, Donner dem Donner. Die Normands halten Stand, die Sansculotten reißen aus. Wo sie die verrätherische Nationalgarde gewahren, schießen jetzt selbst die Frauen auf sie herab von Häusern, von Dächern. Pulverwolken erfüllen den Markt. Jetzt wird es Licht. Romme steht vor Camille, und Camille's Antlitz, wie gestern Charlottens, strahlet Sieg, strahlet Hohn. Um so brennender Romme's Wuth. Aller Schmerz der Niederlage, die er ahnt, zuckt in der Spitze seines Schwertes. Sie fechten. Romme empfängt eine Wunde, Camille fällt, der Jugendfreund Romme's, Sohn seines Wohlthäters, Bruder seiner Geliebten. Aber schon blitzt neben Romme ein zweiter Säbel auf, tönt eine bekannte Stimme: „Mörder meines Bruders steh'! — Es war Georges. Seinen Patroklus zu rächen, dringt er auf Romme ein. Diesem sträubt sich, als er den letzten Sprößling jenes Hauses, das ihn aufnahm, erzog, auf sich einstürmen sieht, das Haar. Doch der mächtige Lebenstrieb waltet dunkel in ihm und richtet die Stöße nach des Feindes Herzen. Romme glaubt getroffen zu haben, hört einen dumpfen Fall, aber gleich darauf reißt der Anarchisten allgemeine Flucht auch Romme mit fort. Das Schicksal des Tages ist entschieden, der Zweck des Aufstandes erreicht, manch' Girondistenhaupt gerettet, den andern Bezirken ein glorreiches Beispiel gegeben, Caen sieggekrönt — um theueren Preis.

Als Calvados sich liebend zu seinen Gefallenen neigte, fand es die Corday's, Helden des Tages, aber todt. Arm in Arm lagen die Brüder auf Feindesfahnen. An demselben Abend wurden sie dem Vater gebracht. Ganz Caen folgte, die aufstehenden Departements legten den Siegeskranz auf ihre Bahre. Nichts von des Vaters, der Schwester Schmerz. Jener Maler, Iphigenia's Opferung darstellend, verhüllte Agamemnons Antlitz.

Die Nacht nach jenem verhängnißvollen Tage brachte Charlotte wachend zu. Sie hatte ihre Thränen getrocknet.

„Was hilft das Weinen! Thaten will die große Zeit, und das Werk der Befreiung, mit dem Blute der Brüder erkauft, muß vollendet werden. Wohl wird nach diesem Siege der neue Bund der Bezirke, an den Leichen der Söhne Corday's beschworen, sich mächtig erheben, aber auch ganz Paris gegen den Bund. Seine Tyrannen werden die Geschlechter mähen, seine Mörderbanden Feuer tragen in die Städte der Normandie. — Wie viel Mütter, Schwestern werden noch weinen müssen über geliebte Gefallene? Kann nicht eine reine Seele in Selbstaufopferung all den Fluch dieser Zeit auf sich allein herabziehen, daß das Herz der Nation freier schlage, daß die Tage des Glückes, des Friedens wiederkehren?" Der Traumgedanke der letzten Nacht lag ausgebildet vor Charlottens Seele. In diesem Augenblicke vernahm sie, daß im Nebengemache auch der Vater noch wache. Ihr war, als sollte ihr vom Vatergeiste Bestätigung ihres Entschlusses kommen. Leise öffnete sie die Thür. Auf seinen Knieen lag der Alte und betete kummervoll: „Du gabst sie mir, Du nahmst sie mir, die herrlichen Söhne! Aber nun bin ich auch dem Vaterlande gegenüber ein Körper ohne Arm, ein Auge ohne Licht, muß hören Frankreichs Todesschrei und kann ihm nicht helfen. Andere kämpfen noch selbst oder durch die Söhne gegen die Anarchisten. Ich muß wie ein stummer Sklave an ihrem Throne sitzen, habe für mein Vaterland, für meine vier gefallenen Söhne keine Rächer mehr, habe nur eine Tochter, und das Weib ist schwach und kann nicht einherziehen wie der Engel des Todes."

„Das Weib ist nicht schwach," dachte Charlotte. „Das Vaterland soll seinen Rächer finden. Vertilge den Satan aus der Welt und sie ist wieder Reich Gottes. Aber ich will nicht von dem Vater Abschied nehmen. Nervenlösende Wehmuth entwaffne nicht meine Kraft. Ich brauche sie ganz, ganz, und weniger Schriftzüge bedarf es, mich mit der großen Seele meines Vaters zu verständigen." Sie schrieb.

„Lies das, mein Töchterchen, morgen früh dem Vater vor," sagte sie, und liebkos'te eine kleine Waise, die, mit im Gemache schlafend, wieder aufgewacht war und die Händchen nach ihr ausstreckte.

„Gern," sagte die Kleine. „Aber komm' jetzt zu Bette, Charlotte. Was kramst Du denn so in Deinen Sachen? Willst Du verreisen? Mir wird angst; ach bleibe bei mir, liebe Charlotte!"

„Sei ruhig, mein Kind," sagte diese.

„So laß' uns noch zusammen beten und gib Deiner Laura ein Küßchen!"

Charlotte küßte das Kind mit Inbrunst, gab dem wieder Entschlummernden den Segen. Dann breitete sie die Arme aus. Der stumme Abschied galt dem Vater, dem Grabe der Mutter und Brüder. Bei Sternenlicht verließ sie das Haus.

Am andern Morgen brachte das Kind dem Alten den Zettel, las seine Worte: „Sei freudig, mein Vater, Dein Gebet leitet Deine Tochter!"

Charlotte ist fort!" sagte das Kind und weinte.

Als der Greis dies hörte, erbebte er und verschloß sich zwei Tage über in sein Gemach. Am Abend des dritten Tages saß er wieder, ruhig wie die Weisen des Alterthums, in seinem Garten, das Antlitz gewendet gen Paris.

---

Tumult wogte durch die Straßen von Paris. Mit Stöcken bewaffnet, rannten junge Männer wie wüthend auf Straßen und Märkten umher. Aber es waren nicht Sansculotten. Ein echter Ohnehose ging nie in die Versammlungen, ohne sich vorher im Koth gewälzt zu haben. Er ließ die Nägel der Hand zur Adlerklaue wachsen, das struppige Haar wie Schweinsborsten in sein Gesicht fallen. Von seinen Lippen ging nur unflätige Rede. Er lernte sie aus den Flugschriften eines Hebert und des bekannten Gottesläugners Anacharsis Kloots, die Beide wieder dem Marat dienten*). Jene jungen Männer aber, die so heftig tobten, waren von anständigerem Aeußern, Söhne der besten Familien der Stadt, nur durch irgend eine neue Unbill in die äußerste Wuth versetzt.

*) Geschichtlich.

„Welcher brave Franzose," schrieen sie, „föchte nicht gern gegen die Ausländer, gegen jenen kleinen Herzog von Braunschweig, der es wagte, sein Schimpfmanifest gegen die große Nation zu erlassen! Aber man soll uns vereint unter Dumouriez fechten lassen, nicht in kleinen Haufen dem Feinde preis geben. — Seht doch, wie vampyrartig! Nur uns hebt man zur neuen Conscription aus, die Ohnehosen sind alle frei, daß sie, während wir gegen den Feind ziehen, unsere Mütter und Schwestern erwürgen können, wie sie schon unsere Väter mordeten! Das Alles kommt von jenem Hetzhunde, der wohl weiß, nur nach dem Untergange aller guten Franzosen könne er Dictator werden!"

„Habt Ihr das neueste Blatt seines Volksfreundes gelesen?" rief Einer. „Darin sagt er, die Freiheit der Nation fordere noch dreimalhunderttausend Köpfe*)."

„Die Natur kann dieses Scheusal nur aus einem Versehen geschaffen haben," rief ein Zweiter. „So häßlich wie die Nachteule Lafontaine's, gleicht es in seinem Grimme den Gespenstern der Odyssee, die nur durch Blut aus ihrer Höhle herauf beschworen werden."

„In seinem Gesichte soll er vereint die Züge des Wiesels, der Kröte und Hyäne tragen!" schrie ein Vierter.

„Ja, ja! es ist ein feuerspeiender Kopf, der Marat," sagte jetzt, heiser lachend, ein kleiner Mann in Nationalgardeuniform, der lauschend unter sie getreten war. Die Figur war liliputartig, aber in Gang und Mienen originell, die Stimme scharf, die Finger klein und krumm gebogen. Aber sein dunkles Auge sprühte Feuerfunken.

Die Jünglinge stutzten und sahen betreten das breitschultrige Männchen an, das sich mit Megärenlächeln auf den Zehen wiegte, während das siedende Quecksilber, das ihm in den Adern rollte, seinem Kopfe und andern Gliedern die Regsamkeit eines Schwanzes der Bachstelze verlieh.

Der Kleine fuhr fort: „Wo er nur jetzt wieder stecken mag, der Bösewicht! Verkleidet ist er bald da, bald dort. Meine jungen Eiferer, wir sollten ihn aufsuchen und durchprügeln. Seinen Steckbrief will ich noch richtiger abfassen. Marats Hauptschönheit, über die er immer selbst Witz macht, besteht darin, daß sein linkes Auge ihm um drei Viertelzoll tiefer im Gesichte steht als das rechte — gerade wie bei mir. Die Herren erblassen? Wahre Lilienwangen! Nehmt eau de mille fleurs, Königlichgesinnte, und grüßt Eure sämmtlichen Familien von mir."

Wie vom Donner gerührt standen die Jünglinge. Marat, der Beherrscher des Sicherheitsausschusses und des Gemeinderathes von Paris, eben jetzt von heranstürmenden Banden der Cordeliers beschützt, hatte, als Nationalgardist verkleidet, Alles gehört. Die Jünglinge waren verloren und fühlten schon das kalte Eisen der Guillotine an ihrem Halse.

„Ihr Truthähne, fort!" schrie jetzt mit seiner gewöhnlichen Schimpfrede Marat ihnen zu. Dann, zu seinen Rotten gewandt, die ihn jubelnd begrüßten, ihm Hände, Rock und Füße küßten, sagte er mit fanatischem Lächeln: „Es ist wieder ein Aderlaß nöthig. Brod und Zucker wird noch viel wohlfeiler werden, meine Kinder."

„Freund der Menschheit!" heulte die Menge dankerfüllt.

Léon, die nach dem Unfall zu Caen fluchend über die Berge zurückgelaufen war, ohne das bewußte Tuch in das Herzblut der Schlachtopfer tauchen zu können, drängte sich jetzt durch den Pariser Pöbel.

„Mein kleiner Meutemacher, göttlichster aller Royalistenfresser!" rief sie und stürzte sich an Marats Brust, der sich lachend ihren Umarmungen hingab. Aber bald ging bei Léon die Freude in Wuth unter. Sie lag an Marats Ohr mit leiser, blutheischender Rede.

„Romme?" fragte Marat. „Gut, ich werde es benutzen. Aber weißt Du, süße Freundin, daß auch gegen mich ein Anklagedecret im Werke ist?"

Kein Wort der Anklage soll man im Convent verstehen, wenn ich mit meinen Fünfzehnhunderten auf den Tribunen lärme," erwiederte die Volkskönigin.

„Ich weiß, Ihr, meine Rednerinnen, rasselt besser wie Henriots Lärmkanonen und Trommelschläger," scherzte Marat. „Auch kümmert mich das Anklagedecret gar nicht. Gibt der Convent ein Gesetz, so erkläre ich mich dagegen in Aufstand**), thue, was ich will und lebe und sterbe für Euch, brave Ohnehosen."

„Hoch lebe Marat, das Bollwerk der Freiheit, der Apostel der Revolution!" schrie das Volk.

*) Geschichtlich.

**) Geschichtlich.

Dann riefen Einige: „Guter Vater, wir haben nun durch Dich zu beißen und zu brocken. Du sagst nicht, wie der alberne Convent: Ehrt fremdes Eigenthum und sterbt selbst Hungers. Aber schon seit einer Woche hast Du Deinen Kindern keine patriotische Vorlesung gehalten. Wir hungern darnach wie vormals nach Brod. Die Damen der Halle sind ganz trocken geworden; frische sie auf mit Deiner salbungsvollen Rede!"

„So bringt mir erst meinen verwitterten Pelz," sagte Marat. „Die Uniform zog ich nur an, um an den Ludwigssöhnen meine anatomischen Studien fortzusetzen. Ich komme mir in dieser Kleidung zu geputzt vor unter Euch Kindern der heiligen Natur. — Ich habe mich überhaupt nur einmal in meinem Leben geputzt, als Ludwig vor den Schranken des Convents erschien. Da trug ich die allerschönste Soutane*). Nehmt mir das verdammte Halstuch ab, schlingt mir ein rothes Tuch um den Kopf."

Nun ging es fort, dem nah' gelegenen Garten und Kirchhof der Franciscaner zu, dem gewöhnlichen Versammlungsorte dieser Republicaner. — „Marat wird heulen!" erscholl es durch Paris.

„Laßt uns sehen, wie Marat krächzt," sagten das Fischweib, der Sackträger, der Kohlenschlepper.

Wie Hornissenschwärme summend, tosend lagerte sich das Volk auf den Gräbern. Auf das höchste, polichinellartig, schwang sich Marat. Die Erscheinung dieses Vampyrs, halb gräßlich, halb lächerlich, ward jedesmal von der Menge beklatscht. Seine Popularität gründete sich auf diesen blutigen Humor. Er zeigte der Menge einen Strick, den er in der Hand hielt, rufend:

„Freiheitskinder, was denke ich damit an? Das Symbol kündet Euch, daß ein echter Republicaner das Seil zur Sturmglocke niemals aus der Faust geben darf."

Beifallklatschen der Menge.

„Die Staatsmänner, die Esel, lästern mich," fuhr Marat fort. „Warum? Weil ich, einst Leibarzt jenes Artois, mich jetzt zum Arzt von Frankreich erklärt habe und ihm mit dem Messer des Patriotismus jede kranke Nerve und Flechse ausschneide. Das ist wahrhaft göttliche Chirurgie. — Man beschuldigt mich, einst Royalist gewesen zu sein. Das ist grundfalsch. Ich habe den Hof immer zum Besten gehabt und hatte früher den Plan, ihn in Wasserströmen zu ersäufen. Darum ließ ich in Versailles meine berühmte Wassercur ausströmpeten. Die zarten Damen soffen nicht nur ganze Ströme des von mir gesegneten Gewässers, sie ließen sogar ihr Tisch- und Bettzeug, Gabel und Messer und Löffel darin waschen**). Weil es mir aber mit der Wassercur viel zu langsam ging und die Aerzte oft ihre Methoden ändern, habe ich mich zur Blutcur gewandt, die besser anschlägt. Wer, meine Freunde, erkühnt sich, zu behaupten, daß wir unsre Patienten lange leiden lassen?"

Ein wüthendes Gelächter unterbrach ihn hier. Von allen Grabhügeln regnete es Beifall. Ein riesengroßer Kerl mit schwarzem Haar, braunrothem Gesichte und ungeheueren Fäusten fing immer wieder von Neuem an zu klatschen. Es war derselbe, der am zweiten September zum Frühstück das Herz und zum Abendmahle die Hand der Lamballe zu sich genommen hatte und dann hoch erzürnt auf die Blutrichter schalt, weil sie ihm, außer dem verheißenen Lohne, nicht noch eine Bürgerkrone decretirten***).

„Ohnehosenvater," sagte der Kerl zu Marat, „da haben sie mir neulich etwas von Unsterblichkeit der Seele in das Ohr geschrieen und wie die That dem Thäter vergolten würde."

„Was ist Seele? Haben wir eine? — wie lange währt sie?" schrie das Volk.

Marat warf einen malitiösen Blick auf die Gräber. Dann sagte er:

„Die da unten wissen es jetzt. Aber sie sind stumm wie die Fische. Mich, den Arzt, fragt nicht. Es gibt in der Natur verdammte Pillen, die gerade wir armen Söhne des Aeskulap roh hinunterwürgen müssen. Euch will ich sie überzuckert geben in einer Frage. Als Ihr unter Capets Regierung Wochen lang hungern mußtet, wo war da Eure Seele? — Sie lag dicht neben Eurem Magen in Ohnmacht. Als er zu kanen bekam, schnell war auch sie wieder auf den Beinen, und wie munter! Ich sage weiter nichts, aber denkt darüber nach. Es könnte zu etwas führen und Ihr seid auf dem rechten Wege."

*) Geschichtlich.

**) Geschichtlich.

***) Geschichtlich.

„So decretiren wir," schrie das Volk, „daß es keine Unsterblichkeit der Seele gibt und Alles mit unserem Leibe zusammenfällt."

„Gottlob!" murmelte vor sich hin der Mörder der Lamballe, und ein Fels schien ihm von der Brust zu stürzen, so heftig athmete er auf.

In Marats Auge glühte die Hölle. Ewig trieb der innere Dämon ihn an, alle Bande, welche den Menschen an Mitmenschen und Himmel knüpfen, zu zerreißen. Jetzt rief er flammend:

„Söhne der Natur, laßt uns den Dienst unserer Göttin noch weiter begründen! Gobel, der Erzbischof, hat sich — beiläufig gesagt — für dreimalhunderttausend Livres, die ich ihm aber zu entziehen wissen werde, erboten, das katholische Christenthum öffentlich abzuschwören*). Mit ihm bricht die alte Kirche zusammen und die Ohnehosen umarmen sich im Tempel der Natur. Laßt die schönsten Kinder der Lust sich schmücken, daß sie als Priesterinnen der Freude die Altäre besteigen, bunte, lockende, verführerische Bilder. Laßt Weihrauch dampfen um sie her aus silbernen Schalen. Wie ein Blüthenregen ströme das Glück über mein Volk. Doch zuvor noch eine Kleinigkeit! Ich habe mir es überlegt. Ich brauche nicht blos, wie ich im letzten Blatte sagte, dreimalhunderttausend Köpfe, sondern achtmalhunderttausend, denn alle Eure Feinde müssen sterben, damit sie Euch nicht, was Ihr ihnen jetzt billigst nahmt, dereinst wieder abfordern. Das Werk der Reinigung wird unser Glück, die Freiheit des Vaterlandes vollkommen begründen. Ich behalte es den nächsten Tagen vor. Damit Ihr jedoch, Freunde der Menschheit, Euern Patriotismus auch heute glänzen lassen könnt, rathe ich, die auf diesen Blättern verzeichneten Großhändler an die Laternen zu hängen, ihre Vorräthe zu vertheilen. Lange genug haben sie das Eigenthum der Nation verschlungen. Mit ihrem Tode fällt Euch, den rechtmäßigen Eignern, Alles wieder zu. Es lebe die Freiheit!"

Mit Augen, in denen des Panthers und Tigers Mordlust brannte, hatten die Sansculotten dieser Rede gelauscht.

„Gegen die Großhändler!" riefen sie jetzt wuthschnaubend und stürmten fort.

„Die Leichen der Feinde haben immer einen guten Geruch," rief Marat ihnen nach und stieg von seiner Rednerbühne, dem hohen Grabe, nieder, sinnend auf neu zu Begrabende.

---

In einem der größten, aber damals leer stehenden Kaffeehäuser von Paris — denn die Reichen wagten sich nicht auf die Straße und der Pöbel tobte unter freiem Himmel — saßen an einem kleinen Tischchen zwei Freunde, Beide Conventsdeputirte, Adam Lux aus Mainz und Carra. Dieser, ein Römerkopf mit feurigem Auge und markirten Zügen, ein Dreißiger, hatte eben scharf gesprochen. Lux saß ihm, ein Bild der tiefsten Ruhe, gegenüber. Er war ein schöner Mann von achtundzwanzig Jahren, blond, schlank und wohlgebaut. Die großen, blauen, von schwarzer Wimper beschatteten Augen gelassen gegen Carra aufschlagend, sagte er:

„Fahren Sie fort. Es mischt sich zwar einige Empfindlichkeit in Ihre Vorwürfe, sie verdirbt mir aber meinen Kaffee nicht. Er ist heute besonders gut und stark."

„Eben diese unendliche Ruhe, dieses Phlegma ist es, was mich an Ihnen verletzt," entgegnete Cara. „Wie ist es möglich, daß ein Mann, wie Sie, in der Blüthe seiner Jahre, mit schönen Talenten, mit glänzender Rednergabe ausgestattet, diesen Riesenkämpfen aller Kräfte unserer Nation so apathisch zusehen könne? Diese Gelassenheit, verzeihen Sie mir, steht viel tiefer als das Phlegma des Indianers, der, an einen Pfahl gespießt, seine Pfeife raucht, und Sie, der Abgeordnete der Stadt Mainz bei dem Convente, sprechen sollend und doch schweigend, sind auf dem Wege, ein arger Egoist zu werden."

„Ich bin es schon und aus Grundsatz," erwiederte Lux. „Können Sie, nach alle dem Unsinn dieser zweiten Staatsumwälzung, der bald eine dritte, noch schlechtere, Marats Dictatur, folgen wird, zweifeln, daß in der menschlichen Natur ein wahrhaft böses Princip herrsche? Ich gehe ihm nur aus dem Wege, mische mich in Nichts mehr. — Kellner, noch eine Tasse Kaffee."

Er empfing sie und fuhr dann, mit dem kleinen silbernen Löffel in der Tasse spielend, fort: „Sie, lieber Carra, trauen mir einigen Verstand zu; dieser Verstand aber sagt mir, die Menschheit sei nicht werth, daß man irgend etwas für sie thue. Von jeher hat sie ihre Heiligen gesteiniget und ihre Gerechten gekreuzigt. Wie ging diese erste, das Gute wollende Nationalversammlung unter! Wozu haben wir Talente, wenn

*) Geschichtlich.

sie nie zur Herrschaft gelangen, sondern im ewigen Kampfe mit der Dummheit der Menge sich abmühen müssen, die am Ende doch siegt? Die Geistreichen könnten sich versucht fühlen, die Einfältigen zu beneiden, denn diese sind die einzig Glücklichen auf Erden. Der Fanatismus erobert sich Völker, die Weisheit nie. La Fayette muß einem Robespierre weichen, der sanfte König starb und Marat lebt und herrscht."

„Er lebt, er herrscht, weil die da handeln sollen gegen ihn, sich, wie Diogenes, in eine Tonne verkriechen," rief gereizt Carra. „Aber, Mann der Philosophie, darf das Vaterland nicht wenigstens heute auf Sie rechnen, wo die stürmischste aller Sitzungen bevorsteht, wo es gilt, das Anklagedecret gegen Marat, als Verräther des Staates, durchzusetzen?"

„Durchzusetzen?" lächelte Lux. „Ja, dort ziehen schon unsere Mitabgeordneten, im Herzen und Kopfe den Sturz des Tyrannen, dem Conventhause zu. Die Anklage wird vorgenommen, um — wieder beigelegt zu werden. Parturiunt montes. Ich will nicht noch Narr sein unsrer Narrenzeit. Ich gehe gar nicht in den Convent." —

„Ich aber spreche darin. Leben Sie wohl!" sagte Carra mit Stolz, fast mit Verachtung. Dann, sich der Liebenswürdigkeit erinnernd, die der jetzt so kalte junge Mann in anderen Stunden entfaltet hatte, kehrte er zurück, faßte Lurens Hand und sagte: „Freund! so jung noch und doch schon so alt, im reichsten Frühling Ihrer Jahre und doch so kalt wie Eis; Sie leben, ohne eigentlich zu leben, ein Dasein des Verstandes, nicht des Herzens. Alle diese Nüchternheit Ihrer Betrachtungen, alle diese Gleichgültigkeit bei dem tragischen Schicksale unserer Nation steht am Ende damit in geistiger Beziehung, daß Sie — wie Sie mir neulich vertrauten — nie in Ihrem Leben geliebt haben."

„Wie soll das zusammenhängen?" scherzte Lux.

„Wie Alles im menschlichen Leben," entgegnete Carra in ernster Innigkeit. „Mein junger Freund, der Verstand, uns in die Eisregionen von Nova Zembla versetzend, verleiht dem Leben einen grauen Ton. Es gibt nur ein Licht, das, schöner als Frühlingssonnen, jene matte Nordpoldämmerung durchblitzt, daß die grauen Schleier reißen und die Welt verjüngt, verklärt vor uns liegt. Dies Licht ist die Sonne des Gefühls. Hätten Sie je ein einziges Wesen mit Begeisterung und bis zur Aufopferung geliebt, Sie würden auch ein Herz für die leidende Menschheit haben. O, daß jene große, erhabene Leidenschaft Sie, wie der Blitz, einmal durch und durch erschütterte! Alle Tugenden Ihres Geistes und Herzens würden heldenkühner hervortreten und auch das Vaterland auf Sie rechnen können." — Er ging.

Lux schaute ihm mit den großen, blauen Augen nach. „Das haben mir nun schon so Viele gerathen," sagte er. „Lieben soll ich, mit aller Seeleninnigkeit lieben, das würde mein Wesen, meine Ansicht von der Welt verändern. Was ist denn diese so viele Menschen bewältigende Leidenschaft der Liebe? Thorheit oder Göttlichkeit, Irrlicht oder Sonne? Belügt mit solchen wunderbaren Träumen die Welt sich selbst, oder wäre mir das Leben, das Andern glüht, noch gar nicht aufgegangen? Es gibt manches Glück, das man erst gar nicht ahnt, und das doch, wenn man es kennen lernte, uns entzückt. Stände ich mit allen meinen Fähigkeiten noch immer vor dem Tempel, nicht ahnend, daß hinter seinen mir verschlossenen Pforten Paradiesgärten glühen? Aber weg mit solchen Träumen, welche die ewig in den Kinderjahren bleibende Menschheit sich selbst als Spielzeug um die Wiege stellt. Es ist denn doch auch etwas Schönes um eine ruhige Seele in dieser sturmbewegten Welt. Wenigstens brauchen nicht alle Menschen sich wie Mücken in die Flamme zu stürzen, um darin unterzugehen. Mögen Andere mein Leben mit einer matten Mondnacht vergleichen; manchmal singt denn doch darin eine einsame Nachtigall ihr Lied." —

Unter diesem Selbstgespräch war er in die jetzt wenig besuchten Gärten der Tuilerien getreten. In lieblicher Stille lagen sie da wie eine Oase. Die Bäume, dunkle Schatten streuend, badeten ihr Laub im Sonnenglanze. An den fernen Bergen hing es wie Silberschleier. Lux fühlte sich heiterer; wohlthätige Lebenswärme durchdrang seine Brust. Gedankenvoll hatte er eine Rose gepflückt und betrachtete dies Symbol alles Zarten und Schönen. Jetzt gleitete von der Blume hinweg sein Auge auf eine Erscheinung, die ihn gleich im ersten Augenblicke mit magnetischer Kraft fesselte. Unter einer jungen Eiche saß, sich unbemerkt glaubend, ein Mädchen, das Ideal der reinsten weiblichen Schönheit. Sie war im Lesen vertieft, und welche Seele sprach, indem sie las, aus ihren Zügen! An den Vignetten der Blätter, die in ihrer Hand ruhten, erkannte Lux, daß es die damals berüchtigtsten und einflußreichsten Flugschriften waren. Eine Schrift von Hebert, wie es schien, legte sie mit kalter Verachtung zurück. Aber jetzt fiel ihr Auge wie durchbohrend auf einzelne Stellen in Marats Volksfreunde. Die Röthe des Unwillens flog auf dem edlen Antlitze empor, aus welchem der Geist einer Minerva sprach. Als wollte sie es bewahren, um es desto sicherer zu vernichten, verbarg das schöne Mädchen das Blatt an ihrer Brust.

„Ist dies himmlische Geschöpf politische Schwärmerin? Wie kommt sie, die Reine, Hohe, zu diesen, allen Schlamm der Verworfenheit ausspritzenden Blättern?" dachte Lux. Es zog ihn nah' und näher. Eine ihm selbst unerklärliche, geheimnißvolle Scheu hielt ihn wieder zurück. Jetzt nahm die Unbekannte ein anderes Blatt, las, erblaßte, große Thränen entstürzten ihrem Auge, die Flugschrift entsank der Hand. Einen so rührenden Ausdruck des Schmerzes, durch dessen Schatten die Geisteshoheit blitzt, hatte Lux nie gesehen. Er ergriff ihn. Das Mädchen, nachdem es eine Zeit lang sein Tuch vor die Augen gedrückt hatte, stand jetzt auf, ganz Adel, ganz Grazie. Der Schmerz, wie eine dunkle Wolke zu den Füßen der Jungfrau niedergeworfen, schien die Glorie dieser Gestalt nur noch zu erhöhen. Lux wollte, mußte das wunderbare Mädchen näher kennen lernen. Er schlug durch das Gebüsch einen Weg ein, auf dem er ihr zu begegnen hoffte; aber sie hatte einen andern gewählt. Als er sie wieder erblickte, war sie schon weit entfernt. Mit einem majestätischen Anstande, der schon bei dem ersten Anblicke eine gewisse Bewunderung, eine geheime Ehrerbietung für sie einflößte, schwebte die schlanke, prächtige Gestalt durch die Baumgänge. Bald verschwand sie ganz. Mißmuthig kehrte Lux zu der Rasenbank zurück, wo er sie zuerst erblickte. Mit geheimnißvollem Zauber sprach dieser Sitz ihn an. Er warf sich darauf nieder. Da lag noch die Flugschrift, über welche das schönste Auge Thränen vergoß. Ihre Hand hatte die Blätter berührt — schon lagen sie in der seinigen und ein stilles Feuer strömte davon zu seinem Herzen aus.

Die Flugschrift enthielt eine Erklärung Romme's an die Pariser über den Vorfall zu Caen. Daß die Haupturheber der Empörung sie mit dem Tode gebüßt, wurde darin erwähnt. War die Unbekannte in dieses Unglück verflochten? Calvados ist das Land der Treue, der Kraft, des erhabenen Muthes; Calvados stritt, während Paris zitterte.

Lux verlor sich in Gedanken. Als er wieder aus seinen Träumen emporfuhr, die Augen aufschlug, lag die große, reiche Welt glänzender und erhabener vor ihm. Ueber der Bäume dicht belaubte Wipfel tönte die Stimme des Ruhmes: „Erwache, Schläfer!" Zugleich nistete sich geheimes, süßes Leid in seinem Herzen ein. Zorn und Schmerz der Unbekannten waren einmal in dem Wehmuthsblick der Liebe untergegangen. Galt das Romme? Er ist ein verführerischer, hoheitblickender Mann, übertüncht mit äußerer Schönheit. Diesem Tiger gegenüber Löwe zu sein, wäre rühmlich.

Solche und tausend ähnliche Gedanken durchkreuzten Lurens Geist.

Erst in seinem Zimmer fand Lux sich wieder, um bald dort die geheimnißvolle Macht zu empfinden, die plötzlich in sein Leben eingriff. Bereits am Abend vorher hatte er, ohne es weiter zu beachten, vernommen, ein wunderschönes Mädchen sei in demselben Hause, wo mehrere Zimmer zu vermiethen waren, abgestiegen. Ohne Zweifel war sie es, die jetzt vor seiner halb offenen Thüre mit der Dame des Hauses sprach.

„Haben Sie," fragte diese, „unter den Rednern des Convents Verwandte?"

„Nein."

„Bekannte?"

„Nein."

„Was suchen Sie also in dem stürmischen Convent?"

„Frankreich!" erwiederte die wohllautendste der Stimmen.

Diese spartanische Antwort sprach zu Lurens Geist, die sanfte Stimme mächtig zu seinem Herzen. Rasch schritt er zur Thüre, sie flog auf. Die Unbekannte aus den Gärten der Tuilerien stand vor ihm. In ihrem Anschauen blieb Lux verloren, indeß sein Antlitz flammte.

„So kann ich Sie," sagte, zu dem Mädchen gewandt, die Wirthin, „dem würdigsten Schutze empfehlen. Hier, der Herr Deputirte der Stadt Mainz wird wohl die Gefälligkeit haben, Sie in den Convent zu geleiten."

„Herr Adam Lux?" fragte, hell aufblickend, die Unbekannte. „Derselbe, der," sie hielt inne, setzte jedoch bald hinzu: „derselbe, der einst so schön für sein Vaterland sprach?"

Es lag in diesem Einst ein stiller Vorwurf für Lux. Das wunderbare Mädchen mußte auch ihn und seine Schriften kennen. Er fühlte sich zugleich erhoben und gekränkt; doch, seiner innern Bewegung Meister, bot er ihr auf verbindliche Weise an, sie auf die Gallerien zu führen.

„Ich werde es Ihnen danken, ich bin hier ganz fremd," sagte das Mädchen und nahm unbefangen seinen Arm.

Sie gingen. Das Herz des jungen Mannes schlug hoch. Nie wandelte ein schöneres Paar zusammen. Viele Vorbeigehende blieben, ihnen nachschauend, stehen; Manche grüßten. Dies schien die Unbekannte zu ängstigen, sie ließ den Arm des Führers los. In eine abgelegene Straße gelangt, sagte sie:

„Mein Herr, Ihr Charakter ist mir bekannt. In böser Zeit müssen die Besseren sich verstehen. Sagen Sie offen, wer ist mehr Frankreichs Feind, Robespierre oder Marat?"

Diese überraschende Frage, zu solcher Zeit von einer Fremden gethan, würde vielleicht von dem Muthigsten unbeantwortet gelassen worden sein. Aber eine hohe Seele that sich darin kund, Vertrauen schenkend und fordernd. Lur, ihr fest in das Auge blickend, antwortete:

„Robespierre ist ein Teufel, der aber doch noch einige Scheu vor den Heiligthümern der Menschheit besitzt. Marat hingegen greift das sittliche Gefühl der Nation an."

„Und wann wird er guillotinirt?" fragte sie im bestimmtesten Tone.

„Die Besseren der Nation werden heute ein Anklagedecret versuchen."

„Blos versuchen? In Angst beginnen, um in Schande zu enden?" unterbrach ihn die Unbekannte.

Staunend betrachtete sie Lur. „Was war das für ein Mädchen! auf frischen Lippen den Donnerkeil!" — Eben standen sie am Eingange des Riesengebäudes der Nationalversammlung.

„Verlassen Sie mich jetzt; kennen Sie mich nie wieder," bat das Mädchen auf das Dringendste und war verschwunden. Lur hörte nur noch, daß einige Stimmen mit französischer Artigkeit: „Platz der Schönheit!" riefen. Außer sich gesetzt durch das Großartige, Geheimnißvolle jener Erscheinung, schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und sprach:

„Jetzt wäre ich aufgelegt, den vernichtendsten Blitzstrahl der Rede gegen die Feinde des Vaterlands zu schleudern. Aber heute sprechen, nachdem ich es dem Carra abschlug, nachdem ein Weib, o welches Weib! mich zu den Hallen der Pflicht zurückführte — es wäre die unmännlichste Coquetterie. Treuere Söhne Frankreichs werden reden. Meines Ehrenamtes unwürdig, verdamme ich mich selbst zu der Strafe, hier am Eingange unter dem Pöbel zu lauschen, während im Heiligthume der Nation ihre Vertreter sprechen."

Der Convent war bereits versammelt. In der Mitte des ungeheueren Raumes, an roth behangenen Tischen, auf welchen die Verfassungsurkunde, die Tafeln mit der Erklärung der Menschenrechte und das Schwert des Gesetzes lagen, saßen der Präsident und die Secretaire. Frei, nach allen Seiten sichtbar, stand die Rednerbühne. Auf der rechten und linken Seite, und vom Hintergrunde des Saales her dräuten die Parteien mit ihren Waghälsen, Rednern und Vorfechtern. Weiter zurück, auf ungeheueren, rings um den Saal geschweiften Gallerien saß, stand und lag das Volk. Von Außen aufgestiegen, an allen Fenstern des Riesensaales hing Gesindel, mit Cannibalengesichtern hereinstierend; selbst von der Gallerie, die um die Kuppel des Gebäudes lief, hingen Menschenleiber und Köpfe nieder, von schwarzstruppigen Haaren umflattert.

Manchmal, wenn ein Redner sich Aufmerksamkeit erzwang, herrschte die tiefste Stille. Den Fall eines Blattes hätte man wahrnehmen können. Dann brach ungeheures Beifallklatschen wie Hagelschlag los, vom Zischen und Pfeifen der Feindlichgesinnten übertobt. Jubel der siegenden, Klage der unterliegenden Parteien erklang oft. Manchmal ging so seelenverwirrender Sturm durch die Versammlung, daß es schien, als läge die Nation in Wahnsinn. Auf einmal ward Ruhe. Vom Eingange her, durch den Saal, leise, doch verwüstend wie Samum, schritt Marat. Viele erblaßten. Frecher hob, trotz der Drohworte, die heute schon vom Rednerstuhle herab gegen ihren Helden gefallen waren, Marats Partei das Haupt. Der Gotteslängner Kloots heulte ihm zuerst Brudergruß entgegen. Sechs Schlächter und acht Fischweiber auf den Gallerien fingen den Ton auf. Erst dumpf wie Unkengesang, dann laut aus dem Munde von Tausenden ertönte: „Marat lebe!" während Jacobinermützen wie rothe Bälle aufflogen. Bei diesem allgemeinen Gruße stand den Besseren der Nation das Herz still. Marat, seine Macht fühlend, dem Volke nickend, setzte sich unter dem lauten Bravo seiner Banditen, höchst ungeschliffen seinem rechten Fuße auf seinem linken Knie Platz verleihend und koboldartig kichernd, als bei seinem Anblicke ein Feiger die Rednerbühne aufgab und sich hinter ihr verkroch. Einen Augenblick stand dieselbe ganz leer. Aber die Freunde des Vaterlandes hatten sich das Wort gegeben, heute nicht zu weichen und zu wanken und das Ungeheuer aus dem Heiligthume der Nation zu vertreiben. Carra, flammenden Blicks, schwang sich auf den Rednerstuhl und rief:

„Gut, Marat, daß Du kommst, denn bei dem racheforderenden Geiste unserer von Dir entweihten Verfassung —"

Mit unbeschreiblichem Lärm unterbrachen ihn hier die Gallerien. Sie zischten, pfiffen, trommelten mit den Füßen. Vorzüglich tobten die heute doppelt bezahlten, im Branntweinbade verjüngten Weiber.

Aber Carra ließ sich nicht stören. Das Amt des in dieser Zeit des Tumultes ohnmächtigen Präsidenten selbst übernehmend, mit der Faust auf die Rednerbühne donnernd, daß sie bebte, rief Carra:

„Zur Ordnung! Schlächter vom zweiten und dritten September, hat dieser Tage blutiges Gespenst Euch denn noch nicht erwürgt? Ihr Weiber dort auf den Gallerien, seid Ihr denn noch nicht erstickt am letzten Bissen der Brode, von Euch am zehnten August getaucht in die Wunden der Schweizerleichname*)? Gesetzlose, Ehrfurcht dem Gesetze!"

Verdutzt schwieg die Pariser Gemeinde. So hatte, ihren Patriotismus lästernd, sie noch Niemand angefahren, und Carra, unterstützt von dem Beifalle aller Edlen, fuhr in seiner Philippika fort. „Marat untergrabe das sittliche Gefühl der Nation, raube ihr den Ruhm, gebe ihr den Tod. Marat allein, Unterdrücker der Tugend, Herold des Lasters, habe die Schandthat jener Soldaten vertheidigt, welche ihre eigenen Officiere in Stücke hieben**). Marat mit seinen cannibalischen Grundsätzen sei Schuld, daß das Ausland ausspeie bei dem sonst so vergötterten Namen: Frankreich. Er, Carra, trage darauf an, gegen Marat die Anklage zu —"

Jetzt wälzte sich die überlegene Volkspartei gegen den kühnen Redner. Von der Bühne herunter gedrängt, dennoch fortsprechend, fast zu Boden gerissen und dennoch wieder auftauchend mit dem Blitz seiner Strafrede, kämpfte Carra, mit ihm die Freunde. Aber bald verhallte in dem unbeschreiblichen Tumulte jede einzelne Stimme. Nur der Riesenton des Aufruhrs im Allgemeinen, alle Laute des Hasses, Neides, der Wuth und Mordgier in sich vereinend, hallte durch das Gebäude.

Endlich wurden wieder einzelne Schreie vernommen. „Keine Anklage, keine Anklage gegen Marat! Des Todes schuldig, wer nur auf sie anträgt!" — und der kleine Beelzebub, auf den Schultern seiner Cordeliers zu der leergewordenen Rednerbühne getragen, bestieg sie feuerspeiend. Ein Pistol hervorziehend und vor die Stirn haltend, schrie er: „Ich erschieße mich, geht das Anklagedecret durch." — „Schieß zu, schieß zu!" ruft die ganze rechte Seite. Aber die linke beklatschte die Bravade***).

„Ich habe Feinde im Convent!" klagte jetzt Marat. Die Gegenpartei antwortete: „Wir Alle sind es, Du, einst Royalist, jetzt Royalistenfresser!"

Nun waren alle Bande seines Zorns gelös't. Nichts verwundete Marat tödtlicher, als wenn man ihm nur einige Anhänglichkeit an den alten Königsthron beimaß. Die blaue Lippe schwoll, Blitze, giftgrün und weiß, zückte sein Auge. Er krächzte: „Ihr Strohmänner, Ihr Truthähne! wohl ließet Ihr schon im October vorigen Jahres an alle Straßenecken den Aufruf kleben: Marat muß gehängt werden! Aber noch im Junius dieses Jahres gibt er dem Gotte der Ohnehosen Feste: Marat läßt hängen! ist sein Motto! Und wessen beschuldigt man mich? daß ich einige Tropfen Blut fließen ließ. Ihr Dummköpfe! meint Ihr denn, ein an allen Leibestheilen von scheußlichen Krankheiten angefressener Staatskörper könne mit Rhabarberpurganzen geheilt werden? Ihn ausweiden muß man. Darum hat mir, was man an der Lamballe that, so gefallen. Es zeigt uns, was wir mit ganz Frankreich machen sollen, müssen. Ihr Königsfreunde, wäret Ihr nur Alle so scharfblickende und schneidende Chirurgen, wie Ihr blinde, zahme Maulwürfe seid, Ihr würdet meine großen Absichten einsehen! Aber wartet, Ihr Staatsmänner, Ihr Ränkespinner, ich will Euch in die Lehre nehmen, und gar nichts sollt Ihr mir dafür bezahlen als Hab' und Gut und Leben. Euch, geliebte Kinder Frankreichs, mit denen ich Brüderschaft trank am Tage, wo Capet fiel, gute Cordeliers, liebenswürdige Jacobiner, Euch rufe ich, der Märtyrer der Freiheit, zu: es ist noch Nichts gethan, Alles muß erst geschehen. Wir brauchen durchaus eine dritte, größere Revolution, die auf die Köpfe Dieser da sich gründet!"

Solche Rede Marats, unter krampfhaften Zuckungen seines Leibes dem verderblichsten aller Geister entsprühend, machte auf alle bessere Gemüther eine Wirkung, wie Vitriolsäure, wenn sie auf Erdpech fällt, oder Metall auflös't. Auch fühlte

---

*) Geschichtlich.

**) Geschichtlich.

***) Geschichtlich.

die Pariser Gemeinde sogleich den Sieg der Gemeinheit über das Edle.

„Wohlan, laßt uns das Vergnügen einer dritten Revolution genießen! Lös't die Lärmkanonen, läutet die Sturmglocke! Zerreibt diese Reichen, diese Aristokraten wie Stroh zwischen Euren Händen!" — Und dabei brannten die Augen dieser Banden so mörderisch, daß es schien, als wolle mitten im Convent die Flamme aufschlagen, um von dort aus Stadt und Land zu überziehen. Zugleich ließ sich von Außen dumpfer Lärm vernehmen. Nach vollbrachtem Raub- und Mordzuge gegen die Großhändler wälzten sich neue Horden der Cordeliers heran und zogen mit Flinten, Dolchen, Piken, Heugabeln, Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, unter Trommel- und Pfeifenklang, triumphirend durch die Hallen der Nationalversammlung bis vor die Rednerbühne, Marats Thron. Und Léon, mit andern Weibern mänadenartig den Zug, so lange er vorschritt, umtanzend, pflanzte sich nun vor diesen Thron hin und sprach: „Was Du, Marat, mein göttlicher Freund, uns auftrugst, ist vollbracht. Groß war die Arbeit, schön der Sieg. Die Großhändler hängen an den Laternen, ihr Eigenthum ist in unsern Händen und bereits vertheilt."

Diese neue Plünderung, mit satanischem Hohne in den Hallen der Nation ausgeschrien, die durch ihr neuestes Gesetz jeden Raub dieser Art als Staatsverrätherei verpönt hatte, erweckte die wahren Patrioten zu neuer Thatkraft. Ihre Stockdegen und Säbel flogen empor. Zugleich schleuderte eine Faust die Léon, sie bei den Locken fassend, bis an die Schranken des Convents zurück. Derselbe Mann, sich in einem Augenblicke der Rednerbühne bemeisternd, von der Marat, wie ein Sperling vor Adlerflug, niederstürzte, stand dort in Gluth und Erhabenheit, Adam Lux aus Mainz. Draußen in der Eingangshalle hatte er den Zornruf der Gerechten, das Satansgelächter der Cannibalen gehört. Sein Geist, durch die mächtigste der Leidenschaften, die Liebe, erweckt, konnte nicht länger rasten. Seine Stunde war gekommen, ihn rief der Geist, auszusprechen, was er eben, eine entsetzliche Kunde, vernommen hatte.

„Patrioten," rief er, „laßt uns zuerst uns selbst anklagen! Wir waren mürber Sandstein und sollten Granitfels sein, an dem das Haupt des Sanscülottismus sich zerschellt. Sei denn abgeschworen jede unrühmliche Schwäche! Laut bekenne, laut verfluche ich den Egoismus, der mich und Andere dem Vaterlande abtrünnig machte. Aber dieser Fluch, siebenmal verstärkt, falle dann wieder zurück auf den Verräther, vor dessen offenen Wolfsrachen die Bürgertugenden wie Lämmer flohen! Marat, ich klage Dich an, daß Du für den Tod Ludwigs, als Anstifter des Blutbades vom zweiten September, stimmtest und doch selbst jene Mörder dangst*), dann gräuelvoll schwelgtest in ihren Blutberichten. Ich klage Dich ferner an, daß Du, gräßlicher als Saturn, der seine eigne Kinder verschlang, in einer dritten Revolution nach dem Blute aller Söhne Frankreichs lechzest. Ich klage Dich wieder an, Dich Gottesläugner, daß Du auf die Altäre unserer katholisch-christlichen Religion Deinen Ohnehosengott zu setzen trachtest, das lächerliche Nachbild eines indianischen Götzen. Ich klage Dich ferner an, daß Du, Mörder alles sittlichen Gefühls, unsere unsterbliche Seele mit gräßlichem Zweifel vernichten, und selbst die Kinder in der Wiege anstecken willst mit der Pest Deiner Gedanken. Bestellt bei allen Drechslern der Stadt hast Du Guillotinenklappern, die das Zuklappen Deiner Höllenmaschine nachahmen. Diese Klappern — hört es, Ihr Väter und Mütter! sollt Ihr Euern Kindern anhängen, daß sie schon in der Milch der Amme den Blutdurst erben. Endlich — alle Donner des Himmels und der Erde über Dich! klage ich Dich an, daß Du, wie Zeugen erhärten und ich eben erst vernahm — am gestrigen Tage ein zehnjähriges Kind verleitet hast, seine eigene Mutter durch eine falsche Anklage auf das Schafot zu bringen. Die Mutter ist todt, das Kind wahnsinnig. Wollt Ihr es sehen, Bürger? Aber nein, Abscheu, Entsetzen bemächtigt sich Eurer. Patrioten, mir nach, unterschreibt gegen Marat das Anklagedecret!"

Und fast zugleich mit Lux stürzten Unzählige zu den Tischen, die Anklage zu unterschreiben. Der Geist jenes wahnsinnigen Kindes regierte racheheischend die Federn.

„Herunter mit den Terroristen, den Blutsäufern, Marat vor die Schranken, in das Gefängniß!" tönte es von tausend Lippen.

„Nicht vor die Schranken, nicht in das Gefängniß!" schrie Marat. Ich habe nicht Lust, melancholisch zu werden und Ungezlefer zu bekommen."

Seine Partei unterstützte den dummen Einfall, schwang Piken, Heugabeln und Dreschflegel. Alles umsonst. Der Geist der Natur selbst, tödtlich beleidigt, schien immer neue Streiter der guten Sache zu erwecken. Der namentliche Aufruf gegen Marat ward erzwungen, eine Commission zu schleunigster Untersuchung von Marats Verbrechen ernannt. — Von der wogenden Menge hin und her gedrängt, zweimal in Gefahr, sammt seinen Weibern zum Fenster hinausgeworfen zu werden, hatte dieser bis jetzt immer noch als Kobold in das Getümmel hineingegrins't. Auf einmal zuckte er zusammen, stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand.

Was trieb ihn, der den ganzen Convent verachtete, dazu an? Etwas, das er eine Viertelstunde später als Wahnbild seiner entzündeten Phantasie selbst belachte.

Es war ihm vorgekommen, als zücke, von einer der höchsten Gallerien herabgelehnt, ein weißgekleidetes Mädchen ein Messer nach ihm. Obschon die Gestalt auf hundert Schritte von ihm entfernt in der Höhe des Saales war, hatte er doch den Stich ihres Messers im Herzen zu fühlen geglaubt. Er verspürte noch darin ein stilles Weh.

„Dumm Zeug! Es wird der Frosch, den ich in der Herzkammer tragen soll, gewesen sein," sagte er spaßhaft zu seinen Freunden.

Allein, als Sanscülotten und Patrioten das Conventhaus verlassen hatten, stieg wirklich eine weißgekleidete Jungfrau von den Tribunen herab, die Letzte von Allen.

An der Stelle, wo nach dem errungenen Siege Lux und Carra sich in die Arme gestürzt waren, stand sie still, leise ihr Haupt schüttelnd wie Kassandra. „Ich baue nicht auf diesen Sieg!" sprach sie vor sich hin. „Besser als Worte ist That."

Sie trat aus den Hallen der Nation und miethete einen Fiacre, sie — zur nächsten Guillotine zu fahren. Das sonderbare Gelüst nahm in dieser Zeit den Mann nicht Wunder. Schnell fuhr er sie hin, dann mit leerem Wagen zurückkehrend. Das Mädchen aber, vor dem Schafote stehend, betrachtete unverwandten Blickes das Schauergerüst.

„Ich muß mein Auge daran gewöhnen," sprach sie zu sich. „Uebermorgen, wenn Alles gut geht, stehe ich dort auf der Guillotine."

Ein schwärmerischer, thränenverklärter Blick ihres schönen Auges maß Himmel und Erde. Dann lagerte sich auf ihrem Antlitze die freudigste Majestät und von dannen ging sie, sprechend den Vers Corneille's:

**Le crime fait la honte et non pas l'échaffaud.**

---

Gleich dem Saul, dem Davids Harfe fehlte, lag Romme, vom bösen Geiste verfolgt, auf seinem Ruhebette. Auch ihm war der Harfenton himmlischer Begeisterung und Liebe verklungen. Aber die mächtige Seele, den Fieberschauern trotzend, die als Folge der zu Caen erhaltenen Wunde Romme's Gebein durchwühlten, richtete sich in ihm auf und sprach: „Zersprengt sind die Bande, die Dich an ein engbürgerliches Leben zu ketten drohten. Die Freiheit sei Deine Göttin, Deine Liebe — der Ruhm! Wornach trachten sie Alle, dieser Orleans, dieser Robespierre, dieser Marat! — Nach Dictatur und Königskrone. Aber sie tanzen nur Veitstanz, dem Abgrunde zu. Ein echter Feldherr knüpft an seine Niederlage seine schönsten Siege. So verhöhnte nach dem Vorfall zu Caen mich Aberwitz, und doch war es meine Partei, die nach meinem Wink, den rechten Augenblick benutzend, Marat im Convent stürzte, mich zu seinem Richter machend. Selbst abwesend schlug ich den Feind auf das Haupt. So müssen sie Alle nach einander fallen, diese Puppen der Revolution, einem höheren Geiste dienend. Dies Chaos kann nicht dauern. Ihre Rechte wird die ewige Ordnung der Dinge geltend machen. Ein Halbgott der Mann, der dann, im entscheidenden Augenblicke die Zügel fassend, Friedensstifter, Gesetzgeber, Herrscher wird."

Romme sprang vom Lager auf, nicht mehr krank. Stolz, wie Fiesco im Angesicht der aufflammenden Sonne und des herrlichen Genua, durchschritt er das Gemach.

Da klopfte es an der Thür. Ein freundlich grinsendes Männchen trat herein, sich tief, fast bis zur Erde verneigend.

„Was soll's!" fuhr Romme ihn herrisch an.

Der Kleine machte nochmals den tiefsten, fast komischen Bückling; dann, mit halbkrummem Rücken sich nähernd, wisperte er in Demuth:

„Theurer Mann, darf ein Unglücklicher nahen?"

Romme sah näher hin; es war Marat, der wie ein armer Sünder vor ihm stand, die gefalteten Hände zittern lassend und die Augen wie in Seelenangst verdrehend.

„Wie lautet das Begehr?" fragte Romme vornehm fremd.

„Ach Gott, es geht mir schlimm!" klagte der Kleine, vernehmlich seufzend. „Meine Feinde im Convent haben mich gestürzt; in das Gefängniß, vor dem ich mich so sehr fürchte, soll ich wandern, bin morgen mausetodt, wenn nicht Romme,

*) Geschichtlich.

der hohe, mächtige Romme, Präsident des Umwälzungsgerichts, das über Marat richten soll, mich armen Mann erhält. Einzigster, ich bitte um Gnade. Es wäre doch entsetzlich, wenn mir, dessen Seele so rein wie die eines Kindes ist, ein blutiges Leid geschähe."

Stumm betrachtete Romme seinen Mann. Hinter dieser erkünstelten Demuth lauerte Etwas. Der Kleine schien, Komödie spielend, sich in den possierlichsten Geberden zu gefallen. Romme's Unmuth stieg furchtbar empor. Leicht mit dem Haupte nickend sagte er, „Ganz recht. Marat steht vor seinem Richter. Was hat der Angeklagte für sich vorzubringen?"

In Marats Gesicht zuckte es wie ein Lächeln. Aber gleich war die Wehmuthsmiene wieder da.

„Ich hoffe bei meinen Richtern auf Menschlichkeit," sagte er, „und könnte Vieles zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung anführen; wenn mir nur nicht die Angst die Sprache versetzte. Sehe nur der Herr Präsident, wie aus meinem sonst nicht leicht weinenden Auge eine Thräne fleußt."

Und mit dem Zeigefinger zeichnete er der Erzwungenen den Weg vor, auf welchem sie über die gelbe Wange rollte.

„Laßt die Possen!" rief aufbrausend Romme. „Das Anklagedecret ist durchgegangen, die Zeugen harren, Marats Volksfreund ist Marats Ankläger, binnen Tagesfrist spricht die Commission über Leben und Tod." —

„Seht doch, steht es so?" krächzte, wie umgewandelt, Marat, sich auf den Zehen wiegend. Die Augen funkelten, Kopf und Hände zuckten gichterisch. Megärengift lief durch den ganzen Leib. Plötzlich wieder in die alte Demuth zurücksinkend, wisperte er mit geheuchelter Sanftmuth eines Kindes:

„Ich hoffe doch, man wird es nicht allzustreng mit mir nehmen. Der Marat ist immer ein guter Kerl gewesen. Auch hat er Freunde — ganz Paris."

„Baut nicht auf Euer Paris!" rief, wie der Todesengel flammend, Romme und kehrte ihm stolz den Rücken.

Er hörte den Kleinen ein gellendes Gelächter aufschlagen, am Thürschlosse klappen, wähnte ihn fort und sann, durch den sichtbaren Spott, den sich Marat gegen ihn erlaubt hatte, tödtlich gereizt, auf seinen Untergang. Plötzlich, sich umkehrend, gewahrte er Marat wieder.

Mit verschränkten Armen und Hyänenblick stand dieser da. Sich so von dem Feinde finden zu lassen, schien ihm königliches Vergnügen zu gewähren. Den krummen Zeigefinger bedeutsam gegen Romme bewegend, schrie er:

„Häha! ich bin noch da, Euch eine Fabel zu erzählen. Ein gülden Kirchenkrüglein war gestohlen und der vermeintliche Dieb zum Strange verurtheilt. Als jedoch der Strick ihm um den Hals gelegt werden sollte, nahm er ihn gelassen zwischen die Finger, sagend: Ihr Leute, den Strick nicht mir, sondern dem Richter! Publicus war verblüfft, der Richter trotzig. Aber der Todescandidat, nicht feig und nicht dumm, rief lachend: Hebt nur unter dem Richterstuhle die künstlich eingefügte Steinplatte auf, dort liegt neben anderem Gestohlenen das Kirchengut und der es stahl, war der Richter selbst. Vom Schlage getroffen, konnte dieser nur noch den Raub gestehen, der auch gleich darauf zu Tage gefördert wurde. — Sollte es sich nun zufällig finden, daß mir gegenüber, Du, der Richter, vier von Convent und Nation zum Tode verdammte Girondisten entwischen ließest, so würde sich zwar nicht mehr in Corday's Garten die Platte, aber — das Blättchen wenden. — Warum so blaß? wirkt meine Blausäure? Gelt, der Marat ist ein verfluchter Spitzbube, hat Luchsaugen? — Nun, Richter, richte über mich. Auf meinem Spaziergange hinter der Guillotine herum erzählte ich dem Volke die Geschichte von Corday's Garten und Grotte. Leb' wohl! leb' wohl! und recht bald wieder ein so herzliches tête-à-tête!"

Lustig pfeifend sprang er die Treppe hinab, an der Hausthüre von Haufen der Cordeliers empfangen, die ihren Schutzpatron unter Gelächter, Trommel- und Pfeifenklang, wie zu einem Fastnachtsschwanke zu dem Gefängnisse geleiteten, wo Marat, seine ganze Anklage als Posse behandelnd, so lange als es ihm beliebte, zu verweilen beschlossen hatte, um — wie er dem Convente im teuflischen Hohne sagen ließ — auch noch in den Gefängnißmauern Frieden zu predigen. Romme aber, auf der Bahn der Größe durch die Schlange aufgehalten, die jetzt urplötzlich vor ihm aufschoß, warf wildrollenden Auges einen anklagenden Blick gen Himmel, der aus einer guten That ihm Verderben spann. „Marat oder ich!" sagte er dann leise und schrecklich. „Ehe seiner Lippe das mir tödtliche Geheimniß entflieht, schnell fallen muß Marat durch die Commission oder mich!" Und noch einmal warf er den stolzen Blick wie zürnend gegen die Wolken. — „In Zeiten wie diese," rief er, „hat Alles verloren, wer nicht Alles wagt. Wohlan, die Würfel sind geworfen! Auch Cäsar überschritt einst den Rubikon."

Und Romme eilte fort, klar besonnen wie ein Feldherr zur Schlacht.

Unterdessen hatte auch Lux gewirkt. Seit er liebte, war er wieder wie damals geworden, als noch der erste Enthusiasmus der Jugend ihn beseelte, thätig, beredt, theilnehmend, unter Stürmen und Todesgefahren fröhlich. Jetzt, nach arbeitsvollen Stunden, trug er nur eine Sehnsucht in der Brust, sie wieder zu sehen, die geheimnißvolle Priesterin der Flamme, die in seinem Leben den neuen Morgen aufgerufen hatte. Ihr wollte er seine Entwürfe, seine Hoffnungen mittheilen. Seit er das kurze, aber schöne Leben des Achilles wählte, war er auch rasch im Vertrauen. Zweimal schon hatte er nach der Unbekannten gefragt. Sie war noch nicht wieder in ihre Wohnung zurückgekehrt. Jetzt, zum dritten Male sich einstellend, fand er sie, ohne von ihr bemerkt zu werden. Sie saß und schrieb. Wie eine Rose im Feuer himmlischer Begeisterung glühte ihr Antlitz. Da war keine Spur des Schmerzes mehr. Die Augen schienen in die lichteste Zukunft zu blicken, Engel des Himmels das Haupt der holden Schwärmerin zu krönen. Rings tiefe Stille, nur die rasche Hand des Mädchens über den weißen Bogen fliegend, auf dem oben in großen Lettern — das erkannte Lux — stand: „Meine Adresse an das französische Volk." Immer bedeutsamer wurde ihm die Unbekannte. In diesem zarten Körper schien ein Geist zu wohnen, durch Adel mächtiger als Männerkraft.

Jetzt bemerkte das Mädchen den Eingetretenen. Die Purpurröthe ihrer Wangen verlor sich in Lilien. Rasch war das Blatt, an dem sie schrieb, an ihrer Brust verborgen Sie stand auf und sagte sichtbar bewegt:

„Um Gott! was wollen Sie noch bei mir? Ich bat Sie so dringend, mich nie wieder —"

Da legte Lux treuherzig die Hand auf seine Brust und sah die schöne Sprecherin mit großen blauen Augen bittend an.

„Fordern Sie nicht," sagte er dann leise, „was ich nicht mehr gewähren kann — Trennung. Ich kenne Ihren Namen, Ihre Familie, Ihre Schicksale nicht, aber mir ist, als träten die Ideale meiner ersten Jugend mich wieder an, blicke ich auf Sie."

Lebhaft, mit dem Blick der Theilnahme, unterbrach ihn die Jungfrau:

„Sie haben heute im Convent den Beifall aller Rechtlichen und meine Bewunderung davon getragen. Aber um dieser Kraft, dieser schönen Begeisterung willen, die sich für das Vaterland retten, noch lange Großes und Gutes schaffen soll — ketten Sie sich nicht an mein Schicksal, meiden Sie mich."

„Und was ist das," unterbrach sie Lux, „für ein grausames Geschick, das, die Unschuld verfolgend, diesem schönen Auge Thränen erpreßt? Sind Sie in Gefahr? Ich will Sie vertheidigen. O, Sie wissen nicht, welche Palme himmlischen Friedens mir aus solchen Kämpfen blühen wird."

„Erhalten Sie," sagte leicht erröthend die Jungfrau, „diese schöne Wärme unserem Vaterlande. Ihm werden noch Tage des Glückes erscheinen, goldener Friede ihm leuchten über den Gräbern seiner Getreuen. Seine Tempel mögen wieder steigen, Weise statt Tigern seine Richterstühle einnehmen, alle Thränen, in der Schreckenszeit vergossen, einst als Strahlendiadem auf der Stirne meines Frankreichs glänzen."

„Und von sich selbst sprechen Sie nicht?" fragte feierlich bewegt Lux. „O Mädchen, dessen Geist im wunderbaren Fluge um stürmische Höhen des Lebens schwebt, es hat auch seine stillen, traulichen Thäler, wo die Freundschaft weilt, die Liebe."

Er sprach nicht weiter. Eine Todeswehmuth war auf ihrem Antlitze aufgetaucht. Aber schnell faßte sie sich wieder.

„Die Einzelnen, selbst wenn sie für die gerechte Sache sterben, leben fort im Vaterlande!" sagte sie groß und erhaben.

Welch ein Zauber lag für Lux in diesem Wechsel der zartesten Weiblichkeit und des Heroismus. Die jungfräuliche Gestalt, sich immer tiefer in ihr Geheimniß hüllend, erschien ihm in wahrhaft magischem Reize. Hinter diesen reinen Vestalschleiern, welche Fülle und Gluth des großartigen Lebens, Seelenhoheit, Willensstärke, vereint mit der Anmuth! So hatte Lux sich einst das Weib gedacht, das er verehren, anbeten könnte. Spät war es ihm erschienen, trat jetzt im Lichtglanz ihm nahe, ihn auf ewig zu fesseln. Er nahete ihr, nahm ihre Hand, drückte sie an sein Herz.

„Bürgerin eines Staats, wie die edelsten Geister der Nation ihn je gedacht," sprach er innig bewegt, „nehmen Sie mich zu Ihrem Freunde, Ihrem Bruder an. Diese Stunde, wo ich Ihnen Rath, Schutz, mein Leben biete, ist meine heiligste. Ich feiere in ihr die Wiedergeburt meines Geistes, den Egoismus langsam und schrecklich zu ertödten drohte. Ich schäme mich nicht, Ihnen, aber nur Ihnen zu bekennen, daß Sie durch ein Wort, einen Blick! der milde Arzt meiner

Seele geworden sind. Das ist ja der Triumph edler Frauen, daß sie Licht und Frieden in die stürmische Welt bringen."

Langsam wandte die Unbekannte das Haupt, mit Theilnahme den jungen Offenherzigen betrachtend, dessen beredter Mund, noch mehr sein lichtstrahlendes Auge, Frauentugend feierte. Das Lächeln der Zufriedenheit ging in ihrem Antlitz auf. Sanft wallte die Brust.

„Sehen Sie, mein junger Held," sprach sie zugleich freudig und gerührt, „so vereint Liebe zum Vaterlande selbst die, welche in anderer Hinsicht für immer getrennt sind!"

„Warum getrennt?" hallte es tief in Lurens Seele. Aber er sprach es nicht aus. In der Begeisterung des Mädchens für das Glück der Nation, in dem sanften Ablehnen aller Lebensfreuden für sich selbst, bei solcher Jugend und Schönheit, lag etwas unendlich Rührendes. Wie eine Gottgeweihte stand sie vor ihm. Ihre stille Würde, ihr Unglück selbst bat um Schonung.

„So leben Sie denn wohl," sagte er, „Sie wollen allein stehen und Sie mögen es."

„Könnte ich mich Jemand vertrauen, so wären Sie es," sprach das Mädchen mit versöhnender Güte und reichte ihm die Hand. Schweigend küßte er diese. — Ach! er hätte die Unbekannte in seine Arme, an sein Herz schließen mögen, aber Alles drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß in ihrer Brust jetzt ein mächtigerer Genius als der zarte Geist der Liebe walte, daß sie, im Jugendreiz, mit dem Leben abgeschlossen habe. Dies zu sehen, welche Quelle von Schmerz, geheimer Besorgniß und Sehnsucht für den Liebenden! Der Kampf seiner Gefühle mußte sich auf seinem männlichen Antlitz, das jetzt von dem herrlichsten geistigen Ausdrucke beseelt war, gemalt haben. Wie innerlich erbebend stand die Jungfrau vor ihm, die seidenen Augenwimpern gesenkt, die Hände über die Brust gekreuzt.

„Ihren Beistand erbitte ich mir doch, erbitte ihn gern," sagte sie sanft, fast weich. „Ueber gewisse Ereignisse, die sich in den nächsten Tagen entscheiden werden, wünsche ich meinem Vater Nachricht zu geben. Kann ich es, so finden Sie den Brief in den Gärten der Tuilerien, in der Höhlung der Eiche, unter der eine Rasenbank —"

„Ich kenne den Sitz," unterbrach sie Lur.

„Wohlan!" bestellen Sie — die Post ist jetzt unsicher — diesen Brief, dessen Aufschrift Ihnen das Nähere sagen wird. Dieser Dienst, treu geleistet, sichert Ihnen Ihrer Freundin Dank. Leben Sie wohl, Gott sei mit Ihnen und lasse Sie wieder sehen Frankreichs Glück, Glanz und Ruhm!"

Sie schieden. Während dessen lagerte sich Erwartung über Paris. — Nah' und näher rückte die Stunde, wo über Frankreichs Schicksal entschieden, Marat schuldig oder nicht schuldig, zum Tode oder zur Dictatur geführt werden sollte. Sein Sturz — Triumph aller Guten, sein Sieg — Untergang aller Franzosen! Die Aengstlichen, jeden Augenblick einen Ausbruch der Volksrache befürchtend, hielten sich in ihren Häusern verschlossen, so daß manche Stadtbezirke wie ausgestorben schienen. Entschlossenere, mit Waffen versehen, standen in kleinen Haufen auf Straßen und Märkten, berathschlagend, was für das Gemeinwohl zu thun sei, wenn sich Volkswuth entlade.

Männer von entscheidendem Ansehn sah man eilenden Schrittes in die Klubbs ziehen, in denen allen es gährte. Vorzüglich tobte im gedrängtvollen Jacobinerklubb die rasende Volkspartei. Ein Redner nach dem andern bestieg die Bühne. Alle unter den schrecklichsten Verwünschungen gegen die Gemäßigten, die sie Vaterlandsfeinde, Verräther nannten, schrieen: „Er darf nicht fallen, der Vertheidiger der Volksrechte, der Apostel der Freiheit, das Bollwerk der Revolution, unser Marat! Laßt den rothen Hahn auf den Dächern aller derer krähen, die für seine Anklage stimmten! — Was? Unser Vater, unser Abgott, bei dessen Namen wir schwören, nach welchem echte Patrioten jetzt ihre neugebornen Kinder rufen, in den Händen der Royalisten, unter dem Beile der Guillotine? Treffe es seine Richter und nicht Marat! Wir haben, wodurch wir diesen aufgeblasenen Aristokraten das Zittern in ihren Leib jagen können — Dolche, Schwerter, Feuerbrände. Jetzt, eben jetzt versammeln sich Marats Mörder, schon jetzt setzen sie sich, stecken unheilbrütend die Köpfe zusammen, spitzen die Federn, das Todesurtheil zu unterschreiben. Zwischen das Blatt und die tödtliche Feder werfe sich die Nation, ihren Liebling zu retten, neu zu erhöhen, zu —"

Ungeheures Krachen, Donnerton unterbrach hier den Prediger des Mordes. Staub wirbelte in Tiefen und Höhen, daß Nacht auf Augenblicke Zuhörer und Redner umhüllte. Und aus dem Dunkel schauerlich tönte Aechzen der Sterbenden, Winseln der Verwundeten. Ein Theil der Gallerie war ob der ungeheueren Menschenlast eingestürzt*), die Darunterstehenden erdrückend. — Aber der wildflammende Redner, selbst dieses fürchterliche Ereigniß zum Diener seiner Wuth machend, schrie, als es wieder Licht ward, wie außer sich: „Die Natur selbst kündet uns durch dieses ihr blutiges Wunder an, was uns Alle treffen würde, lassen wir Marat richten. Wie jetzt herabdonnernd die Tribune unsere Brüder zerschmetterte, so würde der einstürzende Bau unserer Freiheit uns selbst begraben. Auf denn! auf! und umdräue, Volk, den Richtersaal, daß Angst des Todes durch die Gebeine der Richter zittere, und die lächerliche Sitzung in alle Weltgegenden zerstiebe."

Gesagt, gethan. — Was im Jacobinerklubb noch athmete, stürzte hinaus. Selbst unter den Trümmern hervor, äußerlich noch Leiche, innerlich schon wieder glühend von Haß und Mordlust, wankten Fanatiker und rannten, blutbefleckt und blutdürstend, mit den Unverletzten. Aus allen Stadtvierteln zusammenströmend, schlossen sich neue Haufen an, bis der ganze ungeheuere Aufruhr sich um das Gebäude, welches Marats Gefängniß und das Sitzungszimmer der Richter enthielt, zusammendrängte.

Und drinnen im Gebäude, während Marat eben daselbst Orgien feierte, saßen, der Volkswuth preisgegeben, seine Richter. Ihr Amt ward ihnen zur Pein, der Richterstuhl zum Sitz der Verdammten. Vergebens hatte Romme, sein königliches Haupt groß und ruhig wie eine Eiche über Binsen erhebend, Worte des Muthes, Worte der Kraft an sie gerichtet, mit einer unendlichen Tiefe, Klarheit und Ruhe den Stand der Sache, die Pflicht der Richter, die Gründe zu Marats Todesurtheil, die Mittel, es trotz des Volksaufstandes zu vollstrecken, entwickelt, zuletzt geheime Justiz empfohlen, wodurch Venedig und Hermandad ihre Opfer lautlos hinwürgten. — Als er die gänzliche Zaghaftigkeit der Richter bemerkte, die auf alle seine Vorschläge nur mit einem: „Aber Robespierre! — aber die Jacobiner! — aber das Volk dort unten!" antworteten, warf Romme dem jungen Intendanten der Gefängnisse, seinem Schützlinge, der nicht ohne Absicht ab- und zuging, einen vielsagenden Blick zu. Der Mann eilte fort und Romme, offenbar nur, um Zeit zu gewinnen, denn er las in der Seele der Feigen Marats Lossprechung — sagte mit eiskalter Ruhe: „Eurem zarten Gewissen, Bürger, scheint es zwar zur Folter zu gereichen, dem Marat den Triumph seiner Unschuld auch nur noch eine Minute länger vorzuenthalten. Indessen würden wir, Marat gleich jetzt vor uns ladend, seine Tafelfreuden stören. Und das wagt Ihr doch wohl nicht? Unser Sardanapal, im Arm seiner Buhldirnen, gießt eben noch Ströme süßen Weines in sich. Besser also, wir nehmen, so lange Marat sich Labetrunk credenzen läßt —"

Hier trat der junge Aufseher etwas bleich wieder ein, sein Haupt gegen Romme bedeutsam neigend, als habe er einen Auftrag vollbracht. Gleich darauf entfernte er sich wieder.

„Besser also," so nahm Romme, der Alles bemerkt hatte, seine Rede in unerschütterlicher Ruhe wieder auf, „wir nehmen inzwischen diejenigen Anklagepunkte noch einmal vor, die Ihr — zufällig waren es die schwersten — ganz außer Acht gelassen habt. Ich bestehe darauf, Euer Präsident."

Und die Anklagepunkte wurden wieder vorgetragen. Das eine Auge der Referenten ruhte auf den Protokollen, das andere starrte zum Fenster hinaus, sah Mörderpiken, Feuerbrände. Man hatte die Dächer der gegenüberstehenden Häuser abgedeckt; das Volk, auf den Gebälken hängend, schrie, daß die Fenster des Saales zitterten, herüber: „Wie lange währt's mit Eurem Nichtschuldig? — Sollen wir kommen, es Euch abzufordern?"

Unter solchen Umständen hätte auch wohl ein unbestechlicher Richter ein falsches Urtheil gesprochen, geschweige denn diese schon lange vor der Sitzung von den Jacobinern bearbeiteten Mitglieder des Ausschusses, die zum Theil selbst der Volkspartei angehörten. Bedeutsam ironisch blickte Romme bald auf das Volk, bald auf seine Collegen. In ihm lachte es: „Wenn diese Puppen ahneten, was jetzt vorgeht! Ob es gelingen wird, weiß Gott, aber der Moment ist einzig. Im nächsten Augenblicke kann ganz Paris in Flammen stehen."

Plötzlich ward draußen Todtenstille. Die Aufmerksamkeit des Volks schien durch etwas Anderes, als die Sitzung der Richter, gefesselt. Eine einzelne Stimme krächzte — Marats Stimme — aus einem Fenster seines sogenannten Gefängnisses, das Niemand seinen Anhängern zu verschließen wagte. „Um Gott! was ist das?" schrie entsetzt einer der Richter. — Romme fuhr auf. Sein Schützling, der junge Intendant des Gefängnisses, ward — umbarmherziger Anblick! — vor seinen Augen vom Volke gemißhandelt, geschleift. Und nach den Fenstern des Gerichtssaales dräuen Tausende.

---

*) Geschichtlich.

Sie brechen in das Haus ein, erstürmen die Treppen, krachend stürzen die obern verschlossenen Pforten, Tritte, Mordgeschrei ertönen vor der letzten Thüre. — Wie sie unter Faust- und Kolbenschlägen erzittert, sprechen die Richter einstimmig, außer Romme, ihr „Nichtschuldig" für Marat aus, und Romme, am Tode seines Schützlings, dessen Treue sich ohne Zweifel stumm für ihn geopfert hatte, das Entsetzliche erkennend, schnell überschauend, daß hier nur List und Engelfreundlichkeit ihn selbst retten könne, während in ihm Hölle raste, öffnet eigenhändig dem Pöbel die Pforte.

„Tretet ein, gute Patrioten!" sprach Romme in königlicher Leutseligkeit.

„Mörder, Giftmischer, empfanget Alle Euern Lohn!" schrie hereinbrausend die Menge.

Er aber mit der unbefangensten Miene fragte: „Ihr guten Leute, was ist geschehen! Hat der Rameau, der ohnedies seines Amtes entsetzt werden sollte, gefrevelt? Gut, daß Ihr gleich selbst Rache an ihm nahmet."

„Marats Wein vergiftete er, Du wirst ihn wohl selbst dazu angestellt haben," schrie ein trotziger Kerl. „Marat, der Chemiker, erkannte das Gift sofort. Weh' Euch Allen!"

„Hat Rameau — Sterbende sprechen die Wahrheit — gegen mich ausgesagt?" fragte Romme blitzschnell dazwischen. „Keiner antwortet mir? Er that es also nicht? Nun denn, wo ist ein Anklagegrund gegen uns, die Richter? — Im Gegentheil habe ich selbst die schlagendste Rechtfertigung für uns und die angenehmste Kunde für Euch. In demselben Augenblicke, wo Ihr uns mit Marats Untergange beschäftigt glaubtet, sprachen wir ihn vollkommen frei*)."

„Frei, frei, frei!" jauchzte, über diesen Triumph seinen Groll vergessend, der entzückte Pöbel. „O, Ihr vortrefflichen Richter! Laß Dich küssen, Bruder Romme."

Und vor ihm niederstürzend — eine echte Scene französischen Leichtsinns — küßten die Getäuschten Hände und Kleider dessen, den sie in einem Augenblicke zuvor als Anstifter des verfluchten Giftmords hatten erwürgen wollen. Die vollkommene Freisprechung Marats stellte Romme bei dem leichtgläubigen Pöbel, wenigstens für die ersten Augenblicke des Freudenrausches, höher als er je gestanden.

Und er neigte sich freundlich zu ihnen, wie zu Brüdern nieder.

„Von Euch," sagte er, „hängt es ab, wie viele Bürgerkronen Ihr Eurem Marat, dem unsterblichen Vertheidiger der Volksrechte, decretiren wollt. Aber jetzt, meine theuersten Kinder, eilt zu ihm, Marat zu fragen, ob es ihm wohl gefällig sei, sich hierher zu bemühen, um an Gerichtsstelle seinen Triumph zu vernehmen und die Glückwünsche zu seiner Rettung aus dem Munde seines innigsten Freundes zu empfangen."

„Da bin ich schon, innigster Freund," sagte mit Triumphatorlächeln hervortretend, Marat. „Eben wollte ich, im voraus dankbar, auf meines Romme Gesundheit trinken, als ich bemerkte, daß mein Wein vergiftet war. Also ich bin freigesprochen von jeder Anklage? — Gut, gut, damit begnüge ich mich für heute."

„Helden des Tages, umarmt Euch Beide!" schrie wonnetrunken der schaulustige Pöbel. Und Marat, leise in sich hineinkichernd, ging mit offenen Armen auf seinen Richter zu, an ihn hinanhüpfend und auf Romme's bebende Lippen einen Friedenskuß drückend, wie er vielleicht niemals wieder in der haßerfüllten Welt gegeben und empfangen werden dürfte, selbst wenn Marat nicht, während die Menge wie unsinnig klatschte, dem Feinde in das Ohr geraunt hätte: „Ich gedenke Dir Dein Gift!"

Die große Komödie war geendet. Die zwei ersten Schauspieler, den Ausbruch ihres gegenseitigen Grimmes verschiebend, um sich bald tödtlicher fassen zu können, drückten sich noch einmal freudig die Hände. Marat, nach welchem die Inbrunst vieler Tausend um das Gebäude gelagerter Sansculotten schrie, trat endlich unter sie und ging aus Umarmungen zu Umarmungen. Trommeln, Schalmeien und Pfeifen erklangen, Freudenschüsse knallten, Raketen stiegen prasselnd in die Luft. Fahnen mit Inschriften zu Marats Lobe tauchten aus dem unendlichen Gewühl auf. Ueber Rücken und Häupter seiner Entzückten weg mußte der Vergötterte auf die Schultern eines Sansculottenherkules steigen**). Eine ungeheure Eichenkrone ward ihm nachgereicht, die Marat sich selbst auf das Haupt setzte, darunter wie ein grimmiger Affe hervorblickend. Und so schritt, während der Abendhimmel, wie Unheil kündend, sich mit gelben und blutrothen Lichtern säumte, der Triumphatorzug des Unholds, von Gensd'armen und Municipalen eröffnet, unter Posaunenklang und Lobgesang, durch die unglückselige, dem Verderben preisgegebene Stadt bis zu dem in Angst und Schrecken versammelten Nationalconvente. Mitten durch den Versammlungssaal ziehen, den Stellvertretern der Nation die Fülle der Volksfreude, den siegenden Marat zeigen zu dürfen, bat befehlshaberisch das Volk. Sogleich entfernten sich, Todesgram im Herzen, alle Besseren, nicht Zeuge des Triumphs ihres Gegners und ihrer eigenen Niederlage zu sein, und die leer werdenden Bänke nahm Marats Partei ein. Der Unhold selbst aber, auf seinem menschlichen Pferde bis zur Rednerbühne reitend, dort von ihm abgesetzt, bestieg sie, legte darauf die Eichenkrone nieder und heulte:

„Ich schwöre von Neuem, die Sache der Gleichheit, der Freiheit und des Volks zu vertheidigen*)!"

Und wie er schwor, schwebte die Schaar der bösen Geister, neu entfesselt, durch die Hallen der Nation. Wehe, Frankreich, Deinen Weisen und Tugendhaften, Deinen Gesetzen und Altären, wehe Deiner Gegenwart und Zukunft! Kein Männerwort dräut mehr, kein Männerschwert blitzt mehr dem Ungeheuer Marat entgegen. Von der Hölle besiegt scheint der Himmel.

Da, leichten Schrittes, wandelte ein Mädchen im Abendschatten, weiß gekleidet, eine hohe, herrliche Gestalt durch die Straßen von Paris nach dem Palais Royal. — „Gekommen ist Alles," dachte sie, „wie meine ahnende Seele es verkündete. Die Taube muß zum Adler werden. Auf denn, rüste Dich zur That!" In ein hellerleuchtetes Gewölbe, wo Stahlwaare verkauft ward, trat sie, ein Messer fordernd. Der Kaufmann bot ihr ein kleines glänzendes. Sie schüttelte still den Kopf. Er zeigte größere Messer; endlich ein ganz großes, scharfschneidendes, silberblankes. Ein Goldstück legte sie dafür hin und entfernte sich wieder, nicht unbemerkt.

Zu derselben Zeit irrte nämlich Romme, innerlich empört, umher. Zuerst hatte er, den jetzt einsamen Platz betretend, wo vor Kurzem jener Unglückliche gefallen war, was er durch die Schatten der Nacht suchte, gefunden — einen verstümmelten Leichnam. Leise war seine Todtenklage über ihm erklungen:

„So hast Du Dich denn, ohne Deinen Wohlthäter den Feinden preiszugeben, stumm für mich geopfert, treue Seele! Das ist mein unglückliches Schicksal, daß ich Alles, was mir in Liebe naht, verderbe. Dich mußte ich verläugnen, heucheln, lachen über Deinem Grabe, beweinenswerthes Opfer. O unselige Zeit, die, statt Heldentugenden, von den Volksbeherrschern Leviathansränke verlangt! Daß ich Dich, armer Jüngling, nicht einmal begraben kann, weil Verrätheraugen lauschen, beklage ich wahrhaft. Nacht mir! gute Nacht Dir!"

So war Romme fortgeschritten, im unstäten Wandel die Gänge erreichend, wo im Palais Royal die Kaufgewölbe im Lampenschimmer strahlten. Da stand er plötzlich, wie in den Boden eingewurzelt. Das für ihn Schönste und Schrecklichste glaubte er gesehen zu haben. „War das nicht sie? Unmöglich! Wie käme Charlotte Corday von Caen nach Paris? Und doch — das war ihr prächtiger Wuchs, ihr Kopf, ihr Auge, über keine Andere ihres Geschlechts diese Hoheit und Anmuth ausgegossen." Jetzt trat sie aus dem Kaufgewölbe, wandelte die Straße hinab, Romme's Himmel, Romme's Hölle. „Ihr nach!" jauchzten die Geister seiner Liebe. „Zurück, Verstoßener, Mörder ihrer Brüder!" rief sein Gewissen. Noch einmal wandte sie sich. Ob sie ihn erkannte, ihren Feind, einst ihren Geliebten?

Hastig stürzte Romme in das Kaufgewölbe.

„Wer war die Dame?"

„Eine mir Unbekannte."

„Was kaufte sie?"

„Ein Schlachtmesser."

Durch Romme's Seele schnitt das Wort. „Charlotte, was hast Du vor?" rief er dumpf in sich hinein und wollte ihr nach. Eine dunkle Macht riß ihn zurück. Noch einmal flog er der Spur der Geliebten nach. Da war es, als erhöben sich ihm entgegen Camille und Georges, die Erschlagenen. Das Mark seines Lebens fror. „Welch ein Schreckniß, wilder als alle, steigt da vor mir auf!" rief er, in die Nacht hinausstarrend. „Hat Charlotte ihren Vater jetzt verlassen, so sinnt sie auf Großes. Ich kenne diese Seele, sanft und fröhlich in den Tagen der Ruhe, in Lebensstürmen kühn und kräftig. Um Gott! wenn sie etwas gegen jenen Teufel unternähme, es mißglückte, wenn sie — alle Schrecken der Hölle wiegen diesen einen Gedanken nicht auf — wenn sie dem Revolutionsgerichte, dem ich vorstehe, übergeben würde! — Ich muß sie dennoch warnen," rief er und stürzte, zum ersten Mal in seinem Leben zitternd, der Verschwundenen nach.

---

*) Geschichtlich.

**) Geschichtlich.

*) Geschichtlich.

Entfesselt tobte das Gewitter. Vor und hinter Romme schlugen Blitze nieder, keiner traf ihn. Nur noch einmal in weiter Ferne, vom Farbenschimmer eines in erzwungener Beleuchtung strahlenden Hauses verklärt, erblickte er das Mädchen.

Stiller ward es in Paris. Aus dem Theater, wo die Schauspieler in einem schnellgefertigten, halb improvisirten Stücke die Freisprechung des Unholds gefeiert*), die Jacobiner Vivat gerufen und Hymnen abgesungen hatten, fuhr Marat unter Fackelbeleuchtung nach Hause. Alle Nachtmusiken, die seine Anhänger ihm bringen wollten, hatte er schon bei dem Einsteigen verbeten und dann mit verschlossenen Augen in einer Ecke des Wagens geduckmäusert, so daß seine Verehrer nicht mehr recht klug aus ihm werden konnten. Schon im Theater hatte er einmal „mich friert!" gesagt, gerade in dem Augenblicke, wo jenes Mädchen das Schlachtmesser kaufte. „Dummes Herzweh! Frosch, willst Du schlafen?" war das Einzige, was er im Wagen mehr herausstieß als sprach. Als er bei dem Aussteigen in die Nacht gestiert und dem Volke, das ihn zu seinem Hause brachte, wiederholt genickt hatte, murmelte er, noch mit dem einen Fuße auf dem Wagentritte, ein: „Hol' Euch alle der Teufel!" und hüpfte in heftigen Sätzen die Treppe hinauf, an der seine Maitresse, Marie Evrard, ihn mit offenen Armen empfing.

„Glühwein!" schrie er, an ihr vorbei nach seiner Stube rennend. „Warum noch kein Licht darin? — Stickluft, Stickluft! Fenster und Jalousien auf! Wie dumm die Blitze fliegen! — War heut' ein großer Tag, nun kommt die Nacht. — Ei, so schließ' doch die Fenster, siehst ja, daß es hereinwettert. — Mir ist sonderbar. Ich glaube, ich habe den Bandwurm im Leibe. — In das Pantheon komme ich jedenfalls. — Nun, wird es bald mit dem Glühwein, Schnecke? Wohin rennst Du? Hier bleibe, hier bei dem großen Marat, der heute, trotz Einem, ritt. — War Jemand hier?" —

Stumm staunte die Evrard ihn an; so hatte sie ihn nie gesehen.

„War Jemand hier?" schrie Marat noch heftiger.

„Niemand, außer ein Mädchen, das Sie durchaus sprechen wollte," berichtete die Evrard.

„Ein Mädchen? So, so! Gut, daß es ein Mädchen war. Ich liebe das ganze schöne Geschlecht. Dummer Donner, was sprichst Du hier mit? Marie, war die Supplicantin jung, hübsch?"

„Es ging noch an," antwortete verdrießlich die Evrard. „Morgen früh will sie wieder kommen und hat den Brief zurückgelassen."

Hastig erbrach ihn Marat. „Ei, was seh' ich!" sagte er dann schmunzelnd. „Sie unterschreibt sich als eine Tochter des Calvados und verspricht, mir wichtige Entdeckungen über die Verschwörung zu Caen zu machen. Ja, die Weiber sind meine treuesten Anhänger. Ich freue mich auf das tête-à-tête. Morgen früh, um acht Uhr, wenn ich im Bade sitze, laß sie vor."

„Ich würde sie gar nicht anhören," sagte warnend Marie.

„Bist eifersüchtig? Mußt Dir das abgewöhnen," schrie, unter gellendem Gelächter, Marat und stürzte volle Gläser Glühwein hinunter, daß das Gesicht braunroth ward und die Zunge zu lallen begann. „Dem Herzen des großen Marat genügen nicht Du, nicht ganz Frankreich, und wenn es sich selbst den Kopf abschneiden und als schuldigen Tribut mir zu Füßen legen wollte. — Gute Nacht, Marie, will heut' allein sein, kannst die Eichenkrone, die mein Paris mir heute aufsetzte, zum Gesellschafter wählen."

Marie ging. Der Unhold, vom Wein halb toll, hüpfte im Zimmer herum. „Nun ist mir wieder wohl, ganz wohl," sprach er. „Man muß der Natur, wenn sie zum Knicker gegen uns wird, mit etwas Spiritus wieder aufhelfen. Jetzt friert mich ganz und gar nicht mehr. Gute Nacht, Romme! gute Nacht, Paris! Morgen Hundert, übermorgen Zweihundert — guillotinirt."

Und er schlief ein und der böse Geist des Weines ließ ein Traumbild vor dem Fanatiker aufsteigen. — Von schönster, stiller Sommernacht umfangen, groß und herrlich erschien ihm das Pantheon, nach welchem ein prächtiger Leichenzug sich bewegte. Voran, im Scheine unzähliger Lichter und Fackeln, Musikbanden mit Trauersymphonien, in welche der dumpfe Ton der Kanonen feierlich hallte. Dann, mit ihren Fahnen und Panieren, der Gemeinderath von Paris, Cordeliers- und Jacobinerklubbs, die Abgeordneten aller Pariser Sectionen, der ganze Nationalconvent. Hinter ihnen, von vierundzwanzig Trauerrossen gezogen, der Wagen der Freiheit mit dem bronzenen Riesenbilde der Göttin und Gemälden von Davids Hand.

*) Geschichtlich.

Dann — grauenvoller Anblick! — ein Sansculotte mit einem blutigen Hemde auf einer Pike. „Trauert, trauert, Euer Freund ist Euch gestorben!" hallte die Stimme der Nation, in ein ungemessenes Weinen, Schluchzen und Jammern übergehend. Jetzt — ängstlich wälzte sich der Träumer auf seinem Lager — nahte, auf einem Paradebette unter Blumen liegend, der Leichnam. Wehe! er, Marat, war es selbst, vom Maler Tod in Gelbweiß und Blau gemalt. Und wie die Leiche in das Pantheon ging, fiel ihr Kopf ab. „Nagelt ihn an den Rumpf, er muß in das Pantheon," keuchte, in ungeheurer Angst sich abarbeitend, der Schläfer. „Gott Lob! der Zug geht hinein, der Kopf auch," stöhnte er dann, halb erwacht. Aber ein noch wilderer Traum nahm ihm den Trost. Wie scheu geworden, jagten nach allen vier Weltgegenden die Rosse des umgestürzten Freiheitswagens, die Pforte des Pantheons sprang wieder auf, und alle die Geister, die es bewohnten, die Helden, Tragiker, Staatsmänner zertrümmerten Marats Büste. Straßenjungen liefen mit kleineren Bildern Marats umher, sie in die Gosse werfend und dabei ausrufend: „Das ist Dein Pantheon." Vor dem Conventhause sah der in Zuckungen sich windende Schläfer als sein Abbild einen Strohmann knieen, der, ob seiner Sünden Abbitte thun mußte, dann von jungen Conscribirten angezündet und zu Asche verbrannt, tief in der Cloake beigesetzt wurde*).

So zeigte der Weltgeist in Träumen dem Marat das Geschick, das ihn ganz so, wie es eben beschrieben wurde, wirklich nach seinem Tode traf. Zugleich erschütterten ungeheure Donnerschläge die Grundfesten des Hauses. — Aus dem Schlafe fuhr Marat, mit einem Male ruhig. „Laß Dich nicht verblüffen!" sagte er, sich den kalten Todesschweiß abtrocknend. „Ein großer Geist ist immer von Teufelchen umlagert, die ihm Angst machen wollen. Aber ich kann mir Alles zusammen reimen. Jüngst sah ich le Peletiers Leichenbegängniß, und seiner Leiche schob der Traum die meinige unter, wegen Romme's Mordversuch. Jetzt ist es Mitternacht. Von nun an will ich ruhig und traumlos schlafen. Geist, gehorche!"

Und wirklich, zu seinem Unglücke, zu Frankreichs Glücke, schlief er, ohne weiter von der mindesten bösen Ahnung gewarnt zu werden, ruhig, fest, und erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand, mit der lustigsten Laune von der Welt. Es schellte; die Leute, die sein Bad bereiteten, kamen. Jetzt schellte es wieder; eine weibliche Stimme fragte nach Marat. — „Herein!" rief dieser und — — doch noch einige Worte über Charlotte Corday, welche der Leser längst in der geheimnißvoll zu Paris Erschienenen erkannt haben wird.

Mit dem herzlichsten Gebete zu Gott war sie erwacht. Wie der Morgenstern, hell, feurig und schön, strahlte ihr die That entgegen, die sie in Selbstaufopferung zu Frankreichs Heil ausüben wollte. Jeder Augenblick, jenem Ungeheuer noch vergönnt, ward zum Grabe für Tausende und Triumph der Tugend schien es der Schwärmerin, daß selbst eine weibliche Hand den bösen männlichen Dämon besiege. Schon einmal hatte Gott eine Jungfrau zur Rettung Frankreichs berufen. Und Charlotte, Vertheidigerin ihres blinden, jetzt bedrängten Vaters, letzte Tochter eines von den Wüthrichen der Revolution vernichteten altadeligen Geschlechts, einte mit ihres Calvados und Frankreichs Sache die eigene. Der Ruhm edler Thaten fiel nicht allein den Männern als Eigenthum zu, auch den Frauen.

Wer die Hölle bekämpft, besiegt — Mann oder Weib — ist Held, von Gott zum Siegeswerke erkoren. Auf ihn vertrauend, trat Charlotte die Wanderung zur Wohnung des Ungeheuers an, die er selbst seine Höhle nannte.

Die weibliche Stimme, die nach Marat fragte, war Charlottens.

„Sie soll zu mir eintreten, und allein," schrie von innen, der schönen Supplicantin Anwesenheit ahnend, Marat der Evrard zu, die Charlotten wieder abweisen wollte.

Eben saß der Unhold im Bade**). Aber kaum klappte die Thüre, als er, urplötzlich erbangend, mehr dem Instincte als seinem Willen folgend, den Deckel der Badwanne über sich warf, so daß nur der Kopf und die von einem Badhemde verhüllte Brust bis zu der Gegend des Herzens unbedeckt blieb.

Leicht nach Luft schnappend, halb stieren, halb lüsternen Blicks, sagte er: „Schönes Mädchen, was bringst Du mir?"

„Gruß von Calvados."

„Zuerst, liebes Kind, Gegengruß Deinen Reizen, mit denen ich über Erwartung zufrieden bin. Und nun geschwind Deine Entdeckungen, die mir an das Schafot liefern sollen die Bürger von Caen, Wimpfen, Vater Corday, seine Tochter —"

*) Alle diese Züge sind der Geschichte entlehnt.

**) Geschichtlich.

„Sie opfert Dich Frankreich," rief Charlotte, Rede und Herz des Unholds mit scharfer Waffe zerschneidend.

Herein stürzte die Evrard, mänadenartig Charlotten anfallend. Hereinstürmten Diener, Dienerinnen, Volk, Wache und Gerichtscommissäre. Man trägt den schnell Verendenden auf sein Bette, man belastet die junge Heldin mit Ketten, erschöpft sich gegen sie in Mißhandlung. Sie steht ruhig groß inmitten der Wüthenden. Ihr Werk ist vollbracht, Frankreich gerettet, gerächt der Himmel. Was fragt sie nach dem Zorn der Menschen? Verrinnen wird er wie die tobende Welle, wiederkehren der Ordnung Reich, langsam, aber um so schöner, über Charlottens Grabe, aber für alle Zeit begründet durch ihren Tod. — Der Gedanke verleiht ihr Ruhe des Himmels.

Als darüber erstaunend, der Commissär das Wort „Guillotine" fallen läßt, lächelt sie.

„Ich sterbe für Frankreich," sagt sie sanft, überreicht, vor frecher Betastung jungfräulich zurückbebend, selbst Alles, was sie bei sich führt, dem Richter, auch die Adresse an das französische Volk, die sogleich unterdrückt wird*), und steigt in den Wagen, der von Wache umgeben, wie eine Nußschale im siedenden Weltmeere schwimmend, mitten durch des Pöbels Aufruhr, sie nach der Abtei geleitet.

Mit Engelsmilde blickt sie nieder auf das sie mit Flüchen überhäufende Volk. — „Jetzt können sie mich noch nicht verstehen," denkt sie. „Aber Du, mein lieber Vater, wirst mich segnen, und Du, mein Gott, kennst mein Herz."

Hinter ihr klirrten die Eisengitter der Abtei zu. Aber wer malt mit Dante's Gluth alle die Scenen, die dieses Mädchens große That zu Paris hervorbrachte, den Freuden- und Todesschreck, der bei der ersten Kunde von Marats Ermordung seine Feinde und Freunde durchzitterte, die Umarmungen und Freudenthränen der Patrioten, das wüthige Heulen der Jacobiner, die Lob- und Schmähreden auf Marat, den Mänadengrimm der Stadtpartei, die in diesem Augenblicke, gleich als ahne sie ihren und des Mittyrannen Robespierre baldigen Sturz, alle Kräfte aufbietend, sich wüthender und gebieterischer als je erhob? Zu Romme stürmt sie, blutlechzend, knirschend vor Grimm:

„Die gräßliche Unthat ist geschehen, und Du schläfst, Richter? Auf! auf! räche ihn, den Du gestern frei sprachst, den, Deinem Spruche zum Hohne, eine verfluchte Hand —"

„Was ist geschehen?" unterbrach sie Romme.

„Ei Du schlechter Vater von Paris," entgegnete die Menge. „Der Tod brach räuberisch bei uns ein und Du weißt es noch nicht? Ein Halbgott liegt auf der Bahre und Du weinst noch nicht mit uns Schmerzes- und Zornesthränen? Gestern Sieger, heute Leichnam der Beschützer des Volks!"

„Marat ermordet? — von wem?" schrie, von Ahnung ergriffen, Romme in Lust und Entsetzen.

„Von einem Mädchen, einem weiblichen Teufel," lautete die Antwort.

Romme, auf einmal bleich wie der Tod, hielt beide Hände vor die Augen.

„Höre, Romme," drohte jetzt die Menge, der seine geringe Trauer über Marat nicht entgangen war, „laß uns nicht glauben, daß die gestrige Freisprechung, Dein Friedenskuß gedrückt auf Marats Lippen, nur Spiegelfechterei gewesen sei, wie Viele sagen. Die Anklage wegen versuchten Giftmordes könnte wieder aufgenommen werden und Volkswuth zerreißt ihre Beute in tausend Stücke. Zeigt uns nicht binnen vierundzwanzig Stunden des Henkers Faust der Mörderin Haupt herab von der Guillotine, so liegst Du selbst zertreten unter uns. Jetzt, fauler Richter, besteige Deinen Richterstuhl. Die Du zu verhören, zu verdammen hast, heißt Charlotte Corday und wir Alle kommen als Zeugen des Verhörs, Deine Worte, Deine Blicke und Gedanken zu prüfen."

Die Menge eilte fort. Gleich Schlangen sträubte sich Romme's Haar. Da faßte den noch immer Todtbleichen ein Arm. Lebenskräftig, wie ein Ueberglücklicher leuchtend, stand Lux vor ihm.

„Habt Ihr es vernommen?" rief er im Tone der höchsten Begeisterung. „Ein zweiter Michael schlug sie den Drachen. O, welche kühne, himmlische Aufopferung! Ich könnte sie beneiden, diese Heldin, diesen Engel, der uns Alle beschämte. Aber jeder Neid geht unter in der Bewunderung dieser Kühnheit und Größe.

Mit brechendem Blicke, in dem Entsetzen, Feuer der Eifersucht und Todesgram sich malten, starrte Romme ihn an.

„Seid Ihr von Sinnen?" schrie er. „Hinweg mit Eurer Lust, wo nur die Furien walten. Ich kann Sie nicht retten. Verfallen ist sie den Todesmächten. Ihr fließendes Blut wird ihren Richter zum Wahnsinn treiben. Aber Ihr sollt, dürft nicht um sie leiden, nicht an sie denken. Diese Eure wüthende Liebe zu Charlotten, mich unverhofft anfallend, könnte mich vor der Zeit rasend machen."

„Was ist," rief Lux, der in seiner Begeisterung Romme's Feindeswort ganz überhört hatte, „was ist Tod und Grab für eine Seele, die ihren Ruhm im Himmel und auf Erden gründete? — Sterbe der Leib, wenn nur das Gedächtniß unserer Thaten fortlebt durch Geschlechter und Nationen. Ja, sterben wird auch Charlotte, die heilige Taube, unter den Klauen der Geier. Aber ihr Blut, verwandelt in Rosen, wird Frühlingsbote für Frankreich sein. — Ha! wie sie absinken von meiner Brust, die Zweifel an Menschenwerth und Tugend! Laut wie mit Engelzungen ruft dieses Mädchens That: es lebt ein Gott, wir haben ein Vaterland. So himmlischen Glauben, wie ein Palladium wieder aufzustellen in Frankreich, o, wer opfert um solchen Preis nicht freudig Blut und Leben?"

„Unglücklicher," rief Romme, „gebietet Ruhe diesem Aufruhr Eures Gefühls. Er rettet sie nicht und tödtet Euch. Vertrauen gegen Vertrauen! Dies mein Haupt wollte ich unter die Guillotine legen, könnte ich dadurch Charlotten befreien. Aber sie grub sich selbst ihr Grab durch ihre That, die vor dem Himmel, nicht vor irdischem Gesetze gerechtfertigt werden kann. Nur zum Schafot entläßt das Revolutionsgericht die Schwärmerin; ich selbst — so will es mein Amt und unsers Volkes Wuth — soll sie verdammen, und Keiner — ich sehe es kommen — wird erstehen, der, dem Schwerte des Blutgerichts gegenüber, die Sache der Beweinenswerthen auch nur schwach zu vertheidigen wagte."

„Ich werde es," entgegnete Lux. „Dieser Schwan, in Lebensfluthen untergehend, um, versetzt unter die Gestirne, am Himmel zu glänzen, soll nicht scheiden, ohne den Nachruf der Welt: Friede, Friede mit Dir! Brich Du über die Herrliche den Stab. Dir und Deinen Schergen gegenüber rufe ich das Halleluja ihrer That in alle Welt."

Und gleich olympischen Unsterblichen leuchtend und selig ging er von dannen. Auch Romme — ungeheurer Schmerz steigert die Seelenkraft — fühlte sich erhoben.

„Horch! horch!" sagte er, „wie da durch Stürme Harmonie aufklingt. Charlottens That, dieses Jünglings Begeisterung, auch ihn zum Opfer weihend, sind erhaben. Und Romme allein erläge seinem Verhängnisse, wenn Andere, wie Gottgeweihte, durch Flammen wandeln? Geh' einmal mit Dir selbst in das Gericht, Romme! Politische Ereignisse, wie sie in dieser Blutzeit Jeden ergreifen können, trennten mich von den Corday's. Da ist nichts Schlechtes, nur Menschliches. Daß ich Corday's Söhne im Schlachtendrang tödtete, wird der mir verzeihen, der den Lebenstrieb in meiner Brust schuf. Sie waren die Angreifer, ich mein Vertheidiger. Aber nun wird Dein Himmel trüber, Romme. An großartige und durchgreifende Maßregeln gewöhnt, mir selbst den Weg zur Größe offen zu halten, mischte ich, als alle andere Mittel erschöpft schienen, heimlich Gift für Marat. Mit welchem Gewissen könnte ich das Mädchen verdammen, das, denselben Feind, offen bekämpfend, sich zu dem Heil des Vaterlandes opferte? Selbstverachtung, tödtlichste der Nattern für Männerseelen, vor Dir wenigstens will ich mein Herz bewahren. Ich war ein blutiger Mann, aber immer trachtete ich nach Ruhm und Größe. Jetzt, wo mein Weg mich hinabführen will zur Schmach, habe ich, meinem Schicksale gegenüber, auch eine Stimme, ein denkender Geist, und will zwischen mich und die schon siegfrohe Hölle ein Felsstück schleudern, das nur der Odem des Auferstehungstages zu heben im Stande ist. — Sein Antlitz leuchtete in seltsamer Verklärung. — Wie das manchmal so ganz anders im Leben kommt als man dachte!" sprach er, seit Jahren zum ersten Mal wieder in hoher Ruhe. „Gesunken ist Marat, mein Todfeind. Auch Robespierre wird einst sinken. Das Volk, durch Charlottens Blut versöhnt, würde wieder um meinen Triumphatorwagen tanzen. Erlangen könnte ich, wonach meine Seele dürstete. Der Weg zur Herrschaft bahnt sich, aber ich will ihn nicht betreten und dieser Entschluß allein, Charlotte, läßt mich dem unvermeidlichen Zusammentreffen mit Dir mit Manneswürde entgegen gehen."

Er schritt nach seiner Wohnung, und trat bald darauf feierlich ernst unter die Blutrichter. Auch die Menge hatte, wie sie gedroht, sich eingefunden. Oeffentlich ward das heldenkühne Mädchen verhört. Also lautete die Frage des Inquisitionsrichters und die Antwort der Heldin*):

„Ihr Name?"

„Maria Anna Charlotte Corday."

„Ihr Alter?"

„Fünfundzwanzig Jahre weniger vierzehn Tage."

*) Geschichtlich.

*) Geschichtlich.

„Was hat Sie bewogen, Marat zu ermorden?“

„Seine Verbrechen. Er hat unsern Nationalcharakter verderbt und die Moral des Volks zerstört. Das Ungeheuer entehrte uns vier Jahre lang; zum Glück war er kein Franzose.“

„Haben Sie Mitschuldige?“

„Ja! Alle Rechtschaffene in Frankreich ..... Kennen Sie das menschliche Herz so wenig, um nicht einzusehen, daß es weiter keiner fremden Eingebungen als der eben angeführten bedurfte, und daß man besser seinen eigenen Willen vollführt als einen fremden?“

„Lieben Sie die republicanische Verfassung?“

„Ob ich sie liebe? Ja, ich liebe sie, aber den Franzosen fehlt es an Geist und Energie, um gute Republicaner zu sein. Ich bin es müde, länger unter einem so herabgewürdigten Volke zu leben.“

„Kennen Sie dies Messer?“

„Ja, es ist dasselbe, mit welchem ich den Anarchisten getödtet habe.“

„Standen Sie mit irgend einem Manne in einer besondern Verbindung?“

Während der Inquisitionsrichter also, aus einem juristischen Grunde, fragte, wandte Romme sein schönes, bleiches und doch noch immer majestätisches Antlitz stumm nach Charlotten. Diese antwortete:

„Ich habe keinen Mann gefunden, den ich meiner würdig gehalten hätte, denn Marat lebte noch.“

Noch immer blickte mit unverkennbarer Rührung Romme auf die Angeklagte. „Und Du sollst mich doch wieder achten lernen,“ schien sein Blick zu sagen. — Das Verhör war beendigt, Charlottens Todesurtheil im Voraus beschlossen, ihre Vertheidigung blos der Form wegen noch nöthig.

„Mich wird Niemand vertheidigen wollen,“ sagte sie mit himmlischer Sanftmuth und fügte dann, noch immer im Kriege mit der Hölle — geistreich witzig hinzu: „Es wäre denn Robespierre.“

„Nicht Robespierre, ich vertheidige Dich, herrliches Mädchen,“ rief hervortretend Lux. Es war das erste Mal, daß sie sich nach Marats Tode wiedersahen.

„Was wollen Sie thun?“ fragte gerührt Charlotte. „Ueberzeugen Sie sich an den Blicken dieser Richter, dieses Volkes, daß keine Rettung für mich ist.“

„Deinem Tode kannst Du nicht, Deinem Ruhme sollst Du nicht entgehen, o Mädchen!“ entgegnete Lux, ihr mit den großen, treuherzigen, leuchtenden Augen in die Seele schauend. „Präsident des Revolutionsgerichtes, ich fordere mein und dieser Angeklagten Recht.“

Und der Präsident gewährte, und Lux, schön wie der belvedere'sche Apoll, der von Siegesthat schwärmt, bestieg den Rednerstuhl. Daß diese Vertheidigung in solcher Zeit ihm selbst tödtlich werden könne, ja müsse, sahen seine Freunde, sah er selbst voraus. Auch der Vertheidiger des unglücklichen Ludwig starb auf dem Blutgerüste. Alles schwieg erwartungsvoll. Lux sprach:

„Richter, Volk, erwartet nicht, daß ich in Form Rechtens die That vertheidige, die Ihr Verbrechen nennt. Sie bedarf keiner Vertheidigung —“

Murren des Volks. „Hört! hört!“

„Sie bedarf keiner Vertheidigung,“ wiederholte nachdrucksvoll der Redner. „Nur in welcher Beziehung diese That, durch des Mädchens eigne Aussage am schönsten erörtert, zu Vor- Mit- und Nachwelt stehe, laßt mich angeben. Denn, Männer der Revolution, Euch ziemt zu hören, wie die Geschichte Euch richten wird und Charlotten. Vorwelt, sende zuerst Deine Bilder, die kräftigen, aber kalten. Jene Virginia, zur Sklavin erklärt, verlor dadurch alle Personenrechte und ward zu einer Sache, käuflich und nutzbar, gleich dem Lamme, gleich der Erdscholle. Da bot sie dem Dolche des Vaters die Brust, und Beider Namen grub Clio in ihre Tafel. Jene Portia, als vor dem schwachen Octavian ihres Brutus Sterne sanken, verschlang glühende Kohlen. Ihre Größe nicht überlebt zu haben, ist ihr ganzer Ruhm. Jene Arria, männlicher als ihr Mann, ihm den Dolch mit dem Ausrufe: Es schmerzt nicht! bietend, fügte sich rasch und edel in die Nothwendigkeit. Alle jene Seelen lagen in den Banden des Eigennutzes. Rohe Willensstärke zeigt uns das Alterthum, die christliche Aera geistigen Adel.“

„Charlotte, auf Dich und die Mitwelt komme ich jetzt. Ein Volk stand auf in seiner Kraft, die Freiheit wollte es, die Menschenrechte, aber statt des Lichtes brach Nacht, statt des Segens Fluch herein. Für eine Bastille hundert permanente Guillotinen, für einen ermordeten König Volkstyrannen —“

Wie rasend fuhr hier Marats und Robespierre's Partei auf.

„Volkstyrannen,“ rief noch einmal der unerschrockene Lux. „Da sieh! in der allgemeinen Anarchie, wo die Männer, bald Royalisten, bald Girondisten, bald Jacobiner, planlos irren und schwanken, hält allein eine weibliche Seele am Anker der Tugend fest. An Körper und Geist schön ist das Mädchen. Freundschaft, Liebe, Bewunderung bieten ihr Kränze. Aber in himmlischer Aufopferung statt der Freude den Schmerz, statt Fülle des Lebens den Tod wählend, größer als Portia, Arria, Virginia, zieht sie gegen Frankreichs blutigsten Vampyr aus, kommt wie Cäsar, sieht wie Cäsar, siegt wie Cäsar!“ —

„Auf die Guillotine er und sie, die er liebt,“ unterbrach ihn hier Volkswuth. Sie bezähmte sich erst, als der Präsident, der mit einem, Vielen unerklärbaren Wohlgefallen dem Redner zuhörte, dreimal zur Ordnung gerufen hatte. Sie bezähmte sich nur, weil sie gewiß war, daß beide Opfer ihr nicht entrinnen würden.

Lux, im schönsten Rednerfeuer, das sich nach und nach bis zur prophetischen Begeisterung steigerte, fuhr fort:

„Wie Cäsar, Charlotte, wirst Du auch zu sterben wissen. Die Mitwelt, dem Wahnsinne verfallen, lohnt Dir mit der Guillotine; aber ich, Dein Redner, Dein Vertheidiger, spreche im Namen der Nachwelt Segen aus über Dich und Verdammung über Deine Richter, über dies ganze blutdürstige Volk. Wüthriche der Revolution, Königsmörder dort auf den Richterstühlen, dort auf den Tribunen, dräut nicht, zittert! Die Umwälzung, die Ihr zu leiten Euch vermeßt, wird, mächtiger als Ihr, Euch Alle verschlingen. Der eine Tyrann ist schon gefallen, der andere, Robespierre, wird fallen. Bleich, von gräßlicher Wunde entstellt, Hülfe suchend, Hohn findend, seh' ich ihn auf dem Wege zur Guillotine, während sein jüngerer Bruder voranstürzt — Sturz des Todes! Ihr Alle, Mitgenossen seiner Verbrechen, gehört der Verwesung an, Charlotte allein dem Ruhme. Und nun, Richter, Volk, die Ihr der Heldin Todesurtheil schon im Voraus beschlosset, führt auch mich zum Tode unter den Donnern des Weltgerichtes, das ich vom Himmel herabriß auf — Euch!“

Von der Rednerbühne stieg jetzt Lux wie ein Sieger, obschon die Blicke der Richter und des Volkes ihm Tod flammten. Wer aber wagte zu schildern, was, während ihr Freund für sie sprach, Charlottens Herz empfand? Ihre hohe Seele glühte für den Ruhm. Liebevoll erkannte sie begeisterter Liebe Werth, und sich von ihr so verstanden, so gegen die Mitwelt vertheidigt, im Namen der Nachwelt gekrönt zu sehen — welch süßer Lohn für das Mädchen, das Alles, Glück, Freiheit und Leben im Kampfe für Tugend hingab! „Ich danke Ihnen!“ war Alles, was sie, innig bewegt, ihrem Vertheidiger sagen konnte. Doch in den drei Worten einten sich Beider Seelen, nicht für die Erde, nein, für den Himmel.

Romme hatte sich abgewandt. Stumme Winke von ihm befahlen jetzt Allen, sich zurückzuziehen. Eine Kunde seines eigenen Verhältnisses zu Charlotten war zu dem Volke gedrungen und steigerte das Verhängnißvolle dieser Stunde. Allein mit den Richtern, die er zu Charlottens Verdammung unwiderruflich entschlossen fand, wandte er, in dessen Seele keine Feindlichkeit mehr war, Alles an, wenigstens den heldenmüthigen Lux von der Todesstrafe zu befreien. Ganz irr' an ihm werdend, aus seinen Freunden in Feinde sich verwandelnd, stierten die Blutrichter wild ihn an, beharrten bei ihrem Vernichtungssysteme. Da ließ Romme die Angeklagten zurückführen. Durch die wieder geöffneten Pforten stürmte auch das Volk.

„Charlotte Corday und Du, Adam Lux,“ sagte Romme feierlich bewegt, „bereitet Euch zum Tode. Einstimmig entschieden diese Richter gegen Euch. Auf Euerm Todesurtel fehlt nur eine einzige Unterschrift, die meine, zu der die Wuth von Tausenden mich, Einzelnen, zwingen will. Aber niemals leiste ich sie und meines Wortes Bürge — blickt her! — sei dies.“

Er drückte eine Pistole auf sich ab und sank, ein königlicher Mann. Durch das glühende, verwilderte Herz war die Kugel gedrungen. Noch einen Blick warf er auf Charlotten. „Ich habe doch Dein Todesurtel nicht unterschrieben,“ sagte er leise, streckte beide Hände nach Charlotten und Lux wie nach Freunden aus, deutete gen Himmel und verschied. Nicht im Gefängnisse, nicht bei der Ankündigung des Todesurtels hatte eine Thräne Charlottens Auge genetzt. Jetzt weinte sie. Auf Frankreichs lichtere Zukunft wie ein Seher schauend, stand Lux an Romme's Leiche. Wie knüpfte sich an sein prophetisches Wort dieses Königsmörders Fall! Da — wie im Todesgrimme über ihren eigenen baldigen Sturz — riß die

Volkspartei die zwei Opfer zur Richtstätte. Mit Menschen bedeckt waren alle Straßen, der Pöbel zischte, schmähte. Aber die Zweie, Bürger des Himmels, schwärmend für Tugend, Freiheit, alle höchsten Güter der Menschheit, blickten wie Selige auf das Gewühl nieder. Seine Engel sendete der Himmel, sie zur schönern Heimath zu geleiten, und der Todeskarren ward ihnen zum Wagen des Sieges, das Blutgerüst zum Throne. Charlottens Fassung blieb unerschütterlich. Ihre unbeschreibliche Sanftmuth, die Holdseligkeit ihres Wesens rührte selbst ihre Henker. Nur da überzog höhere Röthe ihre schöne jungfräuliche Wange, als sie Mantel und Halstuch von sich legen und sich so dem Auge der Zuschauer aussetzen mußte. Sie selbst legte noch ihren Kopf unter der Höllenmaschine zurecht. Freudig folgte Lux ihr im Tode. Den letzten Blick ihres schönen Auges hatte er empfangen.

So starb Charlotte Corday aus Liebe für ihr Vaterland, Adam Lux aus begeisterter Liebe zu Charlotten. Ihr Ruhm wird ewig dauern. Eine Thräne ihrem Andenken!

---

## Karl Geib s. Göppinger.

---

## Johann Geiler von Kaisersberg s. Kaisersberg.

---

## Henriette Wilhelmine Geißler

eine Tochter des Kaufmanns Holdenrieder zu Naumburg, ward daselbst am 1. September 1772 geboren und vermählte sich 1793 mit dem herzogl. Sachsen-Gothaischen Regierungsrath J. G. Geißler in Gotha. Sie starb am 25. November 1822 in Dresden.

Von ihr erschien im Druck:

Auswahl aus den Gedichten H. W. G's. (besorgt von F. Jacobs) Gotha 1823.

Ein hübsches lyrisches Talent, das sich mit Zartheit und Innigkeit ausspricht.

---

## Christian Fürchtegott Gellert

ward am 4. Juli 1715 zu Haynichen, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater als Prediger lebte, geboren. Die bedrängten Umstände dieses Letzteren, der bei ärmlichem Einkommen eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte, zwangen den Knaben, dessen Fähigkeiten sich vielversprechend entwickelten, schon früh auf Erwerb zu sinnen; er beschäftigte sich daher mit Abschreiben und gewann dadurch bald große Gewandtheit in Führung der Feder. Im Jahre 1729 bezog er die Fürstenschule zu Meißen, und befreundete sich hier innig mit Gärtner und Rabener, welche ebenfalls dort gebildet wurden und gleichen Eifer für die Dichtkunst und die schönen Wissenschaften zeigten. Er studirte darauf Theologie in Leipzig, seit 1734, kehrte nach vollendeter akademischer Laufbahn zu seinem Vater zurück, und übernahm dann, da Kränklichkeit und Schüchternheit ihn von dem Beruf eines Predigers abwandten, die Erziehung zweier Adelichen in der Nähe von Dresden. Diese Stelle gab er jedoch binnen Kurzem wieder auf, und begleitete 1741 seinen Neffen, den er für die Universität vorbereitet hatte, nach Leipzig. Hier lebte er wissenschaftlichen Beschäftigungen und ernährte sich durch Privatunterricht. — Anfangs neigte er sich der damals in vollster Blüthe stehenden Gottschedischen Schule zu und nahm Theil an den, von Gottsched's eifrigstem Jünger, herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes," zu denen er mehrere Beiträge lieferte. Das einseitige Treiben dieser Schule und ihre Geschmacklosigkeit veranlaßten ihn jedoch nach kurzer Zeit, sich gänzlich von ihr loszusagen und sich mit talentvolleren Freunden zu besserem Streben zu verbinden. — Im Jahre 1744 erwarb er sich die Magisterwürde und hielt sehr beifällig besuchte Vorlesungen über Moral und schöne Wissenschaften. 1751 ward er außerordentlicher Professor der Philosophie und wirkte fortwährend äußerst segensreich durch Lehre und Beispiel. Allgemein geehrt, starb er, nach langen schmerzlichen Leiden, gottergeben und heiter, am 13. December 1769 im fünfundfunfzigsten Jahre seines Alters.

Seine (C. F. Gellert's sämmtliche) Schriften (10 Thle. N. verbesserte Auflage. Leipzig 1784) enthalten:

1r Theil. Fabeln und Erzählungen.
2r Thl. Moralische Gedichte. — Vermischte Gedichte. Geistliche Oden und Lieder.
3r Thl. Lustspiele. — Die zärtlichen Schwestern. — Das Orakel. — Die Betschwester. — Das Loos in der Lotterie. — Sylvia. — Die kranke Frau. — Das Band.
4r Thl. Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen. — Leben der schwedischen Gräfin von G.
5r Thl. Einzelne Abhandlungen und Reden.
6r und 7r Thl. Moralische Vorlesungen.
8r und 9r Thl. Briefe. 2 Thle.
10r Thl. C. F. Gellert's Leben von J. A. Cramer.

Später erschienen noch:

Briefwechsel mit Demoiselle Lucius, herausgegeben von F. A. Ebert. Leipzig 1822.
Aufgefundene Familienbriefe; herausgegeben von A. Th. Leuchte. Freiberg 1819.

Einzelne Schriften, namentlich die Fabeln, die geistlichen Oden und Lieder u. s. w. erlebten unzählige Auflagen und wurden eben so oft unrechtmäßig nachgedruckt. Vollständige literarische Nachrichten über Gellert's Werke finden sich in: D. H. Döring, Gellert's Leben. Greiz, 1833. 2 Thle.

Die vortrefflichste Charakteristik Gellert's gibt unstreitig der geistreiche und gerechte Bouterweck in seiner Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Th. 11 S. 163, wo er von ihm sagt: Gellert ist einer der achtungswürdigsten deutschen Schriftsteller. Sein Andenken herabzusetzen, wäre unverzeihlicher Undank, obgleich seine Schriften nicht für die Nachwelt bleiben konnten, was sie für ihr Zeitalter waren. Weder schöpferisches Genie, noch philosophischer Geist, noch hinreißende Kraft der Darstellung haben Gellert's Ruhm begründet. Die Schüchternheit seines persönlichen Charakters, sie mochte nun ihm natürlich oder durch seine ununterbrochene Kränklichkeit veranlaßt sein, ließ ihn

auch in der schönen Literatur an keine Reform denken, bei der etwas zu wagen war. Aber eben dieser persönliche Charakter zeigt sich auch von der liebenswürdigsten Seite in Gellert's Schriften. Die unerkünstelte Zartheit und Wärme seines moralischen Gefühls und die Innigkeit seiner christlichen Religiosität standen unter der Aufsicht eines ruhigen Verstandes, der nicht tief forschte, aber alles Widersinnige und Phantastische weit von sich entfernt hielt. Den Leichtsinn verabscheuend, fand er ein liberales Wohlgefallen an allen ihm nur irgend unschuldig scheinenden Freuden der Phantasie und des Witzes. Die Strenge seines moralischen Ernstes störte ihn nicht in der Heiterkeit, die ihm naürlich war und erst in der zweiten Hälfte seines Lebens durch die Hypochondrie verscheucht wurde. Ein feines Gefühl für Natürlichkeit, Schicklichkeit und richtiges Verhältniß, war die Grundlage seines Geschmacks. Phantasie und Witz hatte er gerade so viel als nöthig ist, die natürliche Schwäche des Gefühls und des gesunden Verstandes durch mannigfaltige Reize des Styls zu beleben. Die Klarheit, Leichtigkeit und gefällige Correctheit seines Styls mußte sein Zeitalter um so mehr anziehn, weil sie so anspruchslos ist, und den Deutschen, die noch immer nach französischer Bildung strebten, im Beispiele zeigte, was sie sich von den wirklichen Vorzügen des französischen Geschmacks aneignen könnten, in dessen Besitz die Gottsched'sche Schule durch geistlose Befolgung trockener Regeln sich gesetzt zu haben glaubte. Auf diese Art wurde Gellert einer der gemeinnützigsten Schriftsteller, deren das Zeitalter bedurfte, und die es sich wünschte. Seine Schriften mußten einen großen Theil des Einflusses, den sie damals auf die allgemeine Bildung hatten, verlieren, sobald das Publicum anfing, an seine Lieblinge Ansprüche zu machen, die Gellert nicht befriedigen konnte; aber ohne Gellert würde es in der Bildung, deren es bedurfte, noch länger zurückgeblieben sein. —

Fügen wir noch hinzu, daß vor Allem seine Fabeln, so wie mehrere seiner geistlichen Lieder, sich mit Recht in der Gunst der Nation erhalten haben; die ersteren sind, streng genommen, noch nicht übertroffen worden, denn keiner seiner Nachfolger besitzt die gutmüthige, schalkhafte Behaglichkeit und Naivetät der Darstellungsweise, durch welche Gellert ihnen einen so großen bleibenden Reiz zu verleihen wußte. — Seine übrigen Schriften haben, wie B. sehr treffend bemerkt, ihre Wirkung eigentlich nur seiner Persönlichkeit zu verdanken, welche daher immer geringer werden muß, je mehr wir durch den Fortschritt der Jahre ihr sowohl, wie den allgemeinen Zuständen, in welchen sie sich bewegte, entfremdet werden. Auf keinen Schriftsteller läßt sich überhaupt mehr und richtiger, als auf Gellert, Buffon's bekannter Ausspruch anwenden: Le style, c'est l'homme. —

Die ähnlichsten Bildnisse Gellerts sind von Bause, Geyser und Preisler, nach einem Originalgemälde von Graff, in Kupfer gestochen worden. Eine Medaille mit dem wohlgetroffenen Kopfe Gellert's verfertigte und prägte Boltshauser in Zürich 1779 auf ihn.

---

## Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?
Du siehst bei Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschicht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dieß siehst du freylich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:
So müßtest du, was Gott ist, seyn.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn zu blöd am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ew'gen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab in's Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder,
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und foderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt.
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlohrnen Raub zuvor davon getragen.

---

## Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette,
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte:
Denn laßt ein Weib schön, wie Citheren, seyn,
Wenn sie die Blattern hat: So nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann, zu seiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Küssen oft zu Rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen.
Vielleicht besinnt er sich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken,
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann sieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst, dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.
Ja wenn sie blos durch Blicke redten:
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.

Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut,
Wie konnt es anders seyn? Lisette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach, spricht sie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

## Die Verschwiegenheit.

O Doris, wärst du nur verschwiegen:
So wollt ich dir etwas gestehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen = =
Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
Wie? rief die schöne Schäferinn,
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mirs sicher offenbahren;
Ich schwör, es solls kein Mensch erfahren.

Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach, ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunst, und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß = = = Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch sage ja kein Wort.
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
Doch eines bitt ich dich, du mußt verschwiegen seyn.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich, und du, zu wissen.
Drum bitt ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damoet vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damoet, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

Damoet! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, sonst würd ich dirs gestehn.
Er sagte mir = = = Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will.

Damoet wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halben Feuer.
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damoetens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer?
O zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren,
Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen seyn.

Damoet versprichts. Kaum ist Damoet allein:
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damoet zu singen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, nur sollsts erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.

Doch ach! In diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah,
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach Schäfer, ach, wie wird dirs gehn!
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferinn,
Und kömmt, Damoeten anzuklagen.
Ja, spricht Damoet, ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

## Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen,
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein,
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreyt?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts vor dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt.
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

## Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fliessen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halbtodt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint so gleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,

Und läßt die Krankheit zu vertreiben,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich ihnen nicht zu sagen,
„Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen."

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum muß der zweite Doctor kommen.

Er kömmt! Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was ists? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbahren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?
Ach ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen.
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dieß vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen;
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds schon wissen,
Für meine Freundinn machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch danieder,
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit;
Dieß ist der Stoff, dieß ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel, spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.
O! fängt sie an, so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

---

## Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weiß ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch strebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.

Ach, sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen:
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen = = =

O, fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

---

## Die beiden Mädchen.

Zwo junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer gieng,
So viel sie Schmuck ins Ohr, und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So ward sie doch bey alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frey und reizend in der Miene,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien, solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Straus,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht; sie blendet nur.
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

## Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er, bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

## Von den Trostgründen wider ein sieches Leben.

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Lesern zu sagen, ehe ich mit ihnen von den Trostgründen wider ein sieches Leben rede, daß ich selber mit diesem Uebel seit verschiedenen Jahren beschweret bin. Es ist wahr, daß ich deswegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von diesen Gründen handeln werde, als ein anderer; aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache sprechen, wenn man sie selber empfunden hat. Es giebt eine gewisse Beredtsamkeit des Herzens, die nicht so wohl durch den Verstand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterstützet wird. Sie erwecket die Aufmerksamkeit und das Vertrauen des Andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der seine Leser in diese Gemüthsverfassung setzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal so begierig annehmen, als sie nicht thun würden, wenn er sie gleich durch die beredteste und tiefsinnigste Abhandlung in Erstaunen und Bewunderung gesetzet hätte. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so muß es denen Kranken, die man beruhigen will, lieber seyn, den zu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hülfe kömmt, als einen, der diesen Vortheil entbehrt. Wie glücklich will ich mich schätzen, wenn ich meinen siechen Mitgesellen die Last, unter der sie seufzen, durch diese Schrift in etwas erleichtere! Diese Absicht hoffe ich um desto eher zu erreichen, je weniger ich durch diese Blätter nach dem Ruhme des Witzes und der Gelehrsamkeit strebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bei unserm Unterrichte zu sorgen. Ich selber will mich mit befriedigen, indem ich andere zu beruhigen suche, und eben diese Bemühung soll mir zu einem neuen Trostgrunde bey siechen Stunden dienen.

Wir sagen meistentheils, daß derjenige ein sieches Leben führe, der mit gewissen Plagen des Körpers belästiget ist, die ihn nie ganz verlassen, oder doch selten von ihm weichen; der viele Jahre, oder die größte, oder die ganze Zeit seines Lebens mehr krank, als gesund ist. Da eine Krankheit an und für sich schmerzhafter ist, als die andere; da sie hier länger anhält, als dort; hier öfter kömmt, dort geschwinder weicht bey diesem mehr Theile angreift, als bey dem andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths schwächt; dem einen fast alles Vergnügen des menschlichen Lebens raubt; dem andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da sich sowohl bey den Krankheiten, als bey den Personen, als bey den äusserlichen Umständen derselben eine große Ungleichheit findet: so scheinet es, daß man so viele besondere Trostgründe aufsuchen müßte, als sieche Menschen sind. Allein wenn auch diese Mühe nicht unmöglich wäre: so ist sie doch nicht nöthig. Alle, die ein sieches Leben führen, lassen sich bey ihrer großen Ungleichheit doch darinn mit einander vereinen, daß sie ihren Zustand für ein Uebel halten, und sich die Befreyung von demselben wünschen. In so weit kann man einerley Mittel für sie alle brauchen. Alles, was daraus folget, ist, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geschwinder oder langsamer wirken wird. Nachdem der Trost mehr oder weniger Widerstand finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausrichten. Bey allen muß er doch die Kraft haben, sie größten Theils zu beruhigen, die Hindernisse mögen so stark seyn, wie sie wollen, wenn er anders ein vollständiges Mittel seyn soll.

Es giebt einen andern Unterschied bei den siechen Tagen der Menschen, der mehr zu sagen, und einen größern Einfluß in die Trostgründe hat. Das Uebel eines siechen Lebens hat verschiedene Qvellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur, oder ein besonderes Verhängniß von Gott seyn; oder es kann von unsern oder von den freyen Handlungen anderer herrühren. Oder es kann endlich in Ansehung unserer Gewißheit eine unbekannte Qvelle haben, das heißt, wir können nicht wissen, wem wir es eigentlich zuschreiben sollen.

Man sieht leicht, daß vier Personen, die aus vier verschiedenen Ursachen sich mit einem siechen Körper tragen, nicht aus einem und eben demselben Grunde sich aufrichten können. Welcher Unterschied herrscht nicht blos unter denenjenigen, die sich selber für die Verwüster ihrer Gesundheit halten müssen! Bald können wir aus Schwachheit des Verstands, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiß in Geschäften, bald durch einen plötzlich erregten Affekt, bald durch flüchtige Laster, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen siechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben sich nicht durch eine gut gemeinte Arzeney, durch einen unvorsichtigen Trunk, durch einen plötzlichen Zorn, durch eine ungestüme Rachsucht um die Gesundheit gebracht! Wird sich nicht von diesen immer einer leichter oder schwerer trösten können, als der andere!

Wer sich also bey einem siechen Leben mit Nachdruck trösten will, der muß genau untersuchen, wem er dieses Uebel zuzuschreiben habe. Ein Mensch, der durch allerhand Ausschweifungen sein eigener Peiniger geworden ist, bey dem die Laster ein quälendes Gift in seinen Säften zurück gelassen haben, und der aus Betrug des Herzens sein Elend zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch diese Vorstellung niemals recht ruhig werden. Es wird sich stets ein heimlicher Widerspruch in ihm regen, der dem Trostgrunde, daß ihm Gott aus heiligen Ursachen die Last aufgelegt habe, seine Kraft rauben wird. Er wird zu gewissen Stunden glauben, daß er getrost sey, und er wird in kurzer Zeit, wenn sein Gewissen zu reden anfängt, eine Unruhe des Geistes fühlen, die gar nicht weichen will, so sehr er sie sich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängnisse zu vertreiben sucht. So viel als ein balsamisches Pflaster auf einer gereinigten Wunde nützen wird: so wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch scharfe Mittel noch nicht gehoben ist. Wer aus natürlicher Schermuth und Furchtsamkeit die Leiden seines Körpers für selbstgemachte Plagen und für den Lohn seiner Thorheit ansieht, da es doch Folgen der Beschaffenheit seiner schwachen Natur, oder göttliche Schickungen sind, der wird die Bangigkeit seiner Seele eben so wenig bestreiten, als ein Mensch, der durch sein wallendes Blut in eine furchtsame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von bösen Geistern beunruhiget werde.

Indessen muß ich gestehen, daß der Rath, die Qvellen seines siechen Lebens wohl zu untersuchen, gar nicht so leicht ist, als es scheinet. Oft stehet uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unserer siechen Tage zurück gehen wollen. Und eben die Ungewißheit, daß wir nicht einsehen können, ob unsere Schmerzen Früchte unserer eigenen Thorheit und Bosheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilsame Plagen von Gott, oder die Schulden anderer Menschen sind; eben diese Ungewißheit schlägt uns oft am meisten nieder. Wie bald würde der traurige Philet, der sich kaum zu lassen weis, dahin gebracht werden, sein Leiden geduldig zu ertragen, wenn man ihm zeigen könnte, daß es ihm Gott oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld sey! Wie bald würde Charinus, der die Güte Gottes und seine harte Plagen des Leibes nicht mit einander vereinen kann, vieles von seinem Unmuthe fallen lassen, wenn er überführt werden könnte, daß nicht so wohl die göttliche

Fügung, als er selbst die Ursache seiner Schmerzen sey! Allein es ist in vielen und vielleicht in den meisten Fällen schwär auszumachen, ob unsere Siechheit ein durch unsere Schuld verursachtes Uebel, oder ein von Gott verordnetes oder verhängtes Elend sey. Chremes genießt bis in sein zwanzigstes Jahr einer guten Gesundheit. Von dieser Zeit an wird er mit schmerzhaften Zufällen geplagt, welche sich mit den Jahren immer fester setzen, und ihn, seiner Vorsorge und strengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Gerippe machen. Er gesteht, daß er in seinen jungen Jahren verschiedene Ausschweifungen im Trunke, oder in der Wollust begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch siech. Woher weis ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbet, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Mein Freund, Portius, der zehn Jahre älter ist, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wollust ergeben gewesen, fühlet so wenig eine Abnahme an seinen Kräften, daß er sich vielmehr recht wohl befindet. Und ich soll durch etliche Ausschweifungen mich um den Besitz der Gesundheit gebracht haben? Es kann seyn; aber wo weis ichs? Es ist wahrscheinlich; aber ist das Gegentheil nicht auch wahrscheinlich? Kann ich nicht die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon ist von Jugend auf siech gewesen; aber mit den Jahren wächst das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführet. Allein er erinnert sich doch verschiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer ist so rein, daß ihm sein Gewissen keine offenbaren Vergehungen vorrücken sollte? Cleon fragt nicht nach dem Ursprunge seines Elendes. Er will nur wissen, ob er es nicht durch diese oder jene That vermehre. Er sieht auf der einen Seite tausend Ursachen, die wider unsere Schuld eine eingewurzelte Krankheit vergrößern. Auf der andern Seite sieht er seine eigenen Thorheiten. Auch diese können das ihrige beygetragen haben.

Wäre es nicht stets unmöglich, hinter die wahren Ursachen zu kommen: so macht doch unsere Eigenliebe dem Verstande tausend Blendwerke vor, durch welche er nicht durchdringen kann. Keiner will gern die ganze Ursache seines Unglücks seyn. Ist er sehr billig, so will er nur einen Theil der Schuld tragen. Einem andern fällt dieses schon schwer. Und so gern als wir alle glücklich seyn wollen, eben so gern wollen wir auch, wenn wir leiden, unschuldig leiden. Dieses Verlangen macht uns erstlich sinnreich, durch allerhand Ausflüchte die Schuld von uns abzulehnen, und zugleich macht es uns blind, die Ursache zu sehen, die wir nicht gern sehen wollen. Kurz, wir bleiben bey einer aufrichtigen Prüfung entweder noch ungewiß, und dieses ist schon Elend genug. Oder wir versehen uns, und halten unvermeidliche Uebel für solche, die wir uns verursachet haben. Dieses vermehret ohne Noth unsere Traurigkeit. Oder wir klagen Gott und die Natur an, wo wir uns beschuldigen sollten, und stärken durch diese Klagen unsern Unmuth. Oder wir richten uns mit der göttlichen Schickung auf, und fühlen doch, weil wir selbst Schuld sind, nie eine Beruhigung. So wahr dieses und jenes ist, um desto mehr müssen wir sorgfältig den Grund des Verlusts unserer Gesundheit untersuchen. So schwer es ist, so folgt doch nichts daraus, als daß wir desto behutsamer bey dieser Prüfung verfahren müssen. So wenig als wir endlich allemal zu einer völligen Gewißheit kommen werden; so viel gewinnen wir doch, wenn wir wissen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben, sie zu erlangen. In diesem Falle kann die Ungewißheit ein Glück für uns werden. Vielleicht sind wir die einzige Ursache unsers ungesunden Lebens. Sähen wir dieses gewiß ein, so würden wir aus natürlicher Gemüthsbeschaffenheit oft gar nicht getröstet werden können. Die Vorsicht hat unstreitig aus großer Güte viele Ursachen unsers Unglücks mit einem Vorhange umzogen, weil viele den Anblick derselben gar nicht zu ertragen fähig seyn würden. Ob nun gleich die meisten siechen Menschen nicht mit vollkommener Gewißheit die Ursachen ihrer Schmerzen entdecken werden: so darf sie doch dieses gar nicht abhalten, gar keinen Ausspruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da ist die Wahrscheinlichkeit so gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre sehr unmäßig gelebet, und seiner Natur schon in ihrer Blüte alles das abgedrungen hat, was sie kaum leistet, wenn sie reif ist; dieser Damon zweifelt, wem er seine erschöpften Kräfte, seine vertrockneten Lebensgeister, seinen Krampf in den Gefäßen des Leibes zuschreiben soll. Und was hält ihn ab, daß er sich und seine begangene Laster nicht zur Ursache davon macht? Eine schwere Krankheit, die er in seinem achten Jahre ausgestanden; ein Fall von einem Baume, den er in seinem zehnten Jahre gethan. Wer weis, sagt er, was jene langwierige Krankheit für ein schleichendes Gift in mir zurück gelassen hat, das itzt erst anfängt zu wirken! Wer weis, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzet hat, daß mein Körper nunmehr so sichtbar untergehet! Damon hat nicht Ursache, länger ungewiß zu bleiben. Seine Krankheit, sein Fall in der Jugend sind entfernte Ursachen. Man kann ohne diese Dinge durch bloße Unmäßigkeit sich schon in das siecheste Leben stürzen. Warum will er also nicht glauben, daß er sein eigener Verderber gewesen sey? Oder woher kann er vermuthen, daß sein Leib nicht weit dauerhafter gewesen seyn würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausschweifungen nicht selbst verwüstet hätte? Gesetzt er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwachse der Jahre eben so siech geworden: Gesetzt seine Laster wären nicht Schuld: so hat er doch nur eine Möglichkeit vor sich. Diese kann ihn, wenn er vernünftig ist, nicht verhindern, einer Wahrscheinlichkeit Gehör zu geben. Und so gewiß es auch in den Augen Gottes seyn möchte, daß sein Fall von dem Baume ihn siech gemacht: so wird er doch in seinem Herzen nie ruhig werden können, wenn er nicht glaubt, daß er durch seine Ausschweifungen sich selber entkräftet habe.

Wir können nunmehr das Geschlecht der Siechen in zwo Hauptlinien theilen. In der einen stehen diejenigen, die es gewiß oder doch wahrscheinlich wissen, daß sie Schuld an ihrem Leiden sind, oder nicht. In der andern diejenigen, die es weder gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthung wissen können. Beyde Arten trennen sich im Anfange auf dem Wege zu ihrem Troste, und beyde kommen doch endlich wieder zusammen. Wir glauben durch diese Erinnerungen uns die Bahn zu der Anzahl der Trostgründe geöffnet zu haben. Man kann, wenn man alle, die siech sind, aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, sagen, daß es nur einen Trostgrund für sie alle giebt. Und man redt sehr wahr. Man kann aber auch sagen, daß es zwo Gattungen der Trostgründe, ja daß es so viele Arten derselben giebt, als Personen sind, und man redt nicht unrecht.

Allein was heißt trösten? Was ist ein wahrer Trostgrund? Vielen wird diese Frage unnöthig scheinen. Man glaubt, daß man gewisse Wörter sehr wohl verstehe, weil man sie täglich im Munde hat. Und es sind doch oft in ihrer Bedeutung keine ungewisser, als diejenigen, deren sich alle bedienen. Wie uneinig würden die Beschreibungen aussehen, wenn man zehn Personen sagen ließe, was trösten hieße? Was Trostgründe wären? So viel ist gewiß. Keiner von denen, welche einen trösten wollen, will eigentlich die Schmerzen des Leibes stillen, sondern nur des Geistes, die aus jenen entstehen. Will man nun sagen, trösten hieße die Schmerzen der Seele vertreiben, oder lindern, die aus dem Leiden des Leibes bey einem siechen Menschen entspringen: so fragt sichs nur, wie man diese verringern oder heben kann, wenn man jene nicht vermindert oder wegschafft. Gleichwohl muß trösten, wenn es etwas heissen soll, eben dieses bedeuten. Und wir sehen kein Mittel dazu, als die Vorstellungen und die Kraft gewisser Wahrheiten. Wenn die Unruhe der Seele nur in gewissen Vorstellungen des Geistes bestünde: so ließe es sich leicht begreifen, wie eine Vorstellung durch die andere könnte vermindert werden. Allein diese Unruhe ist mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird sie durch eine bloße Vorstellung des Verstandes können unterdrückt werden! Orgon ist zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinschmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil sein Körper leidet. Der andere, der seinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit seiner Seelen lindern. Er will ihn trösten, und zwar durch die Vorstellung einer Wahrheit. Er sagt ihm in der stoischen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Besitz des wahren Gutes nur in der Tugend bestünde. Wer diese hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Orgon diesen Satz glaubt. Was wird entstehen? Sein Verstand sagt ihm, daß er nicht unglücklich ist, und seine Empfindung behauptet, daß ers ist. Er will die trüben Wolken seines Geistes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es steigen aus seiner Empfindung stets neue auf. Er will es gern glauben, daß er nicht elend ist, und er wird doch genöthiget, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir sagt, der Schmerz ist kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf! Wenn also durch die bloße Vorstellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: so ist kein Weg des Trostes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn ich meinem Verstande nicht solche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken: so werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht, so ist dieses die wahre Gestalt des Trostes. Die Erfahrung mag Zeuge seyn. Philemon hat tausend Thaler verloren. Er sieht dieses Geld für ein nothwendiges Stück seiner Zufriedenheit an. Man sage ihm noch so viel von der Nichtigkeit der sinnlichen Güter vor. Man zeige ihm sonnenklar, daß sie nicht glücklich machen. Wird man ihn dadurch beruhigen? Er entbehrt mit diesem Gelde vieles von seinem Vergnügen, von seiner Bequemlichkeit. Dieser Verlust kränkt seine Begierde glücklich zu seyn, und verursacht

ihm unangenehme Empfindungen, die nicht aus blossen Vorstellungen, sondern aus einem wirklichen Verluste herrühren. Wie kann nun die Betrachtung von der Eitelkeit der Güter den Mangel des Vergnügens und der Beqvemlichkeit ersetzen, worinnen Philemon sein Glück sucht? Man mache ihm hingegen Hoffnung, daß er die verlornen tausend Thaler zweymal, oder daß er wenigstens eben so viel bald wieder gewinnen werde, so wird er sich leicht zu frieden geben. Und woher dieses? Man hat Empfindung mit Empfindung bestritten. Die Vorstellung, daß er gewinnen würde, blieb nicht bloß im Verstande, sie drang in das Herz. Die Einbildung zeigte ihm alle die Vortheile so lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnung schmecken mußte. Auf diese Art bestritt ein wirkliches Vergnügen ein wirkliches Misvergnügen. Der Kranke, dem die Natur den Besitz der Gesundheit nicht gegönnet hat, weis heute die Traurigkeit seines Geistes nicht länger zu unterdrücken. Sein Freund will ihn mit dem Trostgrunde der unumgänglichen Nothwendigkeit aufrichten. Sie, spricht er, helfen sich nichts durch ihren Unmuth. Sie vermehren nur die Schmerzen des Leibes dadurch. Fassen sie sich in Geduld. Es ist nicht zu ändern. Diese Welt ist die beste. Gott hat sie einmal so geordnet und was er macht, ist gut und kann nicht geändert werden. Die Welt, sollte sie das seyn, was sie ist, konnte ohne sieche Menschen nicht seyn. Was wird der arme Kranke für eine Beruhigung daraus ziehen können, daß sein Uebel ein unvermeidliches Elend ist? Leidet der weniger, der da weis, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Gesundheit geben wird: so wird er die größten Schmerzen mit einer gewissen Freudigkeit des Geistes ertragen. Das Gefühl der Hoffnung macht den Geist munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich so rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hoffnung angefüllet ist. Man nehme tausend Exempel zu Hülfe: so wird sich bey allen zeigen lassen, daß derjenige am sichersten und kräftigsten tröstet, der die sicherste und stärkste Hoffnung erwecken kann. Und zwar daher, weil die Hoffnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft ist. Trösten wird also überhaupt so viel seyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erwecken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so wird sichs von sich selber geben, daß dieses die besten Trostgründe sind, die uns die stärkste und meiste Hoffnung glücklich zu werden, einflößen. Es kömmt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig und auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet seyn, sonst wird sie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das sie mir verspricht, muß entweder eben das seyn, was ich mir wünsche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch grösser seyn. Alle diejenigen Trostgründe, die zu diesem Zwecke nicht geschickt sind, verdienen den Namen der wahren Tröstungen nicht. Es wird sich nunmehr leicht zeigen lassen, daß die Religion allein die wahren und besten Trostgründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Philosophie erreicht das Große und Erhabene nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieses behaupte: so sehe ich verschiedene Gattungen von Widersachern wider mich aufstehen. Einige, denen alles verächtlich und zuwider ist, was aus der Religion kömmt, werden diesen Satz für unrichtig, und mich für einen frommen Schwätzer halten. Andere, die die Religion eben nicht hassen, aber auch zugleich die Vernunft nicht so wohl wegen ihrer Stärke lieben, sondern weil sie unserm Stolze zu Hülfe kömmt, werden mir vorwerfen, daß ich die Religion auf Kosten der Vernunft erhübe. Andere, welche die Religion aus gutem Herzen, aus einer geheimen Ehrfurcht, die oft mehr von der Erziehung, als von der Ueberzeugung herkömmt, gern bey ihrer Hoheit lassen, werden mir sagen, daß sie die Kraft derselben, uns zu trösten, nicht läugneten, aber daß sie so unglücklich wären, sie nicht zu fühlen.

Ich will diesen dreyen so gut antworten, als es ihre Einwürfe verdienen. Derjenige, der die Religion entweder aus Mangel der Einsicht, oder aus Begierde sich alles zu erlauben, für nichts göttliches hält, kann unmöglich mit der Meynung zufrieden seyn, daß ihre Wahrheiten am geschicktesten sind, einen siechen Menschen aufzurichten. Er lacht über unsern Unverstand und heißt uns blödsinnig, wenn er auf die Beweise für die Wahrheit der Religion geführet wird. Ich schmeichle mir gar nicht, daß ich solche starke Geister überführen werde. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, was in der Art, sich durch die Religion zu trösten, unvernünftiges enthalten ist.

Mentor mag sein Elend erzählen, und sich nach den Grundsätzen der Religion trösten. Sie sollen zuhören und urtheilen, wider welch Gesetz der Vernunft er verstößt.

Ich bin, fängt Mentor an, seit zehn Jahren eines der elendesten Geschöpfe, wenn ich auf meinen Körper, und auf die gegenwärtige Welt sehe. Mein Leben scheint nichts, als ein beständiger Schmerz zu seyn, der nur darum zuweilen durch einige Vergnügungen unterbrochen wird, damit ich ihn desto peinlicher fühlen soll. Diese Stunde bin ich gesund und schöpfe neue Hoffnung zu meiner Genesung. Kaum habe ich etwas Speise oder Trank zu mir genommen; kaum habe ich einen Mund voll frischer Luft geschöpft; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: so fühle ich schon die entsetzlichste Bangigkeit. Ich ringe mit dem Athen, und jeder Zug, den ich mit der größten Beklemmung wage, macht den folgenden immer beschwerlicher. Ich fürchte zu sterben, und sterbe auf diese Art ganze halbe Tage, und was noch betrübter ist, ganze Nächte. Alle Hülfsmittel sind zu nichts geschickt, als meinem Uebel, wenn es da ist, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erstickung ungeschickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder einige Tage. Aber ich fühle doch seine Gegenwart noch immer. Die Trägheit meines Geistes, die Last meiner erstorbenen Glieder zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o Gott, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens! Man bringt mir eine erqvickende Speise, und ich zittere dabey, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genusse derselben neue Plagen entstehen werden. Die Einbildung vergrößert meine Furcht, und die Erfahrung stärkt meine Einbildung. Ich will die Düsterheit meines Gemüths zerstreuen. Ich lasse zween gute Freunde rufen. Ihre Aufrichtigkeit scheint mich zu vergnügen, und in eben dem Augenblicke beleidiget sie mich. Ein erlaubter Scherz, den der andere vorbringt, mißfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherz zu sagen, oder weil mein unmuthsvoller Geist eben so wenig die Kraft eines sinnreichen Gedankens vertragen kann, als mein Magen die Nahrung einer stärkenden Speise. Kurz, ich wünsche, daß mich meine Freunde verlassen mögen. Und ich mag hinsehen, wo ich will: so sehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Betrübniß. Entweder ich kann die meisten Güter dieses Lebens nicht geniessen, oder ich geniesse sie mit lauter fürchterlichen Vorstellungen, oder ich bezahle ein kleines und kurzes Vergnügen meistens mit der Reue und den Schmerzen des Leibes von vielen Stunden. Rührt mich wohl die Ehre? Vergnügt mich der Reichthum? Reizt mich die Liebe? Der Freund, die Gattin, die zahlreiche Gesellschaft, ein wohlgeschriebenes Buch, ein Scherz, ein Spiel, eine gute Musik, eine schöne Gegend, ein künstliches Gemälde, die beste Mahlzeit, die geistigste Getränke, die Einsamkeit, das traurige Glücke der Elenden, alles ist mir entweder zur Last, oder hat gar keine, oder doch nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für mich. Der Mangel meiner Gesundheit macht sie für mich unbrauchbar. So lange man mir diese nicht wiedergeben kann: so sehe ich alle das übrige als ein Gut an, das mich von meinem Unglücke nur desto mehr überzeugen soll. Und was habe ich denn nach so vielen Jahren für Hoffnung zur Genesung übrig? Wodurch soll mein erstorbener Körper wieder aufleben? Der Arzt weist mich zur Geduld, und verbeut mir aus Sorge für meine Erhaltung so gar meinen letzten Trost, das Denken und Nachsinnen. Bin ich nicht der unglücklichste Mensch? Man biethe mir die ganze Welt an. Werde ich nicht elender, je mehr ich das habe, was ich nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht allein das Vergnügen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die größten Schmerzen, und sehe keine Hülfe. Womit soll ich mich aufrichten? Damit, daß ich ein Uebel des Leibes für kein wahres Uebel halte? O welche Einbildung! Vielleicht damit, daß ich mir vorstelle, daß mein und der ganzen Welt ihr Schicksal etwas unumgänglich Nothwendiges ist? Wird mein Elend leichter, weil es nothwendig ist? Warum mußte denn ich unglücklich seyn, und warum wurden andere glücklich? Soll ich mich vielleicht damit trösten, daß es noch unglückseligere Geschöpfe giebt, als ich bin? Elender Trost! Hört mein Verlangen, die Gesundheit zu besitzen, darum auf, weil andere noch ungesünder sind, als ich? Dienet dieses nicht vielmehr zu neuer Furcht? Kann nicht also mein eigener Schmerz noch größer werden, weil es noch grössere Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Geduld und Standhaftigkeit vermindert man sein Leiden. Und wie erlange ich diese Geduld, wider die alles in mir und außer mir streitet? Kömmt es wohl auf meinen Willen an? Und was hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlangen kann? Sey gutes Muths, läßt sich ein anderer hören. Das Schicksal legt dem am meisten auf, der geschickter ist, als andere, vieles zu ertragen. Bedenke deine Größe und tröste dich damit, daß du größer, als andere bist. Welche Ehre, die sich mein Herz gar nicht wünscht! Soll ich deswegen mein Leiden hochachten, weil es andere nicht würden ertragen können? Ich frage nach der Qvelle meines Unglücks; und man zeigt mir ein unerbittliches und unveränderliches Schicksal. Welcher fürchterliche Anblick, der geschickt ist, uns vollends in Verzweif-

lung zu stürzen! Ich suche Lindrung; und man weist mir Personen, die noch elender als ich sind. Welch ein grausamer Trost! Ich wollte eben wissen, wie mir zu helfen wäre; und man zeigt mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennt mir die Geduld, als das einige Arzneymittel. Ich suche es, und kann seiner nicht mächtig werden. Welche elende Hülfe! Bin ich nicht eben so unglücklich, als wenn keines vorhanden wäre? Stillt sich mein Durst, wenn man mir sagt, daß es in jenem Brunnen eine kühle Qvelle giebt, welche doch für mich verschlossen ist? Ich will ruhig werden. Man sagt mir, daß ein weiser, ein tugendhafter Mann glücklich sey, es möge ihm gehen, wie es wolle. Dein Körper geht dich nicht selber an. Die Gesundheit ist ein Gut ausser dir. Die wahren Güter bestehen in deiner Seele. Diese können dir durch ein siechs Leben von tausend Jahren nicht genommen werden. Und gleichwol ist dieser Körper so unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß diese alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieses Band nicht aufheben. Ist es denn für meine Seele nicht besser, wenn mein Körper gesund ist? Wünscht und verlangt sie dieses nicht? Und wie kann ich ein Verlangen ausrotten, das zu meiner Natur gehört? Aber du würdest die Vollkommenheit deines Geistes nicht so hoch bringen, wenn du nicht in solchen Umständen wärest. Du würdest nicht die edle Standhaftigkeit, die göttliche Hoheit der Seele erlangen, wenn nicht Dinge da wären, die sie in dir erwecken hülfen. Nehmet diese Dinge weg: so brauche ich jene Hoheit des Geistes nicht. Will man darum jemanden ungesund machen, daß man ihn lehren kann, wie er eine Arzney dafür ausfinden könnte? Ich will gelassen werden. Man zeigt mir meine Freundinn. Deine Einbildung, sagt man, vergrößert dein Unglück. Sie stellt dir dein Uebel eher vor, als es zugegen ist, und qvält dich mit der Furcht. Sie stellt dir dein Unglück größer vor, als es ist, und bringt dich vollends um alle Gelassenheit. Was nützt mir dieser Rath? Ein großer Theil meines Uebels soll in meiner Einbildung bestehen. Wie kann ich dieses glauben, da ich das Uebel wirklich so groß fühle, als ich mirs vorstelle? Und gut, ich will es glauben, daß meine Einbildung die Schmerzen vergrößert. Ich will sie unterdrücken; aber ich kann es nicht. Sie wächst mit meinem Uebel, und ist eine Frucht meiner Krankheit. Bin ich nun glücklicher, weil ich meinen Feind kenne, ohne das Vermögen zu haben, mich seiner zu erwehren?

Mentor hat uns sein Elend beschrieben. Es ist groß, und wir können es nicht läugnen, daß es nicht viele solcher Geplagten giebt. Er hat Recht sich zu beklagen. Denn wer kann ein Mensch, und doch zugleich ruhig seyn, wenn er das größte und liebste Gut entbehrt, und dafür das gröste Uebel zum täglichen Gefährten hat? Er sucht Trost bey der Vernunft, bey den Weisen, und findet immer Einwendungen wider ihre Vorschläge. Er braucht ihre Trostgründe lange Zeit, und findet keine Linderung. Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbahrung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er stellt sich verschiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewisse Beruhigung darinnen. Er wiederholet dieses Geschäfte einige Zeit, und führet sich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den bösen einen Beystand leisten soll. Er kömmt immer zu einer lebhaftern Ueberzeugung, und schmeckt endlich eine gewisse Beruhigung, die, wie er sagt, ihm sein Leiden versüßen hülfe. Er gesteht, daß er sie nicht immer gleich stark fühle, aber daß sie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er sie durch Vorstellungen wieder erwecken könne, wenn sie abgenommen. Er zeigt äußerlich eine größere Gelassenheit als sonst, und sagt, daß er dieses der Religion zu danken habe. Was habe ich für Ursache, ein Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit zu setzen? Ich frage ihn, welches denn die Gründe der Religion wären, mit denen er sich tröste. Er antwortet mir, daß er mir einen Entwurf machen wollte, wie es in seinem Verstande aussähe, wenn er sich durch die Religion aufrichtete. Ich sollte nicht glauben, daß er sich die Wahrheiten allemal in der Ordnung, und in dem Zusammenhange vorhielte, wie er mir sie sagte. Nein er dürfte sich oft nur eines Stücks von seinem Lehrgebäude erinnern: so fühle er schon die Kraft des ganzen Beweises.

Ich habe, führt er fort, etwann so angefangen zu urtheilen. Gott, du bist das gütigste, das liebreichste Wesen, das sich nur denken läßt. Die Vernunft und die Offenbahrung sagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geschöpfe nichts gedienet seyn. Du mußt vielmehr ihr Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Großmuth selbst bist. Dich hält nichts auf, die Schlüsse deiner Liebe zu vollziehen. Du bist der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglücken und vernichten kan. Gleichwohl erdulde ich die größten Schmerzen, und mein Leben ist seit so vielen Jahren eine Kette von Ungemach und Elend. Du siehest mein Leiden und hilfst mir nicht. Ich untersuche mein Herz und finde den Vorwurf nicht, daß ich mirs selbst durch Laster zugezogen hätte. Daß ich mich aufrichtig prüfe, Herr, was weist du. Ich schliesse, daß es deine Schickung sey, daß ich so viel dulde. Ich bin zu blöde, alle deine weisen Absichten in ihrem Umfange einzusehen. Allein ich sehe doch so viel, daß du nichts wollen und zulassen kannst, als was das Glück deiner vernünftigen Geschöpfe befördert. Mein siechs Leben muß entweder zu meiner, oder zur Wohlfahrt anderer dienen, oder beydes befördern sollen. Du hast meinen Geist mit einem schmerzhaften Leibe verbunden und hast mir doch zugleich das Verlangen eingeprägt, von Schmerzen frey zu seyn. Wenn ich auf die gegenwärtige Welt sehe, so streitet das erste wider meine Wohlfahrt. Wie kann ich ohne Gesundheit hier glücklich seyn? Aber ist dieses Leben, ist dieser mein Körper, ist diese Welt das einzige, wozu ich geschaffen bin? Mein unsterblicher Geist ist einer ewigen Glückseligkeit fähig. Ich lebe hier, um mich durch Gehorsam gegen dich eines ewigen und unwandelbaren Glücks theilhaftig zu machen. Auf dieses Glück muß ich sehen, wenn ich deine Absichten erreichen will. Du kannst mir meine Schmerzen, nicht als Schmerzen, sondern als ein Mittel zu meiner wahren Wohlfahrt auflegen. Dieß weis ich gewiß. Sie müssen also, wenn ich mich allein, ohne meine übrigen Brüder, ansehe, zu meinem ewigen Heyle dienen. Wir werden durch Wahrheit, durch Glauben, durch Tugend und Gehorsam gegen dich glücklich. Würde mir nicht vielleicht der Genuß einer völligen Gesundheit hinderlich an der Tugend gewesen seyn? Würde ich nicht vielleicht in ganz andern Umständen leben, wenn mein kranker Körper mich nicht daran verhindert hätte? War ich nicht vielleicht nach meiner natürlichen Beschaffenheit so sinnlich, so empfindlich gegen die äußerlichen Dinge, daß ich nie zu einer rechten Erkänntniß der Wahrheit gelanget seyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hättest, die Güter zu genießen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verloren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geistes nicht durch einen schweren Körper gehemmet worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äusserlichen Gütern wohl gemäßiget haben, wenn ich den vollkommenen Gebrauch der Gesundheit genossen hätte? Du kanntest den Bau meines Körpers, und die Beschaffenheit meiner Seele. Du sahest, daß die Gesundheit, die andern ein nützliches Gut ist, mich an der Tugend hindern würde. Du beschlossest daher, mir ein geringes Gut zu entziehen, weil es mit meiner ewigen Wohlfahrt stritte. Kann ich mich wohl mit Recht über dein Verfahren beschweren? Darf ich ohne Verwegenheit wohl fragen, warum bekam ich insbesondere die Beschaffenheit des Leibes und Gemüthes, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Besitze der Gesundheit die Tugend leichter aus den Augen gesetzet hätte? Oder warum ließest du mich nicht den andern werden? der hier gesund, und doch auch ewig glücklich ist? Ich Wurm, will ich mit dir rechten? Bist du nicht der Herr, der thun kan was ihm wohlgefällt? Bist du nicht weise und gerecht in allen deinen Wegen? Hättest du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geschöpfe aufheben müssen, wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch seine eigene Unvorsichtigkeit hätte siech werden sollen? Genug, wenn du uns allemal in die äusserlichen Umstände gesetzet hast, die für das Glück unserer Seele die besten waren. Nichts läßt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kann, und was mir dein Wort saget, befiehlt mir dieses zu glauben. Wenn ich also sicher bin, daß ich mir mein Leiden weder zugezogen, noch mirs durch übeles Verhalten vergrößert habe: so ist es keine Strafe, sondern ein weises, obgleich bitteres Mittel, mich vollkommen glücklich zu machen. Laß mich, o Gott, deine Güte verehren, die so groß ist! Habe ich nicht Ursache zufrieden zu seyn, wenn du alles so mit mir schickest, daß ich den Zweck, warum ich geschaffen bin, desto gewisser erhalte? Daß ich meinen Geist unendlich glücklich mache? Wir Thoren! Entspringet unsere meiste Unzufriedenheit nicht daher, daß wir dieses und das künftige Leben in Gedanken trennen? Beydes ist eins. Und wenn wir wissen wollen, wie glücklich oder elend wir sind: so sehen wir nur auf das gegenwärtige kurze, und nicht auf das immerwährende ewige Leben. Werden wir nicht auf diese Art die ungerechtesten Klagen wider dich ausschütten, wenn es uns hier nicht so geht, wie es unser Herz wünscht? Und wer heißt uns diese beyden Dinge trennen? Hast du nicht gesagt, daß denen, die tugendhaft sind, die dich lieben, die sich aufrichtig bemühen, deinen Willen zu thun, alles zu besten dienen soll? Kann dieses etwas anders heissen, als daß du ihnen nichts willst wiederfahren lassen, was nicht zu ihrem ewigen Glücke dienet? Herr, ich verehre deine weise Vorsehung. Du handelst als ein Vater. Du züchtigest uns zu Nutze, daß wir deine Heiligung erlangen. Deine Züchtigung dünket uns zwar nicht Freude, sondern Traurigkeit zu seyn, aber darnach giebt sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch ge-

übel sind. Was ist es, zwanzig, dreyßig Jahre ein schmerzhaftes Leben führen, wenn man dabey gewiß seyn kann, daß man eine Ewigkeit ohne Schmerz in dem Besitze der reinsten Wollust zubringen wird? Mein Leiden ist groß, aber wie gering ist es gegen die unendliche Herrlichkeit, die nach deiner Güte auf mich wartet, die ich nichts weniger, als verdienet habe, die du mir aus blosser Großmuth durch den Erlöser der Welt schenkest! So ist es denn gewiß, daß ich ewig glückselig bin? Ich fühle eine Versicherung, die mit einer lebendigen Ueberzeugung begleitet ist. Ich fühle die angenehmste Hoffnung. Ich schmecke die Kräfte des zukünftigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr so ängstigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib ansehe, und ich bin glücklicher, als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheissung. Ist der Allmächtige mein Freund, wie kann ich elend seyn! Wäre er nicht meine Hülfe, was würde mir die Gesundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieser Hoffnung, die du in meiner Seele stärkst, will ich mein Leiden verringern. Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich weit. Wie viele ängstliche Sorgen für meine Gesundheit, für die Erhaltung meines Lebens werde ich mir künftig ersparen! Du bist bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich, denn der Herr sorget für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, so bin ich glücklich.

Der Religionsspötter zeige mir das Unvernünftige in diesem Troste. Ist es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glücks zu besiegen? Und ist es unmöglich zu dieser Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das Letzte: so frage ich ihn, ob er es versucht hat. Spricht er nein; wie kann er es läugnen? Wenn mir ein Vernünftiger die Kraft eines gewissen Weines in dieser oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umständen gebraucht habe. Spricht er, er hätte sich mit der Religion trösten wollen, und keine Hülfe bey ihr gefunden: so entstehet die Frage, ob die Schuld an der Kraft der Religion liegt, oder an ihm? Ich behaupte das Letzte. Allein es ist hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Göttlichkeit der Religion denken, was er will. Ihn von seinem Unrechte zu überführen, will ich so gar annehmen, daß sich der irre, der sie für göttlich hält. Nun frage ich ihn, wenn dieser Irrthum gleichwohl so viel Gewalt über unser Herz hat, daß er uns beruhigen kann, ob dieser Irrthum nicht viel kostbarer ist, als seine Vernunft. Mentor hat sich mit der Religion aufgerichtet. Der Spötter giebt zu, daß man durch einen Irrthum, den man glaubt, und der uns angenehm ist, zu einer grössern Beruhigung gelangen könne, als durch die ausgemachteste Wahrheit, die nichts so angenehmes für uns hat. Wäre also die Religion nichts, als ein verdeckter Irrthum: so sehe ich doch nichts unvernünftiges bey dem, der sich damit trösten kann. Er schadet sich durch diesen Trost nichts, die Religion mag wahr, oder nicht wahr seyn. Er gewinnet in diesem Leben eine Ruhe des Herzens durch sie, wenn sie auch falsch ist. Er gewinnt mehr durch diesen Irrthum, als durch des Spötters Wahrheit. Ist Mentor nun wohl unvernünftig zu heissen? Und müßte die Religion nicht schon einer grosen Hochachtung werth seyn, wenn sie auch eine menschliche Erfindung wäre, da sie uns solche vortreffliche Dienste thut! Höre ich mit diesem Leben auf: so habe ich mich hier doch beruhiget. Und wenn ich nicht mehr bin, so kann mir meine vergebliche Hoffnung auch nicht schaden. Eben so wie einer, der in einem angenehmen Traume liegt, wenn er nie wieder erwachen sollte, nicht wird unwillig werden können, daß sein Vergnügen ein Betrug gewesen ist. Kann endlich der Spötter mir nicht darthun, daß das unmöglich ist, was mir die Religion verspricht: (und wie könnte er dieses?) so bin ich klüger, als er, daß ich mir eine Möglichkeit zu nutze mache, die mir den größten Vortheil bringt, wenn sie wahr seyn sollte, und doch auch einen grosen Nutzen schafft, wenn sie gleich nicht wahr ist. Will er läugnen, daß wir iemals durch die Religion zu so einer Ueberzeugung, zu so einer empfindlichen Hoffnung, zu so einer Freudigkeit gelangen, als wir vorgeben: so frage ich ihn, wie er mir eine Erfahrung absprechen will, die ich empfinde.

Mit denenjenigen, die die Religion in ihren Würden lassen, und doch glauben, daß die Trostgründe der Vernunft schon geschickt sind, einen recht siechen Menschen in seinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kömmt alles auf zwo Fragen an. Weis die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbahrung sind, und weis sie solche, mit so vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbahrung? Man behaupte das erste oder andere, so macht man die Religion zu einer überflüßigen Sache. Da sie aber ihre Göttlichkeit zugeben: so können sie dieses nicht annehmen, und also müssen sie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für sich die starken Trostgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigsten von denen, die der Vernunft so viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meynen. Sie setzen immer die Vernunft voraus, wie sie in uns durch den Unterricht der Religion von Jugend auf ist gebildet worden. Kömmt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in diesem oder in jenem Falle einzusehen? so trennt man die Wahrheiten seiner christlichen Vernunft auf eine unbehutsame Weise von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir schliessen diese meistens in die Grenzen der geoffenbahrten Geheimnisse ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir so wohl seines Umfangs als seiner Ueberzeugung nach; zur Vernunft. Allein so müssen wir die Kräfte der Vernunft nicht untersuchen. Wir müssen ihr Vermögen bey denenjenigen kennen lernen, welche keine Offenbahrung hatten. Wenn mir Sokrates, Plato, Seneka und andere grose Vernunftweisen eben so hohe und eben so gewisse Trostgründe darstellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes: so hat es mit der Stärke der Vernunft seine Richtigkeit. Aber wer kann dieses behaupten, wenn man beyder Schriften auch nur obenhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn sie von der Unsterblichkeit der Seele einen Ausspruch thun soll! Wie viele Uneinigkeit trift man in den Beschreibungen des Lebens nach dem Tode an! Jeder macht es zu dem Zustande, der seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit am vortheilhaftesten ist. Die größten Weisen haben immer die Unsterblichkeit der Seele mehr gewünschet, als erwiesen. Und sahe es mit der Gewißheit von solchen Trostgründen in den Köpfen der tiefsinnigsten Männer nicht besser aus, was wird die Vernunft bey den meisten ausrichten, die ihren Verstand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wissen? Kann niemand läugnen, daß uns die Religion grössere Güter verheißt, als die Vernunft; daß sie uns unser künftiges Glück deutlicher und umständlicher vorstellt, als diese, daß sie uns endlich zu einer stärkern Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft; kann er dieses nicht läugnen: so ist es erwiesen, daß die Religion die einzigen und wahren Trostgründe an die Hand giebt, weil sie, wie wir oben erinnert haben, die stärkste und lebendigste Hoffnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unsern Leiden entgegen setzen, und uns auf solche Art trösten. Wenn ich den Seneka sagen höre, daß niemand von seinem Posten ohne den Wink des höchsten Befehlshabers gehen, daß sich niemand das Leben selber nehmen soll; und wenn ich an einem andern Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher, wenn es gar nicht mehr fort wollte, doch noch den Trost übrig hätte, sich das schmerzhafte Leben selber zu verkürzen: so kann ich mir von seiner Theologie und von der Ueberzeugung, die er von seinen Wahrheiten hat, keinen grosen Begriff machen. Ist die Glückseligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften; wie kann der tugendhaft seyn, der ungehorsam ist, der wider den Befehl seines Obern handelt? Dieses giebt Seneka selbst zu. Und hat er den Trost nicht in sich, daß er tugendhaft ist, wie kann er denn die Hoffnung der Belohnung haben? Ist die Glückseligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann sie der, der sich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was ist denn für ein Trost in der Tugend. Hat das Laster nicht eben so viel Hoffnung für sich? Ich will durch dieses alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß sie nicht so weit und so deutlich sieht, als die Offenbahrung, als in so weit sie es läugnet. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weisen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen können. Ich sage nur, daß ein Mensch, der die Religion weis, nie einen wahren und dauerhaften Trost schmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröste sich mit der Vernunft so gut er will: so wird er kaum den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneka genossen. Sie wusten kein ander Licht, und in so weit konnten sie ruhig seyn. Der Christ hat noch ein anders, und muß sich das eine Auge verbinden, um dieses Licht nicht zu sehen. Er muß sich zwingen, es für falsch oder überflüßig zu halten, damit er dem Ansehen seiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrüßliche Möglichkeit im Wege stehen, daß er mit seiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten seyn könne. In so weit glaube ich, daß ein Christ von der bloßen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Trostgründe der Religion herzlich gern für grösser und stärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur sagen, daß sie ihre Kraft

nicht so empfinden, daß sie zu einer wahren Beruhigung kämen, scheinen mehr einen Unterricht, als eine Wiederlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umständen richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können, genauer aus einander setzen, und ihre Grenzen bestimmen.

Vor allen Dingen, was verstehen sie unter der Beruhigung, die sie hoffen? Meynen sie eine vollkommene Ruhe des Geistes, eine beständige Freudigkeit, die nie unterbrochen wird, die nie ihre trüben und heitern Stunden hat, die allezeit gleich groß, und niemals durch die Ankunft neuer Schmerzen geschwächt wird? Wollen sie diese von der Religion haben: so verlangen sie eben so viel, als wenn sie begehrten, daß sie die Religion zu andern Geschöpfen machen sollte. Der Trost der Schrift verringert an und für sich die Schmerzen des Leibes nicht. Schmerzen zu leiden, wird uns allemal, so lange wir Menschen sind, beschwerlich seyn. Diese bleiben wir auch, wenn wir gute Christen sind, und wir werden also bey aller Kraft der Religionswahrheiten immer noch Unlust des Gemüths fühlen, die aus dem Leiden des Körpers ihren Ursprung und ihre Nahrung nimmt. Wir sagen nur, daß diese Unruhe nicht so hoch anwachsen wird, weil ihr die freudige Empfindung des Geistes, die durch die Trostgründe der Schrift erwecket wird, und die in einer mächtigen Ueberzeugung von der göttlichen Liebe und unserm ewigen Glücke besteht, Kraft und Nahrung raubt. Wir sagen nicht, daß die Unlust unsers Gemüths, wenn sie einmal gewichen ist, nie wiederkommen wird. Wir behaupten nur, daß wir sie durch unsere Trostgründe wieder besiegen werden. Wir sagen nicht, daß das Verlangen gesund zu seyn, in uns ganz ersticken werde. Dieses ist ein natürlicher Trieb, den die Religion nicht ausrotten, sondern nur mäßigen will. Erlaubt uns die Religion durch die Mittel der Arzneykunst für unsere Erhaltung zu sorgen: so billiget sie auch die Begierde gesund zu seyn, und folglich wird sie solche nicht auslöschen wollen. Wir sagen nicht, daß uns die Liebe zu dem Leben, zu den Gütern der Welt gar nicht mehr beunruhigen werde, weil wir die Unsterblichkeit und die ewigen Güter hoffen. Wir sagen nicht, daß wir in siechen Tagen die Furcht und das Schrecken des Todes ganz in uns auslöschen, und bey der Annäherung desselben nicht mehr zittern werden. Diese Größe des Gemüths ist unstreitig nur ein Antheil sehr weniger Menschen, die mit einem hohen Maße des Geistes ausgerüstet sind. Wer also eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie unterbrochene Freudigkeit des Geistes, eine beständige Stille unserer natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und anderer zeitlichen Güter gehen, verstehet, der hoffet mehr von der Religion, als sie ihm verspricht.

Die Beruhigung in unsern Leiden kömmt aus der Vorstellung der Religionswahrheiten. Je größer und lebendiger unsere Wissenschafft und Ueberzeugung wird, desto mehr wächst die Beruhigung. Allein unsere Vorstellungen des Geistes bleiben nicht immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollständig. Sie werden durch tausend Dinge in und außer uns geschwächt. Wie kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche eine Wirkung von jenen ist, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben.

Die sich also beschweren, daß sie die Kraft des Religionstrostes nicht genug fühlen, müssen auf diese Anmerkung wohl Acht haben. Ja, werden sie einwenden, wir verlangen keine beständige Zufriedenheit unsers Herzens in unserm Elende. Sie kann unterbrochen werden. Aber wenn fühlen wir denn eine lebendige, eine wahre Beruhigung? Und da wir diese nie merken, was hilft uns die Religion zu unserm Troste? Wir antworten, das Maas unserer Beruhigung richtet sich nach unserem Erkenntniße. Ist es ein Wunder, daß, wo dieses schwach und unzureichend ist, auch jene schwach und unzulänglich bleibet. Wir haben ein geringes, ein seichtes Erkenntniß der Religion. Viele verstehen die wenigen Wahrheiten, die sie aus derselben gefaßt, auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben bey ihrer mittelmäßigen Einsicht in die göttliche Wahrheiten, einen Zusatz von Irrthümern und falschen Meynungen liegen, der jener ihre Kraft hemmt oder ganz verstickt. Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geist Gottes unser Erkenntniß belebe, und daß wir doch bey unserer unvollkommenen Wissenschafft von der Religion, dennoch zu einer lebendigen Ueberzeugung des Verstandes kommen müßten. Es ist wahr, ein schwaches und kleines Erkenntniß kann von Gott mit einer lebendigen Ueberzeugung verknüpft werden. Aber es muß doch ein richtiges und reines Erkenntniß seyn. Wie kann Gott unsere Vorstellungen von ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, von der Tugend, mit einer vollkommenen Ueberzeugung beleben, wenn sie an und für sich unrichtig sind? Müßte er nicht auf diese Art unsere Irrthümer stärken? Die Wahrheiten der Religionswissenschaft müssen eben so wohl mit dem Verstande gefaßt werden, als die Lehren menschlicher Künste und Wissenschaften. Gott flößt uns die Ueberzeugung nicht unmittelbar ein. Er stärkt und belebt nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft, das wir uns von ihm erworben haben, und er gehet mit uns, wie mit vernünftigen Geschöpfen um, die noch den Gebrauch ihrer natürlichen Gaben behalten. Er schließt unsere Mühe, unsere Kräfte bey dem Erkenntniße der Wahrheit nicht aus, ob er uns gleich beystehet. Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung etlicher Aussprüche der Schrift für die wahre Wissenschaft der Religion halten; wenn wir den geringen Vorrath von göttlichen Wahrheiten, den wir in der Jugend nur mit dem Gedächtniße gefaßt, und bey reifern Jahren nie erweitert, noch mit dem Verstande geschärfst haben, für das Erkenntniß der Religion halten; wenn wir nur die Wörter und Namen der Religion wissen, nicht aber die Begriffe, die mit denselben verbunden sind; wenn wir zwar aus der Schrift sagen können, daß Gott barmherzig, gütig, weise, gerecht sey, daß Glaube und Liebe uns seiner Gnade theilhaftig machen, und doch nicht sagen können, was Barmherzigkeit, was Heiligkeit in Gott, was bey uns Glaube und Liebe sey, oder wenn wir dieses alles nur dunkel, nur unzulänglich und mit falschen Vorstellungen verknüpft, oder in keinem Zusammenhange wissen, wie wird unsere Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird diese Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Gewißheit anwachsen und uns in unsern Leiden beruhigen können! Alles dieses sagt uns so viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Trost aus der Religion schöpfen, nicht an den Gründen, sondern meistens an uns liege. Unsere Unwissenheit in göttlichen Dingen, unser unordentliches Erkenntniß, unsere wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, sind die Ursachen, daß wir ihre Kräfte nicht schmecken. Man bemühe sich also um ein richtiges und vollständiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man suche es immer zu einer grössern Deutlichkeit zu bringen und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorstellungen irrdischer Dinge, welche verhindern, daß sich die Gedanken von geistlichen Dingen nie in unserm Verstande recht fest setzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift sorgfältig aus: so werden ihre Trostgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hoffnung begaben, und unser sieches Leben um ein großes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht so wohl in unserm Verstande als in unserm Herzen liegen, warum uns die Religion in siechen Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht so, wie andere, beruhiget. Viele haben sich ein gutes und gegründetes Erkenntniß derselben erworben; aber es ist unfruchtbar geblieben, es ist nie kräftig, nie überzengend in ihnen geworden, weil ihr Herz, ihre Begierden widerstanden, und sich niemals, oder sehr selten nach diesem Erkenntniße gerichtet haben. Hier müssen wir das zu Hülfe nehmen, was wir oben von den Ursachen eines siechen Lebens erinnert haben. Zwey Leute, davon sich der eine die Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der andere aber sich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewust ist, werden nicht einerley Beruhigung von den Trostgründen der Schrift zu gewarten haben. Jener, dem sein Gewissen Vorwürfe macht, wird niemals zu der Freudigkeit des Geistes gelangen können, welche der andere erhält. Er wird zwar ruhig werden, er wird sich die Verheissungen der Religion von seinem ewigen Glücke zueignen können. Er wird mit dem andern sich durch den Trost aufrichten, daß sein Leiden zur Wohlfahrt seines Geistes abziele, weil er vielleicht ohne dasselbe nie zu einer Kenntniß sein selbst gelanget seyn würde. Aber wird er wohl den Gedanken aus seiner Seele verbannen können, daß er sich seine Schmerzen selbst zugezogen hat? Wird er nicht immer mit einem geheimen Widerwillen gegen sich selber eingenommen bleiben? Und wird er also so ruhig werden können, als der andere, der nichts von dieser Unlust emrfindet, weil er seine Schmerzen, als eine weise Schickung Gottes, und nicht als eine Strafe ansieht? Unsere bösen Begierden, die wir in siechen Tagen noch in uns ernähren, stehen der Beruhigung unsers Herzens oft so sehr im Wege, als die Schmerzen des Leibes. Ein Mensch, der lange Jahre den Lastern gedienet, und sich durch die Zeit die schlimmsten Gewohnheiten im Bösen zuwege gebracht hat, wird zwar von seinem kranken Körper gehindert, in der Ausübung nicht mehr lasterhaft zu seyn. Aber deswegen sind seine Begierden noch nicht aufgehoben. Die Lust sich mit Weine und starkem Getränke zu überladen, lebt immer noch in jenem, wenn ihn gleich das Podagra davon abhält. Kurz, ein Mensch, der bey einem zwar richtigen Erkenntnisse der Religion doch ein unartiges Herz in seine siechen Tage hineinbringt, der in nichts als unerlaubten und sinnlichen Dingen sein Glück gesucht hat, wird ungeachtet seiner Wissenschaft lange Zeit brauchen, ehe er an den Gütern des künftigen Lebens einen Geschmack findet. Der schlimmste Peiniger solcher siechen Leute ist die Furcht des Todes. Könnte man ihnen die Furcht benehmen, daß sie unter zehn Jahren noch nicht sterben

würden: so würden sie in ihren Schmerzen sehr gelassen werden. Wie sollen sie aber diese Furcht besiegen? Vielleicht dadurch, daß sie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch sollen sie diese, die uns so natürlich ist, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß sie in dem künftigen Leben unendlich glücklich sind? Und eben diese Gewißheit ist dasjenige, was sie noch nicht haben, was sie schwer, was sie nicht auf einmal, was sie ohne Veränderung des Herzens, ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht werden erhalten können. Wie können sie also in ihrem siechen Zustande eine schleunige, eine recht lebendige Beruhigung fordern! So lange sie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewissen nicht ausmachen; so lange sie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen und darinnen fortfahren: so lange werden sie ungeachtet ihres guten Unterrichts, den sie sich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in ihren Leiden die wahre Gelassenheit des Geistes nicht erlangen. Wie glücklich sind diejenigen, die den Unfällen dieses Lebens ein gutes Gewissen entgegen setzen können! Allein wie geringe ist nicht vielleicht die Anzahl solcher Menschen! Und wird also die Zahl der Standhaften und Getrosten unter den Siechen wohl groß seyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn wir einen elenden Landmann in seiner finstern Hütte, der nichts mehr weis, als die nöthigen Hauptstücke der Religion, wenn wir ihn, sage ich, viele Jahre bey den größten Schmerzen des Leibes und bey einem armseligen Unterhalte gelassen und mit Gott zufrieden antreffen; und hingegen einen grossen Gelehrten bey seiner Gründlichkeit in der Religion, dessen Schmerzen noch lange nicht so groß, als jenes seine sind, verzagt und trostlos unter seinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen stillen und unschuldigen Wandel geführt; dieser hat das Gegentheil gethan.

Ausser dem Unterschiede der Erkenntnisses in der Religion und eines guten Herzens und Gewissens, giebt es noch andere Ursachen, die da machen, daß die Trostgründe der Religion in dem einen das nicht ausrichten, was sie in dem andern wirken. Ich meyne die besondere Gemüths- und Leibesbeschaffenheit der Menschen, die Verschiedenheit der Krankheiten, mit denen sie geplagt werden, und den Unterschied der äusserlichen Umstände. Wir reden hier bloß mit solchen Personen, die nicht Ursache haben, ihre Plagen des Körpers für Strafen ihrer Vergehungen zu halten.

Criton und Semnon, beyde wohl unterwiesene und aufrichtige Christen, tragen sich fast seit gleicher Zeit und auf gleiche Art mit beschwerlichen Leibeszufällen, die durch keine Arzneymittel gehoben werden können. So gleich sie sonst einander sind: so ungleich sind sie einander in Ansehung ihrer Gelassenheit. Criton preiset den Herrn unter der Last, die ihn drücket, und wartet mit unerschrockenem Muthe auf die Auflösung seines Leibes. Er braucht wenig Trost. Er wünscht der Schmerzen los zu seyn, aber nur in so weit, als es dem Herrn gefällt, der alles weise und heilig ordnet. Semnon, der Gott eben so aufrichtig fürchtet, zeiget weniger Standhaftigkeit. Er klaget und weinet, wenn seine elenden Stunden und Nächte kommen, und zittert in seinen Nöthen. Er weis gewiß, daß ihm Gott nicht mehr aufleget, als ein barmherziger Gott thun kann. Er weis, daß eine unendliche Herrlichkeit seiner wartet. Allein er ist von Natur empfindlicher und von Natur furchtsamer, als Criton. Er liebet das Leben, weil er die Marter des Todes scheut. Er sieht den Tod als seine Erlösung an; allein sein weiches Herz erzittert vor den Vorboten desselben. Der Anblick eines Sterbenden setzet sein ganzes Herz in Aufruhr. Criton bleibt bey dem Todbette seines Freundes noch gesetzt, und kann ihm beystehen. Semnon verliert Sprache und Empfindung. Wird es möglich seyn, da beyde von Natur so sehr unterschieden sind, daß die Religionsgründe in beyden einerley Wirkung hervorbringen sollten? Hat Semnon deswegen keine lebendige Hoffnung, weil er Critons Standhaftigkeit nicht an sich merken läßt? Murrt er deswegen wider die Schickung Gottes, weil er noch klagt und winselt? Er ist bereit, sein Leiden zu tragen und das Leben aufzugeben. Dieses ist die Kraft der Religion. Er zittert, indem er diese Bereitschaft fühlt. Dieses ist ein Antheil seiner natürlichen Beschaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zween Helden wagen sich beyde in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhme ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der andere sieht bey dem Anblicke der Lorbern zugleich die blutige Gefahr, in die er sich waget. Er fühlet einen beschwerlichen Widerstand. Allein er streitet bey seinem blassen Gesichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinen Helden halten, den die Begierde seine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Sieges beleben?

Setzet man zu der Verschiedenheit der Gemüthsarten noch die Verschiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieser oder jener empfindet: so muß die Beruhigung noch ungleicher werden. Es giebt gewisse Leibesbeschwerden, welche die Seele mehr angreifen, als andere. Ein elender Hypochondrist, der bey einem bangen Gefühle in seinem Körper nie recht zu einer völligen Freyheit seines Geistes gelangen kann; der sich wider seinen Willen mit traurigen Vorstellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Religion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein andrer kömmt, der nur an diesem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unsere Lebensgeister wirken, gewaltsam leiden. Es giebt ferner in solchen Stunden so heftige Schmerzen, welche unsere Seele zu gar keiner deutlichen Vorstellung kommen lassen. Wer in diesen Stunden, gegen einen andern siechen Menschen gehalten, trostlos scheinet, kann deswegen noch sehr standhaft heissen. Eben so wie einer, der in einer Ohnmacht liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die ordentlichen Zeichen desselben nicht mehr wahrnimmt. Man kann sich solche Fälle leicht selber erdenken.

Auch die äusserlichen Umstände können machen, daß unsere Trostgründe hier mehr, dort weniger Ruhe nach sich ziehen, ohne daß die Schuld an ihrer innerlichen Kraft liegt. Wer nicht allein mit den Schmerzen des Leibes, sondern auch mit Mangel und Dürftigkeit zu streiten hat; wer, weil er siech ist, zugleich die Seinen dürftig und kummervoll sieht; wer wenig Hülfe von Freunden, wenig Wartung, wenig Bequemlichkeit genießt, wenig stärkende Mittel, wenig gute Arzeneyen brauchen kann, der muß mit einem andern nicht verglichen werden, bei dem alle diese Dinge nicht sind. Wer durch die Bande der Natur und Zärtlichkeit mit edlen Freunden, mit einer liebenswürdigen Gattinn, mit wohlgerathenen Kindern verknüpft ist, wird sich schwerer von der Liebe zum Leben losmachen, und also nicht so bald, oder so sehr beruhiget werden können, als einer, der wenig an die Welt gebunden ist.

Indessen kommen doch alle sieche Personen darinnen überein, daß sie die Liebe zum Leben veringern müssen, wenn sie ruhig werden wollen. Sie sehen alle auf gewisse Weise den Tod vor sich, und sie fürchten ihn so lange, als sie zu leben wünschen. Ihre Leibesschmerzen werden durch diese traurige Furcht oft vermehrt, oft unterhalten. Und bey vielen würde doch die Munterkeit des Geistes eine Wirkung in den Säften des Körpers hervorbringen, welche alle Arzneyen nicht schaffen. Die Liebe zu dem Leben läßt sich durch nichts anders, als durch die Hoffnung eines viel größern und dauerhaftern Gutes, durch das künftige Leben besiegen. Die Vernunft kann kein kräftiger Mittel erfinnen, als dieses ist, das uns die Offenbahrung vorschlägt. Und man entschliesse sich kurz, entweder nie ruhig bey seinen Plagen zu werden, oder sich dieses Mittels zu bedienen. Es ist kein anderer Weg, diese Hoffnung entweder zu erhalten, oder, wenn man sie hat, in sich zu verstärken, als der Weg der Religion.

Und ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß man sich von der Vortrefflichkeit derselben nicht überzeugen kann, da es an und für sich so leicht ist. Zeigt sie die Mittel, wie man hier ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflicheres erdacht werden? Was kann unserer Liebe, unserer Hochachtung, unsers Gehorsams würdiger seyn, als eine solche Anweisung, die so genau mit dem Wunsche aller Menschen übereinstimmt!

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hiesse, bloß um uns empfindlich zu machen: so wäre sie etwas grausames. Allein sie will uns solche nur in so weit benehmen, als sie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müssen sterben, dieses ist gewiß. Wir wollen gern leben. Dieses ist eben so gewiß. Beydes stehet einander im Wege. Das erste kann nicht geändert werden. Also muß das andere, das Verlangen zum Leben gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe stehen wollen. Dieses ist die Absicht der Religion. Wie weise führt sie solche aus! Sie zeigt uns, daß dieses flüchtige Leben gar nicht das größte Gut sey, daß noch ein weit herrlicher Leben auf uns warte. Zu diesem erweckt sie unsere Hoffnung unter gewissen Bedingungen, und begleitet diese Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geistes, die so gewiß ist, als das Zeugniß der äusserlichen Sinne. Durch diese Hoffnung schwächt sie unsere Liebe zu diesem Leben, und also auch unsere Begierden nach den Gütern, die dieses Leben kostbar machen. Sie benimmt uns tausend nagende Sorgen, tausend unruhige Vorstellungen, tausend vergebliche Bemühungen und Lasten, indem sie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnet uns für diese Einbusse mit dem Vorschmacke eines viel herrlichern Glücks. Sie vermindert unsere Furcht vor dem Tode, indem sie uns ihn von seiner angenehmen Seite zeigt, und uns ihn, als einen nothwendigen Beförderer, und nicht als einen Störer unsers Glücks vorstellet. Der muß die Natur des menschlichen Herzens, und die Kraft der Religion gar nicht kennen, wer sich ohne sie einen wahren Trost in den Plagen des menschlichen Lebens versprechen will.

Es ist alles gut, werden viele von den Elenden sagen, wenn wir nur auch diese Hoffnung, diese lebendige Vorstellung der künftigen Glückseligkeit recht in unser Herz bringen könnten. Ist diese Hoffnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und ist der Glaube nicht ein Geschenk Gottes! Ist dieses der ganze Einwurf: so ist er bald gehoben. Gott erweckt, Gott belebt diese Hoffnung in unserm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unsern Willen. So viel ist gewiß, ie mehr wir uns bemühen, sie zu überkommen, déstomehr werden wir sie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen seyn lassen, sie in unsere Gewalt zu bringen, destoweniger wird sie uns Gott geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: so können wir nicht zweifeln, daß er bereit sey, uns diese Hoffnung so bald zu schenken, als er kann. Er kann aber nicht eher, als bis wir die natürlichen Kräfte des Verstandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieser Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch sie uns zu Theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geschenke Gottes ist? Haben wir nicht mit dem liebreichsten, mit dem gerechtesten Wesen zu thun, das von keinen menschlichen Absichten in der Austheilung dieses Geschenks aufgehalten wird, das seine Glückseligkeit darinn sucht, seine Geschöpfe glücklich zu machen, wenn sie nur ihr Glück von seinen Händen annehmen wollen? Dem es keine Mühe kostet, uns dieses Geschenk zu überliefern? Aber ich thue alles, spricht Theokles, was ein Vernünftiger nach der Offenbahrung anwenden soll, sich diesen Schatz zu erwerben. Es sind nicht Tage, nicht Monate, es sind Jahre verstrichen, daß ich dieser Beschäftigung, mich in meinem Elende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgehangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Ist kein Betrug in diesem Bekenntnisse so ist Theokles seiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben so wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächst, ohne daß wir ihren Anwachs stuffenweise merken; aber wenn sie zu der nöthigen Höhe gelangt ist: so werden wir ihre Gegenwart eben so gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graden nach deutlich verspüret haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieser Hoffnung nicht ungeachtet aller meiner Bemühung aus gerechten Absichten zurück halten? Ja, aber blos deswegen, damit du sie desto höher schätzen, und wenn du sie bekömmst, sie desto sorgfältiger bewahren sollst, ie länger und stärker du nach ihr verlanget hast. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: so kann Gott nichts abhalten, dir sie itzt nicht zu schenken, als seine Güte und dein Glück. Meynet es wohl ein Regent mit seinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freyheit, um die er heute bittet, erstlich nach einigen Jahren schenkt, weil er zum voraus sieht, daß er, wenn er die Knechtschaft weniger gefühlt hätte, die Freyheit mit Verlust seines Lebens misbrauchen würde? Aber wo weis ich denn, ob ich mich zu dieser Hoffnung nicht selbst durch mein Verhalten untüchtig gemacht habe? Ob es nicht schon zu spät ist, sie zu überkommen? Ob Gott noch bereit ist, sie mir zu schenken? Ich antworte, aus eben denen Unruhen kannst du es wissen, die du fühlest, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du must erst unruhig werden, ehe du ruhig seyn kannst. Und wenn diese Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden ist, alles das zu thun, was die Religion gebeut: so ist sie keine Wirkung des natürlichen Triebes, glücklich zu seyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äusserlich guten Thaten antreiben kann, sondern eine Frucht der Religion, und also ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes stärker von dir gefühlet werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem siechen Leben das thun, was die Religion gebeut? Gehört zu der Ausübung solcher heiligen Pflichten, nicht ein heiterer und unbeschwerter Geist, und ein gesunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich also durch meine Tugend meine Hoffnung stärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich andern nützlich seyn, andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Last bin? Ist deine verdorbene Gesundheit keine Folge deiner Vergehungen: so ist dieser Einwurf schwach. Es ist eben so viel, als wenn dir Gott nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fordern, als diese Kräfte verlangen. Man wende sie nur aufrichtig an: so kan man so tugendhaft seyn, als ein Gesunder. Niemand ist so siech, daß er nicht gewisse Stunden und Tage frey von seiner Plage wäre. Man gebrauche diese Stunden zu seinem und anderer Besten: so wird man die heiligsten Pflichten noch ausüben können. Das sind nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Augen fallen, und die Mühe verrathen, die sie gekostet haben. Man kann grossen Bedienungen mit aller Sorgfalt vorstehen; man kann den Freunden, dem Nächsten, der Republik grosse Dienste, und doch in der That nichts thun, als seiner Ehrbegierde, seiner Geldsucht und seinen übrigen Begierden dienen. Hingegen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menschen, die nützlichsten Geschäfte vornehmen, und die edelste Tugend ausüben, ob man gleich, nach der Sprache der Welt, unnütze und müßig zu seyn scheint. Ein siecher Mensch mag auf sich oder andere sehen: so wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er seinen Verstand, will er seinen Willen verbessern: so wird er sich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Lesen guter Bücher zu Nutze machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, sich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns so vielen unnöthigen Schweiß auspressen, so viel schlaflose Nächte kosten, so viele unerlaubte Thaten abzwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn sie eine befriediget haben? Und wer kann sein wahres Glück besser befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man seinen Geist nicht über die sichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen gesund ist? Kann man sich keine hohen Bilder, von der Größe des Schöpfers, von der Liebe des Erlösers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden? Hat ein Siecher in seinem entkräfteten Herzen keine Feinde, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eigenliebe, keinen Haß, keine Unversöhnlichkeit, kein mürrisches und unfreundliches Wesen zu bestreiten? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelassenheit? Kann er nicht noch keusch, nicht noch mäßig, nicht noch demüthig seyn? Kann er das Vertrauen auf die Hülfe der Allmacht nicht in sich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in sich verstärken? Und wenn er alles dieses kann, wird er wohl vergebens auch in Ansehung anderer Menschen leben? Wird er sie nicht schon durch sein Beyspiel unterrichten und bessern? Würden viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernsthaften Betrachtung kommen, wenn sie nicht seine Geduld sähen, und nicht bey seinem Elende an die Ankunft ihres eigenen dächten? Kann ich, wenn ich siech bin, nicht andern noch guten Rath geben, wie sie ihre innerliche und äusserliche Wohlfahrt befestigen sollen? Kann ich mir die Auferziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen seyn lassen? Und leiste ich der Republik keinen wichtigen Dienst, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichen Mitgliede derselben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können, wenn man nützliche Thaten verrichten will? Wie viel Pflichten giebt es in unsern Häusern, die wir als Väter, als Lehrer, als Anverwandte, als Menschenfreunde ausüben können, wenn gleich unsere Gesundheit nicht die beste ist? Und wer wird mehr Eifer zu diesen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorboten des Todes oft erinnert wird, etwas Gutes nicht aufzuschieben? Kann ich, wenn ich Vermögen habe, nicht liebreiche Anstalten machen, die Noth und den Unterhalt der andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch andern mit meinem Ansehen, mit meinen Vorbitten dienen, und mich in meinen begüterten Verwandten zum unbekannten Wohlthäter manches Elenden machen? Wie kann man sich also beklagen, daß man bey dem Verluste der Gesundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas Gutes zu stiften, oder Tugenden auszuüben. Man sorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und selbst durch unsern gelassenen und freudigen Tod werden wir uns die Umstehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernst an dieses wichtige Geschäfte zu denken. Wer also in seinen gesunden Tagen nachläßig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit das versäumte auf andere Weise gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er siech geworden ist, wird nicht verhindert, es so gut zu seyn, als ein Kranker es seyn kann. Will man nun seine Hoffnung, seine Freudigkeit, seine Gelassenheit stärken: so ist keine bessere Nahrung dazu, als die Ausübung der Tugend, die, wenn sie mit redlicher Absicht erfüllet wird, etwas süsses in unserm Herzen zurück läßt, das sich mit der Hoffnung der künftigen Glückseligkeit vortrefflich vereinigt. Und niemand mache sich Rechnung auf diese Beruhigung, der den Rath der Religion in seinen siechen Tagen nicht hört. Wie glücklich sind endlich diejenigen, die sich bey gesunden Jahren schon um die Ruhe des Geistes bemühen, die ihnen unentbehrlich ist, wenn sie um das liebste Gut der Welt, um ihre Gesundheit, kommen sollten.

## Eberhard Friedrich, Freiherr v. Gemmingen

ward am 5. November 1726 zu Heilbronn geboren, zeichnete sich schon früh durch glückliche Anlagen aus und studirte nach erlangter Vorbildung die Rechte in Tübingen und Göttingen. Er machte darauf einige Reisen und ward dann 1748 als Würtembergischer Regierungsrath angestellt. 1767 wurde er Geheimerath und Präsident seines Kollegiums, später auch des Wechselgerichtes und der Kammerdeputation so wie Lehnpropst und Ritter des großen Jagdordens. Er starb am 19. Januar 1791 in Stuttgart.

Von ihm erschien im Druck:

Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken. Frankfurt und Leipzig 1753. — Neue ohne sein Wissen besorgte Ausgabe von Zachariä. Braunschweig 1769.

Poetische Blicke in's Landleben. Frankfurt und Leipzig 1795.

Einzelne Gedichte in den Musenalmanachen von 1771 — 1774.

Ein für seine Zeit durch Geschmack, Feinheit des Gefühls und Correctheit ausgezeichneter, jetzt indessen fast ganz vergessener Dichter, dem es freilich an Originalität fehlte. —

Vgl. Materialien zu einem Denkmal Herrn Eberhard Friedrich's von Gemmingen, Herzogl. Würtemb. Geheimen Rathes u. s. w. Mit Gemmingen's Silhouette. Frankfurt a. M. 1791. (von J. F. A. Kazner). — Ferner: Huber, Denkmal des H. W. Präsidenten d. R. E. von Gemmingen. Stuttgart 1793.

---

## Otto Heinrich, Freiherr v. Gemmingen

ward 1738 zu Heilbronn geboren, studirte die Rechte und trat dann in Kurpfälzische Dienste. Er lebte, als kurpfälzischer Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der deutschen Gesellschaft, eine Zeitlang in Mannheim, privatisirte später seit 1784 in Wien und darauf seit 1797 in Würzburg und starb als Badenscher Geheimerath und Staatsminister. — die Angaben über Zeit und Ort seines Todes sind sehr abweichend; nach Einigen endete er 1800 zu Wien*) nach Anderen am 3 Juni 1822 zu Anspach**) und nach einer dritten Meinung am 15. März 1836 zu Heidelberg***).

Seine schriftstellerischen Leistungen sind:

Pygmalion, eine lyrische Handlung aus dem Französischen des Rousseau. Mannheim 1778.
Die Erbschaft, ein Lustspiel. Mannheim 1779.
Mannheimische Dramaturgie. Mannheim 1779.
Milton's Allegro und Penseroso. Mannheim 1782.
Der deutsche Hausvater. Schauspiel. München 1780. N. A. Mannheim 1790.
Shakespear's Richard der Zweite. Mannheim 1782.
Der Weltmann. Eine Wochenschrift. 3 Bde. Wien 1782 — 1783.
Magazin für Wissenschaften und Literatur. 1. Bd. 1. und 2. Th. Wien 1784 — 1785. gr. 4.
Wiener Ephemeriden. 1. Bd. 1 — 3 Stück. Wien 1786.
Einzelne Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften. —

Gemmingen's Ruf als Schriftsteller ward besonders durch seinen „deutschen Hausvater" bewirkt, ein dramatisches Familiengemälde, welches zur Zeit seines Erscheinens großen Beifall fand, da der Geschmack jener Periode sich Leistungen dieser Art besonders zuneigte und ähnliche Gegenstände auf der Bühne bisher noch selten waren behandelt worden. Abgesehen davon, daß dieses Schauspiel immer nur ein Gegenstück zu Diderots père de famille ist, und somit theilweise eine Nachahmung desselben, so kann auch der nachsichtigste Kritiker ihm in unseren Tagen nicht mehr das hohe Lob gewähren, daß demselben früher in so reichlichem Maaße gespendet wurde; es fehlt seinem Verfasser durchaus an Tiefe und Phantasie; die von ihm erfundenen Charaktere und Situationen bleiben daher nüchtern und prosaisch und sind das Resultat mühseliger Berechnung, die oft sogar zur Geschmacklosigkeit verführt, und nur selten das wirkliche Leben in seiner ganzen Wahrheit wieder zu geben versteht, desto häufiger dagegen ein falsches, verzerrtes oder steifes Bild desselben aufstellt. — Redliches Wollen und wohlgemeinte Bestrebung kann übrigens dem Verfasser des Hausvaters nicht abgesprochen werden, und da er, trotz manchem Verfehlten, unablässig bemüht war, in seinen Schriften vortheilhaft und nützlich auf seine Nation und seine Zeit zu wirken und mit den ihm verliehenen Mitteln das Gute nach allen Kräften zu befördern, so verdient er stets eine ehrenvolle Anerkennnng, wenn man ihm auch jene hohe Stufe, welche ihm früher unter den deutschen Schriftstellern eingeräumt wurde, nicht mehr zugestehen kann.

---

### Vierte Handlung.*)

Zimmer des Malers.

Erster Auftritt.

(Lottchen sitzt auf einem Stuhl in trauriger Betäubung, als Anne herein kommt. Lottchen springt ihr entgegen.)

Lottchen. Hast du ihm den Brief gebracht? hast du ihn gesehen? was hat er dir mitgegeben? wird er kommen?

Anne. Gesehen? ja das hab' ich. Aber mitgegeben hat er mir nichts.

Lottchen. Nichts? Also ist es denn wahr, also hat er mich verlassen?

Anne. Nur stille, Lottchen, nur stille, sie lassen einen gar nicht zum Worte kommen. Er wird gleich selbst da sein.

Lottchen. Er wird selbst da sein? O warum hast du das mir nicht gleich anfangs gesagt? Ich soll ihn wieder sehen? soll ihn wieder haben?

Anne. Stille! ihr Vater kommt.

Zweiter Auftritt.

(Der Maler tritt auf.)

Ich war lang aus, mein Kind, nicht wahr?

Lottchen. Ja, aber sind sie doch jetzt wieder da.

Maler. Und bringe dir freudige Nachrichten die Menge.

Lottchen. Ja wohl Freude, Freude!

Maler. Wie? weißt du es denn schon?

Lottchen. (Betroffen aus Furcht, daß sie sich möchte verrathen haben.) Mein Vater, aber ich sah es ihnen am Gesicht an.

Maler. Nun dann, so höre: für mein Gemälde habe ich das Geld bekommen, und (zu Anne, der er etwas Geld gibt) da, nehmt und besorgt die Haushaltung. (Anne nimmt das Geld, und während, daß der Maler hingeht, Hut und Stock abzulegen, sagt)

---

*) Brockhaus Conversations-Lexikon. 8. Aufl. Bd. IV. S. 687. — **) H. Döring Gallerie deutscher Dichter und Prosaisten Bd. I. S. 334 und Guden Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur. Th. III. S. 52. ***) Frankfurter Oberpostamtszeitung.

*) Der deutsche Hausvater.

Anne. (Zu Lottchen.) Geben sie nur acht, Lottchen, mit ihrer Freude, daß er es nicht merkt.

Lottchen. Geh nur, will schon, will schon, wenn ich kann. (Anne geht.)

Maler. Und denke nur, außerdem hat mir der Fürst eine Pension gegeben, damit ich mich ruhig auf meine Kunst verwenden könne. O, danke mit mir Gott, und hilf mir für unsern besten Fürsten beten. Nun brauche ich nicht mehr um das Geld zu arbeiten, kann jetzt ganz der Kunst, und dir, meine Tochter, leben.

Lottchen. O gewiß, wir werden einst noch recht glücklich sein.

Maler. Kann man anders, wenn man sein Auskommen hat, seinem Beruf nachgehen kann und sich nichts vorzuwerfen hat? Nun noch zur Vollkommenheit meiner Freude, einen tüchtigen, arbeitsamen Schwiegersohn.

### Dritter Auftritt.

(Indem tritt Karl herein.)

Karl. Guten Tag, guten Tag, meine Lieben!

Lottchen. (Ohne ein Wort zu sagen, verneigt sich.)

Maler. Ei, sein sie mir gegrüßt, Graf: nun, gut daß sie kommen: hören sie doch, der Fürst hat mir eine Pension gegeben.

Karl. Bravo! das gleicht ihm wieder, dem Beschützer der Künste.

Maler. Wie ich jetzt malen will, Graf, wie ich jetzt ganz meiner Kunst leben will! — Raphaels Ideal — bei Gott! das ist mir noch zu wenig.

Karl. Wünschte ich doch unsern Herrn hier, der Anblick solch einer Freude, wäre reiche Belohnung seiner That, ein angenehmeres Schauspiel, als je einer ihm bereiten kann.

Maler. Wohl wahr. Aber warum hat mich der einzige Kunstliebhaber, mein einziger Kunstfreund, und Schüler acht ganze Tage allein gelassen? das war nicht recht.

Karl. Ich konnte nicht, mein Bester, die Ankunft meines Vaters —

Maler. Ist er angekommen? da wünsch' ich Glück. Nun, da wird's ja auch bald mit ihrer Heirath vor sich gehn.

Karl. (betroffen.) Was für eine Heirath?

Maler. Nun; mit der Gräfin Amaldi, die ganze Stadt ist davon voll; ihr Leute könnt ja nichts thun, ohne daß hundert Narren davon schwatzen.

Karl. (Noch mehr betroffen.) Sie irren sich, wirklich sie irren sich, ich weiß nicht wer ihnen das kann —

Maler. Ja, lieber Graf, wenn sie's nicht haben wollen, dann gewiß nicht — sein sie glücklich, mein Bester, das ist alles, was ich wünsche.

Karl. Dank, mein Lieber, Dank! Was macht aber die Kunst, was haben sie gearbeitet?

Maler. O! ich hab ihnen gar viel zu zeigen und zu sagen, warten sie nur einen Augenblick, und ich bin gleich wieder da. (Er geht in's Nebenzimmer. Wie der Maler weg ist, springt Lottchen auf Karl zu, und umarmt ihn.)

Lottchen. Karl, du bist lange ausgeblieben.

Karl. Wie ist dir, meine Liebe?

Lottchen. Wohl und wehe, wehe und wohl! und habe ich dich doch wieder, (indem sie ihm am Halse hängt) und in dir alles, was Lotten kann glücklich machen.

Karl. Beste Lotte! O wer kann ein Menschenherz haben, und da kaltherzig handeln.

Lottchen. Was sagst du?

Karl. Daß du ein Engel bist. (Sie sehen sich zärtlich an; ein langes ausdrucksvolles Stillschweigen.)

Lottchen. Karl!

Karl. Lotte?

Lottchen. Liebst du mich?

Karl. (Nimmt ihre Hand, drückt sie an sein Herz.) Fühl hier die Antwort. (Wieder Stillschweigen; sie blicken sich sehnsuchtsvoll in die Augen.)

Lottchen. Und hier — — (Sie will ihm um den Hals fallen, als sie zurückfährt, und beide nach der Thüre sehn) ich dacht' es wäre mein Vater.

Karl. Noch einen einzigen Kuß!

Lottchen. (fällt in seine Arme) Tausend —

Karl. Nur einen; aber daß er mich in die Ewigkeit mit hinüber leiten möchte.

Lottchen. Ja, so wollen wir einmal sterben; nicht? — — Aber, nun mein Lieber, dein Vater ist da; sagst du mir nichts von unsrer Verbindung, nichts freudiges?

Karl. (zusammenfahrend.) Wo ist mein Vater? Ach Lotte — — sei ruhig — — ruhig — es soll dir nichts fehlen — — ich kann dich nicht vergessen — — will — kann keine andre als dich lieben — lebe nur glücklich — ich nicht —

Lottchen. Wie! — Gott — was willst du?

Karl. Ja, mein Vater ist gekommen, aber eben deswegen nichts freudiges; man will — man will — ich soll — Unglück für mich und dich — ich muß Amaldi heirathen.

Lottchen. Gerechter Gott! und ich? — und das Kind, und das Kind, daß ich unterm Herzen trage? und mein Vater? —

### Vierter Auftritt.

(Der Maler tritt herein. Darauf geht Lottchen an einen Stuhl auf die Seite, weinend; der Maler, ganz beschäftigt mit seinem Gegenstand, kommt, ohne sonst etwas zu sehen, mit Zeichnungen in der Hand heraus.

Maler. Hier, Graf, ist etwas, das ihnen gewiß gefällt.

Karl. (in Unruhe.) Ist's doch von Ihnen.

Maler. Pfui, Graf, wollen die Künstler geschmeichelt sein? setzen sie sich hier an den Tisch. (Sie setzen sich, der Maler spricht im vollkommnen Feuer seines Gefühls, Karl aber sieht sich öfters während der Zeit unruhvoll um.)

Maler. (zeigt Karl ein Gemälde.) Wie gefällt ihnen dieß.

Karl. Schön — recht schön — das Gemälde giebt Schwermuth.

Maler. Auch soll es. Es ist aus unsers trefflichen Göthens Stella. Wissen sie, wie sie der Madame Sommer ihre Spaziergänge am Grabe ihres Kindes erzählt. Sehn sie hier die Thränenweiden, die auf des Kindes Grab herunter sinken, hier des kleinen Grabes Urne; im Ganzen des Mondes Dämmerung; merken sie in der Nacht die Sterne, wie sie auf den traurigen Platz herabblinken. Und da die arme liebekranke, verlassene Stella stehend am Grabe ihres Kindes; es ist der Augenblick, wo, nach freundlichen hoffnungahnenden Träumen, es sie auf einmal ergreift, daß sie allein ist, vergebens ihre Arme ausstreckt und im Drang und der Fülle der Liebe den Mond herunter ziehen zu wollen scheint.

Karl Herrlich! — schön! — herrlich!

Maler. Ist mir selber lieb — doppelt lieb, weil es mein Mädchen so gern hat; ich will's ihr auch schenken, bekommt sie einmal, wie ich hoffe, einen Mann, der so was fühlen kann; da soll sie es ihm zum Brautgeschenk geben.

Karl. Treffliches — Geschenk — glücklich der —

Maler. Nun — es freut mich recht, wenn es ihnen gefällt; jetzt was anders. — Hören sie, Graf: Die Künstler des Alterthums wußten so stark auf ihre Nation zu wirken: ich denke, wir könnten das auch, stellten wir Gegenstände vor, die jeden besonders angingen. Es ist zum Beispiel ein abscheuliches Ding, ein Kindermord! ich, nach meinem Gefühl, kenne nichts schrecklichers in der Natur.

Karl. (ist während dem in der ersten Bewegung vom Stuhl aufgesprungen.)

Maler. Was ist?

Karl. (indem er sich wieder setzt, um sich zu verstellen.) Ach! gewiß, der Gedanke, daß die Mutter ihr anderes Selbst, ihr mit Schmerzen getragenes, mit größeren Schmerzen erzeugtes einziges Kind selbst würgen —

Maler. Und daß unsere Gesetze daran Schuld sind, das ist schrecklich; denn sehen sie, wäre nicht Schande, Bestrafung, Verachtung das Loos so einer Unglücklichen, wär' all das nicht, vereinigten sich nicht alle diese Gedanken, stürmten sie nicht auf die geschwächten Nerven einer Gebährerin, verrückten sie nicht ihr Gehirn, welche Mutter würde ihr Kind tödten? Ha, Graf, ich möchte kein Fürst sein, der mit diesen Gesetzen das Todesurtheil einer Kindesmörderin unterschrieben, kein Diener sein, der dazu gerathen hätte. Ich sehe sie in der Zukunft, wie das Blut aller der Unglücklichen, wie's gegen unsre Gesetze um Rache schreit, und wäre ich Fürst, ich würde mir denken, daß bei dem Austritt aus diesem Leben, all die bekannten und unbekannten Mörderinnen und Ermordete mir verzweiflungsvoll entgegen kämen.

Karl. Hören sie auf mit ihrem Bilde, sehn sie, wie sie ihre Tochter beunruhigen.

Maler. Wohl ihr, daß sie gegen solche Sachen empfindsam ist, wohl ihr, daß sie's fühlt; kein glattzüngiger Bube wird sie verführen, niemand dann wird diese Einzige von meinem Herzen reißen. (Der Graf ist betäubt.) Nun, um zur Sache zu kommen; ich dächte, es würde Vortheile haben, wenn unsre Kunst solche Gegenstände darstellte. Sehen sie, Graf, ich habe hier die Skizzen gemacht; hier ist das unglückliche Mädchen, wie sie ihr einziges Kind würgt, merken sie da oben in dem Strich da die Verzweiflung, die Raserei der Mutter, fühlen sie das, Graf?

Karl. Ja, unaussprechlich.

Maler. Und nun diese zweite Zeichnung, da liegt sie nun, die Mutter, das ganze Bild des Unglücks, das todte Kind an ihre Brust gedrückt, das sie scheint nicht von sich lassen zu wol-

len, hier die Wache, die sie vor Gericht führen will, und dort verzweiflungsvoll der arme, alte Vater, der seine liebe, seine einzige — (Hier fällt Lottchen in Ohnmacht, der Maler und Karl springen schreckenvoll auf, rufen beide:) ach, Lottchen, Lottchen! (sie tragen sie in's Nebenzimmer, der Graf kommt gleich wieder verzweiflungsvoll heraus, und ruft:

Karl. Anne, Anne!

### Fünfter Auftritt.

Anne kommt herein.

Anne. Was ist, was ist?

Karl. Geh hinein, sieh selbst. (Sie läuft in's Zimmer, der Graf steht starr und unbeweglich, endlich hebt er so eine Zeichnung auf, er wirft sie schreckenvoll weg, und stürzt sich zum Zimmer hinaus.)

Der Vorhang bleibt aufgezogen, eine dumpfe, beklemmende Musik des Orchesters; man bemerkt Unruhe in des Malers Hause, Anne kommt einigemal herausgelaufen, um etwas zu holen. Hernach Ruhe. — Anne geht über eine Weile zur Hauptthüre hinaus. Dann kommt der Maler heraus, geht über das Theater in ein Nebenzimmer; nach einiger Zeit wankt Lottchen in einer Art von Betäubung heraus, gedrückt unter der Last des Schmerzes; sie sinkt auf einen Stuhl, ihr Gesicht mit beiden Händen auf einen Tisch gelegt. Sie hebt sich auf, man sieht, daß in ihr ein plötzlicher Gedanke entsteht; sie eilt in ihr Zimmer, kommt schnell mit einem Schleier heraus, geht in die Thüre hinein, wo der Vater hinein gegangen ist; gleich kommt sie wieder und stürzt zur Hauptthüre hinaus. Gleich folgt der Maler, wie er seine Tochter nicht mehr sieht, setzt er sich an die Staffelei und malt; das Orchester geht fort, das dann aufhört, als Anne kommt.

Anne. Wo ist denn Lottchen? ist ihr wieder besser?

Maler. Freilich, das hatte nichts zu sagen, sie hat so zarte Nerven.

Anne. Wo ist sie aber jetzt?

Maler. In der Franciskanerkirche; ich wollte doch, du gingst ihr nach.

Anne. Gleich. (Geht.)

(Man klopft an der Thür, der Maler ruft: herein!)

### Sechster Auftritt.

Darauf kommt der Hausvater in das Zimmer.

Hausvater. Sind sie der Maler Wermann?

Maler. Ja, mein Herr. Was steht zu ihren Diensten?

Hausvater. Ich bitte, bleiben sie bei ihrem Geschäfte.

Maler (setzt sich wieder zur Staffelei.) Wenn sie es erlauben, sonst werden die Farben trocken.

Hausvater. Ich habe von ihrer Kunst gehört, und möchte gern selbst Augenzeuge sein.

Maler. Da werden sie wenig sehen; ich bin noch so weit entfernt von dem Punkte, wo ich sein möchte.

Hausvater. Das spricht für ihre Geschicklichkeit.

Maler. In der That, mein Herr, wie ich anfing zu malen, war ich entzückt über meine Arbeiten, glaubte, daß niemand mir sie theuer genug bezahlen könne. Aber jetzt sehe ich täglich mehr ein, daß ich nichts kann, daß derjenige, der Natur kennt, und sie zu genießen weiß, meine Arbeit auch für einen Heller zu theuer bezahlt.

Hausvater. Heil dem Künstler, der Bescheidenheit — —

Maler. Nicht, daß ich nicht überzeugt wäre, daß ich auch einst das werden könne, was Raphael und Rubens waren. — — — Aber wirklich, mein Herr, ihr Wesen hat mich, wider meine Gewohnheit, gesprächig gemacht; mit wem habe ich die Ehre? — — —

Hausvater. Mein Herr, ich wollte, daß sie in mir den Mann und nicht den Namen kennen lernten: übrigens bin ich Graf Wodmar.

Maler. Der Vater eines gewissen jungen Herrn, der bei mir das Zeichnen lernte, mein bester guter Freund ist?

Hausvater. Der nämliche; ist der Junge würdig, ihr Freund zu sein?

Maler. O, es ist der biederste, teutschgesinnteste Jüngling, Herr Graf, mein einziger Kunstfreund, vom wärmsten Gefühl.

Hausvater. Ich danke ihnen für dies Zeugniß, das zu warm ist, als daß es Schmeichelei sein sollte.

Maler. Schmeichelei? Wozu die? wehe dem Mann, und besonders dem Künstler, der eines andern Empfehlungsmittels bedarf, als seine Werke.

Hausvater. Wohl gesagt, ehrlicher Mann. Ueberhaupt ist es ein herrliches Wesen um euch Künstler: wie viel müssen wir uns nicht bücken, wie vieler Leute Laune und Eigensinn sind wir nicht ausgesetzt, bis man uns andere nur dazu kommen läßt, daß wir etwas thun dürfen. Ihr andre braucht einige Ellen Leinwand, und niemand kann euch hindern, die Unsterblichkeit eines Raphaels zu erwerben.

Maler. Auch wenn ich so da sitze, ich als ein andrer kleiner Schöpfer denke, daß ich einst mit meiner Kunst meinem Vaterland Ruhm erwerben kann. Herr, nichts könnte mich dann bewegen, diesen Pinsel da für die erste Krone der Welt hinzugeben.

Hausvater. Auch sind sie mit diesem Gefühl dann gewiß schätzbarer, als ein mittelmäßiger König.

Maler. Hoffe es auch.

Hausvater. Eine Gefälligkeit, die ich mir von ihnen ausbitte, kommen sie an einem dieser Tage zu mir zum Essen.

Maler. Meine Aufwartung werde ich ihnen machen, aber vom Essen entschuldigen sie mich.

Hausvater. Warum das?

Maler. Soll ich es ihnen sagen?

Hausvater. Gewiß.

Maler. Sehn sie, wenn Herren ihres Standes einen Künstler einladen, so geschieht's gewöhnlich, um Parade damit zu machen; und dann könnt ihr euch nie zu uns herunterlassen, macht es uns immer fühlen, wie viel Gnade ihr uns angethan habt. Das ist nicht aus Stolz, daß ich das sage, wahrlich nicht, sondern aus Selbstgefühl. Will übrigens nicht sagen, Herr Graf, daß sie auch so sind, glaube auch fast das Gegentheil: aber die Uebrigen in ihrem Hause, bis auf den Bedienten, der den Teller reicht.

Hausvater. Sie sollen hoffentlich mich und mein Haus besser kennen lernen.

Maler. Mit dem besten Willen, dem heilsamsten Vorsatz können Leute ihres Standes sich oft nicht durch den Schwarm von Conventionen durchschlagen. Kurz, einem Mann, wie sie sind, wünsche ich das Glück, das ich wirklich genieße.

Hausvater. Also sind sie wirklich glücklich?

Maler. Daß ich es als Künstler bin, wissen sie schon; nun Gott sei Dank, in meinem Hause bin ich es noch mehr.

Hausvater. Sie haben eine Tochter?

Maler. Ja, Herr! mein größter Reichthum.

Hausvater. Das einzige Kind?

Maler. Das einzige; ihre Geburt war meines Weibes Tod. Außer diesem Kinde habe ich keinen Verwandten mehr; ich wüßte auch nicht, wo ich mehr Liebe für Andere hernehmen sollte; sie enthält mein ganzes Wesen.

Hausvater. Wäre nur bei dem größten Glücke, Vater zu sein, nicht so viel Bittres mit unter.

Maler. Lassen sie es immer sein; Menschenleiden werden meistens trefflich belohnt.

Hausvater. Bis man so ein Mädchen für alle Gefahren der Verführung gesichert, bis man — —

Maler. Herr Graf, dafür muß sie die Liebe zu mir, gute Grundsätze, ihr Herz — —

Hausvater. Die besten Herzen sind meistens die empfindsamsten; und Empfindsamkeit und jugendliches Blut — —

Maler. Da mag sie Gott schützen, der ihr das alles gegeben hat. Neben dem, wir kennen keine elterliche Furcht, wir sind Freunde mit einander, ich wollte darauf wetten, sie würde mir ihre erste Liebe selbst vertrauen.

Hausvater. Mann, sie kennen sich besser auf des Menschen äußere als innere Seite; über den Punkt ist kein Mädchen — — — oder vielleicht —

Maler. Sonderbar, Herr Graf, wie wir von der Malerei auf dieses Gespräch gekommen sind.

Hausvater. Weil wir aber dabei sind, lassen sie uns fortfahren. Wenn nun z. B. ein Mann von vornehmem Stande käme, und verlangte ihre Tochter zur Ehe?

Maler. Ich würde sie ihm abschlagen. Nicht, daß ich meine Tochter nicht eines Königs würdig hielte; sondern weil Ungleichheit der Stände fast immer unglückliche Folgen hat: und Lottchen unglücklich zu wissen! Herr, würde ich dem Vornehmen sagen, wäre er vom gemeinen Schlage, euer Gold und eure Titel machen mein Mädchen nicht glücklich: und wär' der Vornehme ein guter Junge, ich würde darüber trauren, daß er so vornehm ist, aber ihm mein Mädchen nicht geben. Bei Gott, selbst ihrem Sohne gäbe ich sie nicht, — — — nicht, daß ich mein Mädchen oder auch meinen Stand schlechter glaube —

Hausvater. Wermann?

Maler. Verstehn sie mich recht, ich erkenne den Unterschied der Stände, aber innerlichen Werth kenne ich keinen in ihnen. Denn sehen sie, wenn der Rücken sich für den Grafen beugt, so hat der Graf vor so manchem Schurken nichts voraus, dem ich das Nämliche that; aber, wenn ich als Mann, dem, welchen ich wieder für einen Mann halte, diese Hand reiche.

Hausvater. Mir gieb, mir diese Hand, ich verdiene sie. (Sie geben sich die Hände.) Und nun bei diesem Druck — — — (eine kleine Pause.) Wir sind also zween deutsche Männer?

Maler. Ich denke so.

Hausvater. Wohl dann, wie Mann zu Mann. Mein

Sohn liebt ihre Tochter; zwei junge Leute; vorgebeugt der Gefahr, oder ich und sie —

Maler. Ja, Herr, wer meine Tochter entehren könnte, er sei Fürst oder Graf — —

Hausvater. Noch wird es Zeit sein — —

Maler. Gott, welch ein schreckliches Licht, vorher bei — —

(Indem stürzt Anne in das Zimmer.)

Anne. Gott, mein Lottchen, Lottchen, sie ist nicht in der Kirche, nirgends zu finden.

Maler. Himmel und alle Heilige, sollte sie? (Er stürzt mit Anne zum Zimmer hinaus.)

Hausvater. Was ist? was ist? (auch nach.)

Das Zimmer der Gräfin Amaldi.

## Siebenter Auftritt.

Amaldi heftet den Schattenriß Karls an die Tapete, indem drängt sich Lottchen zwischen einigen Bedienten herein.

Bediente. Sie will sich nicht abweisen lassen.

Amaldi. Schon gut, laßt sie nur. (Bediente ab.)

Lottchen (fällt zu den Füßen Amaldi's.) Nein, ich will mich nicht abweisen lassen, will hier liegen bleiben, bis sie mich erhören.

Amaldi (bestürzt.) Was will sie?

Lottchen. O geben sie ihn wieder; geben sie ihn wieder —

Amaldi. Wer denn? Was denn!

Lottchen. Ihn, ihn, der über alles ist, mein vor Himmel und Erde, mein.

Amaldi. Wer ist sie denn?

Lottchen. Nur ein Bürgermädchen, aber die glücklichste unter allen meines Geschlechts, wie ich ihn noch hatte; wie er noch mein war —

Amaldi. Wer sind denn ihre Eltern?

Lottchen. Mein Vater, ach Gott! mein Vater, er wird nach mir fragen; — es ist Wermann, ein Maler, herrlicher Vater, — der arme Vater.

Amaldi. Des Malers Wermann Tochter?

Lottchen. Ja, ich, der einst Karl gehörte, durch den heiligsten Schwur gehörte; sie haben mir ihn geraubt, geben sie mir ihn wieder, geben sie mir ihn wieder.

Amaldi. Bist du rasend?

Lottchen. O daß ich es wäre, daß alles das, was ist, nur mir so schiene; o, was möchte ich nicht alles sein, um Karl nur nicht zu verlieren.

Amaldi. Warum forderst du ihn von mir?

Lottchen. Weil sie mir ihn entrissen haben. Das ist eine garstige That, einem das Leben rauben, ist wenig; aber rauben, was mehr als Leben, was alles ist — — — O, gnädige Frau, man sagt, sie wären sonst so eine erhabene Frau: ist das auch groß, einem armen, schwachen Mädchen — — —

Amaldi. Beruhige dich — — —

Lottchen. Ich mich beruhigen? ehe ich noch weiß — — — O, wenn sie je geliebt haben, — wenn sie es wissen — — — aber in ihrem Stande liebt man wohl nicht?

Amaldi. Laß mich, Mädchen — steh auf, — oder —

Lottchen. Lassen sie doch sehen, was sie für Ansprüche auf Karl haben können: ob sie was vermögen gegen seine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlassenen, gegen das Wimmern eines Geschöpfs, das ich hier unterm Herzen trage. (Lottchen dringt noch näher auf Amaldi los, die ganz verwirrt und außer sich ist: sie reißt sich aber los, läßt Lottchen da liegen, und eilt zum Zimmer hinaus, Lottchen bleibt eine Weile betäubt liegen, dann steht sie auf; bemerkt an der Wand Karls Schattenriß, sie fährt wild auf, reißt es los.) Was machst du da? (Drückt ihn an's Herz.) Zu uns, da gehörst du her. (Sie besieht es eine Weile.) Ha! treulos, — — verlassen — — entehrt — — (küßt es, drückt es wieder an das Herz) Kann das Karl?

## Achter Auftritt.

(Der Hausvater tritt herein, ein Bedienter voran und sagt: ich will sie gleich melden. Er sieht Lottchen, die sich betäubt auf einen Stuhl wirft. Der Hausvater eilt auf sie zu.)

Was fehlt ihr?

Lottchen. Alles, mein Herr.

Hausvater (sieht seines Sohnes Schattenriß, ruft erstaunt:) Karl!

Lottchen (springt wild auf.) Wo ist er, kennt ihr ihn? — o wehe euch, daß ihr ihn kennt! — — Ach, mein Herr, er wird sie verlassen.

Hausvater. Des Maler Wermanns Tochter?

Lottchen. Bin's, und bin Karls Verlobte, und hergekommen, um ihn hier wieder zu fordern, hier hat man ihn mir geraubt.

Hausvater. Setz' dich, armes Mädchen. (Er bringt sie auf einen Stuhl.) Deine Kräfte erschöpfen sich.

Lottchen. Ach, Herr, wenn sie ihn kennen; um Gottes Barmherzigkeit willen, schaffen sie mir ihn wieder!

Hausvater. Sei nur wieder ruhig, ich verspreche dir, du sollst ihn sehen.

Lottchen. Soll ihn sehen? — gewiß? — bist du ein Engel vom Himmel gesandt?

Hausvater. Beruhige dich, ich bin gleich wieder bei dir. (Der Bediente kommt heraus, der Hausvater geht in Amaldi's Zimmer, Lottchen nimmt wieder Karls Schattenriß, sieht es an.) Soll dich wieder sehen? (drückt es wieder an die Brust) Karl! Karl! (Sie legt es hin, und stützt sich mit dem Kopf auf den Tisch, in einiger Betäubung: der Hausvater kommt wieder heraus, er stellt sich vor sie betrachtungsvoll hin. Lottchen öffnet gleich wieder die Augen, und erblickt den Hausvater.) Haben sie ihn mitgebracht?

Hausvater. Nein, aber er soll kommen, bis dahin, nur ruhig — —

Lottchen. Warum das nicht? wenn ich Karl wiedersehen soll.

Hausvater. Glaubt sie mit Karl recht glücklich zu sein?

Lottchen. O, mein Herr, mit Karl biete ich der ganzen Welt Trotz, will diejenige sehen, die glücklicher sein soll.

Hausvater. Hat ihr Karl versprochen, sie zu heirathen?

Lottchen. Freilich hat er's, und Gott und seine heiligen Engel hörten es und freuten sich über das liebende Paar; nur Menschen können so ein Glück hindern wollen.

Hausvater. Aber wenn sie Karl liebt, weiß sie denn auch, daß sie sein Unglück macht!

Lottchen. Nimmermehr, nimmermehr. In meinen Armen hat er sich oft so selig geglaubt.

Hausvater. Um mit der Zeit nur desto unglücklicher zu sein.

Lottchen. O wenn ich das wüßte, — — ich wollte — — was wollte ich? — — ein Kloster. — —

Hausvater. Hättest du? — —

Lottchen. Aber ich kann nicht — — darf nicht — — bin ich's allein? — O es ist auch nicht so — — wenn nur sein Vater nicht wäre — —

Hausvater. Sollte der nicht mehr sein?

Lottchen. Könnte ich nur den Vater seh'n — Karl sagt, es sei so ein guter, so ein lieber Vater — — kann er doch nicht. — O nur einmal möchte ich ihn sehn, möcht' —

Hausvater. (gerührt.) Hier ist er.

Lottchen (fällt vor ihm zusammen.) O Barmherzigkeit — o auch mein Vater — Gnade — hör mich, hör unter meinem Herzen die Stimme seines Kindes, auch deines —

Hausvater. Gott, du wärst also — —

## Neunter Auftritt.

(Indem stürzt Sophie herein.)

Mein Vater, retten sie mich!

Hausvater. (reißt sich von Lottchen loß.) Was ist?

Sophie. Retten sie mich vom Tyrannen.

Hausvater. Was willst du hier?

Sophie. O mein Vater, ich hab ihn besänftigen wollen — Habe — aber, das bracht' ihn mehr auf, er hat mich von sich gestoßen — — und aus Furcht bin ich von ihm entflohen, bin ihnen nach.

Hausvater (mit gebrochener Stimme.) Sind der Leiden bald genug! — Aber was kann ich hier, was soll ich — in einem fremden Hause? — Hast du noch deinen Wagen bei dir?

Sophie. Ja, mein Vater.

Hausvater. Nun gut, so nimm diese da mit dir.

Sophie. Wer ist's?

Hausvater. Wirst es schon erfahren. (Zu Lottchen.) Geh mit dieser — —

Lottchen. Vater — was sie wollen — was sie wollen — ganz ihnen.

## Zehnter Auftritt.

(Maler, der hereinstürmt.)

Wo ist mein Lottchen, wo ist mein Mädchen?

Lottchen. Ach Vater — (fällt zusammen.)

Maler (stürzt auf sie zu.) Habe ich dich wieder — liebes Lottchen, — dein Vater, — dein unglücklicher Vater — — — (Sie bleibt noch betäubt; er aber fängt an sie fortzutragen.) Von euch soll sie weg, und wäre sie auch des Todes — — — euer Geschlecht hat die Unschuld verführt.

Hausvater (tritt zum Maler.) Wo bleibt der Mann?

Maler (auf Lottchen zeigend.) Hieher gesehen, und hier ist die Antwort.

Hausvater. Ruhig — ruhig — Wermann.

Maler. O, wer vermag das!

Hausvater. Meine Tochter da soll Lottchen fortführen.
Sophie. Ist das meines Bruders Lottchen?
Maler. Ihres Bruders? ha, Fluch dem Bruder!
Lottchen (die zu sich gekommen war.) Um Gottes willen, nein!
Maler (drückt sie an seine Brust.) Mein Lottchen! (nun läßt er sie los) aber wohin mit ihr? (Sophie geht unterdessen zu ihr hin.)
Hausvater. In mein Haus.
Maler. Was dort thun? um sie vielleicht von da aus in's Kloster zu schleppen.
Hausvater. Kennen sie mich denn gar nicht mehr? — Nein, weil es hie nächst an ist; fort mit ihr, Sophie — — — (Sophie nimmt sie mit sich fort.)
Maler. (Ihr nach.) Aus meinen Augen soll sie nicht mehr, und ich will den sehen — (ab.)
(Der Hausvater geht an die Kabinetsthür, aber die Kammerjungfer kommt heraus.)
Kammerjungfer. Meine Gräfin läßt um Verzeihung bitten, aber sie sei zu bestürzt; so bald sie sich erholt hat, will sie selbst zu ihnen kommen. (ab.)
Hausvater. Gut dann.

Elfter Auftritt.

(Herr von Dromer eiligst herein.)
Ich suchte sie.
Hausvater. So eilig? schon wieder was Neues?
Dromer. Ich wollte, ich könnte der Ueberbringer angenehmer Nachrichten sein: wer würde glücklicher sein, als ich? — —
Hausvater. O, mein Herr, zur Sache, es ist nichts, wozu ich nicht gefaßt wäre.
Dromer. Nun dann, ich habe Graf Ferdinand nicht angetroffen.
Hausvater. Wo soll er denn sein?
Dromer. Er ist in Arrest.
Hausvater (mit Heftigkeit.) Eines schlechten Streichs wegen?
Dromer. Nicht doch, behüte — wie sollte —
Hausvater. Zu meiner Ruhe, geschwind sagen sie mir, warum ist er in Arrest?
Dromer. Man sagt, er habe vorige Nacht gespielt, alles verloren, und sei beträchtliche Summen schuldig geblieben.
Hausvater. Blos Leichtsinn, also — — Gott — Dank dir!
Dromer. Er soll dabei seinen Dienst versäumt haben.
Hausvater. Pfui — pfui, gut, daß sie ihn darum strafen, aber nur recht — nur recht.
Dromer. Auch sagt man, er habe beim Spiel Händel bekommen.
Hausvater. Immer die Folgen; — — nun, er mag sie als Ehrenmann ausmachen.
Dromer. Und soll wirklich gefordert worden, aber nicht gekommen, und öffentlich beschimpft sein.
Hausvater (heftig.) Oeffentlich beschimpft sein? Herr! der das sagt, sprach eine Lüge, die schwärzeste Lüge — — — Herr, ein Wodmar sein, mein Sohn sein — Wodmar, und ein Feiger — — das kann nicht sein.
Dromer. Behaupt' es auch; aber ein gewisser Rechrostfeld, der ihn forderte, sagte es selbst, sagte es laut.
Hausvater. Was soll ich erleben! Herr, darauf, auf diese Nachricht war ich nicht gefaßt. Wo ist der, der es zu sagen vermag? Fort mit dem Sohn, wenn es ist — — aber den, der es zu sagen vermag, wehe ihm, so lange diese Faust einen Degen halten kann. Wo ist er? (Zum Zimmer hinaus. Dromer ihm nach.)

(Der Vorhang fällt.)

---

## Johann August Genersich

ward im Jahre 1761 zu Käsmark, in Oberungarn, geboren, und erhielt nach vollendeten Studien eine Professur der Geschichte und Politik am Gymnasium seiner Vaterstadt, welche er später mit einer Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der protestantischen theologischen Lehranstalt zu Wien vertauschte. Er starb in letzterer Stadt am 18. Mai 1823.

Seine Schriften sind:
Beiträge zur Schulpädagogik. Wien 1792.
Ueber die Vaterlandsliebe. Wien 1793. 2 Thle.
Merkwürdigkeiten der Freistadt Käsmark. Leutschau 1804. 2 Thle.
Reise in die Karpathen. Wien 1807.
Trajan. Wien 1811. 2 Thle.
Wilhelmine. Wien 1811. 2 Thle. N. A. 1815.
Alfred. Leipzig 1812. 2 Thle.
Kurze Weltgeschichte. Wien 1812. 3 Thle.
Oestreichische Geschichte. Wien 1811 fgde. 8 Thle.
Sophron. Leipzig 1816. 2 Thle.
Weltgeschichte für Frauenzimmer. Leipzig 1817. 5 Thle.
Reden. Pesth 1817.
Emma. Leben einer glücklichen Mutter. Kaschau 1818.
Kornelia. 2 Thle. Pesth 1819.
Agathon. 2 Thle. Brünn 1819.
Reden. Leipzig 1819.
Ueber die Bestimmung des weiblichen Geschlechts. Pesth 1819.
Historischer Frauenspiegel. Pesth 1819.
Blüthen von Jean Paul und Herder. Kaschau 1821.

Ein geschmackvoller und gewandter Schriftsteller, namentlich für Ascetik und Jugendbildung, der mit einer eleganten Darstellung voll Kraft und Anmuth, Gedankenreichthum und Tiefe des Gefühls zu verbinden wußte. — Seine Geschichte Oestreichs ist ein anerkannt vortreffliches Werk, eben so ausgezeichnet durch gründliche Forschung, wie durch kräftige Beredtsamkeit, und einen zugleich klaren und körnigen Styl.

---

## Wilhelmine Gensiken,

geborne Herz, ward am 7. März 1779 zu Weimar geboren und vermählte sich 1800 mit dem K. S. Hofrath und Director des dritten Departements der Landesregierung zu Dresden. — Sie starb daselbst am 15. Juni 1822. Als Schriftstellerin nannte sie sich Wilhelmine Willmar.

Von ihr erschien:
Rosamunde. Berlin 1811.
Viola. Kiel. N. A. 1812 N. A. 1818.
Zauberbilder. Kiel 1818.
Oliven. 2 Thle. Leipzig 1818.
Honorie. 2 Thle. Meißen 1816.
Friederike und Julie. 2 Thle. Erfurt 1816.
Florine. 2 Thle. Meißen 1821.
Abendunterhaltungen (mit A. Clarus). Leipzig 1812.
Kleeblätter (mit A. Clarus und H. Steinau). Leipzig 1816. fgde. 3 Thle.
Der Kranz (mit E. Selbig). Leipzig 1817 fgde 4 Thle.
Schmetterlinge (mit E. Selbig). Leipz. 1819. fde. 3 Thle.
Erholungsstunden (mit E. Selbig). Leipzig 1823. 2 Thle.

Eine angenehme Erzählerin, welche mit Talent und Anmuth besonders Gegenstände des bürgerlichen Lebens zu behandeln wußte und sich eben so frei von falscher Sentimentalität wie von Gesuchtheit und Manier zu halten verstand.

# Friedrich Wilhelm Genthe,

ein Schwestersohn von Heinrich Zschokke, wurde am 28. Februar 1805 zu Magdeburg, wo sein Vater Stadtwundarzt war, geboren. Nachdem er auf dem Pädagogium zu U. L. Frauen in seiner Vaterstadt vorbereitet war, ging er zu Ostern 1825 auf die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Doch gab er diese bald ganz auf, um sich der Philosophie und Philologie zuzuwenden, welche erstere er mit seinem Freunde und nachmaligen Schwager, Karl Rosenkranz (Prof. in Königsberg d. Z.) gemeinschaftlich ein Jahr lang eifrig betrieb. Am 5. Januar 1828 erhielt er in Halle rite die philosoph. Doctorwürde und widmete sich Ostern 1829, nachdem er den Plan, akademischer Lehrer zu werden, aufgegeben, dem Gymnasiallehrerstande. Seit Michaelis 1830 ist er in Eisleben.

Seine Schriften sind:

Don Enrique von Toledo. Roman. Magdeburg 1827
Des Publius Virgilius Maro Lehrgedicht vom Landbau. In einer neuen getreuen metrischen Uebersetzung von F. W. G. Quedlinb. u. Leipz. 1828.
Der Kyklops. Ein Satyrspiel des Euripides. Nebst einer ästhetischen Abhandlung über das Satyrspiel. Halle u. Leipzig 1828.
Don Fernando von Toledo. Doppelnovelle. Halle u. Leipzig 1829. 2 Thle.
De cognitione pulcri. Diss. pro fac. leg. Halle 1828.
Geschichte der macaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale. Halle u. Leipz. 1829.
Kurzer Versuch über das Epigramm. (Jahrb. des Pädagogiums U. L. Frauen) Magdeburg 1829.
Des P. Virgilius Maro zehn Eclogen metrisch übersetzt. Mit einer Einleitung über Virgil's Leben und Fortleben und einem Versuche über die Ecloge (die Einleitung enthält auch die Sagen von dem Zauberer Virgil). Magdeburg 1830.
Graf Gundolf. Roman. Magdeburg 1831.
Anleitung zum Uebersetzen in das Lateinische und Deutsche. Eisleben u. Leipz. 1831.
De impostura religionum breve compendium seu liber de tribus impostoribus. Nach zwei Mss. und mit histor. liter. Einleitung. Leipzig 1833.
Maria de Zayas' Novellen übersetzt. Erstes Bändchen. Neuhaldensleben 1833.
Sonette und Elegien vom Verfasser des Don Enrique. Für Freunde. Eisleben 1833.
H. J. Fuchs' heroisch-komisches Gedicht der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von a. 1600, mit den Varianten der Scheuer'schen Bearbeitung von 1612, und einer Einleitung. Eisleben 1833.
Handwörterbuch deutscher Synonymen 2c. Eisleben u. Leipzig 1834 (Zweite Ausgabe 1837).
Die richtige französische Aussprache nach Girault Duvivier's Grammaire des Grammaires. Eisleben u. Leipz. 1835.

Mit einem Freunde gemeinschaftlich

Handbuch der abendländischen Literatur und Sprachen 2c. Magdeburg 1832 ff. (wird fortgesetzt).

Herausgegeben wurde von ihm

See-Anemonen. Novellen eines Unbekannten. Eisl. 1832.
Andersen's Umrisse einer Reise von Kopenhagen nach der sächs. Schweiz 2c. Aus dem Dänischen übersetzt vom Verf. der See-Anemonen. Breslau 1835.

Ein eben so vielseitig als gründlich gebildeter reicher Geist, der in seinen literärhistorischen Forschungen Scharfsinn mit Gelehrsamkeit und Geschmack verbindet, und bereits wichtige Beiträge zur näheren Kenntniß der Geschichte der schönen Wissenschaften geliefert hat. Als Dichter zeichnet er sich durch Reichthum der Phantasie, Wärme des Gefühls, Innigkeit der Empfindungen und Herrschaft über Sprache und Form sehr vortheilhaft aus und es läßt sich bei seinem rastlosen Fleiße und seinem schönen reinen Streben noch viel Vortreffliches von ihm hoffen.

---

## Elegie I*).

Auf dem umschatteten Hang des moosbepolsterten Hügels,
Nah' an dem kühlenden Bach, rieselnder Quelle enthüpft,
Sorglos ruht' ich, umhaucht vom Duft der erglühenden Rosen,
Ueberdrüssig des Spiels blühenden Mädchen entfloh'n.
Pfänder zu spielen um Kuß, ich verschmäht' es, wie zärtlichen Anblick,
Keiner Liebe Gewalt hatte das Herz noch gerührt.
Aber nahe war mir der Feind, in den Rosen versteckt
Hat er verborgen gelauscht, grimmig itzt trat er hervor.
Lange genug, sprach er, hast Du mir getrotzt, mich verhöhnet,
Aber siehe, wie sich schrecklich der Knabe nun rächt!
Kaum entwallte dem Munde das Wort, da gellte der Bogen,
Und der schmerzliche Pfeil bohrte sich tief in die Brust.
Und es erschallte „Luise!" es schwebte die Holde vorüber
Wie Cythere umtanzt von der Charitinnen Chor.

---

## Sonett I.

Aus meiner Freunde Kreis hat mich vertrieben
Des Herzens vorher nie gefühltes Regen
Es pocht in ungewohnten schnellen Schlägen,
Wo ist mein vor'ger Sinn und Muth geblieben?

Ein Namen wird von meiner Hand geschrieben,
Er wird geseufzt auf menschenleeren Wegen;
Es strebt mein Fuß nach unbetretnen Stegen;
Das ist des Lebens Lust also, das Lieben?

Gedankenvoll allein am Bach mit Bäumen,
Mit Blumen und mit Steinen ohne Leben
Leb' ich, kaum lebend, in erneuten Träumen.

Will ich der Ding' Ursach voll Ernst erwägen,
Dann seh' Ihr Bild vor meinem Blick ich schweben,
Ich will es flieh'n und eile ihm entgegen.

---

## Sonett II.

Hinweg aus dieser kalten, engen Kluft!
Fort, fort von euch, weisheiterfüllte Schränke!
Denn jedes Buch, worin ich mich versenke,
Doch einzig mir den einen Namen ruft.

Umwehe mich, Du heitre Frühlingsluft!
Kommst Du von Ihr, an die allein ich denke,
Zeig' mir den Weg, wohin den Fuß ich lenke,
Um Sie zu seh'n im goldnen Abendduft.

Kommst Du von Ihr, umspieltest Du Ihr Haar,
Und küßtest Du das Auge sanft und klar,
Und küßtest Du den zarten, keuschen Busen?

Umwehe mich! Dich saug' ich gierig ein,
Du sollst mir köstlicher als Nectar sein,
Du, Du allein bist mir der Quell der Musen!

---

## Sonett III.

Einmal, Liebe, zeigtest Du
Flüchtig, flüchtig mir die Holde
Von dem Tage, Liebe, wollte
In das Herz mir keine Ruh.

---

*) Aus den Sonetten und Elegien vom Verfasser des Don Enrique. Als Manuscript für Freunde gedruckt. 1833. Eisleben.

O wie grausam sahst Du zu,
Wie mir mit der Sonne Golde
Schon vom Aug' die Thräne rollte,
Bis zum Abend ohne Ruh.

Sag! wie lange willst Du noch
Mich in meinen Schmerzen lassen
Mit dem Herzen ohne Ruh?

Drückend, tödtend ist Dein Joch;
Lieber laß mich schnell erblassen,
Oder senk' ins Herz mir Ruh.

---

## Sonett IV.

Lehr' mich das Nichts, die Liebe überwinden,
O Weisheit, diesen nicht'gen, duft'gen Schaum;
Ein nicht'ges Etwas ist die Lieb', ein Traum.
Wie kann ihr Wesen anders man ergründen?

Wer darf die Lieb' als höchstes Gut verkünden,
Als aller Wonnen Paradiesesbaum?
Ein leerer Sinnenrausch ist sie, mehr kaum!
Sie mag den Thoren, nicht den Weisen, binden.

Drum schweig', o Herz, ich folge dem Gedanken,
Der reine Wahrheit uns erkennen lehrt,
Frei von der Sinne trügerischen Spielen.

Nur Denken hält die Sinnlichkeit in Schranken,
Die Lieb' ist Sinnlichkeit; ihr sei verwehrt
Auf einen Sohn der Weisheit länger zielen.

---

## Elegie II.

Nachmittags war's, und ich las im Virgil wie die listigen Griechen
Durch das betrügliche Roß nahmen die heilige Stadt;
Wie dann den theueren Greis auf den Schultern rettet' Aeneas
Aus der lodernden Glut, wie er die Gattin verlor;
Laut aufjammernd Creusa dann rief, daß rings es Creusa
Hallte; doch heimisches Land ohne die Gattin er mied.
Niederzuschreiben bemüht, was ich eben gelesen, in Verse,
Wandt' ich den Blick und sah' sinnend zum Fenster hinaus;
Sieh' da geht Sie vorüber, die Ruh mir geraubet und Frieden
Und Ihr himmlischer Blick trifft durch die Blumen auch mich.
Sie ist's! jauchzet das Herz, hinstürzt der Sänger Aeneens
Mit dem Schreibegeräth, ja die Ersehnete ist's!
Auf, Ihr nach, daß ich weiß, wo Sie goldene Träume umgaukeln,
Wo ich beseliget oft, oft Sie erblick' auf das Neu.

---

## Sonett V.

Was hilft's, daß ich die Lieb' in mir verdammt?
Da mich besiegt doch meines Herzens Drängen,
Ohn' Widerstand, wie einst der Lyra Klängen
Bäum' und Gesteine folgten insgesammt,

Zu folgen Ihr, die Ird'schen nicht entflammt,
Und deren Blick' Erstorbene noch zwängen,
Die tödtend mich belebt und zu Gesängen
Das sel'ge Herz, den schüchtern Mund entflammt.

Auf ewig hab' ich Ihr mich nun ergeben,
Nicht länger leist' ich, Amor, Widerstand,
Sind Wonn' und Qual auch in der Hand der Süßen.

O lichte Sonne Du zu neuem Leben!
Ich folge Dir, die Du mein Herz gebannt,
Bis daß ich todt hinsinke Dir zu Füßen.

---

## Sonett VI.

Nicht Schlacht, nicht Held ruft mich zu hohen Flügen,
Zu frommer That nicht ist mein Lied gewendet,
Zur Blume nicht, die Glanz und Duft versendet,
Zu Bächen nicht, die sich durch Wiesen schmiegen.

Nicht Glaube, Blume, Held führt mich die Stiegen
Zum Lorbergipfel aufwärts, wo vollendet
Den Sängern wird des Ruhmes Preis gespendet,
Ein And'res läßt mich singen, läßt mich fliegen.

Die Eine, die mit blauem Aug' mich grüßet,
Der blondes Haar den Jugendscheitel schmücket,
In deren Mienen süßer Liebreiz wohnet:

Sie ist's, die Glut und Lied in's Herz mir gießet,
Die einst den Kranz auf meine Stirne drücket,
Mit der Ihr Sänger in den Liedern thronet.

---

## Sonett VII.

O Liebe, o Liebe,
Erquickender Bronnen!
Ich athme die Wonnen
Der seligen Triebe.

Daß ewig doch bliebe
Der Glanz Ihrer Sonnen,
Daß nie doch zerronnen
Das Glück mir zerstiebe.

Ich schwelg' in den Düften,
Die rings mich umwallen,
Ich sage zu allen

Den laulichen Lüften:
Ich neide die süßen,
Sie weh'n um Luisen.

---

## Sonett VIII.

Wenn Lenz den Rosenflügel hat geschwungen,
Wenn Wahrheit wird der Erde Winterträumen,
Dann wird von Stralen, Wellen, Blüten, Bäumen,
Des Jahres Jugend feiernd angesungen.

Voll Jubel schallen grünes Waldes Zungen,
Es schwebt das Lied in frischen duft'gen Räumen,
Und Rauschen wird und Lied mit schwachem Säumen
Dort von der Stimme Tochter nachgeklungen.

Es treibt mich hin, wo klare Bäche fließen,
Ich trinke süßen Duft in vollen Zügen,
Auf jeder Blume möcht' ich froh mich wiegen.

Doch seh' ich auf den Blumenreichen Wiesen
Hinschweben auf dem zarten Gras Luisen,
Wie drängt es mich in Ihren Arm zu fliegen.

---

## Sonett IX.

Ruhe sucht das Herz und Seelenfrieden,
Der von Paradiesespalmen träuft,
Doch das Paradies ist ausgeschieden,
Unruh', Schmerz und Qual ist nur gehäuft.

Und wie Welle hinter Welle läuft
Drängt nun Müh' und Noth den Lebensmüden,
Und im Norden ist nicht und im Süden
Eine Lethe, so die Qual ersäuft.

Du allein kannst noch dem Schmerz gebieten,
Holde, Deine Näh' umsäuselt Frieden,
Mild wie er bei schönen Engeln ist.

Zu Dir flieht das Herz bei Sturmes Wüten;
Wäre noch ein Paradies hienieden,
Müßt' es sein, wo Du, o Süße, bist.

---

## Sonett X.

O sel'ger Hain, schwing' hoch der Freude Palme,
Die holde Herrin kannst Du oft umschließen,
Ihr Bäum' und Sträucher, jauchzet, hinzugießen
Die Wonne mit der Sänger Jubelpsalme.

Glücksel'ge Blumen, neidenswerthe Halme!
Ihr könnt den wonnereichen Tod erküssen,
Vom zarten Druck des Fußes sterben müssen,
Ist schöner als im Schmuck der Siegespalme.

O helles Licht, das Sie und sich verkläret,
O Bach, Du klarer Augen Silberspiegel,
Wie oft kannst Du das heil'ge Antlitz schauen!

Ihr sel'gen Veilchen, Bäume, Büsche, Auen!
Du glatter Bachstein, Kiesel auf dem Hügel,
Sagt, ob nicht Liebesglut euch ganz verzehret.

## Sonett XI.

Wo läßt der Himmel schön're Sterne prangen
Als Dir, o Hold', in Deinen Augen stralen,
Die mich erfüllt mit heißen Liebesqualen,
Daß mir der Jugend froher Sinn vergangen.

Wo blühen Rosen, wie auf Deinen Wangen
Sie sich mit sanftem Purpuräther malen,
Sah je die Sonn', daß schön're Locken stahlen
Zum schönsten Busen sich, wo ich möcht' hangen!

Nicht länger kann ich diese Qual ertragen,
Die täglich mich in süßem Tod vernichtet —
Ich lebe nur, wenn ich Dich Schönste sehe!

Ich muß das Wort der höchsten Liebe wagen!
Zu Deinen Füßen lieg' ich nun gerichtet;
O riefe doch Dein holder Mund: „Erstehe!"

## Sonett XII.

Wenn Helios die bunten Lichter spendet,
Den jungen Tag die Hore tanzend führt,
Und munter sich das Frühlingsleben rührt
Ist mein Gedanke nur zu Ihr gewendet.

Und wenn der Tag sein helles Licht verliert,
Des Tages Werk der Mensch ermattet endet,
Die Nacht mit ihrem Schatten Kühle sendet,
Wird mir im Traum Ihr Bild auch vorgeführt.

Ihr holdes Bild! in jeglichen Minuten
Seh' ich's bei Spiel und Arbeit, wie im Traum
Mit neuem Reiz von meiner Seele fluten

Und mich in meines Herzens Welt beglücken.
Es grünt und blüht der Liebe Baum —
Doch wann werd' ich die süßen Früchte pflücken?

## Sonett XIII.

Es kräuselt sich in schönen goldnen Ringen
Dein Haar, wie Aphrodite's Locken fallen,
So lieblich sie um Hals und Nacken wallen
Und schön genug, von ihnen schön zu singen.

Doch hör' ich Deine Stimme erst erklingen
Und die Accorde silberrein erschallen,
Die sanftgewieget durch die Lüfte hallen,
Dann senken sich des Liedes kühne Schwingen.

Und nimmer will es mir dann noch gelingen
Zu rufen auf der Laute frohe Töne,
Sie seufzen nur, daß ich nach Dir mich sehne,

O möchten sie zu Deinem Ohre dringen!
Denn nur mit Deiner Lieb' allein, o Schöne,
Wünsch' ich, daß mein Geschick mich gnädig kröne.

## Sonett XIV.

Ihr Freunde, helft mir einen Sarg bereiten,
Daß meinen Todten ich darin begrabe,
Mit dem ich lang gelebt, gelitten habe,
Den ich mit Lust nun endlich sah verscheiden.

Nun fühl' ich erst des Daseins Seligkeiten,
Neu kenn' ich erst des Lebens goldne Gabe,
Daß Freude ungetrübt mich fortan labe,
Laßt schnell mich ihn den letzten Weg geleiten.

Und fragt ihr noch, wen jetzt das Grab verschlungen?
Um den mein Auge sich nicht anders feuchtet
Als dankend, daß der Tod ihn hat bezwungen?

Mein Gram und Trübsinn ist im Sarg verborgen,
Sie starben, seit der Liebe Stern mir leuchtet;
Den Nachtthau zehrt der Stral am warmen Morgen.

## Elegie III.

Winde noch nicht Dich empor aus des kalten Gemales Umarmung,
Rosige Eos, Du scheuchst sonst mir das Mädchen hinweg.
Oeffne die Thore noch nicht, o hemme der stampfenden Rosse
Eilige Flucht, denn Apoll weilt noch in liebendem Schoos.
Ha! Grausame! Du nahst unerbittlich! es glänzt der Olympos,
Und der Gestirne Heer weichet dem helleren Glanz.
Unzufrieden ergreifet der Gott die stralenden Zügel,
Und — mein Mädchen entflieht aus dem umschließenden Arm.
Nicht den Kephalos würdest so eilig Du fliehen, Aurora!
Unlust scheuchet allein Dich vom Tithonus hinweg.
Und ich wollte Sie haschen, die Holde, die jetzt sich dem Lager
Flüchtig entwand, und noch küssen den purpurnen Mund;
Da — entschwebt das Gebild, nur nichtige Lüfte umarmend
Seh' ich, daß nur ein Traum mich, den Verliebten, geäfft.

## Elegie IV.

Siehe, wie kecklich der Knabe des Löwen Rücken bestiegen.
Muthig, der Siege bewußt, bändigt den Leu er zum Lamm.
Aller Götter mächtigster Gott raubt selbst er dem Donnrer
Seinen Blitz, und zwingt jeglicher Bildung ihn ein,
Selbst die eigene Mutter, sie ward der Götter Gelächter,
Als in den Armen des Mars trüglich das Netz sie umschloß.
Jedes besiegte der Held, den Alkumena geboren,
Doch die Liebe bezwang selber zur Spindel den Held.
Omphale aber umhüllt den Marmor der reizenden Glieder
Mit der Beute des Wilds, welches Namea geschreckt,
Und ergreifet die knotige Keul' und betrachtet den Helden; —
Durch die Lüfte enteilt Eros mit lachendem Mund.
Alles besieget die Liebe; so laß auch uns ihr gehorchen,
Eh' uns jegliche Lust raubet die schreckliche Nacht.

## Sonett XV.

Ach, dürft' ich Dir doch keine Lieder weihen!
Ich dürfte liegen dann zu Deinen Füßen,
Und, wenn die Blicke in einander fließen,
Wo wär' dann Zeit um Vers an Vers zu reihen.

Dich stets zu seh'n, wem Götter das verleihen,
Er sieht auf Sandeswellen Rosen sprießen,
Im trüben Sturm die Klarheit sich erschließen,
Er kann dem Schicksal manchen Schlag verzeihen.

O dieses Centrum aller Wonn' und Freuden,
Bei Ihr zu sein, der Herrin der Gedanken,
Wer es errang, wie ist er zu beneiden.

Sie Sie zu singen will ich nie ermatten,
Und um Ihr treu zu folgen ohne Wanken
Verwandelt mich ihr Mächt' in Ihren Schatten.

## Aminta oder die gerächte Ehre*).

In der Stadt Vittoria, welche zu den angesehensten des Königreichs Biscaya gehört, theils wegen der Schönheit ihrer Lage, theils durch ihre Größe und durch ihre Reichthümer, lebten vor einiger Zeit zwei Brüder, von denen der ältere Erbe der gesammten väterlichen Güter war, und seine einzige Ehre darin setzte, eine gute Tafel zu führen, seine Freunde zu bewirthen und dem Vergnügen der Jagd nachzugehen. Der jüngere, welcher Don Pedro hieß, war eben nicht zu sehr mit Einkünften überladen, wie dies in der Regel bei den jüngern Söhnen in dieser Provinz der Fall ist, und da er kein anderes Lehn als seinen Degen besaß, so nahm er frühzeitig Kriegsdienste, um seinen Lebensunterhalt zu sichern und um auch in der Geschichte sich einen Namen zu machen. Er bekleidete ansehnliche Aemter unter der Regierung des Königs von Spanien, der ihm dann für seine geleisteten Dienste eine anständige Belohnung von sechstausend Ducaten jährlicher Einkünfte gab. Unter diesen Umständen fand er denn auch eine Frau, die zu gleicher Zeit schön und von vornehmer Geburt war und bedeutende Besitzungen hatte. Sie stammte aus der Stadt Segovia, die zu den am schönsten gebauten Städten Castilla's gehört und großen, ausgebreiteten Handel treibt.

Pedro hatte aus dieser Ehe nur einen Sohn, der in des Vaters Fußtapfen trat, noch sehr jung als Fähnrich bei einer Compagnie leichter Reiter in des Königs Dienste ging, und einen Krieg mitmachte, den der König mit dem Herzoge von Savoyen führte. Der ältere Bruder Don Pedros hatte nur eine einzige Tochter, die aber für eine vollendete Schönheit gehalten wurde. Aminta, so war der Name des reizenden Mädchens, konnte ungefähr vierzehn Jahre alt sein, als ihr Vater starb, dem es weniger schmerzlich war, das Leben, als ein so theures Wesen zu verlassen, ohne zu wissen, wem er die Erziehung desselben anvertrauen sollte; denn ihre Mutter hatte sie bereits einige Jahre früher verloren. Obschon er von ihrer Tugend überzeugt war, so wußte er doch auch, wie in so zartem Alter gute Anlagen leicht verderbt werden können und daß man bei großen Reizen nicht eben immer streng die Lehren der Weisheit vor Augen hat, wenn man nicht unter Aufsicht einer strengen Person steht.

Don Pedros Frau, welche noch am Leben war, besaß alle die Eigenschaften, welche für einen Wächter dieses Kleinods erforderlich waren, und im Falle sie nur diese Mühe über sich nehmen wollte, eignete sich Niemand besser hierzu. Daß sie sich aber leicht bereitwillig finden ließe, hoffte er von der Vorstellung, daß die Bande des Blutes sie verpflichte, sich für ihre Nichte zu interessiren, mehr aber noch davon, daß er ihr zugleich ein anderes Plänchen dabei vor Augen legte.

Aminta war eine ganz vortreffliche Partie und konnte leicht das Glück von Don Pedros Sohn begründen, da ihr Vater sie zur alleinigen Erbin aller seiner Güter einsetzte durch ein Testament, und zum Vollstrecker desselben seinen Bruder Pedro ernannte. Das liebenswürdige Mädchen wurde also dem Sohne ihres Oheims bestimmt. Nachdem der besorgte Vater diese Angelegenheiten für das Wohl seiner Tochter in Ordnung gebracht hatte, starb er vollkommen ruhig.

Sobald Don Pedro die Nachricht von dem Tode seines Bruders erhalten hatte, reiste er sogleich nach Biscaya, brachte die nothwendigen Geschäfte in Betreff des Vermögens seiner Mündel in Richtigkeit, setzte einen zuverlässigen Mann zur Verwaltung der Güter ein und reiste mit dem Mädchen nach Segovia zurück.

Die Trauerkleider erhöhten so sehr Amintas Reize und sie erschien mit so viel Anmuth nnd Schönheit, daß sie fast bei allen Frauen Neid und Eifersucht, bei allen Männern, welche sie sahen, Liebe erregte. In allen Gesellschaften war sie Gegenstand der Unterhaltung und die Schaar der Besucher bei Don Pedro nahm kein Ende, weil man sie dort recht mit Muße sehen zu können hoffte, und alle Tage fand man neue Veranlassung, das reizende Geschöpf zu bewundern. Wenn ihre Schönheit die, welche sie sahen, entzückte, so bezauberte ihr Geist alle die, welche sie reden hörten. Alle Mütter stellten ihr weises und kluges Betragen ihren Töchtern als Muster auf und Amintas großes Vermögen ließ eine Verbindung mit den angesehensten Personen der Stadt wünschen, und obschon man die bereits bestimmte Verheirathung mit Don Pedros Sohn wußte, so gab es doch Männer, welche noch nicht daran verzweifelten, mit Aminta in ein Ehebündniß treten zu können, sobald es ihnen nur gelingen würde ihre Zuneigung zu gewinnen; aber sie ließ gegen Keinen eine besondere Vorneigung blicken, da sie sich dem letzten Willen ihres sterbenden Vaters völlig hingab, und zuviel Unterwerfung gegen die Vorschriften ihres Vormundes zeigte.

Ihr Herz hatte noch keine Regung der Liebe empfunden und sie erwartete daher nur die Zurückkunft ihres glücklichen Vetters, dem Don Pedro befohlen hatte, sich so viel als möglich zu beeilen. Sie liebte den Frohsinn, und ihre Tante führte sie in alle Abendgesellschaften, die man in der Stadt gab, wodurch es ihr gelang, die frohe Laune und die blühende Gesundheit des Mädchens zu erhalten, welches auf diese Weise, Tag für Tag angenehm beschäftigt, keine Veranlassung hatte, sich etwas in den Kopf zu setzen, was ihrer Pflicht zuwider gewesen wäre, vielmehr hatte sie alle die zum Besten, welche thöricht genug waren, ihr dergleichen Zumuthungen machen zu wollen. Aber eben dieses Betragen war es, welches die Zahl ihrer Anbeter vermehrte, die, entzückt von ihrer fröhlichen Laune und durch ihren Witz, am Tage sich durch prächtige Cavalcaden bemerkbar zu machen suchten und Nachts ihr die angenehmsten Serenaden brachten. Jedoch wurden sie für diese Anstrengungen, die den Unbemitteltern der Verliebten oft sehr schwer wurden, mit schnödem Undank belohnt, denn Aminta gab häufig gar nicht darauf Acht, und bemerkte sie ja einen Aufzug, der sich durch Pracht und feinen Geschmack besonders auszeichnete, so scherzte sie über diese Beweise ausgesuchter Galanterie; nicht besser ging es den vortrefflichsten Nachtmusiken, welche die holde Schläferin oftmals gar nicht hörte, oder wenn sie die schmelzenden und sehnsüchtigen Arien vernahm, sich dadurch in den Schlaf bringen ließ, ohne den sehnsüchtigzärtlichen Rittern dafür zu danken.

Allein die Erfahrung lehrt es fortwährend, daß eine dauernde, vollkommene Gesundheit oft von einer plötzlichen Krankheit bedroht wird, und noch so große Klugheit zuweilen auch einen derben Stoß bekommt. Diese Erfahrung machte auch Aminta; denn da sie bisher in einer strengen Zurückgezogenheit gelebt hatte, verfiel sie in den Fehler der Bizarrerie, welcher sie der Verspottung und Neckerei aller derer, welche sie kannten, preis gab.

Um diese Zeit kam ein junger Castillaner nach Segovia; er war von einem schönen und wohlgefälligen Aeußern, welches sehr für ihn einnahm, allein er gehörte zu jenen Wüstlingen, welche nur ihren Leidenschaften folgen und daher Alles daran setzen, ihre Absichten zu erreichen, ohne sich ein Großes um die Kritik oder gar um Gewissensbisse zu kümmern; mit einem Worte, er gehörte zu denen, die starke Geister zu sein glauben, wenn sie gar keine Religion haben.

Jacinto, wir wollen ihn einstweilen mit diesem Namen nennen, hatte eine sehr achtungswerthe Frau, mit welcher ein ruhiger und billig denkender Mann in der glücklichsten Ehe hätte leben können; allein es wollte ihm gar nicht zu Sinne, daß ein Cavalier von seinen Vorzügen an eine sittsame und ehrbare Gattin durch Heirath gebunden sein sollte. Für ihn hatte eine freie Leidenschaft für eine Geliebte mehr Reiz; daher trennte er er sich von seiner Gemahlin und wählte sich ein Mädchen, Namens Flora, welches seinem Charakter zusagte und das er unter dem Titel einer Schwester bei sich hatte. Eines Tages war er in eine Kirche, die nicht weit von Don Pedros Hause war, gegangen, um die Messe zu hören; hier erblickte er Aminta, die in Begleitung ihrer Tante in der Kirche erschien und durch ihre Schönheit, durch ihren Schmuck und prachtvollen Aufzug leicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Da der Charakter des Ritters von der Art war, wie bereits angedeutet ist, so war es leicht einzusehen, daß er eine solche Dame nicht ruhig oder gar gleichgültig ansehen konnte, vielmehr erregte die liebenswürdige Aminta sein innerstes Gemüth und sie sehen, sich sterblich in sie verlieben und sich in den Kopf setzen, Alles zu unternehmen, um zu ihrem Besitz zu gelangen, war bei ihm das Werk eines Augenblicks. Allein als er ihren Namen erfahren und sich nach der nähern Lage der Umstände erkundigt hatte, fand er die Sache doch nicht so leicht als er sie wünschte, denn er kannte die Macht und den Stolz Don Pedros und die Sprödigkeit des Mädchens.

Da alle seine Leidenschaften sehr heftig waren, so wurde er von einer so gewaltigen Trostlosigkeit und Unglückseligkeit ergriffen, daß er weder essen noch schlafen mochte und, da seine Gesundheit einem schweren und plötzlichen Angriff nicht lange widerstehen konnte, in eine äußerst gefährliche Krankheit verfiel, deren Grund zu bekennen er nicht das Herz hatte. Flora, früher der einzige Gegenstand seiner Lust und seines Vergnügens, war ihm unerträglich und schien durch ihre Schmeicheleien ihm seine Untreue vorzuwerfen. Auch entging ihrem scharfen Auge seine Kälte alsbald nicht, ohne daß sie die Veranlassung hierzu hätte erforschen können: denn auf ihre mehrmaligen Anfragen hatte sie keine Antwort erhalten, die ihrer Neugierde ein Genüge hätte thun können. Sie war zu sehr bei dieser Sache betheiligt als daß sie ihre Unter-

*) Aus Maria de Zayas' Novellen übersetzt. Erstes Bändchen. Neuhaldensleben 1833.

suchung sobald hätte aufgeben sollen, weshalb sie denn auch nicht unterließ auf jede seiner Aeußerungen zu achten und hierauf ihre Conjecturen zu gründen; sie bedurfte auch nicht gar zu langer Zeit, um sich das Dunkel vollkommen aufzuhellen: denn Jacinto war zu sehr mit seiner Leidenschaft beschäftigt, als daß er sich hätte die Mühe geben sollen, seine innere Zerrüttung vor ihr zu verbergen.

Eines Tages, als er glaubte, daß Flora ausgegangen sei, weil sie ihm gesagt hatte, daß sie, um die Stadt zu besehen, einen Spaziergang zu machen wünsche, und er, da er sie nicht mehr liebte, sich auch nicht weiter darum bekümmert hatte, ob sie nach dem Abschiede von ihm das Haus wirklich verlassen, überließ er sich ohne Zwang seiner Neigung, in Gedanken seiner neuen Leidenschaft nachzuhängen. Da er sich ganz unbemerkt in seinem Zimmer wähnte, ließ er sich nach einer Weile seine Teorbe bringen, welche er in der That meisterhaft zu spielen wußte, und sang zu ihrer Begleitung ein Lied, welches er auf die neue Geliebte gedichtet hatte, von dem aber auch Flora, die sich versteckt hatte, kein Wort verloren ging.

Sobald er geendet hatte, trat sie hervor und zeigte sich ihm.

Endlich, mein lieber, theurer Jacinto, kenne ich nun die Ursache deines Kummers, von dem du mich, ohne es zu wissen und zu wollen, unterrichtet hast; ich war lange Zeit ungewiß, was für eine Liebe dich in den Zustand versetzt hatte, worin ich dich sehe, und, fürwahr! du hast mir so oft eine begeisterte Beschreibung von den Reizen Amintas gemacht, daß ich leicht begreifen kann, daß du davon bezaubert bist; fürchte jedoch nicht, daß ich darüber eifersüchtig sei, ich beurtheile mich selbst zu gerecht und kann daher kein Wort darüber sagen, daß du sie mir vorziehst, da sie bei weitem mehr Vorzüge hat. Nur die Schwierigkeiten, welche ich vorhersehe, beunruhigen mich, und seit ich dein Uebel kenne, werde ich nur darauf denken, dir dabei zu Hülfe zu kommen, obschon ich es einsehe, daß, wenn wir nicht eine besondere List ausfindig machen, um Aminta zu betrügen, es unmöglich sein wird, sich einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Liebte ich nur mein Vergnügen, und wäre ich, wie die meisten Frauen, nur auf meinen Vortheil bedacht, ich würde, weit entfernt dir zu dienen, dir deine Treulosigkeit vorwerfen; aber, da ich nur auf deine Befriedigung denke, sorge ich, wie ich dich glücklich machen kann, was es mir — was es meinem Herzen auch immer kosten mag. Ich bin überzeugt, daß diese neue Leidenschaft von nicht langer Dauer sein wird und daß sie die schöne Freundschaft, welche uns schon seit längerer Zeit aneinander fesselt, zuverläßig nicht erschüttert, ja ich glaube sogar, daß du mich um so mehr lieben wirst, wenn du meine Uneigennützigkeit erwägst; denn, da ich darüber nachgedacht habe, zu welchen Abscheulichkeiten die Eifersucht führen kann, so habe ich geschworen, sie als ein abscheuliches Ungeheuer zu vermeiden. Das mag, was ich in Ansehung meiner sagen kann, genug sein; es ist besser, daß wir nun überlegen, wie wir uns zu benehmen haben, damit du zu Amintas Besitz gelangen kannst. Durch Geschenke ist dieses Mädchen nicht zu gewinnen, weil es die vornehmste und reichste Partie der ganzen Stadt ist, und, weil sie sich einmal darauf gesetzt hat äußerst tugendhaft zu sein, so würde sie die kleinste Zumuthung einer Galanterie gleich sehr aufbringen. Man muß sie zu überreden suchen, daß du die ehrlichsten und rechtschaffensten Absichten hast; und vorausgesetzt, daß sie dich anhört und deine Briefe lesen will, verspreche ich dir auf diese Weise den erwünschten Erfolg. Es giebt kein Mädchen, mag sie auch noch so tugendhaft und weise sein, welche nicht mit großer Ungeduld darauf wartete verheirathet zu werden, und wenn auch Aminta jetzt noch den größten Gehorsam gegen die Vorschriften ihres sterbenden Vaters bezeigt und Don Pedros Sohn als den Mann betrachtet, welchen sie heirathen muß, so wird sie ihre Gesinnungen doch sehr leicht ändern, wenn ihr deine Person einmal gefällt; sorge daher nur für ein gutes Aeußere, suche dich so zu stellen, daß sie dich bemerken muß, gewinne eine Person, welche ihr Ohr besitzt, damit diese oft und vortheilhaft von dir zu ihr redet, und ich für mein Theil will meine Rolle schon spielen. Ich will nämlich ihre Bekanntschaft in der Kirche zu machen suchen und mich bei ihr in eine gute Meinung setzen; alsdann wird es mir nicht schwer fallen können, dir unter dem Namen einer Schwester allerlei gute Dienste zu leisten, und sie muß wirklich sehr fein sein, wenn ich sie nicht ins Netz kriegen soll. Gefällt ihr deine Person, so kannst du auf Treue und Glauben der Heirath auch ihre Gunstbezeugungen erhalten, und ist es durchaus nothwendig, so entführst du sie aus dem Hause ihres Oheims und bringst sie in ein entferntes Stadtviertel, wirst du ihrer aber überdrüssig, so verläßt du sie, da sie dich nicht kennen kann, und Erkundigungen über dich einzuziehen, wird sie sich schon hüten, weil sie dadurch ihre Schande bekannt machen, oder sich doch der gerechten Bestrafung ihres Oheims aussetzen würde. Ich für meine Person verlange für meine Dienstleistungen keine andere Belohnung, als das Vergnügen, dich zufriedener zu sehen; obschon es fast ganz außerordentlich ist, daß eine Frau selbst mit dazu beitragen will ihren Geliebten zur Untreue zu verleiten, so verspreche ich doch nichts, was ich nicht halten will.

Flora verleugnete ihren Charakter durchaus nicht, indem sie diese neue Rolle spielte; sie machte es nur wie alle Mädchen ihrer Art, welche aus Eigennutz lieben und nicht wahrhaft eifersüchtig auf das Herz ihres Liebhabers sind; vielmehr kommt es im Gegentheil ihnen außerordentlich erwünscht, wenn Unregelmäßigkeiten eintreten, indem grade solche Vorfälle sie alsdann zu ähnlichen Schritten berechtigen, und es ist ja hinlänglich bekannt, daß sie ihre Gunstbezeugungen gar zu gern theilen.

Jacinto hörte mit der größten Aufmerksamkeit auf Alles, was diese gefährliche Rathgeberin vorschlug, denn er betrachtete das Opfer, welches sie ihm brachte, als die letzte Anstrengung der Liebe, und ganz mit seiner Leidenschaft beschäftigt, dachte er nur daran sie zu befriedigen, ohne die Gesinnungen seiner unwürdigen Geliebten zu untersuchen. Um sie aber zu veranlassen, noch mehr für seine Pläne zu thun, umarmte er sie zärtlich, sagte, daß er ihr das Leben verdanke und daß er ihr nie genug seinen Eifer für sie würde zu erkennen geben können. Nachdem von beiden Theilen noch das Betragen, welches angenommen werden sollte, besprochen worden war, so fand sich Floras schon mitgetheilter Plan am zweckmäßigsten.

Sobald Jacinto durch diese erfreulichen Aussichten sein frisches Aussehen wiedergewonnen hatte, setzte er Kaufleute und Schneider in der Stadt für seinen Staat in Bewegung, damit er die Vortrefflichkeit seines Wuchses und die Anmuth seiner Bildung durch die Künste der Kleidung noch erhöhen möchte. Er war fast zu jeder Zeit des Tages und der Nacht vor Don Pedros Thür zu finden, um die Aufmerksamkeit der Nichte auf sich zu ziehen; bisweilen allein und dann wieder in Floras Begleitung, die ihm im Pagenkleide folgte, welches besonders der Fall war, wenn er der angebeteten Aminta eine Serenade bringen wollte; denn Flora hatte eine wohlklingende Stimme und spielte die Teorbe nicht minder vortrefflich als Jacinto.

Don Pedro hatte einer Kaufmannswittwe eine freie Wohnung in seinem Hause eingeräumt und da diese gute Frau keine Geschäfte hatte, so machte sie, um sich die freie Miethe ihres Zimmers zu erhalten, die Dienstfertige und Zeitungsträgerin, welches ihr keine Anstrengung oder vielmehr keine Ueberwindung kostete, da sie von Natur neugierig war und zu gern Intriguen schmiedete, ohne sich aus irgend etwas ein Gewissen zu machen, wenn sie auch in ihrem Aeußern die Ehrbare spielte. Don Pedro, den diese Außenseite betrog, hatte gar kein Arg daraus, daß sie viel mit seiner Nichte verkehrte. Helena, so mag diese Frau genannt werden, war die erste, welche die eifrigen Bemühungen des Ritters bemerkte und da sie, wie man zu sagen pflegt, die Welt gesehen hatte, so brauchte sie nicht lange nachzusinnen, was er denn eigentlich suche. Als er daher eines Abends vor dem Hause auf und niederging, nahm sie die Gelegenheit wahr, ihn anzureden und zu fragen, was er noch so spät hier zu thun habe, setzte aber, ohne seine Antwort abzuwarten, gleich hinzu, daß sie mit Bekümmerniß gesehen habe, wie ein solcher Ausbund von Galanterie seine Zeit in Amintas Dienste verderbe, ohne ihren Besitz hoffen zu dürfen, da sie bereits mit ihrem Vetter versprochen sei, den man nächstens von Mailand zurückerwarte.

Jacinto war sehr erfreut, als er hörte, daß sie selbst zuerst auf diesen Punct einging, und da er eine so günstige Gelegenheit nicht ungenützt für sich vorübergehen lassen wollte, so entwarf er ihr ein so bewegliches Gemälde seiner Liebespein, daß die Wittwe, welche in dergleichen Dingen sehr mitleidig war, außerordentlich gerührt wurde, und er, um sie noch mehr anzuspornen ihm zu Gunsten zu reden, versicherte sie, daß sie Aminta keinen schlechten Dienst leisten würde, wenn sie die Heirath zwischen ihnen zu Stande bringen helfen wollte, denn er besäße ein jährliches Einkommen von viertausend Ducaten; außerdem versprach er ihr Glück zu machen, wenn sie nur dem schönen Mädchen ein Briefchen von ihm zustellen wolle, und, um ihr jeden Zweifel an der Wahrheit seiner Worte zu benehmen, drückte er ihr eine von Wohlgerüchen duftende Börse, worin er fünfzig Gold-Escudos gesteckt hatte, in die Hand. Dieses Argument war zu siegreich und wirkte weit mehr als seine Beredsamkeit. Sie forderte den Jacinto auf, recht bald zu schreiben, und versprach, das Briefchen zu besorgen, sobald sie es erhalten haben würde, und wo möglich wollte sie auch von Aminta eine Antwort zu erhalten suchen.

Der Ritter ging sehr vergnügt über diesen Anfang nach Hause, erzählte seiner Flora wie die Sachen standen und ergriff die Feder, um seine Liebesqualen geschrieben in Helenas Hand zu legen; zugleich fügte er noch einen Ring von großem Werthe hinzu, den Aminta als den ersten Beweis seiner Liebe annehmen sollte. Helena versprach den größten Eifer in seinem Dienste zu zeigen und bestellte ihn auf den folgenden Abend, um eine Antwort in Empfang zu nehmen, welche sie ihm mit größter Zuversicht versprach. Kaum war er von ihr weggegangen, als sie sich in Amintas Schlafgemach begab, welche sich noch nicht niedergelegt hatte, weil sie grade diesen Abend mit einem Briefe an ihren Verlobten beschäftigt gewesen war. Helena wartete bis sie ihren Brief vollendet hatte, dann trat sie vor den Spiegel der Schönen und sagte: nicht wahr die Zeit hat mir noch nicht zu sehr mitgespielt? Es scheint, sagte sie, als sie Amintas Lächeln bemerkte, als ob ihr glaubt, daß Niemand außer euch Anbeter haben könnte; — jedoch damit ihr seht, daß ich nicht ganz ohne Verdienste sein mag, so sehet hier das Liebesbriefchen, welches ich mit diesem Diamant, der fast wie eure Augen funkelt, erhalten habe. Zugleich zeigte sie ihr beides.

Aminta zweifelte, wie billig, an der Wahrheit; aber neugierig wie alle Mädchen, und da man einmal seinem bösen Geschick nicht entgehen kann, nahm sie mit heiterer Miene das Dargebotene von Helena an und las halblaut folgende Worte:

Jacinto an Aminta.

„Das Schicksal, welches Ihr so viele Eurer Liebhaber habt erdulden lassen, hätte mich klug machen müssen; aber wie ist dies möglich, wenn man Euch gesehen hat. Es wird mir unmöglich zu glauben, daß Ihr für Don Pedros Sohn, wie man sagt, bestimmt sein solltet, den Ihr nicht einmal kennt. Sobald Eure Augen den meinigen begegneten, fühlte ich die Bewegung meines Herzens, welche nur die Uebereinstimmung unserer Seelen erzeugen kann. Hat der Himmel uns für einander bestimmt, so wird er auch die unbilligen Pläne Eures Oheims zu zerstören wissen; aber wollt Ihr lieber den Anordnungen Eures sterbenden Vaters, als den Gesetzen der Liebe folgen, so dürft Ihr wenigstens in der Abwesenheit Eures überglücklich zu schätzenden Vetters einem Manne, der Euch anbetet, die Erlaubniß Euch zu sehen nicht versagen; diese Gunst erbitte ich mir von Euch, so wie auch als die zweite, daß Ihr den Ring annehmet, den ich als ein Zeichen der Huldigung sende, welche ich Eurer Schönheit bringe."

Wer ist denn dieser Unglückselige, sagte Aminta, sobald sie den Brief zu Ende gelesen hatte, der mich so dringend bittet, die Leiden seiner Liebe, welche er erdulden muß, zu lindern? Es ist ein Cavalier, entgegnete Helena, der es mehr verdient Euch zu besitzen, als der, welchen man zu Eurem Gemahl bestimmt hat, er ist von Rang, hat Vermögen, ist schön und wohlgebildet, galant und zuletzt auch klug genug, kurz er ist ein auserlesener Ritter. Don Pedros Sohn ist euch nahe genug verwandt und es ist nicht nöthig, daß euch die Ehe durch ein stärker Band verbinde. Ich weiß nicht, setzte sie hinzu, wo ihr hindenkt, euch so hartnäckig auf eine thörichte Treue gegen einen Menschen zu setzen, den ihr niemals gesehen habt, der euch vielleicht mißfällt, wenn ihr ihn seht, und inzwischen laßt ihr eine so schöne Gelegenheit verloren gehen, welche ihr sobald wohl nicht wiederfinden möchtet; denkt wohl auf das, was ihr zu thun habt, und belehrt mich über das, was ich Jacinto antworten soll. Sagt ihm nur, erwiederte Aminta, indem eine hohe Röthe ihr Gesicht übergoß und sie den Ring an ihren Finger steckte, sagt ihm, daß Ihr mir seinen Brief gegeben habt, daß ich ihn gelesen, aber daß Ihr nichts von meinen Empfindungen hättet entdecken können. Nichts hätte der Wittwe erwünschter kommen können, als gleich nach ihrem Weggange von der liebenswürdigen Schönen den Ritter anzutreffen, um ihm Bericht von ihrer Unternehmung des Geschäfts zu ertheilen. Da er aber nicht darauf gerechnet hatte, daß man eine solche Sorgfalt in seinem Dienste zeigen würde, so war er, da es schon spät geworden, zu seiner Vertrauten zurückgegangen und ruhete bereits in ihren Armen.

Die Gedanken, welche auf das verschiedenartigste Amintas Gehirn durchkreuzten, als sie allein in ihrem Zimmer war, und die Betrachtungen, welche sie über dies sie fast verwirrende Abenteuer anstellte, zu schildern ist kaum möglich. Die Liebe, deren Angriffen sie bisher noch entgangen war, fing an sich ihres jungen Herzens zu bemächtigen und verursachte ihr soviel Unruhe, daß der Schlaf davon zum ersten Male von ihrem Lager zurückfloh. Sie mochte sich noch soviel im Bette hin- und herwenden, sie fand die Ruhe, welche sie suchte, nicht. Obschon sie recht wohl wußte, daß sie Don Pedros Sohn heirathen sollte, so hatte sich doch ihre Phantasie nie mit diesem Bilde beschäftigt und sie konnte nicht begreifen, wie es kam, daß Jacintos Bild so großen Eindruck auf ihre Seele gemacht hatte, da sie ihn doch nur aus dem Gemälde kannte, welches Helena von ihm entworfen hatte. Mit Ungeduld erwartete sie die Wiederkehr des Morgens und hoffte, daß mit ihm der stürmische Aufruhr ihrer Seele sich legen sollte. Sobald sie den Tag anbrechen sah, verließ sie ihr Lager, nahm ihre prächtigsten Kleider und vergaß keinen Schmuck, der ihre Schönheit hätte heben können, um — ihrem neuen Geliebten noch mehr zu gefallen, wenn sie so glücklich sein sollte ihm zu begegnen. So zeigte sich die verderbliche Wirkung von Helenas Rathschlägen; denn da sie die Schwachheit gehabt hatte sie anzuhören, war vorauszusetzen, daß sie sich bald ergeben würde.

Weil ein Festtag war, so begab sich Aminta mit ihrer Tante zur Kirche, um die Messe anzuhören und traf ihre gefährliche Hausgenossin vor der Thür in einem Gespräche mit Jacinto, und vermuthete, da Beide sehr eifrig zusammen sprachen, daß jener der Ritter sein möchte, dessen Bildniß sie ihr entworfen hatte. Hatte Jacintos Brief ihre frühere Sicherheit schon wankend gemacht, so vollendete sein vortheilhaftes Aeußere ihre völlige Besiegung. Obschon über dreißig Jahre alt, war seine Gesichtsbildung doch so edel, sein Wuchs so gefällig, daß man ihn nicht ohne Bewegung im Herzen ansehen konnte. Der Ritter bemerkte zwar, daß ihn Aminta mit solchen Blicken betrachtet hatte, welche ihm das Gelingen seiner Eroberung hoffen ließen, allein er besaß zuviel Welt, wie man es zu nennen pflegt, hatte zu viel Lebensart, als daß er es sich hätte merken lassen. Von dem Augenblicke an, wo sie ihre Augen auf ihn geworfen hatte, bis daß sie in den Wagen stieg, wechselte sie fortwährend die Farbe und wandte den Kopf in jedem Augenblick, um ihn anzusehen; aber als sie hörte, daß Helena beim Abschiednehmen von Jacinto zu ihm sagte: lebt wohl Sennor, eure Geschäfte gehen ganz vortrefflich und ihr werdet einem glücklichen Erfolg entgegensehen; wurde sie so ergriffen, daß sie vor ihrem Geliebten hinzusinken vermeinte. Er entfernte sich von seiner Vertrauten, sowie er seine Herrin schwanken sah, trat zu dieser heran und bot ihr die Hand, um sie zu stützen. Madonna, sagte er, nehmt diesen kleinen Dienst von mir als ein Zeichen meines Eifers an. Aminta, welche ihre Besinnung wiedergewonnen hatte, zog sogleich ihren Handschuh aus und reichte ihm die Hand, an welcher sie den Ring trug, den ihr Helena von ihm gebracht hatte, und der Ritter ergriff dieselbe mit vieler Ehrfurcht. Don Pedros Gemahlin machte ihm ihr Compliment für diese höfliche Dienstleistung, welche er ihrer Nichte erzeigte und der Ritter begab sich, nachdem die beiden Damen in den Wagen gestiegen waren, zu seiner Flora, um ihr von Allem was sich zugetragen hatte, Bericht zu erstatten, und sagte ihr, daß sie Aminta noch in der Kirche treffen würde, wenn sie sich etwas beeilen wollte. Flora ging sogleich dahin und nahm ihren Platz dicht an dem Betstuhl, wo Aminta kniete und sagte zu Jacinto, welcher sie begleitete, laß uns näher hier heran treten, lieber Bruder, denn es macht mir so viel Vergnügen die jungen Damen zu sehen, als ob ich selber ein Mann wäre, und wahrhaftig, ich habe noch keine schönere gesehen als diese hier, ich versichere dich, ich bin ganz verliebt in sie. Aminta hatte Flora mit eifersüchtigem Auge betrachtet, als sie dieselbe mit Jacinto eintreten sah, jedoch der Name Bruder, den sie nun hörte, beruhigte sie wieder, und als sie gar das Lob vernahm, welches ihr von der Dame ertheilt wurde, sagte sie ihr einige verbindliche Artigkeiten darüber mit diesen Worten: Bei Eurer anmuthigen Bildung, Donna, darf man nur seinen Spiegel befragen, um sich ein Genüge zu thun, denn es möchte keine Schönheit geben, welche die Eure nicht übertreffe, und obschon ich kein Recht habe Euch etwas abzustreiten, so will ich doch nicht, daß Ihr eine bessere Meinung von mir haben sollt als von Euch selber; ich schätze mich hinlänglich glücklich, Eure Augen einige Augenblicke auf mich gezogen zu haben und will gern allen Vorschub thun, um mir einen Liebhaber wie Euch zu gewinnen, von dem ich versichert sein kann, daß meine Ehre bei ihm durchaus keine Gefahr läuft und ich glaube auch nicht, daß Ihr Euch weigern werdet, mich als Geliebte anzunehmen, nach der Erklärung, welche Ihr mir so eben gemacht habt.

Man muß sehr kühn sein, Madame, erwiederte Flora, wenn man es unternimmt Euch seine Dienste zu weihen, wenn Ihr, wie ich glaube, dieselbe Aminta seid, deren Stolz gleiches Aufsehen erregt wie ihre Vorzüge, und welche ein Vergnügen daran findet ihre Liebhaber zur Verzweiflung zu bringen.

Ich führe diesen Namen, entgegnete Aminta, aber was man Euch auch immer hat von mir sagen mögen, ich gebe Euch mein Wort, nicht grausam gegen Euch zu sein.

Flora war sehr geneigt, in einen nähern Verkehr mit Aminta zu treten, weil es ihr dadurch um so leichter wurde, ihrem Jacinto zu dienen und bei ihrer Feinheit wußte sie die

Unterhaltung bald so zu drehen, daß sie Aminta, ohne eine vorhergehabte Absicht merken zu lassen, erzählte, daß ihr Bruder zu Valladolid, wo sein gewöhnlicher Aufenthalt sei, von ihrer Schönheit habe sprechen hören und deshalb einzig und allein nach Segovia gekommen sei, um sie zu sehen, allein da er vernommen, daß sie mit Don Pedros Sohn verlobt sei, habe er nicht gewagt, ihr irgend einen Heirathsantrag zu machen; darauf rühmte sie seine Geburt, seine Reichthümer, sagte ihr, daß er die Versicherung hätte, eine Commandantur des Ordens von Alcantara zu erhalten, und fügte hinzu, daß Jacinto sie gebeten hätte, die Reise mitzumachen, weil ihr Geschlecht ihr mehr Freiheit gewährte, so würde sie besser wissen können, ob seine Nachforschung angenehm ausfallen möchte. Zuletzt malte sie Jacinto so verliebt, so bescheiden, so treu, daß Aminta, welche schon geneigt war, das Beste von ihm zu glauben, vollkommen überzeugt wurde, daß sie keine bessere Wahl treffen könnte. Flora endigte ihr Gespräch mit der Bitte, Mitleid mit ihrem Bruder zu haben, ehe ihr Vetter aus Italien zurückgekehrt sein würde, weil sie alsdann weniger Freiheit haben dürfte.

Ach! Madonna, entgegnete Aminta, wenn ich auch entschlossen wäre, Jacinto glücklich zu machen, wie sollte ich es anfangen, da ich völlig von meinem Oheim abhänge, der nichts gegen die Vortheile seines Sohnes unternehmen wird. Ich wäre schon bereit den Wünschen Eures Bruders zu genügen, denn seit man mir gestern von ihm ein Billet und einen Ring zugestellt hat, habe ich von diesem vorhängnißvollen Augenblick an eine so heftige Zuneigung zu ihm gefaßt, daß, wenn ich vorher mit einiger Ungeduld der Heimkehr meines Vetters entgegen sahe, ich jetzt ohne Betrübniß die Nachricht von seinem Tode anhören würde; und ich wünsche von ganzem Herzen, daß er so lange in Mailand bleiben mag, bis ich Mittel und Wege gefunden habe, unsere Verbindung abzubrechen oder ich durch freiwilligen Tod mich von den Unruhen befreiet habe, welche mich verzehren. Ich tadle mich so sehr, gegen einen Unbekannten treu gewesen zu sein, daß ich entschlossen bin Alles zu wagen, Ruhe, Ehre und Glück, um mich Jacinto hinzugeben. Da ich Euch mein Herz aufgeschlossen habe und es mir unmöglich ist meine Empfindungen zu ändern, so bitte ich um Euren Rath was ich thun soll.

Grade das war es, was Flora erwartete. Fürchtet nichts, Madonna, erwiederte sie, Ihr verliert nichts, wenn Ihr auf Don Pedros Sohn verzichtet; Jacinto steht ihm weder an Geburt noch Vermögen nach und seid Ihr erst verheirathet, so muß Euer Oheim wohl seine Einwilligung geben, weil er Euer Wohl nicht wird verwerfen können, und um Euren Vetter zu trösten, erbiete ich mich, ihn zu heirathen. Zwar weiß ich zu gut, daß ich Euch in allen Dingen nachstehen muß, aber mit zwanzigtausend Thalern jährliches Einkommen bin ich eine hinlänglich gute Partie für einen vom Glück begünstigten Soldaten; verzeiht, Donna, wenn ich so rede, aber es ist Euch nicht unbekannt, daß sein Vater nur ein jüngerer Sohn war, der sein Vermögen einzig nur im Kriege gewonnen hat. Im schlimmsten Falle aber, wenn sie gar zu hochmüthig thun sollten, dürft Ihr ihnen nur Euer Vermögen lassen, mein Bruder besitzt genung für zwei und wird sich einzig mit Eurer Person begnügen. Durch Helenas Vermittelung, der Euer Oheim nicht mißtraut, werden wir uns näher besprechen können; wir nehmen Abrede mit einem Pfarrer, daß er Euch heimlich traut und wenn die Ceremonie vorüber ist, geht Ihr mit mir in meine Wohnung, wo wir Don Pedro murren lassen, ohne uns um ihn zu kümmern.

Aminta ließ sich so von ihrer Leidenschaft blenden, daß sie nicht nur in alle Vorschläge Floras einwilligte, sondern sie selbst bat, keine Zeit zu verlieren, aus Furcht, daß ihr Verlobter eher zurückkommen möchte, als sie ihren Vorsatz ausgeführt hätten, und sich nach dem Mittagsessen mit ihrem Bruder auf Helenas Zimmer einzufinden, damit sie zusammen beschließen könnten, was sie zu thun hätten, während ihre Tante Besuche machen würde; und nachdem Aminta Flora ewige Freundschaft geschworen hatte, begab sie sich in Don Pedros Haus zurück.

Die Tante hatte zwar gesehen, daß die beiden Mädchen in einer angelegentlichen Unterhaltung gewesen waren, allein dies erregte ihr auch nicht einmal den Schatten eines Verdachtes, weil sie von der Tugend ihrer Nichte vollkommen überzeugt war.

Flora erzählte Jacinto Alles was sich in der Kirche zugetragen hatte und er belohnte ihr diesen Dienst, welchen sie ihm geleistet, mit tausend Liebkosungen. Nach einer leichten Mahlzeit begaben sich Beide zu dem Stelldichein, welches ihnen Aminta versprochen hatte und fanden Helena schon zu ihrem Empfange bereit, nach dem Befehle der reizenden Verliebten. Da sie nun einmal eine heftige Leidenschaft für Jacinto empfunden hatte und vor Ungeduld verging ihn zu sehen, so eilte sie, sobald ihre Tante das Haus verlassen hatte, um mit ihren Freundinnen eine Spielpartie zu machen, und ihr Oheim, um einige Geschäfte zu besorgen, nach Helenas Zimmer, ohne ihren Dienerinnen etwas von ihrem Vorhaben mitzutheilen, denn da sie wußte, daß Bedienten, wenn man ihnen ein Geheimniß anvertraut, große Lust haben es auszuplaudern, so sagte sie blos, daß sie sich mit Helena etwas unterhalten wollte, und man sie dort abrufen könnte, wenn es etwa nöthig sein sollte. Da es bekannt war, daß die Wittwe eine vortreffliche Laune besaß, so konnte dieser Besuch durchaus nicht auffallend erscheinen. Sobald Aminta eingetreten war, umschlang sie Floras Hals so zärtlich, daß Jacinto fast eifersüchtig darüber wurde; aber sein Kummer war nicht von langer Dauer, weil ihm das schöne Mädchen, nachdem sie sein Gelübde der Treue erhalten hatte, Gunstbezeugungen gewährte, die, wenn auch unbedeutend, ihn doch mit Freude erfüllten, weil sie durch die Person, welche sie gab, kostbar wurden. Aminta hatte bisher in einer solchen Zurückgezogenheit von näherem männlichen Umgange gelebt, daß sie das, was sie that, sehr in Verwirrung setzte, wovon sie sich kaum erholen konnte. Helena und Flora machten sich ein Vergnügen daraus, sie deshalb aufzuziehen und brachten sie dadurch in neue Verwirrung. Als man genug gescherzt hatte und es Zeit wurde sich zu trennen, blieb man bei der Verabredung, daß am folgenden Tage nach dem Mittagsessen, wenn Don Pedro und seine Gemahlin ihr übliches Schläfchen hielten, Jacinto seine liebenswürdige Gebieterin mit einer Sänfte abholen sollte, um sie zu dem Pfarrer hinzubringen, von dem sie sich unter erdichteten Namen wollte trauen lassen; dies sollte aus Fürsorge geschehen, daß man sie nicht entdecken möchte; von dort aus wollten sie nach Jacintos Haus gehen, welches er in Segovia gemiethet, und daselbst so lange bleiben, bis er sie in seine Heimath führen würde. Dann, wenn nichts mehr zu fürchten sei, wollten sie Don Pedro anzeigen, daß das Band der Ehe sie auf ewig vereint hätte. Nachdem Alles auf diese Weise beschlossen war, empfahlen sie Helena das Geheimniß zu bewahren, bis die Zeit da sein würde, wo man die Oeffentlichkeit nicht mehr zu scheuen habe. Diese versicherte ihrerseits, daß es ihr eigener Vortheil heische, so lange zu schweigen, bis Don Pedros Zorn sich gelegt habe. Darauf trennten sie sich vergnügt und jeder begab sich in seine Wohnung.

Aminta war von ihrem neuen Geliebten so bezaubert, daß sie auch nicht im Geringsten an das Unheil dachte, welches in Folge einer so übereilten Flucht entstehen konnte, und Jacinto besaß so wenig Glauben und Gewissen, obschon er wohl einsah, daß er das Glück des Mädchens vernichte und Schmach und Schimpf über sie bringen würde, daß er nur an das Vergnügen dachte, welches er in ihrem Besitz zu genießen hoffte. Aminta handelte wie ihrer Sinne nicht mächtig, Jacinto als ein unredlicher Mann. Beide waren aber bei der Heftigkeit ihrer Leidenschaften zu entschuldigen, weniger Flora; denn eine Frau kann keine größere Niederträchtigkeit sich zu Schulden kommen lassen, als wenn sie selbst die Ränke ihres Liebhabers unterstützt.

Aminta erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag, den sie für den glücklichsten ihres Lebens hielt und der ihrer Leiden Anfang war. Mit der emporsteigenden Morgenröthe verließ sie ihr Lager und kleidete sich schnell an; zwar hatte sie einige Vorahnungen des Unglücks, das sie sich zu bereiten ging und der Himmel wollte sie durch verschiedene Zeichen darauf aufmerksam machen, doch brachte sie dies nicht zum Nachdenken, da die Liebe einmal unumschränkt über ihr Herz gebot und alle Sinne gefangen hatte. Sie wickelte ihre Steine und Kostbarkeiten in ein feines Tuch, welches sie in einem Aermel ihres Oberkleides verbarg, steckte ihren Schleier in den andern und ging wie gewöhnlich, obwohl mit ziemlicher Unruhe, zum Mittagsessen. Sobald sie sah, daß ihr Oheim und die Tante eingeschlafen waren, stieg sie die Treppe herab, bedeckte ihr Gesicht mit dem Schleier, verließ das Haus und setzte sich in die Sänfte, welche bereits an der Thür ihrer harrte, nachdem sie zuvor von Helena Abschied genommen und ihr von neuem unverbrüchliches Schweigen über das Geheimniß empfohlen hatte. An einer Straßenecke fand sie Jacinto, der sie von dort aus hatte aus dem Hause gehen sehen, und an diesem Orte gleichsam auf Wacht gestanden war, ohne Furcht bemerkt zu werden, weil in dieser Gegend der Zusammenfluß der Fremden in Segovia gewöhnlich war und man ihn nicht kannte. So kamen die beiden Liebenden, ohne daß man sie irgend bemerkt und gekannt hätte, bei dem Geistlichen an, den Aminta begrüßte, ohne ihren Schleier zu heben, und der auch die Ceremonien der Trauung nicht alle beobachtete, da eine Handvoll Ducaten ihn über die möglichen Bedenklichkeiten beruhigt hatte. Als Aminta nach dem Gebrauche ihre Hand in Jacintos Hand legte, ging ein Smaragd, den sie am Finger trug, aus seiner Fassung und sprang auf den Boden

fallend in Stücken. Sie wurde darüber bestürzt, aber Jacinto beruhigte sie und sagte, daß es Aberglauben sei, Folgerungen aus solchen Ereignissen ziehen zu wollen, die rein vom Zufall abhingen und nichts zu bedeuten hätten. Sobald sie die eheliche Einsegnung erhalten hatte, führte der gewissenlose Ritter das betrogene Mädchen in seine Wohnung, wo sie Flora fanden, die sie voll boshafter Freude mit Glückwünschen überhäufte. Um Jacintos Vergnügen nicht aufzuschieben und der Neuvermählten keine Zeit zur Besinnung zu lassen, bereitete sie ihnen eine köstliche Mahlzeit und ließ sie dann zu Bette gehen, worauf sie sich in ein anderes Gemach zurück zog. So schmeichelte sie den Begierden ihres Geliebten in der Hoffnung, daß der Ekel und Ueberdruß, welcher in den Seelen dieser Wüstlinge dem Genusse folgt, ihr Jacintos Herz mit aller Zärtlichkeit wiedergeben würde.

Wir wollen, wie Flora, die beiden Liebenden jetzt sich selbst in aller Freiheit überlassen und den Vorhang über die Mysterien ziehen, wobei Amor keine Zeugen haben will, und indessen sehen, was sich in Don Pedros Haus zutrug, als man Nachricht von ihrer Entweichung erhielt. Don Pedro maß allen Bedienten des Hauses die Schuld bei, sprühete einen Strom von Verwünschungen und Drohungen um sich, aber Alles umsonst. Endlich beging er gar solche Ausschweifungen und Thorheiten, daß man sagte, er habe den Verstand verloren. Aber jedes Ding hat seine Zeit und auf Sturm folgt Windstille; nachdem er seine Bedienten alle einzeln und auf das schärfste examinirt hatte, ohne das geringste Licht dadurch über dieses Abentheuer zu erhalten, so schickte er Leute in der Stadt umher, welche sich unter der Hand erkundigen sollten, aus Furcht, den Schimpf seiner Nichte stadtkundig zu machen. Er mühete sich jedoch vergebens ab, weil die einzige Person, Helena, welche Auskunft geben konnte, mehr Veranlassung hatte, von dieser Sache zu schweigen als zu reden. Seine Frau und die Mägde machten aber ein solches Aufheben, daß es zuletzt ganz Segovia wußte, Aminta ist entführt. Die Obrigkeit nahm Kenntniß von dieser Entführung und der Richter ließ sich davon unterrichten, aber es mangelte aller Beweis. Der Geistliche sagte zwar, daß er um drei Uhr Nachmittags zwei ihm unbekannte Personen getraut habe, aber wenn er auch starke Muthmaßung hatte, daß dies Aminta gewesen war, von der man sprach, die Sache ließ sich nicht hinlänglich beweisen und man mußte seine Zuflucht zu einer öffentlichen Bekanntmachung nehmen. Jacinto erhielt Nachricht davon und wurde unruhig; seine Leidenschaft wurde schon kühler, er sah den Fehltritt, den er begangen, und die Gefahr, der er sich ausgesetzt hatte. Er fürchtete, daß Helena ihn angeben möchte, wenn man stärker in sie dringen sollte, daß sie seinen Aufenthaltsort, der ihr bekannt war, entdecken möchte und das ganze Abentheuer sich mit einer schimpflichen Katastrophe endigte.

Um sich von dieser Unruhe zu befreien, begab er sich in der folgenden Nacht an ein niedriges Fenster, welches von Helenas Zimmer auf die Straße ging und rief sie herbei. Während er ihr erzählte was sich zugetragen hatte und sie zuhörte, zog er unvermerkt ein Pistol hervor und schoß ihr zwei Kugeln durch die Brust, so daß sie auf der Stelle, ohne ein Wort sprechen zu können, todt in die Stube zurück stürzte. So belohnte er ihr die Dienste, welche sie ihm geleistet hatte.

Ein Verbrechen zieht das andere nach sich, und sobald Jacinto von dieser Seite sich Ruhe verschafft hatte, dachte er nur darauf, seine Geliebte zu verlassen, die ihm lästig zu werden anfing, weil er befürchtete, daß der Mord Helenas die Obrigkeit veranlassen möchte, eine Durchsuchung der Miethwohnungen vorzunehmen, um den Thäter zu entdecken. Verfolgte der Schrecken und die Angst den Unglücklichen von dieser Seite, so war es von der andern Flora, die ihn beunruhigte, weil sie ihrer Nebenbuhlerin gern los sein wollte, und endlich ließen ihm auch die Gewissensbisse über das Verbrechen, welches er begangen hatte, keinen Augenblick Ruhe. Um sich aus allen diesen Unannehmlichkeiten herauszuziehen, entschloß er sich, Segovia sobald als möglich zu verlassen, und Aminta, während er hierzu die Anstalten traf, zu einer ihm befreundeten Dame, welche etwas abgelegen wohnte, zu bringen. Er suchte sie hierzu dadurch zu bewegen, daß er ihr vorstellte, es würde für sie, falls es das Unglück wollte, daß sie in die Hände ihrer Verwandten fiele, vortheilhafter sein, wenn man sie bei einer Frau von Rang fände, als in einer gemietheten Wohnung, und sie könnte in diesem Falle auch, ohne ihren Ruf zu wagen, ihre Verheirathung entdecken. Sollte man sie aber nicht ausforschen, so würde er einen Wagen miethen und sie nach Valladolid bringen, wäre sie aber erst einmal dort, so hätten sie nichts mehr zu fürchten. Aminta ließ sich bereden und ihr treuloser Geliebter suchte eine von seinen Verwandtinnen auf, eine reiche Wittwe, welche nur einen Sohn hatte, schön von Aeußerm und von biederm Character, Namens Don Martin. Jacinto ersuchte diese gute Dame, doch eine sehr verehrungswerthe Frau, für welche er sich sehr interessire, während er in Geschäften eine Reise nach Valladolid machen müßte, bis zu seiner Zurückkunft gütig bei sich aufzunehmen. Donna Luisa, so hieß diese Dame, hatte zwar von den verliebten Händeln, welche Jacinto in der Heimath gehabt hatte, gehört und vermuthete daher nicht mit Unrecht, daß die in Rede stehende Dame vielleicht eine von seinen Geliebten sein möchte, aber sie wollte ihm doch die nachgesuchte Gefälligkeit nicht abschlagen.

Gegen Abend brachte der Ritter die schöne Aminta, welche über den schlechten Fortgang ihrer Liebe schon ziemlich schwermüthig war, zu seiner Verwandten, froh ein Mittel gefunden zu haben, sich ihrer zu entledigen. Um sie zu trösten, hatte er ihr, außer ihren eigenen Kostbarkeiten, noch Steine von großem Werthe gegeben. Sobald Jacinto Abschied genommen hatte, kehrte er zu seiner Flora zurück und trat mit dieser seine Rückreise in die Heimath an, ohne sich Sorgen darüber zu machen, was aus der Unglücklichen werden möchte, die er verließ, nachdem er seiner rohen Leidenschaft genügt hatte. Aber wenn diese auch von Seiten der Menschen nichts mehr zu hoffen hatte, so übernahm der Himmel ihre Vertheidigung und ließ den Verräther die verdiente Strafe erleiden.

Aminta blieb also bei Donna Luisa unter dem Namen Victoria, den sie angenommen hatte, weil der ihrige in Segovia zu bekannt war, und so wurde es ihr nicht schwer, verborgen zu bleiben, weil ihre großmüthige Wirthin erst seit kurzer Zeit in dieses Haus gezogen war, und Amintas Abentheuer ihr Ohr noch nicht erreicht hatte, obschon es in allen Gesellschaften Gegenstand der Unterhaltung war; allein sie lebte in großer Zurückgezogenheit und ihr Sohn war seit vier Tagen vom Hause entfernt auf die Jagd. Sobald Don Martin zurück kam, wechselte er nur die Kleider und ging in der Stadt seinen Geschäften nach, wobei er denn auch bald die Gespräche über die Entführung Amintas hörte. Als er heim kam, richtete man das Abendessen an und Donna Luisa ließ ihre liebenswürdige Schutzbefohlene rufen; Don Martin, der sie im Hauskleide, mit schwermüthigem Antlitz, welches aber ihre Reize noch erhöhete, eintreten sah, blieb bezaubert stehen und vermochte über Tisch nicht die Augen von ihr wegzuwenden.

Sobald man abgenommen, erzählte er seiner Mutter die Neuigkeiten, welche er in der Stadt erfahren hatte, und nachdem er mehreres vorgebracht, erwähnte er auch Amintas. Vor einigen Tagen, sagte er, ist die Nichte Don Pedros, welche dieser mit seinem Sohne verheirathen wollte, verschwunden, ohne daß man im Geringsten erfahren kann, was aus ihr geworden ist; da sie das schönste und klügste Mädchen von ganz Castilla ist, kann man sich den Grund gar nicht enträthseln, weshalb sie ihren Oheim verlassen hat, weil sie nie Widerwillen gegen den ihr bestimmten Gemahl gezeigt, und auch in einer so großen Zurückgezogenheit gelebt, daß man ihre Tugend nicht in Verdacht ziehen kann; unter Trompetenschall ist das Verbot bekannt gemacht, sie bei Todesstrafe nicht zurückzuhalten, und was das Unbegreiflichste ist, man hat diesen Morgen eine Frau, welche ein kleines Zimmer in Don Pedros Hause bewohnte, durch einen Pistolenschuß, gerade mitten durch die Brust, getödtet gefunden; wenn ich nicht irre, nannte man sie Helena. Man hat den Greis und alle Hausbedienten eingezogen, indem man glaubt, daß der Mörder unter ihnen ist; ich habe die Verhandlungen, welche bereits darüber aufgenommen sind, selbst gelesen. Ein Zeuge hat ausgesagt, daß er in dieser vergangenen Nacht gesehen, wie die Frau mit einem Manne auf der Straße durch ein Fenster gesprochen habe, und ein Anderer, daß er von einem Mädchen, welches bei Don Pedros Nichte, die Aminta heißt, im Dienste gewesen, gehört habe, daß diese oft zu Helena auf das Zimmer gegangen sei, woraus man die Folgerung gezogen hat, daß Aminta die Ursache ihres Todes sei und deshalb hat man den Oheim in das Gefängniß gesteckt.

Zitternd hörte Aminta dieser Erzählung zu und war von Herzen froh, als Don Martin von dieser Materie aufhörte und seiner Mutter dankte, daß sie ihm eine so liebenswürdige Hausgenossin gegeben habe. Jacinto, erwiederte Donna Luisa, hat sie mir anvertraut, während einer Reise nach Valladolid; bei seiner Zurückkunft wird er sie abholen, um sie mit in seine Heimath zu nehmen.

Ist es seine Frau? fragte Don Martin. Das wolle Gott nicht, unterbrach ihn Donna Luisa, es würde mich sehr betrüben, wenn eine so sanfte und adelige Dame so übel berathen wäre.

Was sprecht ihr von Frauen, sagte Aminta mit einer Unruhe, die sie nicht verbergen konnte; ist dieser Jacinto verheirathet, oder ist er im Begriff, es zu thun? Von welchem Jacinto sprecht Ihr? erwiederte Donna Luisa; meint Ihr etwa denselben, welcher Euch zu mir brachte? Der heißt nicht eigentlich so, sondern sein wahrer Name ist Don Francisco, seine Gemahlin lebt zu Madrid. Seid Ihr dessen auch wohl versichert, edle Frau? fragte die niedergeschlagene Aminta. Es ist die Wahrheit, antwortete Donna Luisa, und es fehlt kein Grund,

weshalb man zweifeln dürfe: ich bin mit ihm aus derselben Provinz und habe bis zu meiner Verheirathung dort gelebt; jetzt mögen es etwa fünf bis sechs Jahre sein, daß ich wieder dort gewesen; ich habe es selbst gesehen, daß er ein Mädchen aus meiner Geburtsstadt, in die er sich verliebt hatte, heirathete, denn ich war bei der Hochzeit, welche bei einem ihrer Verwandten gefeiert wurde, zugegen. Nach Verlauf eines Jahres war sie gezwungen, sich von ihm zu trennen; ich kenne die ganze Familie und weiß, daß sein Reichthum seinem wüsten Leben gleichkommt.

Hatte er nicht eine Schwester, Namens Flora? fragte Aminta weiter, noch verwirrter als zuvor. Ihr kennt diese Person schlecht, entgegnete Donna Luisa; es ist eine Beischläferin, die er seit mehren Jahren unterhält und die seinen schändlichen Neigungen zu schmeicheln weiß; wenn er nicht einflußreiche Verwandte am Hofe hätte, die ihn zu schützen suchen, so würde er längst schon seinen Kopf haben auf das Schaffot tragen müssen. Aber sagt mir, theure Victoria, was nehmt Ihr für Antheil an seine Person? ich sehe Eure Thränen fließen, welche Ihr vergebens zurück zu halten sucht und ich zweifele fast nicht, daß er auch an Euch einen seiner gewöhnlichen Streiche verübt hat. Glaubt sicher, daß er Euch betrogen, wenn er sagte, er sei nicht verheirathet; seine Gattin heißt Donna Maria, sie hat sich zu ihren Verwandten zurückgezogen, weil sie seine Ausschweifungen nicht hat ertragen können.

Meine Leiden, erwiederte Aminta, sind von der Art, daß ich sie nicht ohne Verwirrung bekennen kann: gestattet daß ich mich zurückziehe; wenn ich mich etwas von meinem Erstaunen, worin mich diese Unterhaltung gebracht hat, werde erholt haben, will ich Euch Dinge erzählen, die Euch in Verwunderung setzen sollen; Ihr werdet kaum glauben können, daß ein Mann so niederträchtig sein kann, die Einfalt eines unglücklichen Mädchens auf diese Weise zu mißbrauchen. Donna Luisa wollte nicht weiter in sie dringen; sie merkte wohl, welchen Betrug man ihr gespielt hatte, wenn sie auch die näheren Umstände nicht wußte. Sie erhob sich sogleich von ihrem Sitze und führte Aminta bei der Hand in ein schönes Zimmer, welches die Aussicht auf den Garten hatte. Dieses stieß an Don Martins Zimmer, mit dem es eine Verbindungsthür hatte, welche sie verschloß, damit man die Ruhe ihrer Schutzbefohlenen nicht stören möchte. Aminta hatte so die Herzen des Sohnes und der Mutter gewonnen, daß sie gerührt waren von ihren Leiden, die ihnen noch nicht einmal näher erzählt worden waren.

Don Martin fing an, für die Schöne mehr als bloßes Mitgefühl zu empfinden; er fürchtete, daß ihre Verzweiflung sie zu irgend einem traurigen Entschluß bringen möchte, ging deshalb, um sich in den Stand zu setzen, diesem zuvor zu kommen, zeitig auf sein Zimmer und fand die Verbindungsthür verschlossen. Da er nun wohl merkte, daß dies von seiner Mutter, die sehr streng über Sittlichkeit dachte, ausgegangen sein möchte, so suchte er in einem Kasten alter Schlüssel und fand auch wirklich einen darunter, welcher ihm einen Weg in das Zimmer der liebenswürdigen Victoria eröffnete. Nachdem er ihn versucht hatte, um ihn im Nothfall gebrauchen zu können, stellte er sich, als ob er sich niederlegen wollte, entfernte die Diener und schlich sich dann leise an die Thür, um durch das Schlüsselloch jede Bewegung Victorias beobachten zu können. Donna Luisa hatte sie allein gelassen, nachdem sie nach ihrem besten Vermögen bemüht gewesen war sie zu trösten, worauf sie in ihre Gemächer gegangen war.

Als die Unglückliche sich allein sah und nicht glaubte, daß man sie beobachte und ihre Klagen hören könnte, vergoß sie einen Strom von Thränen, zerraufte ihr Haar, zerfleischte ihr Gesicht mit den Nägeln und ließ ihrem Schmerze vollen freien Lauf, der nun mit so größerer Gewalt hervorbrach, da sie ihn eine Zeit lang zurückgehalten hatte. Ach unglückselige Aminta! rief sie mit hinschmachtender Stimme, wie hast du so verblendet sein können, welche rasende Leidenschaft ließ dich deine Pflicht vergessen? dein Unglück wird den Mädchen zum warnenden Beispiel dienen können, die sich die Liebe in den Kopf setzen und sich denen so leicht hingeben, die sie verführen wollen. Ach! meine Leichtgläubigkeit hat mich so schlimme Fehltritte begehen lassen und mir so schreckliches Unheil zugezogen; noch vor drei Tagen betrachtete mich Jedermann mit Hochachtung, meine Verwandten verehrten mich, die Vergnügen kamen meinen Wünschen zuvor und ich lebte im vollkommensten Ueberfluß alles Wünschenswerthen — und nun bin ich erbärmlich von dieser Höhe herabgestürzt. Mein theurer Oheim! Wie kann ich den Schimpf wieder gut machen, den ich auf meine Familie gebracht habe, wie den Kummer verscheuchen, den ich euch verursachte? Ach! er muß noch vermehrt werden, wenn ihr erst alle Umstände erfahrt. Grausame Helene, du bist das Werkzeug meiner Leiden, meiner Schande, möge dich Gott dafür in jener Welt strafen wie in dieser. O gefährliche, verderbliche Flora, du übertriffst an Feinheit und Bosheit alle deines Geschlechts und Gewerbes! und du Jacinto, wie hast du dich entschließen können, ein Mädchen meines Ranges zu betrügen, ohne zu bedenken, daß du die Veranlassung meines Todes bist; kannst du glauben, daß mein Oheim einen solchen Schimpf wird ungestraft lassen? Mit deinem Blute sollst du den Verrath bezahlen, den du an mir begangen hast, wenn seine Tage nicht zu bald ihr Ziel erreichen; aber wenn du auch seiner Rache entgingest, sein Sohn ist verpflichtet, dich zu verfolgen bis an der Welt Ende, weil du zu gleicher Zeit seine Verwandte verführt und seine Braut geraubt hast. Aber warum soll ich Andern die Sorge überlassen, da ich selbst Muth genug besitze, um dir das undankbare Herz aus der Brust zu reißen. — Aber nein, ich selbst muß die Qual für meine zu große Leichtsinnigkeit dulden; man wird mir verzeihen, wenn man erfährt, daß ich sie mit meinem Blute abgewaschen habe; alles Schwanken hört hier auf, man muß das Leben verlieren, wenn man die Ehre verloren hat.

Als sie dies gesprochen hatte, zog sie ein Messer hervor, das sie zu dem Zwecke, sich die Adern zu öffnen, verborgen hatte, indem sie überdachte, daß sie todt sein würde, wenn man im Hause erwachte. Don Martin, welcher einen Theil ihrer Klagen angehört hatte, errieth das Uebrige. Leise steckte er, um ihr in ihrer Absicht zuvorzukommen und sie zu verhindern, den Schlüssel in das Schloß, und schnell die Thür öffnend, stand er vor ihrem Bette, ehe sie ihren schrecklichen Plan ausführen konnte.

Die unglückliche Aminta war von dem Sturm, welchen ihre Seele schon ausgestanden hatte, so ermattet, daß sie bei seinem Eintritt ohne Regung blieb und ihr Puls still stand. Don Martin bemühte sich, sie wieder in das Leben zurückzubringen und hatte dabei vollkommene Freiheit, ihre Reize mit Muße zu betrachten, Reize, die ihm ohne diesen Zufall lange Zeit würden verborgen geblieben sein. Der verliebte Cavalier, dem ihr Unglück so zu Herzen gegangen war, erstaunte über ihre große Jugend, welche mit diesen bezaubernden Reizen in einen so beweinenswürdigen Zustand versetzt war und benutzte die Gelegenheit, da die Liebe bald dem Erstaunen folgte, Gunstbezeugungen zu rauben, die er freiwillig nicht sobald hoffen durfte. Er ordnete ihre Haare, trocknete ihre Thränen und da er merkte, daß sie anfing zu athmen, so suchte er durch einen etwas feurigen Kuß die Geister auf ihre Lippen zurückzurufen, die sich nach dem Herzen gezogen hatten. Sie kam aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich, fand sich in den Armen Don Martins und machte erröthend einige Versuche, sich seinen Händen zu entziehen; doch that sie dies etwas weniger ernstlich, da sie in sein Zutrauen einflößendes Gesicht sah und das Liebesfeuer, welches aus seinen Augen leuchtete, bemerkte; sie waren allein, der Ritter gefiel ihr und sie zog aus seiner Physionomie den Schluß, daß er Muth genug besitzen würde, sie zu rächen. Diese Vorstellungen, vereint mit einem angenehmen Gegenstande, verbannten sogleich Jacinta gänzlich aus ihrem Herzen. Um jedoch die Sitte und Schicklichkeit zu beobachten, nahm sie das Wort und stellte sich beleidigt: In welcher Absicht kommt Ihr hierher, Sennor? sagte sie mit stolzem Ton, überlaßt mich mir in Freiheit während der kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe; kehrt in Euer Gemach zurück und widersetzt Euch nicht einem Vorsatz, zu dem ich durchaus entschlossen bin; mein Tod ist nothwendig, um die Ehre meiner Familie wieder herzustellen.

Nein, nein! Ihr dürft nicht sterben, liebenswürdige Aminta, entgegnete Don Martin, oder ihr müßt meine Brust zuvor durchbohren, ehe Ihr die Eurige trefft. Ich habe Euch geliebt, sobald ich Euch erblickte, gebietet über mein Leben, es ist Euch ganz allein geweiht; glaubt Ihr, daß es Euch nützen kann, es steht zu Euren Diensten; gestattet, daß ich Eure Fesseln trage, sie werden mich stolzer machen, als der Besitz des Weltalls! Ihr versteht Euch schlecht auf mich, sagte Aminta; obschon ich in Eurem Hause bin, müßtet Ihr doch mehr Rücksichten nehmen mit einer Person von meinem Range und meinem Geschlechte; ich gestehe es, daß ein Verräther über meine Ehre triumphirt hat; aber ich halte Euch für zu großmüthig, als daß Ihr von einem Geheimnisse, welches Euch der Zufall entdeckte, Nutzen ziehen wolltet; das Unglück, so mir begegnet ist, hat nur meine Tugend wieder erweckt und veranlaßt mich, diese in den Stand zu setzen, sich vor Ueberraschungen zu sichern. Die Schlinge, welche man nach mir auswarf, war so fein, daß sich noch klügere als ich darin würden gefangen haben. Ihr werdet Euch keine Person zur Frau wählen wollen, deren Aufführung man verdammen kann; auch bin ich nicht von solcher Geburt, daß Ihr mich lieben dürftet. Glaubt mir und geht auf Euer Zimmer zurück, oder ich werde genöthigt sein, Eure Mutter zu meinem Beistande herbei zu rufen, und das ganze Haus wach zu machen, wenn sie mich nicht vor Eurer stürmischen Zudringlichkeit schützt. Ich will mich meinen Verwandten ausliefern, daß sie in meinem Blute die Schande, welche ich über sie gebracht habe, abwaschen.

Aminta sprach diese letzten Worte mit einer solchen Festigkeit, daß Don Martin, welcher sah, daß sie einen neuen Versuch machte, sich ihm zu entwinden und die Thür zu gewinnen, glaubte, die That würde ihren Drohungen auf dem Fuße folgen. Er bemühte sich aus allen Kräften, sie zurückzuhalten, bat um einen Augenblick Gehör, schwur, daß er nur die redlichsten Absichten habe, und erbot sich, um sie zu überzeugen, ihr einen Eid zu schwören, wenn sie es verlange und diesen für gültig annehmen wollte. Unterdessen betrachtete er sie mit leuchtenden Augen und da er sah, daß sie sich besänftigte, so drang er in sie, ihm zu sagen, über wen sie sich zu beklagen hätte und versprach, falls es ein Mann sei, der ihre Ehre angegriffen, sie vollkommen zu rächen, und nichts von ihr zu verlangen, ehe sie nicht sein Versprechen erfüllt gesehen hätte.

Aminta, welche in Don Martin einen so edlen Beschützer fand, als sie sich von der ganzen Welt verlassen glaubte, sagte darauf zu ihrem neuen Geliebten, um ihn noch mehr für ihre Angelegenheit zu gewinnen: Ich selbst bin jene unglückliche Aminta, von der Ihr vor wenigen Stunden gesprochen habt, deren Entführung so viel Aufsehen in der Stadt erregt hat; Ihr wißt, daß sie Don Pedro und seine ganze Familie mit Schimpf bedeckt hat, aber Ihr wißt vielleicht nicht, auf welche Art ich einen Zufluchtsort bei Eurer großmüthigen Mutter gefunden habe. Laßt Euch dies mit wenigen Worten sagen, damit Ihr mir mit weniger Widerwillen Eure Dienste erzeigen mögt! Hierauf erzählte sie ihm in der Kürze Alles, was sich mit ihr zugetragen hatte, von dem Augenblick an, wo sie Jacintos Brief empfing, bis zu dessen Abreise, wodurch Don Martins Mitgefühl und Liebe nur verdoppelt wurde. Er fand diese Handlung so ehrlos und eines Edelmannes so unwürdig, daß er sogleich beschloß, Alles aufzubieten, diesen niederträchtigen Verführer zu strafen. Nichts destoweniger war er aber sehr geneigt, sich, ehe er irgend etwas unternahm, Amintas Besitz zu sichern, und indem er seine Betheuerungen sie zu rächen erneuerte, verlangte er ihr Wort, daß sie die Gattin keines Andern, außer ihm werden wollte. Wenn man finden sollte, daß Aminta etwas vorschnell mit einem Menschen sich eingelassen, den sie erst seit einigen Stunden kannte, so muß man nur den schrecklichen Zustand bedenken, in dem sie sich befand; ohne Ehre, ohne Vermögen, ohne Schutz, und man wird leicht sehen, daß ein Mensch, der in Gefahr ist zu ertrinken, Alles ergreift, was er erreichen kann, um sich daran zu halten; eben so muß ein Mädchen, welches von der ganzen Welt verlassen ist, sich schon dem Zufall anvertrauen, um sich aus der Verwirrung, worin sie gerathen ist, herauszuziehen; die Rache erschien ihr so süß, daß sie gar nicht glaubte, sie irgend zu theuer erkaufen zu können.

Glaubt nicht, sagte Aminta zu ihrem gewonnenen Beschützer, daß ich einem Andern als mir selbst die Sorge, mich zu rächen, überlassen will; ich habe die Beleidigung empfangen, ich muß sie rächen; hatte ich die Schwachheit, mich verführen zu lassen, so darf mir auch nun der Muth nicht fehlen, mich an meinem Verführer zu rächen. Unverletzlich will ich halten, was ich Euch versprochen habe, ich will keinen Andern, als Euch zum Gatten nehmen; aber bevor das Band der Ehe uns vereint, muß ich dem Verräther, der mir die Ehre stahl, das Leben rauben, damit es Euch nicht bekümmern kann, eine Frau zu nehmen, deren Tugend verdächtig ist. Der einzige Dienst, den ich von Euch verlange, besteht darin, daß Ihr mich auf meiner Reise begleitet, damit mir nicht ein neues Unglück widerfahre. Ich will mich als Page kleiden, um unkennbar zu sein, wenn wir in die Stadt kommen, wo mein Treuloser sich gewöhnlich aufzuhalten pflegt; ich will Mittel ausfindig machen, um ihn in die Schlinge zu locken, und ihm Gleiches mit Gleichem vergelten; wenn ich gerächt bin, wollen wir nach Madrid gehen, wo wir sicher sein werden. Don Martin hegte zuviel Unterwerfung und Hochachtung, als daß er sich den Plänen seiner erwählten Herrin widersetzt hätte, und starb fast vor Ungeduld, das Ende ihres Vorhabens zu sehen, in der Hoffnung, eine so liebenswürdige Person zu besitzen, obschon er in gewisser Hinsicht, wenn er sie so betrachtete, den Jacinto zu entschuldigen fand, weil es in ihrer Nähe unmöglich war, die Vernunft in den gehörigen Schranken zu halten.

Nachdem sie sich darüber verständigt hatten, am folgenden Tage abzureisen, brachten sie den Rest der Nacht zusammen zu, und versprachen sich einander, möglichst bald ihrer Sehnsucht ein Ziel zu setzen. Sobald es Tag wurde, besorgte Don Martin Alles was zu ihrer Reise nothwendig war, und sie erwarteten dann das Ende des Tages, der ihnen über Gebühr lang schien. Kaum hatte sich Donna Luisa niedergelegt, so begab sich ihr Sohn mit männlichen Kleidungsstücken auf Amintas Zimmer, welche sich sogleich umkleidete, ihr Haar soweit abkürzte, als nöthig war, sie unkenntlich zu machen und in dieser Verwandlung dem Don Martin so reizend erschien, daß er sich an ihrem Anblick gar nicht sättigen konnte. Allein er mußte diese Beschäftigung doch abbrechen, um einen Brief an seine Mutter zu schreiben, worin er sie benachrichtigte, daß eine Angelegenheit welche Leben und Ehre der liebenswürdigen Victoria betreffe, ihn nöthige sich zu entfernen, und sie bat, von seiner Abreise gegen Niemand ein Wort fallen zu lassen. Nachdem er diesen Brief seinem zuverlässigsten Bedienten übergeben hatte, verließ er mit Aminta das Haus, ließ sie auf ein Maulthier sitzen und bestieg ein anderes, welche er zu diesem Zwecke gemiethet hatte und folgte ihr in einem schlechten Kleide, so daß man ihn für ihren Stallmeister*) hielt und er weniger kenntlich war. So kamen sie in der Nacht aus Segovia und langten am folgenden Tage gegen Abend in Madrid an, wo sie in einer Vorstadt blieben, um den Freunden, welche Don Martin bei Hofe hatte, nicht zu begegnen. Nach einigen Tagereisen kamen sie in die Stadt, wo sich Jacinto aufhielt, und die wir nicht weiter nennen wollen, um Neugierige nicht auf die Spur zu leiten, die wahren Namen dieser Personen zu entdecken. Sie suchten sich eine Wohnung in einem abgelegenen Theile der Stadt, damit Don Martin, welcher aus dieser Provinz war, nicht erkannt werden möchte, und er mußte sich selbst verborgen halten, während Aminta umherstrich, um ihren Verführer aufzufinden. Zwar würde ihr edelsinniger Liebhaber sie gern gerächt haben, ohne daß sie ihre Person dabei einer Gefahr aussetzte, allein sie war entgegengesetzter Meinung, und so mußte er gezwungen gehorchen und sich darin fügen. Seid ohne Sorge, sagte sie zu ihm, ich habe es Euch versprochen, nur Euch angehören zu wollen, und werde mein Wort halten, nur beneidet mir den Ruhm nicht, meine Ehre selbst wiederherzustellen; hat mein Leichtsinn mich der bösen Zunge preis gegeben, so muß mich mein Muth wieder heben, und jene zum Schweigen bringen. Wenn ich es ruhig abwartete, daß Ihr dem Schändlichen, der mich so undankbar betrog, den Dolch in die Brust stießet, müßtet Ihr, mich so wenig über meine Schande empfindlich sehend, meine Treue, wenn ich Euch angehören werde, in Verdacht ziehen; denn ist man nicht lebhaft von dem begangenen Fehler durchdrungen, leicht ist man geneigt, einen zweiten zu begehen. Aminta fügte diesem noch viele andere Gründe bei, um ihre Meinung zu unterstützen, daß sich Don Martin endlich überreden ließ und nachgab. Freilich war bei ihm etwas Eifersucht mit im Spiele, denn er fürchtete, daß der Anblick des frühern Geliebten ihren Zorn entwaffnen möchte. Er konnte es auch nicht unterlassen, ihr dies zu verstehen zu geben, und sagte mit einem gezwungenen Lächeln, daß sie weniger trachte, sich zu rächen, als Jacinto wieder zu sehen. Sie verließ ihn ein wenig aufgebracht über den Verdacht, welchen er blicken ließ und sagte ihm, daß der Erfolg ihre Aufführung rechtfertigen würde. Don Martin sah nicht ohne Kummer sie weggehen; die Gefahr, der sie sich aussetzen wollte, beunruhigte ihn und er konnte nicht anders denken, als daß bei dem Anblick seines Nebenbuhlers ihre Liebe wieder erwachen würde.

Aminta ging sogleich in die große Kirche, welche nicht weit von ihrer Wohnung war, und die erste Person, auf welche ihr Blick fiel, war der angebliche Jacinto, den wir von nun an Don Francisco nennen wollen; sie erkannte ihn sogleich, obschon er mit mehren Freunden zusammenstand. Liebe und Haß geriethen bei diesem verhängnißvollen Zusammentreffen in mächtigen Streit und wer das Mädchen scharf angesehen, hätte die Verwirrung merken müssen. Ein Glück für sie war es, daß sie ein Kleid trug, welches von selbst ihr schon mehr Muth einflößte, sonst hätte sie den gewaltigen Bewegungen ihrer Seele nicht widerstehen können. Sie sammelte sich schnell und näherte sich den Cavalieren, um sich bemerkbar zu machen. Don Francisco, welcher sich umwandte und sie erblickte, redete sie zuerst an und fragte nach ihrem Begehr. Aminta erröthete so sehr, als sie ihn sprechen hörte, daß der Treulose, hätte er nur im Geringsten sie etwas aufmerksam betrachtet, sie unfehlbar erkannt haben würde. Jedoch antwortete sie noch ziemlich entschlossen: sie suche einen Dienst. Aus welcher Provinz bist du? fragte Francisco sie scharf ansehend. Aus Valladolid, Sennor, entgegnete Aminta; mein Vater hat mir einige Ducaten anvertraut, die ich im Spiele verloren habe; Furcht vor Mißhandlungen veranlaßte mich, das väterliche Haus zu verlassen, bis sich sein Unwille etwas gelegt haben möchte.

Mir scheint, daß du für einen jungen Menschen schon genug verstehst! sagte Don Francisco.

Meiner Treu! Sennor, der mir mein Geld abgewann, verstand noch mehr, versetzte sie; aber man wird klug auf seine Kosten.

Ich muß dich irgendwo schon gesehen haben, sprach Francisco weiter, oder du gleichst doch wenigstens bis zur sprechenden Aehnlichkeit einer Person, die ich vier und zwanzig Stunden liebte.

---

*) Palafrenero.

Da habt Ihr ein großes Opfer gebracht, entgegnete Aminta, und die Schöne wird Euch verpflichtet bleiben müssen, denn ich weiß nicht, wie sie sich gegen Euch quitt machen will, um einer so langen Treue eine würdige Belohnung zu geben.

Treue, sagte Francisco, ist nicht mehr Mode, das ist eine Romantugend; aber lassen wir das; ich will dich der Aehnlichkeit wegen in meine Dienste nehmen und mir ein Vergnügen daraus machen, mich von meiner Herrin bedienen zu lassen — wenn es auch nur ihre Gestalt ist.

Der Abscheuliche trieb seine Frechheit so weit, daß er mit seinem Verbrechen groß that und dadurch über seinem Haupte den Blitz zusammen zog, der ihn bald zerschmettern sollte. —

Wie nennst du dich? fragte Francisco; denn da du in meine Dienste trittst, muß ich auch deinen Namen wissen.

Man heißt mich Jacinto, sagte die verkleidete Schöne; ich schätze mich sehr glücklich, Sennor, daß ich einer Person ähnlich sehe, die Ihr geliebt habt, denn aus diesem Grunde werdet Ihr mich öfter ansehen.

Ich versichere dich, erwiederte Francisco, daß mir deine Geberden und dein ganzes Wesen gefiel, so wie du herantratest; aber sage mir doch, warst du niemals in Segovia?

Ich mochte mich dort nicht aufhalten, sagte der angebliche Jacinto, denn der Adel der Stadt war in großer Bestürzung über die Entführung einer Dame, die man Aminta nannte, wenn ich anders richtig gehört habe; man erzählte sich, daß sie ihren Oheim verlassen habe, weil er sie seinem Sohn vermählen wollte, den sie nicht liebte.

Die Messe war eben zu Ende, als Aminta diese letzten Worte sagte; Don Francisco trat aus der Kirche heraus und hieß den neuen Diener folgen: Aminta erklärte sich hierzu sogleich bereit, wenn er ihr zuvor gestatten wolle, ihr kleines Felleisen zu holen, worin sie ihre Wäsche habe. Nur mit Mühe konnte die verkleidete Schöne ihrem treulosen Liebhaber ihre innere Bewegung verbergen; nichts destoweniger hielt sie, sobald sie in Franciscos Haus gekommen war und dieser sie Flora vorstellte, diesen zweiten Anblick aus, ohne außer Fassung zu kommen. Flora betrachtete sie mit Aufmerksamkeit und mit so großer Unruhe, daß sie fast nicht wußte, was sie zu ihr sagen sollte; sie erkannte in dem Pagen alle Züge der unglücklichen Aminta wieder, aber sie wagte es nicht, ihre Gedanken dem Don Francisco mitzutheilen, um die vielleicht noch nicht ganz erloschene Flamme nicht wieder anzufachen. Nachdem Aminta ihren neuen Dienst angetreten hatte, suchte sie Don Martin auf, um ihm Nachricht von dem Anfang ihres Unternehmens zu bringen und seine Eifersucht, durch die Versicherung, ihn recht bald glücklich zu machen, zu besänftigen. Als sie ihn ruhiger sah, kehrte sie zu ihrer neuen Herrschaft zurück und bediente sie mit so viel Geschicklichkeit und Sorgfalt, daß sie vollkommen zufrieden waren. Sie ließ sehen, daß sie lesen, schreiben, rechnen und erzählen konnte; und um zu zeigen, daß sie von gutem Herkommen sei, spielte sie vor ihnen mit vieler Anmuth, und begleitete ihren Gesang mit der Chitarre, welche sie ganz vortrefflich spielte.

Der Inhalt des Gesanges hatte so viel Beziehungen auf das Abentheuer Amintas, daß Don Francisco ganz verwirrt wurde, und sich nicht enthalten konnte, Aminta mit der Frage zu unterbrechen, ob die Verfasserin des Gedichts ihn wirklich so liebte, als sie ihn durch diese Verse überreden wollte. Sie betrachtete mich schon fast als ihren Gatten, erwiederte der Page, aber meine Entfernung hat nun unser ganzes Verhältniß abgebrochen.

Du hast dich schon frühzeitig in Liebeshändeln versucht! sagte Francisco. Ich bin älter als ich scheine, Sennor, entgegnete Aminta, und obschon alle meine Leidenschaften heftig sind, so besitze ich doch hinlängliche Erfahrung, um eine Liebesintrigue geschickt zu leiten: ich verstehe es, zur rechten Zeit die eingeschläferte Zärtlichkeit durch etwas Eifersucht wieder zu beleben; man muß den Mann nicht nach dem Barte schätzen. Donna Flora sagt zwar, ich habe ein Gesicht wie ein Mädchen oder gar noch etwas schlimmeres, was ich nicht nennen mag; aber wenn sie mich auf die Probe setzen will, so soll sie sehen, daß ich meine Pflicht zu thun verstehe und sollte mir ja etwas abgehen, so bin ich nicht immer so einfältig, als an dem Tage, wo ich mein Geld verlor.

So unterhielt Aminta die, welche sie verderben wollte. Von Zeit zu Zeit besuchte sie den Don Martin, um ihm Nachricht zu bringen, wie die Sachen ständen, und dieser, der sich die ganze Zeit über sehr eingezogen halten mußte, bat seine theure Aminta inständigst, bald das Trauerspiel zu endigen oder ihm zu erlauben, die Hand an das Werk legen zu dürfen, weil er sich in tödtlicher Unruhe befand, wenn er bedachte, daß sein Nebenbuhler stündlich bei ihr sei. Aminta, welche sich durch diesen Verdacht beleidigt fand, erklärte ihm mit stolzer Miene, daß er nach Segovia zurückkehren könne, wenn ihm der Aufenthalt hier verdrießlich sei, daß sie ihm keine Verbindlichkeiten schuldig sei, da er ihr bis jetzt noch keinen Dienst geleistet habe, den nicht ein Edelmann selbst einem ihm gleichgültigen Frauenzimmer erweisen müsse; zugleich verließ sie ihn, ohne ihm ein freundliches Wort weiter zu sagen. Don Martin blieb in schrecklicher Verwirrung, theils aus Verzweiflung darüber, daß er ihr Mißfallen erregt hatte, theils marterte ihn die furchtbarste Eifersucht. Aminta kam etwas spät zu ihrem Herrn, der schon bei Tische saß, und dem Diener einen gelinden Verweis ertheilte. Bald darauf kam auch Don Martin, um die Geliebte zu sprechen und gab das Zeichen, welches sie von Anfang an verabredet hatten. Aminta begab sich sogleich zu ihm, und nachdem man sich von beiden Seiten einige zärtliche Vorwürfe gemacht hatte, fand die Versöhnnung Statt. Martin kehrte in seine Wohnung zurück und Aminta legte sich schlafen.

Sie war einen ganzen Monat in Don Franciscos Dienste und Don Martin erhielt in dieser Zeit Nachrichten aus Segovia durch einen Freund, der ihm berichtete, daß seine Mutter über ihn sehr in Sorgen sei, daß Don Pedro das Gefängniß wieder verlassen, seine Freiheit aber nicht lange genossen habe, denn er sei bei der Ankunft in seinem Hause todt auf das Bette gesunken und habe nur die Worte gesagt: meine Ehre ist doch zu Grunde gerichtet! sein Sohn, Don Luis, sei aus Italien zurückgekehrt, habe auch die andern Gefangenen losgemacht und wende viel Sorgfalt an, um seine Verlobte wieder zu finden. Diese Nachrichten, welche Martin der Geliebten mittheilte, der Schmerz über den Tod des Oheims, die Furcht, dem Don Luis in die Hände zu fallen, machten ihr den Don Francisco noch verhaßter. Sie konnte ihn, ohne den bittersten Schmerz, nicht in Floras Armen sehen, obschon sie ihn nicht mehr liebte. Die Ruhe, in welcher diese ihrer Liebe genossen, nachdem sie von ihnen so niederträchtig betrogen war, vermehrte ihre Wuth so sehr, daß sie Mühe hatte, dieselbe zu unterdrücken, und da sie doch fürchtete, daß sie nicht immer Herrin über sich würde bleiben können, so entschloß sie sich, ihre Rache zu beschleunigen. Sie benachrichtete Don Martin, daß sie noch in dieser Nacht ihren Plan ausführen wollte, damit er Alles zur Abreise rüsten möchte.

Sobald Aminta sah, daß der Schlaf die beiden Schlachtopfer umfangen hatte und tiefe Stille auf der ganzen Stadt lag, trat sie nach der Gewohnheit in das Schlafgemach, um die abgelegten Kleider zu reinigen; sie neigte sich über das Bette und stieß dem Francisco drei bis vier Mal einen Dolch in die Brust, daß er aufstöhnte und verschied ohne ein Wort hervorbringen zu können. Flora erwachte von diesem Geräusch und von den Zuckungen ihres sterbenden Geliebten, wollte um Hülfe rufen, aber Aminta stieß ihr den von Franciscos Blute rauchenden Stahl durch die Kehle, wobei sie ihr zurief: Treulose, erkenne Aminta, deren Ehre du opfertest und die dich dafür ihrer Ehre opfert! Mit diesen Worten gab sie ihr noch einige Stiche und sandte so ihre Seele ihrem Genossen als Gesellschafterin nach. Als sie Beide todt waren, nahm die Amazone leise ihren Mantel und ihr Felleisen, öffnete die Hausthür und begab sich zu Don Martin. Sobald dieser erfahren hatte, was vorgefallen war, sah er ein, daß nun keine Zeit zu verlieren sei, schnell die Wohnung zu verlassen. Er sattelte eiligst die beiden Maulthiere, legte das Gepäck auf das eine und ließ Aminta das andere besteigen und so verließen sie die Stadt durch das nächste Thor, machten im ersten Dorfe Halt, ruheten einige Stunden und wechselten die Kleider. Aminta zog sich ihrem Geschlecht und Stande gemäß an, eben so kleidete sich Don Martin als Cavalier, und die abgelegten Kleider wurden sorgfältig verborgen. Die beiden Liebenden blieben noch zwei Tage an diesem Ort, um die Süßigkeit zu genießen, welche ihnen die Liebe nach den vorhergegangenen Entsagungen gewährte, wobei sie sich vorläufig mit der wechselseitig geschworenen Treue begnügten und den Zeitpunkt erwarteten, wo sie ihre Verbindung öffentlich vollziehen könnten. Sie ließen eine Kutsche mit zwei Mauleseln und einer Kammerfrau aus der Stadt kommen und nahmen ihren Weg nach Madrid mit mehr Ruhe und Muße als vormals.

Als am Tage nach der für Amintas Feinde so schrecklichen Nacht die Bedienten ihre Herrschaft und auch Aminta nicht sahen, obschon es längst die Zeit war, wo jene das Zimmer zu verlassen pflegten, so gingen sie hinein und stießen bei dem Anblick der beiden, in ihrem Blut gebadeten Körper ein so furchtbares Geschrei aus, daß die ganze Stadt zusammen lief. Die Gerichtspersonen erhielten Nachricht davon; man verhörte alle Bedienten, und da sie nichts weiter aussagen konnten, als daß Aminta mit ihrem Reisesack verschwunden sei, so setzte man sie in das Gefängniß und durchsuchte alle Miethswohnungen auf das Sorgfältigste. Man fand auch die, wo die beiden Liebenden gewohnt hatten, aber der Wirth konnte weder sagen, woher sie waren, noch wie sie geheißen; er erzählte nur, daß sie sich wie Brüder behandelt und kurz vor Mitternacht abgereist seien. Sogleich wurden ihnen einige Archeros nachgesendet und der

Corregidore machte sich in Person auf. Er traf den Don Martin und seine Geliebte auf der Heerstraße nach Madrid, aber da er sie in einer schönen Equipage sah und der Ritter, obschon er sich in Segovia niedergelassen hatte, in Madrid bekannt war als ein angesehener Mann, und außerdem sagte, die Dame sei seine Gemahlin, welche er aus ihrem Orte, etwa drei bis vier Stunden weit abgeholt habe, so konnte der Corregidore keinen Verdacht fassen, weil man ihm die Personen überdies als einen Pagen und einen Palafrenero bezeichnet hatte, was auf sie nicht paßte; er erzählte ihnen die Veranlassung seiner Reise, was sie mit anhörten, wie eine gleichgültige Sache, welche sie weiter nicht angehe.

Nachdem der Corregidore mit Don Martin von ihrem mitgenommenen Vorrath zu Mittag gespeiset hatte, schieden sie von einander; die Diener der Justiz kehrten in die Stadt zurück und die Liebenden reisten nach Madrid. Da man die Gefangenen nicht schuldig fand, wurden sie bei der Zurückkunft des Corregidore in Freiheit gesetzt; das Vermögen Don Franciscos wurde eingezogen; die Hälfte nahm der Staat, die andere Hälfte erhielt die Wittwe. Sobald Don Martin in Madrid angekommen war, kaufte er eines der größten und schönsten Häuser in der Stadt, meublirte es auf das Prächtigste und machte seine Vermählung mit Aminta öffentlich bekannt.

Bald darauf ließ er seine Mutter nachkommen, die anfangs einige Schwierigkeiten machte, aber dann Segovia verließ. Aminta aber behielt den Namen Victoria bei, um sich gegen die Ansprüche Don Louis zu schützen, dem sie lieber ihr Vermögen lassen wollte, als ihre Person mit ihm zu verbinden, oder sich in große Prozesse einzulassen.

Diese Geschichte ist nach dem eigenen Tagebuch Amintas aufgesetzt worden.

---

# Friedrich von Gentz

ward am 8. September 1764 in Breslau geboren, studirte in Königsberg und erhielt 1786 eine Anstellung als Secretär bei dem Generaldirectorium in Berlin. Er nahm jedoch seine Entlassung und trat 1802 als Hofrath bei der Hof- und Staatskanzelei zu Wien in österreichische Dienste. Als Wien 1805 von den Franzosen bedroht wurde, begab er sich nach Dresden und dann in das preußische Hauptquartier, wo er 1806 das Manifest Preußens gegen Frankreich ausarbeitete. Später kehrte er nach Wien zurück, fortwährend in der Staatskanzelei beschäftigt und verfaßte hier ebenfalls 1809 und 1813 die Manifeste Oesterreichs gegen Frankreich. In der letzten Zeit führte er bei den verschiedenen Congressen als erster Sekretair das Protokoll. Er starb am 9. Juni 1832. —

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

- An die deutschen Fürsten und an die Deutschen. Leipzig 1814.
- Betrachtungen über die französische Revolution. Nach dem Engl. d. Burke neubearbeitet. Berlin 1793. 2 Thle. N. A. 1794.
- Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges. Riga 1806.
- Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa. Leipzig 1804. N. A. 1806.
- Historisches Journal für 1799, für 1800. — 24 Hefte. Berlin.
- Maria, Königin von Schottland. Historisches Gemälde. Braunschweig 1799. N. A. 1827. 12.
- Politische Parodien. Leipzig 1799.
- Schreiben an Friedrich Wilhelm III., bei der Thronbesteigung überreicht. Berlin 1798. — Neuer Abdruck. Brüssel (Leipzig, Brockhaus) 1820.
- Ueber den Ursprung und Character des Krieges gegen die französische Revolution. Berlin 1801.
- Ueber den politischen Zustand von Europa vor und während der französischen Revolution. Berlin 1801. 1802. 2 Hefte. —
- Uebersetzungen von Burke's Rechtfertigung, d'Ivernois Geschichte der französischen Finanz-Administration, Mallet de Pan, französ. Revolution, Mouniers Entwickelung; einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Ein umfassendes Urtheil über von Gentz abzugeben, gehört außer dem Bereiche dieses Werkes, da man, um sich auf den rechten und allein genügenden Standpunkt bei Abfassung eines solchen zu schwingen, auch sein Leben und seine Lebensansichten einer strengen Prüfung unterwerfen müßte, diese aber, trotz dem daß G. als öffentlicher Charakter gewissermaßen der Oeffentlichkeit angehörte, nicht das Recht zu einer unbeschränkten Besprechung gestatten, da er sie nur zum kleinsten Theil in seinen Werken und Schriften niederlegte. — Auch würde das Urtheil kein unbefangenes bleiben, indem v. G. entschieden einer Parthei angehörte, der sich, namentlich in den neuesten Zeiten, nur zu viele Gegner auf das heftigste stellten und welche noch in fortwährendem Kampfe begriffen ist. Obendrein sind eben diesen Gegnern durch veröffentlichte Briefe des Herrn von G., welche ihn von seiner schwächsten Seite zeigen und bei denen, durch eine zwar fein und gewandt geschriebene aber eigentlich schonungslose Einleitung, seine Unsittlichkeit scharf beleuchtet wird, zu gefährliche Waffen in die Hand gegeben, so daß jede versuchte Vertheidigung dieses ausgezeichneten und geistreichen Mannes vor so gerechten Angriffen als unstatthaft zu Boden fallen muß. — Es bleibe daher der Nachwelt überlassen, G. und seinen Zusammenhang mit der Geschichte seiner Tage entschieden zu würdigen, und ihm seine rechte Stelle anzuweisen.

Als Schriftsteller dagegen verdient er unser volles Lob wegen der Feinheit, Eleganz, Sauberkeit und Anmuth seines Styls, der im historischen und politischen Genre noch lange wird als Vorbild dienen können. Hier wandeln der Mann von Geist und der Mann von Welt unzertrennlich Hand in Hand, sich nie verläugnend, nie vergessend, nie über dem Zweck das Mittel, nie über dem Mittel den Zweck aus der Acht lassend und stets Form und Stoff mit gleichem Talent und gleicher Leichtigkeit beherrschend.

Vgl. Varnhagen von Ense, Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Leipzig 1836. 2 Thle. — F. von Gentz. —

---

## Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten, bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht. (Am 16. Nov. 1797.)

Neuer wörtlicher Abdruck nebst einem Vorwort über das Damals und Jetzt von einem Dritten, geschrieben am 16. November 1819.

---

### Das Vorwort

über das Damals und Jetzt
von einem Dritten, geschrieben am 16. Nov. 1819.

Es gibt zwei große Tage in dem Leben der Völker, wo die Zukunft mit dem Spiegel der Vergangenheit vor die Gegenwart tritt, und die Brust des lebenden Geschlechts mit prophetischer Ahnung erfüllt, so daß Alle es lebhafter fühlen und deutlicher empfinden als je, was sie waren, was sie sind, und was sie seyn wollen.

Solch ein Tag begeistert: in Gesängen strömt die Freude des Volkes aus; in Festen wiegt sich die Hoffnung des Bürgers; der Gedanke des Mannes wird ein klares, lebendiges Wort.

Dieses Wort der Weihe, das den Wunsch frei macht in der Brust von Millionen, das die Hoffnung der Enkel ausspricht und die Zukunft gestaltet, ein solches Wort verhallt nicht in den Vorsälen der Großen: es dringt in das Herz der Könige.

Jene beiden großen Tage sind die Thronbesteigung eines Monarchen und die Gründung einer Verfassung. Dort schließt die Zeit, hier schließt die Weisheit einen neuen Bund zwischen Thron und Volk, jene auf die Lebensdauer eines Menschen, diese auf die Lebensdauer eines Volks! Jeder neue Bund aber ist eine fröhliche Bothschaft, willkommen wie das Evangelium der Zukunft.

Darum wird er gefeiert mit Liedern, mit Festen, mit Worten. Doch nur das wahre, freie und fromme Wort darf einen solchen Bund begrüßen; nicht das der Thorheit, das der Leidenschaft und Selbstsucht! Ein solches Wort der Weihe sprach Klopstock aus, in seiner Ode an die Menschlichkeit, als Kaiser Alexander mit dämonischem Schauer den Thron seines Vaters bestieg. Damals verhieß der Selbstherrscher aller Reußen: er wolle durch das Gesetz regieren und im Namen des Gesetzes. Und in diesem Geiste sprach er jetzt zu dem Adel, der den Bauern eine freie Verfassung gegeben hatte: „Sie haben im Geiste unsers Jahrhunderts gehandelt, in welchem nur liberale Gesinnungen das Glück der Völker begründen können *).“

---

Die letzte Thronbesteigung, auf welche ganz Deutschland, ja selbst Europa mit gespannter Erwartung hinsah, war die des jetzt regierenden Königs von Preußen.

Es war der 16. November 1797.

Damals erwachte lebhafter als je das Andenken an den großen König. Die Zeitgenossen urtheilten streng von der Gegenwart. Denn in Preußen war das Wort gebunden; selbst der Gedanke sollte gefesselt werden. Mystik und Geisterseherei wollten des Thomasius helle Fackel auslöschen und dem Denker in Königsberg die Blendlaterne der Hexe von Endor anzünden. Die Dogmatik wurde ein Gegenstand der Gesetzgebung, wie die Scholastik der Mönche es einst gewesen war am Hofe zu Byzanz zur Zeit der Bilderstürmer. Ein protestantischer Staatsminister — der Herr von Wöllner — wollte den Protestantismus durch Religionsedikte kanonisch oder satzungsmäßig machen, während die geheimen Apostel des Katholicismus, verkappte jesuitische Cleriker, bis in die Nähe des Thrones drangen. Schon hofften diese Geweihten von der strengen Regel, den Monarchen selbst zu umgarnen, als noch im rechten Augenblicke das freie Wort einer edlen Frau, die öffentlich der Wahrheit die Ehre gab, und ihre frühere Bethörung eingestand, das fein gesponnene Netz zerriß.

Aber das Recht der freien wissenschaftlichen Untersuchung, das zuerst in Deutschland zu Halle den Schutz eines Königs**) gefunden, das Männer wie Spener und Thomasius, das späterhin auch den verbannten Wolf in die preussischen Staaten geführt, das unter Friedrich dem Großen die seltensten Kräfte des Geistes entwickelt, das den edlen Verein der Verfasser der Literaturbriefe und das wichtige Werk der allgemeinen deutschen Bibliothek in das Leben gerufen hatte: dieses Recht, durch dessen Gebrauch die Intelligenz des Preußen und des Norddeutschen an Kraft und Schärfe so sichtbar gewonnen hat, wurde unter Friedrich Wilhelms des Zweiten Regierung den Geistern verkümmert. Nicolai verlegte seine große Unternehmung nach Kiel. Man schrieb nicht mehr, aber man glaubte und dachte, wie zuvor; dagegen wurde die Kritik persönlich, der Witz bitter, die Tadelsucht ungerecht, und Epigramme kamen in Umlauf; — überall mit Freuden genossen, wie die süßeste verbotne Frucht *).

Zugleich mit der Freiheit der Prüfung war Friedrichs Geist aus der Verwaltung des Staats entwichen; und mit ihm die Einheit in dem Regierungsplane des Ganzen; die Festigkeit und Sicherheit in der Leitung der auswärtigen Verhältnisse: daher die Widersprüche, daher die gesunkene Achtung**)!

Im Innern war die zahlreiche Armee geblieben: stark in der Meinung der Welt und daher bedeutend; ein geistleeres Formelnwerk galt für die Hauptsache ***).

Keine Scheu vor dem Urtheil der Oeffentlichkeit hielt den Staatshaushalt in Ordnung. An die Stelle von Friedrichs hinterlassenem Schatze war eine Schuldenlast von 28 Millionen Thalern getreten.

Zwar geschah im Einzelnen viel Löbliches; es wurden treffliche Anstalten mit großen Kosten gegründet; Landbau, Gewerbfleiß und Handel wurden befördert: aber in Hinsicht auf

---

*) Der Kaiser Alexander hatte bald nach dem Antritte seiner Regierung öffentlich (d. 7. Apr. 1801) erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen fließt.“ — Die letzten Worte sagte er d. 5. März 1819 zu einer Deputation des liefländischen Adels. Uns fällt hierbei die Frage ein: Würden wohl die curischen, liefländischen und russischen Bauern je frei geworden seyn, wenn der Adel in Rußland von der historischen Basis, die jede neue Verfassung haben müsse, ausgegangen wäre? Wir kennen bei einer neu zu bildenden Verfassung keine andre Basis als das Recht, und nichts Historisches als die Klugheit, Alles Ort und Zeit gemäß einzurichten. Ist also eine Zeit, ein Volk, ein Land nicht mehr barbarisch genug für das Feudalwesen des Mittelalters, so schaffe man dieses historische Unwesen mit demselben Rechte ab, — wie dort die Leibeigenschaft.

**) Kurfürst Friedrich III, als König Friedrich I in Preußen, bewilligte den Lehrern der Universität Halle volle Sprech- und Schreibefreiheit. War nicht Leibnitz der eigentliche Stifter der Akademie der Wissenschaften in Berlin? Friedrich Wilhelm I vertrieb den Philosophen Wolf, seiner Theorien wegen, von Halle. Friedrich II rief ihn ehrenvoll zurück. Die Zeit hat über beide Beschlüsse gerichtet.

*) Wir erinnern hier nur an zwei Epigramme, die in jener Zeit des Censurzwanges und vieler Mißbräuche, gegen welche es keine rechtliche Publicität gab, allgemein bekannt waren:

Als dem großen Friedrich ein Denkmal errichtet werden sollte.

Ein Denkmal Ihm, den nie ein Brennen-Sohn vergißt?
Sein Denkmal ist in unsern Herzen;
Doch du erinnerst uns mit Schmerzen,
Daß Er gestorben ist!

An Hermes und Hilmer.

Man schickte vormals Invaliden,
Gesund an Nase, lahm an Fuß und Hand,
Zu schnüffeln durch das ganze Land,
Wo selbstgebrannter Kaffee wäre:
Denn selbstgebrannt
War damals Contreband.
Jetzt schicket man zwei Invaliden,
Gesund an Fuß und Hand,
Doch lahm an Kopf und an Verstand,
Zu schnüffeln durch das ganze Land,
Wer etwas Selbstgedachtes lehre;
Denn selbstgedacht ist jetzo Contreband.

Ein öffentl. Blatt erinnert an folgendes:

„Als der tugendhafte Minister von Malesherbes noch Director des Buchhandels in Frankreich war, da bewies er seinem König unverholen, daß man bei allen Preßzwangs- und Censuranstalten, bei allem Despotismus und zahlloser Lettres de Cachet ungeachtet, dennoch in Frankreich eben so gut Schmäh- und Trotzschriften die Menge habe, wie in dem freien England. Daß gegen den berühmten Cardinal mit der Todessichel, den Despoten Richelieu, eine ganze Sammlung von Satyren herauskam! wem ist das unbekannt? Je strenger wir also sind, sagt jenes Blatt, je mehr schwächen wir die Regierungspartei, und berauben uns der Feder aller Ehrliebenden, die sich nicht von einem hudeln (oder hofmeistern) lassen wollen.“

**) Wie dachte Friedrich II in Ansehung der Parteien-Umtriebe in der Republik der vereinigten Niederlande? Man höre den H. von Dohm in s. Denkwürdigkeiten meiner Zeit (einem Buche, das jetzt ganz vorzüglich gelesen und beherzigt werden sollte) Bd. II. S. 256 fgg. Wie handelte dagegen Friedrich Wilhelm II.? Man lese Heeren in s. Handb. d. Gesch. d. europ. Staatensystems. 3. A. S. 578 und Pölitz in s. Gesch. d. preuß. Monarchie. S. 468 fgg. S. 478 fgg u. S. 485. Wie sehr haben nicht die Feldzüge am Rhein, über welche Friedrich Wilhelm II noch auf dem Todbette seufzte, — jenes stürmische Eingreifen in die innern Angelegenheiten Frankreichs — dem militärischen und politischen Ruhme der preußischen Monarchie geschadet! Sie und der geheime Vertrag Preußens mit dem Convente, vom 5. Aug. 1796, hatten das preußische Cabinet in die zwangvolle Lage gebracht, daß es Polen's Selbstständigkeit mit vernichten helfen mußte, daß es Friedrichs II. politischen Stützpunkt im Osten verlor und keinen andern dafür im Westen erlangte. Quadratmeilen entschädigten nicht für den Verlust der Würde, die der Teschner Friede und der Fürstenbund dem Cabinette Friedrichs II gegeben hatten. Jene zwangvolle Lage dauerte fort. Das weise Neutralitäts-System Friedrich Wilhelms III vermochte nicht mehr die Gewalt der neuen Verhältnisse zu beschwören, und das Unglück von 1806 erschien als eine nothwendige Folge der Politik des Cabinets Friedrich Wilhelms II. Daß Preußen noch jetzt eine gefahrvolle geographisch-politische Lage — offne Grenzländer gegen Frankreich und Rußland hat, ist eine Folge der Politik des Cabinets Friedrich Wilhelms II.

***) Herr von Gentz hat in seinem Briefe nur der äußern Haltung der preußischen Armee gedacht. Diese äußre Haltung konnte

die moralische Haltung des Ganzen sah man die besten Absichten des Königs durch geheimen Einfluß sehr gemißbraucht und falsch geleitet. Die Idee des Protestantismus, deren Schutz die Meinung des halben Europa den Nachfolgern des großen Kurfürsten vertrauensvoll übertragen hatte — wie im Jahre 1813 die Vollziehung der von Stein und andern in die Zukunft blickenden Männern begriffenen Idee der politischen Reformation —, diese Idee, welche Preußens physische Macht durch die moralische Kraft der öffentlichen Meinung der von jener Idee durchdrungenen Völker bisher verdoppelt hatte, ward durch das Religions- und Censur-Edict angefeindet und verfolgt. Da zu gleicher Zeit alle die, welche den König zunächst umgaben, ihn mit der Besorgniß wegen Verbreitung jacobinischer Grundsätze ängstigten, so entstanden manche geheime und öffentliche Verfolgungen des politischen Glaubens. Günstlinge, Minister (wie Hoym), selbst eine Lichtenau, durften es wagen, durch unmotivirte Cabinetsordres den Gang des Rechts zu stören *)! Aber Preßzwang war die Aegide der Günstlinge und aller durch sie herbeigeführten Mißbräuche. Kaum daß das neue preußische Landrecht eingeführt werden konnte, weil man auch in den unschuldigsten Aeußerungen ketzerische, politische Grundsätze witterte **). Und doch rettete eben dieses Landrecht den Kranz des Nachruhms, der jener Regierung geblieben ist!

Noch mehr ward durch den einreißenden Luxus der Nationalcharakter in den höheren Ständen verfälscht und dem Egoismus Preis gegeben. Am Hofe galt nicht mehr die strenge Sitte spartanischer Mäßigkeit; in üppigen Genüssen schwelgte daselbst weichliche Sinnenlust und reizte die alten und jungen Wüstlinge der Hauptstadt zur Nachahmung. Bald entwich nun auch hier und dort aus der Arbeitsstube des Staatsdieners die alte Rechtlichkeit; selbst die Furcht; nur die harte Schale eines starren Mechanismus hielt noch das Ganze zusammen; aber den Kern — fand schon Mirabeau wurmstichig *).

In einer Stadt, wie Berlin, wo vor zwei und zwanzig Jahren so vielerlei Gährungsstoff die Meinungen und Sitten ins Trübe mischte, wo der Witz mit der Ueppigkeit Hand in Hand ging, wo der Leichtsinn den Spott des Unglaubens zu Hülfe rief, und die Selbstsucht des Ehrgeizes, von dem Bedürfniß gestachelt, bald in den Trugschlüssen der Gewalt, bald in der Unvernunft der Ungebundenheit die Regel suchte, um bedeutend und reich zu werden: da konnte es so wenig an Tollköpfen, als an Unzufriedenen fehlen, welche einen Umsturz des Bestehenden wünschten. Auch mochte es Visionäre und Enthusiasten genug geben, welche Hirngespinnste zu verwirklichen hofften. Spukten doch damals geheime Orden und weitverbreitete Verbindungen — nicht etwa von einigen Dutzend mit idealistischen Seifenblasen spielender vorlauter Jünglinge — sondern von geistvollen und bedachtsamen Männern!

Und mitten in diesem Schlingkraut leidenschaftlicher Bitterkeit und neuerungssüchtiger Umtriebe, wucherte der Keim des Hasses gegen eine Regierung, welche unter dem Einflusse von Weibern und Geistersehern stand. Denn es gab keine Publicität.

Der Spott des Auslandes, der vorzüglich das Religions-Edict und die Examinations-Commission traf, verwundete das Nationalgefühl des Preußen, der sich seiner Intelligenz bewußt war. Er urtheilte; er tadelte — Alles, weil er das wirklich Tadelnswerthe nicht laut rügen durfte. Zuletzt noch mußte sein Tadel verstummen gegen die Wiedereinführung der Tabacksadministration. Die Abgeordneten der Stadt Danzig wurden von dem Minister Friedrich Wilhelms II. nicht gehört. Ein Tadel aber, der nicht sprechen darf, erzeugt Haß. Zum Glück hörte ihn der Kronprinz **)!

Nur die Verständigen urtheilten ohne Leidenschaft, und beklagten es ohne Bitterkeit, daß der Preßzwang die Wahrheit hindere, bis vor die Stufen des Throns zu gelangen.

Denn das Herz des Königs war unschuldig. Gutmüthig und mild, gerechtigkeitliebend und kenntnißreich verstand und wollte Er das Beste seines Volks: aber Er sah nicht mit seinem Auge, und die Stimme der Wahrheit drang nicht in sein Ohr. Erst in dem Augenblicke des Todes ward ihm vieles klar ***).

In dieser unruhig bewegten Zeit bestieg Friedrich Wilhelm III. den Thron des großen Kurfürsten, den des großen Königs.

Sein Herz und sein Geist handelten sofort, mit freier Unbefangenheit, im Sinn der billigen Wünsche seines Volks.

Er entfernte die Günstlinge; Er berief die Würdigen in sein Cabinet zurück; Er hob das Religionsedikt auf; Er stellte die geistige Freiheit wieder her; Er weckte durch Beispiel und Wort den Fleiß und die Berufstreue im Staatsdienste; Er wiederrief die Herstellung der Tabacks-Regie; Er hörte die Stimme seines Volks †).

Mit diesem Herzen und Geiste hat er zwei und zwanzig Jahre regiert, und mit demselben Herzen ist er jetzt im Begriffe, seinem Volke eine große Bürgschaft der Zukunft zu geben. Die Weisheit des Monarchen wird einen neuen Bund zwischen dem Throne und dem Volke schließen; einen Bund, der nicht auf die Lebensdauer eines Königs, der auf die Lebensdauer des preußischen Volks und Staats geschlossen wird.

Sein Volk erlebt jetzt den zweiten großen Tag in der Geschichte der Völker. Das Jahr 1820 bringt ihm das Evangelium der Zukuft, den Tag der Gründung einer ständischen Verfassung.

---

Der 16. Nov. 1797 und das Jahr 1820.

Beide Tage begrüßt das Volk mit Gesängen; beide feiert der Bürger wie ein Fest der Hoffnung; beide verewigt der Gedanke des Mannes durch ein klares, lebendiges Wort.

---

in taktischer Hinsicht vortrefflich seyn: darüber stand aber dem Gelehrten kein Urtheil zu. Auch läßt sich im Frieden nicht gut behaupten, es fehlte der Armee an einem Feldherrn und an der innern (moralischen) Haltung: an dem Geiste und der Gesinnung, von der sie einst beseelt, binnen vier Wochen — bei Roßbach und bei Leuthen von Friedrich angeführt, dort an der Saale, hier an der Oder, ein zweimal stärkeres Heer zurückschlug. Das Heer in taktischer Hinsicht ist ein Instrument, dessen Spannfeder Disciplin und Ehre heißt; wer wird es läugnen, daß in dem preußischen Heere jene Spannfeder auch noch im J. 1797 vorhanden war? Allein wenn diese Feder nach langer Ruhe im starren Mechanismus verrostet und ihre Spannkraft verliert; wie, wenn sie im Zusammenstoß mit strategischer Genialität und mit großen — taktisch unvollkommenen — Heermassen, die aber ein kühner und rascher Feldherr als Globes de compression in schulgerechte, mit dem Stock exercirte, aus Zwangsrecruten gebildete, Bataillone zu werfen weiß, — springt: wie dann? — Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, die Schlachtfelder von Groß-Beeren, Dennewitz, Hagelsberg, — der übrigen Großthaten der Kreuzbauern — wie der Feind die Berliner Landwehr spottweise nannte — nicht zu gedenken, — haben hierauf geantwortet. Das demokratische Princip (d. i. das Volks-Princip) hat das Vaterland gerettet. Der König und die Heerführer haben dieses Princip im Kriege und seine Minister haben es auch im Frieden anerkannt. Ein Heer von Bürgern steht da, nicht bloß darum, weil es wohlfeil ist, im Frieden, sondern weil es die große Idee, für König und Vaterland zu fechten, in dem ganzen Volke lebendig erhält. Ein taktisches Heer, dessen Spannfeder bricht, stürzt zusammen wie ein morsches Gebäude, das auf bloße Tradition gebaut ist; nichts bleibt davon übrig als ein Haufen todter Trümmer; die stärksten Festungen fallen, wenn der Glaube an das Vaterland nicht einen Courbiere, Naumann, Nettelbeck und ähnliche Männer begeistert. Dagegen kann ein Volksheer wohl geschlagen werden; allein es ersteht in jedem Bruchstück wieder: denn jeder Einzelne trägt das organische Leben des Ganzen in sich. Darum erhalte der Staat im Frieden die Idee des Vaterlandes in den Herzen des Volks lebendig; und dies geschieht, wenn er das demokratische Prinzip (das Volks-Prinzip) achtet durch die Gewähr der einzigen Schutzmittel des Volks: Publicität und Repräsentation.

*) So verschwand ein Fräulein Belderbusch aus Berlin; so kam Dufour auf die Festung, und von Held, der in schlechten Versen über die Güter-Schenkungen in Südpreußen sich auf eine für Hoym empfindliche Art geäußert hatte, ward als Jacobiner verfolgt. Erst Friedrich Wilhelm III. stellte sogleich nach seinem Regierungs-Antritt die alte würdevolle Unabhängigkeit der preußischen Rechtspflege wieder her.

**) S. Sartorius in Spittler's Entw. d. Gesch. d. europ. Staaten. II. S. 560. Berlin 1807. Dasselbe sagt der von der aufgeklärten preußischen Regierung einst in Schutz genommene Bredow in s. Grundr. e. Gesch. der merkw. Welthändel von 1796 — 1810.

*) Seine bekannte Hyperbel: pourriture avant maturité.

**) Ein glücklicher Zufall, den nur seine Popularität herbeiführen konnte, machte ihn mit dem Inhalte eines Gesprächs von Männern über diesen Gegenstand bekannt. Und jene Deputation fand gleich nach seinem Regierungs-Antritt Gehör.

***) Wenigstens erzählten glaubwürdige Männer nach handschriftlichen Nachrichten, die vor uns liegen, von seinen letzten Aeußerungen, „dumme Streiche" — u. s. w. die darauf hindeuteten.

†) Man erinnere sich an die Cabinetsordre vom 23. Nov. 1797, an sämmtliche Departements, Kammern u. s. w., die Redlichkeit, Brauchbarkeit und den Diensteifer sämmtlicher Staatsdiener betreffend; ferner an das Declarations-Patent vom 25. Dec. 1797, wegen Wiederaufhebung der Tabacks-Administration; ferner an die Cabinetsordre vom 27. Dec. 1797, durch welche der König das Ober-Consistorium in die (durch Wöllner) ihm geschmälerten Rechte wieder einsetzte, wornach die Examinations-Commission u. a. Dinge von selbst aufhörten.

Damals schrieb ein solches Wort, freimüthig und klar, verständig und klug, an den König in Berlin sein Unterthan, Friedrich von Gentz.

Es fand die Zustimmung Aller, selbst solcher, die nicht auf den Mann sahen, der es aussprach, sondern auf die Wahrheit die es enthielt*). Darum nannte man es eine Volksstimme. Ein solches Wort kann nicht vergessen werden; denn es ist für die Dauer eines Menschenlebens geschrieben, für die Dauer des Bundes einer Thronbesteigung mit dem Volke. Was damals als wahr galt, sollte das jetzt nicht mehr wahr seyn? Was dem Jahre 1797 angemessen als freisinnig galt, sollte das dem Jahre 1820 nicht mehr angemessen und zu freisinnig seyn?

Darum folge hier das Wort selbst, unverändert, wie es damals dem Könige, Deutschland und der Nachwelt übergeben wurde.

Man vergleiche die Zeit von 1797 und die von 1820: dann prüfe man das Wort, das in zwei und zwanzig Jahren nicht vergessen worden ist.

Denn warum sollte nicht auch jetzt noch, in dem Augenblicke der Abfassung neuer für ganz Deutschland geltender organischer Gesetze auf das Wort dieses Mannes geachtet werden, das schon damals mit Beifall von dem In- und dem Auslande gehört wurde?

Was Gentz damals seinem Monarchen über Preßfreiheit sagte, ist nach dem Urtheile der Erfahrung das Beste, was gegen Preßzwang gesagt werden kann.

Napoleons Geschichte und Spaniens Schicksal in Europa und Amerika haben den Satz: „Ein Gesetz, das Preßzwang gebietet, kann seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden," zu einem politischen Axiom erhoben. Sollte jetzt, um das Unmögliche zu wollen, „ein Inquisitions-Tribunal," von dem Gentz spricht, sollte Napoleons geheime Polizei wieder aus dem Grabe des Despotismus erstehn, auf welchem zweimal hunderttausend Preußen als Todtenopfer gefallen sind? Nur ein Verläumder wird dies behaupten; nur ein Wahnsinniger kann es fürchten.

Oder konnte Napoleon die „Leichtigkeit, Ideen ins Publicum zu bringen," von der Gentz spricht, mit aller seiner Energie und mit Fouché's Geist, die halb Europa umspannt hielten, je vernichten? Konnte die spanische Inquisition die Idee der Freiheit, welche nur durch den Zwang bis zum Wollen einer Republik — wie einst in den Niederlanden, so jetzt am Plata — gesteigert ward, in ihren Kerkern begraben?

Eben dadurch brachte Napoleon das armselige Product der geheimen Geschichte des Hofes von St. Cloud erst recht in Umlauf: und — um ein edles Product der Preßfreiheit jener im Dunkeln verbreiteten Lugschrift gegenüber zu stellen — schrieb nicht Gentz, der österreichische Staatsdiener, während Napoleon in Wien war, in Dresden, im Monat December 1805, seine berühmten Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts von Europa (St. Petersburg 1806; eigentlich Dresden bei Hartknoch)? Napoleon erschien nur, weil er lichtscheu, wie jeder Despot und Finsterling, das Tageslicht der Presse — le grand jour de l'impression, wie es Voltaire nennt — nicht vertragen konnte, noch weit schlechter und tyrannischer, als er wirklich war, weil das „bösartige Insekt der Verläumdung" mit der vorgehaltenen Larve der Wahrheit und mit dem Reize der verbotenen Frucht, unter dem Schutze des Geheimnisses und der Finsterniß, sein mit der Idee des Rechts und der Freiheit verzuckertes Gift, „als wäre es eine verbotene Kostbarkeit, bis auf den letzten Tropfen gegen ihn absetzen konnte?"

Jetzt sind nach wiederhergestellter Preßfreiheit die Pamphlets, von denen man nur sprach, wenn sie verboten wurden, verschwunden; und kriechen ja noch einige wie Giftschwämme aus dem Boden hervor, so greift kein Mann von Geist und Charakter nach ihnen. Das Volk übersieht oder verachtet sie. Denn ihm ward mit der äußern Freiheit auch das Recht auf Wahrheit wieder frei gegeben, auf daß sich das Wahre selbst reinige von dem Roste der Leidenschaft, und nicht wieder zurückgestoßen werde in die verächtliche Genossenschaft mit der Heimtücke des Spottes und der Verläumdung.

Als solche hat sich die frei gewordene Idee bewährt in dem Kampfe gegen Napoleon. Sie griff in ihm die Willkür, den Despotismus und den Mißbrauch der Gewalt des Verstandes und der Macht an, welche das Schwertrecht setzen wollte an die Stelle des Vernunftrechts.

Zu keiner Zeit wird irgend ein Verstand, eine Macht, oder ein Wille die Vernunft unterdrücken können, deren Wesen die Wahrheit ist. Das Leben der Wahrheit aber ist freie Mittheilung. Aus ungehinderter Rede und Gegenrede, die jedoch darum so wenig, als die That des Einzelnen, straflos seyn soll, entspringt das Wahre; aus gehinderter Rede und Gegenrede dagegen entspringt auf Seiten derer, die hören: — sind es die Befehlenden, — Unwissenheit und Irrthum; — sind es die Gehorchenden, — Mißtrauen und Widerwille gegen das erlaubte, Vorliebe und Begierde zu dem verbotenen Druckworte; auf Seiten derer, die sprechen, entspringt daraus: leidenschaftliche Entstellung des Wahren oder listige Umgehung des Verbots, oder jene sophistischen Erörterungen, die das Klare unklar machen, indem sie das Vorurtheil mit der Wahrheit aussöhnen wollen. Die ernste, ruhige Prüfung schweigt, oder sie wird von dem Mißtrauen nicht gehört, weil sie verdächtig erscheint, wenn sie im Sinne der Regierung spricht.

Gentz sagte in seinem Briefe nichts, was nicht schon längst dem redlichen Willen des Königs und seinem gesunden Verstande vorgeschwebt hätte. Darum trat sofort nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. die Freiheit des Gedankens, durch welche allein die Wahrheit über den Irrthum siegen kann, in den Besitz ihres unverjährten Rechts wieder ein. Freilich kann und wird sie den Irrthum nie ganz ausrotten; denn Irrthümer wechseln unaufhörlich im Leben und bewegen den Geist des Menschen, wie Fehler und Laster seinen Willen; aber dennoch behauptet dort die Wahrheit ihr Recht, wie hier die Tugend.

Seitdem hat jene Freiheit des Gedankens bald mehr bald weniger ungestört zwei und zwanzig Jahre in der preußischen Monarchie und in Deutschland fortgewirkt; und durch sie allein hat der König und sein Volk in der entscheidenden Zeit des raschen und kräftigen einmüthigen Handelns an Intelligenz so sehr hervorgeragt. Daher der wieder geordnete Haushalt und die gesicherte Rechtspflege: keine Strafe ohne Urtheil; kein Urtheil ohne Untersuchung; keine Untersuchung ohne Gehör! Daher die einfache Würde auf dem Throne, den die Tugend und die fromme, schlichte Sitte der Häuslichkeit schmückten, und dem jeder aus dem Volke sich nahen durfte. Daher endlich der Fortschritt des Volks in Wissenschaft und Kunst, im Landbau, Gewerbe und Handel.

Aber die Monarchie konnte nicht wieder zurücktreten in die politische Stellung, die sie unter Friedrich dem Großen gehabt hatte. Denn hat sich die Zeit einmal des Fehlgriffs eines Menschen, geschweige einer Regierung, bemächtigt, so führt die nothwendige Verkettung von Ursache und Wirkung Umstände herbei, gegen welche keine Weisheit etwas ausrichten kann. Darum erlag Deutschland und mit ihm vor Allem Preußen unter seinem Schicksale im J. 1806. Doch in der Noth ermannt sich die Kraft des Gemüths, wenn die unterdrückte Idee des Vaterlandes sich losreißt von der Gewalt und frei zur That sich gestaltet.

Der preußische Staat zeigte dem erstaunten Europa, in den Jahren 1807 bis 1815, welche Hülfsquellen er in dem Geiste und in dem Muthe, in der Liebe und in dem Willen der Nation besaß, welche Stärke ihm die Einheit zwischen dem Throne und dem Volke lieh, welche moralische Kraft ihm sein Bundesgenosse, die öffentliche Meinung, gab!

Da erkannte der edle König, welcher in dem ersten Jahre seiner Regierung „alles Lob von sich ablehnte, weil er es erst verdienen wollte*)," daß er die Idee der Freiheit des Gedankens mit der Idee des Vaterlandes verbunden, in das organische Leben der Monarchie auf eine Art gesetzlich einzuführen, die Kraft und die Weisheit habe, nach welcher künftig sich keine Scheidewand zwischen seinem Throne und seinem Volke je wieder erheben könne. Darum beschloß er, jenem in der Gefahr erprobten Bunde des Nationalcharakters mit dem Throne die Bürgschaft einer Verfassung zu geben, mittelst welcher des Volkes Stimme über die wichtigsten Angelegenheiten des Ganzen, durch den Mund der Würdigsten aus der Nation, auf gesetzlich freiem Wege, stets zu dem Throne gelange, so daß fortan gemeinschaftliche Berathung über das gemeinschaftliche Wohl die Einheit zwischen dem Throne und dem Volke nur immer mehr befestige und unauflöslich mache. Dann solle allein die Wahrheit zwischen beide treten, und — werde sie nicht erkannt — so theilen beide den Irrthum und dessen Folgen. Keiner klage dann den Andern an!

Also erklärte sich der weise König, wie es einst der muthige vor sieben Jahren in Breslau mit dem Schwerte für die äußere Freiheit gethan, vor fünf Jahren in Wien, mit seinem königlichen Worte, für die innere Freiheit, welche die

*) Der Cabinetsrath Menken, der in dem Cabinette des Königs vortragender Rath war, sagte dem König, noch ehe dieser die Schrift von Gentz gelesen hatte: „Ew. Maj., die Schrift verdient Ihre Aufmerksamkeit!"

*) Dies sind die eigenen Worte des edlen bescheidnen jungen Königs, und ganz Berlin wiederholte sie damals mit Entzücken, wie wir aus handschriftlichen Nachrichten aus jener Zeit wissen.

Grundidee der Sache Deutschlands war und geblieben ist. An Preußen lag es damals nicht, daß der 13. Art. der Bundesacte so kurz und im Allgemeinen abgefaßt ward.

Diese Idee einer politischen Reformation, welche den Charakter des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, war schon seit 1807 in der Monarchie eingeleitet und vorbereitet worden. Nach dem Frieden, der die äußere Freiheit wieder herstellte, mußten aber erst die neuen Provinzen geordnet und mit dem Verwaltungssystem des Ganzen in Verbindung gebracht werden, ehe das Werk einer repräsentativen Organisation der Monarchie zur Reife kommen konnte.

Jetzt sind die Vorarbeiten dem Abschlusse nahe, und der Preuße, der Deutsche, jeder Europäer sieht erwartungsvoll einem Resultate entgegen, das würdig sey der Intelligenz des Zeitalters und des preußischen Staats *)!

Der Preuße und der Deutsche: denn noch ist der Sinn des 13. Art. der Bundesacte, obwohl von einzelnen Souveränen schon großherzig erfüllt, dennoch im Allgemeinen nicht gesetzlich erklärt und ausgesprochen.

Zwei Parteien streiten gegenwärtig über das Wie der endlichen Bestimmung dieser Angelegenheit, welche mit der Festsetzung der preußischen Verfassung unmittelbar zusammenhängt, und daher in diesem Augenblicke in Wien untersucht und entschieden werden soll.

In dem deutschen Volke selbst haben mancherlei ungeduldige und leidenschaftliche Aeußerungen, historische und idealische Parteistimmen — gewiß nur Einzelne kann die Schuld und die Strafe hochverrätherischer Umtriebe treffen, nicht die ganze Nation! — die Ansichten von dem, was die Zeit zur Reife gebracht hat, verdunkelt, die Gemüther verwirrt und die Unbefangenheit gestört. Der Vorabend jener großen Entscheidung ist daher vielen Furchtsamen nicht als der Vorabend eines großen National-Festtags erschienen, sondern als der eines Urtheilsspruchs, der ihre Hoffnung niederschlagen könnte.

Und dennoch — wie Vieles ist nicht bisher geschehen, was diesen Furchtsamen Muth einflößen sollte!

Das innige Vertrauen, mit welchem das Volk in Würtemberg, Baiern und Baden sich seit der Einführung einer repräsentativen Verfassung um den Thron versammelt und an sein königliches Haus von Herzen angeschlossen hat, beweist, daß die Stiftung eines solchen Bundes den Völkern einen größern Festtag bringt, als je die Thronbesteigung eines ersehnten Fürsten herbeigeführt hat.

Das Wort der freien Mittheilung des Gedachten, welches Herr von Gentz vor zwei und zwanzig Jahren im Namen von Millionen auszusprechen sich berufen fühlte, mit welchem — lange vor ihm — der edle Münchhausen die Hochschule der Georgia Augusta zu einer Lichtanstalt für ganz Deutschland weihte: — dieses Wort hat seitdem — er selbst ist dessen Zeuge! — in einem großen Theile von Europa gesetzliche Kraft erhalten **). Ein wechselvolles Schicksal hat dasselbe gegen alle Angriffe der Sophisten vertheidigt, hat es aus dem Bereich des militärischen Despotismus und der geheimen Polizei gerettet, und hat es von allen Schlacken einer revolutionären Schwärmerei geläutert.

Damals und jetzt! — In der Zeit von 1797 hatte die Republik über das monarchische Europa gesiegt; die Erbitterung der Besiegten war größer, und der Meinungskampf der Parteien zügelloser als jetzt der Jacobinismus trotzte, und eine geheime Propaganda spannte ihre Netze aus; es gab keine Einigkeit unter den Fürsten; das nördliche Deutschland stand abgeschieden von dem südlichen; die geistlichen Fürsten und die freien Städte zitterten für ihr Daseyn; die Fürsten des linken Rheinufers harrten auf Entschädigung: in dieser unruhig bewegten, halbrepublikanischen und halbmonarchischen Zeit wurde jenes freisinnige Wort von einem jungen Monarchen furcht- und arglos vernommen; damals wurden die Wünsche des Volks von ihm beachtet; es wurde die Freiheit der Mittheilung des Gedachten wieder hergestellt; die Inquisitionen über politischen Glauben hörten auf †). Und jetzt sollten alle Männer von

*) Auf dieser Uebereinstimmung mit der Intelligenz des Zeitalters hat die moralische Kraft des preußischen Staats beruht, seit er sich im 16. Jahrh. für die Idee der kirchlichen Reformation, und im 18. Jahrh. für die Idee der Toleranz in Glaubenssachen erklärt hat. Die Idee des 19. Jahrhunderts ist die einer politischen Reformation, welche die bürgerliche Freiheit durch die politische sichert. Diese Idee hat in Frankreich gesiegt; in Wien und durch die polnische Constitution hat sich der Kaiser Alexander für sie erklärt. Diese Idee ist in das Leben eingetreten in Amerika, England, Schweden, Norwegen, in den Niederlanden und in der Schweiz. Für sie hat sich die Meinung aller gebildeten Völker in der alten und in der neuen Welt erklärt. Nun hat aber in keiner Nation die Macht der Idee eine solche Ausbreitung und Tiefe erlangt, als in der deutschen; bei keiner würde daher ein Reactionssystem weniger gelingen, als bei dieser, welche einst die Idee der kirchlichen Reformation in zwei Jahrhunderten glorreich durchgekämpft hat. Und dieses Volk, das seit lange gewöhnt ist, in Preußen den Beschützer des Protestantismus zu sehen, das jüngst in ihm den Kämpfer für die deutsche Sache sah, das Zeuge ist von dem Fortschritt der bürgerlichen und geistigen Cultur in so vielen Gesetzen, Einrichtungen und Bestrebungen des preußischen Staats und Volks: dieses Volk glaubt nicht, daß ein Reactionssystem gegen die Idee des Zeitalters je von Preußen ausgehen könne. Dieser Glaube aber begründet Preußens moralische Macht, welche allein die gefährliche geographische Lage des Staats gegen Frankreich und Rußland sicherstellen kann, wenn alle deutschen Bundesvölker ihre Freiheit und ihr Recht mit dem von Preußen wie mit einem Brudervolke verbunden sehen.

**) In Dänemark ist die Gewalt des Königs unumschränkt, und gleichwohl besteht dort uneingeschränkte Preßfreiheit, welche der Minister Bernstorf, mitten unter den revolutionären Gefahren von Seiten Frankreichs, gegen Mißbrauch aufrecht zu erhalten verstand. Daß aber diese Freiheit daselbst auch recht sehr freimüthig benutzt werde, beweisen u. a. die von Suhm bekannt gemachten Souverainetätsacten, und die patriotischen Gedanken über stehende Heere rc. von dem Grafen Wold. Friedr. von Schmettau, welcher alle Nachtheile entwickelt hat, die stehende Heere haben, und zugleich die Mißbräuche aufdeckt, welche bei der Zusammensetzung des dänischen Heeres Statt finden. Gleichwohl hat diese Schrift ungehindert zwei Auflagen erlebt. Auch der Mißbrauch der Preßfreiheit hat die Aufhebung derselben in Dänemark nicht zur Folge gehabt. Es war erfreulich, und das schönste Lob für die Regierung dieser Monarchie, daß bei der klarsten demokratischen Gesinnung einiger Schriftsteller keine Verfolgung wegen des politischen Glaubens entstand, daß man nur die That strafte, in der Ueberzeugung, daß die Irrenden, wie auch geschah, den Rückweg von selbst finden würden. S. Sartorius in Spittler's Entwurf rc. II., S. 685. Dieses, und daß Preßfreiheit das Wesen der Oeffentlichkeit, diese aber nur durch jene das Lebensprincip der Repräsentativ-Verfassungen sey, ist bündig dargethan in der Asträa von Dr. Weishaar. I. Bd. 2s St. Stuttgart 1819. S. 105 fgg. Da die Asträa vielen Lesern nicht gleich bei der Hand sein möchte, so wollen wir davon einen wörtlichen Auszug geben. S. 113 fgg. „Man würde irren, wenn man glaubte, darum, weil die Stände an gewissen Handlungen der Staatsgewalt Theil nehmen, werde das öffentliche Urtheil, sofern es Mißbilligung ausdrückt, Regierung und Stände gemeinschaftlich treffen. Dies ist so wenig der Fall, daß vielmehr der Beifall des Volks der Regierung zu Theil wird, während der Tadel allein die Stände trifft. Denn, hätten die Stände nicht eingewilligt, so wäre das Mißfällige nicht geschehen, durch ihre Einwilligung wird es ihre Sache. Dagegen bleibt der Ruhm für lobenswerthe Einrichtungen einzig der Regierung, sey es, daß sie die Initiative dazu gab, oder daß sie durch einen Antrag der Stände dazu bewogen wurde: denn in einem, wie in dem andern Falle wäre das Gute nicht möglich geworden, ohne den guten Willen der Regierung. Das Wirken der Stände nämlich ist seiner Natur nach mehr negativ, und kann mehr im Verhindern des Zweckwidrigen bestehen, als im Hervorbringen des Zweckmäßigen. Die Regierung eines repräsentativen Staats wird daher bei Abfassung eines Gesetzes über die Preßfreiheit ohne Zorn und ohne Neigung verfahren. Man wird von dem Grundsatze ausgehen, daß ständische Verfassungen ohne Preßfreiheit ihren Zweck nicht erfüllen, und neben denselben eine Beschränkung der Preßfreiheit den Regierungen insbesondere nachtheilig werden könne. Denn die Oeffentlichkeit, welche vorzüglich durch die Preßfreiheit erreicht wird, führt vielseitige Prüfung einer Sache herbei, und diese ist ein hauptsächlicher Gewinn von ständischen Verfassungen; es ist kein Gebrechen in der Staatsverwaltung, welches durch Preßfreiheit nicht an den Tag käme. Die Stände aber müssen Preßfreiheit haben, damit das Volk seine Repräsentanten kennen lerne, und damit diese, der Oeffentlichkeit jedes Worts eingedenk, stets mit Würde und Besonnenheit handeln. Wenn hieran auch den Regierungen gelegen sein muß, so haben diese ihrerseits noch einen triftigen Grund, der Preßfreiheit der Stände allgemeine Preßfreiheit an die Seite zu stellen; denn wenn die Regierung besorgte, ihr Ansehen könnte durch die Oeffentlichkeit der ständischen Schriften gefährdet werden, so könnte diesem nur durch allgemeine Preßfreiheit begegnet werden, weil nur durch diese die Wahrheit zum Vorschein kommt; indem allein die Gewißheit, daß Jeder seine Ueberzeugung furchtlos aussprechen könne, das Vertrauen erzeuget, daß das Gefühl für Wahrheit es sey, welches anders Denkende bestimme, ihre Ueberzeugung auszusprechen."

†) Daß bald nach dem Regierungsantritte des Königs die Preßfreiheit so gut als völlig wieder hergestellt anzusehen war, beweist u. A. Folgendes. Schon im December 1797 durfte der Obscu-

Geist, alle Hochschulen so verdächtig und gefährlich seyn, daß man die ganze Nation in Ansehung ihres geistigen Eigenthums wie einen unmündigen Verschwender behandeln und einer Curatel unterwerfen müßte?

Wenn damals in Deutschland so mancher rohe Einfall gedruckt werden durfte, so konnte als Gegengift auch jede Wahrheit in Umlauf gesetzt werden; und wie damals die freie Untersuchung den Unsinn des Jacobinismus und den des Glaubenszwanges bekämpfte, die Arglist geheimer Verfolgungen und den Uebermuth des Obscurantismus beschämte, wie sie damals die Heuchelei und den Mysticismus, die Geisterseher und geheimen Clerikei entlarvte, welche ihre Plane und Ansprüche unter den Schutz des Thrones zu stellen wagten: eben so wird sie auch jetzt und künftig den Wahnsinn einiger jungen Leute, Deutschland in eine Republik zu verwandeln, oder die Plane Anderer, den Feudaldruck des Mittelalters wieder zwischen den Thron und das Volk hineinzudrängen, mit der Fackel der Vernunft beleuchten *).

Warum sollten also die provisorischen Beschlüsse des Bundestages vom 20. Sept. — wie Furchtsame glauben — mehr als eine bloße milde Aufsicht der Regierungen, nach gleichen Grundsätzen und nach einem, wie es der österreichische Entwurf vom 23. Mai 1815 bezeichnete, zweckmäßigen Gesetze über die Preßfreiheit, auf die Reibung der Meinungen in dem geistigen Verkehr ihrer Völker zum Zwecke haben? Sind sie nicht vielmehr ein erfreuliches Vorzeichen, daß der deutsche Bund von jetzt an mit mehr Einheit und Kraft, als bisher, Anstalten treffen soll, um das gemeinsame Recht und Nationalwohl des deutschen Volks, so wie es in der Rede und in dem ersten Vortrage des österreichischen Präsidialgesandten bei der Eröffnung des Bundestages näher bestimmt wurde, in das Leben einzuführen? Hat sich nicht schon dadurch unser Staatenbund der Idee eines Bundesstaates etwas zu nähern angefangen?

Fern also sey es jetzt, mitten unter den neu entstandenen oder noch entstehenden liberalen Verfassungen, das Obsiegen der Reaction einer vergangenen Zeit, die sich selbst überlebt hat, im Kampfe mit der neuen, die sich in Frankreich, in den Niederlanden, in Skandinavien und in Polen, selbst in einem großen Theile von Deutschland schon lebenskräftig gestaltet hat, befürchten zu wollen *)!

---

ranten-Almanach in den Berliner Zeitungen feil geboten werden, obgleich darin stand: „Wöllner, (der pr. Staatsminister) sey entweder ein Narr, den man ins Tollhaus, oder ein Schurke, den man ins Zuchthaus bringen müsse." Nicht weniger derb waren darin die Beisitzer der geistlichen Behörde, Hermes, Woltersdorf, Oswald und A. mitgenommen. Eben so durfte man in den Berliner Zeitungen damals öffentlich ausbieten die Schrift: An den Congreß in Rastadt, obgleich darin sehr heftige Aeußerungen gegen Preußen und alles, was Preußisch ist, vorkamen. Sagte doch Teller laut in seiner Gedächtnißpredigt auf Friedrich Wilhelm II S. 9: „Es kann mit Wahrheit von ihm gesagt werden, daß er Alles, was zum Glück seiner Unterthanen gereichen konnte, nach seinem freundlichen Sinn wollte, in so weit es ihm nicht verborgen blieb, oder er sonst durch mannichfache Umstände, von welchen der Mächtigste auf Erden abhängig bleibt, nicht daran verhindert wurde; und also auch (welches hinzuzusetzen die Unparteilichkeit mir besonders zur Pflicht macht) nichts dafür konnte, wenn seine Verfügungen, selbst in den wichtigsten Angelegenheiten der Religion, bald mißverstanden, bald übertrieben, und wohl noch öfter von falschen Eiferern, oder von irre geleiteten Schwärmern, oder arglistigen Heuchlern gemißbraucht wurden" — — Und S. 11: „Aber .... was diesem Andenken das festmachendste Siegel aufdrückt, ist die Betrachtung, daß Gott den König zu einem der ersten Werkzeuge mit bestimmt hatte, dessen er sich bedienen wollte, die Völker Europa's, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, durch einander zu rütteln, und seinen Rathschluß, ein neues unter ihnen zu schaffen, mächtiglich auszuführen. Wir wissen Alle, welche beispiellose Staats-Umwälzung in einem der größten Reiche vorgegangen. — Da war Er es, der verewigte König, der, nach dem Plane des Ewigen, zu der Zeit auf dem Throne sitzen und Theil nehmen sollte, um die große Veränderung in den Gang zu bringen" u. s. w.

*) Wenn man zugibt, daß eine im Werden erstickte Studenten-Verbindung mit einer Art von Republikanismus gespielt habe, die sie Deutschthum nannte, und daß dieses Spiel sogar bei Einzelnen zur fixen Idee geworden war, die zu Verbrechen hinriß, so muß man doch auch andrerseits zugestehn, daß nichts leichter ist, als eine solche Verschwörung zu unterdrücken, ohne darum die ganze Nation als verdächtig hinein zu verwickeln; eine Uebertreibung der Gefahr, welche de Pradt in seiner Schrift: l'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle, durch die cris d'alarme und die peintures enflammées de l'aristocratie bezeichnet. Schwärmer, welche gegen das Gesetz freveln, werden nach dem Gesetz bestraft; dazu bedarf es weder neuer Gesetze, noch Rechtsformen, noch Gerichtshöfe. So wurde Charlotte Corday hingerichtet; so wurde Schill geächtet. Wenn es nun aber auch, wie viele behaupten, eine geheime Kette von Männern gibt, welche die alte Scheidewand zwischen dem Throne und dem Volke wieder herzustellen, und das britische: the King can do not wrong, auf eine dem Throne zunächst stehende Kratie anzuwenden bemüht sind; wer sichert dann das Volk und den Thron gegen solche Umtriebe? Nichts als die Preßfreiheit und eine stellvertretende Verfassung. Ist durch beide der allgemeine Wunsch der Völker und das Wiener Fürstenwort von 1815 erfüllt, so wird auch die bittre, oft ungestüme und vielen stets unbequeme Mahnung der Preßfreiheit an noch nicht gelös'te Verbindlichkeiten von selbst verstummen. Und diese Zeit ist nahe. Die Gegenwart ist der Zeuge, die Nachwelt wird der Richter sein.

*) Statt furchtsam ängstlich, was die Zukunft bringen wird, stumm zu erwarten, darf sich auch jetzt noch die Ueberzeugung eines wahrheitliebenden Mannes frei und unerschrocken aussprechen, und der Prüfung der Oeffentlichkeit unbefangen entgegentreten. Dieß hat eben jetzt Grävell gethan, in seiner nicht zu übersehenden Schrift: Wie darf Preußens Constitution nicht werden? Leipz. im Nov. 1819. Oder gehört das Jahr 1819 nicht mehr dem Zeitalter an, von welchem Gentz im Nov. 1797 seinem Monarchen sagen konnte: „Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige nichtschmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren, — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, Ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle." — ? — Vor allen verdient die Frage: Soll die Verfassung eine wahre Repräsentation, d. i. eine stellvertretende, oder soll sie eine bloß ständische einführen? die gründlichste Erörterung. Das Zeitalter erwartet eine stellvertretende; über die ständische hat die Erfahrung bereits ihre Stimme abfällig gegeben. Auch möchten wohl die 10 Sätze, welche de Pradt in seiner Schrift: Congrès de Carlsbad S. 82, als Grundsätze und politische Wahrheiten aufstellt, eine ernstliche Erwägung verdienen. Diese Sätze lauten so:

1o Que tous les peuples vivent dans une communication étroite et continuelle. Appliquez au monde ce que Louis XIV a dit si noblement de l'Espagne: Il n'y a plus de Pyrénées... Il n'y a plus d'Alpes, plus de Rhin, plus même d'Océan: l'Amerique et l'Europe ont cessé d'être divisées par lui; elles se touchent et se tiennent par tous les liens des besoins et d'une correspondance mutuelle.

(Jede Einzwängung des Geistes unserer Zeit ist in Deutschland unmöglich, so lange die Stimmen der französischen Kammern, die Stimmen des englischen Parlaments, des gesetzgebenden Körpers in den Niederlanden zu uns herübertönen; sie ist unmöglich, so lange uns in Deutschland die Erzeugnisse der französischen, englischen und niederländischen Pressen zugänglich bleiben und man das seit 1789 Gedruckte nicht allgemein vernichten kann; sie ist unmöglich, so lange nicht eine chinesische Mauer Deutschland von den es umringenden durch freie und liberale Verfassungen geordneten Staaten trennt; sie ist unmöglich, so lange wir den politischen, den finanziellen, den industriellen ja — den sittlichen Zustand *) dieser nach freien Ver-

*) Bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe des bekannten obscönen Werkes von Desforges: le Poëte ou Mémoires d'un homme de lettres, sagt die Renommée (N. 147, v. 9. Novbr.) in Beziehung auf Frankreich sehr richtig:

On ne pouvait pas choisir un plus mauvais moment pour réimprimer un plus mauvais ouvrage. Les esprit ne sont plus tournés vers de semblables idées; ils sont épris de choses plus nobles et plus sévères. Les obscénités et les turpitudes sont tout-à-fait passées de mode. Si donc quelqu'un spécule sur la dépravation du siècle, il fait une mauvaise speculation. Il faut le dire et le répéter, à la louange de ce pauvre siècle à qui on en veut tant, nombre d'ouvrages qui plaisaient jadis, ne réussiraient pas maintenant, et les jeunes gens d'aujourd'hui ne s'amusent plus de ce qui amusait et amuse encore les jeunes gens d'autrefoi. Les faiseurs de livres avaient alors affaire à une société vieillle, corrompue et blasée, qu'il fallait remuer par toute sorte de moyens pour lui faire sentir qu'elle vivait encore. La France est revenue de la décrépitude à la jeunesse. Il faut aux esprits et aux ames retrempées une nourriture forte et solide qui favorise leur nouvelle vigueur, et qui l'accroisse encore, bien loin de la corrompre et de l'amollir.

Obgleich nicht zu läugnen, daß auch in Deutschland Schriften dieser Art jetzt weniger Glück machen als einst, wo es einzelne Buchhändler gab, die jede Messe ganze Ladungen von Romanen in der Art, wie die „Geschichte des Herrn von H..." zu Markt brachten und absetzten, so läßt sich obige Bemerkung der Renommée doch ihrem ganzen Umfange nach noch nicht auf Deutschland anwenden, und Schriften wie die Althingschen und v. Hundtschen „der Hahn mit 9 Hühnern" und „Truthähnchen" finden

Das Fantom einer Republik, und wenn es in noch so vielen Studentenköpfen spuken sollte, kann jetzt Niemanden ängstigen; die Monarchie hat ja überall gesiegt; die umgestürzten Throne — nur nicht die alte Feudalaristokratie und die Propaganda der Oligarchie, durch welche sie wohl sonst erschüttert wurden, — stehn wieder aufgerichtet; Verfassungen sind gegründet, nach welchen die Wünsche des Volks gesetzlich gehört werden; Deutschland ist frei und einig; das Besitzthum der Fürsten ist gesichert; Monarchen und Republiken haben sich durch den heiligen Bund, und die Hauptmächte Europa's, im Sinne jener Urkunde, durch die Aachner Declaration, zur Befolgung der Grundsätze des Christenthums und des Völkerrechts verbunden; und gerade jetzt sollte das Rad der Zeit umgedreht werden? Unmöglich.

Am wenigsten wird jetzt ein Vernünftiger deutschen Gesetzgebern und einem Rathe, in welchem ein Gentz mitsprechen darf, den Gedanken zutrauen, daß nur eine politisch-literarische Inquisition uns gegen die Umtriebe von Ränkeschmieden, Schwärmern und Mystikern, die es zu allen Zeiten gegeben hat und zu allen Zeiten geben wird, schützen könne. Denn je öffentlicher sich diese Leute bewegen dürfen, desto unschädlicher sind sie. Nur dann erst, wenn sie in das Geheimniß sich flüchten müssen, wenn Recht und Freiheit unterdrückt werden, wenn die alten Mißbräuche wieder aufleben: nur dann treten sie Unheil drohend zwischen das Volk und den Thron.

Das Volk aber glaubt jetzt und denkt an nichts, als an die Zeit, welche Klopstock seinen Freunden verkündigte, an die Zeit,

wo das Vernunftrecht
siegt über das Schwertrecht.

Diese Zeit ist das Zeitalter der liberalen Ideen; vorüber sey die der revolutionären Umtriebe, sowohl solcher, welche den Thron umstürzen, als solcher, die dem Volke seine Rechte, dem Fürsten die Herzen seines Volks zu entreißen drohen:

Denn eben jetzt beweisen es die Fürsten durch die Einführung repräsentativer Verfassungen, daß sie wohl ins Herz gefaßt haben jenes alte Wort eines griechischen Dichters: Der Fürst bedenke die drei Lehren:

Die eine: daß er über Menschen herrscht,
die andre: daß er nach Gesetzen herrscht,
die dritte: daß er nicht auf immer herrscht.

---

## Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm dem III bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht*) am 16ten November 1797.

### Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, ist der feyerlichste im Lebenslaufe eines monarchischen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet, schließen sich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft dringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebensluft rinnt durch die entferntesten Zweige. Das Volk wünscht, hofft, vertraut. Ew. Majestät werden dem ein huldreiches Gehör nicht versagen, der es wagt, einen Theil dieser Wünsche, dieser Hoffnungen auszusprechen.

Es ist kühn, sich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist weniger kühn an einem Tage, wie der heutige. In diesem großen Moment schmelzen die Bedürfnisse, die Aussichten und die Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützige Gemüth das seinige hofft. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Friede, in der sich heute noch jeder einzelne Wunsch verliert. Wer heute für das Vaterland spricht, ist ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

Ew. Majestät besteigen den Thron Ihrer Glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Beruf gewachsen zu seyn. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkühr zu lenken, war immer ein belohnendes, und oft ein sehr verdienstvolles Geschäft. Aber in einen unendlich mannigfaltigen, selbstständigen, und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieser Genuß, dieser Triumph war den Regenten unsrer Tage aufbewahrt.

Der Geist dieser Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eignen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, das ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöset werden soll. Das wahre Wachsthum der Menschheit gedeiht nicht in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, woraus diese sich zusammenziehen, mit fernsehender Weisheit zu zerstreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung seines Staates ein sichres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller seiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen stark, mit Stärke wohlwollend zu seyn, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfassen, und doch jedes einzelne Glied nur sanft und leise zu berühren: — das sind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unsterblichkeit zu erringen ist: das sind die Thaten, die wir mit bescheidener Sehnsucht, die wir mit liebevoller Zuversicht von Ewr. Majestät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen ist das wahre Lebens-Prinzip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, sich ihrer selbst als einer Kraft bewußt seyn, die eine große Organisation gesetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies ist die Frage: Ob bloße Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicher Weise eine müßige: denn in Ewr. Majestät Herzen war sie längst entschieden.

---

fassungen regierten Staaten zu beneiden haben und dort nur Fortschritte erblicken, während wir uns nicht zu erheben und gegen sie nirgends in die Schranken zu treten vermögen! Wollte man die Reaktion gegen den Geist unserer Zeit in Deutschland möglich machen, so müßte man damit anfangen, dem französischen und dem niederländischen Volke die Verfassungen, die diese jetzt besitzen, zu entziehen, was in den Jahren 1814 und 1815 wenigstens hätte versucht werden können. Es jetzt noch versuchen wollen, wäre nichts minder: als die Welt aus ihren Angeln heben wollen!)

2° Que l'art de régner est changé, parce que les esprits sont changés.

3° Que le mouvement du monde ne s'arrêtera pas jusqu'au complément de la refonte sociale qui est entamée.

4° Que ce grand ouvrage doit être fait d'ensemble et avec uniformité.

5° Que cette refonte est l'objet unique de l'attention et des voeux des hommes.

6° Que tout ce qui le contrariera n'est propre qu'à aigrir l'esprit de ceux qui y travaillent, c'est-à-dire de l'universalité du genre humain.

7° Qu'il n'existe point de démocratie en Europe, mais qu'on peut la créer par malfaçon.

8° Que le passé et le présent sont, à l'égard l'un de l'autre, des métaux réfractaires qui ne se fondront jamais ensemble, et dont tous les efforts ne feront jamais du métal de Corinthe.

9° Qu'informer contre l'esprit humain est dangereux, et que lui faire son procès est s'exposer à en payer les frais.

10° Qu'à Carlsbad, comme partout, on doit s'abstenir d'actes d'accusation contre lui.

---

leider nur noch zu leicht ein großes Publikum. In eine verwandte Categorie gehören die ekelhaften und schamlosen Schriften, welche in Deutschland ununterbrochen in allen öffentlichen Blättern — ja sogar in der Zeitung für die elegante Welt — über die zartesten Geschlechts- und Lebens-Verhältnisse unter die Lüsternheit höchst aufregenden Titeln, als z. B. „Ueber den — — wie man sich vor, bei und nach demselben zu verhalten habe" — u. s. w. u. s. w. u. s. w. angezeigt und lobpreisend von eben so schamlosen Verlegern ausgeboten werden dürfen, ohne daß Polizey oder Censur etwas dabei zu erinnern fänden! — Merkwürdig ist es, daß die Berliner Zeitungen zur Zeit der größten Preßfreiheit im Preußischen Staate diese alle Ehre, Zucht und Schamhaftigkeit ins Gesicht schlagenden Anzeigen der Schriften dieser Art von unsern Albrecht, Burgheim, Becker und wie die Herren weiter heißen, nicht aufnehmen durften, daß sie aber jetzt (geschrieben 1819. d. Herausg.) unbedenklich darin aufgenommen werden

*) Von Friedrich von Gentz, damals K. Preuß. Kriegsrath, gegenwärtig K. Oestr. Hofrath. Man sehe über ihn Allg. Deutsche Real-Enc. 5. Aufl. 4r Band S. 140 — 142.

Das erste Unterpfand jenes Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen. Fern sey die thörichte Anmaßung, Ewr. Majestät eignen Entschlüssen vorzugreifen, Rathschläge zu anticipiren, die eine erleuchtete Wahl schon an ihrer ächten Quelle zu suchen wissen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundsätzen die unermeßliche Reihe von Aufgaben, durch welche sich das große und mühvolle Leben eines Königes winden muß, umfassen zu wollen. Aber ein bescheidner Blick auf die vornehmsten Zweige der Verwaltung des Preußischen Staates; ein frommer, ein patriotischer Wunsch, der einen solchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck dessen, was der Geringste im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Allergnädigster König, sind die ersten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer neuen Regierung beleuchten, dies sind die ersten Freudengesänge, womit eine Nation ihren neuen Beherrscher begrüßen muß. Ew. Majestät gehen einer so großen Bestimmung entgegen, ein so großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausgebreitet, so große Gefühle erheben in diesem Augenblicke Ihre Brust, daß Nichts als was groß, also nichts als was wahr ist, sich Ihnen nähern darf. Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige ächt-schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art Ihm zu dienen — daß man sie Ihm keinen Augenblick verhülle.

Was der Preußische Staat in diesem Augenblicke ist, vermögen Ew. Majestät aus dem erhabnen Standpuncte, in welchen das Schicksal Sie gestellt hat, besser als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maschine entfalten sich am besten vor dem, welcher das Ganze überschaut. Es wäre eben so unnütz, mit Lobpreisungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken, oder drückten, vor Ew. Majestät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geschichte; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns bloß zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, bloß zum Leitstern auf der künftigen Laufbahn dienen.

* * *

Das erste Verhältniß des Staates, welches sich unserm Auge darbietet, ist das, worin er als ganzer Staat auftritt: sein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge sollte es nur den zweiten Rang behaupten: aber bei der Lage, in welcher Europa sich befindet, bei der wechselseitigen engen Verbindung, die das Völker-System dieses Welttheils seit einigen Jahrhunderten gestiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrvolle System geschaffen hat, sind die auswärtigen Verhältnisse eines Reiches die wesentliche Bedingung seiner innern Wohlfahrt, und fast ohne Ausnahme die erste Quelle, woraus sein Glück oder sein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieser Verhältnisse behauptet daher, wenn nicht uneingeschränkt den ersten, doch gewiß einen sehr hohen Rang unter den Staats-Geschäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsetzlichen Jahre die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eitle Declamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume, der verführerischen Träume verwiesen. Es gibt keinen positiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größrer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre ist nicht bloß verderblich, sondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit seyn. Auf diesen erhabensten aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erste Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politischen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — daß er beständig dazu gerüstet sey. Denn wenn gleich seine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe sicher zu stellen, so kann nur seine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten schützen. Ein starkes und geübtes Kriegesheer ist also noch immer Präliminar-Bedingung des Ruhestandes.

Ew. Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein Europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegs-Geschichte der neuern Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heere. Unsre Fürsten standen, und stehen noch, an der Spize desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Haupt-Veränderung in der Mannszahl, in der Disziplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dieses kostbare und ehrwürdige Werkzeug unsrer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modifiziren, wird es aber nicht leicht umgestalten.

Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Uebung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtseyn, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höhern wie den niedrigern beiwohnt — kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach fünfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Krieges-Nothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen den ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherrn: und diese sind in dem Hause Friedrichs II so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich, als sein Ruhm.

Die militärische Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatische Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung zu Feindseligkeiten benehmen.

Ganz isolirt von dem großen Staaten-Bunde kann der mächtigste Staat nicht leben und sicher seyn. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andre von einem ähnlichen Geiste geleitet werden. Verbindungen sind also unvermeidlich; das große Geschäft ist nur, sie mit Klugheit zu wählen, und mit Geschicklichkeit zu behandeln. Die geographische, commerzielle, politische, militärische Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündnisse vor, die seine größte Aufmerksamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beständigen Wechsel der politischen Verhältnisse nicht möglich seyn sollte, immer auf einer und derselben diplomatischen Linie zu bleiben, so muß doch in einem jeden nach weisen Grundsätzen regierten Staate die beständige Tendenz herrschen, jene Bündnisse, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umstände sie gewaltsam zerschlugen, wieder herzustellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten sich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn sie diesen Bündnissen treu blieben, und daß der Zeitpunct, wo Launen, Irrthümer oder Ränke, sie auf eine entgegengesetzte Bahn schleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigstens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleinern nicht zu gedenken, zwei große und furchtbar-lehrreiche Beispiele aufgestellt.

Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staates, und das Betragen der auswärtigen die Preußische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung: denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder was schmähliger als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die Preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu seyn: sie kann ihre Pläne, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelspielen, und

künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die Preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabne Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage gesetzt ist, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weise Leitung der auswärtigen Verhältnisse in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann sich die ganze Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Bedürfnisse der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Haupt-Zweige, in welche diese Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege, und die Administration des Staats-Vermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteristische Verschiedenheit der Geschäfte bestimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität; die Finanz-Administration, die einer ununterbrochnen Wirksamkeit. Diese gedeiht nur, wenn sie mit fester und geschickter Hand geleitet, jene nur, wenn sie sich selbst überlassen wird.

Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der Preußischen Civil-Administration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als irgend ein andres der ältern und neuern Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruchs der Gerechtigkeit selbst erhob: — Das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbnen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter, als Schutz und Ruhe. Ew. Majestät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides sichern. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkühr in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrocknen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbst-Entheiligung, Selbst-Verletzung seiner eignen höchsten Würde, und als solche nicht bloß aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt.

Die Verwaltung des Staats-Vermögens — die zweite Haupt-Sorge der innern Administration — ist in unsern Tagen, wo die Bedürfnisse großer Staaten so unendlich gestiegen sind, wo ein sehr ansehnlicher Theil des Privat-Reichthums zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maßregel in die innersten Falten des Familien-Wohls greift, ein Gegenstand von erster, fast mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanz-Administration ist nicht nur der Lebensgeist jeder Staats-Operation, sondern auch das oberste Richtmaß aller Privatgeschäfte, aller Industrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends ist der Einfluß der Regierung auf die Gesammtheit der Unterthanen, und zugleich auf jeden Einzelnen, so unmittelbar wohlthätig, oder so unmittelbar drückend als hier.

Zweckmäßige Vertheilung der Geschäfte, regelmäßige Aufsicht und wechselseitige Controlle, Ordnung und ernste Genauigkeit im Cassen-Wesen, befriedigende Klarheit und wachsame Strenge im Rechnungs-System: — kurz alles, was die Grundlage und das Gerüst einer guten Finanz-Administration ausmacht, befindet sich in der Preußischen Monarchie in einer musterhaften Verfassung. Nur davon allein hängt unser Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Bestimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme sichtbar, unablässig sichtbar sey.

Wir sagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ewr. Majestät aufs glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl Aller, nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staates, wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majestät von nun an uneingeschränkt gebieten. Sparsamkeit und Freigebigkeit werden im wohlthätigsten Verhältnisse gemischt erscheinen. Nie werden für große und erhabne Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterstützung der Nothleidenden, für Plane zur Bildung der Bürger, zur Verbesserung oder Verschönerung des Landes, zur Erleichterung der gesellschaftlichen Existenz — nie werden für wahre Bedürfnisse die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden sie für eingebildete zu erwarten seyn.

Eben so wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, ist Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt. Die ausgebreiteten Domänen, welche Ew. Majestät in den meisten Ihrer Provinzen besitzen, sind ein schätzbares Capital, von dessen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staats-Ausgaben bestritten wird. Ein menschenfreundliches System hat sich neuerlich gegen die großen Bezirke, in welche diese Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerspaltung derselben in kleinere Besitzungen angerathen. Es sind sogar Proben mit dieser Theorie in Ewr. Majestät Staaten angestellt worden. Wie glücklich sie auch im einzelnen ausfallen mogten, die Beibehaltung der großen Arrondissements hat im Ganzen mächtige Gründe für sich. Die größte, und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthschaftung derselben ist gerade dazu geschickt, große und einleuchtende Beispiele zur Nachahmung aufzustellen, und durch einsichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combinationen der verschiednen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbesserung des Bodens und Veredlung der Produkte, durch geschickte Behandlung des wichtigen Verhältnisses zwischen Gutsherrschaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungne Auflösung des in unsern Tagen so kritischen Problems der Dienstpflichtigkeit, jedem andern Gutsbesitzer zum belehrenden Muster zu dienen. Dieser Vortheil möchte den günstigen Wirkungen jenes, immer etwas gewagten, in Rücksicht auf die Zeitumstände sogar etwas unpolitischen Systems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domänen-Einkünfte sind nicht groß genug, um die gesammten Staats-Ausgaben zu decken: es ist also eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Diese Nothwendigkeit fühlt der Gemeinste wie der Unterrichtete; und — ohne zu entscheiden, ob die Thatsache der Regierung oder den Unterthanen zu größrer Ehre gereicht — so viel ist gewiß, daß kein Land in Europa die Last der Abgaben mit einer so vernünftigen Ergebung, mit einer so aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt, als das unsrige. Der Umfang dieser Abgaben hängt natürlich von dem jedesmaligen Umfange der Bedürfnisse des Staates, die Gestalt, in welcher sie erhoben werden, von den Anordnungen der Administration ab. Mit unbegränzter Zuversicht können wir darauf rechnen, daß Ew. Majestät diese wichtige Parthie nur den einsichtsvollsten und geprüftesten Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil sie die allgemeine Zufriedenheit so wesentlich interessirt, ein einziger Wunsch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleite hier den Ausdruck unsrer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beschränkt auf eine ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Industrie, und die Freiheit der Bürger: denn jede Abgabe ist an und für sich ein Uebel, obgleich ein nothwendiges Uebel und die Bedingung alles Guten, welches die bürgerliche Gesellschaft uns zuführt. Haben sich die Einwohner eines Landes an eine gewisse Form der Beschränkung gewöhnt, so hört diese beinahe auf, eine Last zu seyn; sie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beschränkung in einer veränderten Form auf, so werden alle bisherigen Verhältnisse verrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal stärker als der gewohnte gefühlt. Nichts ist daher für das glückliche Einverständniß zwischen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher, als die Einführung neuer Classen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung solcher, von denen man sich auf immer erlöset glaubte. Mehren sich die Bedürfnisse des Staates, treten neue unvorhergesehene Ausgaben hervor, so ist es unendlich vortheilhafter, die schon vorhandnen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde ist die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen, einfachen Rubriken zu erheben — das ist wahre Staats-Oekonomie und wahre politische Weisheit.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, sondern — den Rechten eines andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Gränze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers, kann sie rechtfertigen. Unter Ewr. Majestät erhabnem Schutze müsse Alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete. Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privat-Industrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art

um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, vielweniger fühlen.

Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht bloß schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr seyn. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andre Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem eben solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitions-Tribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern, und das ist eben das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innrer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu seyn scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe" zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit." Tausend bösartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstiget von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotne Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der bessern Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Unterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: — darum sey Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, strenge verantwortlich seyn: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher, als die entgegengesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates alles, was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung seiner Kräfte gehört, offen steht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geschützt, sein frei gewähltes Gewerbe in ungestörter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine strenge, unpartheiische, durch keinen Eingriff der Willkühr gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie seines Eigenthums und die beruhigende Aussicht gewährt, daß nie einer seiner Mitbürger mächtiger seyn wird, als die Gesetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundsätzen geordnete, ohne Druck und Schikane erhobne Abgaben ihm nur so viel von seinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich ist, und eine weise und gewissenhafte Administration die zweckmäßige Verwendung seiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverstandene Einschränkungen ihn hindern, seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, sein Vermögen, nach eigner Neigung und Einsicht, nach der Idee, die er selbst von seinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdies seine Gedanken über alles, was ihn umgibt, vortragen, und seinen Zeitgenossen sogar seine Irrthümer und seine Grillen mittheilen darf; wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organisation des Staates fehlerhaft seyn möchte, zu verbessern, durch Thaten darlegt: — dann ist alles erschöpft, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft suchte. Die Vereinigung dieser Güter, aber auch nur die Vereinigung derselben, füllt die ganze Sphäre der Wünsche und Erwartungen eines vernünftigen Wesens aus. Die, welche lehren möchten, daß es mit „etwas weniger" gethan sey, sind geheime Bundesgenossen, oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, ist ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühsam erworbnen Schätze einer langen Cultur, ein Feind der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschen, — ein Feind Ewr. Majestät und des Vaterlandes!

Der Inbegriff dieser Güter ist die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchischen Verfassung bis zu ihrer höchsten Reife gedeihen kann. Was jenseits derselben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller sittlichen Grundsätze, ein wüster Schauplatz von Trümmern, Thränen und Blut! — Mehr als ein unglückliches Volk ist vor unsern Augen in diesen bodenlosen Schlund gestürzt, und hat mit einer Masse von Elend, worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler seiner Regierung, oder die Schuld seiner eignen Thorheiten gebüßt. Vor diesem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; so lange Ew. Majestät uns beherrschen, ist jede Besorgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den seligsten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem rings umher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dies stille Glück bewirkt, dies stille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph im Leben eines guten Königes seyn.

Möge das schönste Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majestät beschieden seyn! Mögen günstige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorhersehen, oder besiegen konnte! Möge, wie Ew. Majestät Privatleben aller stillen und häuslichen Tugenden reinstes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückseligkeiten war, so der balsamische Friede, der um große Gemüther schwebt, sich auf den glücklichen Fürsten eines glücklichen Volkes herabsenken! Möge die Erhabne Prinzessin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erste Glanz Ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieses Reiches aufging, die volle Erndte goldner Früchte theilen, die Ewr. Majestät an dem edeln Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegen reift! Möge eine so reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unsre Wünsche nie fern genug, — beschließen! Möge, wenn einst dieses Ziel erreicht werden muß, Ewr. Majestät angebeteter Name, mit Friedrich's Namen vermählt, zur glorreichen Unsterblichkeit wandeln!

---

# August Samuel Gerber

als Schriftsteller Doro Caro genannt, ward am 3. August 1766 in Danzig geboren, studirte auf der Universität zu Königsberg Theologie und ward 1790 Oberlehrer am Collegium Fridericianum daselbst, 1798 aber Prediger zu St. Lorenz und 1815 zu Wargen, wo er am 27. April 1821 starb. —

Er gab heraus:

Preußische Blumenlese für 1793 (gemeinschaftlich mit J. D. Funk). Königsberg, 1793 in 12.
Novellen. Breslau und Leipzig, 1795—1797. 3 Thle.
Neue Novellen. Breslau, 1803. 1r. Th.
Chr. Täges Lebensgeschichte. Königsberg, 1804.
Mährchen und Erzählungen. Riga, 1809.
Ovids Schicksale während seiner Verbannung, Riga, 1809.
Neueste Novellen. Leipzig, 1819.

Ein anmuthiger Erzähler, der, mit hübscher Erfindungsgabe ausgestattet, seine Stoffe gut zu wählen und anziehend vorzutragen verstand. —

## Das Intelligenzblatt. *)

Der Amtmann Flurau war Besitzer eines Gutes, das, an einen Fremden verpachtet, dennoch soviel abwarf, um seinem Herrn ein anständiges und gemächliches Leben zu verschaffen. Er selbst, noch in der Blüthe seines Lebens, noch kaum erst ein Paar Jahre von Universitäten zurück, hatte sich den Titel eines Fürstlichen Amtmannes gekauft und wirthschaftete mit seiner Schwester, einem guten, fleißigen, und dem ländlichen Leben enthusiastisch ergebenen Mädchen, auf seinem ererbten Gute in weiser Eingezogenheit. Das Studium der Litteratur, und der Genuß schuldloser Freuden, welche die, in der Gegend seines Gutes vorzüglich reizende, Natur ihm darbot, war seine einzige Beschäftigung; denn er konnte der Landwirthschaft, eine etwanige periodische Bearbeitung seines Gartens ausgenommen, den Reiz nicht abgewinnen, den seine Schwester daran fand.

Die beiden Geschwister liebten sich auf eine zärtliche Weise. Jedes von ihnen wußte, wie viel der andere zu seinem Glück und Freuden beitrüge, und fand also darin eine hohe Verpflichtung, dem andern, durch ein zuvorkommendes liebevolles Betragen, ganz das zu werden, was er ihm war. Bey dieser ihrer zärtlichen Liebe gegen einander, waren beide nicht gesonnen, sich durch eine Heyrath jemahls zu trennen. Flurau hielt es für unwahrscheinlich, ein so gutes Weib einmal zu bekommen, als seine Schwester war, und Minchen glaubte, daß es keinen besseren Mann in der Welt geben könne, als ihren Bruder. Würklich hatten sie in Absicht auf die Menschen, die ihnen bisher aufgestoßen waren, völlig Recht. Aber da ihr Vorurtheil zu allgemein war, so sollte die Natur an ihnen sich rächen.

Flurau war ein passionirter Fußgänger. Einige Meilen in der Gegend war kein Bach, keine Flur, kein Fußsteig, den er nicht zu Fuße bewandert hätte. Seine Nachbarn besuchte er auf die nehmliche Art, und fuhr nur alsdann, wenn seine Schwester irgend wohin mit wollte. Einer dieser Spaziergänge zu Fuß ward Veranlassung zu sehr wichtigen Veränderungen für ihn.

Es war ein schöner heiterer Tag im späten Mai, der erste seit einigen Wochen, der auf eine kalte unfreundliche nasse Witterung folgte. Ihn entschloß er sich zu genießen, und den Pfarrer in Grünfelde zu besuchen, der ehedem sein academischer Freund, und jezt sein häufigster Umgang war. Der Ort lag ohngefähr anderthalb Meilen von seinem Güthchen entfernt. Mit der frühen Sonne wanderte er aus, um seinen Freund noch beim Morgencaffee zu überraschen. Seine Schwester geleitete ihn bis an die Brücke über den Forellenbach, wo dieser eine vom Wohnhause herablaufende Lindenallee durchschneidet, und dann an der östlichen Seite des Gartens sich fortwindet. Ein schönes Paar, das einem Dischbein sitzen müßte, wenn er edle Einfachheit mahlen will. **) Beide höchst simpel gekleidet, er in einem schlichten braunen Frak, mit abgeschnittenem um den Nakken sich kunstlos ringelndem Haar, und einem runden Hute, der auf den oberen Theil seines Gesichtes ein gewisses Helldunkel warf, welches das brennende Feuer seiner großen schönen blauen Augen milderte. Sie, eine edle Form, in die Farbe der Unschuld gehüllt, mit eben so ungeschmücktem, natürlich wallendem Haare. Bei beiden eine Reinlichkeit im Anzuge, die an Eigensinn grenzte, aber um so mehr ihre natürliche Schöne erhob. — Izt waren sie am Scheidewege, Minna trennte sich von ihrem Bruder mit einem schwesterlichen Kusse, und hüpfte dann in ihre Wohnung zurück, um ihrem Hünervolke die gewohnte Morgenspeise zu bringen.

Flurau schritt rasch vorwärts, ohnerachtet der noch etwas schlüpfrige Fußsteig das Gehen erschwerte, und sein Weg eine Reihe von Hügeln immer höher hinanging. Ein seliger Genuß für unsern Flurau, der so empfänglich für Naturfreuden war, nach einer Reihe trüber Tage izt wieder in der erwärmten und erheiterten Luft wallen, und die tausend Schönheiten, die rund um ihn sich entwikkelten, mit starken Zügen einsaugen zu können. Nichts geht über einen Genuß der Art, wenn wir freien Sinnes dazu genug haben.

Eine Meile hatte er izt zurück gelegt, und damit zugleich die höchste Spizze seines Weges erreicht. Jezt senkte sich dieser auf der andern Seite wieder allmählig nieder, und in der Ferne zeigte sich in einem dunkeln Lindengebüsche die Thurmspizze von Grünfelde. Noch stand Flurau oben, und beschaute das reizende Gemählde, das vor ihm ausgebreitet lag, mit einem Vergnügen, als ob er es zum ersten mahle erblickte; da flog ihm schleunigst ein Cabriolet entgegen, das in vollem Zuge den Hügel hinan fuhr. Jezt war es oben, die raschen Pferde gleiten auf dem schlüpfrigen Wege, und verscheuen sich. Der Fuhrmann, der sie in den Weg zu lenken sucht, beachtet einen Stein nicht, der an demselben lag, und das Vorderrad geht auch glüklich, wiewohl mit beträchtlicher Emporhebung des Cabriolets herüber. Jezt hob sich das Hinterrad, die Pferde gleiten und springen von neuem, dadurch wird das Fahrzeug zu hoch gebracht und — schlägt um.

Erschrocken sprang Flurau hinzu, um dem heraus stürzenden Fremden zu helfen. Es war ein junger Mann und ein junges Frauenzimmer. Flurau eilte diesem, als dem schwächeren Theil zu Hülfe, und hob es auf. Das Mädchen, bleich vor Schrecken und zitternd an allen Gliedern, hob ihre schönen Augen dankbar zum dienstfertigen Fremdlinge auf. Nie noch hatte Flurau in schönere Augen gesehen. Elektrisch theilte ihr Zittern ihm sich mit. Unwillkührlich und sanft drükte er sie an seinen Busen, und fragte mit unaussprechlicher Theilnahme, aber halbgebrochner leiser Stimme, ob sie Schaden gelitten hätte? Nein, antwortete sie ihm mit einer reizenden Stimme, und wandte bescheiden ihre Augen von ihm weg, als ob sein Anblick sie blendete: Jezt erst ward Flurau das Unschikliche gewahr, daß er sie noch in seinen Armen halte, und trat mit Achtung einige Schritte zurück.

Unterdessen hatte der junge Mann sich mit größerer Mühe empor gearbeitet, und hielt nun eine pathetische Standrede seiner Unvorsichtigkeit, denn er hatte selbst gefahren. Dann fing er an, die verschiedenen Kleinigkeiten aufzulesen, die aus der umgestürzten und aufgesprungenen Kelle herausgeflogen waren, während das Frauenzimmer ihren Anzug in Ordnung brachte. Flurau half dem Fremden treulich, wandte aber seine Augen oft und unwillkührlich auf seine errettete Schöne, die dann jedesmahl ihre Blicke niederschlug, weil auch sie den schönen Mann verstohlen angeblickt hatte. In einer kleinen halben Stunde war alles wieder in Ordnung, und die beiden Reisenden saßen in ihrem Cabriolet. Flurau hatte dem Mädchen in den Wagen geholfen. Ihm deuchte, ihre schöne Hand, die er beim Abschiede küßte, habe leise und unvermerklich die seinige gedrückt. Eine leichte Röthe überflog sein Gesicht und sein Herz klopfte lauter. Er wollte sprechen, aber seine Stimme versagte. „Nehmen Sie unsern herzlichsten Dank, erhob izt der junge Mann, indem er die Zügel faßte und die Peitsche schwang, und sagen Sie mir, wem wir — Hier sprangen die Pferde auf, die den Schatten der geschwungenen Peitsche sahen und rissen vorwärts. Das weitere hörte Flurau nicht mehr. Das Cabriolet entfernte sich zu schnell, und er sah nur noch die schöne Hand des Mädchens, die ihm zum Wagen hinaus ein Lebewohl zuschwenkte.

„Wenn sie doch nur keinen Schaden nähme,“ rief Flurau halb leise aus, und sah den Wegfahrenden mit einer gewissen Aengstlichkeit nach, die jedem, der ihn gesehen hätte, seinen dermahligen Seelenzustand verrathen haben würde. Schon längst hatte der Wagen sich in der Ferne verlohren, noch immer ruhten seine Augen auf der Spur, die er zurückließ. Endlich löste sich sein lethargisches Starren in die Ferne in einen Seufzer auf, er kehrte sich um und ging nachdenkend und langsam den Hügel herab nach Grünfelde zu.

Sein Freund, der Pfarrer, fand ihn heute ungewöhnlich zerstreut, und unterweilen sehr ernsthaft, und nur erst spät gelang es ihm, seinen Gast einigermaßen ins alte Gleiß zu bringen. Aber nun verfiel er ins andre Extrem. Er ward munterer, als er irgend zu seyn pflegte, und verrieth eine gewisse lustige Unruhe, die ihn nirgends an einer Stelle, oder bei einem Gespräche lange weilen ließ. Die Sonne stand auch noch hoch am Horizonte, als er schon seinen Stab ergriff, und ohne seinen frühen Abschied gehörig und glaubwürdig zu begründen, nach Hause eilte.

Rascher als je stieg er den Hügel hinan. Es schien, als ob er sonst etwas wichtiges versäumen würde. Aber kaum hatte er die Spitze erreicht, so setzte er sich nieder, und labte sich an den Bildern der Vergangenheit. Vor seiner Seele gingen alle die Situationen vorüber, in denen er das liebe Geschöpf, das nun sein ganzes Wesen erfüllte, heute morgen gesehen hatte: Endlich schien es, als ob der Verstand sein Herz überraschte, der Gedanke, daß er sich hier in kindische Träume verliere, daß jenes Frauenzimmer vielleicht Weib und ihm überall unbekannt sey, überflügelte sein Gesicht mit einer leichten Schaamröthe: er sprang auf und ging mit einer Schnelle in seine Heimath, als ob er sich überreden wollte, er hätte sein Herz völlig unter die Fesseln des Verstandes gefangen genommen.

Aber warum erwiederte er den herzlichen Gruß seiner Schwester zu Hause nicht eben so herzlich, warum kam sie ihm gerade heute so gar bekannt, so alltäglich vor, Warum? Das Herz in seinen Fesseln spottete über den prahlerischen Sieger, und gab deutlich zu verstehen, daß es in Minna nicht mehr das Ideal weiblicher Vollkommenheit erblicke, sondern ein reizenderes Ideal gefunden habe.

Minnan entging die wichtige Veränderung nicht, die mit

*) Aus: Novellen von Doro Caro. Bresl. u. Leipz. 1795.

**) Als der Verf. diese Stelle schrieb, lebte der vortreffliche Künstler noch.

ihrem Bruder vorgegangen war. Wir überlassen es ihr, mit weiblicher Feinheit ihrem Bruder das Geheimniß zu entlocken, das wir nun schon wissen, und sehen uns nach dem Cabriolet um.

Schwester und Bruder waren es, die in demselben fuhren, ein Paar, das mit dem Flurauischen viele Aehnlichkeit hatte. Auch er war ein junger Oeconom, der nur erst kürzlich nach dem Tode seiner Eltern eine Pacht weitläuftiger fürstlicher Güter übernommen hatte, die bis dahin sein Vater verwaltete. — Thermer, so hieß er, war ganz der Mann dazu. Von seiner frühesten Jugend an unter den Augen eines erfahrnen Vaters zur Landwirthschaft erzogen, hatte er sich mit allen Theilen derselben so bekannt gemacht, und eine so große Liebe zu Beschäftigungen der Art gefaßt, daß nicht leicht ein Mann schicklicher seine Stelle bekleidete, als eben er. Aus dem Grunde erhielt er die fürstlichen Güter auch in dem Flor, in welchem sie sein Vater hinterließ, ja er vermehrte ihn zusehends, so wie sein eigenes Privatvermögen, ohne, als ein ehrlicher Mann, dem Vortheil seines Herrn Abbruch zu thun. Dabei hatte er eine edle Figur, und wenn sein Geist gleich nicht die wissenschaftliche Bildung Flurau's hatte, so war er doch völlig gesund und im Umgange ein Mann, dem seine fein gebildete Schwester Gefälligkeit und Annehmlichkeit zu geben gewußt hatte.

Diese seine Schwester Elise, konnte mit Recht zu den ersten Schönheiten gerechnet werden, und zwar zu der Classe, bei welcher sich ein in jeder Rücksicht ausgebildeter Verstand, ein völlig unverdorbenes und gutmüthiges Herz, so wie ein Hang zu froher unschuldiger Laune in jeder Miene zu Tage legt. Sie hatte eine städtische Erziehung genossen, alle Künste ihres Geschlechtes gelernt, und war vielleicht in jeder derselben Meisterin. Daher sympathesirte sie, an den feinern Genuß des Lebens gewöhnt, auch nicht ganz mit ihrem Bruder, und wünschte sich wenigstens dereinst in eine Lage, wo sie nicht so sehr an die gröbern Geschäfte der Landöconomie gebunden wäre, und in dem Umgange mit Menschen, die durch Wissenschaften und Geschmack ihre Gefühle bis auf den von ihr gewünschten Grad verfeinert hätten, Befriedigung für die höheren Bedürfnisse ihres Geistes finden könnte. Thermer hingegen sehnte sich nach einer Frau, die zwar mit den der Weiblichkeit eigenthümlichen Reizen geschmückt, sein Leben ihm versüßen könnte, aber auch mit landwirthschaftlichen Kenntnissen und Vorliebe zu seiner Lebensart ausgerüstet, die Lasten derselben ihm tragen helfen sollte. Das Umwerfen des Cabriolets sollte, wenigstens in Elisen, diese Wünsche noch reger machen.

Beyde waren in der Gegend von Grünfelde auf einem Gute gewesen, das ihr Fürst kaufen wollte, und über welches Thermer nach genauer Besichtigung einen Bericht abzustatten Befehl erhalten hatte. Auf dem Rückwege nach ihrer Heymath, die von Flurau's Wohnung sechs Meilen entfernt war, warfen sie mit ihrem Cabriolet, wie oben erzählt worden ist, um.

Weiber sehen scharf und schnell, besonders wenn ein Gegenstand sie interessirt. Elise gelangte mit wenigen Blicken zu einer genaueren Kenntniß Flurau's, als er von ihr bekommen konnte. Freilich gehörte auch dieses mahl kein großer Scharfblick dazu, in Flurau einen edlen Mann gewahr zu werden, dessen Geist unmöglich von gemeiner Bildung seyn konnte. Aber Elise sah noch mehr, sie sah, daß auch sie auf diesen Fremdling Eindruck mache, kein Wunder also, wenn sie hier ein Ideal gefunden zu haben glaubte, das sie bisher blos in ihrem Herzen herumgetragen hatte. Aber leider ist das eine Wahrnehmung, die, wenn sie sich nur darbietet, mit einem merklichen Verluste der Ruhe unseres Herzens verbunden ist.

Diesen fühlte Elise sehr bald, fühlte ihn bei ihrer Heimfarth, beim Eintritt in ihre Wohnung, bei allen Geschäften, die sie unternahm. Nun schien ihr nichts unverzeihlicher zu seyn, als, von ihren Empfindungen überrascht, mit der Erkundigung nach dem Stande und der Wohnung des Fremden so lange gewartet zu haben, bis der erstgemeldete Umstand es unmöglich machte. Und sie wünschte doch jetzt so unaussprechlich, den Mann näher kennen zu lernen, an dem beym ersten Anblick ihr Herz so hohen Antheil nahm, und der selbst auch für sie sich so sichtbar zu interessiren schien. Den nämlichen Vorwurf machte sich Flurau.

Indessen war es einmal versehen, das beste war jetzt, es entweder dem guten Glück zu überlassen, ob dieses beide wieder zusammen bringen würde, oder überhaupt den Gedanken an einander völlig aufzugeben. Das letzte zogen beide vor, beide repetirten sich im Stillen das Gesetz aus dem Codex der Weltklugheit: Man muß eine Neigung in ihrem Aufkeimen unterdrücken, deren Befriedigung so unsäglichen Hindernissen unterworfen ist, und beide legten sich den ersten Abend mit dem feyerlichen Entschlusse zu Bette, einander vergessen zu wollen.

Aber Flurau hätte nicht von Elisen, und Elise nicht von Flurau träumen, und beide sich nicht der erste Gedanke beim Erwachen seyn müssen. Die Natur hatte einen entscheidenden Sieg über ihre Herzen davon getragen, und ihre gegenseitigen Bilder zu tief und zu unauslöschlich in ihre Seelen geprägt. Alle Versuche, sich einander zu vergessen, waren ohnmächtige Auflehnungen gegen die Allgewalt der Liebe.

Elise verlor ihre muntere Laune, und Flurau ward ungewöhnlich tiefsinnig. Beide fanden an Schwester und Bruder nicht mehr die ehemalige Unterhaltung, suchten sie nicht mehr wie sonst auf, ja! gestanden sich oft heimlich mit Erröthen, ihnen geflissentlich aus dem Wege gegangen zu seyn. Eine einsame Stelle im Garten oder im Walde ward ihr öfterer Aufenthalt, ihre Beschäftigung die Lectüre eines Lieblingsdichters. Aber jetzt, gerade jetzt glaubten sie wehe in diesen Gedichten kein besonderer Geist. Die Gedanken schienen ihnen alltäglich, die Worte matt, der Versbau gezwungen; ja oft warfen sie unwillig das schuldlose Buch hin und schalten es Bombast und Schwulst: Warum? — Elisens und Flurau's Bild schwebten wie ein unsichtbarer Geist über den Buchstaben, und ob sie drey oder viermal die nehmliche Stelle überlasen, sie verstanden sie doch nicht. Unbefriedigte Liebe ist zänkisch, und da mußte dann der gute Dichter ihre Unlaunen aushalten.

„Bruder, du wirst ein Träumer," sagte Minna und drückte ihm zärtlich die Hand. Stillschweigend erwiederte Flurau den Druck, und — träumte fort.

„Elise, deine wirthschaftlichen Geschäfte bleiben auch ganz liegen," sagte Thermer, zwar sanft, aber doch ernst, und Elise ging nachdenkend in den Keller, und zog den Wein auf — Bierbouteillen ab.

Das ewige Denken an den, den ihre Seele liebte, die immerwährende Beschäftigung mit ihm, die stete Wiederholung jedes Zuges, jeder Miene, jeder Bewegung, die beide gegenseitig an einander bemerkt und so unauslöschlich sich eingeprägt hatten; alles dieses machte den Versuch von dieser Liebe sie zu heilen unmöglich. Gesellschaften und Zerstreuungen bewürkten gerade das Gegentheil. In jenen fanden sie immer den außerordentlichen Abstand der gegenwärtigen Personen von dem Abgotte ihres Herzens, und diese wurden ihnen unerträglich, weil das unsichtbare Phantom der Liebe sie immer umschwebte, und doch nicht sichtbar zugegen war.

„Wenn ich nur wüßte, sagte Thermer scherzend, wer dein Ritter von der traurigen Gestalt ist? Da Herr! würde ich sagen, mach er mir das Mädchen wieder klug, und nehm er sie als sein Weib nach Hause, wenn ers mag." — Elise hob ihre schönen Augen schüchtern zum Bruder empor und ließ eine hervorquellende Thräne blicken.

„Es muß ein reizendes Mädchen seyn, deine Schöne, sprach Minna enthusiastisch. O! wenn ich sie doch kennte; liebes Mädchen, würde ich schmeichelnd zu ihr sagen, mein Bruder ist gar zu gut. Liebe ihn doch, wie er dich liebt, ich will dich auch zärtlich lieben und du sollst meine gute Schwester seyn." Schwärmerin, sagte Flurau strafend, und stand schnell auf, um seine naß werdenden Augen zu verbergen.

Mehr wie je durchstreifte jetzt Flurau die Gegend umher, um Kundschaft von seiner schönen Unbekannten zu erhalten, und Thermer mahlte einem jeden, mit dem er sprach, so gut er konnte, das Bild Flurau's ab, um diesem auf die Spur zu kommen; aber dort wie hier liefen alle Versuche fruchtlos ab.

An einem schönen heiteren Frühlingsmorgen, als eben erst der Thau von der aufgegangenen Sonne abduftete, saß Thermer mit seiner Schwester unter den Linden vor seinem Hause und tranken Caffee, Elise mit stillem in sanfte Schwermuth getünchtem Blick auf ihr Strickzeug, Thermer mit großer Geistesruhe den Rauch aus seiner Pfeife abdampfend, und Zeitungen, die eben angekommen waren, lesend. Er hatte schon aus den politischen Zeitungen die Welthändel seinem Geiste der Reihe nach vorbeypassiren lassen, als er nach dem Intelligenzblatt der Provinz griff. Kaum that er einige flüchtige Blicke auf dasselbe, so legte er die Pfeife weg und lachte herzlich und anhaltend. „Schwester," sagte er zu Elisen, die mit schwermüthigem Lächeln zu ihm emporblickte, „Schwester, ich habe einen närrischen Einfall, auf den das Intelligenzblatt mich bringt."

„Nun?"

„Es schreibt hier jemand, er habe an dem und dem Dato beym Wechseln der Postwagen in D. auf dem Posthause einen jungen Reisenden gesehen, mit dem er jetzt eines wichtigen Vorfalls wegen nothwendig Rücksprache nehmen müßte. Er bitte also sich ihm zu entdecken, damit er in eine nothwendige Correspondenz mit ihm treten könne." Elisens schöne große Augen vergrößerten sich merklich, ihr Busen stieg und fiel unruhiger. —

„Nun?" —

„Wir rufen auf nehmliche Art unsern schönen Unbekannten. Er wird doch so artig seyn und kommen, und dann, Schwester, ist es deine Sache, ihn mit den Fesseln der Liebe zu binden, daß er uns nicht wieder entwische."

„Um Gotteswillen nein, sagte Elise erschrocken, stand auf, und faßte unwillkührlich die Hand des Bruders, als ob dieser schon schriebe und sie ihn zurückhalten wollte.

„Sey keine Thörin, Schwester! erwiederte Thermer ernsthaft, es ist nicht ein vorübergehender Gedanke bei mir, es ist reifender Entschluß. Und warum nicht? Ich wage nichts für unsere beiderseitige Ehre, und du kannst dabei gewinnen."

Und wenn er käme, sagte Elise wehmüthig, und die arme Elise ihm gleichgültig wäre, er vielleicht gar unsere List durchschauete: und wir in seinen Augen verächtlich würden? Oder wenn er käme und brächte ein schönes, junges Weib mit und ich müßte immer das triumphirende Uebergewicht sehen, das dieses glückliche Weib durch den Besitz eines solchen Mannes vor mir hätte, wie dann, Bruder, wie dann?"

Thermer schaute sie starr und ernsthaft an.

„Ich müßte noch obenein die gefällige Wirthin spielen, und fröhliche Heiterkeit auf dem Gesichte lügen, während mein Herz mit Unmuth und Gram so voll, so voll belastet wäre. Und wenn er dann weg wäre, jeden Trost, jede Hoffnung auf immer mit sich genommen hätte, Bruder, dann wäre ich für dich und deine Wirthschaft, Bruder, dann wäre ich für die Welt auf immer verlohren!" — Sie sprang auf, umarmte heftig ihren Bruder, drückte ihr Gesicht an seine Brust und weinte reichliche Thränen an derselben.

Thränen erleichtern. Sind sie abgeweint, so schleicht sich oft ein Lichtstrahl sanfter Hoffnung in das Herz, das vorher in der dunkeln Nacht der Verzweifelung begraben lag. Elise richtete sich auf, und schon glänzte mitten in ihren noch nassen Augen eine Heiterkeit, wie wenn die Sonne durch eine Regenwolke bricht.

„Doch, Bruder, doch, sagte sie, könntest du meinen Verstand so leicht überzeugen, wie mein Herz dir zu folgen bereit ist, ich würde in deinen Vorschlag willigen. Denk ich seines Blickes, seines sanften Händedruckes, des Hinstarrens nach mir, des unveränderten Schauens auf unsern Wagen, als wir wegfuhren, o dann sagt mir mein Herz: er ist noch frei, und könnte vielleicht mich lieben.

Thermer benutzte klüglich diese Stimmung seiner Schwester, und da er einmal, vielleicht aus Autorliebe, seine Gedanken nicht aufgeben wollte, so schläferte er mit Gründen mancher Art die jungfräuliche Bedenklichkeit Elisens ein, und diese gab endlich, wie wohl mit heftig klopfendem Herzen und zitternder Stimme ihre Einwilligung zu seinem Vorhaben.

„Aber das Wichtigste noch, sagte sie, unter welchem scheinbaren Vorwande können wir ihn wohl rufen, ohne ihm verdächtig zu werden?"

„Kleinigkeit, antwortete Thermer. Noch weiß ich freilich selbst nichts, aber wenn er erst hier ist, dann wird sichs finden. Vielleicht habe ich dann beym Umwerfen mit dem Wagen eine Brieftasche voll wichtiger Papiere verloren, die er etwa gefunden haben könnte oder dergleichen. Wahrlich, Schwester, das soll mir die wenigste Sorge machen! denn ich wenigstens, setzte er schalkhaft und bedeutend hinzu, werde bei seiner Anwesenheit die Gegenwart des Geistes nicht verlieren.

Thermer ging jetzt an seine Geschäfte und Elise suchte sich ein einsames Plätzchen am Erlenteich, verlor sich in Träumereyen und harrte mit pochendem Herzen der Dinge, die da kommen sollten.

„Nun, Schwester, warlich du bist ausgelassen, sagte Flurau ernst und mit großen Augen, als Minchen spornstreichs und mit Papieren in der Hand in seine Studirstube stürzte und ihm eiligst Feder und Tinte wegriß. Er hatte sich eben den seligsten Empfindungen überlassen und wurde etwas unsanft in denselben gestört. Komisch ernsthaft und mit geschäftiger Eile antwortete Minchen. „In der Welt wechselt es wunderlich. Die Männer von hoher Thatkraft träumen und die tändelnden Mädchen handeln." Und damit war sie zur Stubenthüre hinaus.

Elise harrte der wichtigen Catastrophe, die das Drama der Liebe beendigen sollte, mit klopfendem Herzen. Langsam schlich ihr am Tage die Zeit hin, und doch, wenn sie nach selig verträumter Nacht am nächsten Morgen erwachte, so erschrack sie, um einen ganzen Tag dem entscheidenden Punkte näher gekommen zu seyn. Am vierten Morgen, als dem Posttage, der das Intelligenzblatt ihr brachte, saß sie unruhig am Coffeetisch und zankte in ihrem Herzen mit der ungalanten Post, die so lange ausblieb. Gute Elise, die Post blieb nicht eine Viertelstunde länger aus, nur du hattest den Coffee diesmal eine Stunde zu früh auftragen lassen.

Itzt ist sie da! Lächelnd entsiegelt der Bruder das Paket, und greift, wie billig, zuerst nach dem Intelligenzblatte. Elise stellte sich hinter seinen Stuhl, umschlang nachläßig mit ihrer Linken seinen Nacken, hielt mit der Rechten das pochende Herz und getraute sich kaum, über seine Schultern einen furchtsamen Blick in die Zeitung zu wagen.

Ein Blick auf das Blatt und es fängt sie an zu schwindeln, und ohnmächtig sinkt sie an dem Stuhl des Bruders hinab. Dieser ward es nicht eher gewahr, bis er nach einem lauten schallenden Gelächter zum erstenmahle zu sich selbst kam. Erschrocken springt er ihr zu Hülfe

Auch Flurau hatte die Zeitungen erhalten. Er stierte gedankenvoll auf den Hamburger Correspondenten, und fand ihn heute äußerst langweilig und ennüvant, Minchen nahm indessen das Intelligenzblatt, und kaum hatte sie es aus einander geschlagen, so brach sie, das sittsam bescheidene Minchen, in ein Gelächter aus, das an Ausgelassenheit grenzte.

Wenn man selbst nicht wohl gelaunt ist, so macht das herzliche Lachen eines anderen uns leicht mürrischer. Es verdrießt uns, daß jemand so sehr viel froher ist, als wir. Halb ärgerlich, aber doch gutmüthig sanft, fragte Flurau seine Schwester, ob sie denn nicht bald enden werde?

Minchen wollte sich zwingen, und fing an zu erzählen, aber jedes Wort wurde Reiz zu neuem Lachen, und bald lachte Flurau mit, ohne zu wissen worüber. Endlich endigte sie mit großen hellen Thränen, die die Anstrengung ihr erpreßt hatte.

„Bruder, sagte sie, wenn ich dir mit diesem Blatte den Nahmen und die Liebe deines Mädchens zugleich verschafft hätte, würdest du dann mir verzeihen, daß ich hinter deinem Rücken etwas that, wovon du nichts wußtest?"

Flurau glotzte sie mit weit aufgerissenen Augen an. Wirklich ist dies das passendste Wort für unsern Blick, wenn wir etwas hören, das wir durchaus nicht begreifen können.

„Noch einmal, Bruder, wenn hier in diesem Intelligenzblatte ganz offenbar gedruckt stände:"

„Ich N. N. die Schwester des Amtmanns Thermer, liebe den Amtmann Flurau unaussprechlich, und wünsche ihn zu meinem Gemahl," würdest du mir denn einen selbst gewagten Schritt verzeihen?

Begreiflich verstand Flurau diese Worte noch weniger, und starrte sie noch erstaunter an. Itzt sprang er auf und griff hastig nach dem Blatte.

„Nein! rief Minchen schäckernd, erst müssen die Friedensartikel geschlossen werden."

„Nun ja denn, ja denn, sagte Flurau ungeduldig. Es sey dir alles verziehen." — Jetzt erhielt er das Blatt.

Er las und las, und traute seinen Augen nicht und rieb sie, und schaute abwechselnd, aber stumm, bald seine Schwester, bald das Blatt an.

Kein Wunder, daß er staunte. Er fand gleich auf dem ersten Blatte zwei Avertissemente, die fast von Wort zu Wort gleichlautend waren. Das erste hieß:

„Der Amtmann Thermer in Neuhof bei M. wünscht einen jungen Mann kennen zu lernen, der ihm bei Umwerfung eines Wagens auf dem Wege von Grünfelde nach Altenbach zuvorkommende Gefälligkeit erwieß. Er hat mit demselben über etwas Wichtiges Rücksprache zu nehmen."

Und gleich darunter:

„Der Amtmann Flurau in Altenbach bei M. wünscht einen jungen Mann näher kennen zu lernen, mit dem er bei Umwerfung seines Wagens auf dem Wege von Grünfelde nach seinem Gute Altenbach Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatte, indem er selbigem etwas Wichtiges entdecken muß."

Langsam legte Flurau das Blatt hin und sah seine Schwester ernst und fest an. „Ich soll dir verzeihen, Minchen! verzeihen, daß du meine Ehre so fürchterlich auf das Spiel gesetzt und mich dem Gelächter unsrer Nachbaren Preis gegeben hast!"

„Ey! wie hypochondrisch dich die Liebe macht, Bruder. So peinlich müssen doch Thermers nicht gedacht haben, als sie ein ähnliches Avertissement abdrucken ließen."

„Wie so? können sie nicht wirklich etwas Wichtiges mir zu sagen haben? O ich erschrecke, wenn sie vielleicht in wenigen Stunden hier sind, mir ihr Gesuch anbringen, das meinige verlangen und ich wie ein Knabe vor ihnen stehe und nichts antworten kann!"

„Dafür ist gesorgt, antwortete Minchen geschäftig. Sieh! hier habe ich ein Kästchen, und darinnen die Juwelen unserer seligen Mutter. Das nimmst du, zeigst es ihnen und sagst, du habest es noch den nehmlichen Abend ohnweit der Stelle gefunden, wo beide umgeworfen hätten. Und damit bist du auf jeden Fall aus der Schlinge."

Flurau's Gesicht heiterte sich zusehends auf.

„Und wirklich, fuhr Minchen enthusiastisch fort, mein Herz sagt es mir, in Thermers Aufruf spricht so gut die Liebe, wie sie in dem spricht, welches ich in deinem Namen verfertigte und heimlich auf das Adreß-Comptoir in die Stadt schickte. Oder hast du es mir nicht schon mehr als hundertmal erzählt, wie sanft und liebevoll dir das Mädchen begegnet sey; daß sie deinem sie umfassenden Arm nur leise widerstrebet, beim Abschied dir lange nachgesehen, und noch aus der Ferne her mit

ihrer niedlichen Hand dir zugewinkt habe? Gewiß ich verwette alles in der Welt, wenn nicht die Geschichte deines Mädchens von der ersten Bekanntschaft bis zu diesem Avertissement der deinigen bis auf den kleinsten Seufzer und das leiseste Ach! ähnlich ist."

Flurau fiel versöhnt und beruhigt seiner Schwester in die Arme.

Mehr Mühe kostete es Thermern, seine Elise zu beruhigen. Ihre natürliche feine Gefühle waren, seit sie liebte, um ein großes geschärft worden. So sehr ihr der Gedanke schmeichelte, daß Flurau gewiß aus den nehmlichen Gründen, wie sie, nach ihrer Bekanntschaft strebe, so sehr erschrack sie doch vor dem Gedanken, die weibliche Delikatesse beleidiget zu haben, und vor der Möglichkeit, ihrem Flurau dadurch gleichgültiger werden zu können. Ueberdieß hatte ihre Liebe sie schüchtern und furchtsam gemacht. Aber doch gelang es endlich ihrem Bruder, dem keine Leidenschaft die Wahrheit entstellte, und der die Sache, wie sie itzt lag, in ihrem natürlichen Lichte sah, zwar nur allmälig, aber endlich doch auch ganz sie zu beruhigen.

„Nun, Elise, sagte er, itzt wollen wir anspannen lassen, und nach Altenbach fahren."

„Nimmermehr, Bruder, antwortete sie erschrocken; ich hätte die Dreistigkeit nicht. Liebt er mich: so wird er schon von selbst und wird bald kommen.

„Wenn ich nur wüßte, sprach Flurau, was ich jetzt thun, ob ich sie hier erwarten, oder ob ich nach Neuhof fahren soll."

„Hinfahren, versteht sich, sagte Minchen komisch ernsthaft, und zwar wie es sich für einen Bräutigam schickt. Du mußt dein neues Cabriolet nehmen, den Kutscher brav herausputzen, die Pferde schmücken und dein Sonntagskleid anlegen. Wenn du so angezogen kommst, so sieht man es dem Herrn Amtmann schon von weiten an, welche Rücksprache er eigentlich mit dem andern Herrn Amtmann zu nehmen habe. Und damit alles ordentlich gehe, so will ich als dein geheimer Rath dich begleiten, und die Unterhandlungen lenken."

Es ward jetzt beschlossen, die Reise vier Tage bis zum künftigen Montag zu verschieben. Flurau eilte süßer Hoffnungen voll in die Stadt, um durch den Einkauf verschiedener Sachen sich zu dem festlichen Zuge desto besser vorzubereiten.

Wer je geliebt, wer je der Ankunft seines Abgottes geharrt und unter ähnlichen Umständen geharrt hat, wie die sanfte gefühlvolle Elise, der kann sich vielleicht noch in ihren Zustand hineindenken. Sie war gerührter, als je, und die Thränen ihr näher als sonst. Jedes Geräusch erschreckte sie, und bei jedem vorbeyrollenden Wagen schlug ihr Herz heftiger, denn wie leicht könnte es nicht Flurau seyn? Nur erst durch die wiederholten Erinnerungen ihres Bruders aufgemuntert, zerstreute sie sich dadurch etwas, daß sie im Hause Anstalten zum festlichen Empfange ihres Gastes machen ließ. Aber jedesmahl ward sie trauriger, so bald ihre oben geäußerte Besorgnisse sich von neuem ihr lebhaft aufdrängten, und nur blos die Hoffnung, daß ihr Schicksal jetzt doch schlechterdings entschieden werden müsse, richtete sie dann eine Zeitlang wieder auf.

Als aber drei Tage seit jenem Posttage verflossen waren, und kein Flurau sich schriftlich oder persönlich meldete; als auch der Sonntag, auf den sie noch ihre letzte Hoffnung gesetzt, und an welchem sie so brünstig gebetet hatte, vorüber war, da sank ihr Muth unaussprechlich, und kaum konnte sie Thermer durch die Bemerkung, daß Altenbach doch sechs Meilen entfernt sey, und ein Amtmann nicht jeden Augenblick gleich verreisen könnte, aufrecht erhalten.

Noch dämmerte kaum mit zweideutigem Lichte Montags der junge Morgen, als im Flurauschen Hause schon alles wach war, und im Wohnzimmer der Coffee schon dampfte. Geschäftig lief Flurau hin und wieder, während seine Schwester noch ihre Toilette machte. Schon scharrten und stampften ungeduldig die muthigen Engländer auf dem Hofe, und prunkten stattlich mit ihrem schneeweißen Geschirre im Glanze der emporkommenden Sonne; noch immer war Minna nicht fertig, obgleich ihr Bruder schon mehr als einmal den Hut genommen, und ungeduldig wieder hingelegt hatte. Jetzt endlich besteigen sie das leichte Cabriolet und eilen im Fluge der Liebe, von der Morgensonne umglänzt, und von dem würzigen Dufte der Mailuft umhaucht, ihren Hoffnungen entgegen.

Trübe und langweilig entschlich der armen Elise der Vormittag, und stummer und freudenloser ward nie ein Mittagsmahl eingenommen, als das heutige. Selbst Thermern schien der Umstand bedenklich, daß Flurau auch so gar nichts von sich hören ließ; doch unterdrückte er weislich seine Besorgnisse und entschuldigte seine Unlaunen mit der wirklich abspannenden Mittagshitze dieses sehr warmen Frühlingstages.

Er lehnte nach dem Mittagsmahl in seinen Sessel sich zurück und entschlief; Elise aber stützte traurig ihren Kopf auf den Arm und schaute starr zum Fenster hinaus in die Ferne, die vor ihr lag. „O wie unvollkommen ist doch das menschliche Leben! Warum müssen wir Dinge kennen lernen, die die lebhaftesten Wünsche in uns erzeugen, und die wir doch nicht befriedigt sehen sollen?" Dies war der Hauptgedanke, den die stürmische Leidenschaft in ihrer erhitzten Phantasie hin und her wälzte.

Noch dachte sie so, als plötzlich ein Wagen in ihren gepflasterten Hof herein rollte. Erschrocken fuhr Thermer aus dem Schlafe. Sein erster Blick fiel auf seine Schwester, die erblassend wie eine Leiche am ganzen Leibe zitterte, sein zweiter auf den Hof, wo er Flurau'n gewahr ward.

„Bruder, sagte Elise stotternd, ich kann bei dem Empfange nicht zugegen seyn. Flurau's junges Weib, das er mitbringt, würde gar bald meiner zu spotten Gelegenheit haben. Ich will mich erst sammeln." — Thränen unterbrachen ihre Worte und sie eilte weinend in ihre Kammer.

Auch Thermern war der Umstand bedenklich, und er eilte besorgt, ernst und langsam die Treppe hinab. Die Feyerlichkeit, die er daher aus diesem Grunde in seinen Gruß legte, machte Flurau'n eben so schüchtern; er ahndete schreckliche Auflösung. Nimmer war wohl ein Empfang kälter und ceremoniöser, als dieser.

„Verzeihen Sie es, mein Herr, sagte Thermer mit kalter Höflichkeit, als er das Besuchzimmer öfnete, daß meine Schwester nicht sogleich die Ehre haben kann, Ihnen aufzuwarten. Kopfschmerz und Uebelkeit halten sie bis jetzt noch in ihrem Zimmer zurück."

Ein Donnerschlag scheucht nicht schneller ein Heer muthwilliger Knaben aus einander, als diese Worte den sich zusammenrottenden Unmuth des Amtmanns Flurau. Mit Wärme ergriff er Thermers Hand. „So darf wenigstens, sprach er, meine Schwester die Leiden der Ihrigen theilen. Haben Sie die Güte, sie zu Ihr zu führen. Die Herzen guter Frauenzimmer öffnen sich bald gegen einander.

Ein Sturm jagt nicht schneller die giftigen Dünste aus einander, die mit trägem Zuge über die Wiesen hinschweben, als das Wort Schwester aus Flurau's Munde jede Bedenklichkeit bei Thermern aufhob: „Wahr gesprochen, mein Bester, sagte er, führte die reizende Minna in das Cabinet Elisens und sprach mit lauter, für diese bedeutender Stimme: „Mademoiselle Flurau, Schwester des Herrn Amtmanns."

„Kommen Sie, sagte er jetzt zu Flurau'n, wir wollen, bis der Coffee fertig ist, in der Wirthschaft etwas uns umsehen. Bei uns Oeconomen ist das ja immer unsere erste Beschäftigung. Das übrige können wir nachher beyläufig abmachen."

Jetzt gingen sie in der Wirthschaft herum, und Thermer war hier ganz in seiner Sphäre. Nicht so Flurau, wie wir wissen. Er hätte noch lieber diese Zeit mit dem holden Wesen zugebracht, das seine Seele füllte, und ihm um so theurer geworden war, da er wußte, Elise sey noch unverheyrathet. Doch schenkte er Thermern alle Aufmerksamkeit, die ein Mann von feiner Erziehung auch bei minder angenehmen Dingen beweißt, und wußte überhaupt so geschickt zu antworten, zu fragen, zu bemerken, daß Thermer mit Entzücken in ihm keinen geringeren Oeconom als sich selbst zu erblicken glaubte. Ihr Gespräch lenkte sich bald auf ihre gegenseitige Lagen und Umstände. Flurau übersah mit einem Blick den Wohlstand der Thermerschen Familie, und Thermer, vielleicht in allen übrigen Dingen nicht so raffinirt, wie gerade hierin, wußte durch verschiedene Fragen, die ganz absichtslos schienen, sich eben so genau von den Vermögensumständen und der ganzen Lage Flurau's zu unterrichten.

Der Umgang in der Wirthschaft war vollendet. Flurau hatte die Dauerhaftigkeit, Nettigkeit und Reinlichkeit der Gebäude, den Reichthum der Kornböden, den vortrefflichen Zustand der Vieh- und Pferdezucht und die überall hervorleuchtende Ordnung und Pünktlichkeit zu bewundern hinlängliche Ursache gehabt. Aber jetzt schien auch diese Materie vorläufig beendigt zu seyn und ein jeder nach einem andern Gespräche sich zu sehnen.

„Ich habe hier noch einen Lustgarten, den mein seliger Vater frühzeitig anlegte, und der jetzt schon zu einem der besten einige Meilen in die Runde gehört. Wir wollen ihn besehen, bis der Coffee fertig wird, der heute auch ungewöhnlich lange bleibt."

Sie gingen, und Flurau fand die reizendsten Parthien und die herrlichste Aussicht. Daß er hier weit mehr als in der Oeconomie an seinem rechten Platze war, ließ sich bald aus der Art, wie er seine Gefühle hinströmte, und aus seinen feinen Bemerkungen über Natur und Kunst abnehmen; eine Wahrnehmung, die auch Thermern nicht entging.

Aber auch das war vollendet und noch immer wurde nicht zum Coffee gerufen. Sie gingen daher einen schattigen Bogengang auf und nieder; ziemlich still, denn keiner wußte recht,

was er sprechen sollte, weil das Herz eines jeden von Furcht und Erwartung voll war. Endlich hub Thermer an.

„Unsre erste Bekanntschaft auf dem Hügel ohnweit Grünfelde ist Ursache, warum ich mir die Freiheit nahm, mir einen Weg zu Ihnen durch die Zeitungen zu bahnen. Sie erinnern sich, daß ich umwarf. Bey dieser Gelegenheit habe ich etwas Wichtiges verlohren."

„Und ich etwas Wichtiges gefunden. Darf ich fragen, was haben Sie verlohren?"

„Eine Brieftasche."

„Die habe ich nicht gefunden."

„Sondern?"

„Ein Kästchen mit Juwelen."

„Das habe ich nicht verloren."

Bey diesen Worten starrten sich beide an. In ihrem Blicke lag ein gewisses Erstaunen mit einem sanften Anstriche heimlicher Freude. Flurau gewann jetzt Muth, ergriff Thermers Hand und sprach mit Wärme:

„Wir sind Männer. Ich wüßte nicht, warum ich nicht freymüthig zu Ihnen sprechen sollte, da ich nichts zu verlieren und alles zu gewinnen habe. Mein Avertissement ist gewissermaaßen Täuschung. Ich habe nichts, gar nichts gefunden, leider aber etwas sehr Wichtiges verloren, — meine Ruhe. Ich will Ihnen nicht schwärmerisch und leidenschaftlich die Reize ihrer lieben Schwester und deren Wirkungen auf mich schildern. Es sey genug, wenn ich bemerke, daß sie mich damals ganz hinriß, ein Ideal ersetzte, das ich so lange in meinem Herzen herum getragen hatte, und daß sie seit der Zeit Tag und Nacht meine ganze Seele erfüllte, der Gegenstand aller meiner Wünsche und das Ziel aller meiner Hoffnungen war. Da ich trotz allen meinen Bemühungen durchaus nicht erfahren konnte, wer Sie wären, so wählte ich, oder vielmehr für mich, den die Liebe fast unmündig machte, meine Schwester, den Weg durch die Zeitungen. Ich hatte ernstlich keine andere Absicht, als zu kommen, zu sehen, und, wenn mir einige Hoffnung sich zeigte, Ihrer trefflichen Schwester meine Hand anzubieten. Und das thue ich jetzt mit allen redlichen Absichten eines rechtschaffenen Mannes, und überlasse es Ihrer Klugheit und der Neigung meiner angebeteten Elise, ob ich meines Wunsches gewährt werden soll. Daß meine Umstände vortheilhaft und wohlhabend sind, davon kann Sie ja bald der Augenschein überzeugen."

So endete Flurau und schaute schüchtern zu Thermern auf, der den Blick ernst auf die Erde geheftet hatte.

„Sie haben also wirklich nichts gefunden, fragte dieser.

„Nein," antwortete Flurau mit fester Stimme.

„So wissen Sie denn, hob Thermer wieder an: auch ich habe nichts, gar nichts verloren, wohl aber, um mich Ihrer Worte zu bedienen, etwas sehr Wichtiges gefunden, jetzt einen redlichen trefflichen Mann, als einen Freund, und bald so Gott will — als einen Bruder!

Es würde ein lächerliches unpassendes Bild seyn, wenn ich sagen wollte: Flurau stand wie aus den Wolken gefallen. — Und doch kann ich kein passenderes finden, um Flurau's plötzliches Erstaunen recht energisch auszudrücken.

Thermer fuhr fort:

„Auch ich will als Mann reden. Die Geschichte, die Sie mir erzählten, ist, bis auf die Veränderung der Nahmen, wörtlich die meinige, und die meiner Schwester. Wie Elise auf Sie, so hatten Sie auf Elisen gewürkt. Die unglaubliche Leidenschaft des Mädchens jammerte mich endlich, und ich erwählte den nehmlichen Weg, den Sie wählten, und in der nehmlichen Absicht."

Flurau war stumm geworden, er wollte sprechen, aber seine Gefühle äußerten sich in bloßem Händedruck.

„Ich darf also jetzt, sagte Thermer, ohne Rückhalt hinzusetzen: Sie und Elise werden sich jetzt näher kennen lernen. Sind sie sich dann noch gegenseitig das wirklich, was sie sich bisher in der Einbildung waren: so werde Elise in Gottes Nahmen Ihr Weib."

Gerührt und sprachlos umarmten sich Flurau und Thermer.

„Aber unbegreiflich ists mir immer, hub Thermer nach einer Weile an, was mit den Damen vorgegangen ist? Meine Elise pflegte sonst eine sehr geschäftige Wirthin zu seyn. Ich muß nach ihr schicken."

Und wirklich, hätte es Thermer nicht gethan, so wäre noch lange an keinen Coffee gedacht worden. Minna und Elise waren sich zu neu, zu interessant, die Entdeckungen, die sie sich gegenseitig gemacht hatten, zu angenehm, ihre Unterhaltung zu geistig, als daß sie an körperliche Befriedigung der gröbern Sinnlichkeit hätten denken sollen und können.

In Minna'n und Elisen begegneten sich zwei edle gleichgesinnte Seelen. Schon unbekannter Weise fesselte sich Minna's Geist an Elisen, die ihr Bruder, ihr theurer Bruder, so unaussprechlich liebte. Aber die reizende Gestalt dieses Mädchens, ihr vielsprechendes, jetzt etwas melancholisches Auge, ihre bezaubernden Worte und der Geist, der in ihnen fühlbar wehte, zogen diese Rosenfesseln augenblicklich noch enger zusammen. Und Elise, mußte sie nicht schon ein gutes Vorurtheil von Minna haben, da es die Schwester des Abgottes ihres Herzens war? Aber wie hätte auch ohnedies die sanfte Weiblichkeit, welche so sichtbar über das ganze Wesen Minna's verbreitet lag, dem hellsehenden und neidlosen Auge Elisens entgehen können?

Jede von beiden fühlte es, sie werde hier eine warme innige Freundin finden. Und wirklich wenige Zeitmomente stifteten hier eine Freundschaft, die erst der Tod lösen wird.

Beide ließen sich auf eine Ottomanne nieder, und ihre sich begegnenden Seelen singen an, offener gegen einander zu handeln und zu sprechen. Ein Wort führte das andere herbey, und die kluge Minna gebrauchte alle zu ihrem Vortheil. Es kam zu den nehmlichen Entdeckungen, wie bei den Männern, und noch waren diese nicht bis zu dem entscheidenden Punkte gekommen, als Elise schon sanft erröthend mit den leise gelispelten Worten: „ja ich liebe Ihren Bruder unaussprechlich," an Minna's schönen Busen hinsank.

Thermer und Flurau gingen unterdessen noch immer auf und ab, beide, nachdem sich der Knoten gelöset hatte, noch viel stummer, als vorher. Endlich ward das Gespräch wieder lebhafter:

„Lieber Flurau, fing Thermer an, aber wie wirds mit mir, wenn Sie Elisen mir wegnehmen? Ohne weibliche Hülfe kann ich nicht bleiben, ich muß mir sogleich dann auch eine Frau nehmen. Sie erzählten mir erst, wie wenig Sie, und wie leidenschaftlich Ihre Schwester der Landwirthschaft ergeben sey. Von der Art muß gerade meine künftige Frau seyn. Ich darfs gestehen, die interessante Form Ihrer lieben Schwester hat mir beim ersten Anblicke gefallen. Finde ich sie — lassen Sie mich aufrichtig reden — auch im Umgange, so wie ich es wünsche und gewiß hoffe, darf ich dann sagen: Bruder Flurau, gib mir deine Schwester zum Weibe?

„Du darfst, antwortete Flurau und fiel ihm herzlich um den Hals. Und wohl mir, daß ich zusetzen darf, du wirst in ihr so glücklich wählen, als ich in Elisen."

Jetzt wurden sie zum Caffee gerufen.

Du, mein Leser, der du in ähnlichen Fällen gewesen bist, und nach erhaltenem Ja aus dem Munde eines strengen Vaters, oder einer bedenklichen Mutter, nun zum erstenmahle zu deiner Geliebten giengst, die du jetzt „dein für immer" wußtest, du nur kannst dir die Gefühle lebhaft denken, die in Flurau'n und Elisen stürmten, als er sich ihr nahte und sie ihn empfangen sollte.

Wenn unsre Empfindungen auf das höchste gespannt und unser Herz unaussprechlich voll ist, dann sind wir am wenigsten beredt, und am ersten in dem Falle von einem unbefangenen Dritten für Menschen gehalten zu werden, die geistlos sind, und in Gesellschaft sich nicht zu nehmen wissen. So, gerade so war die erste Zusammenkunft Elisens und Flurau's. Elisens Herz klopfte beinahe hörbar, ihre Nerven hatten einen ungewöhnlichen Schwung, und die Thränen waren ihren schönen blauen Augen sichtbar nahe. Flurau's Gruß war abgebrochen und unverständlich, und kaum konnte seine zitternde Hand die seiner angebeteten Elise zum Munde bringen.

Aber lange dauerte dieser ecstatische Zustand nicht. Thermer war klug genug, sich in ein interessantes Gespräch mit Minna'n einzulassen, und dadurch beiden Verliebten Zeit zu geben, sich zu sammeln. Da fiel dann eine Scene vor, wie man sie wohl kennt, und wie sie oft genug beschrieben ist. Ihre schönen Augen suchten sich gegenseitig auf, und gleiteten doch eben so oft bescheiden herab, wenn sie sich trafen. Jedes Wort, jede Miene, jeder Ton ward gegenseitig bemerkt und tief, sehr tief dem Gedächtnisse eingeprägt. Aber bei alle dem war ihre Unterhaltung allgemeiner Art, wurde furchtsam geführt und würde einem Dritten viel Langeweile gemacht haben. — So floß die Caffeezeit vorüber.

Schon vorher war es abgemacht, daß Flurau und seine Schwester über Nacht bleiben sollten. Wie hätten sie auch einen so weiten Rückweg noch heute antreten können?

„Jetzt werde ich, sprach Thermer, für unsere Bewirthung sorgen, denn, setzte er schalkhaft hinzu, Elise Thermer ist heute nicht zu Hause. Wir Männer wenigstens wollen ein Glas Wein an meinem Lieblingsplatze trinken." Er gab die nöthigen Befehle und die Gesellschaft brach auf.

Sein Lieblingsplätzchen war die Stelle unter den Linden vor dem Hause, die wir schon kennen. Vor allen übrigen war sie auch geeignet, diese Ehre zu verdienen. Reizend und für gewisse Zustände unserer Seelen interessant, können auch umschloßne, beschränkte Plätze zuweilen seyn; aber der gramentfesselte heitere Geist sucht Stellen, wo sein Blick sich in ungemeßner Ferne verliehrt. Diesen schönen Vorzug gewährte in

diesem Amte besonders der obgenannte Sitz unter den Linden.

Thermer eilte mit Minna'n schäckernd voraus und ließ manche Bemerkung fallen, die seine schöne Begleiterin erröthen und ihren Blick zur Erde heften machte; so sehr jene Bemerkungen auch in den Grenzen des Schicklichen und Unschuldigen blieben. Flurau folgt in einiger Entfernung mit Elisen, und vielleicht eben dies Entferntersevn machte es, daß sie offener, freymüthiger, herzlicher gegen einander wurden. Schon hielten sie länger ihre gegenseitigen Blicke aus, schon drückten sie sich sanft die Hände, die sie in einander geschlungen hatten, und Flurau wagte es, in fernen Anspielungen Elisen seine unaussprechliche Liebe zu entdecken. So schüchtern kann ächte reine Liebe auch sonst entschlossene Seelen machen.

Der Abend war über alles schön. Schon spielten die letzten Strahlen der Sonne an den Gipfeln der Linden, und von den Wiesen kehrte die wohlgenährte Heerde zurück. Eine erquickende Kühle hatte die Hitze des Tages verdrängt, und stärkend umgoß die Gesellschaft der sanfte Duft der Lindenblüthen.

„Hier soll uns wohl seyn, sprach Thermer, als er den herrlichen Oberunger entpfropfte, auch unsere Damen müssen trinken, denn die Gesundheit, die ich ausbringen will, muß allgemein anerkannt werden."

Er füllte vier Gläser und theilte sie aus.

Aber plötzlich besann er sich, zog Flurau'n auf die Seite, und kehrte, nach wenigen Worten, mit ihm zum Tische zurück.

„Nun, Schwester, hub er von neuem an, wenn die Gesundheit, die ich ausbringen werde, dir gefällt, denn nur redlichen Bescheid gethan!"

Elise zitterte.

„Es lebe der Amtmann Flurau, mein geliebtester Schwager und Bruder, hoch!"

Flurau stürzte zu Elisens Füßen, und sah bittend zu ihr empor. Der Ausdruck der seligsten Empfindungen, gemischt mit weiblicher Bescheidenheit und Schüchternheit, lag auf ihrem Gesichte. Noch schwankte sie, aber plötzlich sank sie gleichsam unwillkührlich herab, und fest kettete sich im ersten seligen Kusse der Mund beider Liebenden an einander.

Rasch sprang Minna empor: „Gott segne euren Bund, ihr unaussprechlich Geliebten. Nimm, Bruder, nimm hin das reizendste Mädchen, das du so schön, so interessant, so vollkommen noch nicht kennst, als ich. Oft nanntest du mich zärtlich, ein Ideal weibliches Gutseyns; aber hier, Bruder, hier ist mehr. Hier tritt deine Schwester ehrfurchtsvoll zurück, und fühlt sich ein kleinliches und unbedeutendes Ding."

Flurau hatte sich indessen gesammelt und stand empor. „Schwester, du giebst mir in deiner Bescheidenheit einen Beweis deiner Liebe, der mich rührt. Aber, war auch nicht ich für dich ein Ideal männlichen Gutseyns? Gebe der Himmel, daß ich es ferner nicht bin. Hier ist ein Mann, der bei alle dem, was dir an mir gefällt, noch den Vorzug hat, mit dir in seinen Neigungen weit besser einzustimmen, als ich."

Minna ward stummer und zurückhaltender.

„Nimm ein Glas, fuhr Flurau fort, und thue mir Bescheid. Darf ich trinken, es lebe mein lieber Bruder und Schwager Thermer hoch? —"

Minna vermochte nichts zu sprechen. Aber zärtlich ergriff Thermer ihre Hand: Lange, sagte er, suchte ich ein Mädchen, das mit ihren Kenntnissen und ihrer Liebe für die Landwirthschaft auch diese reizende Figur verbände. O wenn ich die ganze Welt durchreiste, nie finde ich eine wieder, die Ihnen ähnlich wäre. Darf ich hoffen?"

Minna war zu sehr umstürmt. Tausend Gefühle kreuzten wechselnd in ihr. Kein Wort kam aus ihrem Munde. Da erhob sich Elise, nahm ihre Hand und sprach im sanftesten schmeichelndsten Tone: „Willst du nicht ganz meine Schwester seyn? — Und Minna sank mit dem schönen Blick des Gewährens an ihren klopfenden Busen.

Rascher werden selten Ehen geschlossen, aber möchten doch alle lang vorher überlegten und calculirten Ehen so glücklich seyn, wie diese beide. Glücklicher können sie hier unter dem Monde, im Lande der Unvollkommenheit, nicht seyn.

Als die gereiften Aehren der Sichel gefallen und Scheunen und Kammern voll waren, führten Thermer und Flurau, die Glücklichen, ihre Weiber heim, und beide hingen am Morgen nach ihrem frohen Hochzeitstage das Intelligenzblatt, in Rahm und Glas gefaßt, in ihren Ehekammern auf. Denn auch ihre Nachkommenschaft sollte es wissen, daß dieses Blatt der ungefähre Vermittler zweyer glücklichen Ehen gewesen war.

---

# Johann Gerhard,

einer der gefeiertsten Theologen seiner Zeit, ward am 17. October 1582 zu Quedlinburg geboren, und studirte seit 1599 zuerst zu Wittenberg Medizin, dann aber seit 1603 zu Jena und Marburg Theologie, und las 1605 an ersterer Universität mit Beifall theologische Collegia. — Im Jahre 1606 ward er Superintendent zu Heldburg, dann Professor der Theologie am Koburgischen Gymnasium und 1615 General-Superintendent daselbst. 1616 ging er als Professor der Theologie nach Jena zurück, und starb daselbst hochverehrt, nach segensreichem Wirken am 17. August 1637.

Unter seinen zahlreichen Schriften in lateinischer und deutscher Sprache sind besonders bemerkenswerth:

Frommer Herzen geistliches Kleinod.

Betrachtung der geistlichen Auferstehung und Himmelfahrt wahrer Christen.

Trostsprüche.

Geistlich Gespräch Gottes und einer gläubigen Seele.

Ein und fünfzig christliche Andachten.

Hohes Festbündlein.

Predigten.

Evangelischer Palmbaum; sämmtlich Jena 1610 bis 1630 u. s. w. u. s. w.

Einer der ausgezeichnetsten und von dem reinsten Eifer beseelten Mystiker jener Periode, der sich besonders großes Verdienst dadurch erworben, daß er dem starren Dogmatismus entgegen wirkte und dem Gemüthe sein volles Recht einzuräumen strebte. Er war als Mensch äußerst wohlwollend und friedfertig, als Gelehrter eben so gründlich wie bescheiden und von einem fast unglaublichen Fleiße beseelt. In der Geschichte der lutherischen Kirche wird sein Name stets mit großer Achtung genannt werden, wenn auch die Mehrzahl seiner Schriften bereits der Vergessenheit anheimgefallen ist, und im Staube der Bibliotheken modert.

---

# Paul Gerhard

ward 1607 zu Gräfenhaynichen, einer kleinen sächsischen Stadt, geboren, studirte Theologie, und erhielt 1651 das Amt eines Probstes zu Mittenwalde in der Mark Brandenburg, 1657 aber ein Diakonat an der Nicoaikirche in Berlin. — Da er sich mit mehreren anderen Predigern weigerte, einem Edicte des Kurfürsten zu gehorchen und einen Revers zu unterschreiben, so wurde er 1666 abgesetzt und des Landes verwiesen. Er wandte sich wieder seinem Vaterlande zu und dichtete (einer Sage zufolge) auf der Reise, um seine betrübte Gattin aufzurichten, das bekannte Lied: „Befiehl du deine Wege." — Der Herzog Christian von Sachsen-Merseburg nahm sich des Verwiesenen an und gab ihm anfänglich einen Jahrgehalt und dann 1669 das Archidiakonat zu Lübben in der Lausitz, wo er am 27 Mai 1676 als Pastor Primarius starb.

Von ihm erschien im Drucke:

Haus- und Kirchenlieder. Berlin 1666. Folio. 10te Ausgabe, besorgt von D. J. H. Feustking. Wittenberg 1723. 12. — Neuer Abdruck derselben Wittenberg 1821. 12.

Gerhards fromme Lieder haben die erfreulichste Wirkung auf das religiöse Leben in Deutschland geäußert und bis zu unsern Zeiten eine außerordentliche Verbreitung gefunden, welche sie durch die in ihnen vorherrschende Innigkeit, Klarheit, Tiefe und Andacht auch vollkommen verdienen. — Sehr treffend äußert sich der Herausgeber der 10. Ausgabe, der berühmte Theolog Feustking, über dieselben mit folgenden Worten, die noch jetzt als ein gültiges Urtheil dienen können: „Ich sage es frei, kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhard's Liedern, es fällt und fließt ihm alles auf's lieblichste und artigste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie sie sonsten insgemein etwas himmlisches und geistliches mit sich führen, also sind sie auch absonderlich im Gerhard recht auserwählet, leicht und auserlesen schön, die Redensarten sind schriftmäßig, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach unseres unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meister-Sänger Töne lieblich und herzlich; in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, hertzet, afficiret und tröstet.

## Lieder von Paul Gerhard.

### Wie soll ich dich empfangen?

Wie soll ich dich empfangen?
Und wie begegn' ich dir?
O aller Welt Verlangen!
O meiner Seelen Zier!
O Jesu, Jesu, setze
Mir selbst die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wissend sey.

Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis,
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß.

Was hast du unterlassen
Zu meinem Trost und Freud'?
Als Leib und Seele saßen
In ihren größten Leid,
Als mir das Reich genommen,
Da Fried' und Freude lacht:
Da bist du, mein Heil, kommen,
Und hast mich froh gemacht.

Ich lag in schweren Banden,
Du kommst, und machst mich los;
Ich stand in Spott und Schanden,
Du kommst und machst mich groß,
Und hebst mich hoch zu Ehren,
Und schenkst mir großes Gut,
Das sich nicht läßt verzehren,
Wie irdisch' Reichthum thut.

Nichts, nichts hat dich getrieben
Zu mir vom Himmelszelt,
Als das geliebte Lieben,
Damit du alle Welt
In ihren tausend Plagen
Und großen Jammerlast,
Die kein Mund kann aussagen,
So fest umfangen hast.

Das schreib' dir in dein Herze,
Du hoch betrübtes Heer,
Bei denen Gram und Schmerze
Sich häuft je mehr und mehr;
Seyd unverzagt, ihr habet
Die Hülfe vor der Thür!
Der eure Herzen labet
Und tröstet, steht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen,
Noch sorgen Tag und Nacht,
Wie ihr ihn wollet ziehen
Mit eures Armes Macht;
Er kommt, er kommt mit Willen,
Ist voller Lieb' und Lust,
All' Angst und Noth zu stillen,
Die ihm an euch bewußt.

Auch dürft ihr nicht erschrecken
Vor eurer Sündenschuld.
Nein! Jesus will sie decken
Mit seiner Lieb' und Huld!
Er kommt, er kommt den Sündern
Zum Trost und wahren Heil,
Schafft, daß bei Gottes Kindern
Verbleib' ihr Erb' und Theil.

Was fragt ihr nach dem Schreien
Der Feind', und ihrer Tück'?
Ihr Herr wird sie zerstreuen
In einem Augenblick.
Er kommt, er kommt, ein König,
Dem wahrlich alle Feind'
Auf Erden viel zu wenig
Zum Widerstande seynd.

Er kommt zum Weltgerichte,
Zum Fluch dem der ihm flucht;
Mit Gnad' und süßem Lichte
Dem der ihn liebt und sucht.
Ach! komm, ach! komm, o Sonne!
Und hol' uns allzumal,
Zum ew'gen Licht und Wonne,
In deinen Freudensaal.

### O Haupt voll Blut und Wunden.

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn,
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornenkron'!
O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch schimpfiret,
Gegrüßest seyst du mir!

Du edles Angesichte,
Davor sonst schrickt und scheut
Das große Weltgewichte,
Wie bist du so bespeit,
Wie bist du so erbleichet,
Wer hat dein Augenlicht,
Dem sonst kein Licht mehr gleichet,
So schändlich zugericht?

Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Ist hin und ganz vergangen,
Des blassen Todes Macht
Hat Alles hingenommen,
Hat Alles hingerafft,
Und daher bist du kommen
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last;
Ich, ich hab' es verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau her, hier steh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat,
Gieb mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad'.

Erkenne mich, mein Hüter,
Mein Hirte, nimm mich an;
Von Dir, Quell aller Güter,
Ist mir viel Gut's gethan,
Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und süßer Kost,
Dein Geist hat mich begabet
Mit mancher Himmelslust.

Ich will hier bei dir stehen,
Verachte mich doch nicht!
Von dir will ich nicht gehen,
Wenn dir dein Herze bricht;
Wenn dein Haupt wird erblassen
Im letzten Todesstoß,
Alsdann will ich dich fassen
In meinen Arm und Schooß.

Es dient zu meinen Freuden,
Und kommt mir herzlich wol,
Wenn ich in deinem Leiden,
Mein Heil, mich finden soll.
Ach! möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier
Mein Leben von mir geben,
Wie wohl geschähe mir!

Ich danke dir von Herzen,
O Jesu, liebster Freund,
Für deine Todesschmerzen,
Da du's so gut gemeint.
Ach! gieb, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu,
Und wenn ich nun erkalte,
In dir mein Ende sey.

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze seyn,
So reiß mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

---

## Zeuch ein zu deinen Thoren.

Zeuch ein zu deinen Thoren,
Sey meines Herzens Gast,
Der du, da ich geboren,
Mich neu geboren hast.
O hochgelobter Geist
Des Vaters und des Sohnes,
Mit beiden gleiches Thrones,
Mit beiden gleich gepreist.

Zeuch ein, laß mich empfinden
Und schmecken deine Kraft,
Die Kraft, die uns von Sünden
Hülf' und Errettung schafft.
Entsünd'ge meinen Sinn,
Daß ich mit reinem Geiste
Dir Ehr' und Dienste leiste,
Die ich dir schuldig bin.

Ich war ein wilder Reben,
Du hast mich gut gemacht;
Der Tod durchdrang mein Leben,
Du hast ihn umgebracht,
Und in der Tauf' erstickt,
Als wie in einer Fluthe,
Mit dessen Tod und Blute,
Der uns im Tod erquickt.

Du bist das heil'ge Oele,
Dadurch gesalbet ist
Mein Leib und meine Seele
Dem Herren Jesu Christ
Zum wahren Eigenthum,
Zum Priester und Propheten,
Zum König, den in Nöthen
Gott schützt im Heiligthum.

Du bist ein Geist, der lehret,
Wie man recht beten soll
Dein Beten wird erhöret,
Dein Singen klinget wohl;
Es steigt zum Himmel an,
Es steigt, und läßt nicht abe,
Bis der geholfen habe,
Der Allen helfen kann.

Du bist ein Geist der Freuden,
Vom Trauern hältst du nicht,
Erleuchtest uns im Leiden
Mit deines Trostes Licht.
Ach! ja, wie manches Mal
Hast du mit süßen Worten
Mir aufgethan die Pforten
Zum güldnen Freudensaal.

Du bist ein Geist der Liebe,
Ein Freund der Freundlichkeit;
Willst nicht, daß uns betrübe
Zorn, Zank, Haß, Neid und Streit.
Der Feindschaft bist du feind,
Willst, daß durch Liebesflammen
Sich wieder thun zusammen,
Die voller Zwietracht seynd.

Du, Herr, hast selbst in Händen
Die ganze weite Welt,
Kannst Menschenherzen wenden,
Wie dir es wohlgefällt;
So gieb doch deine Gnad'
Zum Fried' und Liebesbanden,
Verknüpf' in allen Landen,
Was sich getrennet hat.

Ach! edle Friedensquelle,
Schleuß deinen Abgrund auf,
Und gieb dem Frieden schnelle
Hier wieder seinen Lauf;
Halt ein die große Fluth,
Die Fluth, die eingerissen,
So daß man siehet fließen
Wie Wasser Menschenblut.

O laß dein Volk erkennen
Die Vielheit ihrer Sünd',
Auch Gottes Grimm so brennen,
Daß er bei uns entzünd'
Den ernsten bittern Schmerz,
Und Buße, die bereuet,
Deß sich zuerst erfreuet
Ein weltergebnes Herz.

Auf Buße folgt der Gnaden,
Auf Reu' der Freuden Blick;
Sich bessern heilt den Schaden,
Fromm werden bringet Glück.
Herr! thu's zu deiner Ehr',
Erweiche Stahl und Steine,
Auf daß das Herze weine,
Der Böse sich bekehr'.

Erhebe dich, und steure
Dem Herzleid auf der Erd',
Bring' wieder und erneure
Die Wohlfahrt deiner Heerd!
Laß blühen wie zuvorn
Die Länder, so verheeret,
Die Kirchen, so zerstöret
Durch Krieg und Feuerszorn.

Beschirm' die Policeien,
Bau unsers Fürsten Thron,
Daß sie und wir gedeihen;
Schmück', als mit einer Kron',

Die Alten mit Verstand,
Mit Frömmigkeit die Jugend,
Mit Gottesfurcht und Tugend
Das Volk im ganzen Land.

Erfülle die Gemüther
Mit reiner Glaubenszier,
Die Häuser und die Güter,
Mit Segen für und für;
Vertreib den bösen Geist,
Der dir sich widersetzet,
Und was dein Herz ergötzet,
Aus unsern Herzen reißt.

Gieb Freudigkeit und Stärke,
Zu stehen in dem Streit,
Den Satans Reich und Werke
Uns täglich anerbeut.
Hilf kämpfen ritterlich,
Damit wir überwinden,
Und ja zum Dienst der Sünden
Kein Christ ergebe sich.

Richt' unser ganzes Leben
All'zeit nach deinem Sinn,
Und wenn wir's sollen geben
In's Todes Rachen hin,
Wenn's mit uns hie wird aus,
So hilf uns fröhlich sterben,
Und nach dem Tod ererben
Des ew'gen Lebens Haus!

---

## Befiehl du deine Wege.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohl ergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten seyn.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sey oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willt thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hie wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn;
Was er ihm vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff, o du arme Seele,
Hoff und sey unverzagt;
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf! auf! gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht.
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll,
Gott sitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinaus geführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solltst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
So frag' er nichts nach dir.

Wird's aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gsten gläubst.
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu deinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue,
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron';
Gott giebt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller unsrer Noth;
Stärk unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen seyn,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

---

## Gieb dich zufrieden.

Gieb dich zufrieden und sey stille
In dem Gotte deines Lebens,
In ihm ruht der Freuden Fülle,
Ohn' ihn mühst du dich vergebens.
Er ist dein Quell und deine Sonne,
Scheint täglich hell zu deiner Wonne;
Gieb dich zufrieden.

Er ist voll Lichtes, Trost und Gnaden,
Ungefärbten treuen Herzen,
Wo er steht, thut dir kein Schaden
Auch die Pein der größten Schmerzen;
Kreuz, Angst und Noth kann er bald wenden,
Ja auch den Tod hat er in Händen;
Gieb dich zufrieden.

Wie dir's und Andern oft ergehe,
Ist ihm wahrlich nicht verborgen.
Er sieht und kennet aus der Höhe
Der betrübten Herzen Sorgen,

Er zählt den Lauf der heißen Thränen,
Und faßt zu Hauf all unser Sehnen;
Gieb dich zufrieden.

Wenn gar kein Ein'ger mehr auf Erden,
Dessen Treue du darfst trauen,
Alsdann will er dein Tröster werden,
Und zu deinem Besten schauen;
Er weiß dein Leid und heimlichs Grämen,
Weiß auch die Zeit, dir's zu benehmen;
Gieb dich zufrieden.

Er hört die Seufzer deiner Seelen
Und des Herzens stilles Klagen,
Und was du keinem darfst erzählen,
Magst du Gott gar kühnlich sagen;
Er ist nicht fern, steht in der Mitten,
Hört bald und gern der Armen Bitten;
Gieb dich zufrieden.

Laß dich dein Elend nicht bezwingen,
Halt an Gott, so wirst du siegen,
Ob alle Fluthen einher gingen,
Dennoch mußt du oben liegen,
Denn wenn du wirst zu hoch beschweret;
Hat Gott dein Fürst dich schon erhöret:
Gieb dich zufrieden.

## Ich erhebe, Herr, zu dir u. s. w.

Ich erhebe, Herr, zu dir
Meiner beiden Augen Licht;
Mein Gesicht ist für und für
Zu den Bergen aufgericht,
Zu den Bergen, da herab
Ich mein Heil und Hülfe hab'

Meine Hülfe kommt allein
Von des Höchsten Händen her,
Der so künstlich, hübsch und fein,
Himmel, Erde, Luft und Meer,
Und was in dem Allen ist,
Uns zum Besten ausgerüst.

Er nimmt deiner Füße Tritt,
O mein Herze! wohl in Acht;
Wenn du gehest, geht er mit,
Und bewahrt dich Tag und Nacht.
Sey getrost, das Hölleuheer
Wird dir schaden nimmermehr.

Siehe, wie sein Auge wacht,
Wenn du liegest in der Ruh,
Wenn du schläfest, kommt mit Macht
Auf dein Bett geflogen zu
Seiner Engel güldne Schaar,
Daß sie deiner nehme wahr.

Alles, was du bist und hast,
Ist umringt mit seiner Hut.
Deiner Sorgen schwere Last
Nimmt er weg, macht Alles gut;
Leib und Seel hält er verdeckt,
Wenn dich Sturm und Wetter schreckt.

Wenn der Sonnen Hitze brennt
Und des Leibes Kräfte bricht,
Wenn dich Stern und Monde blendt
Mit dem klaren Angesicht,
Hat er seine starke Hand
Dir zum Schatten vorgewandt.

Nun er fahre immer fort,
Der getreue, fromme Hirt,
Bleibe stets dein Schild und Hort,
Wenn dein Herz geängstet wird;
Wenn die Noth wird viel und groß,
Schließt er dich in seinen Schooß.

Wenn du sitzest, wenn du stehst,
Wenn du redest, wenn du hörst,
Wenn du aus dem Hause gehst,
Und zurücke wieder kehrst,
Wenn du trittst aus oder ein,
Woll' er dein Gefährte seyn.

## Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt u. s. w.

Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt,
Der ist sehr wohl bedecket;
Wenn Alles donnert, kracht und blitzt,
Bleibt sein Herz ungeschrecket.
Er spricht zum Herrn: du bist mein Licht,
Mein' Hoffnung, meine Zuversicht,
Mein Thurm und starke Veste.
Du rettest mich von's Jägers Strick,
Und treibst des Todes Netz zurück,
Und schützest mich aufs Beste.

Frisch auf! mein Herz, Gott stärket dich
Mit Kraft auf allen Seiten.
Schau her, wie seine Flügel sich
Ganz über dich ausbreiten!
Sein Schirm umfängt und deckt dich gar,
Sein Schild fängt auf, was hier und dar
Von Pfeilen fleucht und tobet.
Der Schild ist Gottes wahres Wort;
Der Schirm ist, was der starke Hort
Versprochen und gelobet.

Wenn dich die schwarze Nacht umgiebt,
Kannst du fein sicher schlafen;
Des Tages bleibst du unbetrübt
Von deines Feindes Waffen.
Die Seuche, die im Finstern schleicht,
Und des Mittages umher kreucht,
Wird von dir abgeführet.
Und wenn gleich tausend fallen hier,
Und zehen tausend hart bei dir,
Bleibst du doch unberühret.

Kein Uebels wird zu deiner Hütt'
Eingehn und dir begegnen.
Gott wird all' deine Tritt' und Schritt'
Auf deinen Wegen segnen.
Denn er hat seiner Engelschaar
Befohlen, daß sie vor Gefahr
Dich ganz genau bewahren,
Daß dein Fuß möge sicher seyn,
Und nicht vielleicht an einen Stein
Zu deinem Schaden fahren.

Du wirst auf wilden Löwen stehn,
Und treten auf die Drachen;
Du wirst ihr Gift und scharfe Zähn'
In deinem Sinn verlachen
Das macht's, daß Gott will bei dir seyn,
Der spricht: Mein Knecht begehret mein,
So will ich ihm beispringen;
Er kennet meines Namens Zier,
Drum will ich ihm auch nach Begier
Mein' Hülf' und Rettung bringen.

Er ruft mich an, so will ich ihn
Ganz gnädiglich erhören;
Wenn sein Feind auf ihn aus will ziehn,
So will ich stehn und wehren.
Ich will ihn reißen aus dem Tod,
Und, nach erlittner Angst und Noth,
Mit großer Ehr' ergötzen;
Ich will ihn machen lebenssatt,
Und wenn er g'nug gelebet hat,
Ins ew'ge Heil versetzen.

## Geh aus, mein Herz, und suche Freud'.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerszeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Gruft,
Und macht sich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen,
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh, und kommt aus seiner Höh
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten.
Die Wiesen liegen hart dabei,
Und klingen ganz vom Lustgeschrei
Der Schaaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Fleucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honigspeise.
Des süßen Weinstocks starker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet jung und alt,
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt,
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüthe.

Ich selbsten kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach! denk ich, bist du hie so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden!

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten seyn;
Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit unverdroßnem Mund und Stimm'
Ihr Hallelujah singen.

O wär' ich da! O stünd' ich schon,
Ach! süßer Gott, vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Herze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf nur, und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt
Daß ich dir stetig blühe.
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spat
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach' in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiden.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm,
Ich deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis
Und laß mich bis zur letzten Reis'
An Leib und Seele grünen;
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und sonsten keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

---

## Friedenslied.

Gottlob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott, und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Wir haben nichts verdienet,
Als schwere Straf' und großen Zorn,
Weil stets bei uns noch grünet
Der freche schnöde Sündendorn.
Wir sind fürwahr geschlagen
Mit harter, scharfer Ruth',
Und dennoch muß man fragen:
Wer ist, der Buße thut?
Wir sind und bleiben böse,
Gott ist und bleibet treu,
Hilft, daß sich bei uns löse
Der Krieg und sein Geschrei.

Sey tausendmal willkommen,
Du theure, werthe Friedensgab',
Jetzt sehn wir, was für Frommen
Dein bei uns Wohnen in sich hab'.
In dich hat Gott versenket
All unser Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt ihm selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze,
Und löscht, aus Unverstand,
Die güldne Freudenkerze
Mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder,
Und dürre wüste Heid;
Ihr Gräber, voller Leichen,
Und blut'gem Heldenschweiß
Der Helden, derer gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

Hier trübe deine Sinnen,
O Mensch! und laß den Thränenbach
Aus beiden Augen rinnen;
Geh in dein Herz, und denke nach,

Was Gott bisher gesendet,
Das hast du ausgelacht;
Nun hat er sich gewendet,
Und väterlich bedacht,
Vom Grimm und scharfen Dringen,
Zu deinem Heil, zu ruhn,
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb' und Gutes thun.

Ach! laß dich doch erwecken!
Wach auf! wach auf! du harte Welt,
Eh als das harte Schrecken
Dich schnell und plötzlich überfällt.
Wer aber Christum liebet,
Sey unerschrocknes Muths;
Der Friede, den er giebet,
Bedeutet alles Gut's.
Er will die Lehre geben:
Das Ende naht herzu,
Da sollt ihr bei Gott leben,
In ew'gem Fried' und Ruh'.

---

## Nun ruhen alle Wälder.

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt.
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf! auf! ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du Sonne blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr' hin, ein' andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal.
So, so werd' ich auch stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Der Leib eilt nun zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit;
Die zieh' ich aus, dagegen
Wird Christus mir anlegen
Den Rock der Ehr' und Herrlichkeit.

Das Haupt, die Füß' und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen sey.
Herz, freu' dich, du sollt werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sündenarbeit frei.

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht, geht und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt;
Es kommen Stund' und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh' ein Bettlein in der Erd'.

Mein' Augen stehn verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen;
Wo bleibt dann Leib und Seel'?
Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sey gut für allen Schaden,
Du Aug' und Wächter Israel.

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet seyn.

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall noch Gefahr;
Gott lass' euch ruhig schlafen,
Stell' euch die güldnen Waffen
Ums Bett und seiner Helden Schaar.

---

## An Gott.

Herr Gott, du bist ja für und für
Die Zuflucht deiner Heerde.
Du bist gewesen, eh' allhier
Gelegt der Grund zur Erde,
Und da noch kein Berg war bereit't,
Da warst du in der Ewigkeit,
O Anfang aller Dinge!

Du läßt die Menschen in das Thor
Des Todes häufig wandern,
Und sprichst: kommt wieder, Menschen, vor,
Und folget jenen andern;
Denn dir sind, Höchster! tausend Jahr
Als wie ein Tag, der gestern war
Und nunmehr ist vergangen.

Du läßt das schnöde Menschenheer
Wie einen Strom verfließen
Und wie die Schifflein auf dem Meer
Bei gutem Wind hinschießen;
Gleich wie ein Schlaf und Traum bei Nacht,
Der, wenn der Mensch vom Schlaf erwacht,
Entfallen und vergessen.

Wir sind ein Kraut, das bald verdorrt,
Ein Gras, das jetzt aufgehet,
Wird aber schnell von seinem Ort
Entführet und verwehet.
So ist ein Mensch, heut blühet er,
Und morgen, wenn ihn ungefähr
Ein Wind rührt, liegt er nieder.

Das macht, Herr! deines Zornes Grimm,
Daß wir so bald verschwinden.
Dein Eifer stößt und wirft uns ümm
Von wegen unsrer Sünden.
Die Sünden stellest du vor dich,
Davon brennt und entrüstet sich
Dein allzeit reines Herze.

Das ist das Feu'r, das uns verzehrt
Das Mark in allen Beinen;
Daher kommt, daß der Tod versehrt
Die Großen und die Kleinen;
Drum fahren unsre Tage hin,
Wie ein Geschwätze durch den Sinn,
Wenn wir die Zeit vertreiben.

Wie lang' hält doch dies Leben aus?
Gar selten sieb'nzig Jahre.
Wenn's hoch kommt, werden achtzig draus,
Und wenn man alle Waare,
Die hier gewonnen, nimmt zu Hauf,
Ist's lauter Müh' von Jugend auf
Und lauter Angst gewesen.

Wir rennen, laufen, sorgen viel,
Und eh' wir's uns versehen,
Da kommt der Tod, steckt uns das Ziel
Und da ist's denn geschehen;
Wir fliehen eilend und behend,
Und doch ist Niemand, der sein End'
Und Gottes Zorn bedenke.

Lehr' uns bedenken, frommer Gott!
Das Elend dieser Erden,
Auf daß wir, wenn wir an den Tod
Gedenken, klüger werden.
Ach! kehre wieder, kehr' uns zu
Dein Angesicht und steh' in Ruh'
Mit deinen bösen Knechten.

Erfüll' uns früh mit deiner Gnad'
An Leib' und an der Seelen,
So wollen wir dir früh und spat
Dein Lob und Dank erzählen.
Erfreu' uns, o du höchste Freud'!
Und gieb uns wieder gute Zeit,
Nach so viel bösen Tagen.

Bisher hat's lauter Kreuz geschneit,
daß nun die Sonne scheinen!
Beschert' uns Freude nach dem Leid
Und Lachen nach dem Weinen.
Laß deiner Werke süßen Schein,
Herr, deinen Knechten kundbar seyn,
Und dein' Ehr' ihren Kindern.

Bleib' unser Gott und treuer Freund,
Halt' uns auf festem Fuße,
Und wenn wir etwa irrig seynd,
So gieb, daß sich mit Buße,
Das Herze wieder zu dir wend',
Auch fördre das Thun unsrer Händ'
Und segne unsre Werke.

---

## Frauenlob.

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
Und sich stets in der Tugend übt,
Ist viel mehr Lobs und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd'.

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlassen sich auf ihre Treu.
Sein Haus ist voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes, und kein Leid,
Durchsüßet seine Lebenszeit,
Sie nimmt sich seines Kummers an,
Mit Trost und Rath, so gut sie kann.

Die Woll' und Flachs sind ihre Lust,
Was hierzu dient, ist ihr bewußt;
Ihr Händlein greifet selbst mit zu,
Hat öfters Müh' und selten Ruh'.

Sie ist ein Schifflein auf dem Meer,
Wenn dieses kommt, so kommt's nicht leer;
So schafft auch sie aus allem Ort
Und setzet ihre Nahrung fort.

Sie schläft mit Sorg', ist früh heraus,
Giebt Futter, wo sie soll, im Haus,
Und speist die Dirnen, deren Hand
Zu ihren Diensten ist gewandt.

Sie gürtet ihre Lenden fest,
Und strecket ihre Arm' auf's best';
Ist froh, wenn wohl von statten geht,
Worauf ihr Sinn und Herze steht.

Wenn andre löschen Feu'r und Licht,
Verlöscht doch ihre Leuchte nicht;
Ihr Herze wachet Tag und Nacht
Zu Gott, der Tag und Nacht gemacht.

Sie nimmt den Rocken, setzt sich hin,
Und schämt sich nicht, daß sie ihn spinn';
Ihr Finger faßt die Spindel wol,
Und macht sie schnell mit Garne voll.

Sie hört gar leicht des Armen Bitt',
Ist gütig, theilet gerne mit;
Ihr Haus und alles Hausgesind,
Ist wohl verwahrt vor Schnee und Wind.

Sie näht, sie strickt, sie würkt mit Fleiß,
Macht Decken nach der Künstler Weis',
Hält sich selbst sauber; weiße Seid'
Und Purpurfarbe ist ihr Kleid.

Ihr Mann ist in der Stadt berühmt,
Bestellt sein Amt, wie sich's geziemt.
Er geht, steht und sitzt oben an,
Und was er thut, ist wohlgethan.

Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich ist,
Ihr' Ehr' ist, daß sie ist gerüst
Mit Fleiße, der gewiß zuletzt
Den, der ihn liebet, hoch ergötzt.

Sie öffnet ihren weisen Mund,
Thut Kindern und Gesinde kund
Des Höchsten Wort, und lehrt sie fein
Fromm, ehrbar und gehorsam seyn.

Sie schauet wie's im Hause geht,
Und wie es hie und dorten steht;
Sie ißt ihr Brod, und sagt dabei,
Wie so groß Unrecht Faulheit sey.

Die Söhne, die ihr Gott bescheert,
Die halten sie hoch, lieb und werth;
Ihr Mann, der lobt sie spät und früh
Und preiset seelig sich und sie.

Viel Töchter bringen Geld und Gut,
Sind zart am Leib und stolz an Muth;
Du aber, meine Kron' und Zier,
Gehst wahrlich ihnen allen für.

Was hilft der äußerliche Schein?
Was ist's doch, schön und lieblich seyn?
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und scheut,
Das soll man loben weit und breit.

Die Werke, die sie hier verricht,
Sind wie ein schönes helles Licht;
Sie bringen bis zur Himmelspfort',
Und werden leuchten hier und dort.

---

# Wilhelm Gerhard

ward am 29. November 1780 zu Weimar geboren, widmete sich dem Handelsstande und lebt als Großherzoglich Sächsischer Legationsrath und angesehener Kaufmann in Leipzig. —

Seine Schriften sind:

Anakreon und Sappho, freie Nachbildung. Leipzig, 1818.
Sakontala. Leipzig, 1819.
Sophronia oder die Eroberung des heiligen Grabes. Drama. Magdeburg, 1822.
Spaziergang über die Alpen. Gotha, 1823.
Gedichte, Leipzig, 1826—1828. 4 Thle. — (der 4. Theil auch unter dem Titel: Serbische Volkslieder.)
Wiegenweihe. Lyrisches Festspiel, Leipzig, 1828.
Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreich Sachsen. Leipzig, 1831.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Wilhelm Gerhard ist am glücklichsten in der lyrischen Poesie, der sein bewegliches und lebendiges Naturell sich auch vorzugsweise zuzuneigen scheint. Hier zeigt er Innigkeit und Gemüthlichkeit, Reichthum der Bilder und Anschauungen, ein feines Ohr und große Gewandtheit in Beherrschung von Sprache und Form; viele seiner Lieder sind Volkseigenthum geworden.

---

## Venezianisches Gondlerlied.

Es schwebet die Gondel auf schaukelnder Welle,
Die Nacht ist so helle,
So labend, so kühl.
Drum folge mir, Nettchen! Allein und verschwiegen
Im Kahn sich zu wiegen,
Ist Wonnegefühl.

Den Deckel der Gondel befahl ich zu räumen,
Um süßer zu träumen
In fächelnder Luft.
Nun werden uns spielend die Wogen umkräuseln,
Die Zephyr' umsäuseln
Mit würzigem Duft.

Betrüge sich etwa ein Zephyrchen freier,
Und risse den Schleier
Dir weg von der Brust,
Und wüßte verwegen ein Knie zu erhaschen,
Verbotnes zu naschen
In himmlischer Lust:

Was kümmert's dich, Süße? Am Ruder behende
Regt Toni die Hände
Nach Ordnung und Pflicht.
Du kannst einer Büste nicht sicherer trauen,
Er will's ja nicht schauen,
Und schaut es auch nicht.

## Matrosenlied.

Lustiger Matrosensang
Hoiho!
Töne laut das Meer entlang!
Hoiho!
Bald im Süden bald im Nord
Sing' ich hier und singe dort,
Werf' die Grillen über Bord.
Hoiho — i!

In der Woge nassen Bauch
Hoiho!
Blas' ich meines Pfeifchens Rauch.
Hoiho!
Fischlein springt im Sonnenschein,
Seehund schwimmt uns hinterdrein,
Und die wilden Möven schrein.
Hoiho — i!

Hat der Sturm den Kiel gefaßt.
Hoiho!
Klettr' ich auf den höchsten Mast.
Hoiho!
Seyd nicht bange, Kapitän!
Wind und Wetter werden schön:
Laßt die Flagge lustig wehn!
Hoiho — i!

Eines machet mir Verdruß:
Hoiho!
Ich entbehre Jettchens Kuß.
Hoiho!
Denk' ich auf bewegter See
An des Busens Lilienschnee,
Foltert mich der Liebe Weh.
Hoiho — i!

Aber wenn der Hafen winkt,
Hoiho!
Und ihr schwarzes Auge blinkt:
Hoiho!
Küss' ich, bei so mildem Strahl,
Nach der Trennung banger Qual
Jettchen hunderttausendmal.
Hoiho — i!

## Hans ohne Sorgen.

Ich fühlte Magenwehen,
Nahm Thee mit Brandtewein,
Und goß wohl aus Versehen
Ein Glas zu viel hinein.
Hickup! hickup!
Fallera lalla!

Nun ist kurirt der Magen,
Doch Kopfweh plagt mich sehr.
Ich nehm', es zu verjagen,
Ein Prischen Saint-Omer.
Hatzi! hatzi!
Fallera lalla!

Kaum krähten noch die Hähne
So weckte man mich auf.
Verzeiht mir, wenn ich gähne!
Natur will ihren Lauf.
Yawah! yawah!
Fallera lalla!

Hans bin ich ohne Sorgen,
Ich kenne keine Noth,
Und lache früh am Morgen
Bis spät zum Abendroth.
Haha! haha!
Fallera lalla!

## Der Fuhrmann.

Das Pfeifchen dampfet, die Peitsche knallt,
Die Hengste wiehern, das Liedchen schallt.
Wistehi!
Durch Moor und Sand
In Stadt und Land
Getrunken, gesungen und angespannt!
Jehi, wistehott, jehi!

Hier duftet der Klee, dort blühet der Raps,
Ihr Rößlein, schmauset; ich trinke Schnaps!
Wistehi!
Nur wohlgemuth!
Der Weg ist gut,
Ein lustiger Fuhrmann schwenket den Hut.
Jehi, wistehott, jehi!

Heut spannen wir aus im halben Mond,
Wo Liesel, das schwarzbraune Mägdlein, wohnt.
Wistehi!
Sie giebt uns Streu
Und frisches Heu,
Und Häcksel und Hafer, und Lieb und Treu.
Jehi, wistehott, jehi!

Frau Wirthinn schenket vom besten Wein
Dem schlanken, schwarzbraunen Mägdelein!
Wistehi!
Das Aeuglein blinkt,
Sie nippt, sie trinkt,
Bis ihr vom Trinken die Wimper sinkt.
Jehi, wistehott, jehi!

Nun ruht ihm das schläfrige Kind im Arm,
Er zwickt es munter, und küßt es warm.
Wistehi!
Sie duldet's gern.
Lösch' aus, Latern'!
Den Glücklichen leuchtet der Liebe Stern.
Jehi, wistehott, jehi!

Die Rosse wiehern, der Morgen graut,
Sie bringt ihm Blumen, und weinet laut.
Wistehi!
Sie schleicht in's Haus,
Er küßt den Strauß,
Und lenket den Wagen zum Hofe hinaus.
Jehi, wistehott, jehi!

## Schnitter.

Der Waizen, das Korn und die Gerste blinkt,
Dem Schnitter die goldene Erndte winkt;
Er eilet mit Sichel und Sense herbei,
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Er bindet die Garben mit fleißiger Hand,
Nicht achtend der Sonne versengenden Brand,
Und ladet sie auf mit Jubelgeschrei.
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Verstohlen lächelt mit zärtlicher Glut
Die Schnitterinn unter dem Sonnenhut,
Er küßt ihr die Wange so lieb und treu.
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

Und Beide winden den Erndtekranz,
Und rüsten sich fröhlich zum ländlichen Tanz;
Es tönen die Geigen, es klingt die Schalmey:
Juchhei! Juchhei! Heidideldumdei!
Juchhei!

---

## Jäger.

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Trarah!
Und wandelte still durch Dickicht und Dorn;
Trarah!
Er schoß nicht Hasen noch Hühner noch Reh,
Denn ach! im Herzen war's ihm gar weh,
Trarah, Trarah, Trarah!
Seitdem er das Mägdelein sah.

Des Jägers verlockender Hörnerklang,
Trarah!
Ihr tief daheim in die Seele drang.
Trarah!
Sie hüpft hinaus wo das Hüfthorn schallt,
Hinaus, hinaus in den grünen Wald.
Trarah, Trarah, Trarah!
O Jäger, dein Liebchen ist da!

Er drückt das Händchen so weich und zart,
Trarah!
Er küßt ihr die Lippe nach Jägers Art.
Trarah!
Und wolltest du wohl die Jägerinn seyn,
Du rosenrothes Herzliebchen mein?
Trarah, Trarah, Trarah!
Das Mägdlein lispelte, ja!

Die Locke pranget im grünen Kranz,
Trarah!
Die Hörner laden zum Hochzeittanz,
Trarah!
Und selig liegt und liebewarm
Die Jägerinn drauf in des Jägers Arm;
Trarah, Trarah, Trarah!
Weiß nicht wie ihr geschah.

---

## Jägers Brauch.

Die Büchse knallt,
Das Hüfthorn schallt,
Piffpaff! trarah!
Der Jäger jaget im grünen Wald.
Piffpaff! trarah!
Auch uns lockt manches Reh herbei,
Doch schießen wir nicht mit Pulver und Blei,
Piffpaff! trarah!
Juchheisa sasa!
Trarah!

Dem Hörnerklang,
Dem Vogelsang
Tiriti! trarah!
Lauscht Jägers Ohr den Busch entlang.
Tiriti! trarah!
Wer frägt noch, ob die Lerche singt,
Wo laut ein schäumender Becher klingt?
Klingling! trarah!
Juchheisa, sasa!
Trarah!

Der grüne Gesell,
Ihn dürstet schnell:
Gluckgluck! trarah!
Da bückt er sich nieder zum klaren Quell.
Gluckgluck! trarah!
Ey, ey! wer möchte so thöricht seyn!
Wir trinken lieber vom goldnen Wein.
Schenkt ein! trarah!
Juchheisa, sasa!
Trarah!

Sieht er im Hain
Ein Mägdelein:
Juchhei! trarah!
So küßt er bei Sonnen- und Mondenschein.
Juchhei! trarah!
Ihr lieblichen Schönen! das thun wir auch;
Da folgen wir alle des Jägers Brauch.
Juchhei! trarah!
Juchheisa! sasa!
Trarah!

---

## Freude.

Was perlet im Glase? was schäumet im Becher?
Was hebet die Pulse, ihr fröhlichen Zecher?
Sagt, ist es allein
Der goldene Wein?
Nein, nein! nein, nein!
Wir fühlen der Freude beseelenden Strahl,
Der glüht in den Adern und perlt im Pokal.

Was tönet, begleitet vom rauschenden Klange,
Hinab zu den Herzen, im frohen Gesange?
Ihr meint wohl allein
Trompeten, Schalmei'n?
Nein, nein! nein, nein!
In Tönen bezaubert die Freude das Ohr,
Und hebet die Herzen zum Himmel empor.

Was klopfet im Busen der lieblichen Dirne?
Was blitzt ihr im Auge, was thront auf der Stirne?
Wie? wär' es allein
Ein festlicher Schein?
Nein, nein! nein, nein!
Die Freude, die liebende, färbt ihr den Mund,
Und machet im Strahle des Auges sich kund.

Wer schlingt bei dem leichten, dem schwebenden Tanze
Die schnellen Sekunden zu köstlichem Kranze?
Vielleicht nur allein
Die wogenden Reih'n?
Nein, nein! nein, nein!
Der Odem der Freude, der himmlische, weht
Auch da, wo ein wirbelnder Reigen sich dreht.

So lasset uns, Brüder! im Fluge, im raschen,
Die Freude, die Tochter des Himmels, erhaschen!
Sie ladet uns ein,
Uns heute zu freun:
Schlagt ein! schlagt ein!
Und webet aus Reben, mit liebender Hand,
Aus Liedern und Tänzen ein heiteres Band!

---

## Der Trinker.

Der Arzt hat mir verboten
vinum,
Den weißen wie den rothen
bonum.
Man gönnt nur solche Gabe
sibi:
Drum sang ich schon als Knabe:
bibi, bibi, bibi!

Mir reichten tausend Quellen
aquam;
Doch schlürft' ich selbst vom hellen
nunquam.
Für Wein nur will ich danken
tibi;
So oft die Brüder tranken,
bibi, bibi, bibi.

Bisweilen, wenn ich fröhne
Bacchum,
Nippt eine muntre Schöne
mecum.
Den Körper vor Gefahren
morbi
Mir kräftig zu bewahren:
bibi, bibi, bibi.

Versucht' einmal zu singen
carmen.
Konnt' aber nicht erringen
nomen.
Daß sich ein Kranz mir wände
Phöbi,
Und schnell den Reim ich fände:
bibi, bibi, bibi.

Ich lebe froh und munter,
bibo,
Und soll ich einst hinunter,
ibo,
Zu Tantalus Verzagen
ibi,
Werd' ich dann lachend sagen:
bibi, bibi, bibi!

Anmerk. Komponisten haben die lateinischen Worte nicht trochäisch, sondern jambisch zu nehmen.

Der Verf.

---

## Sylvesterlied.

Mit ernstem Glockenschlage
Ertönet der Moment,
Der auf der Zeiten Wage
Den Raum der Jahre trennt.
Uns bebt im Herzen wieder
Der feierliche Klang:
Begrüßt ihn, liebe Brüder,
Begrüßt ihn mit Gesang!

Chor.

Im Herzen bebet wieder
Der ernste Glockenklang,
Wir grüßen ihn, ihr Brüder!
Mit festlichem Gesang.

Wem Freundschaft oder Liebe
Auf dieser Erde lacht,
Dem wird es nimmer trübe
In dunkler Mitternacht.
So laßt uns Freundschaft halten
Auch in dem neuen Jahr,
Und liebe, wer im alten
Durch Liebe selig war!

Chor.

Wir wollen Freundschaft halten
Auch in dem neuen Jahr,
Und liebe, wer im alten
Durch Liebe selig war!

Zwar trübt oft unsre Wonne
Der Thräne bittrer Quell,
Und leider schien die Sonne
Nicht alle Tage hell:
Doch Brüder, frohen Muthes,
Wenn ihr der Thränen denkt!
Der Himmel hat auch Gutes
Und Schönes uns geschenkt.

Chor.

Ja Brüder, frohen Muthes!
Er, der die Sonne lenkt,
Hat Schönes auch und Gutes
Mit Vaterhuld geschenkt.

Begrüßet, traut verbunden,
Im Kreise holder Frau'n,
Des Jahres erste Stunden
Mit fröhlichem Vertrau'n!
Und fester, immer fester,
Zu inniger'm Verein,
Soll immerdar Sylvester
Von uns gefeiert seyn!

Chor.

Ja fester, immer fester,
Zu inniger'm Verein,
Soll immerdar Sylvester
Von uns gefeiert seyn!

---

## Der Polterabend.

Erste Schwester.

Unsre Schwester geht nun fort,
Fort aus unserm Kreis.
Bräutchen! im Vertraun ein Wort:
Wird das Herzchen heiß?
Willst du denn nicht länger weilen?

Die Braut.

Eilen.

Zweite Schwester.

Eilen hat schon oft gereut:
Bleibe doch noch da!
Alles was ein Mädchen freut,
Alles hast du ja;
Möchte wissen was dich triebe?

Die Braut.

Liebe.

Beide Schwestern.

Lieb' ist also, was dich zieht?
Das ist freilich hart.
Wenn die Lieb' im Busen glüht,
Wird nicht Zeit gespart,
Sich dem Bräut'gam zu ergeben.

Die Braut.

Eben!

Der Vater.

Kinder, laßt das Mädel gehn,
Wißt erst, wie es thut!
So was kann euch auch geschehn,
Habt ihr Fleisch und Blut.
Wünscht ihr nicht auch zu gefallen?

Die Braut.

Allen.

Die Freunde.

Necken sie dich, süße Braut,
Gieb den Spott zurück!
Bist du morgen erst getraut,
Lächelt dir dein Glück;
Ja, man sucht dir nachzuahmen.

Alle.

Amen!

---

## Brautgesang.

Kennt ihr den Jüngling, der entzückt,
Tralla!
Der Nachbarinn die Hände drückt,
Tralla!
Und leise flüstert: süßes Lamm!
Ist es vielleicht der Bräutigam?
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Es ist der Bräutigam.

Und die dort an der Seit' ihm sitzt,
Tralla!
Aus deren Auge Liebe blitzt;
Tralla!
Die sanft erröthend niederschaut,
Das ist wohl seine holde Braut?
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Es ist die holde Braut.

Woher der Wange Fieberglut?
Tralla!

Warum erbebt das junge Blut!
Tralla!
Warum verfärbt sich ihr Gesicht?
Sie weiß es wohl, doch sagt sie's nicht;
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Nein, nein! sie sagt es nicht.

Ob auch die blöde Lippe schweigt:
Tralla!
Seht, wie der Busen sinkt und steigt!
Tralla!
Er ahnet klopfend schon die Lust,
Zu ruh'n an des Geliebten Brust;
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Zu ruh'n an seiner Brust.

Wir drücken schon ein Auge zu,
Tralla!
Wir wünschen ihnen süße Ruh,
Tralla!
Und rufen zum Pokale laut:
Es lebe Bräutigam und Braut!
Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!
Ja, Bräutigam und Braut!

## Trinklied.

Auf! getrunken!
Denn bei goldnem Wein
Schlummern alle Sorgen ein,
Und es sprühen Himmelsfunken.
Auf! getrunken!

Leid und Klage,
Euch entbehr' ich gern!
Bleibet ewig von mir fern!
Trübt mir nicht die heitern Tage,
Leid und Klage!

Einmal sterben
Muß ich mit der Zeit:
Meines Lebens Heiterkeit
Sollt' ich grämelnd mir verderben
Vor dem Sterben?

Nein, getrunken!
Denn bei goldnem Wein
Schlummern alle Sorgen ein,
Und es sprühen Himmelsfunken.
Auf! getrunken!

## Rundgesang beim Weine.

Trink' ich Wein:
So ergreift mich Himmelsfeuer,
Und es tönen meiner Leyer
Melodein.

Trink' ich Wein:
Werf' ich sorglos meine Grillen
In das Meer, wo Stürme brüllen,
Tief hinein.

Trink' ich Wein:
Wandl' ich zwischen sanften Bächen,
Frühlingsblumen mir zu brechen,
In dem Hain.

Trink' ich Wein:
Preis' ich, fern von Leid und Klage,
Meiner goldnen Lebenstage
Sonnenschein.

Trink' ich Wein:
Bin ich unter schönen Kindern,
Die den Liebesschmerz mir lindern,
Gern allein.

Trink' ich Wein:
Ist's, als ob mir aus der Tiefe
Des Pokals die Freude riefe,
Froh zu seyn.

Trink' ich Wein:
Bin ich König. Menschlich Wissen
Lehret, daß wir scheiden müssen:
Schenkt mir ein!

## Vaterunser.

Vater unser im Himmel! der du die Erd', und die Sonne,
Mond und Sterne gebaut, geheiliget werde dein Name!
Zu uns komme dein Reich, das Reich der Lieb' und der Wahrheit!
Und dein Wille gescheh' auf Erden so wie in dem Himmel!
Gieb uns tägliches Brod, und was wir Schwache verschuldet,
Vater, vergieb uns gnädig, wie wir den Schuldnern vergeben!
Sende zum Guten die Kraft, und führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns, o Herr, vom Ungemach und vom Uebel!
Denn dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, dein nur,
Der du die Welten regierst, o Vater, in Ewigkeit. Amen!

## Ruhm und Liebe.

Es flimmern Sterne durch die trübe Nacht
Auf tausend Zelte hin mit bleichem Glanze;
Ein junger Krieger hält im Nebel Wacht,
Und singt, den Arm gestützt auf seine Lanze:
Fliegt, Lüftchen, flieget heimathwärts,
Zum Liebchen heim, durch Nacht und Trübe;
Sagt ihr, es klopfe mir das Herz
Nur für den Ruhm und meine Liebe!

Der Lagerfeuer blutigrother Schein
Weckt seinen Muth zum nahen Waffentanze;
Ihm glüht die Wang' und, einsam und allein,
Singt er, gestützt auf's Eisen seiner Lanze:
Fliegt, Lüftchen, flieget heimathwärts,
Zum Liebchen heim, durch Nacht und Trübe;
Sagt ihr, es klopfe mir das Herz
Nur für den Ruhm und meine Liebe!

Zum Kampfe ruft das heitre Morgenroth,
Und Tausend ringen nach dem Lorbeerkranze.
Im Arm des Sieges lauert oft der Tod,
Und fallen kann ich neben meiner Lanze:
Doch grüßt, ihr Lüftchen, grüßt sie auch,
Wenn ich auf blut'gem Schlachtfeld bliebe,
Und saget: bis zum letzten Hauch
Schlug seine Brust für Ruhm und Liebe!

## Wolfgang Adolph Gerle,

als Pseudonym Konrad Spät, genannt Frühauf, ward 1758 zu Prag geboren, war früher Buchhändler und wurde später Professor der Geschichte am dortigen Conservatorium.

Er gab heraus:

Historischer Bildersaal aus der Vorzeit Böhmens. 3 Bdchen. Prag 1824.
Neue Erzählungen. Prag 1826.
Guckkasten-Bilder. 2 Bdchen. Brünn 1824.
Korallen. Prag 1807. N. A. 1811.
Die Liebesharfe. Wien 1825. 2 Bdchen
Novellen, Erzählungen und Mährchen. 2 Bde. Leipzig 1821.
Der kleine Phantasus. 2 Thle. Leipzig 1822.
Romantischer Rittersaal. 1r Bd. Brünn 1824.
Schattenrisse und Mondnachtsbilder. 3 Bdchen. Leipzig 1824.
Schelmuffsky's seltsame Abentheuer. Berlin 1821.
Volksmährchen der Böhmen. 2 Bde. Prag 1819.

Einzelne Erzählungen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

G. hat besonders mit Geschick und Wärme die Volkssagen seines Landes behandelt, wie er sich überhaupt als Erzähler durch eine angenehme, gewandte, stets dem bearbeiteten Gegenstande angemessene Darstellung, vielseitige Anerkennung zu gewinnen verstand.

---

### Holzschnitte*)
### aus alten Chroniken.

---

#### 1.
#### Bischoff Adalbert und Kochan von Wrssowec.

Zu Ende des zehnten Jahrhunderts geschah es, daß die Gemahlin eines Ritters aus dem Geschlechte der Wrssowec in Liebe für einen jungen Priester entbrannte, und da dieser ob der schönen Frau seine heiligen Gelübde vergaß, so entspann sich zwischen beiden ein sündhaftes Verständniß, bis endlich der Ritter die Untreue seines Weibes inne wurde, und ihr blutige Rache schwur; aber sie entfloh, und während ihr Gatte die Ersten und Ansehnlichsten seines Stammes versammelte und ihnen die Schmach kund that, welche ihrem Hause zugefügt worden, worüber sie also in Zorn geriethen, daß sie den Tod des Weibes foderten, so sie entehret, begab sich die treulose Frau in die Kirche des heiligen Georg, und warf sich zu den Füßen des frommen Bischoff Adalbert, indem sie, mit bittern Zähren der Angst und Reue ihre Sünden bekennend, zugleich sein Mitleid anflehte.

Adalbert, die ganze Heiligkeit des Ortes erkennend, wo die Strafbare um seinen Schutz bat, gewährte ihr selben, und als die Glieder des beleidigten Stammes, Kochan von Wrssowec an ihrer Spitze, vor den Klostermauern erschienen, um die Auslieferung der Verbrecherin zu fodern, weigerte sich Adalbert nicht nur, ihr Begehren zu erfüllen, sondern, sein Leben an den Schutz der Unglücklichen setzend, trat er mitten unter die Bewaffneten und sprach:

„So ihr mich suchet: hier stehe ich mitten unter euch."

Kochan schüttelte das Haupt und entgegnete spottend:

„Du hoffest umsonst auf die Martyrkrone und den Tod eines christlichen Helden, welcher die Rache aller Christen auf uns laden würde; aber wenn du die Buhlerinn noch ferner gegen unsre gerechte Rache schützen willst, so wisse, daß deine Brüder in unsern Händen sind, und wir wollen unsre Wuth an ihren Weibern und Kindern kühlen, und ihre Güter in Beschlag nehmen."

Der Bischoff fühlte den Hohn und die Drohung dieser schmachvollen Rede; gleichwohl war er fest entschlossen, eher Alles zu dulden, als die Unglückselige dem blinden Grimm ihrer Verwandten Preis zu geben; aber diese hatten Mittel gefunden, durch eine kleine Seitenpforte, die sie sprengten, in die Kirche einzudringen, und ohne die Heiligkeit des Ortes zu achten, rissen sie das zitternde Weib vom Hochaltare, wohin sie in ihrer großen Angst flüchtete, um sie der Rache ihres beleidigten Gemahls zu übergeben; doch dieser meinte, sich mit dem Blute der Strafbaren zu entehren und rief einen der gemeinsten Knechte herzu, welcher ihr das Haupt abschlagen mußte.

Empört über diese Entweihung des heiligen Ortes that Adalbert die grausamen Wrssowece in Bann; aber diese achteten dessen wenig, und in dem wilden Sturm der damaligen Zeit blieb die ganze Gewaltthat unbestraft.

---

#### 2.
#### Herzog Jaromir und der treue Knecht.

In den ersten Jahren des eilften Jahrhunderts bestieg Jaromir den böhmischen Fürstenthron fast noch als Jüngling, zwar voll Eifer für das Wohl des Vaterlandes, aber ohne Erfahrung, außerhalb Böhmen erzogen, dem Volke unbekannt und zudem von dem mächtigen Geschlecht der Wrssowec gehaßt, dessen Oberhaupt, Kochan, selbst nach dem Herzogshut trachtete.

Um Jaromir mit einemmale zu verderben, lud ihn Kochan eines Tages zur Jagd, und der arglose Herzog erschien, nur von zwei Knechten geleitet, deren einen die Wrssoweeen gewonnen und gedungen hatten, seinen Herrn den Mördern in die Hände zu führen. Als er sich nun im dichten Forste befand, fielen die Verschwornen über den Herzog her, rissen den Ueberraschten vom Pferde, zogen ihn nackt aus, und streckten den Unglücklichen, an Pfähle gebunden, auf die Erde, worauf sie ein Wettrennen anstellten, und ohne seines Rufens, Bittens und Flehens um Schonung oder den Tod, zu achten, mit ihren Rossen über ihn hin und her sprengten. Hrziwetz, Jaromir's verrätherischer Knecht, nahm Theil an dieser Peinigung, während Hovora, des Herzogs zweiter Begleiter, Mittel fand, den Mördern zu entrinnen, und Hülfe für seinen Herrn aufzubieten. Mittlerweile hatte die Herzoginn einen weissagenden Traum gehabt, in welchem ihr der heilige Johannes die Gefahr ihres Gemahls gezeigt, und ihr befohlen hatte, demselben fünfzig Knechte zum Beistand zu senden; der treue Hovora begegnete diesen; da sie aber keine Pferde hatten, so beschwor er die Schaar, zur Rettung ihres Herrn zu eilen, und, so sie ihn aus dem Auge verlören, nur dem Schalle seines Jagdhorns zu folgen.

Als Hovora an den Ort zurückkam, wo er den Fürsten verlassen hatte, zeigte sich seinen erstaunten Blicken ein gar wundersames Schauspiel: Die grausamen Wrssoweeen waren des Wettrennens über Jaromir's zerfleischten Leib endlich müde geworden, und banden den Herzog an einen Baum, worauf sie sich im Pfeilschießen nach so edlem Ziel übten; aber Hovora sah nur die boshaften Schützen, welche Pfeil auf Pfeil nach der hohen Eiche sandten; vor dem Fürsten schwebte, gleichsam in den Lüften befestigt, ein purpurrother Mantel, der alle Pfeile auffing, und welchen jene gar nicht zu bemerken schienen.

Bald gewahrte einer der Blutgierigen den Hovora, und schnell ließen alle von ihrem Pfeilschießen ab, fingen ihn, und verurtheilten den ungebetenen Zeugen ihres frevelhaften Beginnens, alsogleich an den nächsten Baumstamm aufgehangen zu werden; dem falschen Knecht, der den Herzog mit ihm begleitet, und listig in die Gefahr verlockt, trugen sie die Vollziehung des Spruchs an seinem Freunde und Gevatter auf; aber Hovora erbat sich nur die einzige Gunst, vor seinem Tode noch drei Stückchen auf seinem Jagdhorn blasen zu dürfen, welches Instrument in diesem Leben seine größte Freude gewesen und ihm also auch in ein andres das Geleite geben solle. Diese Bitte ward gewährt, doch spottete man des thörichten Begehrens. — Als Hovora das erstemal ins Horn stieß, legte ihm Hrziwetz den Strang von Bast um den Hals, und wie er das zweitemal geblasen, ward es ihm schier bang, denn er fürchtete, die wackern Knechte der Herzoginn möchten des Weges verfehlt haben, oder noch zu fern seyn, um den Schall seines Hornes zu vernehmen, und er empfahl sein Weib und seine unerzognen Kinder dem unbarmherzigen Gevatter, der ihm den Tod zu geben bereit war. Gern hätte Hovora noch länger gezögert, aber die Wrssoweeen, welche es nicht erwarten konnten, wieder zu ihrem Pfeilschießen zurückzukehren, trieben ihn zur Eile an, worauf er zum drittenmal aus allen Kräften ins Horn stieß, und seine Seele Gott anheim zu geben vorbereitet war. — Hrziwetz stand schon auf dem Baume,

---

*) Aus W. A. Gerle's Novellen, Erzählungen u. Mährchen. 2ter. Band. Leipzig 1821.

um den Gevatter hinauf zu ziehen, als plötzlich die fünfzig treuen Knechte aus dem Dickicht brachen und die Wrssowecen sammt ihrem Anhang, deren Zahl weit geringer war, in die Flucht schlugen. Hrziwetz fiel in der Angst von der Eiche herunter und ward an Hovora's Strick gehangen. Als aber die Knechte sich dem purpurrothen Mantel nahten, der in der Luft schwebend vor dem Herzog ausgespannt war und seinen fürstlichen Leib vor den spitzigen Pfeilen bewahrt hatte, hob sich dieser gen Himmel, und auf einer Wolke mit Morgengold gesäumt, erschien der heilige Taufzeuge Johannes, zum Thron des höchsten Herrschers empor schwebend.

Die treuen Knechte labten den erschöpften Jaromir und führten ihn in seine Hauptstadt, wo er unter der Pflege seiner treuen Gemahlinn bald wieder genas, und keine heiligere Sorge kannte, als die Belohnung seines Retters. Hovora ward dem höchsten Adel gleichgestellt, zum Landjägermeister ernannt, und außer andern Gütern mit dem Hof Stabno und dem Schloß Krokowetz belehnt, welches die Böhmen ihrem Richter Krokus zum Wohnplatz erbaut und ihm dessen Namen gegeben hatten.

## 3.

## Die Tartarenschlacht.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beschloß der Chan der Tartaren, das ganze Abendland seinem Zepter zu unterwerfen, und zog an der Spitze von 600,000 Kriegern aus seinem Lande, sich über Europa, gleich einem furchtbaren Strome, ergießend, als wollte er die Länder nicht erobern, sondern vernichten; Mordbrand, Raub und Nothzucht gingen ihm zur Seite, und während die Tartaren Männern und Greisen das Haupt vom Rumpfe hieben und die Kinder als Siegeszeichen auf ihren Spießen herumtrugen, entehrten sie die Frauen und Jungfrauen, noch bevor sie selbe durch den Tod wieder mit den Ihrigen vereinten; sie foderten eben so wenig Schonung, wo sie besiegt wurden, als sie selbe ertheilten, und die Häupter der Erschlagenen hingen sie als Trophäen an ihren Rossen auf, und manche (doch nicht die verläßigsten) Schriftsteller behaupten sogar, daß sie ihre Gefangenen gefressen haben (!?!). Städte und Dörfer loderten hinter dem Rücken der wilden Sieger, wenn sie auf ihren schnellen Rossen dahin flogen, einen neuen unwiderstehlichen Angriff zu unternehmen, und — wie die Historiker sich poetisch genug ausdrücken — das Tageslicht mit ihren Pfeilen und Wurfspießen zu verdunkeln.

Die Russen und Polen waren überwunden, als Battus, der Tartaren Chan und Enkel des berühmten Gengis-Chan, seine Krieger in zwei Heere theilte, selbst an der Spitze des einen nach Ungarn zog, und mit dem andern seinen Feldherrn Peta aussandte, die Verheerung nach Schlesien, Mähren und Böhmen zu tragen; dieser überwand bei Liegnitz die schlesischen Fürsten und die Ritter des teutschen Ordens. Herzog Heinrich der Fromme fiel als ein Opfer der Tartarenwuth, und Peta zog siegreich gegen Mähren.

Als Wenzel I. die Näherung dieses barbarischen Heeres erfuhr, gerieth er in große Sorge und traf alle Anstalten, ihrer Wuth Grenzen zu setzen. Verhaue in Böhmens Wäldern waren bestimmt, der Reiterei — worin die Hauptmacht der Tartaren bestand — unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen; Prag und mehrere Städte wurden befestigt, das ganze Volk, und selbst Geistliche, beschäftigten sich mit den Arbeiten, welche dazu nöthig waren. König Wenzel sandte zwei Heere, ein zahlreiches unter dem Befehle Jaroslaws von Sternberg nach Mähren und das schwächere unter Wilim von Skala gegen Glatz.

Jaroslaw hatte ungefähr 12,000 Streitern zu gebieten, und da er es mit dieser geringen Zahl nicht wagen konnte, sich in offnen Kampf mit dem zahllosen Tartarenheer einzulassen, warf er sich — darauf rechnend, daß den rohen Gegnern die Kunst, feste Plätze zu belagern, noch fremd seyn werde — in die Burg von Ollmütz.

Die Tartaren umringten die Veste, verheerten die Gegend und foderten die böhmischen Krieger zum Kampfe heraus, die ruhig harrten, bis die Feinde anfingen, sie als einen Trupp feiger Krieger anzusehen, und sich dem sorglosesten Uebermuthe eines schwelgerischen Lebens überließen, meinend, von ihren christlichen Gegnern sey gar kein Angriff zu besorgen, während Jaroslaw mit Mühe die Kriegswuth der Seinigen im Zaum hielt; endlich im Dunkel einer Nacht that er ihnen die langersehnte Erklärung, daß die Stunde des Kampfes gekommen sey, feuerte ihren Muth durch eine kräftige Rede an, und wagte dann einen Ausfall, der zum Ruhm der christlichen Waffen ausschlug; sie überfielen mit gellendem Kriegsgeschrei die Schlafenden, welche mit Schwert und Tod erweckt wurden. Peta fuhr aus dem Schlafe empor, warf sich auf sein Roß und stürzte ins dichteste Gewühl der Schlacht. — Jaroslaw und der Tartarenfeldherr trafen zusammen, und des ersteren Lanze durchbohrte seinen Gegner. Als die Tartaren Peta's Fall sahen, erhoben sie ein Angstgeschrei und flohen bald darauf. Der böhmische Heereshaufen wollte den Besiegten folgen; aber ihr Feldherr hielt sie davon sorgfältig ab, denn er erkannte die Gefahr, einen noch im Fliehen so furchtbaren Feind aufs Aeußerste zu treiben, und weise begnügte er sich, ihn vom Vaterlande abgewehrt und in die Flucht geschlagen zu haben. Die Tartaren nahmen Ungarn in Besitz, fielen später selbst in Oesterreich ein, doch griffen sie Böhmen nie wieder an.

König Wenzel überhäufte den Sieger mit Beweisen seines Dankes und schenkte ihm das Schlachtfeld als ewigen Zeugen seines Ruhmes, wo Jaroslaw sodann das Schloß Sternberg erbaute.

## 4.

## Karl IV. zu Oppatowic.

Im eilften Jahrhundert wurde das Kloster Oppatowic (in der Gegend von Pardubic) erbaut, reichlich ausgestattet und von Wratislaw I. zu einer Abtei erhoben; schon unter der Regierung König Johanns und seines ruhmvollen Sohnes glänzte es als eines der reichsten Stifter des Landes, von welchem man Karl IV. erzählte, es sey daselbst ein ungeheurer Schatz an Gold und Kleinodien verborgen. Um die Wahrheit dieses Berichtes zu erforschen, ritt der Monarch, nur von zwei Hofleuten begleitet, nach dem Kloster, gab sich dem Abt zu erkennen, und sprach:

„Man hat mir die Kunde gebracht, daß in eurem Kloster ein großer Schatz sich befinde, und wenn solches wahr ist, habe ich das Zutrauen zu Euch, Ihr werdet Eurem Fürsten selben entdecken. Ich gebe Euch mein Kaiserwort darauf, daß nicht das Geringste davon entfremdet werden solle."

Der Abt erbat sich vom Kaiser einen kurzen Urlaub, bevor er diese Frage beantwortete, und nach einer Weile kam er in Begleitung zweier Ordensbrüder zurück, und versetzte:

„Ja, Euer Majestät! wir besitzen einen Schatz; doch von allen unsern Mitbrüdern wissen nur wir drei von demselben, und erst wenn einer von dieser Zahl abstirbt, wird wieder der älteste von den übrigen in unser Geheimniß eingeweiht, der jedoch den schwersten Eid ablegen muß, selbes aufs Heiligste zu bewahren."

Der Kaiser that den frommen Vätern den Vorschlag, ihn zum vierten Bewahrer des Mysteriums aufzunehmen, und erbot sich zum Eide. — Nach einigem Bedenken ließen die Priester dem Monarchen die Wahl, entweder den Schatz zu sehen, ohne zu erfahren, wo er liege, oder seinen Aufenthaltsort zu wissen, ohne ihn zu sehen, weil sie nach ihrem Schwur keinem vierten das Geheimniß in seinem ganzen Umfange mittheilen dürften. Karl wählte das erstere und wurde mit verbundenen Augen durch unterirdische Gänge in ein Gewölbe geführt, welches sich in drei Hallen theilte. Der Kaiser sah beim Scheine der Fackeln in der ersten große Massen von gegossenem Silber, in der zweiten einen ungeheuren Schatz an Goldstangen, und in der dritten eine zahllose Menge der kostbarsten Kirchengeräthe, Kreuze, Kelche, Monstranzen u. s. w., reich mit den edelsten Steinen besetzt. Alles dieses bewunderte der Monarch ohne ein Wort zu sprechen, und der Abt begann:

„Euer Majestät! dieser Schatz ist für Sie und Ihre Nachkommen gespart — er ist Ihr Eigenthum — nehmen Sie davon so viel Ihnen beliebt."

Aber der gottesfürchtige Kaiser entgegnete:

„Mit nichten; — Nimmer werde ich das Kirchengut antasten."

Zum Andenken dieses Besuches bot der Abt seinem erlauchten Gaste einen kostbaren Demantring dar; dieser schwur dem Geber, daß sein Geschenk nie von seinem Finger kommen sollte, und wurde sodann abermals mit verhülltem Haupte aus den unterirdischen Gewölben geleitet.

Karl IV. bewahrte das Geheimniß des Schatzes zu Oppawie wohl, und erst auf seinem Todtenbette sprach er davon mit einigen seiner Getreuesten; doch kam es sodann zur Kenntniß Mehrerer, und ein mächtiger Raubritter, Johann von Herzmanninstec verband sich mit einem seiner Genossen, um den Schatz fortzutragen; sie kamen unter dem Anschein eines freundlichen Besuches zum Abt und wurden gastlich empfangen; aber allmählig mehrten sich ihre Knappen im Hofe, und sobald ihre Anzahl hinlänglich schien, die arglosen Klosterbewohner zu bezwingen, zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt und foderten unter den fürchterlichsten Drohungen von dem Abte die Auslieferung des Schatzes.

Der ehrwürdige Greis widerstand dem Wüthen der Raubritter und selbst den Martern, wodurch sie ihn zum Geständniß zwingen wollten, standhaft, und als sie endlich einsahen, daß ihr Toben fruchtlos und entweder kein Schatz vorhanden, oder der Abt unbesiegbar sey, beraubten sie das Kloster, schwelgten zwei Wochen in beständigen Festen, wozu sie die benachbarte Ritterschaft einluden, und zogen dann, noch mit großer Beute beladen, von dannen.

König Wenzel lud die Raubritter zu wiederholten Malen vor sein Gericht; aber sie blieben aus, und in den Unruhen jener Zeit blieb ihr Frevel ganz unbestraft.

Nach dem Abzuge der Ritter sammelten sich die Klostergeistlichen wieder und dungen Waffenknechte zu ihrem Schutz; aber im Verlauf des Hussitenkrieges wurde das Kloster abermals beraubt und von Grund aus zerstört, so daß auch nicht eine Spur mehr von diesem weitläuftigen Gebäude zu sehen ist.

---

## 5.

## Eine böhmische Kriegslist.

Am 28. Mai 1422 kamen die Prager vor das Schloß Karlstein gerückt, und huben an, es zu umlagern. Auf dem Pfaffenberge, welcher gegen Mitternacht liegt, lagerten sich ihrer sechstausend und hatten bei sich eine große Büchse, die Jaromirzer genannt, und eine zweite, so die Richlitzer hieß, und vierzehn Doppelhaken und die Altstädter Schleuder. Auf dem andern Berge, über dem Haknower Thale gegen Aufgang, lagerten sich wieder sechstausend; diese hatten eine große Büchse, die Prager genannt, zwölf Doppelhaken und die zweite Altstädter Schleuder. Am dritten Berge, gegen Mittag, dem großen Saale gegenüber, lagerten sich abermals sechstausend, und hatten eine Kanone, Howorka mit Namen, zwölf Doppelhaken und die neue Neustädter Schleuder. Am vierten Berge, Jaworka, gegen Sonnenuntergang, lagerten sich ebenfalls sechstausend; ihre Kanone hieß Trubacza, und sie hatten acht Doppelhaken und zwei Schleudern, eine Neustädter und eine von Schlan.

Den ersten und zweiten Tag verschanzten sich die Belagerer; aber am dritten fingen sie an, die Veste gar grausam zu beschießen, welches zwischen den Bergen gewaltig wiederhallte; doch die auf dem Schlosse wehrten sich tapfer, thaten oft Ausfälle, und kehrten, nachdem sie viele Feinde getödtet, wieder dahin zurück, um durch ihr Geschütz den Schaden noch zu vergrößern. Dagegen bedrängten die Prager das Schloß mit vielem Schießen, und wurden besonders viel Ziegel und Schiefer vom Dache zertrümmert; sie ließen die herrlichen steinernen Säulen, welche bereits zu Prag in der Kirche Maria-Schnee gestanden, wieder von dort wegnehmen und nach Karlstein nehmen, weil sich dieser Stein leichtlich bearbeiten und zerschlagen ließ, und diese zerbrochenen Steine schleuderten sie, gleich Kugeln, in die Veste hinein; aber die Belagerten hatten auf alle Böden des Schlosses viel aus Stäben geflochtene Horden und Büschel von Eichenholz legen lassen, welche sie mit dürren Ochsenhäuten bedeckten, so daß die Feinde mit ihren Schleudern weder ein Gewölbe durchschlagen, noch sonst dem Gemäuer einen großen Schaden zufügen konnten, obschon sie sehr fleißig schossen, denn aus der Prager Kanone ward täglich sechsmal, aus der Richlitzer zwölfmal, und aus den übrigen wohl hundertmal losgefeuert; auch warfen sie allerhand Aas und Unrath, den sie aus Prag in Fässern herbeigeführt, in das Schloß hinein, damit die Belagerten durch den bösen Gestank erkranken möchten; aber diese hatten viel ungelöschten Kalk und Hüttenrauch, womit sie das unreine Wesen bestreuten; doch sind von dem unleidlichen Gestank vielen die Zähne ausgefallen und andern lose geworden, bis sie zur Sommerszeit auf vierzehn Tage Waffenstillstand machten, und sich aus den Prager Apotheken Arzneien holten, ihre Zähne wieder fest zu machen.

Als der Waffenstillstand zu Ende gegangen war, schossen die Feinde wieder gewaltig nach dem Schlosse, und versuchten solches mit stürmender Hand einzunehmen; aber die Belagerten wehrten sich ritterlich, und als sie eines Tages einen Prager Bürger gefangen nahmen, hingen sie ihn oben aus dem Thurme, wohin am heftigsten geschossen wurde, an ein Seil, und gaben ihm einen Fuchsschwanz in die Hand, womit er die hinangeschleuderten Kugeln und Steine, gleichwie mit einem Fliegenwedel, abkehren solle. Dieses geschah entweder den Pragern zum Spott, oder damit sie sich seiner erbarmen und nicht so heftig dahin schießen sollten; aber der arme Mann blieb den ganzen Tag hängen, ohne daß seine Mitbürger seiner in Acht nahmen, und am Abend wurde er mehr durch der Belagerten als der Freunde Erbarmen wieder erlöst.

Nachher wurde ein zweiter Waffenstillstand geschlossen und die Prager luden einige der Belagerten zu sich herab auf einen Schmaus, wo sie selbe durch vier Tage nach einander (nämlich St. Wenzeslai, Michaelis, Hieronymi und Remigii Tag) gar herrlich bewirtheten; aber die Belagerten, welche schon großen Mangel litten, rühmten sich eines großen Ueberflusses an Brot, Fleisch, Vögeln, frischem Wildpret und Fischen, womit sie versicherten, noch drei Jahre auskommen zu können, welcher Rede viele der Belagerer Glauben schenkten und verdrießlich wurden gegen den Winter da zu verbleiben. Nach geendetem Schmause dankten die Gäste höflichst für die gute Bewirthung aber als sie in die Burg zurückgekehrt waren, entstand ein gewaltiger Zwiespalt im Lager, und die meisten wollten nicht länger eine Veste belagern, die mit allem Nothwendigen so reich ausgestattet sey; auch meinten sie, die Karlsteiner müßten geheime Ausgänge durch die Berge haben, um sich mit Lebensmitteln zu versehen; endlich wurde beschlossen, man wollte noch bis Martini ausharren; dann aber, wenn die Veste noch nicht über sey, die Belagerung ganz aufheben.

Die Belagerten erfuhren alles dieses, und hatten eine große Freude darüber, und machten am Tage Allerheiligen einen neuen Stillstand, daß weder hinein noch heraus geschossen würde; aber schon nach acht Tagen begehrten wieder einige aus Karlsstein ein Gespräch, und baten noch auf den folgenden Tag um einen abermaligen Stillstand, weil sie in der Burg eine stattliche Hochzeit begehen wollten, welches ihnen auch zugestanden wurde.

Als nun der zweite Tag herangekommen, ließen sie zum Tanze geigen, pfeifen und trommeten, obschon doch weder Braut noch Bräutigam, weder Brot noch Wein, weder Fleisch noch Fisch vorhanden war, und noch viel weniger getanzt wurde; aber als die Belagerer so große Lustbarkeit bemerkten, wurden sie sehr verdrossen und sprachen:

„Die Belagerten sind fröhlich und guter Dinge, essen, trinken und bankettiren, während wir hier Frost leiden, und daheim unser Gewerbe versäumen. Wer wollte noch ferner sich einbilden ihre Veste einzunehmen, da doch alle Mühe umsonst ist, und wir wohl sehen, daß sie im Schlosse an allem Ueberfluß haben."

Mittlerweile litten die im Schlosse große Noth, und hatten nichts mehr zu essen, als einen einzigen Bock, welcher im Schlosse herum lief; diesen stachen sie endlich ab, theilten ihn in vier Theile, und nachdem sie auf ein Viertel einige Rehhaare aus einem alten Sattel gestreut hatten, sandten sie selbes dem obersten Feldhauptmann der Prager, welcher ein Schneider, mit Namen Johann Hedwika, war, ins Lager, und der Bote, welcher das Bocksviertheil überbrachte, reichte es jenem mit folgenden Worten dar:

„Herr oberster Feldhauptmann dieses Kriegsvolkes! der Hauptmann der belagerten Ritterschaft auf dem Schlosse, läßt Euch auf's Freundlichste danken, daß Ihr ihm solchen Stillstand zur Ausrichtung unsrer ehrbaren Hochzeit bewilligt, und als tugendreiche Kriegsleute gehalten habt, wie sich auch der Bräutigam dafür schönstens bedanken läßt, und damit Ihr von seinen hochzeitlichen Freuden auch etwas genießen möget, so übersendet er Euch hiemit ein Rehviertheil, welches erst gestern gefället worden ist."

Der Hauptmann nahm das Geschenk, über welches er sich gar sehr verwunderte, mit Dank an, und die übrigen riefen einmüthig:

„Unsre Belagerung ist ganz und gar fruchtlos, weil sie uns nun bewiesen, daß sie sogar frisches Wildpret haben können, so sie nur nach selbem Belieben tragen. Es ist dieses ein sicheres Merkzeichen, daß sie aus dem Schlosse geheime Ausgänge haben müssen, und wir sie nimmermehr besiegen können."

Und sie wollten auf keine Weise länger vor der Burg bleiben, sondern fingen am Martini-Tage an, ihr Lager abzubrechen, worüber die Belagerten eine große Freude hatten, und ihren Bock gar hoch lobten, daß er ihnen so viele tausende von grausamen Feinden verjagt habe.

Sigismund Koribut, welchen damals die Städter zum böhmischen König erwählt hatten, war mit seinen Polen und Litthauern auch vor Karlstein angekommen, und hatte sich unter dem Weingarten bei der Kapelle des heiligen Pancratius gelagert; als er nun den Tag nach Martini sah, wie alle, sammt dem Geschütze, von dannen aufbrachen, fragte er seinen Vetter Wiasylko:

„Was sollen wir nun thun?"

Aber der Vetter entgegnete:

„Dieweil sich alle zum Abzug rüsten, so schickt es sich wohl nicht anders, als daß wir ein Gleiches thun. Gar gerne hätte ich zwar den Karlstein von Innen gesehen, dieweil es

aber nicht seyn soll, so will ich mir selben wenigstens noch einmal von Außen betrachten."

Mit diesen Worten ging der Prinz über den Kirchhof und näherte sich dem Schlosse von der Waldseite; aber wie er so hinauf schaute, schoß einer von den Belagerten oberhalb des Brunnens aus kleinem Geschütz herunter und traf Wiaslko in den Kopf, daß er alsobald todt niederfiel und nach Prag gebracht wurde, wo man ihn im Kloster zu St. Thomas begrub und ihm einen marmornen Leichenstein setzte.

Also wurden die Belagerten durch den Abzug ihrer ungebetenen Gäste höchlich erfreut und diese grausame und hartnäckige Belagerung zu Ende gebracht.

---

6.

## Johann Zizka vor Raby.

(Zwischen den Städtchen Schüttenhofen und Horazdiowitz liegt am Flusse Wottawa, auf einem ziemlich hohen Berge, die öde Bergveste Raby, das Stammschloß der Herren Swihowsky von Riesenberg, welches wahrscheinlich im dreizehnten Jahrhundert erbaut wurde, und über dessen ersten Gründer es gänzlich an gründlichen Nachrichten fehlt; doch ertheilte der Hussitenkrieg dieser Veste eine große Wichtigkeit in der Geschichte Böhmens.)

Zizka stand an der Spitze eines ansehnlichen Heeres gegen König Sigismund; er hatte mehrere feste Burgen erobert, Klöster und Kirchen verwüstet, das königliche Heer bei Sudomierzitz geschlagen, Austie zerstört, und dessen Gestein zum Bau seiner Veste Tabor verwendet; aber als er hörte, daß viele von der Gegenparthei, Geistliche und Weltliche, mit ihren Schätzen auf die Burg Raby geflüchtet seyen, so rückte er mit Heeresmacht vor dieselbe, und da es den Belagerten an Lebensmitteln gebrach, sie auch noch auf einige Schonung von dem grausamen Hussitenanführer rechneten, so ward ihm die Veste übergeben; aber sie sahen sich in ihrer Hoffnung getäuscht, denn Zizka schleppte die Eigenthümer der Burg, Johann und Wilim von Riesenberg mit sich fort, ließ den größten Theil der Besatzung niederhauen und sieben Priester im Angesichte des Schlosses verbrennen; ja sogar kostbare Geräthe wurden den Flammen übergeben, dann zogen die Taboriten von dannen und schleppten Rosse und Waffen mit sich fort.

Kaum hatte Zizka die Gegend verlassen, so nahmen die Königlichen das Bergschloß wieder in Besitz, und Wilim von Riesenberg, der sich der Haft der Hussiten schnell wieder entledigt hatte, sammelte einen Heerhaufen seiner Anhänger, setzte die Veste wieder in Vertheidigungszustand und versah sie sorgfältig mit Lebens- und Kriegsvorräthen.

Zizka hatte mittlerweile Prag vor dem Angriffe des Königs beschützt, Udalrich von Rosenberg von der Gegenparthei losgerissen und viele Gegenden des Pilsner Kreises mit Feuer und Schwert heimgesucht, als er zum zweitenmale vor Raby erschien; doch fand er nun eine standhaftere Gegenwehr — ein Sturm der Hussiten wurde tapfer abgeschlagen, und als der Feldherr, um einen günstigen Platz zum zweiten Angriff auszuwählen, mit geringer Begleitung den Berg umritt und sich der Burg etwas näherte, schoß ein Ritter aus der Veste, mit Namen Koczowsky, einen Pfeil auf ihn ab, und traf ihn oberhalb seines einzigen Auges. Zizka wurde ins Lager und dann nach Prag gebracht, um sich heilen zu lassen, während man die Belagerung aufschob, aber alle Mühe der Wundärzte war fruchtlos und Zizka verlor auch das eine Auge, doch blieb er, selbst blind, ein furchtbarer Feldherr und verbreitete auch nach diesem Vorfalle noch drei Jahre den Schreck unter seine Gegner.

Auf dem Schloß Raby wurde diese Begebenheit oberhalb des Schloßthores in Farben abgebildet, und Balbin hat dieses Gemälde noch gesehen: Zizka war darauf in voller Rüstung und mit einer Keule bewaffnet, abgebildet, und saß zu Pferde vor dem Thurm, hinter ihm einige geharnischte Männer. Oben von dem Walle der Burg sandte Koczowsky einen Pfeil nach dem Antlitz des Hussiten, dessen Visir geöffnet war, und unter dem Bilde standen folgende Worte in böhmischer Sprache:

Koczowsky.

„Bist du es, Bruder Zizka?"

Zizka.

„Ich bin's."

Koczowsky.

„So bedecke deine Blöße."

Der damalige Besitzer von Raby, Wilim von Riesenberg war einer der tapfersten Ritter von der Parthei König Siegmunds, und auch seine Gemahlin, Plichta von Zierotin, soll oft voll Muth an seiner Seite gekämpft haben; sein ältester Sohn, Puta, Obristlandrichter im Königreich Böhmen, und ein Freund des berühmten Bohuslaw von Lobkowitz, stellte die Veste sorgfältig wieder her, doch meldet uns kein böhmischer Historiker, zu welcher Zeit selbe — welche jetzt ganz in Trümmern liegt — zerstört worden ist.

---

7.

## Der Beschließerin Erzählung vom Langmantel.

Ohngefähr eine Stunde von Innspruck liegt ein Schloß, welches von seiner Lage an einem großen Weiher auch Weiherburg genannt wird; in diesem weilte vor alten Zeiten ein Hausgeist, der wohl nicht viel weniger bekannt und berühmt war, als die weiße Frau von Neuhaus in Böhmen, da er mit derselben Sorgfalt und Beflissenheit sich des Schlosses annahm, und ob der Schicksale seiner Bewohner wachte.

Der gute Geist trug einen langen, schwarzen Mantel, der ihm hinten nachschleppte (wovon er den Namen Langmantel erhielt), um den Hals trug er eine altväterische Krause, einen hohen, spitzigen Hut auf dem Haupte, und ein langer weißer Bart hing ihm über die Brust herunter; aber wie er gleichsam die Bewachung des ganzen Schlosses allein auf sich genommen, so duldete er weder in den Gärten und Forsten noch in den Ställen einen Wächter, noch weniger Hunde, welche er oft so erbärmlich zerpeitschte, daß man sie des folgenden Tages halb todt wieder fand, und so lange der Geist das Schloß bewachte, wurde niemals etwas von einem Diebstahl oder der geringsten Entfremdung gehört. Ueberdieß erzählte eine bejahrte Beschließerinn von dem Hausgeist Folgendes:

„Der Langmantel ist ein recht gutmüthiges Wesen, und mit seit dreißig Jahren in aller Arbeit zur Hand gegangen, so, daß ich endlich ganz vertraut mit ihm geworden, und es mir gar nicht mehr vorgekommen, als ob ich mit einem Geist umginge; wenn er mir dann irgend einen Schabernack machte, so warf ich, was mir eben in die Hand kam, oder schlug nach ihm; aber da flog alles in die Luft, und er blies mir im Verschwinden so heftig ins Antlitz, daß ich mich wieder gar wohl erinnerte, mit wem ich es zu thun habe; auch wurde er bald wieder gut, und war mir in allen Dingen behülflich; wenn ich ihn finden wollte, so durfte ich meistens nur in den Saal gehen, wo Kaiser Maximilian einst den Abgesandten der Venetianer Audienz ertheilt hat, da sitzt er auf dem hölzernen Throne, als wollte er das Regiment über das Schloß führen; oft aber, wenn er nicht da war, konnte ich sicher darauf rechnen, ihn in der Küche, im Keller, oder sonst an einem Orte zu finden, wo die Menschen zu arbeiten pflegen, denen er sehr gewogen zu seyn scheint, obschon er sich ihnen nicht immer zeigt. Vor allen aber hat Langmantel die Kinder lieb, und mischt sich gar zu gern in ihre unschuldigen Spiele. Eines Tages, als einige benachbarte Junkers und Fräuleins bei der lieben Jugend unsers gnädigen Herrn zu Gaste waren, ich aber auf Befehl der Herrschaft ins benachbarte Dorf gehen mußte, um einige Geschäfte auszurichten, so führte ich all die adeligen Kindleins und meine eigenen ins große Tafelzimmer, trug ihnen allerhand Spielzeug, wohlschmeckendes Backwerk und süße Früchte zu, damit sie sich in meiner Abwesenheit die Zeit vertreiben könnten, dann schloß ich die Thüre ab und ging mit meiner Muhme ruhig fort; als ich aber nach geraumer Zeit wieder heim kam und die Thüre öffnete, fand ich die Kinder gar frohmüthig spielend, und zu meiner großen Verwunderung den Langmantel mitten unter ihnen. Meine Muhme, welche den gespenstlichen Hausfreund noch niemals gesehen hatte, erschrack über diesen Anblick so heftig, daß sie in Ohnmacht fiel, und ich wahrhaftig nicht wußte, ob ich ihr zuerst beistehen, oder den Hausgeist fortjagen sollte; ich drohte ihm mit der Faust, er aber machte Miene, als wollte er mir eine Ohrfeige geben, und spielte immer fort mit den Kindern, bis ich endlich in die Nebenstube ging und die Kinder hinaus rief, welche mir alle folgten, ohne etwas von ihrem verwunderlichen Spielgenossen vermerkt zu haben. Langmantel verschwand zornig, und während ich meiner Muhme in ihrer Entkräftung beistand, hörte ich draußen ein Getöse, als ob all mein Küchengeschirr in tausend Stücken ginge; aber wie ich sodann in die Küche kam, fand ich zwar alle meine Töpfe durcheinander auf der Erde, doch ohne Schaden, und Langmantel lachte mich, aus der Esse herab, brav aus, wie ich das zerbrechliche Wesen zusammen las."

---

8.

## Der Ritter und sein Hund.

Vor alter Zeit hatte ein sehr tapfrer Ritter aus edlem Geschlechte im heiligen römischen Reiche einen gar geliebten, kleinen Sohn, der ungefähr ein halbes Jahr alt war, und damit es ihm an Pflege und Sorgfalt nicht fehlen möge, hielt er drei Ammen für das kleine Kind.

Eines Tages hatte der Ritter ein glanzvolles Stechen veranstaltet, welchem auch seine Gemahlinn mit ihrem ganzen Hofgesinde beiwohnte, so daß das Kind mit den drei Ammen allein im Saale blieb; als aber der Schall der Trommeten verkündete, daß die Herrschaften auf die Stechbahn zögen, da liefen die Ammen auch fort und ließen das Kindlein ganz allein in seiner Wiege; es blieb niemand in dem Saale, als ein Falke und ein getreuer Hund, den der Ritter gar lieb hatte und sich oft mit ihm die Zeit vertrieb; (der Hund hatte diese Weise, wenn sein Herr gegen einen andern Ritter ritt oder turnirte, vor ihm aufzuspringen, oder wenn ihm dieses nicht gelang, so fiel er den fremden Pferden in den Schwanz, um jenem den Sieg zu erleichtern.) Dießmal lag er im Saal und schlummerte, als eine große Schlange, die in einem Loche verborgen gelegen, hervorkroch, um das Kindlein in der Wiege zu tödten — das sah der Falke und konnte in der Angst nur seine Stange erschüttern, daß die Schellen ertönten und den Hund aus seiner Ruhe erweckten, der schnell auf die Schlange zulief und sie angriff, als sie eben die Wiege erreicht hatte — die Schlange blies ihn an — er ergriff sie in der Mitte des Leibes mit seinen scharfen Zähnen, und es begann ein fürchterlicher Kampf, denn die Schlange wehrte sich nach ihrer Art mit Stich, Biß und Gift, so daß sie dem Hund viele Wunden beibrachte, der in dem Streit die Wiege mit sammt dem Kinde umwarf, doch blieb jene auf den vier Knöpfen liegen, und es geschah dem Kinde nichts zu leide; aber dem treuen Hunde gelang es endlich, die Schlange in Stücke zu zerbeißen, worauf er sich, von großem Blutverlust ganz ermattet, neben die Wiege hinlegte, um auszuruhen.

Um diese Zeit hatte auch das Stechen ein Ende; aber wie die Ammen wieder in den Saal kamen; die Wiege umgestürzt und alles voll Blut sahen, da erhoben sie eine große Wehklage und meinten nicht anders; als der Hund habe das Kindlein zu todt gebissen; — in großem Leid rangen sie die Hände, doch fiel es keiner ein, die Wiege aufzuheben, sondern sie liefen der Burgfrau entgegen und sagten ihr, wie das zarte Söhnlein von dem Hunde todtgebissen sey. Als der Ritter von der Stechbahn in seine Gemächer kam, fand er lauter Weinen und Schreien, und die Frau entgegnete auf seine Frage:

„Weh uns, mein Gemahl! denn unser Kindlein ist hin, und dein Hund hat es todt gebissen."

Erschrocken und erzürnt eilte der Ritter in den Saal, und, wie er die Wiege umgestürzt und den Saal voll Blutflecken sah, da zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit dessen, was man ihm erzählt, und als sein getreuer Hund, ihn erblickend, so schwach er auch war, sich erhob und mit wedelndem Schweif auf ihn zukam, da war er auch ganz blutig, und der Ritter zog sein Schwert und hieb das arme Thier mitten von einander — dann ging er erst den Saal entlang und hob die Wiege auf — aber darin fand er sein Kind ganz unversehrt, das ihn mit Lächeln ansah, und neben der Wiege erblickte er die zerbissene, ungeheure Schlange; da konnte er leicht errathen, daß sie der Hund erwürgt, und dadurch das Leben seines jungen Sohnes errettet habe; gar sehr bereute er, so große Treue mit dem Tode belohnt zu haben, und zerbrach sein Schwert in drei Stücke, feierlich gelobend, kein Ritterspiel mehr zu treiben und aller Kurzweil zu entsagen.

Der Ritter war dann stets ein sorgsamer Vater und Burgherr, und erlebte große Freude an dem so wunderbar geretteten Sohne.

---

9.

## Das Haupt im Blumentopf.

Ein reicher Kaufmann in Messina hatte drei Söhne und eine Tochter, welche letztere Lisbetta hieß, und so schön und lieblich war, daß viele reiche und angesehene Jünglinge um ihre Hand warben, ohne daß jemals sich ihr Herz für einen entschieden hätte.

Als nun der alte Kaufmann starb, beschlossen die Söhne, sie wollten ferner beisammen bleiben und die Handlung fortführen, auf gleichen Gewinn und Verlust; auch ging ihr Handel gar wohl von Statten, und sie gewannen große Summen, wozu vorzüglich ein getreuer Handlungsdiener viel beitrug; dieser hieß Lorenz und war ein Teutscher, so hold an Gestalt, als reich an Geschick zu allen Geschäften und ehrbar an Wandel; der aber fühlte sein Herz verwundet von dem Liebreiz der schönen Lisbetta, daß er seine Gedanken gar nicht mehr von ihr ablenken konnte. Der Jungfrau ging es nicht besser, und nachdem sie sich einige Zeit in heimlichem Sehnen schier verzehrt, bekannten sie sich wechselsweise ihre Liebe und waren so glücklich in ihrem Besitze, daß sie der Zukunft gar nicht gedachten; aber wie das Sprichwort sagt, daß die Liebe sich nicht verbergen lasse, so währte ihr Verständniß kaum ein Vierteljahr, als Lisbetta's Brüder es inne wurden, und der eine sprach:

„Meine Brüder! mir kommt vor, daß es in unserm Hause nicht steht, wie es soll, denn ich habe allerhand Blicke zwischen Lisbetta und unserm Knecht gesehen, die mich das Schlimmste befürchten lassen; drum, so es euch gefällt, will ich mich heute Nacht unter ihr Bett verstecken, und wenn es wahr ist, daß der Knecht heimlich zu ihr schleicht, so soll er seinen Lohn dafür erhalten."

Der Rath gefiel den beiden Brüdern sehr wohl, und Abends kroch der Aelteste unter das Bett — dann kam Lisbetta in ihr Gemach, legte sich aber nicht nieder, sondern stand am Fenster und sah so lange in den nächtlichen Sternentanz, bis Lorenz zu ihr schlich, und sie unter süßem Geschwätz die Nacht hinbrachten. Am Morgen, wie der Jüngling fortgegangen war, legte sich Lisbetta nieder, und war kaum eingeschlummert, als der älteste Bruder unter dem Bette hervorkroch, den beiden andern Nachricht zu geben, und rief:

„Greift zu den Waffen, meine Brüder! denn der niedrige Knecht wagt es, seine Augen zu der Schwester seiner Herren zu erheben, und hat die ganze Nacht in ihrer Kammer zugebracht, drum muß er das Leben verlieren — wir wollen diesen Morgen einen Spaziergang in den Wald machen und den Lorenz mitnehmen, daß wir unsre Hausehre an dem teutschen Verräther rächen."

Nach dem Frühstück aber sprachen sie:

„Wir drei wollen heut in den Wald spazieren gehen, und Lorenz soll uns begleiten; aber du, Lisbetta! bleibst daheim, das Haus zu bewahren."

Dann gingen sie alle drei fort, und Lorenz folgte seinen Herren, wie ihm geheißen worden; aber er sah sich vielmal nach seiner geliebten Lisbetta um, die er nimmer wieder sehen sollte.

Als alle vier in den tiefen Wald gekommen waren, da begann der älteste Bruder:

„Lorenz, du ungetreuer Knecht! du hast unsre Schwester, deine Herrin, zur Liebe verführt, darum mußt du sogleich sterben."

Da fiel Lorenz auf die Knie und bat, sie möchten ihm sein Leben lassen; aber der eine durchstieß ihn sogleich mit seinem Schwerte, und die beiden andern versetzten ihm viele tiefe Wunden, so daß er seine Seele Gott befahl und verschied. Dann machten die drei Mörder ein tiefes Grab, gruben den zerhauten Leib ein, und kehrten heim, wo Lisbetta schon vor dem Hause stand, und fragte, wo Lorenz geblieben sey?

Da erwiederte ein Bruder:

„Nach dem sollst du nimmer fragen, denn er hat uns viel Gut geraubt, und ist heimlich damit fortgezogen."

Aber Lisbetta entgegnete:

„Ich hoffe, das ist nicht wahr."

Da wurden die Brüder zornig und verboten ihr bei schwerer Strafe, den Lorenz jemals wieder zu nennen; aber Lisbetten wurde es gar schwer ums Herz, sie ging in ihre Kammer, wo sie sehr weinte, und mit erstickter Stimme ausrief:

„O mein geliebter Lorenz! wo weilest du fern von mir?"

Solche Klagen führte die Jungfrau schier einen Monat, und als sie inmitten einer Nacht unter bittern Thränen entschlummert war, da erschien ihr im Traumgesicht der blutige Lorenz und sprach seufzend zu ihr:

„Wehe uns, Lisbetta, dreimal Weh; du wirst mich nimmer sehen, und darfst nicht nach mir fragen, denn deine Brüder haben mich meuchelmörderisch getödtet, und heute ist es der dreißigste Tag, seit sie mich dort im Walde unter eine Linde vergraben haben, deren Stamm mit meinem Blute bespritzt ist. Drum rufe mich nicht, denn ich kann nicht mehr zu dir kommen, und du mehrest dadurch nur meine Leiden. Behüte dich Gott, Lisbetta! ich muß von hinnen."

Mit diesen Worten verschwand der Geist und Lisbetta erwachte alsbald; aber als sie ihr Lager verließ, war sie sehr matt, und bat ihre Brüder gar freundlich, sie sollten sie in einen Garten spazieren gehen lassen, dann nahm sie ihre treue Magd mit sich, die um alle ihre Heimlichkeiten wußte, und ging eilig mit ihr in den Wald, wo sie nach langem Suchen eine große Linde fanden, die ihre Aeste weit herum ausbreitete und unten am Stamm mit Blut befleckt war — das sah

Lisbetta, und sank ohnmächtig nieder; aber als sie die Magd gelabt und wieder zu sich gebracht hatte, da sahen sie einen Hügel von neu aufgeworfener Erde, den gruben sie auf und fanden den blutigen Leichnam des armen Lorenz; Lisbetta küßte seine tiefen Wunden, und hätte gern den ganzen Leichnam mit sich heim genommen; weil dieß aber nicht anging, so löste sie das Haupt vom Rumpfe, und trug dieses, in ein grünseidenes Tuch verwahrt, mit sich fort, und, ihres großen Herzeleids gedenkend, zerraufte sie ihr Haar, rang die Hände und rief:

„O du grimmiger Tod! der du mir die Wonne meines Lebens geraubt hast — komm und mache auch mir ein schnelles Ende!"

Die beiden Jungfrauen gruben den Leichnam wieder ein, und als Lisbetta heim gekommen war, schloß sie die Thüre ihrer Kammer ab, und zog das Todtenhaupt hervor, küßte solches vielmal und ließ ihren Klagen freien Lauf — dann balsamirte sie das Haupt mit kostbaren Ingredienzen ein, schlug es wieder in das grüne Tuch und legte es in einen großen Blumentopf, that frische Erde darauf und pflanzte in selbe ein Rosmarinreis, aus welchem ihr einst nach ihrem Tode die Brautkrone gewunden werden sollte. So oft die Jungfrau am Morgen ihr Lager verließ, ging sie zu ihrem Blumentopf, begoß ihn mit ihren Thränen und köstlichem Rosenwasser, daß der Rosmarinstock gar lustig grünte und gedieh, und Lisbetta gewann den Blumentopf so lieb, daß sie endlich den ganzen Tag bei ihm verweilte.

Als solches die grausamen Brüder bemerkten, wurden sie neugierig, was wohl in diesem Blumentopf seyn müsse; sie entwendeten ihr selben in der Nacht, und wie Lisbetta aufstand und ihn nicht mehr sah, rief sie:

„O Weh! nun muß ich sterben, denn ich habe meinen Rosmarinstock verloren!"

Lisbetta fiel zu Boden und wurde sehr krank, während die Brüder den Blumentopf durchsuchten, ob sie etwa einen Schatz darin verborgen habe; aber als sie den Topf umkehrten und den Rosmarin und die Erde herausgeworfen hatten, fanden sie das Haupt und erschracken gar sehr, weil sie sogleich die Züge des ermordeten Lorenz erkannten; sie verbargen das Haupt, nahmen ihre Baarschaft zusammen und flohen, aus Furcht vor der Strafe, ins Königreich Neapel hinüber; nach ihrer Abreise fand eine Frau den Blumentopf und brachte ihn der bekümmerten Lisbetta, welche alsogleich sich im Bette aufrichtete und solchen darreichen ließ; aber das Haupt war nicht mehr darin, und wie sie dieses sah, fiel sie ins Bette zurück, und gab die Seele auf.

Da erzählte die treue Magd die ganze Geschichte, wie Lorenz im Walde ermordet läge, worauf man seinen Leib von dort abholte, und, nachdem man auch das Haupt gefunden, beide Leichname in ein Grab legte, wo sie nun wenigstens im Tode ungetrennt blieben

## 10.

## Der Tugend Sieg und Leid.

Hieronymus, ein Bürgerssohn zu Florenz, entbrannte einst in heftige Liebe für die holde Sylvia, die eines Schneiders Tochter in seiner Vaterstadt, aber so schön und züchtig war, wie keine Jungfrau in der Stadt.

Sylvia erwiederte die Zuneigung des Jünglings, wie es einer ehrbaren Jungfrau geziemt, und so erfreuten sie sich einer wahren und tugendhaften Liebe, bis endlich die Mutter des Hieronymus dahinter kam, und weil sie besorgte, er möchte sein Liebchen zum Weibe nehmen, sandte sie ihn alsbald nach Paris, hoffend, er werde dort seine Liebe vergessen; aber diese wuchs von Tage zu Tage und er konnte keine andere Freude finden, als wenn er zärtliche Lieder an seine Geliebte dichtete. So vergingen zwei Jahre, und als Hieronymus wieder heim kam und hörte, daß seine Sylvia verheirathet sey, da ging er unmuthig vor ihrem Hause spazieren und verabsäumte weder bei Nacht noch bei Tage, ihr Zeichen seiner noch immer glühenden Liebe zu geben; aber Sylvia benahm sich, wie es einer tugendhaften Ehefrau zusteht, that nicht dergleichen, als ob sie ihn bemerke, und wandte jederzeit ihr Antlitz von ihm ab.

Hieronymus grämte sich sehr ob dieser großen Strenge, und beschloß zu sterben, so es ihm nicht gelänge, ihr Herz wieder zu gewinnen; so stieg er eines Abends, als Sylvia und ihr Mann auswärts geladen waren, in ihr Haus und Schlafkämmerlein; darin versteckte er sich, und wie der Mann fest eingeschlafen war, erweckte er die Geliebte und sprach zu ihr mit leiser Stimme:

„Erschrick nicht, Herzliebchen! ich bin Hieronymus, dein Getreuer."

Die Frau trieb ihn ernstlich von sich, und entgegnete:

„Geh eilend von dannen, denn ich bin eines Andern Herzliebste und so du mich nicht augenblicklich verlässest, werde ich meinen Mann wecken."

So schön und rührend der verliebte Hieronymus flehte, war doch all sein Bitten an der tugendhaften Frau verloren, und er schloß mit den Worten:

„Ich bin ganz von Frost erstarrt, vergönne mir daher nur, daß ich mich eine Viertelstunde hier erwärme, dann will ich dir nimmer zur Last fallen."

Zum Theil aus Mitleid, noch mehr aber, daß er sein Wort halten möge, vergönnte Sylvia ihrem unglücklichen Liebhaber, daß er an ihrer Seite am Bette sich erwärmen möge; aber sein Herz war so betrübt, daß, an der Seite der keuschen Frau liegend, der Gedanke, wie er nun gar keine Hoffnung mehr habe, ihm selbes brach und er plötzlich verschied. Sylvia meinte, er sey eingeschlafen; aber als sie sich bemühte, ihn zu erwecken, lag er eiskalt und todt ausgestreckt — da erweckte sie ihren Mann und sprach zu ihm:

„Mein Mann! was würdest du wohl thun, wenn einer zu mir herein stiege und wider meinen Willen bei mir schlafen wollte, und nachdem ich ihm mit strafenden Worten sein Begehren abgeschlagen, fiele er um, und stürbe daran?"

Da entgegnete der Mann:

„Je nun, ich würde ihn auf die Gasse tragen."

Und die Frau fuhr fort:

„Mein Mann! Alles, was ich dir erzählt habe, ist in der That geschehen. Hieronymus, unsrer Nachbarin Sohn, der mich schon vor Jahren lieb gehabt hat, liegt hier und ist todt. Gott sey der armen Seele gnädig!"

Da stand der Ehemann von seinem Lager auf, trug den todten Jüngling hinaus und legte ihn vor seiner Mutter Hausthüre. Wie man den Leichnam dort fand, entstand große Trauer; aber als die Leiche in die Kirche getragen wurde, da öffnete sich Sylviens Herz der alten Liebe wieder, so es in früher Jugend erfüllt; sie bereute, daß ihre Härte ihm sein junges Leben geraubt, drang zur Todtenbahre hin und neigte sich über sein Antlitz — und wie sie also über ihn gebückt stand, ward sie vom großen Herzleid besiegt und sank getödtet auf den Geliebten nieder.

## 11.

## König Frote in Dänemark.

Als in der Zeit, da der Heiland geboren wurde, König Frote, der Dritte dieses Namens, in Dänemark das Regiment führte, da war dieses Land in tiefem Frieden, und der König benutzte solche Zeit, um Recht und Ordnung im Reiche herzustellen; vor allen Verbrechen war er aber dem Diebstahl abhold, drum ließ er an einer Stange ein Stück Geld aufhängen, und drunter stand geschrieben, derjenige, der es nehme, solle mit dem Tode bestraft werden.

Nun lebte allda ein altes Weib, welches sich auf Zauberkünste verstand; sie sandte ihren Sohn ab, er solle des Königs Gold von der Stange holen, sie wolle dann durch ihre schwarze Kunst ihm schon die Strafe ersparen; als jedoch der Sohn das Gold gestohlen hatte, wurde es gleich am frühen Morgen lautbar, und man fing Mutter und Sohn, um sie an den Galgen zu hängen. — Aber siehe! auf dem Wege zum Richtplatz verwandelte sich die Alte in einen Stier und die Gestalt des Jünglings veränderte sich in ein Kalb. Das Volk staunte über ein so großes Wunder, und der König stieg vom Rosse, um das Ding in der Nähe zu betrachten; doch kaum hatte ihn der Stier absteigen sehen, so lief er mit tückischem Gesichte auf ihn zu, und stieß sein Horn in des Königs rechte Seite, worauf Stier und Kalb den Augen des Volkes verschwunden waren, welches herbei eilte, seinem verwundeten Herrn zu helfen, der sogleich in seinen Pallast getragen wurde, wo er am dritten Tage, viel bedauert, dahin starb; das böse Weib aber ward nimmer in Dänemark gesehen.

## 12.

## Die beiden Freunde.

Auf der Insel Samos in Griechenland, welche der Juno geheiligt war, lebten einst zwei Jünglinge, Klinias und Agathokles, die einander innig liebten; aber Jener, welcher von seinem Vater ein großes Erbgut bekommen hatte, war leichtsinnig, stets von Schmarotzern und Betrügern umgeben, verschwendete er große Summen auf unnütze Weise, und als ihn Agathokles darüber zur Rede stellte und zu einem ordent-

lichen Leben ermahnte, nahm er dieß gewaltig übel und brach seinen ganzen Umgang mit dem treuen Freunde ab.

Nachdem entbrannte Klinias in Liebe für ein reizendes Weib, deren Gemüthsart aber gar nicht ihrem schönen Leibe entsprach; sie stellte sich ihm gewogen und in voller Liebe, bis sie nach und nach durch allerlei List und Kunstgriffe ihm all sein Gut abgelockt und völlig arm gemacht hatte; dann gedachte sie seiner los zu werden und sagte zu ihm: ihr Mann habe seine Liebe erfahren und wolle ihn ohne Barmherzigkeit tödten; es wäre also nur ein Beweis ihrer großen Liebe, daß sie ihn nie mehr in ihrem Hause aufnehmen werde.

Auch die Schmarotzer verließen den Jüngling, als er kein Geld mehr hatte, und in großer Noth wandte er sich wieder an den verschmäheten Agathokles, der ihn mit Freuden empfing, all seine Habe verkaufte und ihm die Hälfte davon gab; doch wie die Schmarotzer und die Buhlerinn erfuhren, daß Klinias wieder Geld habe, suchten sie ihn abermals auf; jene kamen bei ihm zu Gaste, und diese bestellte ihn Abends zu sich; aber sie hatte listiger Weise ihren Mann in den Hinterhalt gestellt, um den Klinias zu überfallen und ihm eine große Summe Geldes abzupressen. Alles geschah, wie das tückische Weib es angelegt, und der Mann fand den Jüngling in seines Weibes Armen; aber Klinias erkannte sogleich die böse Arglist, und erschlug Mann und Weib, worauf er zu Agathokles entfloh — doch er wurde auch dort gefunden und vor den Statthalter geschleppt, der ihn auf vieles Bitten seiner Verwandten und des treuen Freundes, statt zum Tode, nur zur Verbannung auf ein fernes Eiland verurtheilte. Agathokles folgte seinem Freunde auch ins Elend, um alle Noth mit ihm zu theilen; er ernährte ihn und sich mit der Arbeit seiner Hände, und als jener von einem bösen Fieber niedergeworfen wurde, pflegte er sein mit aller Liebe und Geduld, bis Klinias starb, worauf er ihn gar ehrbar begrub, und (seinen Freund auch im Tode nicht zu verlassen) sein ganzes Leben auf demselben Eiland zubrachte.

---

### 13.

### St. Petrus auf Urlaub.

Eines Tages trat Petrus zu dem Herrn, und bat ihn um einen freundlichen Urlaub, daß er auf die Erde herabfahren dürfe, sich mit seinen Freunden zu letzen, weil es eben Fastnacht sey, und der Herr sprach:

„Acht Tage geb' ich dir Frist — da erfreue dich, wie man auf Erden pflegt, und komme zu rechter Zeit wieder."

Also schwang sich Petrus hernieder und kam zu seinen Freunden, die ihn gar liebvoll empfingen, und sogleich einer zum andern führte, so daß er beim süßen Wein des Himmels schier vergaß und nicht eher wieder an selben gedachte, bis ein Monat vergangen war und ihm eines Tages der Kopf weh that von der Völlerei. Da fuhr Petrus gen Himmel, und der Herr fragte freundlich: warum er so spät wieder komme?

Aber Petrus entgegnete:

„O Herr! wir waren unten guten Muthes, denn der Most war wohlfeil und schmeckte herrlich, Alles war wohl gerathen, so daß wir vor Freude tanzten, sangen und sprangen; ja, es ging unten so fröhlich zu, daß ich schier des Wiederkommens vergessen hätte."

Da sprach der Herr:

„Sag an, o Petrus! waren mir die Menschen auch dankbar in ihrem Wohlleben, weil ich ihnen aus milder Hand den Most und alle andre Gaben mittheilte?"

Petrus schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Wahrlich, Herr! im ganzen Land gedachte deiner Niemand, ein altes Weib ausgenommen, welcher Haus und Hof abgebrannt war, und die schrie so gewaltig zu dir, daß sie Alle auslachten."

Da sandte der Herr den Petrus an die Himmelsthüre, daß er, nach wie vor, fleißig seines Amtes warte, und im folgenden Jahre gab er ihm abermals Urlaub, so er wollte zu seinen Freunden auf die Erde niederfahren, und gestattete ihm einen ganzen Monat dort zu verbleiben. Petrus war herzensfroh, und wie er vom Himmel herabfuhr, nahm er sich vor, ein paar Monate mit seinen Freunden in Lust und Jubel zu leben; aber wie er die Erde erreicht, fand er die Sachen sehr verändert, und war schon am dritten Tage mit einem gar sauern Gesicht wieder in dem Himmel, wo ihn der Herr fragte:

„Petrus! wie geschieht es, daß du dießmal so schnell heim kommst!"

Und Petrus entgegnete:

„O Herr! seit ich nicht auf Erden war, hat sich Alles verkehrt; es ist nicht mehr so lustig als im vorigen Jahre, denn Wein und Getreide sind verdorben; das Volk stirbt schier Hungers und dabei herrscht überall Pest, Krieg, Gefängniß, Raub, Mord und Brand — deshalb lebt man nicht mehr im Jubel, sondern Jeder bleibt traurig zu Hause, sich mit Seufzen und Weinen die Zeit zu vertreiben. Da mochte ich nicht länger unten bleiben, weil es gar so langweilig zugeht."

Und der Herr fragte weiter:

„Sage, Petrus! weil das Volk so schweres Leiden erduldet, fragt denn noch Niemand nach mir?"

Aber Petrus erwiederte:

„Lieber Herr! zu dir seufzet und schreit Alles — Jung und Alt wirft sich im Gebet vor dir nieder und fleht, daß du ihnen die Sünden verzeihest und sie wieder deiner Gnade theilhaftig machest; und da sie so herzlich zu dir flehen, so wollte ich doch selbst bitten, du mögest ihnen wieder dein Antlitz zuwenden, daß ihr großes Leid einen Ausgang finde."

Jetzt sprach der Herr:

„Siehest du, Petrus! wenn ich meine milde Hand aufthue und diesem Volke Ruhe und eine friedliche Zeit verschaffe, ihnen Gesundheit und fruchtbare Jahre schenke, daß Wein und Getreide im Ueberfluß und alle Dinge wohlfeil sind, da werden die Menschen nur frech und wollüstig, und vergessen mein, von dem doch all diese Wohlthat kommt; sie ergeben sich allen Sünden und Lastern, sind immer auf der Seite des Teufels gegen mich gewaffnet, und verbringen ein so ruchloses Leben, daß meine Spenden ihnen mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereichen und sie der ewigen Verdammniß entgegen führen. Darum muß ich wohl meine milden Gaben zurücknehmen, und ihren bösen Sinn, der durch meine Wohlthaten sich von mir wendet, mit Hunger, Schwert und Sterben bezähmen, und weil das Gute ihr Herz nicht zu mir zieht, muß ich sie auf solche Weise mahnen: daß sie ihre Sünden von sich werfen und mich erkennen als das wahrhafte, höchste Gut. Schau, Petrus! da wirst du bemerken, wie ein solches Kreuz eine wahre Arznei ist, den unsterblichen Geist zu stärken, damit die Menschen an Gottesfurcht zunehmen mögen.

---

## Johann Isaak Freiherr v. Gerning

ein Sohn des berühmten Naturforschers Johann Christian Gerning, ward am 14. November 1769 zu Frankfurt am Main geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog darauf die Universität Jena, um daselbst Geschichte und Staatswissenschaften zu studiren. Hierauf machte er größere Reisen, besuchte die Schweiz, Frankreich, England und Holland und ging dann auf besondere Einladung des Königs und der Königin nach Neapel, wo er im diplomatischen Fache angestellt wurde. Später begab er sich als neapolitanischer Gesandter zu dem Congreß von Rastadt und privatisirte dann eine Zeit lang in Weimar und Frankfurt. Im Jahre 1804 ernannte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg, 1809 aber der Großherzog von Hessen zum Geheimerath, auch erhob ihn der Letztere 1818 in den Freiherrnstand. 1816 war er Gesandter des Landgrafen am Bundestage und 1818 ging er in gleicher Eigenschaft nach London. Er starb am 21. Februar 1837 in Frankfurt am Main.

Er ließ erscheinen:

Der Friede Neapels. O. O. u. J. 4.
Kantate zur Vermählung des Kronprinzen beider Sicilien. Offenbach 1797. 4.
Skizzen von Frankfurt. Frankfurt 1800. 4.
Das 18. Jahrhundert. Säculargesang. Gotha 1801. 4.
Reise durch Oestreich und Italien. Frankfurt 1802. 3 Thle.
Die Heilquellen am Taunus. Lehrgedicht. Leipzig 1814.
Ovid's erotische Gedichte. Frankfurt 1815.

Die Rheingegenden. London 1821.
Die Lahn- und Maingegenden. Wiesbaden 1821.

Gedankenreichthum, Fülle der Anschauungen, Innigkeit und Würde und eine feine und edle Behandlungsweise sind von Gernings Schriften eigen; namentlich ist sein Lehrgedicht, die Heilquellen am Taunus, eine der besten Arbeiten, die wir in dieser Gattung besitzen und reiht sich seinem vortrefflichen Vorbilde, den Gesundbrunnen von Neubeck, unmittelbar an.

---

## Die Heilquellen am Taunus.*)

### Erster Gesang.

### Soden.

Taunus! dich fey're mein Lied, es fey're die heilenden Quellen,
Die mit verjüngender Kraft fließen aus deinem Geklüft.

Francofordia[1]) prangt in reicher Gestalt, ein Corinthus,
Wo den Süden vom Nord trennet das heimische Land.
Fernher raget ihr gothischer Thurm und schauet, ein Fremdling
Aus vergangener Zeit, nach den Gefährten sich um;
(Also steht vom geheiligten Hain die letzte der Eichen,
Traurend senkt sie das Haupt in der verwandelten Flur.)
Hier aus wimmelndem Thal am vieldurchruderten Moenus,[2])
Und das Ufer umweh'n Wimpel vom fernen Gestad!
Vier Wartthürme, geweiht dem alten Germanischen Grenzgott,
(Als dem freyen Gefild eigene Sitte noch galt,)
Blicken hervor aus Thälern und Höh'n voll südlicher Fülle,
Welschlands Platanus grünt hier mit der Pappel und Ulm'.
Auen voll Heerdegebrüll und dunkel umschattende Forste,
Schwellendes Gartengewächs, emsig in Beete gereiht;
Rebenhügel, verschönt durch Tempel und Haine Pomona's,
Gärten üppig erblüht, Dörfer mit städtlichem Reiz,
Kränzen die glückliche Stadt, wo Freyheit, Kunst und Gewerbfleiß,
Zeh'n Jahrhunderte lang schützte Germania's Bund.
Schöner umkränzen sie noch, anlockend die Taunischen Fernhöh'n,
Wo das Auge so gern weilt und das stille Gemüth.
Gleich dem Helikon und dem Parnaß, mit dem gedoppelten Gipfel,
Steigt das Brüdergebirg[3]) dort in der Mitte hinan.
Muse! nun schwebe dahin. Sind angeschirret die Rosse,
Dann ist ferne nicht mehr muthigen Lenkern das Ziel.
Welch entzückendes Bild gestaltete Mutter Natur hier,
Wie nacheifernde Kunst nimmer zu malen vermag,
Wo die rauschende Nidda sich schlingt um Dörfer und Auen,
Und wo Rodia's[4]) Flur Gärten und Tempel erblüh'n.
Schaue den Taunus dort, in mannigfaltiger Anmuth
Hingezaubert, wie sanft senkt er die Arme hinab,
Breitet sie traulich aus und umfängt die Wonnegefilde,
Daß auch die Sehnsucht hier schon zur Begeisterung wird!
Blaue Gebirgreih'n dehnen sich weit in heitrem Luftraum
Und verschwimmen so mild fern im ätherischen Duft.
Nicht ermüdet den Waller die sanft aufsteigende Fläche,
Groß ist der Umblick, schön pranget Germanien hier,
Auf dem erhabenen Feld Eschborns[5]), dem ragenden Kirchthurm
Sulzbachs[6]) freudig genaht und dem gereiheten Höchst;[7])
Welches umher hellfunkelnd erglänzt, wenn am scheidenden Tage,
Spiegelnde Fensterreih'n zittern in sonniger Glut.
Reizend erscheint das Gebirg im Abenddufte verschleyert,
Wie die Geliebte dem Freund leise, wenn Hesperus blinkt,
Hold liegt Soden versteckt, umkränzt von freundlichen Anhöh'n,
Wie das lächelnde Kind in der Gebärerin Arm.
Halb in Gebüsche verhüllt, mit Fensterumrankenden Reben,
Jegliche Hütt' umgrünt wirthlich ein schattender Baum.
Sieh' und die vielgestreiften, die sanft in einander geschlung'nen
Hügel, emsig gepflegt, laden zum Wonnegenuß.
Welch ein Amphitheater erschuf die milde Natur da!
Welch ein Zaubergefild öffnet dem Kommenden sich!
Wiesen und Wälder und Höh'n, und Thäler mit goldenen Saaten,
Fesseln den weilenden Gang und den gehobenen Blick;
Fern von Städtegeräusch hallt Rindergebrüll und Geblöcke
Friedlicher Schaafe, die Luft wirbelt vom Lerchengesang.
Zarte Gestalten ergötzen sich hier in dörflicher Anmuth,
Und beleben die Flur auch mit der Huldinnen Reiz.
Teppiche sind hier Au'n, und Spiegel die Teiche, der Eichwald
Prangt, ein Säulenpalast, den die Natur sich erbaut.
Barden sangen ihm einst vom Kampfe der Katten und Römer,
Nun ach! schweigen verhüllt Barden vom Kampfe der Zeit!

Seyd gegrüßt ihr Thäler und Höh'n, ihr labenden Quellen!
Haucht dem Bekümmerten Ruh' in das verwaiste Gemüth.
Milde Hygea![1]) sey nun hülfreich deinen Verlass'nen,
Wem du nicht huldvoll blickst, winken die Freuden umsonst.
Menschen-Erhalterin du! mit dir haucht Kraft und Empfindung
Jugend und Alter, mit dir blühet das Leben so schön.
Ohne dich ist der Jüngling ein Greis, und der König ein Bettler,
Ohne dich fühlt sich nie selig auf Erden der Mensch.

Horch! schon rauschen die Bäche, der heilige Born der Genesung
Lispelt dem Siechling: komm! dich zu verjüngen bey mir.
Lockend erscheint das gastliche Dorf, durchflochten mit Gärten,
Und das befreundete Volk grüßt die Besuchenden froh.
Frey auch wars, da Germania Tausende zählte der Lenker,
Edle Beherrscher verlieh'n ihm das geliebte Geschenk.
Also lohnten Germanische Kaiser ihre Getreuen,
Freyheit spendend und Recht, Liebe nur fordernd und Pflicht.
Gutes und Schönes erblühete dann der emsigen Pflege,
Oft auch theilte die Stadt treu mit dem Dorfe den Preiß.
Friedliche Schatten umsäuselten sanft den umwohneten Heilsquell,
Bis mit dem Schlangengelock sich die Erinnys[2]) erhob.
Da versiegte der Born, — da flohen die Nymphen, als dreyßig
Schreckliche Jahre nur Blut floß in den Bächen umher.

Schützerin du der Quellen und Höh'n, o Mutter-Najade!
Höre den Preißgesang an der verjüngenden Fluth.
O Taunide! sie rauschet umkränzt mit Blumen des Liedes,
Spende dem Sänger dafür späteres Alter zum Lohn!
Unsichtbare! du wohnst, dem menschlichen Auge verborgen,
Mit dem Geist der Natur innig in Liebe vereint.
Laß die schüchterne Muse dir nah'n im beseeleten Anschau'n,
Und entschley're dich ihr in der geweiheten Kluft.
Ja! nun strahlest du, mild umkränzt vom heilgen Epheu,
Herrlich mit Phöbus hellglänzenden Perlen geschmückt.
Rosen und Lilien blüh'n auf deinem erheiterten Antlitz,
Ewiger Jugendreiz fließet um deine Gestalt.
Emsig waltest du dort, umschwebet von strahlenden Geistern,
Tief in der Felsenwelt, welche der Taunus umschirmt.
Aber in heiliges Dunkel gehüllt, ist Göttin! dein Wirken,
Was du schaffest vermag nimmer der Blick zu erspäh'n.
Tief in der Nacht bereitest du dort wohlthätige Kräfte,
Leben, dem Menschen verwandt, senkst du in Pflanzen und Stein.
Und vom Aether umhaucht wird losgebunden der Heilstoff,
Mit der himmlischen Glut, welche das Leben erneut.

Mögen andere sich umlärmete Brunnen erkiesen,
An Sodenia's[3]) Quell schöpf' ich Genesung und Ruh.
Freundlichen Auen entsteigt ihr tausendjähriger Eichwald,

*) Aus: J. I. Freih. v. Gernings Gedichten.
[1]) Francofordia. Frankfurt.
[2]) Mönus, der Mayn.
[3]) Der Feldberg und der Altkönig.
[4]) Rodio, Rödelheim.
[5-7]) Namen der Orte.

[1]) Hygea, die Göttin der Gesundheit.
[2]) Erinnys, hier als Furie des Kriegs.
[3]) Sodenia, Soden.

Und der Castnenwald schlinget sich duftend umher.
Sieh das lachende Thal, umreihet von Bergen und Hügeln,
Doppelt mit Reizen geschmückt von der erhab'nen Natur.
Rauhem Winde verbeut sie streng den stürmenden Eingang,
Mild her wehet der Ost und der bezähmete Nord.

Götter schützen die Flur, sanft säuseln die Blätter der Eichen,
Und als wandelten da Geister, so flüstert der Hain.
Unterm gewölbten Baum, der trauliche Schatten umherstreu't,
Tönet die Lyra von selbst, wird das Gefühl zum Gesang.
Horch! es rauschen die Wipfel dem Lied vom geweyheten Boden,
Heiliges Moos bedeckt ernst den Druiden-Altar.
Wolkenlos ist der Himmel und unbewölket die Seele,
Jede Blume nun haucht Hoffnung in's heit're Gemüth.
Erde! wie bist du so schön, wie bist du gütig als Mutter;
Führst den Gesunden zur Lust, führest den Kranken zum Heil.

Neu mit verjüngender Kraft Sodenia! füllst du den Siechen,
Knüpfest den Faden ihm fest, welchen die Parze bedroht;
Reger fließet bey dir des Lebens erquickender Strom hin,
Milder leuchtet der Tag über dem perlenden Quell.
Dreimal werde gepriesen in Luna's vollerem Kreislauf;
Dreimal töne dein Gruß aus der erleichterten Brust!
Wann am laueren Abend, der goldene Käfer Johannis,
Als ein geflügelter Stern funkelt im dunklen Gebüsch;
Wann die Kastanie blüht, und der zartgepflegete Weinstock,
Südlichen Wonneduft hauchet im nördlichern Land;
Wann der Erndte Gesang erschallt mit dem Hymnus der Lerche,
Und die Sichel erklingt, laden die Nymphen zum Quell.
Gastlich schöpfen sie dann süßlabende Fülle des Lebens,
Und die bedürftige Schaar saugt sie mit gläubigem Sinn.
Die sich oft im Getümmel der Stadt kaum sahen und kannten,
Nun erkennen sie bald sich in der stillen Natur.
Keine städtische Welt ergähnt im gezirkelten Lustgang;
Hier ja waltet Natur, frey von dem Zwange der Kunst.
Eitel verputzt man nicht den erheiternden Morgen am Spiegel,
Einfach lebet der Mensch hin und gehöret sich selbst.
Lockendes Schauspiel reizt auch hier das bewegliche Herz nie,
Da versuchte die Kunst nie der Natur sich zu nah'n.
Und es bethört kein Gold arglistiger Spieler die Ruhe,
Was nur Sorgen erweckt, bleibt im Getümmel zurück.
Frohe Genügsamkeit ist verschwistert hier mit der Einfalt,
Wenig entbehrt dann, wer Vieles entbehren gelernt.
Du mit dem trüben Blick und der bleichhinwelkenden Wange,
Welcher dem Orkus[1]) nah, schwanket am zitternden Stab;
Leidender! walle dahin, daß neu dir strale die Sonne,
Hat dich hartes Geschick nahe dem Grabe gebracht.
Grämler! bist du verfolgt von Schreckensgestalten — sie fliehen,
Wenn du mit heiliger Fluth dir Libitinen[2]) versöhnt.
Fiel die Blüthe dir ab vor der Zeit, erstarrte das rege
Glühende Leben in dir, wenn es Marbona[3]) bestürmt;
Sind dir Menschen ein Greu'l und hast du dich selber verloren;
Nimm dann von der Natur, Glauben und Liebe zurück.
Athmest du schwer auf, klopft bangvoll die beklemmete Brust dir;
Trinke vom Heilborn, bald athmest du freier und leicht.
Fesselt dir brennende Quaal die krampfhaftzuckenden Glieder,
Mächtig, wie Jupiters Groll, band den Prometheus am Fels;
Irret in dir unstät ein Wetterverkündender Gichtstoff,
Deutend Nebel und Sturm an im dämonischen Bund:
Walle getrost hierher, — die Luft schon hauchet dir Lind'rung,
Freundlicher Nymphen Hand macht von der Fessel dich frey.
Ist die Senne dir schlaff und fehlt es den Nerven an Spannkraft,
Sauge den Salzduft ein, wallend am träufelnden Bau;
Und du fühlest dich sanft erreget von stärkendem Balsam,
Und die krystallene Fluth heitert dein dunkles Gemüth.
Hast du die folternden Geister gebannt, und beut die Gesundheit
Dir mit freundlichem Blick wieder zum Leben die Hand;
Sey dann Helfer dir selbst, und fliehe der Furien Drangsal:
Wem sie Schaden gebracht, suchen sie schädlich zu seyn,
Folge dem Priester der Heilkunst, der dein leitender Stern war,
Und mit dem Geistesstral hellte dein Inneres auf.
Reiße den weichen Sinn schnell ab von der täuschenden Sorge,
Laß die Begierde, sie birgt unter den Rosen den Tod.
Lerne genießen und lern entbehren zugleich von der Weisheit,
Glücklich zu leben ist schwer, glücklich zu leben ist leicht!

Weib und Mädchen! es bannt auch eure Gebrechen Hygea,
Hier am heilenden Born wandeln sich Schmerzen in Lust.
Amor pflücket euch dann im Zaubergarten der Liebe
Frische Rosen, und gern windet sie Hymen zum Kranz.

Eil' auf willigem Roß, dem raschen Gefährten, die Flur durch,
Doch verweile — du siehst Vieles was lockt und entzückt.
Auch besuche den edlen Freund, in der schattigen Laube
Seines Tusculum[1]), dir bietend ein ländliches Mahl.
Heil dem Wandernden, dem ein Tempelchen heiliger Freundschaft
Hier erscheinet und dort, ihm zu erhöh'n den Genuß;
Schnell befreundet das Fremde sich dann in der Rede des Guten,
Und im trauten Gespräch wird das Vergangene neu.

Von dem erglühten Vesuv zum Eisumpanzerten Hekla,
Bis zu den Andes-Höhn[2]) gürtend Amerika's Welt,
Hat die Natur dich hold vor allen begabet, o Taunus!
Außen mit Reiz der Gestalt, innen mit stärkendem Thau;
Hingesenkt in Europa's freundliche Mitte, da bist du
Grenze dem Süd und Nord, südlichen Fluren ein Schutz.
Reich an Gesundheitsquellen sind Teutschlands herrliche Höhen,
Reicher und milder jedoch strömet Genesung aus dir.
Groß ist deine Gestalt in kühnere Massen verschmolzen,
Malerisch-groß und schön, ferne zu schauen und nah.

Blühendes Land! umkränzt vom Melibocus[3]) und Altking
Hier, und vom Donnersberg dort im gedehnten Gefild;
Teutsches Hesperien[4]) du, du warst ein schwellender See auch,
Noch in dem Urgestein leben die Kinder der Fluth.
Wogen umrauschten in alter Zeit den schattigen Bergwald,
Wo nun scheues Gewild hastig der Jäger verfolgt.
Wo einst Auerochsen-Gebrüll und eiserner Katten
Waffengeklirr erscholl, unter dem Bardengesang,
Ragt das Rhinoceros-Horn aus neugegrabenem Boden,
Malte der fremde Baum sich in dem heimischen Fels.
Staunen ergreift den Forscher, nun ihm die dunkle Geschichte
Alter Bildungen hier in dem Gesteln sich entrollt.
Ringsher breitet Vulkan sein mächtiges Flammen-Geäder
Unter dem Erdkreis hin weit im verborg'nen Geklüft,
Durch die germanische Flur, mit Neptuns geläuterter Meerfluth,
Und verleihet den Heilquellen die nährende Kraft.
Also wallet das Blut, verwandt mit dem Hauche des Lebens,
Leichter dahin und weckt selber die geistige Glut.

Auch Salzfluthen, entschlüpft dem erdumhüllenden Meere,
Steigen aus blumigen Au'n, welche der Taunus umschlingt.
Wetteravia's[5]) Flur zeigt Nauheims langen Gradierbau,
Homburgs Quelle, sie beut reichliche Spenden umsonst.
Salz auch sprudelt noch ungepflegt in Coronia's[6]) Bergthal,
Und Sodenia trägt rühmlich den Namen davon.
Pflanzen, welche das Meer nur pflegt an dem brausenden Ufer,
Blühen, der Heimath fern, in der umwaldeten Au;
Und die geflügelte Welt der Insecten vom Wogengestade,
Schwebt im verirrten Flug über dem lockenden Duft.

---

[1]) Orkus, die Unterwelt.
[2]) Libitina, die Göttin der Unterwelt.
[3]) Marbona, die Krankheitsgöttin.

[1]) Tusculum, ein Landsitz des Cicero.
[2]) Cordilleras de los Andes, die höchsten Gebirge der Erde.
[3]) Der Melibocus oder Malchenberg an der Bergstraße.
[4]) Hesperien, der südliche Theil von Italien.
[5]) Wetteravia, die Wetterau.
[6]) Coronia, Kronberg.

Sieh', es winket die Nymphe des Quells, o wandernde Muse!
Unter dem Hirtengetön wachen die Schlummernden auf.
Bald begegnen sich froh Sodenia's Brüder und Schwestern,
Und im Gruße verjüngt gestrige Wonne sich dann.
An dem Genesungs-Born empfängt sie das duftende Frühmahl,
Und sie wallen umher, pflegend ein trautes Gespräch.
Wie auf grüner Aue verschwisterte Blumen vereint sind,
Schlinget gesellige Huld hier um die Menschen den Kranz.
Flüchtiger zwar als der flüchtige Geist vom labenden Heiltrank,
Fliehet auch Bad-Freundschaft hin als ein täuschender Traum;
Oftmals wird sie genährt von gleichgestimmten Gemüthern,
Und mit jeglichem Jahr blühet sie wieder am Quell.
Sieh' und Manchem erschien Bad-Liebe zur tändelnden Kurzweil,
Was ein Moment gefügt, trennet der andre Moment;
Doch es finden sich da verschwisterte Seelen, die Heimath
Trennet nimmer den Bund, welchen die Ferne geknüpft.
Städtischer Stolz entweicht an des Landmanns traulicher Schwelle,
Einfalt bietet zugleich feinerer Sitte die Hand,
Drückende Bande sie fallen dann ab und sanftere knüpfet,
Aus den Blumen der Au'n, hier die gesellige Lust.
Glückliches Nichtsthun! du bist edler in freyer Natur hier,
Als unwürdiges Thun dort im Getreibe der Stadt.
Oefter tönet von selbst die lange vergessene Lyra,
Wenn der geflügelte Scherz leise die Saiten berührt.

Manche vergnügt, entschwundener Leiden zu denken: was Einem
Heilung gewähret, es regt Hoffnung im Anderen auf.
Bald durchspäh'n sie die Flur und saugen ein stärkendes Luftbad,
Bis der Najade Geräusch winket zum kühlen Gemach.
Doch sie folgen zuerst der Stimme befreundeter Musen,
Und erquicken den Geist an dem castalischen[1] Quell.
Bald auch labet sie Ruh', auf stillumdämmertem Lager,
Leichter wallen sie dann hin mit erneueter Kraft.
Künstlich bilden sie noch mit dem Flugball schwebende Bogen,
Endlich rufet zum Mahl klingendes Glockengetön.
Manch lucullisch[2]) Gericht folgt jenem behaglichen Gaste,
Der die Stadt mit dem Land wohl zu vereinen versteht;
Froh mittheilend dem Badegenoß, erfreut es ihn zwiefach,
Selber, als Gastgeschenk, gab's ihm ein freundlicher Gott.
Plötzlich erschallet Getön' aus Geigen mit grellem Gewirbel,
Stimmend ein Volkslied an, tritt ein Rhapsode[3]) herein;
Und als Jude vermummt, Scherzlieder trillernd, entlockt er,
In Mißlaute versteckt, auch Harmonien der Brust.
Schau, die gefällige Freundschaft winkt zur Spende des theuren
Bräunlichen Labetranks, unter dem Schattengewölb.
Die das gute Geschick am Ziele der Leiden vereint hier,
Schließen den ruhigen Sinn gerne der Freude nun auf.
Holdes Gefühl erwacht in der Kühlung-hauchenden Laube,
Dieser Gruppe gefällt Ruhe mit feinem Gespräch;
Jene weilt in der Zelle; zur hügelumschlungenen Wiese
Schweift der bewegte Freund, mit dem Genossen am Arm.
Jener besuchet sich selbst, gelagert am schattenden Fruchtbaum,
Oder zum Quellenspiel lockt ihn der röthliche Bach.
Andere wallen umher auf traurigen Pfaden und finden
Bald sich wieder, und neu bildet sich fröhlich ein Kreis.
Also wechselt zerstreuende Lust; — so will es Hygea,
Daß in Erholungen hier leicht sich erhole der Mensch.

Pflücke mit Mäßigung dir vom Baume die Gabe des Sommers,
Schone der Blüthe, sie giebt später die reifere Frucht.
Weise nicht kalt zurück, was willig die Stunde dir bietet,
Doch willkommener sey Wonne mit Grazie dir.
Eile hinaus, einathmend erfrischende Düfte des Feldes,
Wann der Himmel entwölkt lächelt im heiteren Blau.
Flüchte jedoch am trüberen Tag zum geselligen Heerde,
Wo der beflügelte Scherz eilt mit den Stunden dahin.
Dem nur waltet ein glücklicher Stern, wer zu den Penaten[4]),
Die, mit Flügel und Zaum, leitende Göttin gesellt.[1])
Seht die Siechlinge wandeln umher, von Hoffnung belebet,
Auf Sodenia's Flur, oder im schattigen Hain.
(Schau! es bestrahlt ihn die Sonn', er schimmert vom Reiz der Gefilde,
Wo die Erinnerung sich spiegelt im goldenen Licht.)
Froher nun kehren sie wieder, vom Schnittergesange begleitet,
Wann das Abendgeläut Höhen und Thäler durchhallt.
Weste mildern den Abend, und Scherze nun locken zum Mahle
Das dem scheidenden Tag Blumen der Freude noch streut.
Und das Gedankenspiel, das Spiel von Schenken und Wohnen,
Füllet die rege Brust, füllt den geselligen Kreis.
Leicht umgaukelt geflügelter Witz den dampfenden Punschnapf;
„Was wir lieben, was uns liebet" erklinget das Glas.
Auch ein Ständchen ertönt den gefühlvollhorchenden Schönen,
Rasch von des Nachthorns grellseufzendem Laute durchsaust.
Höher nun schlägt das Herz, von trauten Gesprächen erglühet;
Luna's dämmerndes Licht winket zum magischen Gang.
Freundschaft murmelt der Bach, und Liebe lispeln die Quellen,
Und Cytheren's[2]) Gestirn funkelt dem stillen Gefühl.
Heimchengesang schrillt sanft umher, und erheiternde Ruhe
Kehrt in des Einsamhinwallenden Seele zurück.
Bald entschwingt sich der Geist, von himmlischem Feuer entglühet,
Auf zum Sternegefild, tief in Betrachtung versenkt.

Sieh'! es wandelt sich nun zur Asklepiade[3]) der Sonntag;
Freundes-Besuch erscheint aus der geräuschigen Stadt.
Tafeln verlängen sich dann, es erweckt das Lied und der Walzer
Jedes versunk'ne Gefühl; Tänze verfolgen den Tanz.
Lustige Städter sie hüpfen umher in bäurischer Kleidung,
Und der Dörflinge Schaar siehet verwundert ihr Bild.
Und ein beritt'ner Silen, vom Hochgeöhrten getragen,
Trabet mit ernstem Schritt in die Versammlung hinein.
Froh begrüßt sie das Thier im langanhaltenden Triller,
Doch der lachende Schwarm dränget sich schüchtern zurück.
Sehet am Kirchweihfest kommt Saturnalische[4]) Zeit auch,
Ungebundenen Flugs, wieder mit bäurischem Sinn.
Seht ein fröhlicher Zug, umschwirrt von Jugend und Alter,
Pflanzt die Tanne, sie trägt Kränze mit flatterndem Band.
Geigen schnarren, es klappert das Hackbrett munter zum Tanze,
Und den verlornen Tact stampfet ein rüstiger Fuß.
Buden stehen umher, gefüllt mit dörflicher Unzier:
Tassen scheckig bemalt, Gläser mit finnigem Prunk;
Spiegel in rothem Papier, zum Sonntagsputze der Schönen;
Herzen von Zucker und Teig, kleine Trompeten von Holz;
Pfeifen mit gellendem Ton, Maultrommeln mit dumpfem Gemurmel,
Und die Kinder des Orts jubeln errungenen Preiß.
Gaffendes Volk zieht hin und her zu dem rasselnden Glückstopf,
Und der Würfel gewinnt oft dem Verliebten sein Glück.
Weicht nun der heiße Tag dem sanftverglühenden Abend,
Wallen die Trautesten dann sinnend zur stilleren Flur;
Im Philosophengang vom lispelnden Bache begleitet,
Oder im funkelden Hain ernster Betrachtung geweiht.
Und mit geleitendem Blick zum sanftanlockenden Hügel:
Villa-Bella[5]) voreinst, Römern zum Danke genannt.

Tochter der Schöpfung, Natur! der Menschheit Leiden zu mildern,
Gab dein Soden auch uns Quellen von heilender Kraft;
Wo sich quälender Schmerz auflöset in linderndem Frohsinn,
Daß die Boten der Nacht fliehen, vom Leben verscheucht.

[1]) Die Quellen der Musen.
[2]) Lucullus, ein römischer Gastronom.
[3]) Ein Bänkelsänger.
[4]) Penaten, die Hausgötter.

[1]) Die Mäßigkeit, nach Raphael.
[2]) Venus, der Abendstern.
[3]) Asklepiade, Feier zur Ehre des Aesculap.
[4]) Saturnalien, römische Volksfeyer.
[5]) Der Bölbel oder das Dach.

Frisch mit Rosen umblüht erscheint nun wieder die Jugend,
Noch im Alter verjüngt Körper und Seele sich hier.
Holde Sodenia! du giebst wieder dem Gatten die Gattin,
Giebst dem Freunde den Freund, Liebe der Liebe zurück.
Wer dich glücklich umwohnt, strebt nicht nach fernen Gestaden,
Fremdes zu suchen, und noch fremder zu werden sich selbst.
Du warst schmerzlicher Krankheit oft die geheiligte Lethe,[1])
Die dem Leidenden gern süßes Vergessen gebracht.
Spendest, dem Seebad gleich, wohlthätigen Thau der Genesung,
Belt und Ozean mißt hier der Umwohnende nicht;
Albions Brighton[2]) nicht, und Italia's blühende Küsten,
Und von Wogen umrauscht Doberan's[3]) nördliches Bad.
Kannte dich Arnstadt's Barde, so blühte dem Kranze der Quellen,[4])
Welchen er kunstreich wand, lieblich dein Name zugleich.

Nenn', o Muse! sie noch die holdanlächelnden Nymphen,
Welche die Brunnen umher schirmen mit zärtlicher Huld:
Schwalheim's Nymphe sie schöpft am ländlich-einsamen Stahlquell,
Gern den Medeischen[5]) Trank, welcher das Alter verjüngt.
Herrlich und weitberühmt als Labsal über das Weltmeer,
Schwimmt mit dem Schiffenden treu, Perlen Selteria's[6]) ihr,
Welche, die Wogen der Brust besänftigend, leicht mit Erfrischung
Durch das wallende Blut rollen im lindernden Hauch.
Nymphe Selteria![6]) dir auch töne begeistert mein Loblied,
Die so milde den Trank spendet mit reichlicher Huld.
Dich umschirmen, im länglichen Wiesengrund voll rauschender Bäche,
Sanfte Hügel, gesenkt von den Tauniden herab.
Festlich kündet dem Wanderer dich die erhabene Reihe
Schlanker Pappeln, zur Lust dir und der Quelle gepflanzt.
Unter Gelübden so nahet er dir und dem zierlichen Tempel,
Wählend zum Dankaltar deinen beseelenden Born.
Unsichtbare! du selbst erscheinst hier öfter dem Siechling,
Ihm in der Schaale nun darbietend Genesung und Kraft.
Oft betäubet ihn zwar die Fülle von deiner Umwallung,
Wenn er sich ungeprüft tauchte zur geistigen Fluth.
Doch wer dir mit Vertrau'n im Heiligthume genahet,
Ihn umarmest du, lohnst ihn mit Erquickungen dann.
Unter Gesängen so schöpfen den Heiltrank deine Najaden,
Denn er stimmt ja die Brust und das Gefühl zum Gesang.
Welch ein reges Gewühl! hier klingen gethürmte Gefäße,
Neben einander gereiht von dem geschäftigen Volk.
Siehe, der Fuhrmann harrt und schmaucht sein labendes Pfeifchen,
Und das wiehernde Roß will mit der Beute davon.
Selbst auch holt der Umwohnende sie; — dem Gefilde der Nachbarn
Bringt sie der Doppel-Korb auf dem geduldigen Thier.

[1]) Lethe, die Fluth der Vergessenheit.
[2]) Albion, England; Brighton, das dortige Seebad.
[3]) Doberan, ein Seebad an der mecklenburgischen Küste.
[4]) Neubeck und seine Gesundbrunnen.
[5]) Der Medea Zaubertrank.
[6]) Selteria, Selters.

Und es entsprudelt verjüngt auch Homburgs Auen ein Heilborn,
Selters Quelle verwandt, sinniger Pflege zum Lohn.

Füllet nicht Weilbachs Nymphe die Schwefelschale dem Weisen,
Welcher dem edleren Ruhm Nächte geopfert und Ruh?
Wer von dem Becher der Lust oft nippte, dem Leben zum Unheil,
Saugt mit balsamischer Fluth heilige Labungen hier.
Wer in berückender Fülle von Hochheims goldenem Trank sog,
Findet in Hochheims Thal auch den versöhnenden Born.
Feindlich dem Kupfer und Bley, so bannt er aus schwächlicher Hülle,
Schleichendes Gift hinweg, welches erzeuget den Tod.
Francofordia beut am Lindenumschatteten Grünborn,
Und im Gewühle der Stadt, Quellen sulphurischer Kraft.
Villa-Bella[1]) bewahrt an der Auen-umschlingenden Nidda,
Noch den sprudelnden Stahl, welcher den Römer gelabt.
Freundlich im Wiesengrund', umgürtet von altem Gemäuer,
Schließen sich Karbens Gesundbrunnen dem Kranken auf.
Und Hanovia's[2]) Fluren erquickt die verschwisterte Nymphe,
Die mit der Taunischen sanft lächelt im holden Verein.
Dürftig an heilender Kraft, und reich an gefälligen Reizen,
Pflegt sie liebend und treu, bald in den Lauben umher,
Bald in gereiheten Hallen, im Ring-Wettrennen und Wurfspiel,
Noch im Taumel der Lust munteres Kattengeschlecht.
Wilhelmsbad, — so nannte den Born des Gefildes Umschaffer,
Dort auch glänzte voreinst Hassia's[3]) Name mit Ruhm!
Schweigend im Hainthal noch, und in manchem verborg'nen Geklüfte,
Rieselt so mancher Quell, froher Genesung geweiht.

Hier ist der Heilkraft heiliges Land, hier haben die Götter
Zu dem Schönen umher, heiter das Gute gesellt.
Siehe! da winken Bargilla's[4]) Höhn, wo friedlich der Weinstock
Ueber dem Heldengrab Teutscher und Gallier grünt.
Schaue! der Ubier[5]) Urland hier, im waldigen Thalgrund
Ragen die Gräber hervor unter den Hügeln gereiht.
Jammernd zog das entartete Volk auf schirmende Vesten,[6])
Seine Habe dahin flüchtend vor Suevengewalt;
Bis die rächenden Hasser der Römer, und ihrer Genossen
Nahten, und Jene hinabstürzten von felsigen Höh'n.
Also strafte sie selbst Untreu' am heimischen Lande,[7])
Feindes Boden zuletzt nahm die Verlassenen auf.
Weithin pranget Mönapien hier im gesegneten Mayngau,
Milder Himmel umfließt hier das germanische Land.

[1]) Vilbel.
[2]) Hanovia, Hanau.
[3]) Hassia, Hessen.
[4]) Bargilla, Bergen.
[5]) Ubier, Bewohner der Wetterau.
[6]) Cäsar d. B. G. L. 6. C. 10.
[7]) Cäsar L. 1. C. 54.

## Charlotte Eleonore Wilhelmine v. Gersdorf,

geborene von Gersdorf, ward am 28. October 1768 zu Oberbellmannsdorf in der Oberlausitz geboren, vermählte sich 1792 mit dem K. Sächsischen Kammerherrn von Gersdorf und lebte Anfangs zu Biesig bei Reichenbach, später in Bautzen und seit 1811 in Dresden.

Sie schrieb:

Die Armenierin. 2 Thle. Braunschweig 1829.
Aurora, Gräfin von Königsmark, 2 Thle. Quedlinburg 1817.
Der Eichwald, 2 Thle. Brünn 1819.
Emmerich Töckly, Fürst von Siebenbürgen. Celle 1834. 2 Thle.
Erzählungen. 24 Bde. Leipzig 1821—1830.
Eternelle oder die Blindgeborne, 2 Thle. N. A. Leipzig 1832.
Die Geschiedene. Braunschweig 1830. 2 Thle.
Die Himmelfahrtstage. Meißen 1818. 3 Thle.
Ritter Julian und die schöne Isolde. 2 Thle. Merseburg 1833.
Nectarine von Klarenfeld. Chemnitz 1818.

Ladislaus Posthumus, Erzherzog von Oestreich. Brünn 1818.
Mirabilis oder der Alte Ueberall und Nirgends. Leipzig 1822.
Mnemosyne oder meine Erinnerung. 2 Thle. Oschatz 1797—1798.
Mnemosyne die zweite. Leipzig 1812.
Mnemosyne die dritte. Halle 1822.
Nachtschatten. Berlin 1828.
Nachtviolen. Berlin 1828.
Renate. 2 Bdchen. Leipzig 1833.
Der belgische Ritter. Meißen 1830.
Ritter Robert Carre. Berlin 1828.
Die Rose von Rubinen. Görlitz 1821.
Selbstverblendung. Leipzig 1831.
Sensitiven. Merseburg 1833.
Sinn-Violen. Berlin 1830.
Der St. Valentins-Tag. Leipzig 1827.
Der Zigeunerraub. Meißen 1824.

Eine äußerst fruchtbare Erzählerin, die, nicht ohne Talent, sich ein zahlreiches, wenn auch untergeordnetes Publikum zu erwerben wußte, das ihren Leistungen Beifall und Aufmerksamkeit spendet.

---

## Heinrich Wilhelm von Gerstenberg

ward am 3 Januar 1737 zu Tondern in Schleswig geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Christianeum in Altona und studirte dann kurze Zeit in Jena, gab aber nach dem Wunsche seines Vaters diese Laufbahn auf und trat in dänische Kriegsdienste. Während des Feldzuges gegen Rußland avancirte er bis zum Rittmeister, nahm jedoch nach dem Frieden seinen Abschied und erhielt eine Anstellung bei der deutschen Kanzlei zu Kopenhagen. Im Jahre 1775 begab er sich als dänischer Minister-Resident nach Lübeck und verweilte daselbst bis 1785 wo er als Mitdirector des Lottojustizwesens nach Altona berufen wurde. Dieses Amt verwaltete er bis 1820 und zog sich dann gänzlich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb am 1 November 1823.

Von ihm erschien:

Tändeleien. Leipzig, 1759 u. öfter.
Prosaische Gedichte. Altona, 1759.
Ariadne auf Naros. Kopenhagen, 1767.
Gedicht eines Skalden, Kopenhagen, 1766.
Der Hypochondrist (gemeinschaftlich mit J. F. Schmidt.) Schleswig, 1767. 2 Bde. N. A. 1784.
Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Schleswig, 1766—1770. 4 Sammlungen.
Die Braut. Trauerspiel. Kopenhagen, 1765.
Ugolino. Trauerspiel. Hamburg, 1768.
Minona oder die Angelsachsen. Melodrama, Hamburg, 1785.
Die Theorie der Kategorieen. Altona, 1795.
Sendschreiben an Villers, das gemeinschaftliche Princip der theoretischen und practischen Philosophie betreffend. Altona, 1821.
Beattie's Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit. Aus dem Englischen. Kopenhagen und Leipzig, 1772. N. A. 1775.
Vermischte Schriften. 3 Bde. Altona. 1815—17.

Diesem geistreichen und scharfsinnigen Manne hat die deutsche Literatur nicht Geringes zu verdanken. Er war es, der zuerst mit Erfolg auf die Schätze nordischer und kritischer Poesie aufmerksam machte und in seinem Gedicht eines Skalden, in welchem er sich Klopstock anschloß, eine neue Bahn zu brechen und Kraft und Gewalt des Ausdrucks mit Innigkeit der Empfindung zu verbinden strebte. Höchst anmuthig und gewandt zeigte er sich dagegen in seinen Tändeleien, einem damals sehr beliebten Genre, das vor ihm noch nicht mit solcher Feinheit und Eleganz, so reichem Witz und so lieblich spielender Phantasie war behandelt worden. Noch bedeutender erschien er jedoch in seinem Drama „Ugolino", durch welches er die von Lessing mit so großem Erfolg aufgestellten und durchgeführten Principien practisch beförderte. Wenn auch die Wahl des aus der Hölle des Dante entlehnten Stoffes immer ein Mißgriff bleibt, so muß man doch über die Kühnheit und Kraft erstaunen, mit welcher G. denselben der von Lessing eingeführten Form des sogenannten bürgerlichen Trauerspieles unterwarf. Abgesehen von dem eben erwähnten Misgriffe der Wahl bleibt jenes Stück immer ein großartiges Meisterwerk, in welchem der Dichter die höchste Besonnenheit mit dem tiefsten Gefühl und einer seltenen Stärke und Macht des Ausdruckes zu verbinden verstand. Hier ist nichts überflüssig; Alles greift genau in einander und drängt seinem Ziele zu, und die Steigerung schreitet ohne Ermatten bis an den Schluß fort, ohne daß auf der anderen Seite die Spannung der Leidenschaft übertrieben und dadurch unnatürlich würde. — Man ist im Ganzen gegen dieses Werk ungerecht gewesen; der gesunde Sinn der Nation wandte sich, und zwar mit Recht, befremdet von einem Gegenstande ab, dessen innere Gräßlichkeit alle poetische Schönheit von vorn herein zerstört; aber man hätte dagegen auch bedenken und anerkennen sollen, daß dieses Trauerspiel das Erzeugniß eines seltenen und großartigen Dichtergeistes war, der selbst in seinen Verirrungen aufrichtige Bewunderung verdient.

Auch für die Verbreitung der Kantischen Philosophie wie für die Bildung des Geschmackes und namentlich für die richtige Würdigung Shakspears hat von Gerstenberg viel Lobenswerthes geleistet; sein Name wird daher immer gleich nach jenen großen Männern, denen unsere Literatur so Herrliches verdankt und die wir als Sterne erster Größe am Himmel unserer vaterländischen Poesie zu betrachten gewohnt sind, mit aufrichtiger und inniger Verehrung angeführt werden.

Vgl. eine autobiographische Skizze von Gerstenbergs, abgedruckt in Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, Th. 6. S. 171 fgde.

---

### Ugolino.

Tragödie von W. v. Gerstenberg.

#### Vierter Aufzug.

Ugolino.

Bin ich endlich allein? (Er schiebt den Sargdeckel ab.) Hier war ich König! Hier war ich Freund und Vater! Hier war ich angebetet! Ich heischte mehr. Ich wollte Sklaven im Staube meines Fußtritts sehen; und so verlor ich alles, was das parteiische Verhängniß mir geben konnte. Wenn ich mir jetzt das goldne Gepränge, die Trophäen, den Stolz meiner kriegerischen Tage zurück erkaufen könnte, ach mit Entzücken gäb' ich sie alle die geprahlten Nichtswürdigkeiten, um ein dankbares Lächeln ihrer erröthenden Wangen, um einen belohnenden Blick ihrer Augen, um einen Ton ihrer Lippen, um einen Seufzer der Freude aus ihr Brust. Ach Ugolino, du warst glücklich! Kein Sterblicher war glücklicher! Und du hättest glücklich vollenden können! Da sitzt der Stachel! Ich bin der Mörder meiner Gianetta! Wider mich hebt sie ihr bleiches Antlitz zum Himmel! Auf ihren Ugolino ruft ihr unwilliger Schatten den Richter herab! Liebenswürdiger Geist! liebenswürdig in deinem Unmuth! Ist dein Antlitz ganz ernst? Ah! dein Antlitz ist ernst! Einst hab' ich dich gesehn, meine Gianetta; liebevoll und schüchtern sankst du in meine Arme. Ruggieri Ubaldini trat heran; das Gewand des Heuchlers

rauschte lauter; sein bleifarbigtes wasserichtes Angesicht tobte vom Sturm seiner Seele; er wälzte seine adrichten Augen weit hervor; Tücke und Verderben lauschten nicht mehr im Schleier der Nacht! Du aber lagst furchtsam athmend an meinem Halse. Da erhob sich mein Herz! Da erkannte Ruggieri noch einmal Gherardesca, den Mann! Da waren deine Blicke mild, wie der Morgenthau; und deine süßen Lippen, deine Nektarlippen, deine Wonnelippen (er küßt sie) nannten Pisa's Befreier, deinen Erretter! Nun bin ich gebeugt, meine Liebe! Mein Haar ist nun grau, und mein Bart ist fürchterlich, wie eines Gefangnen. Doch der große Morgen wird ja kommen! schrecklich, dunkelroth und schwül von Gewittern wird er ja kommen! In seinem schwarzen Strahle will ich erlöschen! In seiner gebärenden Wolke soll, wie Feuer vom Himmel, mein Geist über Pisa stehn! Dann erzittre ein Elender! aber nur einer. Feuer und Rache! ist meine Gianetta gefallen! (steht tiefsinnig) Mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? Gift sogen sie aus den Worten meiner Liebe? ah! aus den Worten meiner Liebe? Einsame Erde! ich traure! Was? mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? (geht stillschweigend.) Gern möcht' ich die Stimme des Abgrundes vergessen! o daß ich sie nie gehört hätte! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! denn der Thurm ist von dieser Stunde an verflucht! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ha! wie er wüthet, der Gedanke! wie er sich in mir umkehrt! Ich kann ihn nicht ausdenken! und mag nicht! O pfui! pfui! Brandmal für die Menschlichkeit! ewiges Brandmal! Ich kann mich deiner nicht erwehren; du Wohnhaus des Schreckens! nicht mehr Kerker meiner Erniedrigung! Gruft! Gruft der Gebeine Gherardesca's! Gruft meiner Auferstehung! aber erst meiner Verwesung! ah! nicht nur meiner! Fürchterlich! hier hinsinken! hier mit dem Tode ringen! einsam! von keiner freundschaftlichen Hand unterstützt! ganz einsam! mein Weib, meine Kinder rings um mich gesammelt! dennoch ganz einsam! jeder Sinn voll ihrer Verwesung! fürchterlicher als einsam! Tod, wie keiner dich starb, o du bist fürchterlich! Ich will nicht, ich will dich nicht denken! (er sieht Gaddo.) Doch zwingt mich dieser Anblick. Ach! daß ich Vater und Mensch sein muß! Steh auf, armer Gaddo! Du antwortest nicht?

Gaddo. Ich bin gelähmt.

Ugolino. Aha, war das die Ursache?

Gaddo. Hilf mir, mein Vater!

Ugolino. So!

Gaddo. Lächle, trauter Vater, und hilf deinem Gaddo!

Ugolino. So!

Gaddo. Gott segne dich!

Ugolino (hebt ihn auf seinen Schooß). Wo schmerzt es dich, mein Gaddo? Sage mir's, armes Kind!

Gaddo (ihn sehr beweglich ansehend). Du wirst mich nicht Hungers sterben lassen, mein Vater!

Ugolino. Wo sitzt deine Krankheit?

Gaddo. Im Herzen, im Magen, im Kopf: ich kann's dir nicht sagen. O mich ekelt!

Ugolino. Ich habe dich nicht schreien gehört.

Gaddo. O der Hirnschädel wäre mir geborsten.

Ugolino. Deine Augen sind blau und geschwollen.

Gaddo. Sie wollen nicht weinen.

Ugolino. Gewiß, gewiß, es ist sehr bitter!

Gaddo. Liebt meine Mutter mich noch?

Ugolino. Sie liebt dich immer: wir lieben dich beide.

Gaddo. Hah! wenn dem so wäre! Es ist unglaublich.

Ugolino. Warum unglaublich, mein Gaddo! Sprich! Ich bin dein liebender Vater.

Gaddo. Sie hat mich an ihrem Busen genährt, jetzt läßt sie mich verschmachten. Doch sie kann mich verschmachten lassen, und doch lieben: denn du liebst mich, mein Vater; sagtest du nicht so?

Ugolino (küßt seine Augen). Habe Mitleid, Strafengel! o schone!

Gaddo (seufzt). Ach!

Ugolino. O nein! nein! lieber rede! daß Gott im Himmel dich höre! rede; strafe deinen Vater; girre nach deiner Mutter, Verlorner! Aermster! nur laß mich dich, süßes Kind, nie wieder seufzen hören!

Francesco (eilig). Es müssen Leute im Thurm sein: ich hörte Fußtritte.

Ugolino (bestürzt). Wie? was? (legt Gaddo hin.)

Anselmo (langsam). Du wolltest vermuthlich die Männer im Thurme sehen. Es sind dieselben, die ich vorher bat, mich und Gaddo mitzunehmen: Männer ohne Herz. Sie schlichen fort, da sie mich wahrnahmen, als fürchteten sie mich. Sie sind nicht mehr da.

Francesco. Horch! horch!

Anselmo. Auch die Oeffnung ist nicht mehr. St! St!

Francesco (erblaßt). Die Thurmthüre! Ha! (Man hört sie stark zuschlagen.)

Anselmo. Sie wird verschlossen. (Ein sehr langes und schreckenvolles Stillschweigen: worauf Anselmo seinen Bruder leise anstößt.) Du siehst den Geist an der Mauer, Francesco! Nein, sieh nicht dort hin; sieh unsern Vater. Erstarrt? Versteinert? Bleich war das Antlitz unsers Vaters; aber sieh, Francesco, jetzt ist's schrecklich. Weh mir! ihm in's rothe, in's unbewegliche Auge zu sehn, schaudert mich! Ach mein Vater! (küßt seine Hand.) Und auch du, Francesco? Du schweigst? seufzest? auch du, Francesco? und schluchzest? Mein Vater! (küßt seine Hand noch einmal, (steht auf, und erschrickt.) Auf dich wirft er einen schnell zurückgezognen Blick, und auf mich, und auf Gaddo! Blut strömt vom gewaltigen Biß seiner Lippen! Seine Gesichtsmuskeln stehn aufwärts gedrängt und starr! Mein Vater! (wirft sich ihm zu Füßen.)

Francesco. Sei ruhig, Anselmo, ich bitte dich! (er richtet ihn auf.)

Anselmo (mit Heftigkeit.) Mein Vater! mein Vater! (mit den Füßen stampfend.) Mein Vater! (ängstlich schreiend.)

Francesco. Was ängstigt dich, mein Anselmo? Was schreckt dich, Lieber? ach! laß unsern Vater nichts von dieser Heftigkeit sehen! sei gelassen! sei ruhig!

Anselmo. Gut, Mann! entferne dich nur! aber schnell, schnell aus meinen Augen! wenn dein Leben dir lieb ist, Mann!

Francesco. Ich darf ihn jetzt nicht verlassen, nein. Und mein Vater! o ewige Vorsicht.

Anselmo. Ich irrte mich. Dieser da ist keiner von ihnen. (sieht sich furchtsam nach allen Seiten um.) Ach! (indem er die Hände ringt.) Nun ist es gewiß. Weggeführt haben die Priestersklaven das Opfer! und die Reihe wird an mich kommen: aber desto besser.

Francesco. Gieb dich zufrieden, Anselmo! Kennst du mich nicht?

Anselmo. Dich? (mißt ihn mit den Augen.)

Francesco. Kennst du mich?

Anselmo. Ha! ha! ha! Wie sollt' ich dich nicht kennen. Du bist ja Er, der aus dem Abgrunde heraufkam. Ich sah dich aus deiner Grotte steigen: eine Grotte, wie ich mir keine wünsche, schmal und eckicht. Hatte sie keinen giftigen Einwohner, als dich?

Francesco. Er redet vom Sarge, und seine Geister scheinen sich zu sammeln. Beruhige dich, Anselmo; ich bin dein Bruder Francesco, und ich lebe.

Anselmo. Wohl dir, daß du lebst! Draußen, ach weh! drohn die Gefahren! man kann dir nicht Schuld geben, daß du ihnen nicht zeitig genug ausgewichen seist. Willkommen, Thurmspringer! Sicherheit ist die Blume des Lebens.

Francesco. Ich vergebe dir den Spott. Thurmspringer nennst du mich? Wollte Gott, ich hätte den unseligen Sprung nicht gewagt! Alles wäre gut gewesen! Keins unter euch hätte viel gehofft, noch viel gefürchtet! Wie wund muß euer Gefühl seyn! Wie sehr vergrößert sich meine Uebereilung! Vergieb mir, mein Bruder! o vergieb mir! die Absicht war nicht unedel.

Gaddo (ruft). Francesco!

Anselmo. Gut! sei gerichtet nach deinen Thaten! (er geht auf und ab, bald schnell, bald langsam.)

Gaddo. Francesco!

Francesco. Was verlangt mein Gaddo?

Gaddo. Sei mein Fürsprecher, Francesco! Ich bin dir auch gut.

Francesco. Bei wem, du geliebter Gaddo? Sprich!

Gaddo. Bin ich dein geliebter Gaddo? Ich frage nicht umsonst.

Francesco. Ja! Gott weiß es!

Gaddo. Ach! Jedermann liebt mich, und ich liebe jedermann, und doch hilft mir keiner. Hilf du mir, geliebter Francesco. Vertritt mich bei Anselmo; du giltst viel bei ihm.

Francesco. Worin, Gaddo, worin soll ich dich vertreten?

Gaddo. Erst bitt' ich dich, mir eine Zechine zu leihen.

Francesco. Eine Zechine? wozu die?

Gaddo. Ich habe viele Zechinen unter meinen Sparpfennigen: sie sollen alle dein sein. Ich bitte dich nur um eine.

Francesco. Hier hast du sie, Gaddo.

Gaddo. Nimm diese Zechine, und überrede Anselmchen, daß er mir ein einziges Ei aus den vielen Nestern gebe, die er mir kurz vorher schenken wollte: sollt's auch nur so viel sein, als ein Hänflingei.

Francesco. Du sprichst mir Räthsel.

Gaddo. Ich will die Auerhähne gerne entbehren, die uns dein Sprung vom Thurme verschafft hat: jetzt brauche ich nur ein einziges Hänflingei. Thu es, Francesco, aber bitte ihn höflich, daß er dir's nicht abschlage.

Francesco. Schöne Folgen des Sprungs vom Thurme!

Ich war nicht allein ein Thor, ich war auch ungehorsam: allein, o Himmel, die Strafe ist hart! Vergieb auch du mir mein Gaddo! Und doch mit welcher Stirne kann ich's wünschen?

Gaddo. Ein Ei würde mich retten! Ein Hänflingei! Bedenke, Francesco! Kannst du mir ein Hänflingei versagen? O lieber Gott! Gieb mir die Zechine zurück: ich will Anselmo selbst bitten. Ich wollt' ihm zu Füßen fallen, wenn ich könnte: allein ich kann mich nicht regen. (Francesco giebt ihm die Zechine, und geht mit aufgehobnen Augen ab.) Anselmo! großmüthiger Anselmo! mein Bruder!

Anselmo (auffahrend). So ist's recht! Laßt die Hörner tönen am hallenden Fels!

Gaddo (sanft bittend). Anselmo! mein Bruder Anselmo!

Anselmo (rauh). Wer ruft? Hei! wer ruft denn da? wer ruft? wer ruft?

Gaddo (erschrocken). Ich wenigstens bin hier der Rufende nicht!

Anselmo. Du da auf dem Stroh, ich habe zu thun!

Gaddo (streckt die Hände aus, und legt sich seitwärts).

Anselmo. Hinweg! (er pfeift) Hinweg! in meinem Kopf sollst du mir nicht spinnen! (pfeift wieder). Hinweg, ich verbanne dich auf ewig aus meinem Kopf! (macht eine Bewegung mit der Hand) Nun, wie steht's, ihr im silbernen Gewande, unsterbliche Töchter des hohen Oceanus! haben wir das Wild? Mit diesen Nägeln will ich's zerreißen; mit diesem Gebiß will ich's zermalmen; so, so, so will ich das Wonneblut trinken! Schnaubend stürzt der Tiger vom Abhang; sie haben ihm seinen Raub entwandt; springt zischend hoch auf, wittert in den Wind, zerstiebt mit langgestreckter Klaue den Fußtritt des Schnellen im glutrothen Sand, Grimm knirscht in seinen Zähnen, Hunger sprüht heiß im Aug: umsonst, Tiger, am Bart des Jägers glänzt's! Ich will mich an diesen Abhang setzen. Durch diese Felsritze kann ich die Tigerkatzen über mir, und von dieser Höhe die Marder unter mir spähen. So will ich euch den Fang ablauschen, ihr Räuber! Meine Hühnchen nisten am Sumpf, wo der Marder mit gesenkten Ohren hinabschleicht. Weg sind sie! Stoßt in's Horn, Müßige! stoßt in's Horn! stoßt in's Horn! (singt)

Der muntre Jagdzug schwebet
In blauer Luft!
Roß, Hund, und Jäger drängt sich
Daher, dem Himmel nah!

Hab ich den Dieb? Langöhrigter! laß deine Stimme hören! (er bellt) Ho! ho! ho! Dieb, siehst du den Pudel nicht?

Gaddo. Was ist das?

Anselmo. Sei gegrüßt, Endymion. Wir haben gute Weile. Kannst du einen Wettgesang singen?

Gaddo. Ich singe wenig, Anselmo.

Anselmo. Was schadet's? Wir wollen einen Wettgesang singen.

Gaddo. Ich kann kaum reden, Anselmo! und sollte singen?

Anselmo. Singe, Träger, oder bei jenem hinabhangenden Monde! ich zerstoße dich mit dem Felsbruche!

Gaddo. Wie Anselmo, du weißt, daß ich nicht singen kann.

Anselmo. Singe!

Gaddo. Ich singen?

Anselmo. Singe!

Gaddo. Ich, der ich weinen möchte, wenn ich könnte?

Anselmo. Singe weinend! Singe!

Gaddo. Nun dann, Anselmo, ich will singen: aber mein Hals ist roh und heiser. Schenke mir, wenn ich bitten darf, ein kleines Hänflingei, wie es dir am nächsten zur Hand ist, um meine Stimme zu bereiten.

Anselmo (bei Seite). Was gilt's, dieß ist der Marder, der mir die Eier austrinkt! Durch seine Larve hindurch erkenn' ich den tückischen Heuchler! Er ist's! bei meinem Leben! Ich will ihn ausfragen.

Gaddo. Aber schenke mir's bald, Lieber! meine Stimme ist vertrocknet.

Anselmo. Gut! gut! Du möchtest also ein Hänflingei haben?

Gaddo. Ich will's nicht läugnen.

Anselmo. Oder ein Zeisigei?

Gaddo. Ach ja!

Anselmo. Hem! wäre dir nicht mit einem Hühnerei gedient?

Gaddo. Das wäre zu viel Güte.

Anselmo. Ei ja, nimm ein Hühnerei.

Gaddo. Ich danke.

Anselmo. Es ist ein frisches Ei, eins von den besten die ich in meinem Stall habe. He?

Gaddo. Weil es von deiner Hand kommt, will ich's nicht ausschlagen.

Anselmo. Ich dachte es. (Faßt ihn an der Kehle.) Räuber, bekenne mir, wie lange hast du diesen heillosen Frevel verübt?

Gaddo. Weh mir!

Anselmo. Wie viele Eier hast du mir ausgetrunken? Sieh, dein Leben ist in meiner Hand. Bekenne, wie viel?

Gaddo. Ah! Du wirst mich nicht umbringen, Anselmo?

Anselmo. Ich, Marder! ich! ich! umbringen, Marder! Dich Marder! gieb Acht, Marder!

Gaddo. Hülfe! Hülfe!

Francesco (springt zu und befreit Gaddo). Entsetzlich! Anselmo schlägt seinen Bruder Gaddo?

Gaddo. Ah! ah!

Francesco. Seinen kranken, gelähmten, verschmachtenden Bruder schlägt Anselmo?

Anselmo. (giebt Francesco unvermuthet einen Stoß um sich loszureißen).

Gaddo. Halt ihn! ach halt ihn!

Francesco. Eine eiserne Hand!

Gaddo. Nach mir sieht er hin. Trauter Francesco, halt ihn!

Francesco. Ein Luchs blickt nicht wilder. Der Apfel quer, flammicht der Stern. Und es ist Tücke darin. Wie kann Tücke in ein Auge kommen, wo das Herz so gut, so brüderlich gut ist? O mein Anselmo! Er schweigt hartnäckig.

Gaddo. Ich aber sollte singen!

Francesco. Unser Vater wird gleich hier sein; er muß dich nicht sehn. Ich beschwöre dich, Anselmo, laß mich dich entfernen, daß unser Vater dich jetzt nicht sehe. Es würd' ihn tödten!

Gaddo. Schone seiner, Francesco. Ein Marder hat ihn wider mich aufgebracht; ich weiß selbst nicht, wie. Ah! nun schaut er schon wieder um sich.

Francesco. Er erschrickt. Es dämmert in seinem Auge. O Anselmo! wo bist du gewesen, Anselmo?

Gaddo. Das ging ihm an's Herz!

Francesco. Eine mildere Röthe umzieht seinen Blick. Seine Wangen glühn. Er schmilzt, er schmilzt wirklich. Fürchte dich nicht, mein Bruder Anselmo! Sein Auge weinet. Gottlob! da stürzt die Thräne! da stürzt die Thräne!

Anselmo. Ach Heerschaaren des Himmels! Welcher Segenvollste unter euch stellt sich zwischen mein Herz und die umspannende Kralle?

Francesco. Erbärmlicher Anblick!

Anselmo. Läuft die Natur im Kreise vor mir herum? Wohin, mein Bruder?

Francesco. Dir schwindelt, armer Anselmo. Es ist alles unbeweglich um Dich her. Unser Vater kommt. Um Gottes willen theuerster Anselmo, mäßige dich jetzt, da unser Vater kommt!

Anselmo. Wie könnt' er kommen? Er lebt ja nicht mehr!

Ugolino (sehr freundlich). Ihr guten Kinder!

Anselmo (fällt ihm um den Hals und schluchzt).

Ugolino (ihn küssend). So lieb' ich euch! meine Kinder. Euch in dieser reizenden Vertraulichkeit beisammen sehn, ist Erquickung zum Leben! Warum stutzt mein Anselmo? betrachtet mich so aufmerksam?

Francesco. Das Vergnügen, mein Vater, dich so heiter zu finden —

Ugolino. Wir wollen recht heiter sein, meine Kinder. Es ist eine heitre Stunde. (Er nimmt einen Stuhl und setzt sich.) Setze dich neben mich, Francesco, und du, Anselmo. Will Gaddo auf seines Vaters Schooß sitzen?

Gaddo. Ob ich will? (bewegt sich, um hinzukommen.)

Francesco (bringt ihn seinem Vater).

Ugolino. Wir haben viel fröhliche Tage gelebt, meine Söhne. Wollen wir nachrechnen? Es wird uns schwer fallen, sie alle zusammen zu rechnen.

Francesco. Das war ein schöner fröhlicher Tag, da Anselmo geboren ward. Ich erinnere mich's recht genau. Ich war damals sieben Jahre alt.

Ugolino. Ein schöner Tag; du hast Recht, Francesco. Ganz Pisa nahm daran Theil. Die Freudenfeier und die festlichen Tänze dauerten drei Tage, und darüber.

Gaddo. Da wird was rechts geschmaust worden sein, mein Vater! War ich auch dabei?

Francesco. Du warst noch nicht geboren, Gaddo.

Gaddo. Schade!

Ugolino. Wie so still, Anselmo?

Anselmo. (Nachdem er ihn starr angesehn hat.) So bist du's denn wirklich? Nun (blickt zum Himmel) ich danke dir!

Francesco. Anselmo wähnte, daß dir nicht wohl sei.

Auch das war ein schöner Tag, mein Vater, da die Mütter, Jungfrauen und Jünglinge dir nach dem großen Siege vor die Stadt entgegen kamen.

Ugolino. Ganz recht. Ihr Zuruf im Klange der Klapperer̈ze und Trompeten machte mir warm. Aber ich wollte, daß ihr mir auch einige von euren fröhlichen Tagen hergerechnetet.

Anselmo. War das nicht ein schöner und ein fröhlicher Tag, ihr Brüder, da mich Ruggieri meinem Vater nachschickte? und —

Francesco. Und da wir, auf dem goldnen Kahne, unsrer Mutter entgegen segelten, als die dankbaren Pisaner sie im Triumphe den Arno hinaufführten bis zur Villa Gherardesca!

Ugolino. Du warst auch zugegen, Gaddo: was sagst du dazu?

Gaddo. Mir wird ganz trübe vor den Augen.

Ugolino. Genug, meine Kinder! wir haben alle viel frohe Tage gelebt. Zu bedauern ist's, daß dieß Leben nicht immer fortwährt. Man ist auf der Welt so glücklich.

Gaddo (seufzend). Ach ja! das Leben ist so was süßes!

Francesco. Das dächt' ich nicht, mein Vater! Wenn man bei'm Tausch verlöre, da ließ ich's gelten. So aber gewinnt man ja in jeder Absicht.

Ugolino. Du hast's getroffen, Francesco. Das menschliche Leben ist zwar sehr glücklich; aber das höhere Leben nach dem Tode ist doch viel glücklicher: es hat keine Abwandlungen, es ist ein höheres Leben. Ach! von Vaterhuld floß das Herz unsers Schöpfers, da er Menschen schuf. Er setzte sie in einen irdischen Garten, und bereitete ihnen den Uebergang in einen Garten des Himmels.

Francesco. Mir fällt dabei das Sterbelied unsers Schutzheiligen, Sanct Stephans, ein, wie ich's einmal von einer sehr angenehmen Stimme gehört habe.

Ugolino. Sing' es.

Francesco. (singt).

Ich soll den Lichtquell trinken
Am himmlischen Gestad!
Ach! wo das Lied der Sterne strömt,
Am himmlischen Gestad,
Da strömt ihr Silberstrom
Unsterblichkeit!
Ihn soll ich schaun! Gedank'!
Unauszudenkender Gedank'!
Ach! ich verstumme dir!

Ugolino. Du hast's gut gesungen. (bei Seite) Herunter, mein Herz! So weit war's wohl gethan, Ugolino!

Anselmo (steht vom Stuhl auf). O Licht! Licht! o Salamis, heiliger Vaterlandsboden! Heerd meiner Väter! und du, ruhmvolles Athen! und du, mit mir auferzogenes Geschlecht! ihr Quellen, ihr Flüsse, ihr trojanischen Felder! euch ruf' ich! seid mir gesegnet, o ihr meine Pflegerinnen! Dieß letzte Wort ruft Ajar euch zu: das Uebrige will ich im Elysium den Schatten erzählen.

Ugolino. Was sagst du?

Francesco. Er hat die Rolle des Ajar Telamonius im Augustinerkloster gespielt. Dieß ist nichts, als eine plötzliche Regung seines Herzens.

Ugolino. Gut; ich verlasse euch, meine Kinder. Der Morgen naht heran, und keins von euch hat noch den balsamischen Schlaf genossen. Schlaft nun wohl, ihr Geliebten. (Legt Gaddo wieder hin) Wenn wir uns wieder sehn, so — (geht eilig ab).

Anselmo. Schläfert dich?

Francesco. Freilich; aber ohne meines Vaters Segen will ich nicht einschlummern! O mein Schlaf wird ein herzerquickender Schlaf sein.

Anselmo. Mein Vater soll mich auch segnen. (Gehn ab.)

Gaddo. Mich hat er gesegnet. Dennoch könnt' ich jetzt nicht einschlummern.

## Fünfter Aufzug.

### Anselmo.

Ich bin voller Erwartung.

Francesco. Er sprach die Worte: Es ist ein Gott, meine Kinder! mit großer väterlicher Gemüthsbewegung aus; er konnte keinen Ton mehr vollenden. O mein Anselmo! du weißt nicht, warum ich unsern Vater so schnell verließ.

Anselmo. Noch warum du mir winktest, dir zu folgen.

Francesco. Umarme mich, mein Bruder, daß ich dich fest an mein Herz drücke, Geliebter! Du bist doch nun völlig wieder Anselmo?

Anselmo. Ich bin mild, wie der Honig vom Hymettus.

Francesco. Ruggieri hat mir Gift gegeben, und ich werde sterben. Mein Vater wähnte, ich hätte mich betrogen; ich wähnt' es selbst. Mein Vater soll mich nicht sterben sehen. Mein Vater hat mich zum letztenmal gesehen. Du erblassest? Was ist dir, mein Werther?

Anselmo. Githäron fällt, die erhabne Pallene zittert, und Tempe welkt!

Francesco. Noch immer diese hochfliegenden Phantome! Ach, wie quälst du mich, mein Anselmo!

Anselmo. Sprich es noch einmal aus, das geliebte tonvolle Wort. Wie war's? Sterben?

Francesco. In dieser Stunde. Daß ich euch jetzt schon zurücklassen soll, meinen niedergebeugten Vater, dich, mein Anselmo, dich, mein Gaddo (indem er Gaddo mitleidig ansieht), das, das thut mir weh. Doch, ihr Armen, ich gehe nicht lange voraus.

Anselmo. Ha!

Francesco. Anselmo, ich will dir etwas in's Ohr sagen, ehe ich sterbe. Ich fürchte unsers Vaters Stillschweigen. Er ist arm an Worten, schwer beladen mit Jammer, schwerer, als ein Mensch es vor ihm gewesen ist. Kann er seine Seele bis ans Ende behaupten, so ist er der größte Sterbliche der Erde, wie er der größte in Pisa war. Aber seine Leiden sind zu vielfach. Deswegen hab' ich gewünscht, ihn zu überleben, mein Bruder, um der Stab seines sinkenden Alters zu sein. Du bist ein Knabe von starker Seele, Anselmo! ja du bist mehr, als ein Knabe. Weine nicht, Liebster. Doch, weine nur. Ich verstehe den ganzen Sinn dieser Zähre.

Anselmo. Wie schwach ich mir jetzt vorkomme, du Goldzüngiger!

Francesco. Ein Wort sagte unser Vater: es gellt noch in meinen Ohren. Ach, Herr, bewahre mich vor Verzweiflung! So sagte unser Vater! So sagte Gherardesca! Er nannte sich den von Gott Verlassenen. Entsetzen fuhr durch meine Seele; aber ich hielt mich, daß ich nicht ausschrie. Bete für unsern Vater, Anselmo! (indem er ihm die Hand drückt.) Ich wollte dich auffordern — Nun vergeß ich, wozu ich dich auffordern wollte. Die Rede eines Sterbenden

Anselmo. Sprich nicht eines Sterbenden, ehrwürdiger Jüngling! Wie, Lichtheller, du wirst mich nicht in diesem engen Thurme, von der Welt und aller menschlichen Hülfe abgesondert, mit Gaddo allein lassen? Ueberdem ist mein Kopf zerstört. Ich schaudre, zurück, ich schaudre, vorwärts zu schauen.

Francesco. Recht so, das war's, wozu ich dich auffordern wollte. Laß Ruggieri nicht über die Seele eines Gherardesca triumphiren! Sei stärker als deine Jahre. Tritt mit Anstand in die Laufbahn. Wache über deine Vernunft! Ruggieri allein sei der Tobende, aber auch der Zähnklappernde! Er, der jetzt jauchzt, sei der Winselnde, der Kriechende, das Insekt! Stirb du deines Namens würdig, Anselmo. Stirb, daß ich dich an jenem Ufer umarmen könne, wie ich dich hier umarme. Gut! das Zittern deines Antlitzes verspricht viel! Dein stolzes Herz steigt sichtbar in deinen Mienen empor! Du bist mein Bruder!

Anselmo (fällt ihm in die Arme.) Ach!

Francesco. Meine Bitte hat ihre Deutung, Geliebter. Auch deines Vaters wegen wünsch' ich dich standhaft. Kränk' ihn nicht durch vergeblichen Kummer: er hat der Leiden genug. Laß mich keine Fehlbitte thun; gieb mir deine Hand darauf. Jetzt sterb' ich vergnügt. Ohne heilige Fürbitten zwar der Knechte Gottes! Keine Thräne fließt um mich in seinen Tempeln. Kein Edler im unedlen Pisa trägt meinen wandernden Geist auf den Flügeln seiner Andacht zum Himmel. Aber wo ihr seid, will ich sein. Auf dieser Grabinsel soll mein Geist verweilen, auf dieser schwanken Spitze hingeheftet ruhn, mit dem Winde Freudigkeit des Todes auf euch niederlispeln, bis ihr verklärt seid, wie ich.

Anselmo (Entschlossen.) Da hast du meine Hand, Kind der himmlischen Grazie, Erstgeborner des großen Gherardesca! Nimm sie, nimm sie zum zweitenmale. Er soll kriechen! er soll winseln! Ich bin eingedenk meines Schwurs, des Erstlingsgelübdes; und ich will's halten.

Francesco. Ach! deine Geister sind im Aufruhr! Sammle sie, geliebter, theurer Anselmo!

Anselmo. Rache! Rache!

Francesco. Es giebt nur eine. Verzeih ihm.

Anselmo. Wenn das Schwert meiner männlichen Hand ihn nicht erreichen kann, so treff' ihn das Gebet meiner Seele in der Todesstunde! —

Francesco. Das Gebet ihrer Großmuth und herablassenden Huld. So rächen die Beleidigten im Himmel!

Anselmo. O du! — ich kann deine Glorie nicht ertragen. Aber es sei, wie du gebietest.

Francesco. Ich fühl's, ich muß eilen. Nimm, mein Bruder, nimm meinen Abschiedskuß. Ich sollte Gaddo umarmen — Seltsam! meine Füße wollen mich nicht hintragen (lehnt sich auf Anselmo.)

Anselmo. Siehst du? ich bin stark, Francesco.

Francesco. Er schlummert.

Anselmo. Mächtig pocht das Herz des Knaben, wie meins pocht. Wie kann es pochen?

Francesco. Schon ist's seiner Wohnung zu groß. So ist Deins. Freue dich. Die Gekerkerten sind am Ziele ihrer Freiheit.

Anselmo. Wenn dies Schlummer ist, so ist's ein angstvoller.

Francesco. Die Stunde wird kommen. Fahre wohl, Unschuld! Für dich darf ich nicht beten? (macht das Kreuz über ihn.) Laß uns eilen. Jetzt! jetzt! Ich will am Sarge meiner Mutter sterben. Gute Nacht! Erde! du stiefmütterliche! (er legt sich in einiger Entfernung mit Bedacht an die Seite des Sargs. Anselmo hält ihn in seinen Armen.) Gute Nacht! Hier will ich besser ruhn. Jetzt verlaß mich! (indem er Anselmo mit der Hand winkt, wegzugehen.)

Anselmo. Nicht also! Ich habe noch nie einen Sterbenden gesehen. (nach einer kurzen Pause.) Ist das sterben? Betracht' es wohl, Anselmo! Ist das sterben? Gott sei mir gnädig!

Francesco. Er hat mich ergriffen — Gott! Gott!

Anselmo. Erbarmer! Erbarmer! Erbarmer! Noch windet der Wurm sich? Noch? Noch? Wehe mir! Sterben ist grauenvoll!

Francesco (streckt den Arm gegen Anselmo aus, und stirbt.)

Anselmo (schlägt sich vor die Brust, und entfernt sich schnell.) Er ist dahin! mit ihm meine Entschlossenheit. Sterben ist grauenvoll! Geboren werden ist auch grauenvoll! Dies Räthsel ist mir zu fein. (er betrachtet den Leichnam.) Wer nennt den Tod ein Gerippe? Ich hab' ihn gesehn: sein Fleisch ist Sehne, seine Knochen sind gegoßnes Erz. Ein vollblütiger, breitschultriger Mann. Francesco rang mit ihm, es ist wahr: aber Francesco ist der Kraftvollste der krotonischen Jugend. Francesco hat einen Stier an den Hörnern zu Boden gestürzt: allein dem erhabnen Fremdling erlag Francesco. Ich bewundre den Bau seiner Glieder. Wenn dieser Jüngling in der Schlacht gefallen wäre: welch ein Mahl für die Adler! Hier ist liebliche Speise! hier ist Vorrath! Jupiter ist parteiisch. Den Raubvögeln giebt er im Ueberfluß; Menschen darben. Husch! warum nenn' ich ihn parteiisch? Sorgt er nicht für mich, wie für die jungen Raben? Ladet er mich nicht ein? Nein, hier widersteht etwas! In meinem Herzen empört sich's, und ruft: Iß nicht Anselmo, iß nicht von diesem Fleisch. Ein guter Rath! Dis Fleisch könnte mir schaden; es ist vergiftet. Hieher winkt der Versorger. Ein offner Sarg, der einen weiblichen Körper voll himmlischer Schönheit für mich aufbewahrt! Soll ich? Glück, soll ich? Ich folge dir, Glück! Meine Zähne knirschen! Der Wolf ist in mir! Ha, verwünscht will ich sein, wenn ich dieser Weibsbrust schone! (Indem er sich über den Sarg erhebt, fällt der Deckel.)

Ugolino. Tiger! in deiner Mutter Busen wolltest du deine Zähne setzen? Du greinst? Du bist deiner Mutter Sohn nicht, du Ungeheuer!

Anselmo. Woher dieser Starke? Der Tod kann er nicht sein: er ist hager und bärtig.

Ugolino. Wenn Ruggieri dies sähe, dies hörte!

Anselmo. Er droht mir!

Ugolino. Der Mensch ist Mensch; mehr nicht, Herrscher im Himmel! deine Lasten sind zu schwer! Was hab' ich nicht erlitten! Könnt' ich, wie das morgenländische Weib, eine Marmorsäule dastehn, so wollt' ich zurückschaun! O nun beb', Erde! nun brüllt, Sturmwinde! nun wimmre, Natur! wimmre, Gebärerinn! wimmre! wimmre! die Stunde deines Kreisens ist eine große Stunde!

Anselmo. Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino. Dies Weib war deine Mutter, du mit dem dreifachen Rachen!

Anselmo. (indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlägt.) Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino. Gorgo, was hast du gethan!

Anselmo. Hunger, Hunger! Ach er wüthet in meinem Eingeweide! er wüthet in meinem Gehirne!

Ugolino. Du Gräuel meiner Augen, der du wie ein bösartiger Krebs deiner Mutter Busen zernagst!

Anselmo. Unmenschlich! o unmenschlich!

Ugolino. Wenn der Sohn mit dem Gebiß einer Hyäne am Fleische zehrt, das ihn gebar: o ihr Elemente! so sei der Krieg allgemein. Sulphurisches Feuer zersprenge den Schooß der Mutter Erde! der Abend verschlinge den Morgen! die Nacht den Tag! ewiger chaotischer stinkender Nebel die heilige Quelle des Lichts! Hebe dich weg von mir, Abart! Du triefst von dem Blute deiner Mutter! sei unstät und flüchtig! Die Rache zeichne dich aus!

Anselmo. (wirft sich auf Francesco's Leichnam.) Verbirg du mich dem Grimme meines Vaters, brüderlicher Busen! Bei den Todten will ich Schutz suchen: denn ach! die Lebenden sind furchtbar!

Ugolino. (indem er Francesco's Leichnam sieht.) Sie ist da, die feierliche Stunde! die mächtige, die prüfende, sie ist da! Nun, Gherardesca! Nun, wenn du ein Mann bist, die entscheidende, feierliche Stunde ist da! Wann ward dieser erste Ast vom Stamme gerissen? Der Schrecken hat den unglücklichen Knaben getödtet. Warum zürnt ich? O Himmel! er wußte wohl nicht, was er that. Anselmo, mein Sohn Anselmo! du ängstigest mich. Sohn des Entsetzens! ach, bist du der dritte dieser Leichname?

Anselmo (seines Vaters Knie umfassend.) Sei milde! schone, schone!

Ugolino (ihn aufrichtend.) Betrübe mich nie wieder so!

Anselmo. Nie! oder du magst mich zertreten, wie einen Scorpion. Ein reißendes Thier brüllt in meinem Eingeweide! ich will mit ihm kämpfen; kämpfen will ich mit dem reißenden Thiere! Aber ach, mein Vater! warum muß Gaddo hungern? Dich hungert nicht, sagtest du: warum soll dein Gaddo hungern? Betrachte Gaddo, mein Vater!

Ugolino. Kann ich den Hülflosen sehn, den ich nicht zu retten weiß? Lieber will ich diesen Entbundnen sehn!

Anselmo. Dieser Entbundne ist Francesco.

Ugolino. Und diese im Sarge ist deine Mutter. Zween sind hier Leichname der Todten: drei tappen noch an ihrer Grabstätte. Francesco verließ mich schnell.

Anselmo. Er starb in meinem Arme.

Ugolino. Der Großmüthige! Ich sollt' ihn nicht sterben sehn! warum sah ich ihn gestorben! Hier ist keine Erquikkung! Nirgend ein Winkel, der mir nicht einen Gegenstand des Grauens darbeut. So weit die Schöpfung reicht, ist kein Ort, von dem der Erschaffende seinen Blick abwandte, als der Ort der ewigen Finsterniß, und dieser!

Anselmo. O sieh! sieh, mein Vater! Gaddo bewegt sich herwärts. Was ist dem Kinde?

Ugolino. Daß ich mit Blindheit geschlagen wäre! mein Auge nichts sähe, mein Ohr nichts hörte. Sind alle Leiden der Erde in eine einzige Stunde zusammengedrängt?

Gaddo. (kriecht zu seinem Vater hin, dessen Zipfel er faßt.) Nur ein Brosämchen, mein Vater! nur eins, oder ich sterbe zu deinen Füßen!

Ugolino. (zitternd.) O Gott!

Gaddo. Ach, Anselmo! hilf mir meinen Vater erbitten! Der Tod sitzt auf meinen Lippen: warum soll ich Hungers sterben?

Anselmo. (den andern Zipfel anfassend, und gleichfalls knieend.) Um deiner Liebe willen, laß Gaddo nicht Hungers sterben!

Gaddo. Schier verschmacht' ich! bin doch nicht vaterlos, noch mutterlos! Gieb mir, daß dein Vater im Himmel dir's wiedergebe!

Anselmo. Da dich selbst nicht hungert, o Versorger! gieb Gaddo von deinem Vorrathe! Laß den Wolf hungern. Der Wolf mag hungern. Laß den schändlichen Anselmo hungern. Der schändliche Anselmo mag hungern. Aber o du mit der finstern Stirne! warum dieses fromme, sanftmüthige, schweigende Lamm?

Gaddo. Schon ein halber Bissen wird mir das Leben retten! ja die Hälfte eines halben Bissens wird mich retten!

Anselmo. Als der Mangel ferne von uns war, strömten die Schätze des Gottes wie ein Sommerregen herab! herab auf den gierigen Adler! herab auf das idäische Ambrosia duftende Kind!

Gaddo (indem er kraftlos zurück sinkt). Hier will ich mein Leben ausschmachten! hier auf dieser Stelle. Den Trost soll man mir doch nicht nehmen, daß ich zu meines Vaters Füßen sterbe. (mit gebrochner Stimme) Gott segn' ihn!

Ugolino. Mark und Bein kann es nicht aushalten! (er sinkt bei seinen Kindern zu Boden.)

Anselmo. Jenseits, wo sie am Styx schweben, ist die Aussicht. So pflegte unsre theure Mutter zu sagen. Jenseits ist die Aussicht!

Gaddo. Engel Gottes! der du mich hier abfordern wirst, laß ein Blümchen unter meines Vaters Füßen aufblühen! (mit schwächrer Stimme) ein geknicktes kleines Blümchen! (küßt seines Vaters Füße) so blühe mein Leichnam!

Anselmo. Getrost, schöner Sterbender! Das Leben ist der Thränen nicht werth! Was sagte unsre Mutter Ops? Sicherheit blüht nicht unter der Sense des Göttervaters! Jenseits ist die Aussicht!

Ugolino. Ihr Mütter der Kinder und Säuglinge! Ihr Weiber mit zartfühlenden Herzen; Menschengeschlecht! heult zum Mond auf! heult zu ihm auf, der höher, als der Mond ist! zu ihm, der eure Wehklage hören kann! Klagt's dem Allwissenden, daß dieß Loos ein Loos der Kinder und Säuglinge ist! Und du, blasse Bewohnerin dieses Sarges! (kniet vor den Sarg hin.) Heilige unter den Heiligen! Verklärte am Thron! wenn du auf mich herabsiehst! durchschaue die Leiden deines Ugolino!

Anselmo. Armer neugeborner Unglücklicher! umsonst! der Alte hat seine Zähne gewezt, und du mußt sterben!

Ugolino. Wenn er stirbt; wenn der Unschuldige stirbt! für eure Verbrechen stirbt! Hungers, Hungers! stirbt: o Ugolino! o Ruggieri! wo ist eine Verdammniß, die euch Grausamen, euch wider diese duldende Unschuld Verschwornen! nicht gebührt?

Anselmo. Mit Verwünschungen spricht er das Todesloos über dich aus! Aber deine gebrochnen weißschimmernden Augen reden eine Sprache! und wohl mir! daß ich sie verstehe!

Ugolino (nimmt Gaddo in seine Arme). Ich lasse dich nicht, Engel! nicht aus meinem Arme sollst du mir entschlüpfen! Ringender! willst du die Hölle auf deinen Vater ehrabrufen?

Anselmo. So! reiß ihm das Herz aus dem Leibe! Frisch! Nun hast du's! Dieß Zucken kenn' ich. Fahre wohl, schöner Knabe, fahre wohl!

Ugolino. Verderben komm über mein Haupt! (läßt Gaddo fallen, und tritt zurück.)

Anselmo. Frisch! du Vater deiner Kinder! wohlthätiger Saturnus! diesen hast du gewiß! Aber warum scheu? warum bleich und mit entstelltem Antlitze? warum wendest du deine gelben Blicke? warum nagst du deine Hände? Will er sein Fleisch von seinem Gebein abnagen, seinen Hunger zu stillen? Sieht er mich denn nicht? Ich bin ja der einzige Uebriggebliebene? Ich kann ihm nicht entschlüpfen, und ich will nicht! Er nagt an seinem Fleisch! Beim Styx! große Schweißtropfen fallen von der Stirn auf die zernagten Hände Saturns, des Niedergebeugten! Kann er mich nicht abmähen? Warum säumt er? Oder soll ich mein Fleisch ihm darbieten? So will's die kindliche Pflicht! Ich soll mein Fleisch ihm darbieten! Ich fühle mich von Mitleiden und Erbarmen durchdrungen, diesen Alten so ungewöhnlich hungern zu sehn. Ich weiß auch, was Hunger ist! Nein, ich kann's nicht ausstehn! (er hängt sich an seines Vaters Arm.) Mich! mich! mich verzehre, du eisgrauer Alter! Sieh, dein einziger Zurückgebliebener lebt! Mir laß das Verdienst, deinen Hunger zu stillen!

Ugolino (in einer Art von Betäubung). Ruggieri! Ruggieri! Ruggieri!

Anselmo. Schwer liegt die Hand des Schreckenden an meinem Nacken! Gott der Götter! Du, den ich in der Angst meines Todes — Es ist Ugolino! (er sträubt sich im Arme seines Vaters.)

Ugolino. O! hab' ich dich so in meinen Armen! Schuppichtes Ungeheuer! hab ich dich endlich in meinen Armen! Nun winde dich, Hyder! umflicht meine Schenkel! umflicht meine Arme! Gherardesca soll mit männlicher und mit vernichter Faust auf dich treffen! Schuppichtes vielköpfiches Ungeheuer! Siehst du? ha! siehst du? ha! siehst du?

Anselmo (flieht).

Ugolino (streckt den Arm nach ihm aus und schlägt ihn zu Boden). Also treffe dich —

Anselmo (jammert in seinem Blute).

Ugolino. Der Sterbenden Geschrei! der Kinder Wehklag' im Leichengefild! das Gewinsel der Weiber und ihrer Säuglinge! o Sieger Ugolino! Alles wieder still! Kein Hauch mehr in der Luft! Keine Kühlung um meine Schläfe! und mir ist besser! Doch meine Augen sind mit Blindheit geschlagen! Wo find' ich meine Laute?

(Nachdem er einige Griffe auf der Laute gethan, wird eine sanfte traurige Musik gehört.)

Ist's Ruggieri, der Leichenbestatter? Diese Harmonien schweben nah um den Hungerthurm. Oder seid ihr's, ihr wenigen Rechtschaffnen, die ihr unter Ugolino's martervollem Kerker weinet?

(Die Musik fährt fort.)

Francesco ist am Gift gestorben, sagst du? was ist's mehr? Wär' er vom Schwert, vom Dolch, vom Beil gestorben, würd' er weniger todt sein? Lern' es, mein Sohn! Vergiften, Ermorden, Hinrichten ist ein heiliges Vergnügen: es ist ein bischöfliches Vergnügen! Wie ist das? Bin ich hier allein? Wer dieser Jüngling an der blutigen Mauer?

(Anselmo schreit, da sein Vater sich ihm nähert. Dieser fährt voll Entsetzen zurück.)

Verflucht sei das Weib, das mich gebar! Verflucht die Wehmutter, die das Wort aussprach: Der Knabe lebt.

Anselmo. Nur verzehre mich nicht, du hungernder Vater! nur mich Lebenden nicht!

Ugolino. Und hab' ich — O Furchtbarster in deiner Rache; hier liege, Mörder! (er wirft sich heftig neben Anselmo hin) Hier weihe dich der Erde auf ewig!

(Er spreizet seine Arme über den Boden aus. Die Musik fährt fort.)

Anselmo! (wehklagend) einst mein Anselmo! einst Freude und Labsal meiner Augen! Dein Vater ist's, der dich in's frühe Grab sandte. Die Klage des Mörders eilt von einer Leiche zur andern. Fluch ihm! Sie wird's ewig!

Anselmo. Dich, Hungertod, werd' ich nicht sterben. Heil ihm!

Ugolino. Auf mich rausche daher! Hungertod daher! Ich bin müde und Lebenssatt! Hier sollst du den morschen Gebeinbau finden. Hier zerstieb' er, bis die Gerichtsposaune diesen Staub, und diesen, und diesen erweckt! Hier vermisch' er sich mit der Verwesung der Unschuldigen, die hier, hier, und hier, und hier um mich her zerstreut liegen! Und Pestilenz, Pestilenz, du Verwesungsluft der Gherardesca's! sei jedem Pisaner, der dich eintrinkt! Mit diesem Vermächtniß —

Anselmo (indem sich die Musik entfernt).

Wonnegesang! Wonnegesang!
Ist am Ziel dann nicht Vollendung? *)
Nicht im Thale des Tod's Wonnegesang?

Ugolino. Ich hebe meine Augen zu Gott auf! Meine zerrißne Seele ist geheilt. Mit diesem Vermächtniß — mit diesem Vermächtniß — Himmel und Erde! eines Verhungernden! langsam, langsam, unter jeder Gewissensangst! Was? Tage und Nächte lang angestarrt von jenen weit offnen Augen deiner Erschlagnen und auch Verhungerten? was? Nein! nein! nein! bei allen Schauern des Abgrundes! nein! Ich will es nicht aushalten! beim allmächtigen Gott! ich will nicht! (er hebt sich gählings, wie um gegen die Mauer zu rennen) Du im Himmel! (fährt aber plötzlich zurück) Ha! (mit zum Himmel gehobnen Augen) Mein Herr und mein Richter! Ha, Ugolino! noch lebst du! noch — lebst du! klein zwar nun, und nun dir verächtlich, und nun unwürdig des Prüfungstodes! Aber ich lebe! Schwur ich's? bei dem allmächtigen Gott schwur ich's? O Schwur, wie ihn nie die Verzweiflung geschworen hat! Drei Tage dieser Dämmrung, Ugolino! drei Nächte dieser Dämmrung! Diese Felslast auf meinem Herzen? sie nicht abwälzen? Ja, es ist schwer! Oder Jahrtausende jenseits in der Finsterniß der Finsternisse? Jahrtausende lang an allen Wänden aller Felsen meine Stirne zerschmettern? Wehe mir! in jeder schamvollen Erinnerung meiner unsterblichen Seele sterben? und wieder leben? und wieder sterben? Ach! es ist graunvoll! Jahrtausende lang in der schwarzen Flamme des Reinigers? und neue Jahrtausende lang? und vielleicht eine Ewigkeit lang, hinzitternd vor dem furchtbaren Antlitze des Rächers? Und wie würde der mitverdammte Pisaner die Zähne blöcken! Wie würde der Mitverdammte die Zähne blöcken! Vergieb mir! vergieb mir, o mein Richter und Erbarmer! vergieb mir! Sind nicht meine arme unschuldige Kinder gefallen? Armer Gaddo! da wand er sich! da umher liegen die Leichname! armer Francesco! und meine Gianetta! meine Gianetta! und — und — (mit erstickter Stimme) Sie murrten nicht! So hingebeugt der Verwesung! So sie! Kein Murren in ihrer Seele! Ah! was wär's wenn sich der Verbrecher empörte!

(Er weint bitterlich, und verhüllt sich das Haupt. Die Musik wird klagender.)

Eine unmännliche Thräne (in edler Stellung) Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? Oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? Oder kannst du ihn meistern auf Erden?

(Die Musik endigt erhaben.)

Ich will meine Lenden gürten, wie ein Mann. Ich hebe mein Auge zu Gott auf. Meine zerrißne Seele ist geheilt. Mit dir, Hand in Hand, du Nahverklärter! (Anselmo umfassend) Und dann seid mir gepriesen, die ihr diesen Leib der Verwesung hinwarft! Ganz nahe bin ich am Ziel.

*) Aus einer Strophe von Klopstock

## Georg Friedrich Konrad von Gerstenbergk,

als Schriftsteller Friedrich Müller genannt, ward im Jahr 1780 zu Ronneburg geboren, wo sein Vater, der Herzogl. Sachsen-Altenburgische Justizrath Müller, lebte. Später, von seinem Oheim adoptirt, nahm er den Namen von G. an. Er studirte die Rechte in Jena und Leipzig, wurde anfangs Advocat, dann Syndicus in seiner Vaterstadt, trat jedoch 1812 in Herzogl. Sachsen Weimarische Dienste und stieg bis zur Würde eines Kanzlers der Landesregierung zu Eisenach. — 1836 nahm er Kränklichkeits halber seinen Abschied. —

Er gab heraus:

Kaledonische Erzählungen. Tübingen 1814.
Phaläncn. Leipzig 1817.
Einzelne Erzählungen in Almanachen u. s. w.

Als Erzähler, besonders im Fach der sentimentalen Klasse dieser Gattung, hat v. G. Vorzügliches geleistet, und seine kaledonischen Erzählungen verdienen eine weit größere Verbreitung als sie gefunden haben, da sie sich durch Gedankenreichthum, Innigkeit der Empfindung, Phantasie und eine an das Herz redende Sprache auszeichnen. — Weniger glücklich ist er in seinen lyrischen Gedichten, in welchen der Gedanke zu oft durch die Form und den Ausdruck beeinträchtigt wird.

---

### Raguhild und Audna*).

#### Geschichtliche Sage.

Noch über den schottischen Hochlanden liegt nördlich eine Gruppe von Inseln, die, wild wie ihre westlichern Schwestern, die Hebriden, doch weniger Naturschönheiten bieten, als diese, und daher fast nicht besucht werden. Herabgesunken zu ziemlich verödeten Eilanden, abhängig von der, nun selbst dienstbaren, schottischen Krone, wird man bald ihren Namen nur noch bei den Geographen finden.

So war es nicht immer. In jenen grauen Zeiten, wo überhaupt der höchste Norden an Macht wie an Poesie so reich war, als wir nur zum kleinsten Theile es wissen, behaupteten diese Inseln ihre Freiheit oft gegen die mächtigsten Invasionen schottischer, selbst norwegischer Könige. Schon ihr Name Orkaden, der in das hohe Alterthum reicht, bezeichnet ihre einstige Kraft. Orca bedeutet im Alt-Dänischen: Stärke: ans aber im norischen Dialekte: Insel. Diese Orkneys verlieren sich bei den alten Geschichtschreibern unter den, rings um Großbritannien gelegenen, Inseln, welche von den Britten der alten Zeit, den Karthagern, oder, was noch ungewisser ist, von einer griechischen Kolonie zu Marseille aufgefunden seyn sollen. Pomponius Mela**), Isidor, Plinius***), und Tacitus†), aber nannten sie schon bestimmter. Spät erreichte sie die römische Universal-Gewalt††), früh schüttelten sie das italische Joch ab. Piraten und Flüchtige von den nahen Küsten bevölkerten sie und eine dunkle Spur scheint darauf zu deuten, daß ihre Priester und Sänger von Irland kamen†††).

Noch besitzen diese Inseln Ruinen, die man Picts-houses nennt, völlig ähnlich denen bei Drontheim. Ueberall begegnen dem aufmerksamen Auge Spuren aus den Zeiten des Paganism. Wunderbar hoch aufgerichtete Steine ohne Inschriften und Zierde, die den öden Haiden und Bergen das Ansehen eines ungeheuern Kirchhofs geben, stehen noch da; theils einzeln, theils in Reihen, der Zeit zum Trotz. In den Hügeln, den Gräbern ihrer Helden, finden sich Urnen und Waffen der Verehrer Odins und der Namen dieses Gottes hat sich bis jetzt im Lande erhalten durch mehrere örtliche Benennungen*).

Es schien mir nicht uninteressant, bei der Geschichte und den Sagen dieser Inseln zu weilen. Vorzüglich aber zog mich das Geschick zweier Frauen an, welche in grauer Zeit hier herrschten. Um verständlicher darzustellen, führe ich zurück auf die Geschichte der Eilande unter den Grafen, aus dem norwegischen Stamm der Ronalds.

Frei und glücklich lebten die Orkader des neunten Jahrhunderts ein einfach-stilles, ruhiges Hirtenleben, als der nordische Eroberer Harald Harfager seine siegreichen Waffen bis zu ihrem fernen, friedlichen Aufenthalte trug. Das große Norwegen, welches er durch glückliche Kriege mit seinen Nachbarn bald ungetheilt besaß, war ihm zu klein. Er rüstete eine Flotte und landete nach mancher Eroberung auf den Orkaden**). Er brachte den Zwist auf diese stillen Eilande, wußte die Meinungen der Volks-Häupter zu entzweien und bald folgte Zerstörung, Verzweiflung, Knechtschaft. Was die Sklaverei nicht tragen konnte, floh westwärts, doch Harald Harfagers eiserne Hand erreichte auch diese Asyle. Als es nichts mehr zu rauben, zu verwüsten gab, rastete er nicht länger auf den Orkaden, doch um die gemachte Eroberung zu sichern und Ruhe in der unterworfenen Provinz zu erhalten, ernannte er einen seiner Vasallen zum Herrscher dieser Inseln. Ronald, Graf von Merca, war sein Name, sein Geschlecht eins der edelsten, seine Anhänglichkeit an den König erprobt. Von dieser Zeit an wüthete auf den Inseln ein ewiger Kampf zwischen diesen Grafen von Orkney und der Krone Norwegen, den orkadischen Earls (Grafen) und ihren Vasallen unter sich, zwischen Erben und Usurpatoren, den Pickten auf den Orkaden und in Schottland.

Ronald hatte zu schöne Besitzungen, zu theure Angehörige in Norwegen, er war zu sehr gewöhnt an das prächtige Hoflager, als daß ihn der stille Grafensitz auf Orkney fesseln konnte, wie unbedingt er auch hier gebot. Er gab daher die Herrschaft der Orkaden seinem Bruder Sigurd, reiste ab und bewog den König, daß er Sigurd zum Grafen bestätigte. Doch bald ward dieser ermordet, dessen Sohn, Gottorm, starb schnell nach und Ronald, an den die Grafschaft zurückfiel, sandte einen seiner Söhne zum Herrscher der Orkaden. Hallad war sein Name; doch er hatte vom Vater keine der Herrscher-Tugenden empfangen. Indolent und furchtsam zog er sich zurück auf das entlegene Rousay. Gleichgültig blieb ihm der Zustand der Unterthanen, thatenlos sah er den Räubereien fremder Piraten zu.

Als nun die Inselbewohner ihre beste Mannschaft bei diesen Kämpfen fallen, ihre Frauen und Reichthümer fortschleppen und bei all diesem Elende sich von dem nicht beschützt sahen, der wider ihren Willen sie zu beherrschen gekommen war, hielten die Männer von Orkney jene Indolenz für Einverständniß mit den Fremden und zwangen Hallad, zurück zu kehren nach Norwegen. Sein Vater, entrüstet, seinen Stamm durch Hallads Feigheit beschimpft zu sehen, rief seine übrigen Söhne vor sich und fragte sie: welcher unter ihnen den Platz ausfüllen wolle, den Hallad so schimpflich verlassen hatte? Zwei derselben wetteiferten um den Vorzug, die Ehre des Namens herzustellen. Einer, Rollo genannt, auf dem des Königs Zorn lag, segelte auf der Stelle nach den westlichen Inseln, wo sich die Blüthe des von Harald vertriebenen Adels gesammelt hatte. Gleich durstend nach Ruhm, wie nach Rache, folgten die Flüchtigen Rollo mit Freuden aus ihrer thatenlosen Verbannung zu einer Unternehmung auf ferne Küsten. Der Zug ging nach England, welches damals die Ketten der Dänen trug. Anstatt Beute und Ehre, die sie suchten, fanden sie aber hier, ganz unerwartet, die Britten versammelt unter den Fahnen Alfred des Großen, der eben aufgestanden war, um das Land aus den Händen seiner fremden Tyrannen zu retten. Er schlug die Norweger, wo er sie erreichte, und eilig suchten diese eine Küste, wo kein Alfred noch gekommen war. Sie fanden sie in Frankreich. Hier saß Karl der Einfältige auf dem Throne. Rollo ging die Seine hinauf, nahm Rouen, zwang den König, ihm mit seiner Tochter Gessa die Provinz Neustrien zu geben und wurde somit der erste Herrscher der Normandie. Orkney war ihm nun zu klein, er entsagte ihm, und Einar segelte dahin, um es zu erobern. Natürlicher Sohn von Ronald, entzog ihm der frühe Verlust eines Auges und eine unangenehme Gestalt die Liebe des Vaters, der seine Ent-

---

*) Aus Friedrich Müller's Kaledonischen Erzählungen. Tübingen 1814.

**) Lebte unter Klaudian, und nennt 30 orkadische, 9 ämodische (Shettlands) Inseln.

***) Setzt noch 10 Orkaden hinzu und erwähnt zuerst der Häbuden.

†) incognitas ad id tempus insulas, quas Orcades vocant, invenit, domuitque.

††) Littora juverna promovimus et modo captas Orcades. Juvenalis.

†††) Pinkerton Introd. Hist. Scot.

*) Odinswik, Odinsear.

**) Mallet Einleitung in die Geschichte Dänemarks.

fernung gern sah. Unglück hatte ihm Erfahrung und Stärke des Geistes und Körpers gegeben. Er reinigte die Orcaden von Räubern, schützte ihre Bewohner vor äußerer Gewalt, gab ihnen Gesetze und Frieden im Innern, erklärte, daß er auf Orkney leben und sterben, nie in sein Vaterland zurückkehren wolle.

Die Orkader hörten auf, den Fremden zu hassen und verehrten ihn bald wie eine schützende Gottheit, als er auf diesen nördlichen, vom Holze entblößten, Eilanden den Gebrauch des Torfes lehrte, der sie nun schützte vor der Kälte. Er empfing vom Volke den Zunamen Torfeinar und die Barden erhoben ihn durch Gesänge, die zum Theil noch leben in der Tradition.

Der Ruf von dem blühenden Zustande der Orkaden, vom Ruhme ihres Herrschers, erreichte selbst Norwegen. Die Söhne des Königs, die eben in das Alter der Mannbarkeit getreten waren, fanden, daß solche Gewalt, solches Glück dem königlichen Stamme mehr gebühre, als der Familie des Vasallen Roland. Sie drangen in ihren Vater und bald empfingen sie die gebetene Erlaubniß, Einars friedliche Eilande mit dem Schwerte anzufallen. Die Unternehmung sollte so heimlich und schnell ausgeführt werden, als man sie beschlossen hatte. Die Prinzen überfielen daher zuerst den Greis Ronald auf Norwegen, erschlugen ihn und bemächtigten sich seiner Besitzung. Dann segelte einer derselben, Halfdan, schnell nach Orkney, um Ronalds Sohne den Herrscherstab zu entreißen, der längst der Gegenstand habsüchtiger Sehnsucht geworden war. Halfdan landete ohne Widerstand, denn der Graf war keines Ueberfalls gewärtig. Dieser verließ klug seine Residenz, zog sich zurück nach Caithneß, vereinigte seine Macht und wartete ruhig auf einen günstigen Augenblick. Halfdan drang vor und viel Orkneyer, — ob aus Wankelmuth oder Furcht vor dem siegenden, grausamen Eroberer — sammelten sich unter seinen Fahnen. Was treu hielt zu Einar Torfeinar, mußte sterben, kam es in Halfdans Gewalt, und bald ließ er sich zum Herrscher ausrufen, nicht zum Grafen — dies war ihm zu gering — sondern zum König der Orkadischen Inseln. Das Glück, welches ihm zu folgen schien, stürzte ihn bald in übermüthige Sicherheit. Was vor der Grausamkeit Halfdans floh, verstärkte Einars kleines Heer und die Treuen benachrichtigten ihn von jedem Ereignisse in dem eroberten Theile von Orkney. Die Priester erhöhten seinen Muth, Odin war diesen erschienen und hatte ihnen Sieg für Opfer versprochen. Liebe für Religion, Herd, Weib und Kind entflammten die wenigen Getreuen, und als Halfdan den glücklichen Erfolg mit Schwelgen feierte und vom Heere der Norweger Alles schlief, was nicht mehr trank, brach Einars Schaar, geführt von begeisterten Barden, herein in Halfdans Lager.

Wenig konnte entfliehen, fast Alles wurde erschlagen. Halfdan entkam; eine Felsenhöhle barg ihn vor dem mit Recht erzürnten Feinde, doch nicht lange. Hunger trieb seine wenigen Gefährten, Nahrung zu suchen. Sie wurden einzeln gefangen und einer derer, die abgefallen waren von Einar in der Zeit der Noth, bewies jetzt im Elende dem Königssohn nicht mehr Treue. Er verrieth die Höhle; man fand Halfdan bleich, ermattet vor Hunger und Gram. Der Findenden Jubel kündigte ihn im orkadischen Lager an, und die Priester forderten ihn zum Opfer. Als Torfeinar hörte, daß Halfdan es sey, von dessen blutigen Händen sein grauer Vater gefallen war, übergab er ihn den Priestern und diese opferten den vierwöchentlichen Orkaden-König unter schauderhaften Zeremonien ihrem Odin, dem sie zum Dank für den Sieg die Adern des Zerstückten am Odin-Steine*) darbrachten. Ein Gesang zu dem Feste, 890 gedichtet, ist in der Orkneyinga Saga erhalten worden und sagt: daß die Schicksals-Schwestern den Manen Ronalds die Reste Halfdans zum Sühnopfer bringen.

Nicht sobald hatte der Ruf den unglücklichen Ausgang von des Geopferten Unternehmung nach Norwegen gebracht, als Harald die Grausamkeit Einars zu strafen, den Tod des Sohnes zu rächen beschloß. Mit überwiegender Macht landete er auf Orkney. Abermals zog sich der Graf nach Caithneß zurück. Der nachfolgende König stieß überall auf Spuren der Verwüstung und Grausamkeit. Fragte er, so rührten sie von seinem geopferten Sohne her. Das minderte seinen Zorn, seine Rach-Begierde; er ließ sich auf Unterhandlungen ein und forderte 60 Mark Goldes zur Sühne für den getödteten Halfdan. Der Graf sandte das Geld aus eigenen Mitteln und nahm zur Entschädigung pfandweise die Ländereien seiner Vasallen, welche ihren Antheil nicht zahlen konnten. Mit Gold gesättigt, zog der König ab und die Inseln erlebten nun eine Reihe ruhiger, glücklicher Jahre, bis der weise Einar im hohen Alter starb.

*) Er steht noch auf Shapinsay, einer der Inseln.

Die zwei ältesten Söhne, Arnkel und Erlend, erhielten jetzt die Grafschaft, doch bald sehnten auch diese sich nach Ruhm und Krieg. Der Tod von Harald Harfager hatte den bürgerlichen Krieg in Norwegen aufgeregt. Man stritt sich blutig um seine Krone, und der Prinz Eric Blodor mußte aus dem Reiche fliehen. England nahm ihn auf, doch bald verjagte es ihn wieder. Er schloß nun mit den zwei Grafen von Orkney Bündniß, um sich zu rächen. Diese ließen eine solche Gelegenheit, sich zu waffnen, nicht vorüber, landeten mit Eric Blodor in England und fielen mit ihm in einer Schlacht, einer an des andern Seite, den Tod der Helden.

Der dritte Bruder, Thorfin Hausakliufurs, folgte in der Grafschaft, und wie Einar der Romulus der Orkaden war, so wurde dieser Graf der Numa derselben. Er ward begraben in Ronaldsay unter einem Hügel, damals Haugagerdium, jetzt How of Hoogsay genannt. Lange, ruhig und still war seine Regierung, die Geschichte weiß nichts von ihr, als daß sie glücklich war. Desto mehr Stoff bieten seine unglücklichen Söhne, Arnsin, Havard, Hlodver*), Liot, Sculius, und die Epoche ihrer Regierung umfaßt die Zeit, wo jene Frauen, deren der Eingang gedachte, hervortraten aus dem Dunkel der mythen-gleichen Geschichte.

Jener Eric Blodor war bestimmt, den Herrscher-Stamm der Ronalds auf den Orkaden auszutilgen. Nicht genug, daß die zwei tapfern Brüder Arnkel und Erlend ihr Leben für ihn in England verloren, auch des dritten Bruders Söhne, obschon fünf an der Zahl, fanden Unglück und Tod durch seine Tochter Raguhild, die Helena der Orkaden.

Der älteste Sohn Ronalds, Arnsin, warb um sie. Raguhild war ihm wenig gewogen, doch die Herrscher-Krone, welche er trug, reizte ihre Jugend und so reichte sie ihm die Hand. Aus ihren blauen großen Augen strahlte ein herrlicher Geist und sie waren von so hoher Schönheit, daß Niemand widerstand, wer sich nahte. Havard, des Grafen zweiter Bruder, theilte dies allgemeine Loos. Er kam als der fremden Norwegin bittrer Feind, doch er war ihr Sklav von dem Augenblicke an, wo sie ihm in der väterlichen Halle freundlich entgegen trat. Sein wildes Gemüth kannte keine Grenze dessen, was er durfte; mit ganzer Gewalt überließ er sich einer Neigung, die schnell zur ungezügelten Flamme emporloderte und bald bemächtigte sich Locke**) seiner Sinne. Nicht leben wollte er fortan ohne den Besitz der Gräfin, die sein Flehen um Liebe mit einem Stolze zurückwies, der ihn ungewiß machte: ob Pflicht, oder Mangel einer Grafenkrone ihm im Wege stehe. Bald mußten die brüderlichen Gefühle einer Leidenschaft weichen, die unaufhaltsam vorschritt und Alles nieder trat, was sich entgegen setzen wollte. Der Graf ward das Opfer. Er endete schnell und gewaltsam. Verdacht fiel auf Havard, doch Niemand zieh Raguhild der That; sie hatte nicht Theil an dem Frevel, der Havard zur Grafenkrone verhalf. Raguhild ward später seine Gemahlin, doch schien auch diese Ehe ihr gleichgültig, wie es Arnsins Tod geblieben war. Als Havards Leidenschaft kühl wurde durch Besitz, regte sich in nächtlichen Stunden nicht selten das Gewissen. Der blutige Schatten des Bruders stieg oft aus seinem Todtenhügel zu Murkle und scheuchte Havard vom Lager, welches er sich furchtbar gebettet hatte. Er suchte durch strenge Uebung seiner Herrscher-Pflicht, durch Opfer zu büßen. Umsonst. Schwarze Ahnungen, düsterer Sinn empfingen ihn und der Genuß des errungenen Besitzes erhöhte seine Schwermuth. Dies stieß auch die Gräfin von ihm ab, und ihr heftig aufwallender Sinn fand sich lästig beengt in dem alten Schlosse, dessen Mauern der Graf nur verließ, um auf die Jagd zu gehen. Kaum zwanzig Jahre alt, ohne Liebe, ohne Freuden, stand sie allein. Da nah'te ihr Liotus, der vierte, jüngere Bruder ihres Gemahls, im ersten Schmuck der Jugend. Seine Haare glichen dem Amethyst***) an Farbe, seine Augen der Bläue des Himmels, seine Gestalt den Tannen des Waldes im Gebirge, und ausgestattet mit jeglicher Schönheit und kriegerischer Tugend, überstrahlte er an Glanz alle Edle seines väterlichen Hofes.

Eben kehrte er zurück von einer langen Fahrt nach feindlichen Küsten, und schon war für das nächste Frühjahr ein neuer Zug beschlossen, doch der Winter auf des Bruders Schlosse fesselte ihn hier auf immer. Ihm war in der Gräfin das Licht seines Lebens aufgegangen und, wie jede noch reine, jugendliche Seele, machte diese Liebe ihn nur besser, tapferer, edler. Er war auf Jagden, wie zu Hause, der Schatten Ra-

*) Auch Laudver (Ludwig).

**) Die fast einzige böse Gottheit der nordischen Mythologie.

***) Die nordischen Sänger verglichen die Farbe des Haares ihrer gepriesenen Schönheiten oft mit der Farbe dieses Edelsteins, welche nicht blos violett ist, sondern oft ganz ins Weiße fällt.

guhilds. Kein Wunder, wenn die Augen dieser bald mit Wohlgefallen auf Liot ruhten. Beide waren nur glücklich, wenn sie sich sahen, doch kein Laut verrieth ihre Wünsche. Auch Raguhild liebte jetzt wahr und ihre Seelen befleckte kein unreiner Gedanke. Zwischen ihre unschuldigen Freuden trat nun der Graf wie ein finsterer Geist. Auch sah dieser bald, wie sehr Liot die Liebe Raguhilds besitze, die ihn nie beglückt hatte, und als einst auf der Jagd der Geliebte sich mit höchster Gefahr des Lebens einem Rudel Bären entgegenwarf, die Raguhild anfielen, ließ er im stillen Grimm Liot allein kämpfen. Der Tapfere warf zwei der wilden Thiere nieder, die andern flohen. Jetzt aber wandte sich Liot und überhäufte den Grafen mit Vorwürfen. Der Graf rief: er werde dem nicht beistehen, den er hasse auf den Tod. Ein heftiger Streit folgte; beide warfen die Lanzen, Liot traf, Havard sank, und rufte sterbend: ich sinke wie du Arnsin, doch Liot wird sterben wie ich. Der Streit fiel vor zu Stennis, auf der Stelle, die noch jetzt Havardztugar (Havards Mord) heißt.

In jenen Zeiten war ein solcher Kampf nicht Verbrechen. Der Sieg entschied für das Unrecht des Gefallenen, und so sah das Volk ruhig zu, wie späterhin Raguhild Liotus Gemahlin ward. Die Orkneyer huldigten ihm als Grafen ihrer Inseln, obschon Hlodver älter war. Dieser befand sich gerade in Irland; doch desto lauter sprach der jüngste Bruder Sculins über die That. Er argwöhnte, sie sey Folge des bösen Vorsatzes und Grafschaft und Wittwe Eigenthum eines Bruder-Mörders. Nicht lange genoß Liot daher der Ruhe. Sculius ließ ihn wissen: er komme, um den gefallenen Bruder zu rächen an Raguhild und ihm. Mehr mochte es jedoch des Sculius hohem, aber ehrsüchtigem Gemüthe um die Grafen-Gewalt seyn, und damit er diese desto sicherer erlange, ging er nach Schottland, nahm die Grafschaft der Orkaden zum Lehn vom schottischen Könige, der kein Recht sie zu vergeben hatte, und landete mit einer beträchtlichen Hülfs-Macht in Caithneß. Hier fand er viel Anhänger und bald sah ihn Orkney mit einem großen Heere. Doch auch Liot war nicht säumig gewesen, Sculius genau von ihm beobachtet worden. Er kannte dessen Bewegungen durch Kundschafter, und was in Orkney Waffen tragen konnte, war aufgestellt, um es zu vertheidigen. Wohl wußte er, daß er Alles zu verlieren, nichts zu gewinnen habe und so bot er Frieden an, den der zürnende Bruder mit Verachtung von sich wies. Eine Schlacht folgte. Von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit. Endlich siegte das Feldherrn-Talent des Liot; Sculius mußte fliehen, woher er gekommen war. Der Graf verfolgte ihn, doch früher, als dieser die erschöpfte Macht zum Nachsetzen gesammelt hatte, war Sculius schon auf Caithneß. Auch hieher zog der Graf schnell nach, aber ehe er den Geschlagenen zu einem zweiten Treffen bringen konnte, hatte dieser frische Hülfstruppen von Schottland erhalten. Beide Heere beseelte ein ungewöhnlicher Muth, beide Feldherrn waren von erprobter Tapferkeit, und wenn Sculins seinen Bruder an dieser vielleicht noch übertraf, so siegte allein des letztern überwiegender Geist im Anordnen und Leitung der Schlacht. Durch jene Hülfstruppen verstärkt, verließ Sculius seine Höhen und es kam in den Thälern von Caithneß zu einer zweiten Schlacht, die so mörderisch war als entscheidend. Ehe sie begann, durchritt Liot die Reihen und befahl seinen Truppen auf das Strengste: ruhig zu stehen, die Angriffe der Feinde, ohne vom Platze zu wanken, mit Kälte abzuschlagen; wenn sie wichen, sie nicht zu verfolgen und erst dann mit dem höchsten Ungestüm auf sie zu stürzen, wenn sie erschöpft wären vom wiederholten Angriff. In jener Zeit kannten die Pickten fast nur den Kampf des Mannes gegen Mann, die Stärke entschied allein und ihre Schlachten waren, wie alle Angriffe ungeregelter Krieger gewöhnlich sind. Um so größer erscheint Liot, der zuerst Regeln in die Gefechte der Seinigen, Ordnung in ihre Reihen brachte. Die strenge Disziplin, die er handhabte, verschaffte seinen Befehlen unbedingten Gehorsam. Sein Heer hielt in geschlossener Ordnung den ersten gewaltigen Angriff ruhig aus, ein Wort von ihm fesselte es an seinen Platz, als es dem zurückziehenden Feinde doch folgen wollte und machte es erst dann mit aller Kraft auf Sculius und seine Schotten stürzen, als diese ihre besten Kräfte auf fruchtlose Angriffe bereits gewendet hatten und nun den Ungestüm der Schaaren des Liot zu ertragen nicht vermochten. Liots Auge war überall und auch sein Arm. Er erfüllte mit den Pflichten des Anführers die des gemeinen Soldaten, unwiderstehlich drang er vor, schlug, verfolgte. Auch Sculius, angefeuert durch die Hoffnungen, die er mit dem heutigen Tage alle zu verlieren in Gefahr war, that seiner Seits Wunder der Tapferkeit, bat, ermahnte, sammelte, griff wieder an, und als er sah, daß Alles verloren sey, beschloß er: nicht unterthan zu seyn dem glücklichern Bruder, sondern zu sterben im Kampfe um das väterliche Erbe und für die Rache der geopferten Brüder. Er sammelte noch einmal, was er konnte, rief seine Getreuen an: einen ehrenvollen Tod vorzuziehen der Schande der Flucht. Sein Barde stimmte an den Todesfang und so kämpften seine Wenigen gegen Liots ganzes Heer, bis der Tag sich neigte. Da fiel endlich der heldenmüthige Sculius. Seine Treuen nahmen ihn in die tapfere Mitte. Einer nach dem andern sank auf die Hügel der im Tode noch schützenden Waffengenossen und spät erst der letzte, Sculins Barde, die Seele des siegenden Liotus weihend den rächenden Schwestern.

Und diese zögerten nicht lange. Die Schotten, welche flüchtig aus jener Schlacht ihre heimischen Berge errreichten, konnten den Schimpf nicht vergessen. Sie stellten ihrem Könige vor, daß ihre zu Tausenden auf Orkney gefallenen Brüder nur Ruhe finden könnten, wären sie gerächt; daß Liotus Macht gebrochen werden müsse, sollte er nicht selbst Schottland fürchterlich werden. Mit noch größerer Zahl fielen sie nun auf Orkney und der Bruder des Thans, welcher in der letzten Schlacht, die Schotten führend, neben Sculius gefallen war, verband sich mit hundert edlen Jünglingen, Liot im Treffen zu suchen, zu tödten.

Dieser hörte furchtlos, was da kommen würde, denn das unbedingte Vertrauen, die Anhänglichkeit seiner Krieger versprach ihm Schutz, nicht weniger verließ er sich auf seinen Arm. Desto ängstlicher war Raguhild. Sie beschwor ihn, das Treffen zu meiden, denn, kinderlos, stand sie ohne ihn allein, und das Volk haßte sie, die Fremde, die — wiewohl schuldlos — den innern Krieg gebracht hatte in dieses Eiland. Auch hegte sie Mißtrauen gegen die tiefe, theilnahmlose Stille, in welcher der ältere Bruder ihres Gatten, sie meidend, an dem westlichen Ende von Mainland zu Birsa*) lebte. Wie Liot, ihren Bitten taub, dennoch beschloß, seine Orkneyer gegen die Schotten selbst zu führen, nahm sie eine Rüstung und begleitete ihn. Er konnte sie nicht davon zurückhalten, wie sehr er auch in sie drang. Als es zur Schlacht kam, befahl er Tullach, einem Anführer seiner Garde, mit einem Trupp Tapferer seine Gemahlin zu schützen. Auch diesmal siegte er, doch die hundert Schotten, die sich dem Rache-Tod geweiht hatten und Liot in der Mitte der Garde vermutheten, stürzten auf Tullach und seine Schaar. Hier war Widerstand unmöglich; Tullach, der mit seinem Leben für das der Raguhild zu haften gelobt hatte, bezahlte dies Versprechen mit seinem Tode; was nicht fiel, floh, und Raguhild ward in glänzender Rüstung von den Schotten jubelnd davon geführt. Geschlagen selbst, glaubten sie sich Sieger, im Wahne: der Gefangene sey Liot; doch dieser erreichte sie, verfolgend, als er mit Blitzesschnelle herbei kam, Raguhild zu retten. Als diese Liot heransprengen sah, rief sie in der Angst seinen Namen und daß er sie lassen, sich nicht vermessen nahen sollte. Die Schotten hörten nun: Liot sey es, der sie verfolge; ihres Schwures eingedenk, wandten sie sich und ein neues fürchterliches Blutbad begann. Keiner von den hundert Schotten sah sein Vaterland wieder. Raguhild ward gerettet, doch Liot schwer verwundet. Wenig Tage darauf starb er in den Armen seiner Gemahlin, die ihn in den Tod gestürzt hatte, wie drei seiner Brüder vor ihm. Liotus Körper ward verbrannt auf dem Felde, wo er die letzte Schlacht schlug, seinen Hügel thürmten die Gebeine der erschlagenen Schotten. Raguhild wollte seine Asche mit nach Norwegen nehmen, wohin sie, flüchtend vor Hlodver, ging; das Volk duldete es aber nicht. Scheu sah es sie einschiffen und hob die Hände dankend zu Odin, daß er Raguhild wieder dahin sende, woher sie kam, zu ihren Feinden, über die sie nach ihrer Meinung das Unheil nun bringen müsse, was ihren Fußtapfen auf Orkney unabwendbar gefolgt war.

Ein Sturm verschlug sie an die Küste von Irland; die Schiffer glaubten, Aeger**) sende seine neun Töchter***) und Niord seine Winde und verfolge die Gräfin im Sturm; sie weigerten sich, mit ihr wieder ins Meer zu gehen. Wider ihren Willen mußte sie also landen und wider ihre Hoffnung fand sie Schutz und Aufnahme bei Audna, der Tochter Kiawalas, eines der vielen kleinen Könige, die damals Irland beherrschten.

Audna liebte einen jungen Orkader, welcher mit seinem Schiffe Irland zuweilen besuchte, doch ihr Vater wollte einen König zum Eidam, sie ihren Vater wider seinen Willen nicht verlassen und so zog sie vor, auf Irland ihr Geheimniß zu verbergen, anstatt mit Murdo zu fliehen, der dies oft von ihr begehrt hatte. Sie lebte, der Magie ergeben, in großem Ansehen unter ihrem Volke, welches sie als eine Seherin verehrte. Ueber Alles befragt, entschied sie oft Krieg und Frieden. Das väterliche Schloß lag ohnfern des Meeres. Es lehnte sich an

*) Birsa ist das gothische Wort für Jagen. Jene Gegend war reich an Wildpret und es wurde dort vorzüglich gejagt. (Siehe Ire, Gloss. Suigoth.) Daher der Jäger-Ausdruck: birschen.

**) Der Gott des Meeres.

***) Die Wellen des Meeres.

einen hohen Felsen, in welchem die Natur mehrere große Höhlen gebildet hatte. Diese waren nur ihr offen und einem alten Priester, der bei ihr lebte und die heiligen Gebräuche mit verrichten half, wenn die Sterne befragt wurden. Fast immer bewohnte sie eine Halle in diesen Felsen und Niemand durfte dieser ohne Erlaubniß nahen, auch der König nicht.

Willkommen war ihr das orkadische Schiff, welches Raguhild brachte, denn es trug Murdos Flagge. An Raguhilds Geschick nahm sie vielen Antheil, denn es war ja eine Vertriebene. Raguhilds noch immer hohe Schönheit, ihr strahlender Geist gewann ihr bald das Herz Audnas. Wenn jene von Liot erzählte und seiner Schönheit und seinem Heldensinn und seinem Unglücke, dann glaubte diese das Bild ihres Murdos zu sehen. Sie wurden bald beide unzertrennlich und selbst der Haß des Königs Kiawalas gegen die Orkadin schmolz, wenn ihre Augen ihn herrschend ansahen und sie erzählte von ihrem Schicksale, ihrer Flucht von dem Lande, das sie beherrscht hatte. Ein Räthsel blieb Raguhild übrig: sie kannte keinen Orkneyer, der Murdo hieß, und um so heißer ward dessen Ankunft jetzt auf Irland erwartet. Er kam lange nicht.

Es war Hlodver, welcher sich diesen Namen gegeben hatte, der letzte von Thorfins Söhnen, durch den Tod von Liotus nun Graf der Orkaden. Seine Geburt hätte ihn nach Havard vor Liotus und Scullius dazu gerufen, doch, ein edler Mensch, dem des bürgerlichen Krieges in seinem Vaterlande schon zu viel war, zog er, bei den Fehden der Brüder, das Glück der Inseln und eine stille Liebe seinem Ehrgeize vor. In früher Jugend kam er einst auf einem Zuge nach den benachbarten Inseln, die damals Jünglinge so häufig unternahmen, auch nach Irland. Ergeben der Magie, wie sein ganzes Zeitalter, ging er zu Audna, um sein Geschick zu erfragen. Erwartend stand er lange vor der Höhle der Seherin, da trat ihm endlich die reizende Königstochter aus ihrem Felsen entgegen und grüßte ihn mit Seher-Worten, die ihm unverständlich blieben. Er hörte nicht, er fragte nicht weiter, er sah nur die Wundergestalt. Die schwarzen hohen Felsenwände, die ihn umschlossen, wurden beleuchtet von Fackeln, welche die seltsamsten Konturen an den Gesteinen in Licht und Schatten zeichneten. Eingetreten war er schon mit Ehrfurcht, der Gedanke zu hören sein Geschick aus Geister-Munde, hatte seine Sinne alle aufgeregt; erwartet hatte er eine bejahrte Magierin mit schneeigen Scheiteln, hoch an Jahren, und nun sprachen die Orakel aus dem rosigen Munde der Jugendblüthe. Jnlla*) selbst schien von Walhalla herabgekommen zu seyn, um mit dem Zauber der höchsten Anmuth ihm das Göttliche zu verkünden. Strahlend ruhten auf ihm ihre wundervollen Augen; er sah und sah und blieb leblos. Auch sie stand lange, unverwandt blickend auf den Fremden, der ein Bild der Güte und Schönheit war wie Balder**), stand, als ob sie erwarte, daß er mehr fragen werde, doch endlich wandte sie sich.

Nächsten Abend kam er wieder und ging noch verwundeter zurück. So ging, so kam er immer wieder, bis Audna eines Abends endlich, als die Menge der Fragenden befriediget war, dem ängstlich Harrenden erschien ohne das magische Gewand, in einfacher Kleidung irischer Mädchen, und ihm die Gewißheit wurde: der Liebling der Götter fühle menschlich. Lange wollte er nicht glauben dies überschwengliche Glück, lange konnte er nicht begreifen sein wunderbares Geschick, doch es riß ihn hin zu ihren Füßen, er stürzte sich in die Arme, die sich ihm öffneten, ihn umschlangen und lebte fortan Stunden des Entzückens, die nur der kennt, welchem der Stern der Liebe aufging auf dieser dunkeln Lebensbahn. Ihr Geheimniß mußte dem Könige verborgen bleiben, denn dieser haßte unbedingt alle Orkneyer und seiner einzigen Tochter hatte er den Mann bestimmt, der ihm folgen würde im Reiche; aber um so süßer war ihr Verhältniß, der Reiz des Geheimnisses erhöhte die Freuden der Liebe. Audnas Kenntniß im Deuten der Sterne umgab sie mit einer heiligen Scheu, die das Volk vor ihr fühlte. Nur wenn sie es ausdrücklich gestattete, durfte man in die Druiden-Halle, und sie sah jetzt in der geweihten Höhle fast Niemand.

Diese streckte ihre schwarzen, felsigen Arme weit hinein in die Nacht des Gebirgs. Lange Gänge, geebnet, erleuchtet, führten zu Riesen-Bogen, aus diesen zu engen Schluchten immer fort, weit hinab, über schwärzliche Ströme, wieder zu gewölbten Pfaden, welche spät endeten in ein hohes Gemach, das heimlichen Ausgang hatte auf das Meer. Nur Audna kannte ihn und jener alte Druide. Von dieser Meer-Seite kam Murdo zu der Geliebten, wenn er vor den Augen Irlands geschieden war. Hier lebte er ein Leben voll stillen, aber unendlichen Glückes und nur kurze Zeit trennte er sich, um auf Orkney zu sehen, wie es hier stehe um seine Brüder, seine Inseln. Audna sagte ihm, sie wisse, daß er sich nicht nenne wie er auf seiner Insel heiße, und er verbarg ihr nicht einen Augenblick, daß er einen andern Namen trage, um der Gefahr auszubeugen, von ihrem Vater gefangen gehalten zu werden, doch als er aussprechen wollte, wer er sey und sein Geschlecht, fiel sie ihm ins Wort und bat und er mußte ihr versprechen: nie seinen Namen ihr zu nennen, wenn es nicht die Noth fordere. Murdo, rief sie, hieß mein Glück, meine erste Liebe, meine einzige. Jeder andere Name würde mich fürchten lassen, dieses Glück zu verlieren. Du bist mir nicht Fremder, nicht Orkneyer, du bist mir Murdo, bleibe es. Sie faßte ihn an der Hand und opferte mit ihm Widar, dem Gotte des glücklichen Schweigens, und ihr süßes Geheimniß fesselte nun der Eid zu dem Sohne Gridurs*).

An diesem sonderbaren Geschicke brachen sich also die wilden Wünsche Hlodvers, das hieß ihn schweigen nach dem Tode Havards, und die Wohnung der schönsten Liebe, die strahlenden Blicke Audnas, sie waren ihm mehr als jene Grafenkrone, die ihm gebührte und um deren Besitz der Boden seiner Eilande das brüderliche Blut in vollen Zügen trank. Wurde denn doch einmal sein innerer Drang zu mächtig — denn stets treiben unruhige, wilde, nie rastende Wünsche den Menschen aus dem stillen Hafen in die offne See — und wollte er dann Audnan erzählen, so umschlangen ihn ihre Arme und sein Mund verstummte unter ihren Küssen. Sie wiederholte, daß mit der Täuschung des Namens ihr wirkliches Glück dahin seyn würde und Hlodver schauerte vor dem Sehergeiste seines Weibes, denn dies war ihm Audna geworden vor dem Altare der Göttinn Wara**), welche die Schwüre hört und die Geheimnisse der Liebenden, diese zum seligen Bunde weiht, wenn sie treu sind, und ewig zürnt, wenn sie brechen.

In dem langen Zwischenraume, wo Hlodver nicht kam, wo sein letzter Bruder gefallen und Raguhild geflohen war, wurde Audna krank. Ihr Vater Kiawala empfahl sie der Wartung einer alten Amme und der Pflege des alten Druiden, der die irischen Heilmittel kannte, während er und das Volk die himmlische Eira***) um Herstellung Audnas anflehten. Die Königstochter genas, doch Niemand als der alte Druide und ihre treue Amme wußte die wahre Ursache, sahen den Sohn Murdo's, den sie gebahr.

Hlodver, welchem ihr Zustand nicht verborgen geblieben war, konnte nichts auf Orkney halten, als der Tod des kinderlosen Liotus, der ihn, den einzigen, letzten Bruder, eben zum Grafen der Orkaden gemacht hatte und doch blieb, er nur mit unendlicher Angst. Einen Treuen abzuschicken, wagte er nicht, denn Audna hatte seinen Schwur des unbedingtesten Schweigens und doch fürchtete er Entdeckung, Zorn Kiawalas des Königs, Tod der Gattinn mit der Angst des Liebenden. Er konnte sich nicht freuen, als er auf dem alten Steine saß, wo die Grafen sitzen mußten, während die Vasallen unter freiem Himmel um ihn herstanden ihm zu huldigen, er dann opferte und den Unterthanen wiederum schwur nach nordischer Sitte. Der Felsen-Stuhl seiner Väter rauchte vom Blute der Seinigen und ihm war, als schwöre man Untergang seines Glückes. Nicht sogleich konnte er fort, denn der Feind war noch im Lande und die ewigen Fehden hatten die Gemüther verwildert. Krieg war das Handwerk geworden des Orkaden-Bewohners, leicht konnte ein mächtiger Vasall sich der Herrschaft bemächtigen und die wollte er doch nicht fahren lassen, seit er das stolze Gefühl kannte, sich gehuldigt zu sehen. Endlich war der Feind von den Inseln vertrieben, endlich konnte Hlodver seine Hauptstadt verlassen unter dem Vorwande, die Inseln zu durchstreifen. Von der westlichen, Hoywells, ging er mit geringer, treuer Bedeckung nach Irland. Seine Begleiter mußten ihn auch jetzt noch Murdo nennen. Als er der Oeffnung, der wohlbekannten, die den Glücklichen oft aufgenommen hatte, vorüberfuhr, konnte er sich kaum halten. Doch er mußte vorüber, landen, wo andere Schiffe landeten und warten bis der dunkle Abend hereinbräche. Er hatte vergessen, daß in dieser Jahreszeit den Norden beinahe keine Nacht verhüllte; schnell bestieg er daher einen Nachen und ruderte zurück zu der freundlichen Bucht. Sie nahm ihn auf, heimlich und still, wie immer. Er griff sich fort in den dunkeln Gängen, dem Gesange des Alten nach, der aus dem Innern tönte. Angstvoll trat er rasch vorwärts, denn er hatte gemeint: seine Gattinn am Eingange harrend zu finden. Endlich an der Halle riß er die Pforten auf und Audna saß zu den Füßen des grauen Sängers und ihre Thränen fielen auf ihren Knaben.

*) Freias Vertraute, eine Jungfrau mit schönen über die Schultern herabfliegenden Locken und goldenem Stirnbande.

**) Sohn Odins und Freias.

*) Widars Mutter.

**) Göttin der Ehe.

***) Göttin der Arzneikunst.

Audna! rief er, warf sich auf den Boden zu der Geliebten, umfaßte sie, nahm das Kind auf mit leuchtenden Augen und in den seinen hingen Thränen der Freude. Er hatte wieder, was ihm das Leben schmückte und alle Orkaden waren vergessen und warum er kam. Audna drückte ihn an ihre volle Brust und rief mit ängstlicher Stimme: ich halte dich umfaßt und nie gehst du wieder ohne mich. Nie! sprach er. Er meinte, sie wüßte schon, daß er komme sie zu holen, sie aber ängstete ein Traumgesicht, welches ihr gesagt hatte: Murdo komme zum Letztenmale. Darum weinte sie, als er kam, darum schlug ihm die Freude nicht entgegen nach so langer Trennung. Sie erzählte ihm nun, wie es ihr gegangen sey, wie sie die Sorge vor Entdeckung geängstet habe. Der Knabe heißt Sigurd, fügte sie hinzu, denn es entschlüpfte dir einst: dein Ahn habe diesen Namen getragen, er sey dir lieb. Stumm sah Murdo vor sich nieder, denn er dachte über seine Pflicht nach, dem Knaben den geerbten Thron, sein eigentliches Vaterland zu geben, und er wollte eben beginnen und erzählen, was ihn so lange abgehalten habe zu kommen, als man klopfen hörte. Die Amme ging und kündigte Raguhild an. Raguhild! rief entsetzt Murdo, die Norwegin? Und hier? Und bei dir? Vor allen ihr verberge mich, wenn dir das Glück unserer Liebe heilig ist, ich beschwöre dich. Audna begriff ihn nicht, doch sie sah, wie bleiches Entsetzen sich auf seinem Gesichte malte und gab ihm versprechend die Hand. Er zog sich zurück, Raguhild trat ein. Sie kam so spät, um ihrer Freundin noch die freudige Botschaft zu bringen, daß sie unter den heut Angekommenen einen Edlen der Garde des Grafen von Orkney erkannt habe und daß dies zwar nicht Murdo seyn könne, denn sie erinnere sich, daß er Moddan heiße, daß er aber entweder Kunde bringe, oder doch geben könne von Audnas Geliebten. Gestört durch den diesmal unwillkommenen Besuch, erschreckt durch Murdos Entsetzen beim Hören des Namens Raguhild, vermochte Audna kaum zu antworten. Jener entging die Verlegenheit nicht, welche überall herrschte, und während Audnan der Gedanke marterte, irgend ein nahes Verhältniß mit Raguhild mache ihren Geliebten bangen vor dem Zusammentreffen mit dieser, sah Raguhild verwundert in der Halle umher. Ihre Augen stießen bald auf den Mantel Murdo's, der in der Verwirrung auf dem Lager Audnas liegen geblieben war. Er war von der Farbe der Mäntel der orkadischen Garden*), und, wie die Führer derselben trugen, mit Purpur umsäumt. Hlodver hatte ihn genommen, um unerkannt zu bleiben. Raguhild begriff das Schweigen der sonst offnen Freundin nicht, so viel aber sah sie, ihre Nachricht kam zu spät und Moddan war schon hier. Auf der Stelle verließ sie die Halle, nicht ohne Empfindlichkeit über das Mißtrauen der Freundin. Diese dagegen erblickte in dem schnellen Verlassen Bestätigung ihrer Furcht, daß Murdo Raguhild einst theuer gewesen sey. Sie vergaß, daß sie die Enthüllung der Geheimnisse selbst gefürchtet hatte und drang in den wieder hervortretenden Murdo, ihr zu sagen, warum er Raguhilds Anblick zu scheuen habe? Sie ist die Feindin meines Geschlechts, ihr sind die Meinen gefallen! rief er; wie kam sie dir nah, sie, an deren Fersen sich jedes fürchterliche Geschick hängt? Audna erzählte, wie unglücklich ihre Freundin sey, wie sie die Flüchtige aus Mitleid aufgenommen habe und diese wiederum ihr Trost geworden sey in einsamen Stunden. Der Verdacht, der so schnell gekommen war, wich eben so schnell der Versicherung des Geliebten und bald vergaßen die Glücklichen wieder Alles außer sich selbst.

Audna wiederholte: Murdo dürfe nicht wieder fort; denn sie schloß aus Raguhilds Erzählung auf seinen Stand als Satellit. Sie mahlte ihm ihre still verborgene, glückliche Zukunft auf Irland, zeigte ihm in der Entfernung selbst Hoffnung zu dem Throne ihres Vaters, oder nach dessen Tode, wenigstens Aufhebung des Schleiers, der jetzt ihr Geheimniß bedecke, und Hlodver, theils hingerissen von diesen Hoffnungen, theils zu glücklich, um die ersten Stunden der Wiedervereinigung mit Erzählungen der blutigen Auftritte auf Orkney zu verbittern, verschob ein Gespräch, was er fürchtete. Er beschloß den folgenden Tag in der Höhle zu bleiben. Als nach süßer Nacht das Gestirn des Tages wieder heraufstieg, setzte sich Hlodver an das Lager der Gattin, und versicherte ihr, das Geschick zwinge ihn zu sprechen. Audna hob bittend ihre Augen zu ihm, hielt ihm mit flehender Miene das Kind entgegen, doch Hlodver schwur: er müsse reden. Ziehe dann — sprach sie — wenn du mußt, den Schleier hinweg, der mein stilles Glück barg vor dem neidischen Geschick.

Audna hörte nun, daß sie die Gräfin der Orkaden sey. Zu einem Entschlusse kam es jedoch nicht, ob er auf Irland bleiben, sie ihm auf Orkney folgen solle.

Noch unruhiger wie hier, war es außerhalb der Halle. Als Raguhild Audnan verließ, wandelte Moddan, den sie in der Halle glaubte, mit dem purpurumsäumten Mantel wieder vor ihr. Sie faßte es nicht, und um sicher zu seyn, wollte sie ihn anreden. Moddan aber, entsetzt, den Geist der nach Norwegen gegangenen Raguhild hier in Irland vor sich zu sehen, wich scheu ihm aus und wandte sich schnell zu den Gefährten, denen er bleich erzählte, was er sah und die mit ihm fest glaubten: Raguhilds Schatten sey aus Norwegen gekommen, um ihren Grafen hier zu beunruhigen, zu verfolgen. Dieser Wahn stieg, als das Boot leer an die Küste geschwommen kam, worein ihr Gebieter Tags zuvor gestiegen war. In der frohen Hast, seine Gattin wieder zu sehen) hatte dieser vergessen, es ans Ufer zu befestigen und so trieb es die Fluth zurück. Die Angst der Gefährten Hlodvers um diesen ward zur Gewißheit seines Todes, als er auch den zweiten Tag nicht kam, weil er das Boot nicht fand, was ihn zurückbringen sollte. Die Orkneyer waren trostlos und wollten eben zur Seherin gehen, um zu fragen, wo ihr Geliebter sey? als sie Raguhild ansichtig wurden. Gefesselt blieben sie stehen, doch diese redete sie an, und als die Orkader sich überzeugt hatten, es sey kein Schatten, umringten sie ihre vormalige Herrscherin und forderten Hlodver von ihr. Raguhild meinte, auch dieser sey tod wie seine Brüder, ihre Gatten, und wollte sich flüchten vor den Schwertern der Wüthenden, doch diese hielten sie. Sie rief nach Hülfe, die herzueilenden Irländer bemächtigten sich nach kurzem Gefecht der kleinen Anzahl Orkneyer. Moddan fiel. Der König, erzürnt, daß die Fremden seine Gastfreundin auf seinem Gebiete angefallen hatten, ließ sie einkerkern und kündigte ihnen den folgenden Morgen den Tod an.

Als Audna dies Alles vernahm, rieth ihr Hlodver, sich vor allen Raguhilds zu bemächtigen, die Kiawaian Alles verrathen würde. Diese ihrer Seits scheute sich vor dem ersten Wiedersehen Audnas, im Wahne, Moddan sey deren Geliebter und dieser durch sie gefallen. So fürchtete eins des Andern Zorn und Rache. Daß aber Raguhild sich nicht blicken ließ, bestärkte Hlodver und Audna in ihrer Sorge und der Graf von Orkney bewies seiner Gattin, daß sie beide und das Kind unwiederbringlich verloren wären, flöhen sie nicht in der kommenden Nacht. Der Tochter schauerte es bei dem Gedanken, zu scheiden von Vater, Volk, Land; doch die Liebe, noch mehr die Angst um den Gemahl, das Kind, war stärker als alle Bande. Der Druide mußte für ein Schiff sorgen und es an den Ausgang der Höhle am Meer bringen lassen. Audna, deren mächtige Gegenwart die Wächter fesselte, ging in den Kerker der Orkader und löste ihre Bande. Durch die Befreiten ließ sie dann Raguhild in ihre Halle bringen. Diese wähnte: Audna komme, ihren Geliebten, Moddan, zu rächen. Wortlos folgte sie in die Halle, die sonst der Sitz der Freundschaft, der Liebe war.

Um Mitternacht nahm Audna wehmüthig Abschied von der geliebten Höhle, wo sie, begeistert, den Fragenden das Schicksal kündete, wo sie Murdo zuerst sah, wo sie in seliger Vergessenheit mit ihm auf schwellendem Lager von Moos saß und der Felsen sie schied von der alltäglichen Welt, wo sie Murdo's harrte mit liebender Sehnsucht, jauchzend in die Arme des Ersehnten stürzte, wo sie betete für ihn, wenn er ging, trauerte um den fernen Geliebten, die kommende Seligkeit nachrechnete an dem Zünden der Kerzen für die einsame Nacht, wo selbst heiliger Schwur die Treue für den Fremden besiegelte, wo sie Mutter wurde und Kind war, Gattin und Tochter, Seherin und Mädchen, Liebling der Menschen und der Götter. Still und nachsinnend folgte ihr Hlodver, den Knaben auf den Armen, die Amme Audnas mit dem liebsten Schmucke, dann Raguhild mit Hlodvers Begleitern, vor ihnen der alte, treue Gefährte Audnas. Dieser hatte die Felsen-Stirnen und Hallen noch einmal geschmückt. Ueberrascht traten die Fliehenden in das Innere, von Fackeln überall erleuchtet. Die düstern Flammen brachen sich an den fallenden Tropfen, an den Wänden der Riesengemächer, an den Gewölben über den Häuptern der Scheidenden. Langsamen Schrittes trat der Zug in die höchste Wölbung des Felsen. Es war die Grotte des Rache-Gottes. Die Natur hatte hier dem Gestein die Konturen einer mächtigen Riesengestalt aufgedrückt und rohe unbeholfne Kunst diese Andeutungen auszubilden gestrebt. In dem mit Finsterniß bedeckten Boden wurzelte, ein Klumpen von Quarz, der vorschreitende Fuß, auf ihm ruhte, als Körper des Mächtigen, ein gewaltiger Fels. Ueberhangende, tief herabreichende Granitadern bildeten die starken Arme, ein von Gewässer zerrissener Sienit stellte das Haupt dar, von dem die Schlangenhaare in graulichem Moose und langen Flechten-Gewächsen herabhingen über das schreckenerregende Gesicht. Als Augen

*) Die Historia Islandica Niala erzählt uns, wie mächtig die Grafen der Orkaden damals waren. Selbst Isländer traten unter ihre Garden. (Satellites purpurati) unter Andern Grim und Helge, Söhne des berühmten Nials.

flammten zwei dort befestigte lodernde Fackeln: sie erleuchteten eine schwarze Felsenspalte, in welche der weit geöffnete Mund auslief. Unwillkürlich barg Hlodver den Knaben vor der Gestalt, um des Kindes geliebte Züge nicht vor die Augen des Schrecklichen zu bringen, denn leicht ist es, dieses Gottes Antlitz zu wenden auf das Haupt des Unschuldigen. Audna sank nieder vor dem Riesenbilde, umfaßte den vorschreitenden Felsen-Fuß des Schrecklichen und weihte ihm, was die Amme ihr reichen mußte, den liebsten Schmuck. Hinter ihr kniete der Druide und sang in tiefen Mollakkorden Worte des Flehens. Im hintersten Grunde athmeten die Uebrigen kaum, Entsetzen sträubte ihr Haar; sie schlichen bebend vorüber als der Alte aufstand, Audna sich erhob und diese den Zug weiter führte in die Halle der freundlichen Unsterblichen. Auch sie flammte von strahlenden Kerzen, doch leuchteten diese mild über den seligen Häuptern der Götter von den Sehern versunkener Jahrhunderte in das Gestein gehauen mit roher, frommer Hand. Rings in magischen Kreis gestellt, umgaben sie die Eintretenden in kunstlosen Gebilden. Ihre Titanen-Gestalten sahen herrschend herab, doch nicht zürnend. Dem Gott ihrer Küsten gelobte Audna Wiederkehr, von den Gebieterinnen der Fluthen flehte sie Schutz vor den Wellen für die Geliebten ihres Herzens, dem Gotte der verschwiegenen Liebe brachte sie die köstlichsten Wohlgerüche und wandte sich thränenvoll von ihm. Dann umfaßte sie den Gatten, der mit ihr niedergesunken war, und den Knaben, erhob sich und schritt, die nassen Blicke zurückgewendet, weiter, die langen Gänge fort. Dumpf hallten die Schritte der Folgenden an den Felsen wieder, wo sich sonst selten ein menschlicher Laut brach. Sie kamen an das Gewässer, sie stiegen zum Theil in den schmalen Nachen. Die Felsen senkten sich und spärlich blickte die einzige Leuchte hinab in die schmale Fluth, die schwarz dahin rauschte wie der Strom der Unterwelt. Es war als ob es zum Tode ginge. Nur der Ruderschlag des Druiden zeigte vom Daseyn des Lebens in diesem Gemache ewiger Finsterniß. Die Fahrenden verhüllten sich vor Grauen; doch bald landeten sie wieder, nach und nach ruderte der Alte, des Weges kundig, Alle hinüber; sie wandelten wieder in Gängen, die, gleich denen jenseits des Wassers, von dem alten Priester erleuchtet waren. Endlich umfing sie eine weite Halle, wo die Leuchten matt nur brannten vor einem hellen Strahle, der von oben herein brach aus der Fülle des göttlichen Tages. Eine weite Spalte sendete dies Licht; es fiel auf einen einsamen Sitz. Hier sollst du mich wieder finden, Audna, rief der Greis, wenn du von Orkney kommst, lebend oder tod. Hier harre ich deiner, denn ich will das Land meiner Väter nicht verlassen. Bleibe! sprach Audna bewegt, bleibe in dem Lande meiner Kindheit, in der Halle meines Glücks. Sage meinem Vater: ich kehre wieder, erhalte Alles in der Höhle, daß ich die Stellen wieder finde, wo ich selig war. Das will ich, sprach der Greis, du kehrest wieder; Murdo, gib mir die Hand, fürchte die Götter. Hlodver reichte ihm stumm die Hand, hob tief bewegt Audnan in das Schiff, die Amme, Raguhild und Hlodvers Begleiter folgten. Der Druide setzte sich an den Ausgang der Höhle und sang zu seinen Göttern für Audna. Lange noch hörten sie die zitternde Stimme des Göttergeliebten Greises und als seine Töne sich brachen an dem Murmeln der Wellen und bald nun Wolken und Felsen ihn verhüllten dem rückblickenden Auge, da warf sich Audna an die Brust Hlodvers. Ihr Blick sagte ihm: Dir opferte ich Alles, weil Du allein mir Alles bist.

Audna! rief es hinter ihr, ich tödtete den Geliebten nicht! Wo führst du mich hin? Es war Raguhild, die verhüllt gefolgt war, wohin man sie leitete. Nach Orkney, antwortete der Graf, sein Gesicht wendend. Wie? Du lebst Hlodver? rufte verwundernd Raguhild, und bist Murdo? Sie ging auf Audna zu, umarmte sie und sprach: sey glücklich, Schwester! wie ich auf Orkney und seinem blutigen Thron. Freundlich lösten sich nun die Irrthümer von allen Seiten, und günstiger Wind brachte den Orkaden bald ihren Herrscher mit Weib und Sohn.

Auch Raguhilds Fuß berührte also diesen Boden unfreiwillig wieder, wo sie geherrscht hatte, geliebt und zerstört. Hlodver wollte sie sogleich nach Norwegen senden, doch Audna bat für sie. Unter ihrem Schutze lebte Raguhild einsam, denn scheu betrachteten die Orkneyer sie und ihre Beschäftigung, Weben, welche sie trieb, den luftigen geistigen Schwestern, den Walkyren gleich, die, nach der Skalden-Lehre, das Geschick der Krieger flechten, wie Odin es will.

Audna und Hlodver lebten das Leben der Glücklichen, selig, doch kurz; denn Hlodver starb mitten in der Beschäftigung, seinen Insulanern das Glück dauerhaften Friedens zu geben, sie dessen Früchte genießen zu lehren.

Der tiefste Schmerz faßte Audna. Bald gesellte sich ihm Sorge für den Knaben Sigurd, auf dessen zartem Haupte die Grafen-Krone unsicher ruhte. Ein Schotte, Graf Finlicus, wollte des Herrschers Jugend nützen und sandte ihm einen Fehdebrief, doch Audnas großer Geist ruhte auf dem Jüngling von sechzehn Jahren. Sie gab den Vasallen auf Orkney die Güter wieder, die deren Vorfahren dem Torfeinar verpfändet hatten, unter der Bedingung: ihren Sohn gegen den Schotten-Grafen zu schirmen mit all ihrer Macht. Dies brachte Sigurd tausend Arme ihn zu vertheidigen, und tausend Herzen, die ihn liebten.

Raguhild hatte in ihren einsamen Stunden für ihre verwitwete schwesterliche Freundin Audna eine Kriegs-Standarte gewoben. Ein großer schwarzer Rabe *) mit gebreiteten Schwingen in den Aether sich erhebend, war darauf abgebildet. Audna nahm sie, weihte sie mit wunderbaren Bräuchen und überreichte sie dem jungen Sigurd, mit den Worten: empfange diese Fahne, ihr folgen alle meine Wünsche, meine Sorgen, Raguhild wob drein all ihre Kunst. Sie wird, tödtlich Jedem, der sie trägt, den zum Siege führen, für den sie getragen wird; so sagen mir es die Sterne, die, mächtiger als Gefahren, uns im Schicksale gebieten. Muthig zog Sigurd nun in die Schlacht. Drei Jünglinge fielen, die das Panier trugen, so tödtlich war es, doch immer drängte sich ein anderer herbei und hob es wieder hoch für Sigurd und brachte diesem Sieg. Der gedrängte muthige Jüngling ward bald selbst angreifender Theil, und war die Todes-Fahne bisher getragen worden im Kampfe für die Hausgötter, so wehte sie nun bald auf fremden Küsten im Kriege der Eroberung, auf Sutherland, selbst bis nach Argyle, denn der Jüngling Sigurd machte sich furchtbar in den Gewässern der Nordsee. Doch auch immer fremder wurde er der Mutter, wenig blieb er auf Orkney und die Halle der Grafen stand beinah öde. Nur Audna und Raguhild lebten hier schwesterlich dem Andenken der geliebten Brüder, und erstere sehnte sich allgemach zurück nach der irischen Halle. Da kam ein Bote von dem vaterländischen Gestade. Rasch trat ihm Audna entgegen, doch mit Entsetzen sah sie an seiner Rüstung Zeichen der Trauer-Botschaft. Der Druide sandte ihn, und ließ ihr sagen: sie solle zurückkehren, sich vom Grabe des Gatten zu dem des Vaters wenden. Kiawalla war todt. Noch in der Nacht sagte sie auf immer Abschied von Raguhild. Sie haßte Orkney, dessen Herrschaft ihr den Gatten, die Nähe des Vaters, die süße, stille Ruhe in der Heimath gekostet hatte; nichts wollte sie mit sich nehmen, als die Asche ihres theuern Hlodvers. Sie that es im Stillen und bestieg mit diesen geliebten Ueberresten das irische Fahrzeug.

Treu saß der alte Druide am Eingange der Höhle auf Irland. Das Licht seiner Augen war matt geworden, doch als er, — seit zwei Tagen lauschend — das Fahrzeug in den Wellen daher rauschen hörte und den Gesang des Ruderers, breitete er die kraftlosen Arme nach der Gegend, woher Audna segelte und sang das Lied wieder, was dieser einst nachgeklungen hatte beim Abschiede. Audna hatte vor unaussprechlicher Rührung keinen Ton der Freude. Sie sah die Küste ihrer Kindheit wieder, die sie verlassen hatte im seligen Rausche, doch was sie liebte, war nun fern; der Gatte, dem sie gefolgt war, eine Hand voll Asche, die Amme todt auf den Orkneys, der Sohn im grimmigen Kriege, der Vater gestorben ohne sein Kind noch einmal zu sehen. Nur den Führer ihrer Kindheit hatten die Götter ihr gelassen. Von der Zeit berührt, nicht zerstört, fand sie ihn, die fast erblindeten Augen voll Thränen der Rührung, sitzend auf dem Steine, wo er ihr gelobt hatte: hier findest du mich lebend oder todt. Sie warf sich schluchzend in seine Arme, er drückte sie fest an sich. Dein Vater glaubte dich in Walhalla zu finden an dem bebenden Throne Odins, sprach er, er zürnte dir nicht. Habe Dank Ugan **), rief Audna, ich bringe Murdo mit. Verwundert erwiederte der Greis: lebt er? Die Sterne verkündeten mir seinen Tod. Da hielt Audna dem Greise die irdene Urne hin, die sie trug, und dieser, sie fassend, sprach: laß uns die Asche Hlodvers vereinen mit den Resten Kiawalas. Führe uns, Moddan! Befremdet sah Audna einen Unbekannten in Druiden-Tracht vor sich, und Ugan erzählte: man habe Moddan an dem Tage ihrer Flucht scheintodt in ihre Höhle gebracht; er habe ihn zum Leben gerufen und zum Seher-Dienst geweiht, um die Halle Audnas zu erhalten, wenn er stürbe und ihn zu begraben, wo er gelebt habe. Ugan reichte die Urne an Moddan, dieser drückte sie an sich und sagte traurig: ich war todt, drum mußtest du von hier, Hlodver, ich lebte auf, um dich todt hier wieder zu umfangen. Wunderbares Geschick. Mit gesenktem Haupt führte er den kleinen Zug, Audna leitete den Greis, der Bote schlich hinterdrein. Auch jetzt erhellten einzelne Fackeln die düstere Höhle. Die Zeit war vorwärt ge-

---

*) Reafan, hieß eine solche Feenfahne.

**) Name des Druiden, bedeutet auf ersisch: Fels-Gestade. An letzterm wohnten die Seher gewöhnlich.

schritten auf der Erdfläche, innerhalb des Felsens stand noch Alles, wie es war, so lange Audna denken konnte. Sie erreichten das schwärzliche, rauschende Gewässer. Derselbe Kahn trug sie hinüber, wo die alten bekannten Gesteine die lang Entbehrte begrüßten. Da traten sie zu der hohen Halle der Götter-Gebilde. Ein blasser Geister-Tag lag in dieser Halle und nur von den Häuptern der Unsterblichen flossen die ewigen Schimmer und gossen Glanz auf die Stirnen der Seherin und der Druiden. Nieder warf sich Audna, ehrerbietig grüßend die Schutz-Gebilde der vaterländischen Inseln. Vor allen opferte sie dem Forsete, der jenseits die Schatten versöhnt, die sich auf Erden nicht liebten. Getröstet erhob sie sich und schritt aus der Wölbung weiter mit halbgewandtem Gesichte die Grotte des Rache-Gottes hindurch. Hier lag zu dem Fuße des Fürchterlichen das Opfer, was sie ihm einst gebracht hatte, unberührt. Sie erkannte im Leuchten der Edelsteine den Schmuck wieder, der einst um den Hals von Schnee sich schmiegte und auch verachtet von dem, dem er geweiht war, hell strahlte an dem dunkelgrauen Gesteine. Du verschmähtest meine Gabe, du hörtest mein Flehen nicht, Unerbittlicher! schluchzte Audna, ich trage den Staub mit mir, dessen blühendes Leben du den Flammen gabst dafür, daß ich mit ihm ging von den Göttern meiner Insel. Nun bringe ich ihn zurück, auf immer. Komm! rief Ugan, komm, zu der Asche deines Vaters. Da standen sie am Todtenhügel des Königs, errichtet in der Höhle, neben den Hügeln seiner Ahnen. Locker lag das graue Gestein um den irdenen Aschenkrug. Audna und die Druiden warfen die Felsenstücke auseinander, die sie noch nicht verbunden hatten zu einer freundlichen Decke voll Grüns. Da blickte die einfache Urne traurig hervor, immer mehr enthüllte sich der Name: Kiawalla, der einst mächtig gerufen hatte in der Schlacht und nun still sprach zu der gebeugten Tochter. Sie küßte ihn, lang hielt sie sprachlos den Aschenkrug umfaßt, dann nahm sie die Urne voll des Staubes von Hlodvers geliebter Hülle, stellte sie friedlich zu der des Vaters, umwand die Todtenkrüge mit den goldenen Ketten, die der Gott als Opfer verschmäht hatte und verband die im Tode, so sich unerkannt nah standen im Leben und doch so fern geblieben waren in der Feindschaft der Väter. Unter Todten-Gesängen warf sie dann das rollende Gestein wieder über den friedlichen Staub, immer weniger blickten die theuren Urnen hervor, bald verbargen sie sich ganz und hoch thürmte die Liebe und Treue den heiligen Hügel.

Dann erst begrüßte Audna die Stellen ihres jugendlichen Glückes, dann erst hüllte sie sich in das Seherin-Gewand und zeigte sich dem erstaunten Volke, das sie aus den Wolken zurückgekehrt wähnte, jubelnd sich herandrängte und laut sie erkannte als prophetische Herrscherin. Jetzt hatte sie alles Irdische abgestreift, lebte jetzt ganz den heiligen Gebräuchen, ihrem Schmerze, der Erinnerung und den Sternen.

Frohlockend wallte das Volk aufs Neue zu ihrem Sitze, ihm war sie, eine lang ersehnte, schmerzlich vermißte Erscheinung, und bald verließ sie ihre Halle nicht mehr, die ihre süßesten Freuden gesehen hatte, wie sie jetzt Zeuge war des nie endenden Schmerzes an dem Doppel-Grabe ihres Vaters, ihres Gatten. Der einzige Sohn ihrer Liebe, der ihres Daseyns Freude hätte werden können, verlebte sein ruhmvoll begonnenes Leben in ewigen Fehden. Sie hörte nur von ihm, wenn seine Boten kamen, sie zu fragen über den Ausgang seiner Unternehmungen. Tyr*) wollte ihm wohl, er hörte damals noch der Stimme der Mutter und so blieb ihm der Sieg treu. Doch bald ward er übermüthig, achtete die Götter nicht mehr wie sonst, und diese ahndeten den Frevel nur zu bald. Ragnhild war auch hier das Werkzeug, dessen sie sich bedienten zu des Trotzigen Fall.

Als Audna Orkney verlassen hatte, schützte des Liotus unglückliche Witwe Niemand mehr. Die Orkader schenten sie und sagten ihr den Schutz auf. Ragnhild flüchtete nach Norwegen und das wilde Geheul des Frohlockens der rohen Menge war ihr Lebewohl, als das Schiff von der Insel stieß. Es zerriß ihr das Herz nicht, was groß geschlagen hatte unter dem tiefsten Schmerz. Nicht ihr Wille, nicht ein schuldbeflecktes Leben hatte das Unglück an ihre Schritte gebannt. Ein mächtigeres Geschick war es, was der rohe Haufe nie erkennt, der Edle trägt mit dem Stolze der Unschuld. Nur eines war ihr heilig auf Orkney, Liotus Asche, und als man ihr diese weigerte, wandelte sie thränenlos dem Strande zu, bestieg, die beleidigten Götter anrufend, das Schiff und fuhr ihrem Vaterlande zu mit der Ruhe, die uns ergreift, wenn wir schuldlos Alles verloren und darum nichts mehr zu verlieren haben.

*) Gott der Stärke, Kühnheit und Unerschrockenheit; den Kriegern hold, doch verschieden vom Gott des Krieges.

Durch sie erhielt Olaf, König von Norwegen, Kunde von der Macht der orkadischen Grafen. Olaf predigte damals dem Norden das Kreuz mit Feuer und Schwert. Was St. Servan nicht gelungen war auf Orkney, das wollte er vollbringen. Mit mächtiger Flotte ging er an die Ufer der Orkaden, und lud Sigurd, unter dem Vorgeben: zu gemeinschaftlicher Kriegs-Unternehmung ein Bündniß zu schließen, auf die norwegischen Schiffe. Sigurd kam mit großem Gefolge, und Olaf, selbst das Schwert auf ihn zückend, ließ ihm nur die Wahl zwischen augenblicklichem Tode oder Aenderung des Glaubens. Sigurd mußte das Kreuz nehmen mit seinem ganzen Volke. Die Priester flohen auf die Berge, Alles lag unter dem Schrecken gefangen. Olaf behielt Geisseln. Doch als diese umgekommen, als die Norweger heim gekehrt waren, kehrten auch die alten Priester zurück in die Ebenen und mit ihnen die alten Götter.

Von Norwegen aus fürchtete Sigurd jetzt nichts; rasten konnte er nicht; so ging er nach Irland, Theil zu nehmen an einem Kriege, der zwischen mehrern kleinen Königen auszubrechen drohte.

Audna hatte ihn warnen lassen, denn die Nornen*) waren ihr erschienen und Skuld**) hatte ihr vertraut: Alfadur***) zürne ihrem Sohne, daß er die fremde Lehre des Norwegers vorgezogen einem rühmlichen Tode und habe den Walkyren †) Befehl gegeben, zu weben das Gewebe des Todes für Sigurds nächste Schlacht.

Sie sah im Geiste den Letzten des Stammes ihres Gemahls, ihren Einzigen sinken, sie konnte sein Leben nicht wünschen bei seinem Abfall und so war ihr der letzte Schimmer ihres einst glänzenden Glücks untergegangen.

Sie fürchtete Sigurd zu sehen, sie sehnte sich ihn zu umarmen, es graußte ihr vor dem Todtgeweihten, doch warnen mußte das Mutterherz, wahr sprechen die Seherin. Als sie einst dastand im Glanze ihrer Halle, um den Fragenden das dunkle Geschick zu deuten, trat ein Fremder ein in orkadischen Farben. Es war Hlodvers Gestalt, doch anstatt der milden Bläue der Augen blitzten zwei Flammen, drohend war sein Gang, stolz seine Haltung. Sigurd war es, der zu der Halle kam, die ihn gebahr. Kaum konnte Audna sich halten, schnell gebot sie den Fragenden, sich zu entfernen, dann eilte sie dem Sohne in die Arme. Vor Allem fragte sie nach dem fremden Glauben, scheu und leise, als ob die Gebilde der innern Halle es nicht hören sollten, und erst als sie vernahm, daß Sigurd wieder an den alten Göttern hange, zog sie ihn zu dem Todtenhügel seines und ihres Vaters. Bei der vereinigten Asche Beider bat sie den Sohn: in keine Schlacht zu gehen, bevor die Götter versöhnt seyen; sie erzählte ihm ihr Gesicht, sie beschwor ihn. Was ist ein Herrscher ohne Heer, antwortete er, ein Heer ohne Schlacht? In meinem Herzen entsagte ich dem Glauben der Väter nie, ich lebte, um mich zu rächen; erst ziehe ich gegen Brian, König von Dublin, dann gegen Olaf. Kommen die Walkyren zu tödten, so kommen sie auch, mich nach Walhalla zu geleiten, zu dem bebenden Throne††) Odins, ich werde dann bei meinen Vätern ehrenvoll sitzen. Auch schützt mich mein Reafan, den du mir gabst und Ragnhild wob. Umsonst blieb so die Bitte der Mutter. Sein bisheriges Glück, Kriegslust und große Versprechungen des Königs Sericobards lockten Sigurd. Dieser König zog um der schönen Kormlod†††) willen gegen Brian und gelobte Sigurd, dann wiederum mit ihm gegen Olaf zu kriegen. Der Reiz war zu mächtig. Er riß sich aus den Armen der Mutter und brauchte nur die Vorsicht: seinen liebsten Freund Harcus zurück nach den Orkaden zu senden, um Hülfe zu bringen, wenn er Botschaft sende. Feierlich mußte er Harcus versprechen: dieser solle der erste seyn, der Nachricht erhalte vom Ausgange der Schlacht.

So kehrte Harcus zu den Orkaden, Sigurd zog gegen Brian, Audna hüllte sich in Trauer und versuchte es, Odin zu bewegen durch doppelte Opfer. Sie wußte als Seherin, daß der Sohn nimmer wiederkehre, doch die Liebe der Mutter widersprach und flehte laut. Ugan konnte sie nicht mehr trösten. Sterbend drückte er eben ihre Hand an seine matt schlagende Brust. Dann sprach er langsam: ich werde den kalten Erden-Hügel nicht sehen, der sich zwischen das Herz der Mutter und

*) Schicksals-Göttinnen.

**) Die jüngste derselben (Zukunft).

***) Der höchste Gott, Vater Odins.

†) Sie führten die dem Tode Bestimmten und tapfer Gefallenen nach Walhalla. Ihre Zahl findet sich bald auf 3, bald auf 12, 14 und sogar auf 24 angegeben. Sie waren sehr reizend, mit Schwanenfedern geschmückt, bewaffnet. Ihr Name kommt von Walur, tödten in der Schlacht, und Kyria (küren) wählen.

††) Die Skandinavier nannten ihn Hlidskialf.

†††) Der isländische Dichter Thorgils-Orraskald erwähnt ihrer.

des Sohnes legt. „Mein Auge hüllt sich ein, folge mir bald dorthin, wo auch dein Auge sich schließt vor allen Thränen, wo lichte Gewölke den Kummer bedecken, und die Sterne den ewigen Tag umkränzen im strahlenden Glanze. Schlafe du wohl und wenn ich schlafe, gehe zu Darradus. — Er verschied sanft. Seine Seele war schon bei den Seligen, noch wie er lebte. Alles stirbt, sagte Audna voll Schmerz, und legte mit Moddan den Leichnam auf den heiligen Holzstoß. Herrlich stieg die Flamme zum Aether: rein, wie Ugans Daseyn war. Seinen Hügel häufte Audna am Ausgang der Höhle, wo das Tageslicht durch die Spalten der Felsen fiel und wo er stets gern im Leben geweilt hatte. Dann ging sie zu seinem Freunde Darradus, wie er gewollt hatte.

Entsetzt trat dieser aus seiner Felsen-Halle ihr entgegen, nahm sie schweigend bei der Hand und führte sie zu einem Berge. Durch einen ungeheuren Riß desselben erblickten sie im Innern einer nach der andern Seite sich öffnenden Höhle die schrecklichen zwölf Jungfrauen. Webend sangen sie. Es waren die Schwestern, die Odin gesendet hatte, um die Todes-Opfer der Schlacht zu erkiesen, die Sigurd eben schlagen wollte. Der Sturm raste in diesen Höhlen. Audna hörte Geklirr der Helme, Pfeile, Lanzen und Schwerter und mitten durch den fürchterlichen Gesang, der da verkündete, was sie einwoben in das Schicksal-Geflechte. Tradition und Geschichte*) haben ihn aufbehalten.

In unendlicher Ferne
Von erblassenden Sternen
Ziehen wir fürder mit gewaltiger Macht,
Wo Tag durch Wolken von Pfeilen wird Nacht.

Hier rüstet den Werkstuhl des Schicksals in Eile,
Wo die Windsbraut toset, die Sonne erblich,
In den Lüften rasselt so fürchterlich
Der eiserne Hagel todbringender Pfeile,
Hier trinken den blutigen Regen die Haiden;
Auf, Schwestern! den Werkstuhl der Schlacht zu bereiten.

Herbei durch die Lüfte
Ihr Gespielen der Grüfte!
Dort treffen sich Helden in eiserner Schlacht
Und wen wir erwählen, versinket in Nacht.

Wir spannen, gemessen, auf blinkende Lanzen
Die dämmernden Fäden, wir wirken, wir weben
Der Krieger Verhängniß, im Tode, im Leben,
Indeß sie den klingenden Waffentanz tanzen.
Heut weben wir Tod auf blutigen Pfaden
Dir Sigurd; Verderben dem Land der Orkaden.

So wachse Gewebe, bei Zaubergesängen
Aus Eingeweiden von Menschen gemacht,
Die blut'gen Gewichte, die bebend dran hängen,
Sind zuckende Häupter vom Schlachtfeld gebracht.

Durch Fäden von Lanzen fahr hin, fahr zurücke
Du Schiffchen aus Dolchen mit Herzblut getränket;
Die zitternden eine, zum Tode gesenket;
Halt mächtig zusammen das düst're Gestricke,
Du Schwert, was Könige vor tausend Jahren,
In Schlachten trugen, eh' unser sie waren.

Komm Hilldur, komm Schwipul,
Sangryd und Hörthrimul!
Jungfräuliche Schwestern, mit furchtbaren Händen,
Des Todes Zauber-Gewebe zu enden.

Horch! hoch durch die Lüfte sie kommen gezogen,
Es splittern die Lanzen, die Helme erklingen,
Die Schilde ertönen, die Panzer zerspringen,
Die Pfeile fliegen tödtend vom Bogen,
Sobald die Sonne blutroth versinkt
Und Odin gebietend aus Wolken uns winkt.

Mit höh'rer Gewalt dem sinkenden Feinde,
Der Unsrigen Schwerter durchbohren den Schild;
Wir aber schirmen auf Irlands Gefild
Vor tödtlichen Lanzen des Göttlichen Freunde.

Und webend das düst're Gewebe des Krieges,
Schwingen wir rasch die Flügel zur Haide,
Dorthin in's Getümmel, den Freunden zur Seite,
Und flechten und bringen die Krone des Sieges,
Den Todten öffnen wir goldene Hallen,
Wenn tapfer sie kämpfen, wenn tapfer sie fallen.

Auf des Geschickes Pfade weiter zu schreiten
Müssen wir fort und rufen euch laut
Gorbula, Gunnur! die Schilde zu breiten
Ueber den König, euch sey er vertraut.

Es wächset furchtbar das Gewebe der Schlacht.
Doch können wir tödten, wir können auch wahren,
Der König muß leben, trotz allen Gefahren,
Wir führen die Zügel des Kampfes, der Macht.
Die tapferen Fremden, gekommen zum Streite,
Nie kehren sie heim, ihr Grab sey die Haide.

Es küssen den Staub, dem Tyr eine Beute,
Furchtlose Helden im Gewande von Stahl,
Doch größer noch fällt dem Tode wohl heute
Der feindliche Führer nach Odins Wahl.

Das Feld ist geröthet. Und Eirin berührt
Und Orkney nun bald unendliche Schmerzen;
Verloschen ihres Ruhms hellleuchtende Kerzen,
Zerstreut sind die Heere, und der sie geführet,
Er wird mit all' seinen Helden erschlagen.
Den Tag wird Orkney auf immer beklagen.

Auf zertretener Haide ruht blutiger Schrecken,
Sein Wiederschein röthet der Wolken Gebild;
Die kehrende Sonne muß Dunkel bedecken
Daß unser prophetisches Wort sich erfüllt. —

Nun ist das Schlachten-Gewebe gewoben. —
Jetzt rastet, Schwestern! das Werk sey vollbracht.
Die unten versunken in düstere Nacht
Laßt tragen uns zu den Hallen dort oben;
Heil singen dem Sieger mit jubelnden Tönen,
Triumph dem König, dem jugendlich Schönen.

Ihr aber, die ihr lauschtet den Geister-Gesängen,
Und saht das Gewebe von höherer Hand,
Ihr sollt das Lied mit goldenen Klängen
Tragen in des Sanges ewiges Land.

Denn wir, wir zerreißen, was blutig gewoben,
Und müssen vollbringen in nächtlicher Schlacht
Was hier wir, wirkend, im Zauber gemacht;
Sind bald in der Lüfte Bahnen zerstoben.
Auf! Jede besteige ihr rabenschwarz Pferd
Und schwinge zum Tödten das blitzende Schwert.

Während des Sanges blickten die Schwestern seitwärts nach den Lauschenden, und als sie geendet hatten, zerrissen sie mit fürchterlichen Tönen das entsetzliche Gewebe in Stücke. Jede von ihnen nahm ihren Theil, schwang sich auf ihr luftiges Roß, hin nach der Schlacht zu, um dort die Fäden des Geschickes zu entwirren, von ihnen gewoben mit unaufhaltbarem Arm.

Audna war tief erschüttert. Dem Tode des Sohnes galt das Gewebe. Ohne Laut wandte sie sich von Darradus, in Schmerz versunken erreichte sie ihre Halle, die sie schloß vor der Menge der Fragenden. Am dritten Tage sah sie in dem gesenkten Blicke Moddans die Bestätigung dessen, was sie aus dem Munde der Wallyren schon wußte. Sie zwang ihn zu erzählen.

Anfangs hatte Sigur die Dubliner vor sich her getrieben, wo er sie fand; doch das war nur versteckter Rückzug des Königs Brian, denn bei Clontarf stieß das vereinigte Heer auf die Stärke des Feindes und auf allen Bergen rings um sie her regte es sich auf einmal von Kriegern Brians. Sigurd und seine Verbündeten waren umringt. Er sammelte seine Krieger, zeigte ihnen selbst rings die Feinde und ihre Stärke, rief jenen zurück was sie gethan, entflammte ihren Muth, und ließ das Panier seiner Siege ihnen vortragen, was ihm stets zum Ruhme vorangegangen war. Er versicherte ihnen: das Glück sey an diese Standarte gefesselt, so lange sie wehe. Er selbst wählte sich den stärksten feindlichen Punkt, und so wie die Mitternacht sich herabgesenkt hatte mit ihren Grauen, begann die Schlacht, anfangs mit stillem Mord, dann mit lautem Geheul und unter dem Gesange der Barden.

Wo Sigurd kämpfte, wich Alles vor ihm, doch nicht alle Verbündeten stritten wie die Orkader und die Dunkelheit hatte verhindert zu sehen, daß jenes Panier, welches stets den Träger bald nach Walhalla sendete, gesunken war. Das Glück wendete sich. Die Tapferkeit der Schaaren Sigurds ward erdrückt in der Menge der von allen Seiten eindringenden Feinde. Zu spät vermißte er seine Fahne, sie wehte hoch in den Reihen der Dubliner, als der Tag dämmernd hereinbrach. Von ihrem Besitz hing Leben und Schicksal ab. Er sammelte noch einmal die Besten, die um ihn kämpften, und was er zusammen-

*) Der Dänische Geschichtschreiber Torfeus gibt ihn zum Theil in der Ursprache und lateinisch.

raffen konnte für den entscheidenden Moment. Mit der letzten Kraft stürzten sich die Orkader nach dem Haufen, wo tief in der Mitte der Feinde der schwarze Vogel Raguhild wehte. Die Barden sangen den Gesang des Todes und ermunterten, selbst kämpfend, zu Eroberung des Zauber-Paniers. Der Verzweiflung mußte weichen, sterben, was sich entgegen warf. Wunder der Tapferkeit verrichteten die orkadischen Satelliten, vor allen die Isländer Helge und Karius, der einen Speer, auf den Grafen gerichtet, im Fluge auffing und ihn, Tod bringend, auf seinen Besitzer Hundius zurückschleuderte. Sigurd selbst war der Erste, der die heilige Fahne erreichte. Seine Rechte hieb den Fahnenträger nieder, er faßte mit der Linken die sinkende tödtliche Fahne, doch in dem Augenblicke durchstieß auch König Brian mit seinem Speer die tapfere Brust Sigurds. Er sank und mit ihm die Fahne, die ihn deckte. Ihm folgten die Barden und Tapfersten in den Tod, auch der König, sein Verbündeter, blieb, und nur Wenige erreichten die Stadt Kiawalas.

So war ich bestimmt die letzte meines Stammes zu seyn! rief Audna, winkte Moddan zu gehen und verhüllte sich tief in ihr weites Gewand. Er ging, und ehe die Sonne des andern Tages die Gipfel der Felsen erhellte, weckte ihn die Ankunft einer Menge Orkaden, die Sigurd zu Hülfe ziehen wollten.

Dieser hatte seinem Waffengenossen Harcus Wort gehalten, denn als die Schlacht bei Clontarf auf Irland geschlagen wurde, erblickte Harcus auf Orkney seinen Grafen an der Spitze eines Haufens ohnfern seiner Wohnung geritten kommen. Schnell rief Harcus nach seinem Pferde, um zu Sigurd zu stoßen, saß auf in Hast und die er gerufen hatte, ihn zu begleiten, sahen ihn und den Grafen reiten, zusammen stoßen, sich umarmen, trennen, wieder vereinen, bis der ganze Trupp vor den Augen der Angehörigen des Harcus einen Berg hinaufsprengte und in den Lüften zerrann, daß keine Spur sich fand von Sigurd und Harcus und ihren Gefährten und Rossen.

Das verbreitete tödtliches Schrecken auf den Orkaden' Verstärkung ging auf der Stelle ab nach Irland und die Führer derselben traten eben in die Halle Audnas, um nach Nachrichten von Sigurd zu fragen. Moddan erzählte auch ihnen die Niederlage des verbündeten Heeres, den Tod des Grafen. Die Orkaden wollten jetzt wenigstens Audnan fragen: ob sie zurück kehren sollten? und hießen Moddan, sie vorzuführen. Doch dieser fand das Lager seiner Herrin leer; ihm ahnete das Schlimmste. Er rief den Orkaden, sie zündeten Fackeln an und suchten nach der Seherin. Vergebens setzten sie über das Gewässer, vergebens drangen sie an das Ende der Höhle. Sie mußten sich wenden. Als sie zurück fuhren über den dunkeln Strom, löschte ein leichter Luftzug, rauschend wie Gewand, ihre Leuchten. Eiskalter Schrecken überfiel sie und das Ruder entsank ihren Händen, als sie jenseits des Wassers Audnan stehen sahen. Ihr weites, schneeiges Gewand theilte glänzend die tiefe Finsterniß, ihre Augen strahlten mild, das weiße stille Angesicht sah freundlich über die dunkeln Wellen auf die entsetzten Gestalten, zu sich winkte langsam die bleiche rechte Hand, in der Linken hielt sie eine Fackel, abwärts gesenkt, doch leuchtend. Als sie wieder und immer wieder winkte, ging der Kahn, ruderlos, langsam von den Wellen getragen, vorwärts. Endlich faßte Moddan Muth. Er zuerst stieg aus dem Fahrzeug, dann die Gefähren. Lautlos schlichen sie der Lichtgestalt nach, die sie kundig den langen Weg führte durch alle die Hallen und Gänge. Die Grabgestalt nahm die Richtung nach dem Grabe zu, was die Urnen Kiawallas und Hlodvers vereinte. Als sie dies erreicht hatte, entfiel ihrer Hand die leitende Fackel, sie aber zerfloß in lichten Aether, die Leuchte noch verdunkelnd im Entschweben.

Matt glomm die Fackel auf dem Hügel. Bald erlosch auch sie. Niemals kehrte Audna wieder. Sie war zu den Ihren gegangen, spurlos. Am Hügel des Geliebten endete ihr Pfad, denn die schöne Ewigkeit ziehet alles Theure nach in ihren Aether, von Sternen berührt.

---

## Salomon Geßner

ward am 1 April 1730 in Zürich geboren, wo sein Vater als Mitglied des großen Rathes und Begründer der Geßnerschen Buchhandlung lebte. Da er als Knabe hinter allen seinen Mitschülern zurück blieb, so ward er einem benachbarten Landprediger zur Erziehung übergeben. Bei der vortrefflichen Behandlung dieses wackeren Mannes, entwickelten sich seine glücklichen Fähigkeiten sehr schnell und erregten das Erstaunen Aller die ihn früher gekannt hatten. Nachdem er das gehörige Alter erreicht hatte, sandte ihn sein Vater nach Berlin, um dort die Buchhandlung zu erlernen; er zeigte jedoch einen entschiedenen Widerwillen gegen diesen Stand und beschäftigte sich so ausschließlich mit Malerei und Poesie, daß seine Eltern ihm endlich gestatteten, ganz seiner Neigung zu leben. Er kehrte nach längerem Aufenthalt in Berlin und Hamburg in seine Vaterstadt zurück, ward daselbst Mitglied des großen Rathes und lebte hochgeachtet als Maler, Dichter, Kupferstecher und Buchhändler bis an seinen am 2 März 1787 durch einen Schlagfluß bewirkten Tod.

Von ihm erschien:

Schriften. — Zürich, 1762. 4 Thle. — 1772. 5 Thle. — 1774. 5 Thle. — 1777. 2 Bde in 4. — 1782. 5 Thle. 1788. 2 Thle. 1789, 1795, 1801, 1810, 1818. 3 Thle. —

Dieselben enthalten:

Der Tod Abels in fünf Gesängen. — Der erste Schiffer, in 2 Ges. — Daphnis, in 3 Büchern. — Evander und Alcinna, ein Schäferspiel. — Eraft. — Ein Gemälde aus der Sündfluth. — Der Wunsch. — Die Nacht. — Die Gegend im Grase. — Der Frühling. — Idyllen. — Vermischte Gedichte. — Brief über die Landschaftsmalerei. —

Geßner ist einer der wenigen deutschen Dichter, welche die Idylle mit Erfolg behandelten. Der Beifall, den er zu seiner Zeit, im Auslande verhältnißmäßig noch stärker als in seinem Vaterlande, fand, war überaus groß, und konnte unmöglich von Dauer seyn. Jetzt wird er bei uns kaum noch gelesen und viele Kunstrichter unserer Zeit haben sich entschieden gegen ihn ausgesprochen und betrachten sein Streben als ein gänzlich verfehltes. — Das Richtige liegt, wie immer, in der Mitte. Er war kein großer Dichter, aber er besaß ein angenehmes Talent der Nachbildung und würde in seinen Hirtenpoesieen weit mehr erreicht haben, wenn er eine tüchtige Wirklichkeit mit poetischem Sinn und Blick reproducirt hätte, statt eine ideale Unschuldswelt zu erfinden, der es an Kraft und Gehalt mangelte und die durch ihre beständige Zartheit und Feinheit auch den empfindendsten Leser zuletzt ermüden mußten. Es ist zu viel Oberflächlichkeit, zuviel Spielerei und zu wenig Mark in seinen Gestaltungen, obgleich er auf der anderen Seite Alles geleistet hat, was sich in dieser von ihm neu geschaffenen aber höchst beschränkten Gattung nur erdenklicherweise hervorbringen ließ. — Seine Sprache ist dem Inhalte seiner Leistungen angemessen, zart und elegant, aber beides Letztere zu sehr, um nachhaltig wirken zu können. Man kann mit Recht jenen geistreichen französischen Ausspruch auf ihn anwenden: Il est grand dans son genre, mais son genre est infiniment petit. —

---

### Lycas,

### oder

### die Erfindung der Gärten.

Jetzt schließt uns der stürmende Winter ins Zimmer, und Wirbelwinde durchwühlen den silbernen Regen der Flocken. Jetzt soll mir die Einbildungskraft den Schatz von Bildern

*) Aus: S. Geßners Schriften. Zürich 1762.

öffnen, den sie in dem blumigen Lenz und in dem schwülen Sommer und in dem bunten Herbst sich gesammelt; aus ihnen will ich jetzt die schönsten wählen, und für dich, schöne Daphne! in Gedichte sie ordnen. So wählt ein Hirt seinem Mädchen zum Kranze nur die schönsten Blumen. O daß es dir gefalle! wenn meine Muse dir singt, wie in der Jugend der Tage ein Hirt der Gärten Kunst erfand.

Das ist der Ort, sprach Lycas, der schöne Hirt; hier unter diesem Ulmbaum ist's, wo gestern, als die Sonne wich, die schöne Chloe mir die ersten Küsse gab; hier stundst du und seufztest, als meine zitternden Arme dich umschlangen, als meine stockende Stimme meine Liebe dir sagte, und mein pochendes Herz und meine Thränen im Auge. O da, Chloe! da entsank dein Hirtenstab der zitternden Hand; da sankst du an meine bebende Brust. Lycas! so stammeltest du, o Lycas! ich liebe dich! Ihr stillen Büsche, ihr einsamen Quellen seyd Zeugen, euch hab' ich meine Liebe geklagt; und ihr, ihr Blumen, ihr tranket meine Thränen wie Thau!

O Chloe! wie bin ich entzückt! Welch unaussprechliches Glück ist die Liebe! Hier dieser Ort sey der Liebe geheiligt! Ich will um die Ulme her Rosenstauden pflanzen, und die schlanke Waldwinde soll sich an ihrem Stamm hoch hinaufschlingen, mit den weißen purpurgestreiften Blumen geschmückt. Ich will hieher den ganzen Frühling sammeln; die schöne Saatrose will ich hier bei der Lilie pflanzen. Ich will auf die Wiesen und auf die Hügel gehen, und will ihnen die blumigen Pflanzen rauben; die Viole und die Nelke, und die blaue Glockenblume, und die braune Scabiose, alles, alles will ich sammeln; dann soll es seyn wie ein Hain voll Gerüche; und dann will ich um den Blumenhain her die nahe Quelle leiten, daß er zur kleinen Insel wird; und rings umher will ich einen Zaun von Dorngebüschen und von wilden Rosen pflanzen, daß die Ziegen und die Schaafe die Blumen nicht verwüsten. O dann kommet, ihr, die ihr der Liebe lebt, seufzende Turteltauben! kommt dann im Wipfel der Ulme zu klagen; und ihr, ihr Sperlinge! verfolgt euch durchs Rosengebüsch, und singt von wiegenden Aesten; und ihr, ihr bunten Schmetterlinge! haschet euch im Blumenhain, und paart euch auf wankenden Lilien.

Dann sagt der Hirt, der vorübergeht, wenn ihm die Zephire die Gerüche weit her entgegentragen: Welcher Gottheit ist dieser Ort heilig? Gehört er der Venus, oder hat ihn Diana so schön geschmückt, um müde von der Jagd hier zu schlummern?

## Palemon.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch die Haselstaude und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach, und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles ist munter, und jede Pflanze hat sich im Thau verjünget. Auch ich, auch ich scheine verjünget; mein Stab soll mich Greis vor die Schwelle meiner Hütte führen: da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber setzen, und über die grünen Wiesen hinsehn. O wie schön ist alles um mich her! Alles, was ich höre, sind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde singen ihr Entzücken; auch die Heerden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwässerten Thal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! soll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge seyn? Neunzigmal hab' ich jetzt den Wechsel der Jahreszeiten gesehn; und wann ich zurückdenke, von jetzt bis zur Stunde meiner Geburt — eine weite liebliche Aussicht, die sich am Ende, mir unübersehbar in reiner Luft verliert — o wie wallet dann mein Herz auf! Ist das Entzücken, das meine Zunge nicht stammeln kann — sind meine Freudenthränen, ihr Götter! nicht ein zu schwacher Dank? Ach! fließet, ihr Thränen! fließet die Wangen herunter! Wenn ich zurücksehe, dann ist's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt; und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter; sie erfrischen die Felder, und beleben die Pflanzen. Nie haben schädliche Seuchen unsere Heerden gemindert; nie hat ein Unfall unsere Bäume verderbt, und bei dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt sah' ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm spielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthränen sah' ich in die Zukunft hinaus, wenn ich diese jungen Sprossen aufkeimen sah'. Ich will sie vor Unfall schützen, ich will ihres Wachsthums warten, sprach ich; die Götter werden die Bemühung segnen; sie werden emporwachsen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So sprach ich, und drückte sie an meine Brust; jetzt sind sie voll Segen emporgewachsen, und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchsen die Aepfelbäume und die Birnenbäume, und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt habe, hoch empor; sie tragen die alten Aeste weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dieß, dieß war mein heftigster Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Brust in meinen Armen starbest. Zwölfmal hat jetzt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt. Aber der Tag nahet, ein froher Tag! da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich seh' es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiß über meine Brust herunter wallet. Ja, spiele mit dem weißen Haar auf meiner Brust, du kleiner Zephir! der du mich umhüpfest; es ist es so werth, als das goldene Haar des frohen Jünglings, und die braunen Locken am Nakken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude seyn! Ich will meine Kinder um mich her sammeln, bis auf den kleinen stammelnden Enkel und will den Göttern opfern. Hier vor meiner Hütte sey der Altar. Ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Leier nehmen; und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder singen. Dann will ich Blumen über meine Tafel streuen, und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen.

So sprach Palemon, und hub sich zitternd an seinem Stab auf, und rief die Kinder zusammen, und hielt den Göttern ein frohes Fest.

## Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

In der ersten Jugend der Tage, da die wenigen Bedürfnisse der Unschuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menschen die jungen Künste erzeugten, da lebt' ein Mädchen; in denselben Tagen war keines so schön, keines war so zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden. Freudenthränen begrüßten das Morgenroth und die schöne Gegend, und Entzücken das Abendroth und den Schimmer des Monds. Damals war der Gesang noch ein regelloses Jauchzen der Freude. Sobald der frühe Hahn von der Hütte rief, daß der Morgen da sey — denn da hatten sie sich zur Freude schon gesellige Thiere mit Speise vor die Hütte gewöhnet — dann ging sie unter ihrem schützenden Dach hervor; ein Dach von Schilf und Tannenästen, an den Stämmen nahe stehender Bäume befestigt; da wohnte sie im Schatten, und über ihr, in den dichtbelaubten Aesten, die singenden Vögel. Sie ging dann hinaus, die Gegend zu sehn, wie sie im Thau glänzt, und den Gesang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt saß sie dann da und horchte, und suchte ihren Gesang nachzulallen. Harmonischere Töne flossen jetzt von ihren Lippen, harmonischer, als noch kein Mädchen gesungen hatte; was ihre liebliche Stimme von eines jeden Gesang nachahmen konnte, ordnete sie verschieden zusammen. Ihr kleinen frohen Sänger! (so sprach sie mit singenden Worten) Wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könnt' ich dem glänzenden Morgen so lieblich wechselnde Tön' entgegensingen! O! lehrt mich die wechselnden Töne, dann sing' ich mein sanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenstrahl. So sang sie, und unvermerkt schmiegten ihre Worte sich harmonisch in süßtönendem Maas nach ihrem Gesange; voll Entzücken bemerkte sie die neue Harmonie gemessener Worte. Wie glänzt der gesangvolle Hain! so fuhr sie erstaunt fort; wie glänzt die Gegend umher im Thau! O du, der dieses alles schuf! Wie bin ich entzückt! Jetzt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben, als meine Gespielen. So sang sie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines schwiegen und horchten.

Alle Morgen ging sie jetzt, die neue Kunst zu üben, in den Hain. Aber ein Jüngling hatte sie schon lange in dem Haine behorcht; entzückt stund er dann im deckenden Busch, und seufzt' und ging tiefer in den Hain, und sucht' ihr Lied nachzuahmen. Einstmals saß er staunend unter seinem Schilfdach, auf seinen Bogen gelehnt; denn er hatte die Kunst, den Bogen zu führen, erfunden, um die Raubvögel zu tödten, die seine Tauben ihm raubten, denen er auf dem nahen Stamm ein Haus von schlanken Weidenästen geflochten hatte. Was ist das, so sprach er, das aus meinem Busen heraufseufzt, das so bang in meinem Herzen sitzt! Zwar wechselt es ab mit Entzücken und mit Freudenthränen, wenn ich das Mädchen im Hain sehe, und seinen Gesang höre; aber wenn sie weg ist, o dann, dann sitzt Schwermuth in meinem Busen! Ach! was ist es, das aus meinem Busen heraufseufzt? Indeß spielte seine Hand mit der angespanneten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton ging von der Saite, und der Jüngling horchte und

wiederholt' erstaunt den Ton. Dann staunt' er, und dacht', eine neue Erfindung zu entwickeln, tief nach, und dann spielt' er wieder mit der angespanneten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber jetzt sprang er auf, und fing an, Stäbe zu schneiden; zwei lange Stäbe und zwei kürzere; und die zwei kürzern befestigt' er unten und oben gegen die zwei längern Stäbe, und spannte, zwischen den zwei längern, Saiten an die kürzern fest. Izt hub seine Hand an zu spielen; und da bemerkt' er die liebliche Verschiedenheit der Töne, der schwächern und stärkern Saiten; dann band er sie wieder los, und ordnete verschiednere Saiten in eine harmonischere Reihe, und jetzt hub er an zu spielen, und voll Freude zu hüpfen.

Jetzt ging der Jüngling, so oft der Morgen kam, die neue Kunst zu üben, in den dichten Hain, und suchte zu den Liedern, die er dem Mädchen im Hain abgehorchet hatte, harmonisch begleitende Töne auf seinen Saiten. Aber man sagt, er habe lange umsonst gesucht, und viele Töne haben den Gesang nicht begleiten wollen; aber ein Gott sey im Hain ihm erschienen, und habe die Saiten der Leyer harmonisch geordnet, und seine Lieder ihm vorgespielt. Bei jedem Morgenroth sucht' er jetzt das Mädchen im Hain, und lernte neue Lieder, und ging dann an die Quelle zurück, auf seiner Leyer sie nachzuspielen.

An einem schönen Morgen saß das Mädchen im Hain; mit Blumen bekränzt saß es da, und sang: Sey gegrüßt, liebliche Sonne! hinter dem Berg hervor; schon beglänzen deine Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln, und der frohen Lerche hoch schwebendes Gefieder. Dir singen die Vögel des Hains entgegen, und — jetzt schwieg sie, und sah aufmerksam umher: Welche liebliche Stimme mischet sich in meinen Gesang? (so rief sie erstaunt) Sie begleitet jeden Ton meines Gesanges! Wo bist du? — Warum schweigest du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Bist du ein gefiederter Bewohner dieses Hains, o so schwinge die Flügel hieher auf diesen Fichtenbaum, daß ich dich sehe und deinen Gesang höre! So sprach sie, und sah weit in den Wipfeln umher. Bist du schüchtern weggeflogen? Oder — diese Stimme hab' ich noch nie im Hain gehört — Wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuscht doch kein Traum! ich will noch ein Lied singen: Seyd willkommen, liebliche Blümchen umher! Gestern waret ihr Knospen, jetzt stehet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüfte, und die sumsenden Bienchen, und der bunte Schmetterling; er flattert froh um euch her, und trinket euern Thau. So sang sie, oft unterbrochen, rund umherspähend; denn die Stimme hatte den Gesang wieder begleitet.

Jetzt stund sie schüchtern auf. Nein! ich habe mich nicht betrogen; jeden Ton hat die Stimme begleitet. So sprach sie, als der Jüngling aus dem Gebüsche hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leyer unter dem Arm. Lächelnd nahm er des schüchternen Mädchens Hand. O du schönes Mädchen! (sprach sein sanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme) Kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Gesang nachgesungen. Ich war es, der deinen Gesang mit diesen Saiten begleitete. Alle Morgen ging ich in den Hain, deinen Gesang zu hören: und dann ging ich einsam tief in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu singen. Und glaube, Mädchen! mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. — Der flüchtige Blick des Mädchens streifte oft schüchtern über den Jüngling hin, und ruhete dann auf den Saiten. O schönes Mädchen! (fuhr der Jüngling fort, indem sein Auge schmachtend sie anblickte) wär' ich entzückt, wenn du mir vergönntest, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite sitzend, deinem Gesang mit diesen Saiten zu folgen! Jetzt sah' das Mädchen auf. Jüngling, so sprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenspiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es seyn als der Wiederhall! Und jetzt komm mit mir unter mein schattiges Dach; denn die Mittagssonne brennet schon. Ich will in meinem düstern Schatten süße Früchte zum Mittagmahl dir auftischen, und frische süße Milch.

Jetzt ging der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach; und sie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Gesang und das Saitenspiel. Erst lange hernach ward es von der Flöte begleitet; denn Marsyas brachte die Flöte unter die Waldgötter, die die Erfinderin Minerva im gerechten Zorn über den Spott der Göttinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zwei Bäume auf einem hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die späten Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

---

## Mirtil. Thyrsis.

Mirtil hatte sich in einer kühlen nächtlichen Stunde auf einen weit umsehenden Hügel begeben; gesammelte dürre Reiser brannten vor ihm in hellen Flammen, indeß daß er, einsam ins Gras gestrecket, mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen besäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber schüchtern sah' er sich jetzt um; denn es rauschte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrsis. Sey mir willkommen, sprach er; setze dich zum wärmenden Feuer; Wie kömmst du hieher; izt da die ganze Gegend schlummert?

Thyrsis. Sei mir gegrüßt! hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht so lange gezaudert, den lodernden Flammen zu folgen, die im Dunkeln so schön ins Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! jetzt, da des Mondes düstrer Schimmer und die einsame Nacht zu ernsten Gesängen uns locket, höre, Mirtil! ich schenke dir eine schöne Lampe, die mein künstlicher Vater aus Erde gebildet hat; eine Schlange mit Flügeln und Füßen, die den Mund weit aufsperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schweif ringelt sie empor, bequem zur Handhabe. Dieß schenk' ich dir, wenn du mir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singest.

Mirtil. Ich will dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singen, jetzt da die Nacht zu ernsten Gesängen lockt. Hier sind dürre Reiser; sieh du indeß, daß das wärmende Feuer nicht erlöschet.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einsamen Ufer stund, sehnlich wartend; denn ein Nachen sollte den Daphnis über den Fluß bringen. Lange säumt mein Geliebter, so sprach sie; die Nachtigall schwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange säumt er: doch — horch' — ich höre ein Plätschern, wie Wellen, die wider einen Nachen schlagen. Kömmst du? Ja! — doch nein! — Woll't ihr mich noch oft betrügen, ihr plätschernden Wellen? O! spottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichsten Mädchens! Wo bist du jetzt, Geliebter? Beflügelt Ungeduld nicht deine Füße? wandelst du jetzt im Hain dem Ufer zu? O daß kein Dorn die eilenden Füße verletze, und keine schleichende Schlange deine Fersen! Du keusche Göttin, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, streue von deinem sanften Glanz auf seinen Weg hin! O! wenn du aus dem Nachen steigest, wie will ich dich umarmen! — Aber jetzt, gewiß jetzt, jetzt trügt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O! schlaget sanft den Nachen! traget ihn sorgfältig auf euerm Rücken! Ach! ihr Nymphen! wenn ihr je geliebet habet! wenn ihr je wißt, was zärtliche Erwartung ist — Ich seh' ihn, sey mir gegrüßt! — Du antwortest nicht? Götter! — Jetzt sank Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgestürzter Nache schwamm daher, der Mond beschien die klägliche Geschichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine schauernde Stille herrschte umher! Aber sie erwachte wieder, ein schreckliches Erwachen! Sie saß am Ufer! bebend und sprachlos, und der Mond verbarg sich hinter den Wolken; ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen. Jetzt schrie sie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringelnden Hände auf die Brust, und riß die Locken vom Haupt. Ach Daphnis, Daphnis! o ihr treulosen Wellen! ihr Nymphen! ach! ich Elende! ich zaudre, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben? So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluß.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sorgfältig sie auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! rief sie, ach! zögert nicht meinen Tod! ach! verschlingt mich, Wellen! Aber die Wellen verschlangen sie nicht; sie trugen sie sanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eylandes. Daphnis hatte mit Schwimmen sich ans Eyland gerettet. Wie zärtlich sie ihm in die Arme sank und ihr Entzücken, o das kann ich nicht singen! zärtlicher als wenn die Nachtigall ihrem Gefängniß entfliegt; ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich geseufzet; sie fliegt entzückt dem schauernden Gatten zu, sie seufzen und schnäbeln und umschlagen sich mit ihren Flügeln; aber jetzt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die stille Nacht durch.

Klaget jetzt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! Freude töne jetzt vom Hain zurück und vom Ufer. Und du gieb mir die Lampe; denn ich habe dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe gesungen.

---

## Der Faun.

Nein für mich kein froher Tag! so rief der Faun, als er beim Morgenroth aus seinem Felsen taumelte. Seit mir die

schönste Nymph' entfloh', hass' ich den Schein der Sonne. Bis ich sie wieder finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden, soll keine Blume rings um meine Höhle stehn; mein Fuß soll sie noch ehe sie blühen, zertreten; und meine Flöte soll — und diesen Krug soll er zertreten.

Sein Fuß zertrat, da kam ein andrer Faun; er hub den schweren Schlauch von seiner Schulter. Du rasest, du! rief er, und lachte; heut, an dem frohen Tag, Lyaeens Fest! Schnell wind' einen Epheukranz um deine Hörner, und komm zum Fest, dem besten Tag im Jahre!

Nein, für mich kein froher Tag, so sprach der Faun, ich schwöre! bis ich sie finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden. O schwarze Stunde, da mir die Nymph' entfloh; sie floh' bis an den Fluß, der ihren Lauf jetzt hemmte. Unentschlossen stund sie da! ich bebte schon für Freude; schon glaubt' ich, das sträubende Mädchen mit starken Armen zu umfassen, als die Tritonen, o die verfluchten Räuber! sich aus dem Fluß erhoben, und die Nymph' um ihre Hüften faßten und dann, in die Hörner blasend, schnell mit ihr an das andre Ufer schwammen. Ich schwöre beim Styx! bis ich sie wieder finde, soll kein Kranz von Epheu um meine Hörner sich winden.

Und eine spröde Nymphe macht dir — so sagt der andre Faun, o ich muß lachen! — und eine spröde Nymphe macht dir so trübe Tage! Mir, Faun! mir soll die Liebe nicht eine trübe Stunde machen; nein, keine trübe Stunde! Versagt' mir diese den Kuß, dann hüpft' ich zu der andern hin. Ich schwör' es dir, Faun! meine Lippen sollen keine Nymphe mehr küssen, wenn mich Eine nur eine Stunde in ihren Armen behält, heut an dem frohen Fest; ich will sie alle lieben, alle will ich küssen. Kränke dich nicht, Faun! du bist noch jung und schön; schön ist dein braunes Gesicht, und wild dein groses schwarzes Aug', und dein Haar kräußt sich schön um die krummen Hörner her; sie stehen aus den Locken empor, wie zwei Eichen aus dem wildesten Busch. Laß dich kränzen, Faun! hier ist das schönste Schoß, laß dich kränzen! Ich höre schon fernher ein wildes Geräusche von Thyrsusstäben, und Klapperschaalen und Flöten! Bücke dich her, das Geschrei kömmt schon nahe; schon kommen sie hinter dem Hügel hervor; laß dich kränzen! Wie stolz die Tiger den Wagen ziehn! O Lyaeus! sieh' die Faunen, die Nymphen, wie sie hüpfen! welch frohes Getöse! O Evan Evoe! — du bist bekränzt! schnell hebe den Schlauch mir auf die Schulter. O Evan Evoe!

## Chloe.

Ihr freundlichen Nymphen, die ihr in diesem stillen Felsen wohnet, ihr habt dichtes Gesträuch vor die kühle Oeffnung hingepflanzt, daß stille Ruhe und sanfter Schatten euch erquicke; die ihr diese klare Quelle aus euern Urnen giesset, wenn ihr nicht jetzt im dichten Hain mit den Waldgöttern euch freut, oder auf dem nahen Hügel, oder wenn ihr auf euern Urnen schlummert, o dann störe meine Stimme nicht eure Ruhe! Aber höret meine Klagen, freundliche Nymphen! wenn ihr wachet. Ich liebe — ach! — ich liebe den Lycas mit dem gelben Haar! Habt ihr den jungen Hirten nicht gesehn, wenn er seine gefleckten Kühe und die hüpfenden Kälber hier vorübertreibt, und hinter ihnen hergehend auf seiner Flöte dem Wiederhall ruft? Habt ihr seine blauen Augen, sein sanftes Lächeln nicht gesehn? Oder habt ihr seinen Gesang gehört, wenn er vom frohen Frühling singt, oder von der frohen Erndte, oder vom bunten Herbst, oder von der Pflege der Heerde? Ach! ich liebe den schönsten Hirten; und er weiß es nicht, daß ich ihn liebe. O wie lang warest du, herber unfreundlicher Winter! der du von den Fluren uns scheuchest! Wie lang ist's, seit ich im Herbst ihn das letztemal sah! Ach! da lag er schlummernd im Busch! wie schön lag er da! Wie spielten die Winde mit seinen Locken, und der Sonnenschein streute schwebende Schatten der Blätter auf ihn hin! O! ich seh' ihn noch; sie hüpften auf seinem schönen Gesicht umher, die Schatten der Blätter, und er lächelte wie im frohesten Traum. Schnell sammelt' ich da Blumen, und wand sanft einen Kranz um des Schlafenden Haar und um seine Flöte; und da trat ich zurück. Ich will doch warten, sprach ich, bis er aufwacht; wie wird er lächeln, wie wird er sich wundern, wenn er sein Haupt umkränzt sieht, und seine Flöte. Hier will ich's erwarten; er muß mich wohl sehen, wenn ich hier stehe; und wenn er mich nicht sieht — dann will ich laut lachen. So sprach ich, und stund im nahen Busch, als meine Gespielen mich riefen. O wie war ich böse; ich mußt' jetzt gehen, und konnte sein Lächeln nicht und seine Freude nicht sehen, als er sein Haar und seine Flöte bekränzet sah. Wie froh bin ich! jetzt kommt der Frühling zurück; jetzt werd' ich ihn wieder auf den Fluren sehn! Ihr Nymphen! hier will ich Kränze an die Aeste der Gebüsche hängen, die eure Höhle beschatten; es sind die ersten Blumen, frühe Violen, und Mayblumen, und gelbe Schlüsselblumen, und röthlichte Maaslieben, und die ersten Blüthen. Seyd meiner Liebe gewogen; und wenn der Hirt an dieser Quelle schlummert, dann sagt im Traum ihm, daß es Chloe ist, die seine Flöte und sein Haar bekränzt hat; daß es Chloe ist, die ihn liebt.

So sprach Chloe, und umhing die noch unbelaubten Gebüsche mit den ersten Blumen, und ein sanftes Getäusch drang aus der Höhle, wie wenn die Echo den fernen Gesang einer Flöte nachsingt.

## Tityrus. Menalkas.

Auf einem Hügel lag der Greis Menalkas, am mildern Sonnenstrahl, und sah durch die herbstliche Gegend hin, sanft staunend, als Tityrus, sein jüngster Sohn, unbemerkt schon lang an seiner Seite stund; voll sanften Entzückens seufzte der Greis, und der Sohn sah lang mit stiller Freude auf den Vater herunter. Vater! sprach er jetzt mit sanften Worten: wie süß muß dein Entzücken seyn! Lange schon seh' ich's wie dein Blick die herbstliche Gegend durchwandelt, und höre dein Seufzen. Vater! gewähre mir jetzt eine Bitte.

Menalkas. Sage deine Bitte, mein Lieber! und setze dich an meine Seite, daß ich die Stirne dir küsse; und Tityrus setzte sich an seine Seite und der Greis küßte zärtlich des Sohnes Stirne. Vater! so fuhr der Jüngling fort, mir erzählte mein ältester Bruder — denn oft, wenn wir im Schatten bei der Heerde sitzen, dann reden wir von dir, und dann fliesen uns Thränen von den Augen, Freudenthränen — Er hat mir erzählt, dich habe vordem die Gegend den besten Sänger genannt, und manche Ziege habest du im Wettgesange gewonnen. O wolltest du es versuchen, mir jetzt ein Lied zu singen, jetzt da die herbstliche Gegend dich entzückt? Gewähre mir, Vater! gewähre mir diese Bitte.

Sanft lächelnd sprach jetzt Menalkas: Ich will es versuchen, ob mich die Musen noch lieben, die so oft den Preis mir erfingen halfen; ich will ein Lied dir singen.

Jetzt durchlief sein Blick noch einmal die Gegend; und jetzt hub er an:

Höret mich, Musen! höret mein heischeres Rufen. Im Frühling meiner Tage habt ihr an rauschenden Bächen und in stillen Hainen nie unerhört mich gelassen. Laßt mir dieß Lied gelingen, mir grauem Greise!

Was für ein sanftes Entzücken fließt aus dir mir jetzt zu, herbstliche Gegend! Wie schmückt sich das sterbende Jahr! Gelb stehn die Sarbachen und die Weiden um die Teiche her; gelb stehn die Aepfel- und die Birnbäume, auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirschenbaums durchkreuzet. Der herbstliche Hain ist bunt, wie im Frühling die Wiese, wenn sie voll Blumen steht. Ein röthliches Gemische zieht von dem Berg sich ins Thal, von immer grünen Tannen und Fichten gefleckt. Schon rauschet gesunkenes Laub unter des Wandelnden Füßen, ernsthaft irren die Heerden auf welkem, blumenlosem Gras; nur steht die röthliche Zeitlose da, der einsame Bote des Winters. Jetzt kömmt die Ruhe des Winters, ihr Bäume! die ihr uns mild eure reifen Früchte gegeben, und kühlenden Schatten dem Hirt und der Heerde. O! so gehe keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn süße Früchte getragen, und erquickenden Schatten über den Nothleidenden gestreut. Denn, Sohn! der Segen ruhet bei der Hütte des Redlichen, und bei seiner Scheune. O Sohn! wer redlich ist, und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf trügendem Sumpf. Wenn der Redliche opfert, dann steigt der Opferrauch hoch zum Olymp, und die Götter hören segnend seinen Dank und sein Flehen. Ihm singet die Eule nicht banges Unglück, und der traurig krächzende Nachtrabe; er wohnet sicher, und ruhet unter seinem friedlichen Dach; die freundlichen Hausgötter sehen des Redlichen Geschäfte, und hören seine freundlichen Reden, und segnen ihn. Zwar kommen trübe Tag' im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im segenvollen Sommer; aber, Sohn! murre nicht! wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden mischet. Vergiß nicht meine Lehren, Sohn! ich gehe vor dir her zum Grabe. Schonet ihr Sturmwinde! schonet des herbstlichen Schmuckes; laßt sanftere Winde, spielend, das sterbende Laub langsam den Bäumen rauben, so kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken. Vielleicht, wenn du wiederkömmst, schöner Herbst! vielleicht seh' ich dich dann nicht mehr. Welchem Baum entsinkt dann das sterbende Laub auf mein ruhiges Grab?

So sang der Greis; und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an seine Wangen.

## Mirtil und Daphne.

Schon so frühe, meine Schwester! noch ist die Sonne nicht hinterm Berg' hervor; kaum hat die Schwalbe ihren Gesang angefangen, der frühe Hahn hat kaum noch den Morgen gegrüßt, und du bist schon in den Thau hinausgegangen. Was willst du heute für ein Fest bereiten, daß du so frühe dein Körbchen voll Blumen sammelst?

Daphne. Sey mir gegrüßt, geliebter Bruder! woher am feuchten Morgen? Was beginnest du in der stillen Dämmerung? Ich habe hier Veilchen gesucht und Mayblumen und Rosen, und will jetzt da unser Vater und unsere Mutter noch schlafen, sie auf ihre Betten hinstreun; dann werden sie unter lieblichen Gerüchen erwachen und sich freuen, wenn sie mit Blumen sich umstreuet sehn.

Mirtil. O du geliebte Schwester! mein Leben lieb' ich nicht so sehr, wie ich dich liebe! Und ich — Du weißest es, Schwester! gestern beim Abendroth, als unser Vater nach unserm Hügel hinsah, auf dem er oft ruhet: Lieblich wär' es, so sprach er, stünd' eine Laube dort die uns in ihren Schatten nähme — ich hört' es, und that als hätt' ich's nicht gehört; aber früh. vor der Morgensonne ging ich hin, und baute die Laube, und band die flatternden Haselstauden an ihren Seiten fest. O meine Schwester! sieh' hin, die Arbeit ist vollendet. Verrathe nichts, bis er es selbst sieht: der Tag soll uns voll Freude seyn!

Daphne. O mein Bruder! wie angenehm wird er erstaunen, wenn er die Laube von ferne sieht! Itzt geh' ich hin, schleiche leise zu ihrem Bette mich hin, und streue diese Blumen um sie her.

Mirtil. Wenn sie unter den lieblichen Gerüchen erwachen, dann' werden sie mit freundlichem Lächeln sich ansehn, und sagen: das hat Daphne gethan: Wo ist sie, das beste Kind? Sie hat für unsre Freude vor unserm Erwachen gesorgt.

Daphne. Und Bruder! wenn er denn vom Fenster her die Laube sieht: Wie, trüg' ich mich? so sagt er dann; eine Laube steht dort auf dem Rücken des Hügels! Gewiß, die hat mein Sohn gebaut. Gesegnet sei er! Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht ab, für unsers Alters Freude zu sorgen! Dann, Bruder! dann ist uns der ganze Tag voll Wonne. Denn wer am Morgen was Gutes beginnt, dem gelingt alles besser, und auf jeder Stunde wächst ihm Freude.

---

## Milon.

Der junge Milon fing im Tannenhain schlau einen Vogel, der von Federn schön, doch schöner noch war sein Gesang. Er macht in hohlen Händen ihm ein lustig Nest, und bringt voll Freud' ihn dahin, wo sein Vieh im Schatten lag; und da legt' er den hohlen Strohhut auf den Boden hin, thut den Gefangnen drunter, eilt schnell zu nahen Weiden, und suchet sich die schlanksten Aeste; denn er will ein schönes Käficht bauen. Wenn ich nun, so sprach der Hirt, das schöne Käficht habe, dann trag ich, Vogel! dich zu Chloen hin. Für dieß Geschenk begehr ich dann von ihr, ach! einen süßen Kuß. Sie ist nicht wunderlich, den giebt sie wohl; und giebt sie den, dann raub' ich schlau zwei, drei, wohl viere noch dazu. O wär' der Bauer nur schon jetzt gebaut! So sprach er, und da lief er schnell, die Weidenschosse unter seinem Arm, zu seinem Strohut hin. Allein wie stund er traurig da! Der Hut lag umgekehrt durch einen bösen Wind; und mit dem Vogel waren seine Küsse weg.

---

## Die übel belohnte Liebe.

Im Jagdnetze verwickelt lag der Satyr bis zu dem Morgenroth im Schilfe des Sumpfes; sein einer Ziegenfuß stack über sich aus dem Netze hervor; ermattet lag er da, unvermögend, ein einziges Glied loszuwickeln. Die Vögel, die um den Schilf flatterten, flogen herbey, und die quakenden Frösche hüpften furchtsam näher, über den wunderbaren Fang erstaunt. Jetzt will ich heulen, sprach er; was meine Kehle vermag, will ich heulen, bis jemand herbeikömmt. Und er heulte, daß es rings umher von Hügeln zu Hügeln durch Haine und Thäler durchs weite Land nachheulte. Fünfmal heult' er, und fünfmal umsonst; da kam ein Faun aus dem Hain hervor. Woher kommt dieß häßliche Geschrei? so rief er. Laß die scheußliche Stimme noch einmal hören, daß ich den Ort deines Aufenthalts finde. Und der Satyr heulte noch einmal; und der Faun lief zum Sumpf, und fand den lächerlich Gefangenen. Um aller Götter Willen! rief der Satyr: Freund! wickle mich los aus dem verfluchten Netze. Schon seit dem frühen Mondschein lieg ich hier im Sumpf. Aber der Faun stund da, beide vor Lachen erschütterte Hüften unterstützt, da er die lächerlich zusammengewickelte Gestalt im Netze sah, das eine Bein unbeweglich emporgestreckt, mit halbem Leib im Sumpfe versunken. Jetzt hub er an, das Netz loszuwickeln, und stellt' ihn auf die Füße. So schläft sich's gut, sprach er, nicht wahr? Sag', um aller Götter willen! sag mir, durch was für ein Schicksal hast du die wunderbare Schlafstätte gefunden? O ihr Götter! so sprach der Losgewickelte, so wird die feurigste Liebe belohnt! O! verflucht sey die Stunde, da ich sie zum erstenmal sah! Aber laß uns dort auf die schief überhangende Weide uns setzen; mich schmerzt das eine Bein. Sie setzten sich auf die Weide, und da hub er die traurige Geschichte an: Ein ganzes Jahr schon lieb' ich die Nymphe jenes Baches, der dort aus dem Gesträuche unter jenem Felsen hervorquillt, dort, wo die Tanne auf dem Felsen steht. Unerhört, immer unerhört, ein Jahr lang, stand ich halbe Nächte durch vor ihrer Höhle, und klagt' ihr meine Pein, stand unerhört da, und seufzt' und jammert', oder blies ihr zur Lust auf meiner Queerpfeife, oder sang ihr ein bewegliches Lied von meiner Liebe, daß die Felsen hätten weinen mögen: aber immer unerhört.

Das Lied möcht' ich wohl hören, sprach der Faun.

Sollt' ich's dir nicht singen? sprach der Satyr; es ist das beste, das ich in meinem Leben gemacht habe. Da hub er an, sein Lied zu singen:

O du! schönste Göttin! denn gegen dir ist Venus ein gemeines Weib. Willst du meine Liebe unerhört lassen? Immer taub seyn bei meinen Klagen, wie der Stein hier, auf dem ich sitze? O ich Elender, soll ich immer umsonst vor deiner Höhle pfeifen, und singen, und winseln und klagen, am heißen Mittag und in der kalten Nacht? Wüßtest du, wie süß es ist, einen jungen Gatten zu haben! Frage jene stille Eule, die hinter deinem Felsen im hohlen Stamme wohnt, und die des Nachts für Freude jauchzt, wie ich in meinen guten Tagen jauchzte, wenn ich trunken nach meiner Höhle ging. O! wüßtest du es, du würdest hervorhüpfen, mit deinen weißen Armen meinen braunen Rücken umschlingen, und mich freundlich in deine Wohnung führen; dann würd' ich für Freude hoch aufhüpfen, wie ein junges Kalb hüpft. O du Grausame! Wie oft hab' ich deine Höhle mit Tannenästen geschmückt, an denen die starkriechende Frucht hing, und mit Aesten von Eichen, damit, wenn du vom Tanz oder von den Spielen (ach! mit andern) nach Hause kömmst, du über der schönen Pracht erstaunest. Wie oft hab ich, du Unempfindliche! im jungen Frühling die ersten Brombeeren in großen Körben vor deine Höhle gestellt, oder was jede Jahreszeit gab, Haselnüsse und die besten Wurzeln. Hab ich dir nicht im Herbst in meinem größesten Gefäße gestoßene Trauben gebracht, die in ihrem schäumenden Most schwammen, und frischen Ziegenkäs'? Schon lange unterricht' ich einen schwarzen Ziegenbock für dich, und lehr' ihn Künste, die dich erfreuen sollen. Er steht, wenn ich ihn rufe, an mir auf, und küßt mich; und wenn ich auf meiner Queerpfeife blase, dann stellt er sich, das solltest du sehen, auf seine hintern Füße, und tanzet, wie ich tanze. O du Grausame! Seit meine Liebe mich so heftig plagt, seitdem schmeckt mir weder Speise noch Trank, und mein Weinschlauch liegt des Tages oft eine ganze Stunde uneröffnet da. Ehedem war mein Gesicht rund, wie eine Kürbisflasche; jetzt bin ich hager und entstellt; auch ist der süße Schlaf von mir gewichen. O wie süß schlief ich sonst, bis die heiße Mittagssonn' in meiner Höhle mich brannte, oder der Durst mich weckte! O Nymphe! quäle, ach quäle mich nicht länger! Viel lieber wollt' ich in Nesselstauden mich wälzen, lieber ohne einen Tropfen Wein eine Stunde lang im heissen Sand an der brennenden Sonne liegen. O komm, komm, du milchweise Nymphe! komm aus deiner Einsamkeit mit mir in meine Höhle; sie ist die schönste im ganzen Hain. Ich habe weiche Ziegenfelle für dich und mich ausgebreitet; an ihren beiden Seiten hängen und stehen meine Trinkgefäße, groß und klein in zierlicher Ordnung, und ein herrlicher Geruch von Most und Wein kömmt dir von aussenher entgegen. O denke, denke, wie süß es ist, wenn einst die muntern Kinder um unsre Weinkrüge her sich jagen, oder auf dem Weinschlauch sitzen und lallen! Vor meiner Höhle steht eine hohe Eiche und in ihrem Schatten das Bildniß des Pans; ich hab' ihn selbst künstlich aus Eichenholz geschnitten, er weint über die Nymphe, die in Schilf ihm verwandelt ward. Sein Mund ist weit offen; du könntest einen ganzen Apfel drein legen, so stark hab' ich seinen Schmerz ausgedrückt; ja selbst die Thränen, die Thränen selbst hab' ich ins Holz geschnitten. Aber ach! du kommst nicht, du kommst nicht! Ich muß meine Verzweiflung wieder nach meiner einsamen Höhle tragen.

Jetzt schwieg der Satyr, und erstaunte über das spöttische Gelächter seines Retters. Aber sage mir, sprach der Faun, wie kamst du in das Netz?

Gestern, wie gewohnt, so sprach der Verliebte, stand ich der Höhle nahe, und sang mein Lied in den beweglichsten Accenten, wohl dreimal, mit lautem Seufzen unterbrochen; und da ich traurig zurückging, stack das eine meiner Beine in einem Netz, das schnell über mich geworfen ward. Ich sank zu Boden, und da ich mich losmachen wollte, verwickelt' ich mich immer mehr; ein lautes Gelächter entstund um mich her. Die Nymphe mit ihren Gespielen stunden um mich her, und schleppten mich immer mehr verwickelt in den Sumpf. „Hier bin ich, (sprach die Grausame und stand mit ihren Gespielen laut lachend am Sumpf.) Und du kommst nicht, daß ich deinen braunen Rücken umarme, und du hüpfest nicht wie ein junges Kalb, du Grausamer! So schlafe denn hier, und ich trage meine Verzweiflung in meine einsame Höhle zurück." Itzt gingen sie zurück; weither hört' ich noch ihr spöttisches Gelächter. Aber mich sollen die wilden Thiere zerreißen, wenn ich je zu ihrer Höhle zurückgeh'!

Geh', sprach der Faun, ich hätte für deine beschwerliche Liebe dich früher gestraft; geh', tanze mit deinem Ziegenbock, und vergiß deiner Liebe oder schneide dein Abentheuer in Eichenholz.

## Daphne. Chloe.

### Daphne.

Sieh', schon steigt der Mond hinter dem schwarzen Berg' herauf, schon gränzt er durch die obersten Bäume. Hier dünkt es mich so anmuthsvoll, laß uns hier noch verweilen; indeß wird mein Bruder die Heerde wohlbesorgt nach Hause führen.

Chloe. Lieblich ist diese Gegend, lieblich des Abends Kühlung; laß uns hier verweilen.

Daphne. Sieh', da an der Seite des Felsens, da ist der Garten des jungen Alexis. Komm, laß uns über den Zaun sehn. Im ganzen Land ist dieß der lieblichste Garten; keiner so niedlich geordnet, keiner ist so gut gepflegt.

Chloe. Sey's denn, wir wollen.

Daphne. Kein Hirt weiß die Pflege der Pflanzen, wie er. Ist's nicht so?

Chloe. O ja!

Daphne. Sieh', wie alles mit gesundem Wuchse aufblühet, was an der Erde wächst, und was an Stäben sich emporhält. Dort rieselt Wasser vom Felsen; sieh' wie es, ein Bächlein, durch die Schatten des Gartens fließt. Sieh', auf dem Felsen, wo die Quelle sich stürzt, hat er von Geißblatt eine Laube gepflanzt, da muß man wohl ganz die weite schöne Gegend sehn.

Chloe. Mädchen! du lobest mit Hitze. Lieblich ist alles. Lieblicher der Garten des braunen Alexis, als alle Gärten des Landes; schöner seine Blumen als alle Blumen; so angenehm, wie diese, rieselt keine Quelle; kein Wasser ist so kühl, kein Wasser ist so süß.

Daphne. Aber du lachest, Chloe?

Chloe. Ei nicht doch! sieh', ich breche diese Rose; sage mir, ist ihr Geruch nicht süßer, als aller andern Rosen? Lieblich, als hätte Amor selbst sie gepflegt.

Daphne. Ach! sey nicht schalkhaft.

Chloe. Nun, aber — unterdrücke den Seufzer nicht, der deinen Busen hinaufdringt.

Daphne. Ach! du bist boshaft; komm, laß uns gehn.

Chloe. So plötzlich? Mir gefällt's hier so wohl, so wohl. Doch horche — Ich höre rauschen. Da unter dem Hollundergesträuch sieht man uns nicht. Ha! sieh', er ist es selbst. Still! sage mir in's Ohr, er ist doch wohl auch schöner als jeder andre Hirt?

Daphne. Ach! ich gehe.

Chloe. Ich lasse dich nicht: Sieh', er staunt er seufzt; gewiß ein Mädchen sitzt ihm tief im Busen. Kind! deine Hand zittert. Fürchte dich nicht, es ist ja kein Wolf da.

Daphne. Laß mich, ach! laß mich.

Chloe. Still! Horche —

Im Schatten des Hollundergesträuches stunden die Mädchen verborgen. Indeß hob Alexis, unbewußt daß er behorcht ist, mit lieblicher Stimme diesen Gesang an:

Du blasser stiller Mond, sey Zeuge meiner Seufzer; und ihr, ihr stillen Schatten! wie oft habt ihr: Daphne, mir nachgeseufzt. Ihr Blümchen, die ihr mich umduftet, Thau blinkt auf euern Blättern, wie der Liebe Thräne auf meinen Wangen blinkt! O dürft' ich's ihr sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt! Jüngst fand ich am Brunnen sie, einen schweren Krug mit Wasser gefüllt. Laß mich die dir zu schwere Last des Kruges nach deiner Hütte tragen. So stammelt' ich: Wie bist du gütig! so sprach sie. Zitternd nahm ich den Krug, und blöde, und seufzend den Blick zur Erde geschlagen, ging ich an Daphnens Seite, und durft' ihr nicht sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt. Wie hängst du traurig da, an meiner Seite, kleine Narzisse? diesen Mittag noch in frischer Blüthe, jetzt verwelkt! Ach! so, so werd' ich junger Hirte verwelken, wenn Daphne meine Liebe verschmäht; dann werdet ihr, ihr Blumen, ihr mannigfaltigen Pflanzen, bisher meine Freude, meine süßeste Sorge, dann werdet ihr ungepflegt alle verwelken; denn für mich blüht keine Freude mehr. Wildes Unkraut wird euch dann ersticken, und verwachsne Dorngebüsche werden mit ungesundem Schatten euch decken. Ihr Bäume, die ihr die süßesten Früchte truget, von meiner Hand hier gepflanzt; von Laub und Früchten entblößt, werden eure todten Stämme traurig aus der Wildniß emporstehn, und hier werd' ich mein übriges Leben verseufzen. Mögest du denn, indeß meine Asche hier ruhet, mögest du in den Armen eines liebenswürdigern Gatten jedes süßeste Glück in vollem Maaße genießen! Doch nein!, was plagt ihr mich, ihr Bilder schwarzer Verzweiflung? Noch blühet meine Hoffnung. Lächelt sie doch freundlich, wenn ich zögernd neben ihr vorübergehe. Jüngst blies ich am Hügel auf meinem Rohr, als sie durch die nahe Wiese ging; sie stund stille. Kaum hatt' ich sie erblickt, so zitterten meine Lippen und jeder meiner Finger; und blies ich gleich so schlecht, doch blieb sie stehn und horchte. O wenn ich einst sie als Braut in eure Schatten führe, dann sollen eure Farben höher glühen, ihr Blumen; dann düftet ihr jeden Wohlgeruch zu! dann bieget, ihr Bäume, bieget die schattigen Aeste zu ihr herunter, mit süßen Früchten behangen!

So sang Alexis. Daphne seufzte, und ihre Hand zitterte in ihrer Freundin Hand. Aber Chloe rief ihm: Alexis, sie liebt dich! Hier steht sie unter dem Hollunderbaum; komm, küsse die Thränen von ihren Wangen, die sie für Liebe weint. Schüchtern trat er hin; aber sein Entzücken kann ich nicht sagen, als Daphne, schamhaft an Chloens Busen geschmiegt, ihm gestund, daß sie ihn liebe.

## Die Schifffahrt.

Es flieht, das Schiff, das Daphnen weg
Zu fernem Ufer führt!
Zwar dich umflattre Zephyr nur,
Nur Liebesgötter dich;

Ihr Wellen, hüpfet sanft um's Schiff!
Wenn nun ihr süßer Blick
Auf euern sanften Spielen ruht,
Ach! dann denkt sie an mich.

In's Ufers Schatten singe dir
Jetzt jeder Vogel zu;
Und Schilf und Sträuche winket ihr,
Von sanftem Wind bewegt.

Du glatter See bleib immer sanft!
Du trägst das schönste Kind,
Das je den Fluthen sich vertraut;
Rein, wie der Sonne Bild,

Das dort auf deinem Spiegel strahlt;
Schön wie die Venus einst,
Als sie aus weißem Schaum hervor,
Auf ihre Muschel stieg.

Die Wassergötter, die sie sah'n,
Vergaßen da entzückt
Ihr plätscherndes Spiel, vergaßen da
Die schilfbekränzte Nymph'.

Sie sah'n der Eifersücht'gen Blick
Und lächelnd Winken nicht;
Die süße Göttin sahn sie nur,
Bis sie an's Ufer stieg.

## Die Nelke.

Ein Nelkenstock ist in Daphnens Garten, am Zaun. Im Garten ging sie, und trat zum Nelkenstock; eine Nelke, rothgestreift, blühte da frisch auf. Jetzt bog sie lächelnd die Blume zu ihrem schönen Gesicht, und freute sich des süßen Geruches; die Blume schmiegte sich an ihre Lippen. Warme Röthe stieg auf meine Wangen; denn ich dachte: Könnt', o könnt' ich so die süßen Lippen berühren! Weg ging jetzt Daphne; da trat

ich an den Zaun. Soll ich, soll ich die Nelke brechen, die ihre Lippen berührten? Mehr würd' ihr Geruch mich erquicken, als Thau die Blumen erquickt. Begierig langt' ich nach ihr: Nein! so sprach ich, sollt' ich die Nelke rauben, die sie liebt? Nein! an ihren Busen wird Daphne sie pflanzen; dann werden ihre süßen Gerüche zum schönen Gesicht aufdüften, wie ein süßer Geruch zum Olymp aufsteigt, wenn man der Göttin der Schönheit opfert.

## Daphne. Micon.

### Daphne.

Sage mir, mein Geliebter! was soll dieser kleine Altar hier? Welcher Gottheit ist er wohl heilig?

Micon. Dem Amor, meine Geliebte! dem Amor ist er heilig. Ach! wie süß ist's mir, an dieser Quelle zu ruhen, wo wir, du weißt es — kleine Kinder waren wir noch, nicht höher als diese Aglaye — manche Stunde in süßen unschuldigen Spielen verkürzten. Ich selbst, ich habe dem Amor diesen Altar geweiht: Denn da, süßes Andenken! da keimte die Liebe schon in unserm Busen.

Dahphne. Weißt du was, ich will Myrthen und Rosen um diesen Altar pflanzen; dann soll sich's, schützet sie Pan, wie ein kleiner Tempel wölben: denn auch mir, mein Geliebter! ist jenes Andenken süß.

Micon. Weißt du noch? Wir machten Schalen von Kürbiß, legten Kirschen und Brombeeren drein, und ließen im Bach wie Schiffe sie schwimmen.

Daphne. Weißt du noch? Kleine Schälchen von Haselnüssen, und Schälchen von Eicheln, und der gehöhlte Saamenkopf der Feuerblume, waren unser Hausgeräth: Wir tranken Tröpfchen Milch daraus, oder wir aßen Brosamen und kleine Rosinen draus. Du warst da spielweise mein Mann und ich dein Weib.

Micon. So ist es. Siehst du dieses Gesträuche? Noch wölbt sich's, aber nun ist es verwildert, das war unsre Wohnung; wir wölbten's so hoch wir reichen konnten. So klein war's, eine junge Ziege würde mit dem Hörnchen das oberste des Gewölbes zerrissen haben. Von Aestchen und Weidenruthen flochten wir die Wände umher, und vorne schloß ein Gitterchen unser Haus. Ach! wie süß, wie süß war jede Stunde, die wir rauben konnten, um als Mann und Weib hier zu wohnen.

Daphne. Ein Gärtchen pflanzt' ich vor dem Haus, weißt du noch? Von Schilf pflanzten wir einen Zaun umher. In einem Augenblick würd's ein Schaaf ganz abgefressen haben, so groß war's.

Micon. Noch weiß ich's, die kleinsten Blümchen der Wiese und der Flur pflanztest du drein.

Daphne. Erfindsam warst du immer, mein Lieber! Aus der Quelle hast du einen Brunnen geleitet, in unsern Zaun hinein; durch hohlen Schilf führtest du das Wasser. In ein Bett fiel's, das du von Holz höhltest; ganz angefüllt wär's dem Durstigen ein guter Trunk gewesen. Doch sieh', da liegt es noch am Bache.

Micon. Ungesegnet ist das Haus, wo keine Kinder sind. Ein zerstümmelt Bildchen des Amor hattest du gefunden. Du pflegtest ihn, und zogest ihn, als eine treue Mutter. Eine Nußschaale war sein Bett'; da schlief er bei deinem Gesang auf Rosenblättern und Blümchen.

Daphne. Ja, nun wird er uns die gute Pflege belohnen.

Micon. Einst macht' ich von Binsen ein kleines Käfich; ein Heupferdchen that ich drein, und gab dir das Geschenke. Du nahmst es heraus, mit ihm zu spielen. Du hieltest es; aber gewaltsam wollt' es entfliehen, und ließ ein Beinchen in deinen Fingern zurück. Vor Schmerzen zitternd saß es da auf einem Gräschen. Sieh', o sieh' das arme Thierchen! sieh', wie es zittert; es schmerzt dich; ach! ich hab', ich habe dir weh' gethan. So sagtest du, und weintest voll Mitleid. Ach! wie entzückend war es mir, so gütig dich zu sehn.

Daphne. Noch gütiger warst du wohl, mein Geliebter! da, als mein Bruder zwei Vögelchen aus dem Neste stahl! Gieb mir die Vögelchen, so sagtest du; aber er gab sie nicht. Diesen Stab will ich dir für die Vögelchen geben; sieh', mit Müh' und Fleiß hab' ich die braune Rinde geschnitten, daß Aestchen mit Laub um den sonst weißen Stab sich winden. Der Tausch war gemacht, die Vögelchen dein. In deine Hirtentasche thatest du sie, klommest schnell den Baum hinauf, und setztest sie in ihr Nest! Freudenthränen, mein Lieber! netzten da meine Wangen. Hätt' ich dich vorher nicht geliebt, so hätt' ich doch von da dich geliebt.

Micon. So waren die Tage unserer Kindheit honigsüße, da zum Spiel ich dein Mann war, du mein Weib.

Daphne. Auch mein graues Alter wird sie nicht vergessen.

Micon. Wie glücklich, meine Geliebte! werden unsre Tage seyn, wenn den kommenden Mond, so hat es deine Mutter geordnet, Hymen zum Ernst machet, was bisher nur süßes Kinderspiel war.

Daphne. Segnen die gütigen Götter uns, dann, mein Geliebter! war Mann und Weib nie glücklicher als wir.

## Der Herbstmorgen.

Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Micon ans Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischte Reblaub, das, von sanften Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel; Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchsten Hügel stunden, Inseln gleich, draus empor, mit ihren rauschenden Hütten, und ihrem bunten herbstlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, stunden die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken übersah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden, und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Gesang der muntern Vögel, die bald hoch in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stund er lange so; aber in frommer Begeisterung nahm er jetzt die Leyer von der Wand, und sang:

Möcht' ich, ihr Götter! Möcht' ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überströmt in vollem Segen; Anmuth herrschet überall und Freude und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen. Schön, schön ist die ganze Gegend, in des Herbstes feyerlichstem Schmucke.

Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangene Bosheit nagt; der seinen Segen zufrieden genießt, und wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm voll Wonne, und sanft umfängt die Nacht ihn mit süßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude genießt sein frohes Gemüthe; ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber gedoppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilt, die Schönheit und jede Tugend schmückt; einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, ist jedes Glück mir süßer. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwei wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen; kein Mißton stört die süße Harmonie, und wer es hört, wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfülltest? War je eine Freude, die ich genoß, die du nicht durch deine Freude versüßtest? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verschwand? Ja, da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundlichen Hausgöttern setzten sie sich, um nimmer von uns zu weichen: wirthschaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bei jedem Unternehmen; und alles, was du vollführest, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir Alles mit gedoppelter Anmuth geschmückt; gesegnet ist meine Hütte, gesegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles was ich sammle. Freudig ist jeden Tages Arbeit; und komm' ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzücket mich da deine holde Geschäftigkeit, mich zu erquicken! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst; und, wenn der Winter um unsre Hütten stürmet, dann beim Feuerheerde, an deiner Seite, unter Geschäften und sanftem Gespräche, fühl' ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit: Bei dir eingeschlossen mögen Winde wüthen, und Schneegestöber die ganze Aussicht rauben: Dann erst fühl' ich's, wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glückes seyd ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreiz der Mutter geschmückt; was für Segen blüht in euch uns auf! Die erste Silbe, die sie euch stammeln lehrte, war, mir zu sagen, daß ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Gefälligkeit herrschet schon in jedem eurer Spiele. Die Freude seyd ihr unserer Jugend, und euer Glück wird einst des Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm' ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knieen hangend, mit kindischer Freude die

kleinen Geschenke empfanget, süße Früchte, oder was ich, bei der Wartung der Heerde, kleines Feld= oder Gartengeräthe euch schnitzte, eure kleine Geschäftigkeit zu üben; o wie erquickt mich dann jede eurer unschuldvollen Freuden! Mit Entzücken eil' ich dann, o Daphne! in deine offnen Arme, und mit holder Anmuth küssest du die Thränen meiner Freude von meinen Wangen.

Aber jetzt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm; schön war sie wie der thaubenetzte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. O mein Geliebter, so schluchzte sie, o wie bin ich glücklich! Wir kommen, o wir kommen dir zu danken, daß du so uns liebst.

Jetzt schließt er alle drei in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes Glück; und wer sie da gesehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt, empfunden haben, daß Tugendhafte glücklich sind.

## Das Gelübde.

Laßt, Nymphen, o laßt das Wasser eurer Quelle an mir gesegnet seyn, wenn von der Hüft' ich mein Blut wasche, das aus der Wunde floß! Laßt, o laßt mir's heilsam seyn, ihr Nymphen dieser Quelle! Nicht Zank, nicht Feindschaft ist die Schuld von diesem Blut. Amyntas Knabe schrie im Hain, von einem Wolf ergriffen; er schrie, und schnell, den Göttern sey's gedankt! war ich zur Rettung da. Als unter meinen Streichen der Wolf noch rang, hat er mit scharfer Klaue die Hüfte mir verwundet! Ihr Nymphen, seyd nicht böse, wenn ich die reine Quelle trübe, mit Blut, das aus der Wunde floß! Ein junges Böckchen will ich morgen früh' euch hier am Ufer opfern, weiß wie der Schnee, der eben fiel.

## Die Zephyre.

### Erster Zephyr.

Was flatterst du so müßig hier im Rosenbusche? Komm, fliege mit mir in's schattige Thal; dort baden Nymphen sich im Teiche.

Zweiter Zephyr. Nein, ich fliege nicht mit dir. Fliege du zum Teich, umflattre deine Nymphen; ein süßeres Geschäft will ich verrichten. Hier kühl' ich meine Flügel im Rosenthau, und sammle liebliche Gerüche.

Erster Zephyr. Was ist denn dein Geschäft, das süßer ist, als in die Spiele froher Nymphen sich zu mischen?

Zweiter Zephyr. Bald wird ein Mädchen hier den Pfad vorübergehen, schön wie die jüngste der Grazien. Mit einem vollen Korbe geht sie bei jedem Morgenroth zu jener Hütte, die dort am Hügel steht; sieh', die Morgensonne glänzt an ihr bemoostes Dach. Dort reichet sie der Armuth Trost, und jedes Tages Nahrung. Dort wohnt ein Weib, fromm, krank und arm; zwei unschuldvolle Kinder würden hungernd an ihrem Bette weinen, wäre Daphne nicht ihr Trost. Bald wird sie wieder kommen, die schönen Wangen glühend, und Thränen im unschuldvollen Auge; Thränen des Mitleids, und der süßen Freude, der Armen Trost zu seyn. Hier wart' ich, hier im Rosenbusch, bis ich sie kommen sehe: Mit dem Geruche der Rosen, und mit kühlen Schwingen flieg' ich ihr dann entgegen; dann kühl' ich ihre Wangen, und küsse Thränen von ihren Augen. Sieh', das ist mein Geschäft.

Erster Zephyr. Du rührest mich: Wie süß ist dein Geschäft! Mit dir will ich meine Flügel kühlen, mit dir Gerüche sammeln, mit dir will ich fliegen, wenn sie kömmt. Doch — sieh'! am Weidenbusch herauf kömmt sie daher; schön ist sie wie der Morgen; Unschuld lächelt sanft auf ihren Wangen, voll Anmuth ist jede Geberde. Auf, da ist sie, schwinge deine Flügel; so schöne Wangen hab' ich noch nie gekühlt!

## Micon.

Von Miletus kamen wir, Milon und ich, Apollen unser Opfer zu bringen. Schon sahn wir von Ferne den Hügel, wo der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lorberhain hoch in die blaue Luft emporsteht und weiter hinaus flimmerte, dem Auge endlos, die Aussicht ins Meer. Mittag war's, und der Sand brannte unsre Solen, und die Sonne den Scheitel; so gerade stund sie über uns, daß die Locken an der Stirne ihre Schatten das ganze Gesicht herunterwarfen. Die Eidere schlich lechzend im Farrenkraut am Weg, und die Grille und die Heuschrecke zwitscherten unter dem Schatten der Blätter im gesengeten Grase. Von jedem Tritt flog heißer Staub auf, und brannte die Augen, und saß auf den gedörreten Lippen. So gingen wir schmachtend: Aber wir verlängerten die Schritte, denn vor uns sahn wir am Wege dicht emporstehende Bäume; schwarz war der Schatten unter ihnen, wie Nacht. Mit schauerndem Entzücken traten wir da in die lieblichste Kühlung. Entzückender Ort, der so plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoß! Die Bäume umkränzten ein großes Bett, worein die reinste, die kühlste Quelle sich ergoß. Die Aeste hingen ringsum zu ihr herunter, mit reifen Aepfeln und Birnen behangen, und zwischen den Stämmen der Bäume flatterten fruchtbare Gesträuche, Krauselbeeren und Brombeeren, und die Erdselstaude. Aber die Quelle rauschte aus dem Fuß eines Grabmahls hervor, das Geißblatt und die schlanke Winde, und schleichender Epheu umwanden. Götter! so rief ich; wie lieblich ist dieser Ort der Erquickung! Heilig und gesegnet sey mir, der diese Schatten so gutthätig gepflanzt hat; vielleicht ruht seine Asche hier. Hier, sprach Milon, hier an der Vorderseite des Grabmahls sehe ich, unter den Ranken von Geißblatt eingegrabene Züge; vielleicht sagen uns die, wer er ist, der so für des Wanderers Erfrischung sorgt. Und jetzt hob er die Ranken mit seinem Stab, und las:

Hier ruhet die Asche des Mycon! Gutthätigkeit war sein ganzes Leben. Lange nach seinem Tode wollt' er noch Gutes thun, und leitete diese Quelle hierher, und pflanzte diese Bäume.

Gesegnet sey deine Asche, du Redlicher! so sprach ich; gesegnet die Deinen, die du zurückließest! Und da kam jemand unter den Bäumen hervor; ein schönes Weib war's, von schlanker Gestalt und edlem Ansehn. Einen Wasserkrug trug sie am Arm, und so kam sie zu der Quelle. Seyd mir gesegnet in diesen Schatten, so redete sie mit holder Freundlichkeit; ihr seyd Fremde, vielleicht hat ein zu weiter Weg bei der Sonnenhitze euch ermüdet. Sagt, kann zu eurer Erfrischung noch etwas euch dienen, als was ihr hier findet?

Sey uns gesegnet, so erwiederten wir, gutthätiges Weib! Wir bedürfen keiner andern Erfrischung; süß hat uns diese Quelle, süß diese Früchte und dieser Schatten erquickt. Ehrfurcht erfüllt uns für den Redlichen, dessen Asche hier ruhet, der so für die Bedürfnisse des Wandrers sorgte. Du bist von dieser Gegend, du kanntest den Mann; sag' uns, indeß dieser heilige Schatten uns kühlt, sag' uns, wer er war?

Jetzt stellte die Frau ihren Wasserkrug auf den Fuß des Grabmahls, lehnte sich drauf, und sprach mit freundlichem Lächeln:

Mycon, so hieß er, der die Götter ehrte; dessen süßeste Wollust war, andern Gutes zu thun. In dieser ganzen Gegend wird kein Hirt seyn, der nicht mit Freundschaft und Dankbarkeit sein Andenken ehrt; keiner, der nicht Geschichten seiner Redlichkeit und seiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich selbst, ich dank's ihm, daß ich das glücklichste Weib bin — hier glänzten Thränen in ihren Augen — das Weib seines Sohns. — Mein Vater war gestorben; in kummervoller Armuth ließ er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille, von unsrer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genähret, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unser einziger Reichthum. Zwei Ziegen gaben uns ihre Milch, und ein kleiner Baumgarten seine Früchte. Nicht lange lebten wir in dieser Ruhe; auch meine Mutter starb, und hinterließ mich trostloses Kind. Aber Mycon nahm mich in sein Haus, und übergab mir häusliche Geschäfte, und war mehr mein Vater als mein Herr. Sein Sohn, der beste und schönste Hirt der ganzen Gegend, sah meine redliche Geschäftigkeit, und meine aufmerksame Sorge, meines Glückes werth zu seyn; er sah' es und liebte mich und sagt' es mir, daß er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir selbst nicht gestehn. O Damon, Damon! vergiß deine Liebe! Ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienstmagd deines Hauses zu seyn. So fleht' ich ihn immer; aber er vergaß seine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus beschäftigt, die Wolle der Heerde zur Arbeit zu rüsten; da trat Mycon herein und setzte sich neben mir an die Morgensonne. Lange sah' er mit freundlichem Lächeln mich an; Kind! so sprach er jetzt, deine Frömmigkeit, deine Geschäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir so wohl, du bist das beste Kind, und ich will, geben die Götter das Gedeihen! ich will dich glücklich sehn. Könnt' ich, mein bester Herr! könnt' ich glücklicher seyn, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin? So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit flossen von meinen Augen. Kind! sprach er, ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möcht' in meinem Alter meinen Sohn und dich glücklich sehn. Er liebt dich; kannst du, sage mir's, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn? Jetzt entsank die Arbeit meiner Hand; zitternd, erröthend stund ich vor ihm. Er nahm meine Hand; und kannst du, so sagte er, kannst du durch seine Liebe

glücklich seyn? Ich fiel vor ihm nieder, drückte im stummen Entzücken seine Hand an mein bethräntes Gesicht; und von selbigem Tag an bin ich das glücklichste Weib. Jetzt trocknete sie ihre Augen. Das war der Mann, der hier ruhet, so fuhr sie fort: Aber wie er diese Quelle hieher geleitet, und diese Schatten gepflanzt hat, das wünscht ihr noch zu wissen, und ich will's euch erzählen:

Gegen das Ende seines Lebens ging er oft, und setzte sich hier an der Straße, grüßte freundlich den Wandrer, und bot dem Armen und dem Müden Erquickung. Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen hier pflanzte, und eine kühle Quelle in diesen Schatten leitete? Weither ist keine Quelle und kein Schatten; so erquick' ich, wenn ich lange nicht mehr bin, den Müden, und den, der in der Sonnenhitze schmachtet. So sprach er, und ließ vom Feld her die kühleste Quelle leiten, und pflanzte fruchtbare Bäume umher, die früher und später reifen. Die Arbeit war vollendet; und jetzt ging er zum Tempel des Apolls, opferte und bat: Laß, was ich pflanzte, gedeihen; so kann der Fromme, der fernher zu deinem Tempel geht, im kühlen Schatten sich erfrischen.

Der Gott hatte seine Bitte gnädig erhört. Den folgenden Morgen erwacht' er frühe, und sah' aus seinem Fenster nach der Straße. Da sah' er, wo er die Sprößlinge pflanzte, hochaufgewachsene Bäume. Götter, so rief er, was seh' ich! Kinder, sagt mir's, täuscht mich ein Traum? Ich sehe, was ich gestern gepflanzt, zu Bäumen emporgewachsen. Voll heiligen Erstaunens gingen wir jetzt unter den Schatten; im vollesten Wuchse stunden die Bäume da, und streckten die starken Aeste weit umher, die Last der reifen Früchte bog sie herunter zum blumigten Gras. O Wunder! so rief der Greis, ich Alter soll selbst noch in diesen Schatten wandeln? Und wir dankten und opferten dem Gotte, der, so gnädig, noch mehr als seine Wünsche erfüllte. Aber, ach! er wandelte nicht lange mehr in diesen Schatten! er starb, und wir begruben ihn hier, daß der, welcher in diesen Schatten ruhet, dankbar seine Asche segne.

So erzählte sie. Gerührt segneten wir die Asche des Redlichen. Süß hat uns die Quelle, süß der Schatten erquickt; aber mehr noch, was du uns so freundlich erzähltest. Sey uns gesegnet! so sprachen wir, und gingen voll frommer Empfindung zum Tempel des Apolls.

---

## Thyrsis.

Umsonst, so klagte Thyrsis seine Qual, für mich umsonst, ihr gütigen Nymphen, schwebt angenehme Kühlung in diesen Schatten, wo ihr eure Quellen im wölbenden Gesträuch ausgießet. Ich schmachte, ach! wie man an der Sommersonne schmachtet. Unten am kleinen Hügel, auf dem die Hütte der Chloe steht, saß ich, und blies der Echo ein sanftes Liedchen vor. Oben beschattet den Hügel der Baumgarten, den sie wartet und pflanzt, und neben mir plätscherte das Wasser herunter, das ihn durchschlängelt, an dessen blumigem Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Plötzlich hört' ich das Knarren des Riegels, der des Gartens Thüre schließt. Sie trat heraus; ein sanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie schön, wie schön war sie! Ein reinliches Körbchen voll glänzender Früchte trug sie an der einen Hand; und schamhaft, auch da, wo sie keinen Zeugen vermuthet, hielt sie mit der andern das Gewand über den jungen Busen fest: denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblößet haben; aber es schmiegte sich um Hüften und Kniee, und flatterte sanft rauschend rückwärts in die Luft. So ging sie auf der Höhe des Hügels vorüber. Aber zween Aepfel fielen vom Körbchen, und hüpften den Hügel hinunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätt' Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie von der Erde, und drückt' an meine Lippen sie; und so trug ich sie den Hügel hinauf, und gab sie dem Mädchen wieder. Meine Hand zitterte, ich wollte reden; aber ich seufzte nur. Aber Chloe blickte nieder, sanfte Röthe überhauchte ihre schönen Wangen; sanft lächelnd, und röther, schenkte sie die schönen Aepfel mir. Jetzt stunden wir — ach was ich empfand! — schüchtern beyde; dann ging sie mit sanftem Schritt der Hütte zu. Mein unverwandter Blick sah' ihr nach; da sie hineintrat, sah' sie zögernd und freundlich noch einmal zurücke; sah' ich sie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre geheftet. Jetzt ging ich, Zittern war in meinen Knieen, den Hügel hinunter. Ach! stehe du mir bei, gütiger Amor! Was ich seither empfinde, wird nie wieder in meinem Busen erlöschen.

---

## An den Amor.

Ach! Amor, lieber Amor!
Schon an dem ersten May
Baut' in des Gartens Ecke
Ich den Altar für dich,
Und pflanzte Rosenhecken
Und Myrthen drüber her:
Und lag nicht jeden Morgen
Thauvoll ein Blumenkranz
Auf deines Altars Mitte!
Ach! alles war umsonst.
Schon streifen Winterwinde
Das Laub von Baum und Strauch,
Und Phillis ist noch spröde,
Spröd' wie am ersten May.

---

## Thyrsis und Menalkas.

### Thyrsis.

Dem Amor hatt' ich ein Gelübde gebracht, im kleinen marmornen Tempel. Ein reinliches ganz neues Körbchen hing ich im Myrthenwäldchen auf, und einen frischen Kranz, und meine beste Flöte. O lieber Amor, sei, (so fleht' ich) sei meiner Liebe gewogen! Heute ging ich beim kleinen Tempel vorbei, trat in den Myrthenhain, und sah' nach meinem Körbchen. Und sieh', sieh', was ich da sah! Ein Vögelchen saß auf des Körbchens Rand, und sang. Da trat ich näher, da flog es weg; ich sah ins Körbchen, und sieh', ein wohlgebautes Nestchen war, und Eierchen waren drinnen; und das Weibchen schmiegte sorgsam sich drüber, und blickte mich an, als wollt es mich flehn: Zerstöre, junger Hirt! o zerstöre die kleine Wirthschaft nicht! der andre flatterte um meine Stirn' und Haare. Ich ging zurück, schnell war das Männchen wieder auf des Körbchens Rand; mit frohem Zwitschern freuten sie sich und sangen. Nun sage du mir, lieber Menalkas! der du alle Deutungen weißt, sage mir, was bedeutet das?

Menalkas. Glücklich werdet ihr, dein Mädchen und du, beisammen wohnen und fruchtbar wird eure Liebe seyn.

Thyrsis. Bei den Göttern! das dacht' ich auch; doch wollt' ich deine Weisheit hören. Sieh, dieses junge Zickchen schenk' ich dir; und diese Flasche voll Honig, süß wie meines Mädchens Lippen, und lauter wie die Luft. So sprach er, und hüpfte für Freude, wie eine junge Ziege im Maienthau hüpft.

---

## Der Blumenstrauß.

Daphnen sah ich: Vielleicht, ach! vielleicht würd's mein Glück seyn, hätt' ich sie nicht gesehn! So reizend sah ich sie nie. An der heißen Mittagssonne lag ich im dunkeln Weidenbusch, am kühlen Bache, da wo er sanft rieselnd durch Steine fällt. Schatten wölbte sich über mir, und über dem kühlen Bache; da saß ich ruhig: Aber seitdem, ach! ist für mich keine Ruhe mehr. Nicht weit von mir rauschte das Gesträuche, und Daphne, Daphne kam durch des Bordes Schatten, herunter an den Bach. Reinlich zog sie ihr blaues Gewand von den kleinen weißen Füßen herauf und trat in die helle Fluth. Sie bückte sich, und wusch mit der rechten Hand ihr reizvolles Gesicht; mit der linken hielt sie ihr Gewand, daß nicht das Wasser es netzte. Aber nun stund sie still und wartete bis kein Tropfen von ihrer Hand mehr das Wasser bewegte. Still war's und jeder ihrer Reize schien ungefälscht ihr entgegen. Jetzt lächelte sie ihre eigne Schönheit an, und drückte das Geflechte der goldnen Haare zurechte, die sich in einen reizvollen Knoten verbanden. Für wen, so seufzt' ich, ach! für wen diese Sorgfalt? Wem, ach! wem will sie gefallen? Wer ist der Glückliche, um deßwillen sie mit zufriednem Lächeln sieht, daß sie so reizend ist? Indeß sie gebückt so über dem Bache stund, fiel der Blumenstrauß von ihrem Busen ins Wasser, und schwamm, indeß sie wegging, zu mir herunter. Ich fing ihn, ich küßt' ihn; für eine ganze Heerde hätt' ich ihn nicht gegeben. Aber, ach! der Blumenstrauß welkt, ach! er welkt, der, nur zween Tage sind's, mit der Quelle zu mir floß. Ach! wie ich ihn pflegte! In meiner Trinkschaale stund er, die ich im Frühling mit Gesang gewann. Amor sitzt künstlich drauf geschnitten, in einer Laube von Geißblatt; lächelnd versucht er die Schärfe seiner Pfeile mit der Spitze der Finger, und vor ihm schnäbeln sich zwo Tauben. Dreimal des Tages goß ich ihm frisch Wasser zu, und des Nachts stellt' ich ihn am Gitter meines Fensters in den Thau. Dann stund ich vor ihm und

athmete seine süßen Gerüche. Süßer waren die Gerüche, glühender waren die Farben, als aller Blumen des Frühlings denn, ach! an ihrem Busen haben sie geblüht! Staunend stund ich dann vor der Schaale. Ja, Amor! so seufzt' ich, sie sind scharf, deine Pfeile; wie sehr wie sehr, muß ich's fühlen! laß, o laß Daphnen nur die Hälfte so für mich empfinden; dann will ich diese Schaale dir weihn! Auf einem kleinen Altar soll sie stehn, und alle Morgen umwind ich sie mit einem frischen Blumenkranz, und, ist es Winter, mit einem Myrthenschoß. O möchtet ihr, kleine Tauben, möchtet ihr ein Bild meines künftigen Glückes seyn! Aber ach! der Blumenstrauß welkt, so sehr ich ihn pflege; traurig hängen die Blumen und blaß am Borde der Schaale herunter, hauchen keine Gerüche mehr, und ihre Blätter fallen. Ach! Amor, laß, ach laß ihr Welken für meine Liebe nicht von übler Deutung seyn.

# Der Sturm.

Auf dem Vorgebürge, an dessen Seite der schilfreiche Tifernus ins Meer fließet, saßen Lacon und Battus, die Hirten der Rinder. Ein schwarzes Gewitter stieg fernher auf, ängstliche Stille war in den Wipfeln der Bäume, und die Seevögel und die Schwalben schwirreten in banger Unruhe hin und her. Schon hatten sie die Heerden vom Gebürge nach ihrer Wohnung geschickt: sie aber blieben auf dem Gebürge zurück, die fürchterliche Ankunft des Gewitters, und den Sturm auf dem Meere zu sehn. Fürchterlich ist die Stille, so sagte Lacon: Sieh'! die untergehende Sonne verbirgt sich in jenen Wolken, die Gebürgen gleich am Saume des Meeres aufsteigen.

Battus. Schwarz liegt das unabsehbare Meer vor uns. Noch ruhig — aber eine bange Stille, die bald mit fürchterlichem Tumulte wechseln wird. Ein dumpfes Geräusche tönt fernher, wie das Geheul der Angst und eines allgemeinen plötzlichen Unglücks etwa von Ferne gehört wird.

Lacon. Sieh'! langsam steigen die Gebürge der Wolken; immer schwärzer, immer fürchterlicher heben sie ihre Schattern hinter dem Meer hinauf.

Battus. Immer fürchterlicher wird das dumpfe Geräusche; Nacht liegt auf dem Meere; schon hat sie die Diomedischen Inseln verschlungen, du siehst sie nicht mehr. Nur flimmert noch die Flamme des Leuchtthurms von jenem Vorgebürge in der schauervollen Dunkelheit. Aber jetzt, jetzt fängt das Geheul der Winde an; sieh'! sie zerreissen die Wolken — treiben sie wüthend empor: sie toben auf dem Meere, es schäumt.—

Lacon. Fürchterlich kömmt der Sturm daher. Doch gern will ich ihn wüthen sehn; mit Angst gemischte Wollust schwellt ganz meinen Busen. Wenn du willst, so bleiben wir; bald sind wir das Gebürge herunter in unsrer wohlverwahrten Hütte.

Battus. Gut! ich bleibe mit dir. Schon ist das Gewitter da! schon toben die Wellen an unserm Ufer, und die Winde heulen durch die gebogenen Wipfel.

Lacon. Ha! sieh', wie die Wellen toben, ihren Schaum in die Wolken emporspritzen, fürchterlich wie Felsengebürge sich heben, und fürchterlich in den Abgrund sich stürzen. Die Blitze flammen an ihren Rücken, und erleuchten die schreckenvolle Scene.

Battus. Götter! sieh', ein Schiff; wie ein Vogel auf einem Vorgebürge sitzt, sitzt es auf jener Welle. Ha! sie stürzt. Wo ist's nun, wo sind die Elenden? Begraben, im Abgrund.

Lacon. Trüg' ich mich nicht, so steigt's dort auf dem Rücken jener Welle wieder empor. Götter! Rettet, o rettet sie. Sieh'! sieh'! die nächste Welle stürzt mit ihrer ganzen Last auf sie her. O was suchtet ihr, daß ihr so, euer väterliches Ufer verlassend, auf ungeheuern Meeren schwebt! Hatte euer Geburtsland nicht Nahrung genug, euern Hunger zu sättigen? Reichthum suchtet ihr, und fandet einen jammervollen Tod.

Battus. Am väterlichen Ufer werden eure Väter und eure Weiber und eure Kinder vergebens weinen; vergebens für eure Rückkunft in den Tempeln Gelübde thun. Leer wird euer Grabmahl seyn; denn euch werden Raubvögel am Ufer fressen, verschlingen die Ungeheuer des Meeres euch nicht. O Götter, laßt immer mich ruhig in armer Hütte wohnen! Zufrieden mit wenigem, nähre mein Anger mich, und mein kleines Feld und meine Heerde.

Lacon. Strafet mich, Götter! wie diese, wenn je Unzufriedenheit in meinem Busen seufzt; wenn ich je mehr wünsche, als was ich habe; Ruhe und mäßige Nahrung!

Battus. Laß uns hinuntergehn; vielleicht daß die Wellen einige von diesen Elenden ans Ufer werfen. Leben sie noch, so haben wir den Trost sie zu retten; sind sie todt, so beruhigen wir doch ihren Geist, und geben ihnen ein ruhiges Grab.

Sie gingen hinunter an's Ufer, und fanden im Sand ausgestreckt einen schönen Jüngling todt. Mit Thränen begruben sie ihn am Ufer. Trümmer des Schiffes lagen im Sande zerstreut; und sie fanden unter den Trümmern eine Kiste, öffneten sie, und schwere Reichthümer von Gold waren darinnen. Was soll uns das, sagte Battus?

Lacon. Behalten wollen wir's; nicht um reich zu seyn, dafür bewahren mich die Götter! um's zurückzugeben, wenn's ein Eigenthümer sucht, oder einem, der's mehr nöthig hat als wir.

Ungenutzt, und ungesucht lag der Schatz lange bei den Beiden; da liessen sie draus am Ufer einen kleinen Tempel bauen. Sechs Säulen von weissem Marmor hielten den schattigen Vordergiebel empor, und in der Vertiefung stund die Bildsäule des Pans. Der Zufriedenheit war dieser Tempel geweiht, und dir, gütiger Pan!

# Erythia.

## Mirson.

Hier laß' uns im Bache gehn, das Wasser kühlt unsre Füße; über uns wölben sich Weiden und schlanke Eschen im Schatten.

Lycas. Sey's denn; bei dieser schwülen Hitze sucht jeder schmachtend die Kühlung.

Myrson. Laß uns gehen bis dahin, wo der Bach herunter sich stürzt; lieblich ist's dort und kühl, als schwämmst du beim Mondschein im Wasser.

Lycas. Horche, schon hör' ich des fallenden Wassers Geräusche. Es ist, als sucht' jedes Geschöpf in diesen Schatten seine Freude. Welch Gesumse, welch Schwirren, welch Zwitschern, welch frohes buntes Gewimmel flattert da im Schatten! Diese kleine Wasserstelze, will sie den Weg uns weisen? Sieh', wie sie vor uns her so munter von Stein zu Steine hüpft. Ha! Sieh' da, wie ein heller Sonnenstrahl in diesen hohlen Weidenstamm fällt, mit Winden und Epheu behangen. Sieh' doch, ein junges Böckchen schläft drinnen; wie schlau hat sich das die angenehme Ruhstatt gewählt!

Myrson. Du siehst alles; nur nicht, daß wir da sind, wo wir seyn sollen.

Lycas. Ha, ja! Pan! Ihr Götter! Welch angenehmer Ort ist das!

Myrson. Wie ein silberner Teppich, den ein sanfter Wind bewegt, deckt der stürzende Bach die hinter ihm sich wölbende Höhle; ein Kranz von Gesträuchen umfaßt ihn. Komm, laß uns hinter den Wasserfall in die Höhle gehn.

Lycas. Ha! mir schauerts von angenehmer Kühlung. Wie der Bach vor uns niederplätschert! Jeder stürzende Tropfen flimmert am Sonnenstrahl wie Feuer.

Myrson. Laß hier auf die höhern mit Moos bedeckten Steine uns sitzen; unsre Füße ruhen unbenetzt auf denen, die in dem Wasser liegen, indeß daß der Wasserfall uns in die Höhle verschließt.

Lycas. So einen anmuthsvollen Ort hab' ich noch nie gesehn.

Myrson. Ja anmuthsvoll ist er, auch ist er dem Pan heilig. Am Mittag fliehn ihn die Hirten; man sagt, daß er dann oft da ruhet. Auch wird von der Quelle eine Geschichte gesungen; verlangest du das, so will ich sie singen.

Lycas. Hier sitzen wir bequem; auf diesem Polster von Moos lehn' ich mich an die Felsenwand hin, und höre mit Entzücken deinen Gesang.

Schön, du Tochter des Eridanus! schöner als alle von Dianens Gefolge, warst du, Erythia! War gleich ihre Schönheit noch im Aufblühn, halb Kind noch, war sie schon von schlanker Größe; kindische Unschuld lächelte noch im schönsten Gesichte, und Schüchternheit im glänzend blauen Auge; ihr junger Busen, nur sanft gewölbt, versprach erst noch den vollern Wuchs. Bei der Sonnenhitze hatte mit ihren Gespielen sie auf den Gebürgen die Rehe verfolgt; und müde und von Durst schmachtend lief sie zu einer Quelle. Sie kühlte die Hand, und wusch ihr schönes Gesicht; dann schöpfte sie einen kühlen Trank, und schlürft' ihn mit kleinen Lippen. So beschäftigt, über den Bach gebückt, dachte sie an keine Gefahr; aber Pan hatte aus nahen Gesträuchen sie betrachtet, und Liebe flammete schnell in seinem Busen auf. Ihr unbemerkt schlich er herbei, bis das Geräusche des nähesten Grases an ihrem Rücken ihn verrieth. Erschrocken sprang sie auf, entwischte seinen nervigten für Verlangen zitternden Armen; schon fühlte seine Wärme sie an ihren Hüften; ein Rosenblatt hätt' ausgefüllt, was zwischen ihr und seiner Hand noch war. Schnell sprang sie über den Bach, leicht war sie wie ein Reh, Schrecken machte sie schneller; so lief sie; er lief ihr nach; so lief sie

über die Trift hin, wie ein schneller Wind über des Grases Spitzen streift. Aber plötzlich stand sie für Entsetzen still. Am äußersten Rand eines Felsens stand sie, bebte zurück, und sah erblassend ins tiefe Thal. Dann rief sie mit ängstlichem Geschrei: O Diana! Schützerin der Keuschheit, o rette, rette mich, daß kein unkeuscher Arm meine Hüften umschlinge! Rette, o rette, Diana, Schützerin der Keuschheit! Aber der Gott war an ihrer Ferse schon — schon fühlt sie seinen Athem — und jetzt seinen umschlingenden Arm. Doch, die der Liebe ungewogene Göttin hört' ihr angstvolles Flehn. Wasser trieft von seinen umschlingenden Armen, und die an sie gedrückte Brust herunter; sie zerschmilzt in seiner Umarmung zur Quelle — schmilzt, wie Frühlingsschnee an einem braunen Felsen — schmilzt, trieft von seinen Armen — rieselt sein Knie herunter — rieselt durchs Gras — stürzt von der Felsenwand, und rieselt schon unten im Thal. Und so entstund Erythia, die reine Quelle.

---

## Karl Heinrich Ludwig Giesebrecht

ward am 9. Juni 1782 zu Mirow in Mecklenburg geboren und lebte als Dr. phil. und erster Professor am Kölnischen Gymnasium in Berlin.

Er gab heraus:

Armida. Tragödie. Penig 1804.
Sartorius. Tragödie. Bremen 1807.
Mnemosyne. Bremen 1807.
Deutsche Blätter. 1e Sammlung. Brandenburg 1822.

Ein schönes, gründlich durchgebildetes Talent, das besonders im Fache der romantischen Tragödie Ausgezeichnetes leistete, und bei dem es lebhaft zu bedauern ist, daß es die ruhmvoll angetretene Bahn schon so früh wieder verließ. —

---

## Friedrich Christlieb Girardet.

ward am 14. Februar 1789 zu Stettin geboren, studirte Theologie, erhielt darauf 1808 eine Anstellung am theologischen Seminar zu Berlin und 1811 das Amt eines Predigers bei der reformirten Gemeine zu Dresden, das er gegenwärtig noch bekleidet.

Seine Schriften sind:

Andachtsstunden. 3 Bde. Dresden 1823 — 1828.
Das Brautgeschenk. Leipzig 1819 N. A. 1824.
Gewissensfragen an und für die katholische Geistlichkeit zu Dresden. Dresden 1831.
Das Evangelium der Jesuiten. 2. A. Leipzig 1829.
Predigten über das Gebet des Herrn. Dresden 1818.
Die drei Scheidewege des Jugendlebens. Dresden 1826.
Der 4. September in seiner hohen Bedeutung. Dresden 1832.
Ein Wort zur Ehrenrettung der Presbyteren. Leipzig 1832.
Zwei Predigten am 3. Jubelfeste des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses; (mit J. H. Blaß). Dresden 1830.
Hebels allemannische Gedichte, in das Hochdeutsche übersetzt. — Dresden 1821.
Der Galeerensclave. Aus dem Französischen. Dresden 1829. 2 Thle.

G. erwarb sich einen gefeierten Namen durch die Herausgabe vortrefflicher religiöser, namentlich ascetischer Schriften, in welchen tiefes Gefühl mit einer klaren und wohlthuenden Ansicht von den höchsten Dingen verbunden und in einer edeln und würdigen, stets ihrem Gegenstande wie dem Publikum für das die einzelnen Schriften bestimmt wurden, angemessenen Sprache vorgetragen ist. —

---

### Unser Osterfest oder unser Erwachen in der Ewigkeit *).

Text:
1. Kor. 6, 14.

„Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch seine Kraft."

Ein schönes Fest hat uns heute an dieser heiligen Stätte vor dem Angesichte des Herrn versammelt — das Siegesfest des Lebens über den Tod, des Lichtes über die Finsterniß. Das Licht, das wir am Weihnachtsfeste mit den Weisen des Morgenlandes als einen neu aufgehenden Stern erblickten, und das wir an der Krippe des Heilandes mit Freude und Dank gegen Gott als die Morgenröthe eines schönern Tages begrüßten; das Licht, das wir im Kampfe mit der Finsterniß am Charfreitage wieder mit trauerndem Herzen und tiefer Wehmuth scheinbar erlöschen sahen, dringt heute wieder in siegender Herrlichkeit aus der Nacht hervor, und erhellt und erwärmt die ganze Welt wieder, wie eine unvergängliche Sonne. Das Leben, dessen erste Geburt aus Gott wir am Weihnachtsfeste mit dankbarem Herzen feierten, das am Charfreitage wieder zerknickt von der eisernen Hand des Todes in das Grab sank, geht heute wieder aus seiner scheinbaren Vernichtung hervor, und steht wieder in göttlicher Kraft und Herrlichkeit da als Sieger des Todes und der Finsterniß. Ja, m. Br., Christus ist erstanden: das ist die fröhliche Bothschaft, mit welcher uns dieses Osterfest begrüßt. Christus ist erstanden: das rufen heute Millionen und aber Millionen Lippen und Herzen mit Dank und Freude zum Himmel empor. Und wiederum scheint der Himmel uns Antwort zu geben auf diesen festlichen Gruß, und ihn nur mit der eben so tröstlichen Botschaft zu erwiedern: Auch ihr werdet so wieder auferstehen, auch ihr werdet so durch den Tod nur zu einem neuen Leben eingehen, und hier nur einschlummern, um dort in einer schönern Welt wieder zu erwachen! Aus jedem Ton der Glocken scheint uns in diesen festlichen Tagen dieser freudige Zuruf entgegenzuschallen; jedes wärmere Frühlingslüftchen scheint uns denselben zuzuwehen; aus jedem hervorstrebenden Keime scheint er zu uns herüberzudringen, die ganze neu erwachte Natur scheint ihn mit tausend und aber tausend Stimmen zu wiederholen und zu bestätigen.

Oder vereinigt sich nicht alles, um uns dieses Fest der Auferstehung des Herrn zu unserm eignen Osterfeste, zum Feste unsrer eignen Unsterblichkeit zu machen? Ist es nicht eine wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung, daß wir das Andenken an diese große Begebenheit gerade zu einer Zeit feiern müssen, wo die ganze irdische Schöpfung ihr Auferstehungsfest feiert, und uns die Hoffnung auf unsre eigne Wiederbelebung in tausend Sinnbildern und Gleichnissen vor Augen hält? Ist es nicht, als wenn der Allgütige dadurch unsrer Kleingläubigkeit zu Hülfe kommen, und uns durch unsre Sinne selbst die dunkeln Vorgefühle und Ahnungen unsers Herzens deutlicher und anschaulicher machen wollte? — Ja, gehe hinaus, o Mensch, in den heiligen Tempel der Natur, und sieh, wie dort überall neues Leben aufkeimt, wo noch vor Kurzem nichts als Tod und Verwesung war: wo könntest du deutlicher einsehen, daß alles nur stirbt, um durch den Tod selbst wieder zum Leben einzugehen, alles nur gesäet wird, um schöner und herrlicher wieder aufzublühen? wo könntest du eine bessere Erklärung zu den Worten des Apostels finden: „Es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit; es wird gesäet in Schwach-

*) Aus: Fr. Girardet's Predigten. Dresden 1828.

heit, und wird auferstehen in Kraft; es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistiger Leib."? — Gehe hinaus in den heiligen Tempel der Natur, und sieh, wie dort auf den Auferstehungsruf des Allmächtigen jetzt alles zu einem neuen Daseyn erwacht, wo vor Kurzem noch alles einen ewigen und eisernen Todesschlaf zu schlummern schien; wo könnte es dir deutlicher vor Augen treten, daß aller Tod nur ein Schlummer ist, der zu einem fröhlichen Erwachen führt? wo könntest du dich tiefer ergriffen fühlen von der Wahrheit, die uns der Apostel in den Worten unsers heutigen Textes vorhält: „Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch seine Kraft?" —

Ja, m. Br., wie verschieden auch unser Erwachen von dem des Erlösers in so manchen Nebenumständen seyn möge, dort müssen wir es fühlen, daß es in der Hauptsache doch dasselbe seyn wird. Dieselbe allmächtige Kraft, die ihn aus dem Grabe herausführte, wird auch uns aus demselben erwecken. Und so können wir wohl mit vollem Rechte das Fest seiner Auferstehung als das Fest unsrer eignen Unsterblichkeit begehen; so können wir wohl, mit vollem Rechte, in dem Erwachen Christi zu einem neuen Leben das Vorbild unsers eignen Erwachens in der Ewigkeit sehen, wie es auch zu allen Zeiten geschehen ist, und die Worte unsers Textes beides auch nahe und deutlich genug zusammenstellen, um uns nicht den geringsten Zweifel darüber zu lassen. „Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch seine Kraft." Auch unser wartet also ein Ostermorgen, wo die Kraft des Höchsten uns erwecken wird aus unserm Todesschlummer, wo wir neu belebt erwachen werden in der Ewigkeit. Laßt uns diesen Gedanken festhalten, und sehen, was er für unsern Geist, für unser Herz und für unser Gewissen ist. Für den Geist ist es ein großer und kühner Gedanke; für das Herz ist es ein großer und trostreicher Gedanke; für das Gewissen endlich ist es ein großer und ernster Gedanke. Das soll der dreifache Gegenstand unsrer Betrachtungen in dieser Stunde der Andacht seyn.

---

I. Ja allerdings, m. Br., scheint der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit ein großer und kühner Gedanke für den menschlichen Geist zu seyn, und fast zu groß und zu kühn, als daß der Mensch es wagen dürfte, ihn zu fassen, und sich dieser süßen Hoffnung hinzugeben. In ewig unerreichbarer Ferne scheint ihm dieser Gedanke zu liegen, wenn er am Sarge oder an den Gräbern seiner Brüder einen Blick in die geheime Werkstatt des Todes wirft, und sieht, wie sich hier unter seiner zerstörenden Hand alles auflöset und in grausende Vernichtung übergeht; und nur die Thorheit, nur die offenbarste Verblendung scheint da noch etwas hoffen, scheint da dem Augenscheine zum Trotz noch an eine Fortdauer, an ein Erwachen in der Ewigkeit denken und glauben zu können. Und doch kann es der Mensch nicht lassen, daran zu denken und darauf zu hoffen; doch glaubt er hier der Stimme seines Herzens noch mehr als seinen Augen, und läßt sich in diesem Glauben durch keinen Widerspruch der Sinne, durch keine Bedenklichkeiten des klügelnden Verstandes irre und wankend machen. Möge er sich auch zuweilen augenblicklich von diesem Widerspruch und diesen Bedenklichkeiten überwältigt, sich auch zuweilen augenblicklich von seinem Muthe und seiner Hoffnung verlassen fühlen: immer kehrt der eine und die andere doch wieder in sein Herz zurück; immer folgen auf solche Augenblicke des Zweifelns doch wieder Augenblicke der freudigsten Zuversicht, wo sein Geist sich wieder ermannt und ermuthigt, einen Gedanken zu ergreifen, von dessen Riesengröße er sich augenblicklich erdrückt fühlte. Nur die irdische Hülle sieht er dann im Tode fallen, und wieder in den Staub zurückkehren, aus welchem sie genommen wurde; aber mit der unsterblichen Seele, die diese Hülle bewohnt, trotzt er der zerstörenden Gewalt des Todes und allen Schrecknissen des Grabes; durch sie fühlt er sich noch mit einer andern Welt verwandt und befreundet; sie ist ihm die Bürgschaft, daß er hier nur einschlummert, um dort wieder zu einem neuen Leben zu erwachen. O schon darin, daß des Menschen Geist diesen großen Gedanken zu fassen vermag, liegt auch der erste Beweis, daß er ihn mit vollem Rechte fassen und festhalten darf. Wäre er nicht für ein anderes Leben bestimmt, er würde auch nicht die Sehnsucht nach demselben empfinden, würde auch nicht die Möglichkeit desselben zu begreifen vermögen. Unsterblichkeit kann nur ein Wesen ahnen, das zur Unsterblichkeit geboren und berufen ist.

Freilich liegt dieser Gedanke auf einem Gebiete, das der schwache sterbliche Mensch nicht betreten kann, ohne sich von dem Lichte seiner Vernunft verlassen zu fühlen, und in welchem er alles nur „wie durch eine Scheibe an einem dunklen Orte siehts;" freilich erfaßt den menschlichen Geist ein Schwindel, so oft er in die bodenlose Tiefe hinabschaut, die sich ihm in diesem Gedanken aufthut; freilich stößt er hier auf so viel Räthselhaftes und Unbegreifliches, auf so viel scheinbare Widersprüche, daß es sich wohl erklären läßt, wie er hier oft nichts als die Traumbilder seiner eignen Einbildungskraft zu sehen meint, und alles für Täuschung und Selbstbetrug hält. Allein haben wir deshalb ein Recht, etwas zu bezweifeln oder gar zu verwerfen, weil es uns unerklärlich und räthselhaft ist? Würden wir, wenn das ein Recht dazu gäbe, nicht tausend Dinge in Zweifel ziehen müssen, deren Daseyn und Wirklichkeit anzutasten uns doch nie in den Sinn kommt? Oder sage mir doch, o Mensch, kannst du begreifen, wie aus dem verwesenden Saamenkorn sich der Keim eines neuen Lebens entwickelt? und würdest du dies nicht für eben so unmöglich halten, wenn es nicht eine so alltägliche Erscheinung wäre, daß sie gar nichts Wunderbares und Befremdendes mehr für dich hat? Kannst du begreifen, wie der Schmetterling aus der Hülle hervorgeht, in welcher die Raupe ihr Grab und das Ende ihres Daseyns fand? Kannst du tausend andere Räthsel lösen, tausend andere Wunder erklären, die dir die Natur überall vor Augen hält, und die dir so nahe liegen, daß sie nur eben deswegen dir gar nicht mehr auffallen und als Räthsel und Wunder erscheinen? — Und findest du denn auf der andern Seite nicht eben so viel und noch viel mehr Unerklärliches und Räthselhaftes? Verwickelst du dich nicht noch in weit größere Widersprüche, indem du eine Fortdauer nach dem Tode leugnest, und die Hoffnung der Unsterblichkeit aufgiebst? Oder was willst du mir antworten, wenn ich dich frage, wie Gott uns nur mit so großen und herrlichen Anlagen und Fähigkeiten ausgestattet haben sollte, um sie in der ersten Blüthe ihrer Entwickelung wieder im Grabe vermodern zu lassen? Wie willst du es erklären, daß er uns hier in Wahrheit, Tugend und höherer Vollendung ein Ziel vor Augen hält, das wir auf diese Weise nimmer erreichen könnten, und das nach den ersten Schritten, die uns demselben näher brachten, unsern Augen so schön, für immer wieder verschwinden müßte? Wie sollte es dir nicht ganz undenkbar seyn, daß er uns diese heiße, glühende Sehnsucht nach Fortdauer und Unsterblichkeit gegeben hätte, wenn wir nimmer das Land finden sollten, wo sie gestillt und befriedigt werden kann? Wie solltest du keinen Widerspruch darin finden, daß er hier nur mit so festen Banden Herz an Herz, und Seele an Seele knüpfen sollte, um sie nach kurzer Zeit wieder für ewig zu trennen und aus einander zu reißen? Wie sollte dir so nicht das ganze Leben des Menschen als ein dunkles, unauflösliches Räthsel und als ein Gewebe von Widersprüchen erscheinen müssen? — Und können wir das nicht leugnen, so müssen wir ja auch in diesen Räthseln und Widersprüchen selbst noch einen zweiten Beweis finden, daß der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit mehr ist, als ein leeres Trugbild, durch welches wir uns nur gegen das uns bevorstehende Loos zu verblenden suchen, und daß wir uns nimmer irren können, wenn wir mit Glauben und froher Zuversicht dem Grabe nur als der Pforte eines neuen Daseyns entgegengehen.

Und ein dritter siegender Beweis dafür liegt gewiß auch noch darin, daß wir uns das Gegentheil fast gar nicht denken können, und daß es fast kein besseres Mittel giebt, uns die Hoffnung einer Fortdauer nach dem Tode recht klar und einleuchtend zu machen, als uns recht lebhaft in den schrecklichen Gedanken hineinzudenken, daß wir, gleich jedem andern Geschöpfe der Erde, durch den Tod nur in die ewige Nacht des Nichts zurücksänken. Oder wo ist der Mensch, der diesen Gedanken zu ertragen vermöchte, dessen ganzes Wesen sich nicht gegen denselben krampfhaft zusammenballte, der nicht sein Innerstes von demselben empört fühlen, und sich dabei nur mit desto festerer Ueberzeugung der Hoffnung eines bessern Lebens wieder in die Arme werfen müßte? — Siehe, o Mensch, ich will deine Zweifel und Bedenklichkeiten nicht bekämpfen, deine Gründe nicht widerlegen, deinen wankenden Glauben an Fortdauer und Unsterblichkeit nicht in deinem Herzen befestigen; nein, das Heiligthum desselben in deiner Brust will ich dir nur vollends zerstören und verwüsten helfen, befestigen will ich dich nur in deinen Zweifeln, Beifall geben allen deinen Scheingründen, zurufen will ich dir geradezu mit der Grausen erregenden Kälte und Ruhe des Gottesleugners: Nein, es giebt kein Jenseits, kein Erwachen in der Ewigkeit für dich; der Augenblick des Todes ist für dich auch der Augenblick gänzlicher Vernichtung; indem du stirbst, scheidest du auch für immer aus dem Daseyn, zu welchem dich der Odem des Schöpfers hervorrief, wirst du auch für immer ausgestoßen aus der Reihe lebender Wesen, und jenseits des Grabes umfängt dich nur die ewige Nacht des Nichts und der Bewußtlosigkeit! — — O nimmermehr, wirst du gewiß zusammenschaudernd bei diesem trostlosen Gedanken ausrufen müssen, nimmermehr kann das mein Loos und meine Be-

stimmung seyn, oder ich müßte ganz irre an Gott und an mir selbst werden! Wie könnte Gott das Meisterstück seiner Schöpfung nur aus dem Nichts hervorgerufen, und nach seinem Bilde geformt haben, um es nach wenigen Augenblicken wieder hohnlächelnd mit grausamer Hand zu zertrümmern? — Nein, o Gott, das wolltest du nicht, das kannst du nicht wollen; kühn berufen wir uns auf deine Weisheit, auf deine Gerechtigkeit, auf deine Vaterliebe, die nichts seyn würden, wenn Vernichtung unser Loos und unsere Bestimmung wäre; kühn strecken wir die Hand nach deinem Himmel aus, und fordern von dir, daß du uns dem Tode nicht zum Raube lassest, daß deine Kraft uns jenseits des Grabes wieder erwecke zu einem neuen Leben. Unser Geist beugt sich vor diesem großen Gedanken, aber er kann ihn nicht aufgeben, ohne sich und — dich aufzugeben! —

II. Wie groß und kühn der Gedanke der Unsterblichkeit und des Erwachens in der Ewigkeit daher auch immer für den Menschen zu seyn, in welcher unerreichbaren Ferne er ihm auch immer zu liegen scheine, dennoch kann ihn nichts verhindern, seinen Geist zu demselben zu erheben, und in ihm die Stütze zu suchen, deren sein Herz so sehr bedarf, und die er sonst nirgends zu finden vermag. Oder wie sollte das Herz jemals diesen großen, trostreichen Gedanken entbehren können, wenn das Leben auch ein ewig heiterer und unbewölkter Frühlingstag wäre, wenn sonst auch nichts hinieden die Glückseligkeit des Menschen störte und ihm sein Daseyn verbitterte, und alles sich nur vereinigte, um ihm die Erde zu einem blühenden Paradiese, zu einem Himmel voll Freude und Seligkeit zu machen; denn auch dann würde der Gedanke an die ihm bevorstehende Vernichtung ihm jeden Genuß des Lebens verkümmern, ihm jeden Tropfen Freude vergällen, und ihn mitten unter allen Gütern und Herrlichkeiten der Erde zum unglücklichsten und elendesten aller Geschöpfe machen. — Allein wie nun erst, da das Leben so reich an Wermuth und Dornen, an Jammer und Herzeleid ist? wie nun erst, da der Mensch hienieden so oft mit Mangel und Noth, mit Krankheiten und Schmerzen, mit tausend Leiden und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, und in diesem immerwährenden Kampfe oft seines Daseyns kaum einen Augenblick froh werden kann? Woran sollte des Menschen Herz sich da in tausend trüben Augenblicken des Lebens halten? woran sich da halten, wenn der Tod es blutend von einem andern liebenden Herzen reißt? woran sich da halten, wenn es selbst nach und nach erstarrt und erkaltet, und ängstlich zwischen Seyn und Nichtseyn über den grausenden Abgründen des Todes schwebt? — Nein, da kannst nur du, Hoffnung eines bessern Lebens! die leidende, gequälte Seele, das zerrissene, brechende Herz halten und stützen, und vor dumpfer Verzweiflung bewahren; da kannst nur du, Gedanke der Unsterblichkeit! den Menschen Ersatz und Entschädigung, Trost und Beruhigung, Lebens- und Todesmuth geben!

O darum freue dich, o Mensch, daß du diesen großen Gedanken zu fassen vermagst; darum freuet euch, ihr, „die ihr mühselig und beladen seid," daß der Gott, der an einem Tage wie der heutige, den Herrn auferweckte, auch euch durch seine Kraft auferwecken wird zu einem neuen Leben! Findet ihr sonst nirgends Ruhe für die matt und müde gequälte Seele, hier in diesem großen, trostreichen Gedanken findet ihr sie gewiß. Wohl ist das Leben nur ein mühseliges, freudenleeres Tagewerk für euch; wohl habt ihr hier so manches Leiden zu überwinden; aber blicket freudig und getrost zu dem bessern Jenseits hinauf, wenn das Kreuz, das euch der Himmel auflegte, euch zu schwer, der Leidensweg, den ihr wandeln müßt, euch zu lang wird, und ihr nimmer das Ende desselben abzusehen vermöget, nimmer wieder auf bessere und glücklichere Tage hoffen könnet! Denn sehet, über ein Kleines ist alles überstanden; sehet, wie die Sonne eures Lebens sich immer mehr und mehr zum Untergange neigt: bald ist der Abend da, der euch zur Ruhe ruft, bald drückt euch der Tod die müden und trüben Augen zu, und umfängt euch wie ein sanfter Schlummer nach des Tages Last und Hitze. Und ist die Nacht vergangen, dann wartet eurer ein neuer und schönerer Morgen; dann erwacht ihr erquickt und gestärkt in der bessern Heimath, in dem himmlischen Vaterhause, und der Vater nimmt liebend seine Kinder in seine treuen Vaterarme, und legt sie an sein Vaterherz, und trocknet ihre Thränen, heilt ihre Wunden, stillt ihre Schmerzen, und giebt ihnen tausendfachen Ersatz für alle ausgestandenen Drangsale ihrer Pilgrimschaft.

Allein möchte seine unendliche Liebe auch noch so viel geben, auch noch so viel gut machen: ein Schmerz würde doch bleiben, ein Thränenquell würde doch nicht versiegen, eine Wunde würde sich doch nicht schließen, und auch im Lande der Seligen noch fortbluten, wenn wir dort bei unserm Erwachen in der Ewigkeit nicht alle die Theuren wiederfänden, an denen unser Herz hienieden mit so unendlicher Liebe hing. Ist dieser Gedanke doch das Einzige, was uns bei ihrem Scheiden trösten und aufrichten kann; ist die Hoffnung des Wiedersehens doch das Einzige, was uns in solchen dunkeln Stunden bleibt, und ohne was unser liebendes Herz brechen und vergehen würde in seinem endlosen Gram und Kummer. Ach wie elend und trostlos würde der Mensch sonst mit seinem Herzen voll Liebe und Sehnsucht am Sterbebette oder am Grabe seiner Lieben stehen! Da sieht er alles vernichtet, was noch so eben die Wonne seines Lebens war; da bedeckt Todesnacht diese Augen, die ihm so oft liebend zulächelten; da schließen Todesriegel diese Lippen, von denen er so oft den süßen Gatten- und Kindes-, Vater- und Mutternamen hörte; da erfüllt Todeskälte die Hand, deren warmen Liebesdruck er so oft in der seinigen fühlte; da bricht im Todeskampfe das Herz, in welchem für ihn eine ganze Welt voll Liebe und Seligkeit untergeht; da ist nichts mehr, als die kalte, erstarrte, entseelte Hülle. Todt, verloren, verloren für immer! scheint ihm dabei alles zuzurufen; verloren für immer! wiederholt sein trostloses Herz im ersten Augenblicke des Schmerzes. — Nein, o Mensch, nicht verloren für immer, „nicht todt," ruft dir der Heiland entgegen, „sondern es schläft nur*)", ist nur hinübergeschlummert in die Ewigkeit, und hat dort schon seinen Ostermorgen gefunden, hat dort schon den neuen Tag erlebt, der auf die dunkle Nacht des Grabes folgt. Und kommt einst auch dein Ostermorgen herbei, erwachst auch du einst auf den Auferstehungsruf des Allmächtigen in jenen Lichtgefilden einer bessern Welt: dann fällt dein erster Blick wieder auf sie, die so lange und schmerzlich Vermißten, dann begrüßen dich wieder ihre Lippen, dann umschlingen dich wieder ihre Arme, dann schlägt nach so langer Trennung wieder Herz an Herz in der Wonne des Wiedersehens! —

III. Aber eben so trostreich, wie der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit für das Herz ist, eben so ernst ist er auch für das Gewissen, da die Stunde des Erwachens auch zugleich die Stunde des Gerichts ist, und da folglich so viel darauf ankommt, wie und in welchem Zustande wir dort erwachen werden. Der Todesschlummer kann uns nichts geben und nichts nehmen; sondern eben so wie wir hier eingeschlummert sind, werden wir dort auch erwachen; in demselben Zustande, in welchem uns hier die Nacht überfiel, werden wir dort auch den Morgen der Auferstehung sehen; mit demselben Bewußtseyn, das wir hier in das Grab mitnahmen, werden wir dort auch zu dem neuen Leben eingehen, zu welchem uns Gott wieder erwecken wird durch seine Kraft. Ja, wie uns am Morgen beim Erwachen die Begebenheiten und Handlungen des vorigen Tages erst recht klar und deutlich vor Augen stehen, und wir bei der ruhigen Ueberlegung, zu welcher uns seine Stille erweckt, erst so manches wahrnehmen, was uns im Getümmel des Tages und der aufgeregten Leidenschaften entging: so wird es auch mit dem großen Morgen der Auferstehung seyn. Auch dort wird dem zu neuem Daseyn erwachten Auge so manches in einem ganz andern Lichte erscheinen, als es uns hier im Gedränge der Welt und ihrer Geschäfte und Zerstreuungen immer vor Augen trat: auch dort wird der durch den Schlummer des Todes gestärkte und geschärfte Blick auf so manches fallen, was wir hier nicht sehen wollten, oder auch vor dem verdunkelten Schleier der Leidenschaften und der Eigenliebe nicht sehen konnten. Verhallt ist dann das Geräusch und Getümmel des irdischen Lebens, das unsere Aufmerksamkeit hier immer von uns abzog, und auf tausend fremdartige Dinge und Gegenstände hinlenkte; gelegt hat sich dann der Sturm der Leidenschaften in unserer Brust, in dessen lautem Toben hier so oft die Stimme des Gewissens verklang: tiefe Stille und Ruhe herrscht dann um uns und in uns, und nichts stört dann die Seele in dem Ueberblicke der Vergangenheit, und in der Rechnung, die sie mit sich selbst hält; nichts dämpft und übertäubt dann die Gottesstimme des richtenden Gewissens; nichts verhüllt uns dann den Zustand unsers Herzens, und das Thun und Treiben eines ganzen Lebens.

Und wie, o Mensch, wenn dein Gewissen dir dann nichts Tröstliches zu sagen hat, sondern nur zürnend und anklagend zu dir sprechen kann? Wie, wenn dein Blick dann überall nur auf verlorne und vergeudete Augenblicke, auf versäumte Gelegenheiten, auf gemißbrauchte Kräfte und Mittel, auf tausend Verirrungen und Werke der Finsterniß fällt? Wie, wenn das Leben, das dann wie ein aufgeschlagenes Buch vor deinen Augen liegt, dir überall nur leere oder schwarze Blätter zeigt, und dir in unauslöschlichen Flammenzügen nur vom Anfang bis zum Ende das lange Register deiner Sünden und Thorheiten vorhält? — Würdest du dann nicht lieber dein Auge vor dem neu angebrochenen Tage wieder schließen, und dich in die ewige Nacht des Nichts zurückstürzen wollen, als mit einem solchen Bewußtseyn vor das Angesicht des Vaters und der Seligen zu treten? Würdest du dann nicht lieber auf das süße Licht der Sonne, die dort jener bessern Welt scheinet, Verzicht

*) Math. IX, 4.

leisten, als dich so von ihr nur in deiner Blöße und Schlechtigkeit beleuchten zu lassen? —

O wir dürfen nicht daran zweifeln, m. Br. Macht uns das Gefühl der Selbstverachtung doch hier schon oft das Daseyn zu einer unerträglichen Bürde, und nimmt uns alle Freude und alle Lust am Leben. Aber hier sind es nur Augenblicke, die uns dies fühlbar machen, da wir immer tausend Mittel zu finden wissen, dem Richter in unsrer Brust zu entrinnen, oder uns wenigstens gegen seine Stimme zu betäuben. Dort hingegen ist es eine ganze Ewigkeit, durch welche wir das drückende Gefühl unsrer Schlechtigkeit mit uns herumschleppen, und immer und ewig nichts, als die strafende Stimme desselben vernehmen sollen, bis das geläuterte Herz nach langer und schwerer Buße endlich den Frieden wiederfindet, den es hier leichtsinnig von sich stieß, und der allein uns die andere Welt zu einem Himmel voll Seligkeit machen kann.

O darum laßt uns bedenken, was zu unserm wahren Frieden dienet, „so lange es noch Tag ist, ehe denn die Nacht kommt" mit ihrem Todesschlummer und ihrem Erwachen in der Ewigkeit. Ruhig und freudig können wir sie nur kommen, und allmählig oder plötzlich über uns hereinbrechen sehen, wenn wir ruhig und freudig auf unser vollendetes Tagewerk zurückblicken können. Ruhig und freudig können wir sie nur enden, und den großen Morgen der Auferstehung anbrechen sehen, wenn unser Bewußtsein uns beim Erwachen sagt, daß wir hier auf Erden nicht vergebens lebten, sondern stets mit Ernst und Eifer darauf bedacht waren, uns durch Tugend und gemeinnützige Wirksamkeit der höhern Stelle würdig zu machen, die wir dort in den Reihen der Seligen und in einer höhern Weltordnung einnehmen sollen.

Wäre unser Erwachen in der Ewigkeit also auch noch so ungewiß, so würde schon die bloße Möglichkeit desselben, die wenigstens kein vernünftiger Mensch bestreiten und ableugnen wird, uns die heilige Pflicht auflegen, hier stets so zu leben und zu handeln, daß wir den Augenblick desselben nicht zu fürchten hätten, und daß wir mit Ruhe abwarten könnten, was Gott über uns beschlossen hat; denn auch die bloße Möglichkeit ist hier noch ein zu ernster Gedanke, als daß wir ihn leichtsinnig unberücksichtigt lassen könnten. Das haben auch von jeher alle redlichen Zweifler erkannt und gethan; das müssen auch wir erkennen und thun, wir mögen nun von einer Fortdauer nach dem Tode überzeugt seyn oder nicht. So können wir dann noch besorgen, uns über dieselben zu täuschen; aber so dürfen wir dann nie besorgen, die Möglichkeit derselben einst in schreckliche Gewißheit verwandelt zu sehen. Während wir sonst, wenn unsere Seele sich einst in einer andern Welt wiederfindet und zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht, nur mit Schrecken und Reue ausrufen würden: „Also doch ein anderes Leben, also war es doch kein bloßer Traum, daß uns die Kraft des Höchsten einst wiedererwecken würde zu einem neuen Daseyn!" werden wir die andere Welt dann nur mit Freude und Frohlocken begrüßen, und das Wonnegefühl des neuen Lebens, zu welchem wir erwachten, durch nichts gestört und verbittert sehen, als durch den Rückblick auf die Kleingläubigkeit, mit welcher wir hier noch immer an der Kraft des Höchsten und den Verheissungen des Christenthums zweifelten. O darum können wir hier wohl sagen: „Selig sind die da nicht sehen, und doch glauben;" selig aber auch noch die da nicht glauben, aber doch leben und handeln, als wenn sie glaubten. Amen.

---

## Gisander s. J. G. Schnabel.

---

## Nicolaus Dietrich Giseke

hieß eigentlich Köszeghi, änderte aber diesen Namen ganz um in den obenangeführten. Er ward am 2. April 1724 zu Günz in Niederungarn, wo sein Vater als deutscher lutherischer Prediger lebte, geboren. Da er denselben bald nach seiner Geburt verlor, begab sich seine Mutter mit ihm zu ihren Verwandten nach Hamburg. Er erhielt hier eine vortreffliche Erziehung, studirte alsdann in Leipzig Theologie und lebte darauf mehrere Jahre als Hauslehrer in Hannover und Braunschweig. 1753 wurde er Prediger zu Trautenstein im Blankenburgischen und bereits das Jahr darauf Oberhofprediger in Quedlinburg. 1760 berief ihn der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen zu sich als Consistorialassessor und Superintendent. Er starb am 23. Februar 1765 in Sondershausen.

Von ihm erschien:

Das Glück der Liebe. Braunschweig 1760.

Predigten. 2 Thle. (der 2. Thl. herausgegeben von J. A. Schlegel). Leipzig 1780.

Poetische Werke (herausgegeben von K. C. Gärtner). Braunschweig 1767.

Einer der älteren deutschen Dichter, erwarb sich G. größeres Verdienst durch die Mühe die er sich gab, den guten Geschmack zu befördern, als durch seine Poesien, denen alle eigentliche Genialität abgeht, die sich aber doch durch Wärme des Gefühls und Correctheit der Sprache und der Form höchst vortheilhaft vor vielen gleichzeitigen Reimereien auszeichnen und das ihrige beitrugen, einer besseren und höheren Richtung die Bahn zu brechen.

---

## Johann Christian Hermann Gittermann

ward am 27. Juli 1768 zu Dimum in Ostfriesland geboren, studirte von 1786 bis 1788 Theologie in Halle, erhielt darauf das Amt eines Predigers im Jahre 1790 zu Westerhofe, 1794 ein gleiches zu Neustadt Gödnes und 1807 die zweite Predigerstelle zu Emden.

Er gab heraus:

Pallas. Jahresschrift (mit J. G. Gerdes) Norden 1799—1802.

Die beste Welt (von Mercier). Norden 1799.

Zwei romantische Erzählungen (mit Seume). Frankfurt 1802.

Romantische Erzählungen. Berlin 1803. N. A. 1816.

Gedichte. Münster 1812.

Ostfriesisches Taschenbuch für 1813 — 1821; 1824. bis 26. D. D.

Religiöse Gedichte. Leipzig 1819.

Hosiannah. — Das Leben Jesu in Gesängen. Hannover 1821.

Christliche Lieder. Bremen 1833.

Jugendschriften; einzelne Predigten u. s. w.

Tiefes Gefühl, echte herzerhebende Frömmigkeit und ein seltener Wohlklang verleihen den Poesien dieses vortrefflichen Mannes einen hohen Werth.

## Religion.*)

Des Menschen Herz umwogt ein Ocean
Abwechselnder, verworrener Gefühle;
Ein leichter Preis dem überlegnen Spiele
Des Schicksals, schwankt stets unsers Lebens Kahn.

Im Arm des Glücks lacht Heuchelei und Wahn,
Und Sinnlichkeit mit tobendem Gewühle.
Strebt wohl die Welt zu irgend einem Ziele?
Hat Menschenloos und Daseyn einen Plan?

Religion! Du ebnest jede Welle
Des Zweifels doch; vor deiner Sonnenhelle
Verstummt der Wahn, erblaßt der kühnste Spott.

Ob auch ein Anschein uns die Welt verstelle:
Durch die Vernunft entwickelt aus der Quelle
Des reinen Herzens sich — der Glaub' an Gott.

## Worte des Glaubens.

Es ist ein Gott!
So strahlt es hoch vom Sternenhimmel;
So rauscht es durch das Weltgetümmel;
So steh't's tief in des Menschen Brust,
Und mahnet ihn in Schmerz und Lust. —
Es ist ein Gott!

Und Gott regiert
Das ganze, große Weltgetriebe
Mit Allmacht und mit Vaterliebe.
Ob Wechsel auch den Wechsel drängt,
Doch Alles an dem Einen hängt,
Der es regiert.

Der Mensch ist frei!
Schwankt unser Daseyn auch und Wollen,
Wir wissen dennoch, was wir — sollen;
Und überall strahlt uns ein Licht,
Der nie verschwundne Strahl der Pflicht. —
Der Mensch ist frei!

Und ewig lebt
Die Seele! Mag der Leib verblühen!
Dort, wo die klaren Wolken ziehen,
Das Heer der ew'gen Sterne winkt, —
Dort ist's, wo, wenn der Körper sinkt,
Die Seele lebt.

## Vereinigung mit Gott.

Empor mein Herz, zum höchsten aller Ziele,
Zu Gott, dem Quell der seligsten Gefühle!
Die Welt lacht Dir nur einen Augenblick;
Vereinigung mit Gott ist wahres Glück.

Wie süß ist es, o Gott, an dich zu denken;
In deinen Schooß sich betend zu versenken!
Fällt auch mit Macht auf mich der schwerste Schmerz:
Ich klag' es dir, und leicht wird mir das Herz.

Das Glück der Welt, ihr süßestes Entzücken,
Nach dem mit Sucht selbst ihre Weisen blicken,
Vergleich ich es, o Gott! mit deiner Gunst —
Was ist es doch? Nichts als ein Nebeldunst.

Getäuscht vom Schein und äußerlichen Reizen,
Pflegt' ich nach dem Genuß der Welt zu geizen;
Ich rang nach Lob, ich suchte frohen Scherz;
Und nichts davon befriedigte mein Herz.

Mit dir jedoch in Licht und Lust zu schweben,
Mit dir vereint, o Gott! — nur das ist Leben.
Nur das erhebt die Brust mit Zuversicht,
Wenn einst das Herz im Kampf des Todes bricht.

Von dir getrennt, — was hilft im Weltgetümmel
Mir Armen, ach! was hilft mir Erd' und Himmel?
Mit dir vereint, verfliegt mir Raum und Zeit,
Und selig ruh' ich in Unendlichkeit.

Wenn im Gebet mein Herz zu dir sich schwinget,
Und große Kraft mein Innerstes durchdringet;
Wenn, Gott! dein Geist mich für dein Kind erklärt:
Was ist mir dann das ganze Weltall werth? —

Ja, Gott ist mein, und will mich ewig lieben!
Mein Name steht dort oben angeschrieben;
Und legt der Tod mich einst zur ew'gen Ruh,
Als Vater drückt mir Gott die Augen zu.

Erwach' ich dann zu einem neuen Leben,
So wird er in den Himmel mich erheben;
Und ewig schwimm' ich in der süßen Flut,
Wo rein und ganz das Seyn in Gott beruht.

## An Gott.

Mit welchem Jubelton soll ich
Das Lob der höchsten Huld beginnen? —
Unendlicher! Du siehst auch mich;
Du siehst die leise Thräne rinnen,
Die aus dem Grunde meines Herzens dringt,
Das lobend dir sich selbst zum Opfer bringt.

Ich fühle mich in meinem Nichts;
Die Funken meiner Kraft verdunkeln
Sich vor dem Abglanz deines Lichts,
Worin die tausend Sonnen funkeln,
Die meinem Blick die wundervolle Nacht
Enthüllt in dem Gewölbe deiner Macht.

Mein Herz erbebt wie dürres Laub
Vor deiner Allgewalt, und senket
Sich stillanbetend in den Staub,
Indem es deine Größe denket. —
Vor deinem Blick, o Gott, wo eil' ich hin?
Ich fühle, daß ich nichts, als Thorheit bin.

Zum Trost indeß vernimmt mein Ohr
Von oben deine Vaterstimme;
„Empor, o Mensch — zu Gott! Empor
Durch Finsterniß zum Licht! Erklimme
Das höchste Glück! Dein Weg sey noch so steil:
Dich leitet Gott, er leitet dich zum Heil."

O könnt' ich mit der reinen Glut
Der Engel deine Huld erheben:
Wie du, o Gott, so weis' und gut
Mich leitetest in meinem Leben!
Mit welchen Worten dank' ich Armer dir?
O Heiligster! die Worte fehlen mir.

In stiller Andacht fühl' ich dich
In meinem Innern, troz der Sünde.
Dein Geist umschwebe mich, daß ich
Dich immer inniger empfinde!
Dies glühende Gefühl, o Gott! von dir,
Wie wonnevoll, wie selig ist es mir!

In dir, o Vater, wohnet sie,
In ihrer wesentlichen Klarheit.
In ihrer himmlischen Magie
Und höchsten Kraft, — die reine Wahrheit.
Du hauchest sie dem Sinn des Menschen ein;
Und alles Wahre, was er weiß, ist dein.

O Quell des Lichts, aus dem auch mir
Der Wahrheit Strom entgegen quillet!
Du siehst die Ehrfurcht, die vor dir,
O Gott, mein Innerstes erfüllet!
Siehst meinen heißen Durst, um fromm und rein
Und wahr vor dir, dem Heiligsten, zu seyn.

Woher kommt in die nackte Brust
Des Erdenwurms dies hohe Sehnen?
Woher die schauerliche Lust,
Woher die himmlisch süßen Thränen,
Die mit entzücktem Geist mein Auge weint,
Wenn mir in der Natur — dein Bild erscheint?

*) Aus: J. C. H. Gittermanns Religiösen Gedichten.

Von dir, o Gott! Du ließest mich
In Liebe gegen Dich entbrennen;
Dein Licht erleuchtet mich, um dich
In deinem Glanze zu erkennen;
Ein Tempel wird durch dich mir die Natur,
Und ich erschau' im All den Einen nur.

Dein Wesen freilich hast du mir,
Dem armen Sterblichen, verhüllet;
Doch dies verwehrt mir nicht, daß dir
Mein ganzes Herz entgegen schwillet. —
Daß nicht der Glanz in deinem Wesen mich
Vernichtete, umschleiertest du dich.

Doch fühl' ich dich in jedem Sturm,
In jedem sanften Regenschauer.
Das starke Roß, der schwache Wurm
Erinnert mich an den Erbauer,
Nach dessen Plan, durch dessen Allmachtshand
Das große Werk des Weltsystems entstand.

Wer sonst bewirkt, wer sonst erhält
Den Umschwung der geheimen Räder
Des Lebens dieser großen Welt?
Wer sonst, als Gott, — die erste Feder,
Durch deren Kraft die ganze Schöpfung lebt,
Und alles ist, und alles wirkt und webt?

Wer bin ich Armer gegen Ihn,
Durch den die Millionen Flammen,
Die an des Himmels Wölbung glüh'n,
Auf Einen Wink ins Daseyn schwammen!
Ein Tropfen ich, der an dem Eimer klebt,
Vor dem, in dessen Hand das Weltall schwebt.

Dennoch ist dieser Tropfen auch,
Gleich jenen ungeheuren Sonnen,
Durch des Erschaffers Allmachtshauch
Aus seiner Urkraft Quell geronnen. —
Auf meinem Angesichte steht die Spur
Von deiner Hand, o Vater der Natur!

Den Menschen hast du zu der Zier
Des ganzen Erdballs auserlesen.
Dem Menschen gabst du Wißbegier
Und Liebeskraft vor allen Wesen
Im Erdenthal. Ein reiner Theil von dir,
Mein Schöpfer, denkt und fühlt und wirkt in mir.

Der Tropfen, der vom Himmel quoll,
Soll ewig nicht am Staube kleben;
Der hohe Himmelsfunken soll
Zurück zu seinem Urlicht schweben;
Soll einst, verjüngt, vom Staub der Erde rein,
In Ewigkeit mit Gott vereinigt seyn.

In Lieb' und Glauben hab' ich dich
Gesucht, o Gott, und dich gefunden!
In süßer Wonne fühl ich mich
In Ewigkeit mit dir verbunden;
Des Lebens Last, der Tod sogar ist mir
Ein leeres Wort, — ich leb' und sterbe dir!

---

## Glanzow. s. Pustkuchen.

---

## Adolph Glasbrenner

ward am 17. März 1816 zu Berlin geboren, entwickelte schon früh sehr glückliche Fähigkeiten und wandte sich mit besonderer Vorliebe poetischen Beschäftigungen zu. — Familienverhältnisse zwangen ihn jedoch, seiner Neigung zu den Wissenschaften zu entsagen und sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Nachdem er sechs volle Jahre diesem Beruf gewidmet, riß er sich endlich los und lebt seit dieser Zeit als Privatmann, sich ganz der Ausbildung und Pflege seines Talentes widmend. Eine von ihm gestiftete Zeitschrift, „Don Quixote," welche sich namentlich in seiner Vaterstadt großer Theilnahme erfreute, mußte auf höheren Befehl wieder aufhören.

Seine übrigen Schriften sind:

Berlin wie es ist und trinkt. Berlin und Leipzig 1832—1837, 12 Hefte, welche dreißig Auflagen erlebten.

Leben und Treiben der feinen Welt. Leipzig 1833.

Aus den Papieren eines Hingerichteten. Leipzig 1835.

Novellen Almanach. Leipzig 1835.

Bilder und Träume aus Wien. 2 Thle. Lpz. 1836.

Mehrere bis jetzt ungedruckte Lust- und Schauspiele.

Erzählungen und Gedichte in Journalen u.s.w.

Ein äußerst glückliches humoristisches Talent, das, mit der Gabe ausgerüstet, das Leben von der heitersten Seite aufzufassen und die komischen Eigenheiten desselben mit eben so viel Biegsamkeit als Witz zu reproduciren, nicht so geschätzt wird, wie es dasselbe im reichen Maaße verdient, weil es zuerst einem Genre der niedrig-komischen Literatur die Bahn brach, das von ungeschickten und geistlosen Nachahmern nur zu bald in die Gemeinheit hinab gezerrt wurde. — Glasbrenners Muse ist allerdings oft muthwillig, aber man kann ihr eben so wenig große Gewandtheit und inniges Gefühl, als dem Dichter selbst einen lebhaften Eifer für das Edle und Schöne absprechen. Sein Spott wird nie bösartig, sein Scherz nie gemein, und in guten Momenten weiß er sich zu einer Höhe des Humors und der Empfindung aufzuschwingen, welche in seinen reiferen Jahren, bei einem glücklichen Geschick, noch sehr Gelungenes von ihm hoffen lassen.

---

### Der See.

Fischerknabe steht alleine
An dem dunklen See,
Klagt dem bleichen Mondenscheine
Seines Herzens Weh —
Und die stillen Trauerweiden
Ringsum werden wach,
Regen sich bei seinen Leiden
Und verstehn sein Ach!

Und er fleht mit herben Thränen
An dem Hügel hier:
Stille, Gott, mein heißes Sehnen,
Führe mich zu ihr! —
Und die Zeugen seiner Leiden
Neigen sich herab,
Diese stillen Trauerweiden
Stehn um Liebchens Grab.

Lösche meines Herzens Gluthen,
Lind're Du mein Weh!
Sprichts, und stürzt sich in die Fluthen,
In den dunklen See.
Und die kalten Wogen fühlen, —
Reißen ihn hinab,
Heben todt ihn auf und spühlen
Ihn auf Liebchens Grab. —

## Das Posthorn.

Das Posthorn schmettert, die Peitsche knallt,
Mir wird so weh um's Herz!
Sie fahren dahin, der Ton verhallt,
Verhalle nun auch, mein Schmerz!
Sobald die linden Lüfte wehn,
Wirst du sie Alle wiedersehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Ich möchte wohl einst so begraben sein
Vom blasenden Postillon!
Nach jenem Lande so still und klein —
Sehn' ich mich lange schon!
Sobald die linden Lüfte wehn,
Werd' ich sie Alle wiedersehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

## Der deutsche Dichter am Hofe.

Er steht so ganz verlassen da,
Und Niemand sieht ihn an;
Von allen diesen großen Herrn,
Der einz'ge große Mann.

Ihr bückt euch rechts und bückt euch links
Vor dem, der hochgezeugt:
So beugt euch lieber doch vor dem,
Der nimmer sich gebeugt!

Ihr drängt euch voller Schmeichelei
An Kön'ge dieser Welt:
So drängt euch doch um jenen Mann,
Den Gott so hoch gestellt!

Meint ihr, daß er nicht mächtig sei,
So trügt euch nur der Schein:
Des Dichters Reich ist Gottes Reich,
Die ganze Welt ist sein!

Und achtet ihr ihn so gering,
Weil ihn kein Orden schmückt?
Weil dorten seine Brust so kahl,
Wohin ihr ewig blickt?

Schaut ihm nur tief in's Herz hinein,
Ihr großen, blanken Herrn:
Da hat er manches schwarze Kreuz
Und manchen gold'nen Stern.

## Liebe.

Sie saß an seinem Hügel,
Und weinte bitterlich;
Die bunten Blumen, wie zum Trost,
Bewegten leise sich;
Tief in der Zweige Dunkel,
Da sang die Nachtigall,
Und Heil und süßer Friede
Lag auf dem weiten All.

Da kam mit langsam'n Schritten
Ein sehr gelehrter Mann,
Der sah das tiefbetrübte Kind
Mit ernster Miene an,
Und sprach: „Was fehlt Dir, Dirne,
Daß Du so bitter weinst,
Und Gottes schönen Frühling
Zu übersehen scheinst?"

„Was frommt mir doch der Frühling!"
Sprach sie und weinte zu:
„Nicht singt mir meinen heißen Schmerz
Die Nachtigall in Ruh'!
Hier unten liegt mein Liebster,
Wo meine Thräne fällt;
Den hab' ich doch geliebet
Ueb'r Alles in der Welt!"

„So weine fort, die Thräne,"
Sprach dumpf der weise Mann,
„Ist aus der Lethe Strom geschöpft,
Daß man vergessen kann." —
„Kann dies die Thräne?" fragte sie,
„Vergessen? Ihn? Den Freund?"
Drauf trocknet sie ihr Auge schnell,
Und hat nie mehr geweint.

## Mikrokosmus.

Was buhlet und schaffet in dieser Welt,
Lockt neue Keime und Triebe?
Das Gottesblut durch das ganze All,
Gott selber, es ist die Liebe!

Drum drück' ich den Menschen an meine Brust,
Den ich finde im bunten Gewimmel:
Ich hab so unendlich viel Liebeslust,
Als wär' ich die Sonne am Himmel!

Du aber, Du süßes Mädchen mein,
Du, die ich nimmer verlasse,
Du sollst meine blühende Erde sein,
Die ich voll Liebe umfasse!

## Fröhlichkeit.

Im Winter bin ich deshalb froh,
Weil noch die Mädchen blühen;
Im Herbste bin ich deshalb froh,
Weil dann die Trauben glühen;
Im Sommer, weil man wandern kann;
Im Frühling, weil es Frühling dann!
Und wär' noch eine Jahreszeit,
Ich fände Grund zur Fröhlichkeit!

## Menschliches.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ich bin ein eitler Mann!
Ich ziehe mir am liebsten
Den liebsten Menschen an;
Ich wälz' mich nicht im Schmutze,
Und aufrecht ist mein Gang;
An meiner Seele putze
Ich schon viel Jahre lang.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ich bin sehr arrogant!
Ich weiß, ich hab' ein Herze
Und ziemlich viel Verstand;
Wenn Gutes mir gelungen,
So nenn' ich's immer gut,
Und wenn ich Unrecht sehe,
Kocht mir sogleich das Blut.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ihr seid gewaltig dumm!
Ihr nehmt die meisten Dinge
Im Leben schief und krumm!
Mit neid'schen Wenn's und Aber's
Kratzt ihr Jahr aus, Jahr ein,
Die vollste, stärk'ste Seele,
Der euren gleich, so klein!

### Betrogene Liebe.

Es flog ein schöner Schmetterling
Auf eine schöne Rose,
Und flüsterte manch süßes Wort
Mit schmeichelndem Gekose.

Die Rose athmet Frühlingslust
Im warmen Strahl der Sonne,
Sie herzt und küßt den Schmetterling
Und duftet Lieb' und Wonne.

Der Schmetterling flog weiter fort,
Auf Tulpen und auf Nelken,
Die Rose sah ihm zitternd nach
Und ließ die Blätter welken.

---

## Friedrich Gleich

ward am 24. November 1782 zu Vogelsdorf, in Schlesien, geboren, war längere Zeit Schauspieldirector in Erfurt, privatisirte darauf in Leipzig und zog dann nach Altenburg, wo er noch als Dr. phil., Verlagsbuchhändler und Herausgeber der Zeitschrift „Der Eremit" lebt.

Seine Schriften sind:

Paramythien. Leipzig 1815.
Jacob Reinhard. Leipzig 1816. 2 Thle.
Die Geschwister. Leipzig 1816.
Sehnsucht und Liebe. Leipzig 1816.
Der Zauberbrunnen. Leipzig 1816.
Anemonen. Leipzig 1817.
Gustav und Ida=Achmet. Leipzig 1817.
Neue Erzählungen. Leipzig 1818.
Nordlandsblumen. Leipzig 1818.
Das Leben Guido's. Frankfurt 1819. 2 Thle.
Astern. Leipzig 1820.
Fürst Rudgar und die Seinen. Leipzig 1820.
Der Eheteufel auf Reisen. Leipzig 1821.
Leberechts Abentheuer. Leipzig 1821.
Die Verschwörung in Buchheim u. s. w. Leipz. 1821.
Maria Normont. Leipzig 1821.
Pater Klemens. Frankfurt 1826.
Romane und Erzählungen. 5 Thle. Leipzig 1830.
Viele Uebersetzungen, namentlich aus dem Französischen u. s. w.

Außerdem gab er noch heraus:

Allgemeine deutsche Zeitung. Erfurt 1816 — 1818.
Zeitblüthen. 1814—1817. Breslau, Leipzig und Berlin.
Der Eremit. Leipzig 1829 — 37 und ferner.

Ein talentvoller Erzähler, welcher große Gewandtheit sowohl in der Behandlung seiner, größtentheils dem täglichen Leben entlehnten Stoffe, als auch in den von ihm aus fremden Sprachen übertragenen Werken, beurkundet hat. — In der neuesten Zeit hat er sich fast ganz auf die Herausgabe seines Journals „Der Eremit" beschränkt, und hier gemäßigte liberale Ansichten mit Besonnenheit, Anstand und Würde aufzustellen und auszuführen gestrebt.

---

## Johann Aloys Gleich

ward am 14. September 1772 in Wien geboren, war früher Beamter der K. K. Niederöstreichischen Regierungsbuchhalterei und wurde dann Theaterdichter bei der Josephstädter Bühne daselbst. — Als Schriftsteller nannte er sich auch della Rosa und Anton Blum.

Seine Schriften sind theils anonym, theils pseudonym, theils mit seinem wirklichen Namen folgende:

### Romane.

Appel von Bitzthum.
Arbiger der graue Wanderer.
Biandetto.
Ad. Blum.
Dellarosa.
Edwin und Blanka.
Die Familie von Eichwalde.
Elise von Eisenthurn.
Emmerich von Wolfsthal.
Die Familie aus Peterswaldau.
Feinsteins Fall.
Die Findlinge.
Die edeln Flüchtlinge.
Idealische Gemälde.
Gelanor's Geist.
Gideon, der bedrängte Wanderer.
Guadrino's Schatten.
Die 300jährige Händlerin.
Harald oder der Kronenkrieg.
Jetta die schöne Zigeunerin.
Juliette von Luneville.
Kischtasy und Isyhendier.
Mangolf von Rothenburg.
Erdmann Mühlenberg.
Mutter Irmentraut.
Drei Nächte außer dem Brautbette.
Graf Odomar.
Peter Schwalbe.
Das Räubermädchen von Baden.
Rinold, der Maler.
Der schwarze Ritter.
Runaldo.
Scenen aus dem menschlichen Leben.
Die beiden Spemer.
Die Brüder von Stauffenburg.
Ottfried von Tannenberg.
Die Todtenfackel.
Udo, der Stählerne.
Die Unbekannten im Tannenhain.
Der Graf von Varrennes.
Waldraf, der Wandler.
Wallrab von Schreckhorn.
Ritter Ubert's Wanderungen.
Lord John Watwort.
Wendelin von Höllenstein.
Werno der Kühne.
Edmund Westerhold.
Winsened oder der Zwerg.
Wippo von Königsstein.
Der warnende Zaubergürtel.
Die Zwillinge von Wolfsberg.

Sämmtlich zu Wien erschienen während der Jahre 1796 — 1830.

### Schau= und Lustspiele u. s. w.

Komische Theaterstücke. 1 Bd. Brünn 1820.
Aragis von Benevent. Wien 1806.
Der Eheteufel auf Reisen. Brünn 1824.
Es ist Friede. Wien 1806.
Eppo von Gailingen. Wien 1806.
Die Fürsten der Longobarden. Wien 1808.
Geda. Wien 1807.
Die vier Heymonskinder. Wien 1809.
Hildegunde und Siegebertsky. Wien 1806.
Inde und Yoriko. Wien 1807.
Die eiserne Jungfrau. Wien 1806.

Kunz von Kaufungen. Wien 1808.
Die bezauberte Leyer. Wien 1809.
Lohn der Nachwelt. Wien o. J.
Die Löwenritter. Wien 1807.
Der brave Mann. Wien 1806.
Die beiden Marillo. Wien 1808.
Die Musikanten am hohen Markt. — Adam Kratzerl von Kratzerfeld. Zwei Possen. Wien 1806.
Der rothe Thurm in Wien. Wien 1806.
Die Vermählungsfeier Alberts von Oestreich. Wien o. J.
Albert der Bär. Wien 1806.
Der Hungerthurm. Wien 1806.
Die kleinen Milchschwestern. Wien 1806.
Der Mohr von Semegonda. Wien 1805.

Es möchte schwer werden zu entscheiden, ob dieses Verfassers Fruchtbarkeit, oder die Mittelmäßigkeit seiner Leistungen größer sei, jedenfalls war das Publicum, das er dabei im Auge hatte, ein sehr untergeordnetes.

---

# Johann Wilhelm Ludwig Gleim

ward am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halle geboren, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Stadtschule zu Wernigerode und bezog dann die Universität Halle, um daselbst die Rechte zu studiren. Hier verband er sich mit Götz und Uz, mit denen er sich gemeinschaftlich für die deutsche Poesie auszubilden suchte; eine Folge dieser Bestrebungen waren seine mehrere Jahre nachher im Druck erschienenen scherzhaften Lieder. Im Jahre 1740 verließ er Halle und ward zu Potsdam Hauslehrer bei einem Obristen der preußischen Garde, entsagte jedoch bald wieder diesem Berufe und trat als Secretair in die Dienste des Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt. Nach dem Tode dieses Fürsten kam er in gleicher Eigenschaft zu Leopold von Dessau, forderte aber, als er Zeuge der fast an Unmenschlichkeit streifenden Härte dieses ausgezeichneten Feldherrn hatte sein müssen, seine Entlassung (1746) und ging auf einige Zeit nach Berlin. Im Jahre 1747 wurde er Domsecretair zu Halberstadt, ein Amt, das er volle fünfzig Jahre bekleidete und mit welchem er später ein Canonicat des Stiftes Walbeck verband. — In angenehmen Verhältnissen verbrachte er, befreundet mit fast allen deutschen Dichtern und eifrig bemüht, jedes neu sich entwickelnde Talent zu fördern und nach besten Kräften zu unterstützen, ein sorgenfreies und behagliches Leben, dessen gleichförmige Heiterkeit erst gegen das Ende durch allmählig eingetretene Blindheit zerstört wurde. Er starb am 18. Februar 1803.

Seine Schriften sind:

Versuch in scherzhaften Liedern. Berl. 1744—1747.
Fabeln. Berlin 1756. u. ö.
Romanzen. Berlin 1756 u. ö.
Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Berlin 1758. N. A. Halberstadt 1778.
Preußische Kriegslieder im März und April 1778. Leipzig 1778.
Preußische Kriegslieder im Mai, Juni und Juli 1778. Halberstadt.
Preußische Soldatenlieder in den Jahren 1788 — 1790. Halberstadt.
Zeitgedichte. Leipzig 1793.
Lieder nach Anakreon. Berlin 1766.
Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773.
Episteln. Leipzig 1783.
Der blöde Schäfer. Lustspiel. Berlin 1745 u. ö.
Philotas. Trauerspiel. Berlin 1760.
Der Apfeldieb. Dramat. Singgedicht. Berlin 1770.
Halladat, oder das rothe Buch. Hamburg 1775. N. A. Neustadt 1812.
Viele einzelne Sammlungen kleiner Gedichte, einzelne Gedichte u. s. w. enthalten in:
Sämmtliche Werke von J. W. L. Gleim. — Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte. Halberstadt 1811 — 1813. 7 Bde.
Briefe deutscher Gelehrten aus Gleims literarischem Nachlasse, herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürich 1804 — 1806. 3 Bde.

Gleims poetische Leistungen wurden früher über ihr Verdienst gepriesen und sind dagegen in der neusten Zeit häufig zu sehr herabgesetzt worden. Wenn redlicher Wille und reiner lebendiger Eifer allein Anspruch auf den Namen eines Dichters geben könnten, so verdiente er unbedingt als einer der Ersten aufgeführt zu werden, denn nicht leicht hat bei irgend einem Volke ein Privatmann mit allen seinen Kräften die Poesie zu befördern gesucht, nicht leicht mit der zartesten und herzlichsten Uneigennützigkeit junge werdende Talente zu unterstützen und zu begünstigen gestrebt, wie er es gethan. Der Name Vater Gleim, den ihm die jüngern deutschen Dichter unter seinen Zeitgenossen in dankbarer Anerkennung gaben, ist sein schönster Titel und die uns hinterbliebenen Briefe dieses wackeren deutschen Mannes liefern die herrlichsten Beweise von seiner Güte und freundlichen Bereitwilligkeit, wenn uns Spätere auch gleich der nur zu oft zu einer süßlichen Sentimentalität sich hinneigende Ton derselben, obwohl er damals an der Tagesordnung war, befremdet.

Durch seine innige Theilnahme an allem Schönen und seinen unablässigen Eifer, es zu befördern und zu verbreiten, ist Gleim unserer Literatur von unberechenbarem Nutzen gewesen, denn er trug viel dazu bei, ihr alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, damit sie ihre Flügel desto freier entfalten könne. — Weniger hat er durch seine eigenen Dichtungen dafür gethan; auch vermochten diese nicht, ihm den früher erworbenen Ruf, zu dem die Zeitumstände sehr viel, ja das Meiste beigetragen, zu bewahren und zu erhalten. Streng genommen, besitzt er nur ein hübsches, gefälliges Talent für die Form, das daher in einer Periode, wo diese weit mehr Schwierigkeiten darbot, lebhafter anerkannt werden mußte, als es jetzt der Fall sein würde. Es fehlt ihm dagegen an Originalität, Tiefe und Phantasie und nur in einer Gattung, in welcher sein reiches und volles Herz, glühend von Patriotismus, die Stelle derselben vertrat, in den „Liedern eines Grenadiers" nämlich war es ihm vergönnt, sich auf eine Höhe zu schwingen, wie er sie früher nie erreicht hatte, später nie wieder erreichte. Diese Lieder werden, als der reine Abdruck eines für einen großen Gegenstand entflammten redlichen Gemüthes, daher auch immer ihren Werth behalten. Unbedeutend sind dagegen fast alle seine übrigen kleineren und größeren Gedichte und selbst sein Halladat überschreitet die Schranken oberflächlicher Gewöhnlichkeit nicht, und bietet dem Leser weder neue Gedanken noch eine kühne und überraschende Darstellung. — Glücklicher ist er in einigen Fabeln, zu deren Behandlung seine geringen Kräfte und sein gebildeter Verstand ausreichen; seine anakreontischen Lieder u.s.w. sind, obwohl sie sich einst einer freundlichen und günstigen Aufnahme aus den oben angegebenen Gründen erfreuten, weiter nichts als geringfügige Kleinigkeiten, niedliche Spielereien, oder alltägliches, in eine poetische Form gehülltes

Raisonnement, das, seiner Einkleidung beraubt, weiter nichts gewähren würde, als zwar gutgemeinte aber nüchterne und prosaische Gedanken.

## Lieder des Preußischen Grenadiers*).

### Am Geburtstage des Königs, 1778.

Der König lebe! denn er ist
Der bravste Mann im Reich!
An Kriegesmuth und Kriegeslist
Den alten Helden gleich!

Der König lebe! denn er heißt:
Der Eine große Mann,
Dem jeder seinen Heldengeist
Im Auge sehen kann!

Der König lebe! denn er war,
Wie noch kein and'rer Held,
In Thaten hehr und wunderbar,
Zum Staunen aller Welt!

Der König lebe! denn er geht
Auf seiner Heldenbahn
Mit so bescheid'ner Majestät,
Als hätt' er nichts gethan!

Der König lebe! denn er ist
Der erste Patriot,
Der keine Vaterpflicht vergißt
In Kriegs- und Hungersnoth!

Er lebe, hochgefeiert, hoch!
Die längste Lebensfrist,
Bis Seines gleichen einmal noch
Auf Erden wieder ist!

### Zur letzten Geburts-Feier des Königs.
Am 24. Jan. 1786.

Mit Pauken- und Trompetenton
Erschall's in alle Welt:
Ein Weiser stieg er auf den Thron,
Mein Friederich, mein Held!

War nur Monarch, war nicht Despot,
Macht ging ihm nie vor Recht;
War, unser erster Patriot,
Des Vaterlandes Knecht!

Knecht immer mehr, als alle wir,
In Arbeit Tag und Nacht;
Bei der hab' ich, der Grenadier,
Ihn hundertmal bewacht!

Und, was nicht zu vergessen ist,
Er liebte Tugend sehr;
War wenig nur in Worten Christ,
In Thaten desto mehr!

Hingehend seinen festen Gang
Auf seiner Sonnenbahn,
Hat er in Schicksals Sturm und Drang
Unglaubliches gethan!

Der Freuden hatt' er wenig hier,
War selten seiner froh;
Schlief oft, das weiß sein Grenadier,
Im Feld' auf Stein und Stroh!

Der du den hohen Himmel wölbst,
Du wirst ihn dort erfreu'n;
Er ließ uns alle Freiheit, selbst
Die Freiheit — dumm zu seyn!

*) Aus Gleims sämmtlichen Schriften.

### Bei Friedrich's Todes-Feier.
Am 17. August 1786.

### An Johannes Müller.

Ihn singen, Ihn, wie seine Schlachten?
Das kann ich nicht! — Der Grenadier
Sah neben seinem Feldpanier
Den Schlachtenmann, konnt' ihn betrachten,
Sang, ein Soldat, in Worten ohne Zier
Die Thaten, die unsterblich machten;
Sang, brauchte keinen Geist und keiner Worte Klang,
Die Thaten machten den Gesang!

Ihn selber muß ein Gottgerührter singen,
Der mehr den König als den Held,
Den Landesvater mehr, als nur den Herrn der Welt
Zu singen weiß: von wunderbaren Dingen
Nicht wunderbar, erhaben, schön und leicht!
Ein Sänger, welcher keinem
Von unsern Sängern weicht:
Ein Klopstock, ein Homer, ein Fenelon in Einem!

### An unsre Dichter.

Singt Ihn, den Einzigen!
Den Unersetzlichsten!
Den Nichtgestorbenen!
Den Ewiglebenden!
Um welchen bang' uns ward, und bang' und immer bänger.

Singt Ihn, ihr Edelsten der Sänger,
Daß Er, wie in den Seinigen,
In Euren Liedern lebt
So lang' ein Leben lebet! Hebt
Euch hoch auf eures Geistes Schwingen! —
Ich kann nicht singen!

### Marschlieder.

1.

Wach' auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge;
Dem Geber aller Gaben,
Die wir Erschaffnen haben!

Ihm danken wir die Stärke
Zu jedem guten Werke,
Die guten Herzensgaben,
Und alles, was wir haben!

Aus seines Herzens Fülle,
Kommt uns der gute Wille,
Das Gute zu vollbringen,
Das Böse zu bezwingen!

Wenn wir mit uns in Kriegen
Uns selber nicht besiegen,
Dann wird's uns nicht gelingen,
Den andern Feind zu zwingen!

Darum, o Herr! verleihe,
Daß ich mit aller Treue
Das Gute gern vollbringe,
Das Böse gern bezwinge!

Dem lieben Vaterlande
Mach' ich dann keine Schande,
Für Vaterland und König
Thu' ich dann nicht zu wenig!

Dann schlag' ich seine Feinde,
Dann singen meine Freunde,
Gar lieblich anzuhören,
Ein Loblied mir zu Ehren!

Stolz soll's in mich nicht bringen,
Sie mögen's immer singen!
Nach Ehr' und Ruhm zu geizen,
Soll's nur noch stärker reizen!

2.

Leb wohl, du braves, gutes Weib!
Weil's doch nicht anders ist
Als Gott es haben will, und bleib
Was du gewesen bist:

Mein Auge, meine rechte Hand,
Mein Trost in aller Noth!
Ich denk' an dich, ans Vaterland,
Und denk' an keinen Tod!

Ich denk' an dich auf jedem Schritt,
O du mein Hab' und Gut!
Ich nehme dich im Herzen mit,
Und habe guten Muth!

Zurück bring' ich, von Liebe voll,
Ruhm und gesunden Leib!
Das ist mein Abschied! — Lebe wohl,
Du braves, gutes Weib!

3.

### Am Abend des Ausmarsches.

Zum letztenmale küss' ich dich,
Mein liebes Kind! und du
Zum letzenmale küsse mich,
Und thu' die Aeuglein zu!

Wenn Jedermann, was ihm gehört,
Erst wieder hat mit Recht!
Und wenn der Friede wiederkehrt
Ins menschliche Geschlecht;

Wenn böse Feinde nicht mehr sind
Um Vaterland und mich,
Dann komm' ich wieder, liebes Kind,
Und herz' und küsse dich!

Und pflege dein und sehe dir
Im Blick den Vater an,
Und deine Mutter hat an mir
Den bravsten Kriegesmann!

4.

Gott, unser Gott, bewohnt kein Haus
Und sitzt auf keinem Thron,
Er geht nicht ein und geht nicht aus,
Wie sein Geschöpf von Thon!

Er ist, das ist genug! und wir
Sind alle, weil Er ist,
Der König und der Grenadier,
Der Türke, wie der Christ!

Der aber ist ihm angenehm,
Der jeden Feind besiegt,
In sich und außer sich, und dem
Sein Freund am Herzen liegt!

Darum ist der ein großer Held,
Der alles Böse flieht,
Und alles Gute, wie sein Zelt,
Um seine Seele zieht;

Und sorgt, daß Sturm der Leidenschaft
Ihr nimmer schädlich sei!
Dazu steh' uns, o Gott! mit Kraft
Von deinen Kräften bei!

5.

Ich singe Wahrheit, keinen Wahn:
Die Hölle hat sich aufgethan,
Die Zwietracht ist herausgeflogen,
Der Himmel hat sich schwarz bezogen!

Die Zwietracht fliegt von Thron zu Thron,
Man greift zu Mordgewehren schon,
Ich sehe schon die wilden Horden,
Der Bruder wird den Bruder morden!

O Vater, Vater, sieh darein!
Dein ist die Hülfe, Vater, dein!
Ein Wort, so stürzt sich mit Gebelle
Das Weib zurück in ihre Hölle!

So klärt die Himmelsburg sich auf,
Kein Kriegeshelden-Lebenslauf
Wird aufgesucht und schön beschrieben,
Weil sich die Menschen wieder lieben!

Sieh, ew'ger Vater! doch darein!
Dein ist die Hülfe, Vater, dein!
Dein sind die Mittel, sind die Wege,
Dein ist des edlen Friedens Pflege!

O Vater, sieh, o sieh darein!
Laß uns die Friedensstifter seyn!
Das beste Loos werd' uns beschieden,
Denn sieh, wir wollen nichts als Frieden!

## Soldatenlieder.

### Das Lied vom braven Manne.

Der brave Mann ist braver Mann
In allem, was er thut,
Thut all' das Gute, das er kann,
Mit immer gutem Muth!

Geht nicht auf bösem Wege, geht
Gerade seinen Gang;
Und singt, wenn er am Ende steht,
Dem Himmel Lobgesang!

Und hängt an seinem Gott und Herrn,
So lang' er athmen kann!
Darum, wer wäre wohl nicht gern
Ein rechter braver Mann?

### Das Lied von Sorgen.

Auf! Laßt uns singen! — Singen wir,
So fliehn die Sorgen, so
Wird Grenadier und Officier
Des Erdenlebens froh!

Gesang, du stehst ja vor der Thür
Seit gestern Abend schon;
Herein zu deinem Grenadier,
Und bring ihn in den Ton!

Wen singen wir? Den besten Mann,
Den Sonn und Mond bescheint,
Den tapfersten hernach, und dann
Zuletzt den besten Freund!

Klingt alle, liebe Gläser, klingt!
Die dreye segne Gott!
Und wer's nicht trinkt, nicht mit uns singt,
Der ist . . . ein Hottentott!

### Das Lied vom Tode für's Vaterland.

Wir müssen alle fort von hier
An einen andern Ort;
Der Tod der klopft an jede Thür,
Wir müssen alle fort!

Da hilft kein Bitten und kein Flehn,
Kein Alter und kein Stand;
Das Best' ist, daß wir willig gehn
An unsers Führers Hand!

Der stirbt am Fieber, der an Gicht,
An Schwindsucht der und der!
„Willkommen Tod!" sagt keiner nicht;
Ist doch nichts kläglicher!

Sterbt alle, Menschen! ist Gebot,
In aller Welt bekannt!
Ich wüßte keinen schönern Tod,
Als den für's Vaterland!

### Das Lied vom Zweikampf.

Laß, Bruder, ab, von dem Entschluß,
Im Herzen schon gefaßt;
Dem gibt kein Engel einen Kuß,
Der einen Menschen haßt!

Laß ab, und schlag' in Bruderhand!
Topp! wir sind Freunde, wir! —
Geh, schlage dich für's Vaterland,
Du braver Grenadier!

### Abschied des alten Grenadiers. 1796.

Ich bin der alte Grenadier,
Der Kriegeslieder sang,
Nun aber einsam, sitz' ich hier
Im Hüttchen und bin krank!

Ich hör': in aller Welt ist Krieg,
Die Völker schlachten sich;
Gott gibt den Ungerechten Sieg,
Ihr „Ach und Weh!" hör' ich,

Und singe keine, denke die
Gesung'nen und die Zeit
Der achtzig Jahre, nenne sie
Theil meiner Ewigkeit.

Im Selbstgespräche frag' ich still:
Was wird sie seyn nach mir? —
„Was der im Himmel haben will,
„Das wird sie seyn nach dir!

Die alten Freunde sind nicht mehr,
Die jungen sind nicht alt;
Ach, und von unserm Kriegesheer
Sterb' ich, der Letzte, bald!

Gestorben, hör' ich nichts von Blut,
Geflossen in den Rhein!
Gestorben, nichts von Uebermuth,
In Gottes Sonnenschein!

Folgt stolzer Menschen Hohn und Spott,
Mir nach ins kühle Grab,
Es schadet nichts! ich bin bei Gott,
Und seh' auf sie herab!

In jenem Leben sind wir gleich,
Die Stolzen schämen sich. —
Seht ihr ein Wölkchen über Euch?
Hochmüthler, das bin ich!

## Sinngedichte.

### An Aglaja.

Du lachst? o lache nicht, Aglaja! laute Freuden
Verstellen dein Gesicht!
Wie schön ist Niobe! sieh nur ihr stilles Leiden:
Sie leidet, aber weinet nicht.

### Der Väter an die nicht schöne Tochter.

Du magst dich nicht, mein gutes Kind, betrüben,
Wenn eine Schöne nur der Herzen Heldin ist;
Denn, glaub', man wird auch dich wie eine Schöne lieben,
Wenn du die Grazie der schönen Kinder bist!

### Als man mich des Schmeichelns beschuldigte.

Von meinem Friederich
Wär' ich ein Schmeichler? — Ich,
Aus dessen Munde sich
Kein Wort begeben darf, das nicht das Herz auch spricht? —
Bedenkt, mein Lob ist deutsch, und deutsches lief't er nicht!

### Auf Herders Blumen.

Pyramiden liegen in Ruinen,
Marmor bricht der Zahn der Zeit:
Herders Blumen blüh'n und grünen
Bis in Ewigkeit!

### Der Reisende.

Er kommt geflogen, wie ein Pfeil,
Fliegt unsre Städte durch, hört alles, was zu hören
Auf ihren Gassen ist, hört Meister, schnattert Lehren,
Denkt, billigt, tadelt, schreibt und — Alles in der Eil!

### Bildung auf Reisen.

Als Herr von Quist von seinen Reisen
Zu Hause kam, erzählte Herr von Quist:
„Zu Frankfurt ist
„Im rothen Hause gut zu speisen!"

### Der reiche Lutz.

Gott und Satan zu betrügen,
Ließ er den armen Lazarus
In seinem Jammer liegen,
Und gab der armen Lais — einen Kuß!

### Lessing und Kunz und Klaus.

„Werde Licht!" sprach Er;
Licht ward um ihn her;
Aber Kunz und Klaus
Löschten's wieder aus!

### An unsre Streit-Theologen.

Ihr streitet: ob der Geist vom hohen Himmelsthron
Ausgeh' in alle Welt, vom Vater oder Sohn?
Mit euch gelehrten Leuten
Ist nicht darob zu streiten;
Ihr habt Theologie, wir — nur Religion.

A.

Ob's christlich ist, zu Höllenflammen
Die frommen Heiden zu verdammen,
Den Socrates, den Seneca, den Mark-Aurel
und Hadrian?

B.

Wenn's christlich wäre, ganz gewiß, so hätt' es
Christus auch gethan.

---

Lalage.

„Ich gebe keinen Kuß!" spricht Lalage, die Rose
Der Mädchen, und empfängt
Von Damon hundert! Ha, weiß nicht die kleine Lose,
Daß Küsse giebt, wer sie empfängt?

---

Der sterbende Dichter.

Sein Maß der Sünden ist mit Liedern vollgemessen,
Nur Lieder quälen ihn, den sterbenden Arist:
Gott woll' in jener Welt die Lieder doch vergessen,
Wie man in dieser sie vergißt!

---

Amor und die Nymphen.

Als blöde Nymphen einst Cytherens losen Sohn
Aus Furcht vor seinen Waffen flohn,
Da warf der kleine Gott in Eil
Den Bogen weg, lief ohne Pfeil
Und ohne Kleid, in nackender Gestalt,
Den blöden Nymphen nach, in einen Myrtenwald!

Und da die Nymphen die den Knaben ohne Waffen
Und nackend sitzen sahn,
Nicht fürchteten ihn anzugaffen,
Nicht scheuten ihm zu nahn;
Da rief aus einem Busch Diana: „Nymphen, wißt:
„Er ist gefährlicher, je nackender er ist!"

---

Der Sieg.

Die Laster stritten, wer von ihnen
Am eifrigsten gewesen sey,
Dem Bösen in der Welt zu dienen:
Den Sieg erhielt, — die Heuchelei.

---

Des Pythagoras Statue.

Soll dieser Mann von Stein
Pythagoras, der Schweiger, seyn?
Pythagoras, der Schweiger, ist er nicht,
Denn seht, er spricht!

---

An Venus.

Ich weiß, o Göttin, daß dein Sohn
Von deinem Schooße dir entflohn,
Daß er vor dir sich hat versteckt,
Und daß du den, der ihn entdeckt,
Belohnen willst mit süßem Kuß; —
O schöne Göttin, sieh, ich muß
Verräther seyn, — gib mir den Lohn:
In meinem Herzen ist dein Sohn!

---

Gottscheds Cato.

Wie dieser Sachse Cato spricht;
So sprach der Römer Cato nicht;
Hört' er die Reden des Poeten,
Er würde noch einmal sich tödten!

---

Nesseln.

1.

Den armen Bauer, der zu seinem Edelmann
Einst sagte: „Lieber Herr, seyd doch ein Mensch!"
den haben
Sein Pfarrer und der Edelmann,
Als einen Sünder hier begraben!

2.

Ich schlechter Sandstein, soll nicht sagen,
Wer unter mir begraben liegt!
Er ward mit großem Pomp in seine Gruft getragen,
Die Träger waren höchst vergnügt,
Und süßen Weines voll.
Geh', Wanderer, und lebe wohl!

---

Markolph.

„Ob Dichter fähig sind, Geschäfte gut zu treiben?"
Fragt Cäsar, fragt August, fragt Carl der Gwelfe nicht!
Markolph, der gar nichts kann, kaum lesen nur und
schreiben,
Der fragt's und schilt auf jegliches Gedicht!

---

Schmeichelei.

Herr, in Wahrheit, Euer Knecht
Stimmt in die Behauptung ein:
Reich an Golde, habt ihr Recht,
Arm an Geist zu seyn!

Unsers Gottes reiche Gaben,
Haben Griech' und Hottentott:
Einer kann nicht Alles haben,
Alles hat nur Gott!

Die Helden der Geschichte
Sind Gottes Werke;
Die Helden der Gedichte
Sind's auch: die Geistesstärke,
Mit welcher Klopstock und Homer
Sie schufen, kam von oben her!

---

Demosthenes.

Er war's, er öffnete die festverschloss'nen Pforten
Der Freiheit mit Verstand und Witz;
Er donnerte mit Worten,
Wie Zeus mit seinem Blitz!

---

Gleiche Gedanken.

Herr Nikolaus lag auf dem Sterbebette
Und tröstete die weinende Lisette,
Sein treues Weib: „Ach," sprach er, „Kind, ich hätte
„Wohl Eine Bitte noch an dich!" —
Und welche, Kind? — „Zum Mann' nach mir, bitt' ich,
„Nimm Herrn Arist;
„Mich däucht, er ist
„Ein guter, reicher Mann." —
Ach, Männchen! sagte sie, ich dacht' auch eben d'ran!

---

Die zwei letzten Blicke Friedrichs.

Zwei Blicke that er hin auf seine Lebenszeit,
Eh' er hinüberging in die Unsterblichkeit:
Die Todten aller seiner Schlachten
Sah er mit seinem einen Blick;
Mit seinem andern all' das Glück,
Das seine Lebenstage machten.
Der eine: furchtbar, starr, erfüllt mit Gram und Graus;
Der andre: löschend ganz das Bild des ersten aus!

---

### Kleist's Grab.

In diesem Grabe ruht der treuste Freund der Freunde!
Du, Rose, sollst allein auf seinem Grabe blühn.
Kleist ist sein Name, seine Feinde
Begruben und beweinten ihn!

### Auf Betty's Stammbuchblatt.

Ein Wort auf dieses Blatt? — Nicht mehr nicht minder?
Ein Wort ist nicht genug für mich,
Ich bin zu sehr ein Freund der schönen Kinder,
Und schriebe gern: „Ich liebe dich!"

### Musik.

Ist die Musik nur Spiel und Scherz,
Nur Scherz und Spiel,
Bewegt zum Guten sie nicht unser böses Herz:
Dann ist Musik nicht viel!

### Der Witzling.

Witz auf Witz,
Auf nichts gegründet;
Blitz auf Blitz,
Und keiner zündet!

### Ueber das Bild Friederichs.

Von diesem Einzigen wird man wie ein Gedicht
Einst die Geschichte lesen;
Denn wahr, was sie erzählt, ist alles zwar gewesen,
Wahrscheinlich aber nicht!

### Pfarrer Kunz.

„Geht auf dem schmalen Weg, der euch zum Himmel führt!"
Sprach Kunz, der Pfarrer, zu den Leuten,
Die lieber gingen auf dem breiten,
Der in die Hölle sich verliert:
— „Gern," war die Antwort, „Herr, Sie sind ein braver Mann,
„Doch gehn Sie nur voran!"

### Sprüche.

1.

Wer Samenkörner streut, der nehme sich in Acht,
Daß ihn einmal es nicht gereue. —
Welch Unglück haben in die Reihe
Der Dinge Worte nicht gebracht!

2.

An jeden Ort, wohin du gehest,
Nimm deinen Maßstab mit; zum Schmaus, zum Tanz, zum Spiel;
Und wenn du ruhend stille stehest,
Dann frage: War's zu viel?

3.

Der Mann, der stark sich dünkt, der trete zu den Schwachen;
Wer glaubt, er fehle nicht, der Mann der irret sich!
Hast aber du gefehlt, so rüste eilends dich,
Den Fehler wieder gut zu machen!

4.

Wer eines Menschen Freude stört,
Der Mensch ist keiner Freude werth!

5.

Der ist ein Ehrenmann, der eines Andern Fehler
Mehr als die eigenen entschuldigt und verschweigt,
Und And'rer Tugenden wie rechte Ehren-Mähler
Dem, der sie recht nicht sieht, im rechten Lichte zeigt.

6.

In unsers Gottes Welt sind wir an allen Enden,
Im Mond, im Sirius, in treuen Vater-Händen;
Darum, was kümmert's dich, ob unsers Gottes Welt
Heut noch in Trümmer fällt!

7.

Vernünft'le nicht, o Freund! Vernünfteln ist: zu weit
In's Allerheiligste der Wahrheit sehen wollen,
In welches wir nicht sehen sollen
Mit Augen dieser Zeit!

8.

Das Unglück ist ein Sturm, das Glück ein Sonnen-Blick.
Ertrage, wenn du kannst, das Unglück wie das Glück!

9.

Sprich nicht zu viel von deinen Pflichten;
Wir haben kurze Lebenszeit!
Die Zeit zum Ueben und Verrichten
Verschwindet unterdeß ins Meer der Ewigkeit!

10.

Wo man von Frömmigkeit mit vielen Worten spricht,
Da suche nur den Frommen nicht!

11.

Wer besser ist wie du, den schätze lieb und werth,
Den speis' an deinem Tisch, den wärm' an deinem Herd,
Er macht dir Ehre, dir! und wärest du ein Fürst,
Und lohnt dich, wenn du besser wirst!

12.

Die Glocke schlägt! Was hat's geschlagen?
Antworte, Zeit! — Die Zeit antwortet dir:
„Ich habe dich zu lieb, ich mag es dir nicht sagen;
„Der Kirchhof ist nicht weit von hier!"

13.

„Erkenne, suche, lieb' und ehre,
„Was gut und schön ist, und vermehre
„Nach Möglichkeit, mit weiser Wahl,
„Des Guten und des Schönen Zahl!"
Das ist die ganze Sittenlehre!

14.

Nur Thoren bauen all' ihr Glück
Auf eines Menschen Blick!

15.

Nicht mehr zu klagen, rath' ich dir,
Unglücklichster auf Erden;
Unglück wird Glück, wenn wir
Durch Unglück besser werden!

16.

Mahomet, im Koran, sagte:

Dem Menschen, welcher dich beleidigte, vergieb;
Hab' alle Menschen lieb,
Und bringe frevelnd nicht aus seiner Seelenruh
Den Mann, der minder weis' wie du!

Engel Gabriel erklärte diese Stelle:

Such' in den Wüsten auf den Mann, der dich versagte;
Nimm in gerechten Schutz den Mann, der dich verklagte;
Dem gieb, der dir genommen hat!
Und in geheimster Herzens-Stille
Denk' an die gute That;
Denn siehe, das ist Gottes Wille!

17.

Wohin mit Deinem Blick? — Den Himmel durchzusehn,
Ist er nicht scharf genug! Lenk' ihn zur Erde nieder,
Und, nach so langer Zeit, sieh deine Blumen wieder,
Sie sind doch gar zu schön!

18.

Blühe, du Rose, du blühst dem Welt-Erschaffer zur Ehre,
Schönste der Blumen, du bist seinem Geschöpfe der Schmuck!
Dich, du Liebliche, dich in deinem Leben zu schützen
Vor dem häßlichen Stolz, gab er Vergänglichkeit dir!

19.

Die Tugend geht auf Dornenspitzen,
Und scheut nicht sich den Fuß zu ritzen!
Geht unverweilt
Und mit getrostem Muth
Auf ihrem Wege fort! Warum? sie weiß zu gut,
Daß droben Einer ist, der ihre Wunden heilt!

20.

Verdienst, das sich hervor, gesehn zu werden, drängt.
Und das für jede That, für Lied, für Lobgesänge,
Für jedes Lohn begehrt, und Gold und Band empfängt,
Ist auch Verdienst, o Freund! doch solchen gibt's die Menge!

Das aber, welches still, wie Gott, das Gute thut,
Aus wahrer Liebe, nicht zum Scheine;
Das etwa nur zu sich still saget: Das war gut!
Das ist das selt'ne, das ich meine!

21.

Was ist's, daß man dich lobt: „du habest keine Mängel,
„Seyst Held der Helden deiner Zeit!"
Was ist es, wenn dein Engel
Sich nicht des Lobes freut?

22.

Sey nicht der Stoa feind, doch fühle jeden Schmerz! —
Gleichgültigkeit legt Eis ums Herz!

23.

Darf eine Grazie durchaus dein Buch nicht lesen,
Und giebt's der Grazien in deiner Vaterstadt,
So wirf's in's Feuer, brenn's zu Pulver, nimm den Besen,
Und fege, wo's gelegen hat!

24.

Erzfeind von allem Heuchelschein,
Sey jedem Auge, was du bist;
Man muß in allen Augen seyn,
Was man in Gottes Augen ist!

25.

Auf böser Menschen Schimpf und Spott,
Und wär' er bitterer als Wermuth, achte nicht!
Thu' aber redlich deine Pflicht,
Das andere thut Gott!

26.

Auf Wunder warte nicht! — Sieh, deine Zeit fliegt hin,
Und läßt dir keine Spur
Dahier von ihrem Gisis!
Auf Wunder warte nicht, du hast deß nicht Gewinn:
Die Götter helfen nur
Durch Tugend und durch Fleiß!

27.

In Worten nichts, in Werken viel,
Bringt am geschwindesten zum Ziel!

28.

Den Preis des Wettlaufs zu gewinnen,
Darfst du nicht stehn und dich besinnen!

29.

Berechne jeden Tag, wie viel der Stunden du
Verwendet hast auf Mittagsruh,
Wie viel auf Schmauserei, wie viel
Auf Tanz und Spiel
Und auf Geschwätz, das nicht Gespräch gewesen ist:
Und dann, o Mensch, zieh' ab und sieh' wie alt du bist!

30.

Aurora, Schöpferin der Rosenfarbe, röthet
Die Dächer schon, und ihr, die Unbesorgten, tödtet
Noch schlafend eure schöne Zeit!
Auf, auf! es ist zu wachen,
Und edelnützlicher Gebrauch von ihr zu machen
Für Eures Daseyns Ewigkeit!

31.

Darf ich rathen, guter Mann?
Was dich quält, das klage Keinem,
Als dem Einen,
Der dir helfen kann!

32.

Die Menschen die du liebst, und die dich wieder lieben,
Bewahr' dir Gott vor Armuth und vor Neid!
Die schwerste Tugend auszuüben,
Ist die der Dankbarkeit!

33.

Vor Armuth fürchte dich just sehr!
Vor Schande desto mehr!

34.

Wer Wohlthat dir erwies, sey deines Danks gewiß;
Die du erweisest, die vergiß!

35.

Gut seyn und weiter nichts, bei Gott, das ist nicht viel;
Man muß auch tapfer seyn, dem Bösen Trutz zu biethen,
Und, ist des Bösen nächstes Ziel,
Zu herrschen, — zu verhüten,
Daß es nicht herrsche! — Sey nur gut,
Nur wie ein Lämmchen fromm, und furchtsam wie ein Hase,
So nennt der Böse dich ein gutes treues Blut,
Und spielt dir auf der Nase!

---

## Der gute Mann.

(Aus dem Halladat oder rothen Buche.)

Abdu Bedulla war ein guter Mann!
Zwar lebt' er Tage, Wochen, Jahre, wie
Die meisten Menschen leben, ohn' einmal,
Mit brünstiger erweckter Seele, Welt
Und Gott zu denken, aber jeden Tag,
Wenn schon die Sonne weggegangen war,
Ging er in eine kleine Kammer, die
Die Rechenkammer hieß, und zählte da
Sich alle seine Tagewerke vor;
Und, nicht die guten schrieb er auf, er schrieb
Die bösen auf, schrieb sie an eine Wand,
Und jeden Morgen, wenn die Sonne schon
Heraufgestiegen war, ging er, und las — —
Und, wenn er (selten war's geschehn, sich selbst
War er ein scharfer Rechenmeister) nichts
Zu lesen fand, dann stutzt' er, dachte nach:
Ob etwa gestern was vergessen sey?
Dacht's nach, und meistentheils fand er,
Daß was vergessen sey, und dann so schrieb's
Nicht er, von seinen Kindern eines schrieb's
An seine Wand, und sieben Tage ward's
Von ihm gelesen, siebenmal des Tags
Von ihm bedacht: durch welches Gute wohl,
Das Böse gut geworden sey? — Und dann,
Wenn er, ein scharfer Rechenmeister, sich's
Zu gute schrieb, dann endlich hört' er auf,
Es zu bedenken. Keine Sylbe sprach
Der gute Mann von seinen Werken, kein
Erforscher forschte Gutes aus; er that's,
Und nicht die kleinste Spur verrieth's. Er war
Ein guter Mann! — — Er starb, und schönes Lob
Ward nicht geredet, nicht gesungen, ward
Zu seinem Ruhm in Marmor nicht gehau'n;
Nach dreißig Jahren aber deckte Gott
Die Decken, die der gute Mann mit Fleiß
Vor alle seine guten Werke zog,

Aus Vatertreuer Wahrheitsliebe selbst
Den Menschen auf, den Menschen! Zweie sahn
Den guten Mann, wie er gewesen war:
Abudallott, der Bäcker, der mit ihm
Gereiset war, und: der Esudaboll,
Der's oft noch rühmt, daß er, ein armes Kind,
Auf seinem Schooß einmal gesessen sey.
Und sagten: ach! Er war ein guter Mann!

Hingegen Abnick Sabazalla, der
Sein Seelenpeiniger gewesen war,
Behauptete das Gegentheil und sprach:
Als wie ein seelenloses Thier hat er
Sein langes Menschenleben durchgelebt!
In keiner langen Winternacht hat er
Durchs blaue Sterngewölbe seinen Gott
Mit seinem Feuerauge scharf gesehn;
Mit seines Geistes Feuerauge nicht
Im Unermeßlichen gesehn, wie viel
Gott, unser Gott der Götter, größer ist,
Als andre Götter? Eingekerkert oft
In seinem Zulip*) hin zu sitzen, und
Mit angestrengter Feuer-Seelenkraft
Den Gott zu denken, welcher größer ist,
Als alle Götter, hab' ich Tag für Tag
Ihm angelegen, immer aber war
Ihm keine Zeit; er müsse Thaten thun,
Sprach der wahrhaftige Verkleinerer
Des großen Gottes! „Unser Gott," sprach er,
„Will eben nicht Betrachtung; Unser Gott
„Ist Meister, wir Gesellen! Unser Gott
„Ist immer gnädig!" Solch Geschwätze ging
Aus seinem Munde; Beta Millizoll
Und Bara Karadabba hat's gehört!

Als aber Abnick Sabazalla schwieg,
Da redeten die Zweie, welchen Gott
Den guten Mann, wie er gewesen war,
In seinem Licht der Wahrheit sehen ließ.

Abudallot, der erste: „Wenn ein Trieb,
„Mit seinem Gott zu sprechen, seinen Geist
„Aufforderte, sein Herz, Christall und Gold,
„Geläutert scharf im Tiegel, war, dann schlich
„Der gute Mann (ich habe Morgens einst
„Und Abends einst stillschweigend ihn behorcht)
„In seinen Weinberg, und, verschlossen Thor
„Und Thür, rund umgesehen, Wand und Zaun,
„War er darin, mit seinem Gott, allein!"

Esudaboll, der andere: „Mich that
„Der gute Mann als eine Waise, die
„Nicht Mutter und nicht Vater hatte, hin
„Zu einem Weisheitslehrer, ohne daß
„Der gute Weisheitslehrer wußte, wer
„In seinem Herzen zum Erbarmer mir,
„Von meinem Gott gerufen sey, und erst
„Nach seinem Tode, Menschen! hab' ich's mir
„Mit Müh erforscht; ach! ganz gewiß war er
„Ein guter Mann! Und Sabazalla soll
„Vor seinem Gott entschuldigen, daß er
„Den guten Mann für einen guten Mann
„Nicht achten will! Er bring' uns etwas mehr,
„Als nur Geschwatztes, er, der ihn vor uns
„Und unserm Gott da so zur Rede stellt!"

Abudallot, der erste: „Mangel war
„In unserm Vaterlande damals nicht,
„Als seinen Segen unser guter Gott
„In seinen Wolken über unserm Haupt
„Wegtragen ließ, in fernes Land; der Fürst,
„Den unser Gott mit Weisheit und mit Macht
„Gesegnet hat, war wahrer Vater! Rund
„Um unser sattes Vaterland saß itzt
„Der Hungrige! da, Menschen, backte Brot
„In seinem Weinberg, Nachts, wenn alles schlief,
„Abdu Bedulla selbst, und trugs hinaus,
„Aus seinem Weinberg an die Grenze, wo
„Der Hungrige mit Weib und Kinde saß,
„Und gabs's dem Kinde! Wahrlich, lieber Herr!
„Abdu Bedulla war ein guter Mann!"

Und alles Volk, aus einem Munde, rief:
Abdu Bedulla war ein guter Mann!

---

## Aus Amor und Psyche.

1.

Amor kam mit einem Köcher,
Voll von Pfeilen, zu den Musen,
Und die Musen alle flohen!
Amor aber, winkend: „fliehet,"
Rief er, „fliehet nicht; ich bitte,
Diesen Pfeilgefüllten Köcher
Anzunehmen!" — Und geschäftig
Nahm ihn Amor von der Schulter,
Legt' ihn lächelnd hin auf Blumen,
Und entfloh dann. — Leise traten
Alle Musen hin zum Köcher!
Jede Muse nahm sich einen
Von den Pfeilen, und seit diesem
Herrscht die Lieb' in ihren Werken!

2.

Traurig klagend, fragte Amor
Einen seiner liebsten Brüder:

„Wo entzünd' ich meine Fackel
An dem allerreinsten Feuer!"
Und indem er fragte, sah er
Seiner Psyche lichte Augen!
„Willst du's leiden," sprach er, „Liebe?"
Hielt die Fackel sanft an ihre
Lichten Augen und die Fackel
Brannte sanft, wie Psychens Augen!

3.

Die Weisheit und die Liebe gingen
Lustwandeln ins Parnassus-Feld,
Und hörten Psychen leise singen:
„Mein Amor ist ein Kriegesheld!" —

„Sie weiß," sprach Pallas, „nichts vom Kriege,
Kennt seine kleinsten Gräuel nicht,
Hat nur gehört von Amors Siege,
Sie säng' ihm sonst kein Lobgedicht!

4.

„Willst du die Herrschaft haben?" fragte,
Nach der Vermählung, seine Psyche
Der Gott der Liebe. —

„Nein ich müßte
Mann seyn," sprach Psyche, „mir behaget
Dein Weib zu seyn, und deinen Willen
Zu spähen, glücklich dich zu machen!"

Du hast sie, diese Herrschaft; dachte
Der Gott der Liebe, und sah immer
In ihren Augen seinen Willen!

---

## Vermischte Gedichte.

### Unglaube und Aberglaube.

1758.

Unglaube, du bist nicht so sehr ein Ungeheuer,
Als Aberglaube, du!
Für deinen Aftergott gehst du mit Schwert und Feuer
Auf seine Feinde zu!

Streckst sie zu Boden, trinkst ihr Blut aus ihrem Schädel,
Wirst Märtyrer mit Prunk,
Bist grausam, dumm und stolz, dünkst tapfer dich und edel
Bei deinem Schädeltrunk!

Unglaube streitet nur mit Worten und wird müde;
Dir, Ungeheuer, brennt
Die ganze Seele! Dir ist nirgends Ruh und Friede,
Krieg ist dein Element!

---

* In seinem Gebetzimmer.

Dir ist, o du Tyrann, den Hirten bei den Schafen
Ermorden, keine Pein.
Gott, will er eine Welt für ihre Sünden strafen,
So schickt er dich hinein!

## Der Patient
### Anekdote.

Ich lag gefährlich krank;
Gequält von Pillen und von Trank,
War, ach! mein Wunsch, mein Trost in dieser Noth,
Herr Doktor Markus und der Tod.
Die Beiden zankten sich
Wie unversöhnliche, geschwor'ne Feind' um mich.

„Ach!" seufzt' ich, „eh' ich lang' auf diesem Lager liege,
So gib, o Gott, daß Einer bald nur siege!"
Kaum war der Seufzer fort,
Da schallet in mein Ohr das Wort:
„Trink!" — Und es stand vor meinem Bett' ein Freund,
(Mehr Freund, als Doctor Tod und Doctor Markus meint)
Der reichte mir ein Glas Burgunder,
Und sprach: „Trink das!" — Ich trank, und o welch Wunder,
Der Magen, welcher Trank und Pillen
Nicht annahm, nahm den Wein
Gehorsam ein!
Ich bat, Ein Glas nur noch zu füllen:
Die Lebensgeister kommen wieder
In die schon halb erstorb'nen Glieder;
Frisch war mein Herz, und roth der Mund,
Mein Weinglas leer, und ich — gesund!
Herr Markus und der Tod sahn sich einander an,
Und fragten: „Du, wer ist der Mann?"

## Als von Despoten gesprochen wurde.

Despoten mancher Art gibt's in der kleinsten Welt;
Der größte aber ist — und welcher denn? — das Geld!
Geld legt den freisten Mann in Ketten,
Giebt Sünden-Sklaven Schwanenbetten,
Macht klein den größten Geist, und schwach den stärksten Held!

## Das Lied.

Den Odenschwung verschmäht das Lied;
Das Lied fließt aus dem Herzen,
Wie aus dem Felsen unbemüht
Ein klares Bächlein, das man sieht
Mit zarten Blumen scherzen!

## Die drei Federn.
### 1802.

Drei Federn hat Olint: die eine gab ein Engel
Aus seinem Fittig ihm; mit dieser schreibt er Mängel
Der Menschen in Gelassenheit.

Die zweite Feder war in eines Adlers Flügel
Schwungfeder. Diese hält kein Zügel;
Mit ihr schreibt er in Groll die Mängel seiner Zeit.

Aus eines Amors leichten Schwingen
Zog er die dritte; die
Gebraucht er, Herzen zu bezwingen,
Und schreibt mit ihr an Sie;
„Bis in die Ewigkeit wird mein's getreu verbleiben!"

Möcht' er mit dieser Alles schreiben!

## Meinung des Atheisten.

Sonne, Mond, Sterne,
Große, kleine, ferne,
Welche kein Vermesser mißt,
Sprangen aus dem kleinsten Stäubchen,
Meint der Atheist;
Und die Männchen und die Weibchen
Sprangen auch, meint er,
Aus der Erde leicht und schwer;
Und die schönen Schalle,
Tönend jetzt noch im Homer,
Sprangen alle
Schön in seinen Vers, aus der Luft, meint er!

## Mein Hüttchen.

Lieb' und Freundschaft gingen beide,
Wie zwei Schwestern angefaßt,
Hinter ihnen ging die Freude; —
„Kinder" sprach die Freude, „laßt
„Mich in Eurer Mitte gehen,
„Was ihr heimlich etwa sprecht,
„Seht, das will ich nicht verstehen!" —
„Komm nur, das ist uns schon recht!"
Sprachen die umarmten Zweie.
Plötzlich war ein schönes Drei!
Und so gingen alle Dreie,
Meinem Hüttchen, ach, vorbei;

Wären sie herein gekommen,
Damals, wahrlich, hätt' ich sie
Offnen Armes aufgenommen,
Und bewirthet hätt' ich sie!

Angebetet hätt' ich ihre
Schöne Gottheit ganz allein,
Aber, aber! ach, für Viere
War das Hüttchen doch zu klein!

## Te Deum Laudamus.

Herr Gott, dich loben wir!
Lob, Ehre, Preis und Dank
Sey, Gott der Welten, dir!

Dir, Vater, Sohn und Geist,
Dir schalle hoher Lobgesang
In aller Welt! Er schalle weit und breit
In Zeit und Ewigkeit!

Singt, Engel, singt ihn nach
Den göttlichen Gesang!
Singt, Sänger Gottes, Cherubim:
Singt ihm mit hoher Stimm',
Denn uns're Stimm' ist schwach!

Herr, Gott, dich loben wir!
Lob, Ehre, Preis und Dank
Sey, Gott der Welten, dir!

Hochheilig ist dein Nam', Herr, Zebaoth!
Allmächtig deine Macht,
Du starker, großer Gott

Dein Himmel über uns verbreitet weit und breit,
Herr, deine Herrlichkeit,
Verbreitet Wunder ohne Zahl!
Wenn wir hinauf in deine Sonne sehn,
Dann singen wir in ihrem Strahl:
Wie groß ist Gott, und seine Welt so schön!

Die Cherubim alle vereinigen sich,
Verhüllen ihr Antlitz, verherrlichen dich,
Lobsingen dir, Herr, Zebaoth:
„Heilig, heilig, heilig, ist Gott!"

Die Heiligen alle vereinigen sich,
Auf ihren Knien anbeten sie dich,
Und singen dir, Herr, Zebaoth:
„Heilig, heilig, heilig ist Gott!"

Die Märtyrer alle vereinigen sich,
Die Kronen vom Haupte, anbeten sie dich;
Sie waren der Erde Verachtung und Spott;
Nun singen sie: „Heilig, heilig ist Gott!"

Die Christen der Erde vereinigen sich;
Gebückt im Staube bekennen sie Dich;
Sehn drohende Hölle, sehn Teufel und Tod,
Und singen erlöset: „Heilig ist Gott!“

Zu seiner Rechten saßest du,
Erlöser, Gottes Sohn!
Sahst hoch von deines Vaters Thron
Der Erde Sünden zu;
Sahst über ihr den ausgestreckten Arm
Des allzustrengen Rechts,
Erbarmtest dich des sündigen Geschlechts,
Verblutetest dein heilig Blut darauf,
Und schlossest uns den Himmel auf!

Du stiegst, ein Gott, herab
Von deinem hohen Thron,
Und wurdest eines Menschen Sohn,
Und wurdest an Gestalt, an Sünden nicht ihm gleich:
Stiegst in die Höll' hinab,
Zerstöretest ihr Reich,
Kamst im Triumph herauf,
Und schlossest uns den Himmel auf!

Zur Rechten Gottes sitzest du
In deines Vaters Reich,
An Herrlichkeit und Preis und Ehr' ihm gleich;
Bist aller Heiligen Anbetung, Heil und Ruh;
Bist deiner Erde Gnadensonne!
Ein Blick nach dir, Erlöser, lindert uns
Den größten Seelenschmerz,
Ein Blick von dir erquickt mit Freud' und Wonne
Das bängste Herz!

Wenn aber Erd' und Himmel fällt,
Dann, Heiland, sehn wir dich als Richter aller Welt;
Dann hören wir der schrecklichen Posaunen Ton
Und Donner unter deinem Thron!

Dann bitten wir, Erlöser! dich,
Wir tiefgebeugten Sünder bitten dich:
Erlöser, ach, erbarme dich!
Erbarme dich der Sünder auf den Knien,
Und derer, die in Felsenhöhlen fliehn
Und nach Erbarmung schrein!
Erlöse sie aus ihrer Höllen Glut,
Und führe sie in deinen Himmel ein:
Sie sind erlös't mit deinem Blut!

Dann, Heiland, dann vollenden wir
Den angefangnen Lobgesang,
Und loben ewig deinen Namen:

Herr, Gott, dich loben wir!
Lob, Ehre, Preis und Dank
Sey, Gott der Welten, dir!
Heil, Halleluja! Amen.

---

## Gottes Liebe.

Ich zage nicht: Er ist die Liebe,
Sein Vaterauge fehlt mich nicht!
Und war's um mich auch noch so trübe,
So ward's um mich doch wieder Licht! —
Er ist die Lieb', ich zage nicht!

Er hat's gegeben, hat's genommen;
Sein ist ja Sturm und Sonnenschein!
Ich zage nicht, Er wird schon kommen,
Die rechte Zeit mag noch nicht seyn;
Die weiß nur Er, nur Er allein.

Wer Alles weiß, weiß auch das Beste
Zu meinem Besten zu erschau'n!
Auf Ihm, auf Ihm steht felsenfeste
Mein ganzes kindliches Vertrau'n:
Ich will auf Seine Hülfe bau'n!

Er hat noch keinmal mich verlassen,
Er läßt mich nicht in dieser Noth;
Er kommt, er kann sein Kind nicht lassen,
Ich sehe schon sein Morgenroth! —
Er läßt mich nicht in dieser Noth!

## Gottes Güte.

Für wen schuf deine Güte,
Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum' und Blüthe
In Thälern und auf Höhn?
Für wen ist hohe Wonne
Da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne
Die Wiesen und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel
Der Heerden auf der Au'?
Für wen wölbt sich der Himmel
So heiter und so blau?
Für wen sind Thal und Gründe
So lieblich anzusehn?
Für wen gehn kühle Winde?
Für wen ist Alles schön?

Uns gabst du ein Vermögen,
Die Schönheit einzusehn,
Uns Menschen, deinen Segen
Zu fühlen, zu verstehn;
Uns sollte all' die Wonne
Ein Ruf der Liebe seyn,
Mit jeder Morgen-Sonne
Dir unser Herz zu weihn!

Nun sieh, o Gott, wir weihen
Ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
Uns deiner Gütigkeit!
Du hauchtest nicht vergebens
Ein fühlend Herz uns ein
Ein Vorhof jenes Lebens
Soll uns die Erde seyn!

---

## Der Mensch ist eine Blume.

Die Blume blühet und verblüht,
Zu ihres Schöpfers Ruhme;
Wer heut' noch ihre Schönheit sieht,
Ist morgen schon, wie sie, verblüht:
Der Mensch ist eine Blume.

Und wie die Blume wieder blüht,
Wenn Gottes Auge nieder
Auf sie von seinem Himmel sieht,
Und unter ihr die Erde glüht:
So blüht der Mensch auch wieder!

---

## Gottes Allgegenwart.

Allgegenwärtiger,
Du bist, bist dort und hier!
Und hier und überall,
Erhabner, wandelst du!
Du wandelst, Heiliger,
Auf einem Veilchen hier!
Auf einer Sonne dort!

Du bist in Hauch, in Sturm,
In Licht, in Finsterniß!

Erhabener du bist
Allgegenwärtig hier,
In meinem Hüttchen, bist's
In diesem Blumenthal,
Und hörst mein schwaches Lied,
Und hörst im Ocean
Der Welten um dich her
Eloa's Harfenklang;
Eloa's! — Steig hinauf,
O du Gedanke, — steig
Zu deinem Gott hinauf

Der du Eloa's Gott
Und meiner bist, du hörst
Den nächsten dir und mich
Und diese Lerche, die
Zu deinem Himmel steigt,

Und diese Biene, die
Auf meiner Rose summt!

Allgegenwärtiger!
Erhöre mich, und gib,
Daß deine Gegenwart
In meinem Leben stets
Mir gegenwärtig sey!
Daß ich geflissentlich
Das alles was gedacht
In meiner Seele wird,
So denk', als denk' ich es
In deiner Gegenwart;

Und alles was ich thu',
So thu', als thu' ich es
In deiner Gegenwart.
Damit, Allmächtiger,
Wenn deine Geisterwelt
Vor ihrem Richter steht,
Und dann Eloa mich
Betrachtet, ich vor ihm
Und seinem Blick in Nacht
Nicht schwinden darf und nicht
Entfliehen darf vor dir,
Allgegenwärtiger,
In eine Felsenkluft

---

## Betty Gleim,

Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Bremen, ward daselbst am 13. August 1781 geboren und widmete sich aus eigenem Antriebe dem Erziehungswesen. — Eine von ihr 1805 in ihrer Vaterstadt errichtete Töchterschule erfreute sich der lebhaftesten Anerkennung und ward von ihr bis zu ihrem Tode, der am 27. März 1827 erfolgte, verwaltet.

Sie gab heraus:

Kindermoral. 2 Thle. Bremen 1810 — 1815.
Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechtes. Bremen 1810.
Erzählungs- und Bildungsbuch für Mütter. Bremen 1810.
Anweisung zur Kunst des Versbaues. Bremen 1814.
Grammatik. Bremen 1815.
Tellus oder Lehrbuch der allgemeinen Erdbeschreibung. Bremen 1816.
Anschauungslehre der Sprachformen. Heidelberg 1816.
Bremisches Kochbuch. 5. A. Bremen 1830.
Randzeichnungen zu dem Werke der Frau von Staël über Deutschland. Bremen 1814.
Einzelne Flugschriften u. s. w. —

Ein reichgebildeter Geist der mit einer bei Schriftstellerinnen im Ganzen selten vorkommenden Gründlichkeit und Tiefe seinen Gegenstand aufzufassen und zu behandeln verstand und ihn in einer reinen correcten und anmuthigen Sprache vortrug. —

---

## Ernst August Anton von Göchhausen

ward am 12. Juni 1740 zu Weimar geboren, trat, nachdem er Page bei dem Prinzen Heinrich von Preußen gewesen, in preußische Kriegsdienste und avancirte bis zum Hauptmann. Im Jahre 1769 nahm er seine Entlassung und erhielt eine Anstellung als Assessor bei dem Kammercollegium zu Eisenach. Allmählig in dieser Laufbahn vorrückend ward er 1802 Director seines Collegiums so wie 1809 Geheimerath und Schloßhauptmann zu Eisenach. Im Jahre 1819 feierte er sein Dienstjubiläum. Er starb am 23. März 1824 als G. S. Geheimerath und Comthur des Falkenordens.

Seine Schriften, welche größtentheils anonym erschienen, sind:

M.... R.... (Meine Reise) 1 Th. 1773. 3. A. 1776. 2r Thl. 1798. N. A. in 2 Abtheilungen. Leipzig 1807.
Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik. Rom 1786.
Aufschluß des Systems der Weltbürgerrepublik. Leipzig 1787.
Fragment der Geschichte und Meinungen eines Menschensohns. Eisenach 1787.
Materialien zur Geschichte des Sokratismus. Eisenach 1788.
Gespräche über Gallicismen und Germanismen. Erfurt 1790.
Wanderung durch die Rhein- und Maingegenden. Frankfurt a. M. 1795.
Antoinette, ein Mährchen aus der andern Welt. Leipzig 1776.
Das Wertherfieber. Leipzig 1776.

Ein eigenthümlicher, mit Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Laune ausgestatteter Geist, der in seinen Schriften stets den falschen Richtungen der Zeit, besonders der kränklichen und übertriebenen Sentimentalität kräftig entgegentrat. In dem Buche M.... R.... das ihm den meisten Ruf erwarb und in welchem sich viele interessante Mittheilungen über sein Leben finden, hat er besonders seine Ansichten niedergelegt. — Bei dem Mährchen, Antoinette, das indessen geringeren Beifall fand, war Wieland's Diogenes von Synope sein Vorbild.

---

## Leopold Friedrich Günther von Göckingk

ward am 13. Juli 1748 zu Gröningen, einem Dorfe im Halberstädtischen, geboren, in welchem sein Vater als Gutsbesitzer lebte, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Domschule zu Halberstadt und dem Pädagogium zu Halle, wo Bürger sein Freund und Schulgenosse wurde und studierte dann in Halle die Rechtswissenschaft. Nach beendigter akademischer Laufbahn wurde er 1768 Referendar bei der Königlichen Kriegs- und Domainenkammer zu Halberstadt und zwei Jahre später Kanzleidirector zu Ellrich. Dieses Amt ließ ihm hinreichende Muße, seiner Neigung zur Dichtkunst Folge zu leisten; namentlich erwarben ihm seine, während jener Zeit entstandenen Lieder zweier Liebenden, in denen er seine nachherige Gattin feierte, großen Ruf. Er

zeichnete sich indessen eben so sehr als Beamter durch seine Tüchtigkeit und Thätigkeit aus, und stieg im Laufe der nächsten Jahre von Stufe zu Stufe; 1768 ward er Kriegs- und Domainenrath zu Magdeburg, 1788 Land- und Steuerrath und preußischer Ortscommissair zu Wernigerode, 1789, wegen der Ordnung schwieriger Verhältnisse bei der fürstlichen Abtei zu Quedlinburg, von seinem Könige geadelt und 1793 als geheimer Oberfinanzrath nach Berlin berufen. Nach vielen vortrefflichen Leistungen im Staatsdienste erbat er sich seinen Abschied, den er mit Pension erhielt (1814) und lebte nun, theils in Berlin, theils auf seinen Gütern oder bei seinem Schwiegersohne in Schlesien, zuletzt auf Wartenberg bei Breslau, wo er am 18. Februar 1828 starb.

Er gab heraus:

Charaden und Logogryphen. Frankfurt 1817.
Gedichte. 4 Thle. Frankfurt 1780—82. 4. A. 1821.
Lieder zweier Liebenden. Leipzig 1777. — 3. A. 1819. 11. A. Wien 1824.
Prosaische Schriften. 1r Th. Frankfurt 1784.
Sinngedichte. Nordhausen 1772. N. A. in 3 Büchern. Leipzig 1778.
Ramlers Leben (vor Ramlers poetischen Werken).
Leben des d. A. J. la Bothillier de Rancé. Berlin 1820. 2 Thle.
Friedrich Nicolai's Leben. Berlin 1820.
Göttinger Musenalmanach 1776—77 und 1788.
Hamburger Musenalmanach (mit Voß).
Journal von und für Deutschland. Ellrich 1784. 13 Stück.

Ein reicher, feingebildeter, über die Interessen des Lebens und der Welt scharfsinnig reflectirender Geist, zeigte v. G. in seinen Poesieen große Wärme des Gefühls, Tiefe der Empfindung, Zartheit und Naivetät, und wußte ein schönes Talent der Darstellung, Reinheit und Correctheit damit zu verbinden. — Seine „Lieder zweier Liebenden" erwarben ihm einst den Beifall von ganz Deutschland und verdienen um der Wahrheit und Natürlichkeit willen, die sich in ihnen als ein Hauptcharakterzug ausspricht, noch jetzt dankbare Anerkennung; sie werden ihre Wirkung auf ein unverdorbenes, zärtliches Gemüth nie verfehlen, denn die Innigkeit, welche dieselben belebt, veraltet nicht. Noch glücklicher war er in seinen Episteln, einer Gattung, die er auf eine Höhe zu bringen wußte, wie man sie in Deutschland noch nicht gekannt, und in welchen er, obwohl er sich nach ausländischen Mustern in diesem Fach bildete, doch seine Nationalität treu und unvermischt zu bewahren verstand. Hier ist er noch nicht übertroffen worden. Er versuchte sich ferner in fast allen Arten der lyrischen Poesie und in keiner ohne Erfolg, namentlich sind einige seiner Elegien vortrefflich.

## Lieder*)
### zweier Liebenden.

#### Nach dem ersten nächtlichen Besuche.

Bin ich nüchtern, bin ich trunken?
Wach' ich, oder träum' ich nur?
Bin ich aus der Welt gesunken?
Bin ich anderer Natur?
Fühlt' ein Mädchen schon so was?
Wie begreif' ich alles das?

Weiß ich, daß die Rosen blühen?
Hör' ich jene Raben schrein?
Fühl' ich, wie die Wangen glühen?
Schmeck' ich einen Tropfen Wein?
Seh' ich dieses Morgenroth? —
Todt sind alle Sinne, todt!

Alle seid ihr denn gestillet?
Alle? Habet alle Dank!
Könnt' ich so in mich gehüllet,
Ohne Speis' und ohne Trank,
Nur so sitzen Tag für Tag
Bis zum letzten Herzensschlag'.

In die Nacht der Freude fliehet
Meine Seele wieder hin!
Hört und schmeckt, und fühlt und siehet
Mit dem feinen inn'ren Sinn!
O Gedächtniß! schon in dir
Liegt ein ganzer Himmel mir!

Worte, wie sie abgerissen
Kaum ein Seufzer von ihm stieß,
Hör' ich wieder, fühl' ich küssen:
Welche Sprache sagt, wie süß?
Seh' ich Thränchen — Komm herab!
Meine Lippe küßt dich ab!

Wie ich noch so vor ihm flehe,
Immer spreche: Gute Nacht!
Bald ihn stockend wieder flehe:
Bleibe, bis der Hahn erwacht!
Wie mein Fuß bei jedem Schritt'
Wanket, und mein Liebster mit!

Wie ich nun, an seine Seite
Festgeklammert, küssend ihn
Durch den Garten ihn begleite!
Bald uns halten, bald uns ziehn!
Wie da Mond und Sterne stehn,
Unserm Abschied zuzusehn.

Ach da sind wir an der Thüre!
Bebend hält er in der Hand
Schon den Schlüssel. — Wart', ich spüre
Jemand gehen, Amarant!
Warte nur das Bischen doch!
Einen Kuß zum Abschied noch

Ich verliere, ich verliere
Mich in diesem Labyrinth!
Träumt' ich je, daß ich erführe,
Was für Freuden Freuden sind?
Wenn die Freude tödten kann,
Triffst du nie mich wieder an.

---

## Der Frühlingsmorgen.

Dieser Tag ist gänzlich mein!
Und der Himmel ist so blau,
Und die Tröpfchen Morgenthau
Blinken so im Sonnenschein,
Und die Tauber laufen so
Hinter ihren Täubchen her,
Und die Spatzen närrisch froh,
Tanzen in die Kreuz und Quer,
Und die Hühner wälzen sich
In dem warmen Sand herum,
Und die Hähne fliegen mich,
Blind vor Freuden, um und um;
Alle Schnäbel, grad' und krumm,
Wetzen sich zum Streit und Kuß,
Und der Truthahn, stolz und dumm,
Steht da, ärgert, brüstet sich,
Wie ein junger Kritikus,
Und der Pfau, mit seinem Schweif,
Tritt einher so keck und steif,
Wie die hochgebornen Herrn
Mit erkrochnem Ordensstern.

Alles ziehet in die Brust
Neues Leben, neue Lust,
Mit der Frühlingsluft hinein!
Alles schenkt' ich heute hin,
So zufrieden wie ich bin!
Selbst der Bosheit Spötterei'n
Nähm' ich heute lachend hin,
So zufrieden wie ich bin:
Denn der schöne Tag ist mein.

*) Aus: von Göckingk's Gedichten. Frankfurt 1821. 4 Thle.

Heut ist alles möglich mir,
Was mir sonst unmöglich ist!
Willst du Lieder, Ruhmbegier?
Heute säng' ich Eins so schön,
Wie von Gleimen Nantchen küßt:
Aber, laß mich heute gehn!
Bringst du Akten, Dienstbegier?
Heute referirt' ich schier
Aus Geschmiere, bunt und kraus,
Etwas menschliches heraus:
Aber packe dich von hier!
Schade wär' es, diesen Tag
So verschleudern, so entweih'n.
Nenn' um Ehre, wer da mag!
Wär' es auch mein Sterbetag,
Dennoch wollt' ich mich erfreu'n!

Sattelt! sattelt! ich muß hin
Zu der großen Königin
Meines Herzens! durch den Hain,
Ueber Graben, Stock und Stein
Reit' ich heute ohne Scheu,
Heut' einmal recht sorgenfrei
Mit der Sängerin zu sein.

An dem Riesenhöhlenbach'*)
Wollen wir uns lagern, ach!
Wollen da so fröhlich sein
Wie die Vögelchen im Hain;
Wollen da auf ihrem Schooß
Tafel halten, und du Moos
Sollst uns wiegen, und du Hain
Wollst ein Wiegenlied dazu
Singen, und du Linde du
Statt des Sonnenschirmes sein.

Zäumt den Rappen! ich muß hin
Zu der Liedersängerin!

Welt! wie bist du heute schön!
Was da siehet, starr't dich an,
Doch, wer Nantchen sehen kann,
Wird auf dich nicht lange seh'n;
Und, o Glück, ich bin der Mann?
Und die deutsche Sappho soll
Ruhn in diesem Arme hier?
Clive! tauschest du mit mir?
O gewiß, du tauschest wohl,
Aber ich nur nicht mit dir.
Hast Guineen Säcke voll,
Geh, und kaufe denn dafür
Ihre Freud' und ihren Scherz,
Ihre Lieder und ihr Herz!
Denk' einmal, das kostet mir
Nur ein wenig, wenig Schmerz.

Bringt den Rappen! ich muß hin
Zu der Freudengeberin!

Zwar ihr Herz ist immer mein:
Aber ach! die Hand! die Hand! —
Zwinge mind'stens in kein Band,
Liebes Glück! sie sträubend ein!
Laß sie, laß sie mein noch sein!
Und, wo nicht, so bitt' ich dich,
Wiege heute Sie und mich,
Brust an Brust, zum Schlummer ein,
Aus dem Rausch der Freuden, ach!
Mit dem Morgenrothe, wach
In Elysium zu sein.

---

## Flur und Wald.

Wer darum nur die Morgenröthe grüßet,
Nur darum gern durch Saat und Hecken streicht,
Weil's ihn ergötzt, wenn, durch sein Blei erreicht,
Ein Huhn die rothen Aeuglein schließet:

Wer darum nur zum reinen Himmel blicket,
Nur darum seufz't: Wo bleibt der Abendstern!
Weil er im Lerchengarne, ach! so gern!
Das Köpfchen voll Gesang zerdrücket;

Wer darum nur dem Lärm der Stadt entfliehet,
Nur darum in dem Rohr der Teiche ruht,
Weil er so gern den Hecht, betrieft mit Blut,
Am Widerhaken zappeln siehet:

Der biete nie mir seinen Arm zum Gange
Durch Flur und Wald, wo mir die Lerche singt,
Das Rebhuhn zirpt, der Hecht im Teiche springt;
Weg mit dem Mann! Er macht mich bange.

Nimm du, o Freund, mich auf in deine Arme!
Mit dir ging ich, ich wüßte nicht, wie weit!
Du freuest dich, wenn ein Geschöpf sich freu't,
Und härmst dich mit bei seinem Harme.

---

## Alles, nur nicht die Ruhe.

### An Nantchen.

Ein jeder Schurk ist Herr von meinem Leben,
Wie Ravaillac von Heinrichs Leben war;
Was sollt' ich denn vor dir, o Tod! noch beben?
Es ist mein Leib! — mein Geist — lacht der Gefahr!

Ein jeder Brand ist Herr von meinem Gute:
Was hinge sich mein Herz an diesen Tand?
Nur wenig Glück brauch' ich bei meinem Muthe,
Und diesen Muth setzt keine Flamm' in Brand.

Der König ist zwar Herr von meinem Range,
Allein zum Glück nur in der Körperwelt:
Was wär' ich viel für seinen Titel bange?
Wenn Weisen nur mein Name noch gefällt.

Drum, was du thun willst, Schicksal! nun das thuet
Verfolgst du mich: ich bleibe willig steh'n;
Du, Nantchen, nur, bist Herr von meiner Ruhe,
Nimmst du mir die, dann ist's um mich gescheh'n!

---

## Ist sie von Adel.

Auf meines Vaters Wappen steh'n
Nicht Helme oder Fahnen,
Allein sein Geist war engelschön,
Und meiner Mutter Ahnen:
Ein frommes Herz und guter Sinn:
Wohl mir, daß ich kein Fräulein bin!

Mein Vater scharr'te Thaten nur,
Nicht Louisd'or zusammen;
Sein Weib war mild wie die Natur,
Und rasch wie Feuerflammen
Zum Geben, langsam zum Gewinn:
Wohl mir, daß ich nicht reicher bin!

Ein schläfrig Auge, das bei dir
Zuerst sich aufgeschlossen,
Gab die Natur zur Mitgift mir,
Und tausend Sommersprossen
Statt eines Grübchens in dem Kinn:
Doch gut, daß ich nicht schöner bin.

Wär' ich ein Fräulein! Könnt' ich dich
So seh'n und Vetter nennen?
Und wär' ich reich! wie würd' um mich
Der Durst nach Golde rennen!
Und wär' ich schön; das Stutzerheer
Macht' endlich eine Närrin mehr.

Kein Fräulein, und nicht schön, nicht reich,
Ging Eigennutz und Adel
Und Stutzer mir vorbei, denn gleich
Sah jeder meine Tadel.
Nur du allein bleibst vor mir steh'n;
Bin ich nicht edel, reich und schön?

---

*) Eine Gegend bei Klettenberg, in der Grafschaft Hohenstein.

### Im Herbst.

Sieh', Amarant, wie werden an der Laube
Die Blätter gelb und roth!
Horch! wie da schon der Nord, zu seinem Raube
Sie abzuholen, droht!

Was wird uns nun im Vollmond' noch verstecken?
Kalt sei die Nacht; für mich
Ist's warm genug; doch wird kein Schnee entdecken,
Wer durch das Pförtchen schlich?

Wird nicht der Gänse Schnattern, nicht das Knarren
Der Thüren, das Gebell
Der Hunde, dich verrathen? Welch' ein Harren
Für mich, am Kammerschwell'?

Ein jeder Laut ruft da gewiß dem bangen,
Verzagten Herzen zu:
Horch', Nante! deine Mutter kommt gegangen,
Und, was sie sucht, bist du!

Doch, den sie finden wird, auf leisen Socken
Einschleichend, wie ein Dieb,
Der, — ha! wie steht sie staunend und erschrocken! —
War heut ihr noch so lieb!

Nein! lieber Mann! wo willst du sonst mich sprechen?
Und finden sollst du mich!
Nur solch ein schönes Mutterherz zu brechen —
Ich liebe sie — wie dich.

---

### An ihr Halstuch.

Gleich ihr, so prunklos, so bescheiden!
Und doch — um Goldstoff tauscht' ich's nicht
Es weiß allein um ihre Leiden,
Und sah allein bei Mondenlicht
Des Mädchens stille Thränen rinnen,
Und fing sie im Verborgnen auf,
Und hört' allein ihr Seufzen: Weg von hinnen!
Hinauf! zu Gott hinauf!

Auch meine Thränen hat's getrunken,
Als ich — o Nacht des neunten März! —
An ihren Busen war gesunken
In Lieb', in Mitleid und in Schmerz.
Da stand der Puls der Adern stille,
Da schlossen Augen sich und Ohr,
Da hob nicht mehr selbst diese leichte Hülle
Ihr Busen noch empor.

Sie gab mir, wach aus diesem Schlummer,
Von unsern Thränen noch benetzt,
Dich, Zeuge sonst von meinem Kummer,
Und meiner Freude Zeuge jetzt.
Sei du durch's Leben mein Begleiter;
Mehr wirkst du, als ein Talismann.
Die dich mir gab, war selbst bei Schmerzen heiter,
Und duldet' als ein Mann.

---

### Nach der Vorstellung von Romeo und Julie.

So kann denn selbst die fromme, treue Liebe
Der große Sturm zu Schiffbruch sein?
Ich träumte sonst, ihr leises Lüftchen triebe
Den leichten Nachen dieses Lebens
In deinen Port, o Ruh'! hinein?

Ach! seh' ich dich den Todesbecher trinken,
So will ich fort, Romeo, will ihn dir
Entringen, will dir hin zu Füßen sinken,
Mich um dich klammern, schluchzend bitten:
Bleib', große Seele, bleib' doch hier!

Doch, Julie! wenn du nicht einen Tropfen*)
Für dich hast, dann bewein' ich dich!
Muß nicht die Angst den Lebensquell verstopfen?
Dann laß ihn fließen, und er windet
Durch Sümpf' in's Thal des Todes sich.

Sieh, Amarant! auch mich kannst du verlieren.
Geschieht's, beweine du mich dann!
Doch auf den Pfad des Todes dich zu führen:
Das soll es nicht! denn Haß dem feigen,
Und Liebe dem beherzten Mann!

Das soll es nicht! Es könnt' uns ewig scheiden;
Und fliegt mein Geist zum Himmel hin
Schon jetzt voraus, die zweite meiner Freuden
Ist, dort auch, die: daß ich auf ewig
Bei deiner Liebe selig bin!

Das soll es nicht! des Herzens voller Güte,
Des Kopfs voll Geist ist diese Welt
Kaum werth, allein bedürftig; und was blühte
So frisch der Lorbeer, den die Ehre
Für dich in ihren Händen hält?

Wenn aber du den Kelch (dem Thoren — trübe,
Dem Weisen — klar), noch vor mir leerst —
Ach! bin ich nicht ein Mädchen? und voll Liebe?
O guter Gott! und all' ihr Engel!
Mir, mir den Todestrank zuerst!

---

### An Nantchen.

Nach einem Brande.

Ich hatte diese Nacht mich kaum
Zum Schlummer hingestreckt,
Da ward ich, ach! aus süßem Traum
Schon wieder aufgeschreckt.

Die Trommel ging, die Glocke klang,
Der Wächter stieß in's Rohr,
Aus jeder Thür und Fenster sprang
Ein bloßes Hemd hervor.

Wie stob ich aus dem Bett heraus!
Mein süßer Traum verschwand,
Mein Muth dazu, des Nachbars Haus
Stand lichterloh in Brand.

Bild, Lock' und Lieder! bleibt nur mein!
Kommt! folgt mir bis in's Grab!
Und nun, mein Häuschen, muß es sein,
Nun wohl! so brenn' jetzt ab!

Auf unsern Kirchhof lief ich da
Mit meinem Schatz, und stand
Und küßte dein Portrait, und sah
Gelassen in den Brand.

Dein Schutzgeist, welcher über mir
Dein Bild mich küssen sah,
Sprach zu der Flamme: Stehe hier:
Und plötzlich stand sie da!

---

### Als der erste Schnee fiel.

Gleich einem König, der in seine Staaten
Zurück als Sieger kehrt, empfängt ein Jubel dich!
Der Knabe balgt um deine Pflocken sich,
Wie bei der Krönung um Dukaten.

Selbst mir, obschon ein Mädchen, und der Ruhe
Lang nicht mehr unterthan, bist du ein lieber Gast;
Denn siehst du nicht, seit du die Erde hast
So weich belegt, wie ich mich spute?

---

*) Aus Romeo's Giftbecher.

Zu fahren, ohne Segel, ohne Räder,
Auf einer Muschel, hin durch deinen weißen Flor,
So sanft, und doch so leicht, so schnell, wie vor
Dem Westwind eine Flaumenfeder.

Aus allen Fenstern, und aus allen Thüren,
Sieht mir der bleiche Neid aus hohlen Augen nach,
Selbst die Matrone wird ein leises Ach!
Und einen Wunsch um mich verlieren.

Denn der, um den wir Mädchen oft uns stritten,
Wird hinter mir, so schlank wie eine Tanne stehn,
Und sonst auf nichts mit seinen Augen sehn,
Als auf das Mädchen in dem Schlitten.

Ha! sollte da mein Blut nicht stärker wallen?
Sagt, welches Mädchen nicht auch Eitelkeit besitzt?
O hätt' ihm nicht mein frohes Herz gefallen:
Was, Nante, wärst du jetzt?

So aber sitz' ich hier in einer Laube,
Die diesen Mann und mich in künft'ger Nacht versteckt,
Und dann in Deutschland, wie ich glaube,
Die Glücklichsten bedeckt.

---

## An Nantchen.

### Dank für das Glück ihrer Liebe.

Daß mir diese Welt mit allen
Ihren Narren wohlgefällt;
Daß, vom Dummkopf angefallen,
Von dem Neider angebellt,
Rach' und Spott zurücke prallen:
Dafür nimm, du Zauberin,
Diesen Kuß zum Danke hin!

Daß ich keine Sorgen nähre,
Titel nicht erschmeicheln mag,
Bunt Gepränge gern entbehre,
Kurz, daß mir ein froher Tag
Mehr ist, als ein Jahr voll Ehre:
Dafür, holde Schmeichlerin!
Nimm dieß Lied zum Danke hin!

Daß in zärtlichen Gesängen
Deine Liebe sanften Schmerz
Mit der Freude weiß zu mengen,
So daß Schauer in mein Herz
Sich wie Meereswogen drängen:
Dafür nimm, du Sängerin,
Thränen statt des Dankes hin!

Daß ich oft zur Sternenhöhe
Bald mit heiterm Angesicht',
Bald mit stillen Thränen sehe;
Daß ich dann um Güter nicht,
Nur um dich und Weisheit flehe;
Dafür, du Bekehrerin!
Nimm mein Herz zum Danke hin!

---

## Zum Gedächtniß des fünfzehnten Julius.

Bei deines Morgens erstem Sonnenstrahle,
Steh' ich, dich mit Gesang erwartend, dankbar da,
Dich, o du Tag, an dem zum ersten male
Ich Amaranten sah.

Die schwarzen Locken troffen noch von Regen,
Und hingen, wie sein Frack, im Wirrwar um ihn her:
Wir Mädchen alle waren zwar verlegen
Dabei, allein nicht er.

Mit seinen Augen, blau wie junge Veilchen,
Blickt' er uns lächelnd an. Als er so übersah
Den bunten Kreis, ruht' er auf mir ein Weilchen;
O Herz! wie schlugst du da!

Gleich aber wandt' er seine Adlerblicke
Von meiner Röthe weg, sucht einen Weisen sich,
War um ihn her, wie um ein Licht die Mücke
Und ach! vergessen ich.

So gleichen wir den Puppen denn im Schache,
Womit der Mann von Geist kaum zur Erholung spielt?
Und mehr bei dem Geschwätz von einem Bache
Als bei dem unsern fühlt?

---

## An Nantchen.

### Als er erfuhr, daß sie ihre Hand an einen Andern überlassen wolle.

Ha! nun kenn' ich endlich deine Tücke!
O du Falsche! o du Buhlerin!
Sieh! zerrissen hab' ich deine Stricke!
Dich verlieren ist für mich Gewinn!
Schande! Schande! daß durch deine Blicke
Jemals ich bezaubert worden bin!
Aber welches Aug' auf Erden ist
Scharf genug für deine Schlangenlist?

Hast du nicht bei Mondlicht manche Stunde
Ach! so gern an meiner Brust geruht?
Weggeküßt mit deinem Feuermunde
Meiner Augen milde Thränenfluth?
Und verließ, im Riesenhöhlengrunde,
Deine Tugend nicht zuerst der Muth?
Aber ich, du weißt es wohl, ich rang
Mit der Wollust, bis ich sie bezwang.

Und warum dieß Ringen? Sieh! gestehen
Will ich's dir, aus Tugend rang ich nicht!
Zwar ich höre willig auf ihr Flehen,
Aber in dem Tumult! — was ist Pflicht?
Nur, dich in voraus schon weinen sehen,
War für mich mehr als das Weltgericht.
Lieber mir den Tod, als dich betrübt:
Sage, wer hat zärtlicher geliebt?

Rede nun, wo bleiben deine Schwüre?
Schwurst du, sicher zu betrügen, sie?
Nicht genug, daß ich dein Herz verliere,
Sondern wie verlier' ich's, Falsche, wie?
Gibst du dich nicht einem wilden Thiere?
Denn was ist der sonst, der seine Knie
Mit Geschenken vor dir biegt,
Und, mit Brunst im Auge, Liebe lügt?

Geh' denn! hole Amarantens Lieder,
Die er oft um Mitternacht ersann;
Geh und gib ihm seine Briefe wieder;
Der sie schrieb, war ein bethörter Mann;
Und ein jeder Tropfen, der hernieder
Auf das Lob von einer Falschen rann,
Brenne nun in schlummerloser Nacht
In dem Auge, das der Treue lacht!

O! ihr Küsse! die sie meinen Wangen
In der Rebenlaube aufgedrückt,
Werdet so viel Bisse falscher Schlangen!
Wenn sie in dem Garten Veilchen pflückt!
O! du Druck der Hand! womit vergangen
Sie mich noch zum letzten mal berückt,
Presse doch ihr schwurvergeßnes Herz,
Wenn die Reu' erwacht, mit Folter-Schmerz!

Und ihr Tropfen Schweiß, die mir entfielen,
Wenn ich zu ihr eilt' in fremder Tracht,
Drohende Gefahren mir zu Spielen,
Nacht zum Tage, und den Tag zur Nacht,
Oder in dem hohen Schnee zu wühlen,
Zum Vergnügen, (ach! für wen?) gemacht:
O ihr Tropfen! badet feuerheiß
Ihre Stirn' dereinst im Todesschweiß!

Schrecklich macht sie dieser Lieb' ein Ende,
Welcher keine gleich an Freude war,
Aber auch, von einer Sonnenwende
Bis zur andern gleich an Untreu' war.
Doch, was ist das? Himmel! ich verschwende
Diese Thränen, Nante! noch sogar?
Strafe dich der Himmel nicht dafür!
Ja! dein eigen Herz vergebe dir!

## An Nantchen.

### Warnung vor ihren neuen Liebhaber.

Ach! gelassen, nicht mit Grimme,
Bitt' ich dich noch einmal um Gehör;
Oder kennst du meine Stimme,
Die dir sonst bezaubernd klang, nicht mehr?
Fürchtest du, der Schwermuth Klagen
Möchten dir am Herzen nagen?
Fürchte nichts! ich liebe dich zu sehr!

Kannst du jetzt dich noch besinnen,
Armes Mädchen, so besinne dich!
Glaube, meine Thränen rinnen
Mehr um deine Blindheit, als für mich.
Sei aus meinem Arm entronnen,
Stürze nur nicht unbesonnen
Ohn' Erretten in den Abgrund dich!

Welcher Trank hat deine Sinnen,
Deine Sklaven, wider dich empört?
Gibt es jetzt noch Zauberinnen,
Wie Ovid und Ariost sie lehrt?
Gab auch die Natur dem Weibe
Schwächern Geist, bei schönerm Leibe,
Dennoch ward so schwach er nicht genährt.

Zwar die Liebe trotzt Barbaren
Thränen für den Kuß der Hirtin ab,
Lehret den Verschwender sparen,
Oeffnet Geizigen des Goldes Grab;
Bricht, wie Glas, durch zarte Hände
Stäb' und Riegel; hohe Wände
Springt die Feigheit selbst durch sie herab.

Laß sie mit den Thoren scherzen,
Mit zwei edlen Seelen scherzt sie nicht!
Durch die Sympathie der Herzen
Lockt sie hier, und dort mit dem Gesicht.
Was den stillen Hirsch empöret,
Selbst was Täubchen girren lehret,
Das verdient den Namen Liebe nicht.

Nicht des Plato Schwärmereien,
Nicht Petrarchens süße Traurigkeit,
Nicht la Farre's Tändeleien,
Nicht der Wollust sei mein Herz geweiht.
Aber etwas von dem Allen
Mög' in meinem Blute wallen,
Wo die Tugend Ebb' und Flut gebeut.

Diese Mischung tränkt mit Freuden,
Die von Tausenden nur Einer kennt.
Aber hatte nicht uns beiden
Dieß Geheimniß die Natur gegönnt?
Wird — wie soll ich wohl ihn nennen? —
Wird auch der es jemals kennen,
Welchem jetzt dein Fuß entgegen rennt?

Wird sein Herz wie Wachs zerfließen?
Wenn er ja noch deine Liebe liest!
Wird sein Geist den Kuß versüßen,
Den sein Mund von deinem Munde küßt?
Wird vor deinen Melodien
Wohl sein Eigensinn entfliehen,
Wenn der Ekel seine Freuden frißt?

Wird er mit des Witzes Kerze
Je die Nacht auf deiner Stirn zerstreun?
Wird er deinem stummen Schmerze
Seine trostberedte Zunge leihn?
Wird er weinend auf dich blicken,
Seufzend dir die Hände drücken,
Wenn Clarissen Ungeheuer dräun?

Noch bei grauem Sternenhimmel
Wird er weg von deiner Seite fliehn,
In dem Hund- und Roßgetümmel
Froh und wild hinaus zum Morden ziehn,
Und bedeckt von Blut und Staube
Wird er stehn bei seinem Raube,
Ohn' um deinen Kuß sich zu bemühn!

Aberwitz des Lahmen Boten *)
Oeffnet ihm der Weisheit goldnes Thor,
Lieblicher als Hillers Noten
Dünket Caro's**) Bellen seinem Ohr;
Eine Volte seines Braunen
Hebt zu himmlischerm Erstaunen
Als der Flug von Klopstock ihn empor.

Wenn aus ahnenreichen Bauren
Sein Burgunder frechen Unsinn schreit,
O! wie wirst du heimlich trauren,
Wenn man so dein heilig Ohr entweiht;
Daß dein Blut heraufgegangen
Aus den Zehen in die Wangen,
Wie dein Auge jeden Anblick scheut.

Reize, die ich dann noch fände,
Wenn sie schon ein Raub der Jahre sind,
Nehmen schnell bei ihm ein Ende,
Denn sein Aug' ist für die Seele blind.
Willst du weinen? willst du zürnen?
Wenn ihn eine deiner Dirnen
Mit der Herrschaft über dich gewinnt?

Wagt' ich je den Stolz, zu sagen:
Ich verdiente dich, der Mädchen Preis?
Das Vergangne will ich tragen;
Kannst du mich nicht lieben? Nun, so sei's!
Ich will selbst zuerst dich preisen,
Schenke nur dich einem Weisen,
Der dich, so wie ich, zu schätzen weiß.

## Als der Kummer über Nantchen's Wankelmuth ihm eine Krankheit zuzog.

Ganze Tage, ganze Nächte
Sitz' ich hier, auf meine Rechte
Dieses kummerschwere Haupt gestützt;
Sitze weinend, und betrübe
Meinen Geist, daß deine Liebe
Nun ein And'rer, falsches Herz! besitzt.

Thöricht such' ich da nach Gründen,
Wo die Hoffnung, Grund zu finden,
Wie so kühn sie immer sei, verzagt.
Kann ich mir begreiflich machen,
Was die Seele nie im Wachen,
Selbst im Traum zu denken nicht gewagt?

Sage mir, daß Vaterbitten,
Mutterthränen dich bestritten,
Daß dein Kummer deinen Muth verzehrt,
Daß sie unter Thränengüssen
Dir die Hand nur weggerissen,
Aber daß dein Herz noch mir gehört.

Sage das! ich will es glauben,
Will mir das Bewußtsein rauben,
Daß ich selbst den falschen Balsam gab;
Denn bei so viel tausend Schwüren,
Ungetreue! dich verlieren,
O! das foltert langsam mich in's Grab.

Oder kannst du jene Scenen,
Jenes Schmachten, dieses Sehnen,
Jene Seligkeit und diese Pein,
Kannst du die mit deinem Bilde
Tilgen in mir? Sei so milde!
Meine letzte Bitte soll es sein.

*) Ein politisches Blatt, sonst der hinkende Staatsbote genannt, das in der Gegend häufig von den Landedelleuten gelesen wurde.

**) Name eines Jagdhundes.

Kannst du das nicht, Ungetreue!
Nun wohlan! sieh her und freue
Deines Werkes, meiner Qualen dich!
Wen ein schleichend Gift verzehret,
Stirbt entsetzlich, doch verheeret
Nicht entsetzlicher der Kummer mich?

Glaube nicht, daß vor dem Grabe
Je dieß Herz gezittert habe;
Ohne Klopfen geht es noch dahin!
Gern verzeiht es deine Tücke,
Ließ' es dich nur nicht zurücke,
Und zurück — als eine Mörderin!

### Als er seinem Tode entgegen sah.

Meine Thränen sind geweint!
Meine Seufzer sind verflogen!
Ruhig bin ich, keinem feind,
Selbst nicht der, die mich betrogen.
Zwar wie liegt die Müdigkeit
Schwer auf meinem ganzen Wesen!
Aber nur noch kurze Zeit,
Kranker! und du bist genesen!

O! dem Ekel sei es Dank,
Daß er gern den Gram begleitet,
Daß er gütig Speis' und Trank
Mir mit Wermuth zubereitet;
Denn in jedem Bissen Brod
Und in jedem Tropfen Weine
Nähm' und tränk' ich spätern Tod
In die schmachtenden Gebeine.

Ha! zum allerersten Mal
Seh' ich mich vergnügt im Spiegel;
Welch ein dürres weißes Thal
Sind jetzt diese Rosenhügel
Meiner Wangen? wie so klein,
Wie so düster diese Sonnen?
Suada, Scherz und Schmeicheleien
Sind von meinem Mund entronnen.

Nur noch wenig, wenig Fluth
Treibt des Herzens träge Mühle;
Bald, ihr müden Füße, ruht,
Ruht euch aus am nahen Ziele!
Ach! Gehirn! dein Feuer macht
Meines Lebens Abend schwüle.
Aber sieh! da kommt die Nacht!
Diese bringet mich in's Kühle.

Todesnacht! sollt' ich in dir,
Ungewiß, wie lange, schlafen?
O! wie könnte schon mich hier
Die Natur wohl härter strafen?
Schlafen oder nicht mehr sein,
Das ist Eins, eh' er's erfähret;
Ruhe werde dem Gebein'
Und Gefühl dem Geist gewähret.

Wieder wachen wirst du, Geist!
Zwar wie liegt die trockne Hülle,
Die der Schmetterling zerreißt,
Gleich als schlief' er noch, so stille?
Aber sieh! dort fliegt er schon
Auf die blaue Veilchen-Aue,
Sauget Honig aus dem Mohn,
Oder trinkt vom Rosenthaue.

Doch, o Seele! sei auch wach:
Wirst du diese Welt nicht missen?
Wirst du noch von Nantchen (ach!
Dort gewiß mein Nantchen) wissen?
Wirst du, oder wirst du nicht? —
Nicht? — Entsetzen! Tod! Erbarmen
Schone! sieh! mein Herz zerbricht!
Mörder! fort aus meinen Armen!

Ahnung? Traum? was ist es? wie?
Bleibt mein Nantchen in mir leben?
Bleib' ich hier? und werd' ich sie
Wie die dichte Luft umgeben?
Wann die Reu' in ihr erwacht,
Werd' ich Tröster sein, nicht Rächer?
Werd' ich? — Leben! gute Nacht!
Gib mir, Tod! den Schlummerbecher!

### Zur Versöhnung.

Brause nicht mit deinen Flüchen länger
In des abgehärmten Mädchens Ohr;
Oeffne du nicht selbst, geliebter Sänger,
Ihr das Todesthor.

Denn vielleicht, nur eben durchgegangen,
Würd' es schon vor deinen Blicken klar,
Und du sähst zu späte, statt der Schlangen,
Lilien um mein Haar.

Steh' und poche dann! Wird er dich hören?
Lieg' und bettle deine Kniee wund:
Werd' ich darum jemals wiederkehren
Aus des Todes Schlund?

Mit Gewalt — ich kenne deine Hitze!
Sprengst du, mich zu suchen, wohl das Thor;
Aber ach! du dringst zu meinem Sitze
Mit Gewalt nicht vor.

In dem Lande, wo man nur die Treue
Und den Frieden, ihren Bruder, kennt,
Weiß man nicht, was dieser Erdball Reue
Oder Thränen nennt.

Hier, nur hier, ist's möglich, deinen Jammer
Umzuschaffen in der Liebe Ruh';
Führe denn, o Liebe! meiner Kammer
Heut' ihn wieder zu!

### Antwort.

Noch immer dreht sich unter mir die Erde,
Noch lehn ich mit der Stirn' mich an die Wand;
Es ist zu viel, daß ich so glücklich werde,
Ich, der am Grabe stand.

So glücklich! und doch fang' ich an zu weinen?
So glücklich! und doch werd' ich so betrübt?
O Gott im Himmel! Nantchen hätte keinen,
Als mich allein geliebt?

Ha! jeder Bube mag mich jetzt verfluchen,
Und stumm will ich, versenkt in meinen Gram,
Ein Plätzchen nur zu meinen Füßen suchen,
Für meiner Augen Scham!

Um gegen die sie morgen aufzuschlagen,
Aus deren Arm muthwillig du entronnst,
Die morgen wird so sanft und zärtlich fragen:
„Liebst du mich noch wie sonst?"

O weh mir! Immer tiefer wird die Wunde!
Denn Jahre lang ertrug' ich ihren Zorn;
Doch ihre Güte — ach! schon eine Stunde
Zermalmt mein Herz wie Korn.

Hier bin ich, liebes Mädchen! ein Gerippe,
Wie deine Hand mich aus dem Grabe zieht.
Doch einen Kuß auf die verblaßte Lippe,
Und dein Verwelkter blüht!

## Elegien.

### Auf Bürger's Tod, 1796.

Kaum vermocht' ich vor ihm mein schwimmendes Auge zu bergen,
Als ich, Jahre getrennt, endlich ihn wieder umfing!
Feuer im Auge, wohin? — Zu todter Asche verglommen!
Und du Stimme voll Klang? Tief in den Busen versenkt!

Thränen erpreßt mir der Sohn, den Kummer und Liebe
Mit einander gezeugt, zärtlich die Muse gestillt.
Als auch diese zuletzt, gleich einer alternden Amme,
Immer launichter ward, winkte der freundliche Tod.
Und ich traure nicht mehr, obgleich ich ihn scheiden gesehen,
Kehrt er gleich nimmer zurück, dieser mein ältester Freund.
Endlich hätte vielleicht mein lange vergebliches Streben
Ihn mit dem Boden vereint, dem er so lieblich entsproß.
Blüthen trieb er auf ihm, doch seine goldenen Früchte,
Wie sie der Himmel Petrarchs selten zu reifen vermag,
Trug er, — unglückliche Wahl! am fremden Ufer der Leine,
Aber ein zeitiger Herbst welkte die Blätter zu früh.
Doch ich traure nicht mehr, denn selbst an's Ufer der Spree,
Oder und Saale verpflanzt, hätt' er nicht länger gegrünt.
Vormals konnt' ich ja bloß mit meinen Thränen ihn netzen,
Jetzt kam aber zu spät freundliche Sorge für ihn*).
Nein! ich traure nicht mehr. Er windet aus bleiernem Schlafe
Nicht am Morgen sich noch mühevoll dehnend empor,
Ungewissen Erfolg im Auge des Arztes zu lesen,
Das an der Grenze der Kunst trübe zur Erde sich senkt.
Ihm verwandelt nicht mehr Bocazes betrogener Eh'mann,
Den ein Fremder belacht, plötzlich in Galle den Wein.
Und nun ruhet der Streit des Geistes, der immer nach Thaten,
Und des Körpers, der stets sich nach der Ruhe gesehnt.

So, so sank er dahin im schönsten männlichen Alter,
Den ich schon herzlich geliebt, als er dem Rehe noch glich,
Als sein kräftiger Arm den Federball über die Spitze
Jenes Denkmals trieb, das sich einst Franke gebaut**).
Warum kehrtest du nicht zurück zur wartenden Heimath?
Hofftest du leichtere Bahn, irgendwo größeren Preis?
Du! am Ufer der Lein' ein Fremdling! Hätte die Spree
Dem Verdienste vielleicht engere Schranken gesetzt?
Ach! dort ließest du dich mit Schnüren binden von Amorn,
Zwar aus Myrthen geknüpft, aber so haltbar wie Hanf.
Dennoch verziehen wir leicht dem ausgewanderten Freunde,
Denn der Gebundene war froher als nimmer zuvor.
Wie zufrieden er saß bei seinem ländlichen Mahle!
Denn mit eigener Hand hatt' er die Bohnen gelegt,
Selbst gebrochen das Obst, und selbst gewölbet die Laube,
Die dem brennenden Strahl Gattin und Freunde verbarg.
Wie so ruhig er schlief in seiner reinlichen Hütte!
Denn er hatte des Amts treulich am Tage gewahrt.
Konnt' er wohl glücklicher sein? Ein Landmann, Weiser und Dichter,
Einig mit Andern und sich: Konnt' er wohl glücklicher sein?

Jüngling! hüte dein Herz! Ach! dünke gegen die Schönheit
Nie dich weise genug, nimmer dich stärker als sie.
Lob verdienet die Flucht und Tadel der mißliche Zweikampf,
Der des biedersten Mannes Herzen den Untergang droht.
Hast der Kräfte du mehr als Bürger? Möchtest du wissen,
Welchen gewaltigen Kampf Jahre lang dieser bestand!
Doch, wenn nicht der Tod, so sieget am Ende die Liebe,
Wenn man sich ihrer Gewalt kecklich zu trotzen vermißt.
Sei es dem noch vergönnt, der, gleich dem germanischen Spieler,***
Seine Freiheit sogar setzet aufs trügliche Spiel.
Aber die hatte bereits der zärtliche Sänger verloren,
Und so ward es ein Kampf, Himmel! auf Leben und Tod!

Einem Stummen gleich saß er bei'm ländlichen Mahle,
Denn er hatte nicht mehr selber die Bohnen gelegt.
Jede Stunde der Nacht vernahm er das Krähen der Hähne,
Denn der vergangene Tag füllte mit Träumen die Nacht.
Gab um einen Preis, der ihm selbst Thränen erpreßte,
Gleich die verlorene Ruh Hymen ihm wieder zurück,
O so gab er doch nicht, (wie konnt' er?) den Frohsinn ihm wieder,
Dem, ein schweres Gewicht leichter zu fühlen, genügt.
Dennoch hätte vielleicht die zweite Pflegerin lange
Frei von Falten die Stirn ihm zu erhalten gewußt;
Sie, die ein hohes Lied selbst fremder Barden verdiente,
Tausendfach mehr noch seins, das ihr Unsterblichkeit gab?
Sie, die Alles für ihn erduldet, Alles geopfert,
Seine Freude zu sein! — wurde, verscheidend, sein Schmerz.
Mitten im frohen Gewühl der Jünglinge schwankte sein Leben,
Wenn ein düsterer Gram Leben zu heißen verdient.
Siehe! da bringet ein holdes Geschöpf, die Thräne des Mitleids
In dem Auge voll Geist, Lieder im rosigen Mund,
Ihm aus Schwaben ihr Herz, zufrieden, fände der Wittwer
Nur zur Hälfte darin seines Verlustes Ersatz.
Was bedurft' es denn mehr, die Seele des Dichters zu wecken,
Der, so dürftig er war, höher dieß schätzte als Gold?
Ach! es spornte so lange des Eremiten Entschlüsse,
Bis der gefährliche Sprung nicht mehr ein Wagestück schien,
Bis er, taumelnd, vergaß, ob eingefallene Wangen,
Und ein Auge, das kaum Sternengeflimmer noch glich,
Lange der Schwärmerin wohl auch da zu gefallen vermöchten,
Wo der Adonen ein Heer Augen und Ohren bestürmt.
Nein! ich traure nicht mehr. Er wandelt im Lande der Ruhe,
Frei von dem feurigen Blut, welches sein Treiber hier war.
Ein zu zärtliches Herz — was werfet, ihr kälteren Tadler,
Sonst dem Sänger noch vor, kanntet ihr anders sein Herz?
Aber ihr kennt vielleicht nur seiner Leier Gesänge?
Also — dieß schwöret sein Freund! — grade sein kleinstes Verdienst.

---

## Marcus Herz,

gestorben den 20sten Januar 1803.

Tausenden, (und auch mir!) hat er das Leben verlängert,
Nur das seinige hat leider! sein Eifer verkürzt.
Und doch hätt' er so gern sich länger des Lebens gefreuet;
Aber federleicht wog es ihm gegen die Pflicht.
Lauschend mit spähendem Blick, erforscht' an der dunkelen Werkstatt
Der Natur sein Geist ihre verheimlichte Kraft.
Hofft' er, irgend den Kreis des menschlichen Wissens und Wohlseins
Noch erweitert zu sehn, um eine Linie nur:
Wie erheiterte sich sein Auge! Wie freut' er der Nachwelt
Glückes sich im voraus, gleich als genöß er es selbst.

Eine Gattin war sein, mit immer noch blühenden Reitzen,
Hatte der Lenze sie gleich zwanzig schon mit ihm verlebt.
Doch es konnt' ihr Reitz im ersten Frühlinge schwinden,
Klein war dieser Verlust, blieb ihr der schönere Geist,
Blieb der zarte Scherz nur immer in ihrem Gefolge,
Und lebendig der Wunsch, heiter den Gatten zu sehn,
Und der bescheidene Sinn, der alle Tugenden hebet,
Wie der Puder den Grund einer Aurikel verschönt.
Welch ein liebender Kreis von weisen Freunden umgab ihn!
Jeder schätzte den Arzt, Denker und Spötter in ihm!
Aber alle noch mehr den Mann, deß Leben ein Einklang
Süßerer Töne war, als sie die Stoan noch gab.
Gleich den Weisen Athens liebt' er die fröhlichen Zirkel
Seine Sorgen allein blieben im Herzen versteckt;
Alles opfert' er sonst auf dem Altare der Freundschaft,
Seinen Witz und Wein, seine Erfahrungen gern.

---

*) Der Verfasser hatte sich für Bürger verwendet, ihn als besoldeten Professor in Halle anzustellen, und große Hoffnung, dieß bei der ersten Vacanz erfüllt zu sehen, als Bürger starb.

**) Das Pädagogium zu Halle, auf dem Bürger und der Verfasser zu gleicher Zeit erzogen wurden.

***) Tacitus, von den Sitten Germaniens, im 23. Cap.

Von den Pfeilen, geschnellt von fremden Bogen, ging keiner
Je verloren für ihn; wie er behende sie fing!
Und wie schickt' er sie oft, bei lächelndem Munde, mit Rosen
Ihre Spitzen bedeckt, hurtig dem Schützen zurück!

Und so glich sein Lebensgenuß den schlängelnden Gängen
Eines englischen Parks, ja! noch verdoppelt sogar!

Denn die Armuth hatt' am kalten eisernen Arme
Ihn in früherer Zeit rauhere Pfade geführt.
Ach! drum hätt' er so gern sich länger des Lebens gefreut,
Aber federleicht wog es ihm gegen die Pflicht,
Und so verließ er uns früh! Ihn tadeln möchte die Freundschaft,
Nur die Bewunderung hält jeglichen Tadel zurück.

## Christian Gottlieb August Goede

ward am 20. Februar 1774 zu Dresden geboren, studirte die Rechte zu Leipzig und lebte dann von 1802 bis 1805 als Begleiter des Legationsrathes von Blümner in England. Nach seiner Rückkehr ward er zuerst außerordentlicher Professor an der Universität zu Jena. 1807 aber ordentlicher Professor der Rechte zu Göttingen, wo er am 2. Juli 1812 starb.

Von ihm erschien:

England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise von 1802 und 1803. Dresden 1804—1805; 5 Thle. N. A. 1807.

Das so eben angeführte Werk, das einzige das der Verfasser uns hinterlassen, gehört noch immer zu den besten dieser Art, die wir in deutscher Sprache besitzen. — Gründlichkeit, feiner Geschmack, würdiger Ernst, ein treffender Blick, Anmuth und Würde der Darstellung und eine edle und gebildete Sprache vereinigen sich, um ihm den hohen Werth, dessen es sich erfreut, zu verleihn.

## Karl Göppinger,

als Dichter Karl Geib genannt, ward 1781 in Halberstadt geboren, trat in preußische Militärdienste, rückte bis zum Oberstlieutenant auf und nahm dann seinen Abschied, den er sehr ehrenvoll mit einer Pension erhielt. Er privatisirte darauf, anfänglich am Rhein, später in Weißenfels.

Seine Schriften sind:

Handbuch der griechischen und römischen Mythologie. Erlangen 1832.
Die Volkssagen des Rheinlandes, in Romanzen und Balladen. 1s. Bdchen. Heidelberg 1823.
Aubriet, politische und militärische Lebensgeschichte des Fürsten Eugen, Vicekönig von Italien; deutsch von K. G., Speier 1826.
Neue Biographie der Zeitgenossen. Heidelberg 1821—1823. 3 Bde.
Des P. Ovidius Naso Festkalender. Erlangen 1828.
Barthelemy's Waterloo. Frankfurt 1830.
Malerische Reise an der Mosel von Coblenz nach Trier. Nebst der Mosella des Ausonius, übersetzt von K. G. Heidelberg. O. J. Quer Folio.

G. hat sich als Dichter, vorzüglich durch eine glückliche, ihrem Geiste angemessene poetische Behandlung der rheinischen Sagen, einen geschätzten Namen erworben. Seine übrigen Schriften beurkunden den durch ein bewegtes Leben gebildeten Mann von gründlichen Kenntnissen und feinem Geschmack.

### Die Jungfrau vom Lurley.*)

Wie Flötenklang im Abendgold
Durch Auen und den Hain,
Tönt eine Stimme wunderhold
Von Lurley's Fels am Rhein.

Oft, wenn die Sonn' aus Osten wallt,
Wenn Mond beglänzt die Höh'n,
Läßt sich in lieblicher Gestalt
Dort eine Jungfrau seh'n.

Doch wer vom Wasser oder Land
Zur Jungfrau hebt den Blick,
Dem plötzlich sie wie Duft entschwand,
Läßt Wehmuth ihm zurück.

Auch horcht ihr Mancher auf dem Schiff,
Lenkt er den Strom hinab,
Wie träumend — stößt an's Felsenriff,
Und sinkt in's feuchte Grab.

Nur einem jungen Fischerpaar,
Das bey des Abends Glüh'n
Im Tagwerk noch geschäftig war,
Die holde Maid erschien.

Und vor die Scheuen trat mit Gruß
Sie leicht und mit Gesang,
Zeigt' ihnen dann im schnellen Fluß
Den allerreichsten Fang.

Bald hat in Thälern und auf Höh'n
Das Land die Sag' erfüllt,
Wie jene Fischer dort geseh'n
Das göttlich schöne Bild.

Es herrscht' ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Hatt' einen edlen Sohn,
Der folgt' so gern durch Flur und Hain
Dem Wild beym Hörnerton.

Sein Lager hielt der junge Graf
In Freud' und Glanz allhier,
Wo manchen Hirsch sein Bogen traf
Im waldigen Revier.

Doch als auch ihm die Sag' erscholl,
Wie dort zum Strande kam
Das Kind der Felsen, ach! da schwoll
Sein Herz von Lust und Gram.

Und wie, umstrahlt von Silberlicht,
Die Fee'n im Morgenland,
So hold in manchem Nachtgesicht
Die Jungfrau vor ihm stand.

Ihn läßt die Sehnsucht nimmer ruh'n,
Er bietet Sassen auf:
Stromabwärts eilt gen Wesel nun
Der muth'gen Rosse Lauf.

*) Aus Karl Göppinger's Volkssagen des Rheinlandes, in Romanzen und Balladen. 1r. Bd. Heidelberg 1823.

Und dort besteigt er einen Kahn,
Und fährt dem Lurley zu:
Schon sinkt auf Berg und Wiesenplan
Die Nacht in stiller Ruh'.

Die goldnen Sterne leuchten hell:
„Ach! seht die Zauberin!
(So rufen ihm die Rudrer schnell;)
Doch fahren wir nicht hin!"

Da sieht der Jüngling die Gestalt;
Sie sitzt am Felsenhang
Im Schneegewand und jetzo schallt
Ihr himmlischer Gesang.

Dann lächelnd geht sie weiter vor,
Und flicht im Sternenglanz
Von Wasserblumen, Bins' und Rohr
Sich einen Lockenkranz.

„Ach, Herr! Wie lieblich (ruft die Schaar)
Ist diese Zauberin!
Welch Angesicht! welch goldnes Haar!
Doch fahrt, o fahrt nicht hin!"

Allein, wie Sturm die Wolke, drängt
Die süße Qual ihn fort,
Und er gebeut: „Ihr Schiffer, lenkt
Den Kahn zu jenem Ort!"

Schon will man sich dem Strande nah'n,
Wo jene freundlich winkt,
Als schnell der Graf, um sie zu fah'n,
Aus seinem Nachen springt.

Doch er erreicht das Ufer nicht,
Sinkt in den Strom hinab,
Der grollend sich am Felsen bricht —
Ihn deckt der Fluthen Grab.

Und bang, in rascher Eile, fährt
Der Knechte Schaar zurück,
Und meldet, als sie heimgekehrt,
Des Jünglings Mißgeschick.

Der Pfalzgraf hört's: o Trauerton!
Wie beugt der wilde Schmerz
Um den entriss'nen lieben Sohn
Das väterliche Herz!

An seine Reisigen voll Grimm
Erläßt er das Gebot:
„Auf! Bringet mir das Ungethüm
Lebendig oder todt!" —

„Herr! (spricht der Hauptmann) Euer Wort
In Ehren! Doch wär's gut,
Zu stürzen gleich die Hexe dort
Hinunter in die Fluth;

Sonst macht sie Euch der böse Feind
Aus Kett' und Banden frey." —
„Wohl! (sagt der Pfalzgraf) wohl, mein Freund!"
Ab zieht die Reiterey.

Die Sterne schwinden, bald erhellt
Der junge Morgenstrahl,
Der von der Berge Zinnen fällt,
Rings Auen, Strom und Thal.

Es fährt mit seinem Waffentroß
Der Ritter über'n Rhein,
Und Alle schließen schnell zu Roß
Den Lurleyfelsen ein.

Mit drey'n der Wackersten ersteigt
Der Hauptmann jetzt die Höh'n,
Als oben sich die Junfrau zeigt,
Und ihre Locken weh'n:

Von Bernstein hält sie eine Schnur
In lilienweißer Hand:
„Wen sucht Ihr, Leute jener Flur,
An dieser steilen Wand?" —

Nur Dich! (versetzt der Führer) Halt!
Gefangen bist Du nun;
Drum sollst Du, Zauberin, alsbald
Den Sprung in's Wasser thun."

Sie lacht. „Das Wasser hole mich!"
Und wirft im leichten Gang
Die Schnur hinab, und schauerlich
Tönt ihrer Stimme Klang:

„Die weißen Rosse schicke mir,
O Vater, Deinem Kind,
Auf daß ich reite fort von hier
Mit Wogenlauf und Wind!"

Da braus't ein Sturm mit Regenguß,
Die Brandung schäumt empor:
Zwei Wellen wandeln aus dem Fluß,
Gleich Rossen, hoch hervor.

Hinan den Felsen steigen sie,
Und tragen blitzesschnell
Die Jungfrau in den Strom — und sieh'!
Umher ist's wieder hell. —

Dem Wunder staunt der Männer Schaar
Mit Beben, und erkennt,
Daß jene von den Geistern war,
Die man Undinen nennt.

Und als zu ihrem Herrn zurück
Sie mit der Kunde floh'n,
Da fand sich auch — o welch ein Glück! —
Der todtgewähnte Sohn.

Gehoben hatt' ihn dort hinan
Mit halb betäubtem Sinn
Das Wellenspiel, und trug ihn dann
Sanft an das Ufer hin. —

Nicht mehr ließ sich die Jungfrau seh'n;
Nur aus der Felsenkluft
Sie neckend noch, wenn Schiffe geh'n,
Der Segler Stimme ruft.

---

## Die beiden Brüder.

Auf seiner Felsenburg am Rhein
Ruht endlich von des Lebens Mühen
Der Ritter Hans vom Liebenstein;
Oft sah man ihn zu Fehden ziehen:
Für Kaiser, Recht, und Vaterheerd
Trug er allein das tapfre Schwert.

Sein Weib verschied vor langer Zeit,
Doch ließ sie ihm zwei edle Kronen,
Zwei Söhne, die, voll Biederkeit
Und Muth, wie er, den Schmerz belohnen;
Man nennt ringsum, wo Thaten blühn,
Die Namen Richard, Balduin.

Mehr ernsthaft scheint der Erste nur;
In sich versunken weilt er gerne
Im stillen Thal auf heim'scher Flur;
Der Zweyte strebet nach der Ferne;
Zwar offen ist sein Herz und gut,
Jedoch zu leicht sein rasches Blut.

Da war auch eine schöne Maid
Zum Schlosse Liebenstein gekommen;
Es hat die junge Adelheid
Der greise Burgherr aufgenommen
Als Freund von ihrem Aelternpaar,
Das ihr zu früh' entrissen war.

Das Fräulein ist an Gütern reich,
Doch mehr an weiblich-holder Sitte,
Ihr Herz voll Tugend mild und weich,
Und wie wir in der Blumen Mitte
Die zarte Mayenrose schau'n,
So blüht sie unter andern Frau'n.

Der Vater denkt: „die Zeit vergeht,
Gereift zu Männern sind die Söhne!“
Darum in ihm der Wunsch entsteht:
„Wählt' einen doch die edle Schöne
Zum Gatten!“ Nichts belehret ihn,
Daß Beyde für die Jungfrau glüh'n.

So ist es. Aber Richard meint,
Daß, wenn sie ihm auch Huld erzeiget,
Sich Adelheid doch, wie es scheint,
Mehr zu dem jüngern Bruder neiget:
Der edle Mann bezwingt sein Herz,
Obwohl durchbohrt von Gluth und Schmerz.

Er geht — was auch sein Inn'res litt —
Zu bitten, daß sie sich erkläret
Für Balduin: welch herber Schritt!
Ach! sein Verlangen ist gewähret;
Er sieht ihr Glück ohn' allen Neid,
Doch stärker wachsen Lieb' und Leid.

Den Bund mit Freudenthränen weih'n
Sieht man, als Beyde sich verloben,
Den alten Herrn vom Liebenstein;
Doch ihre Trauung ist verschoben
Auf Monde, bis ein Waffenfreund,
Der ferne weilt, am Fest erscheint.

Nur Richard zieht mit düsterm Sinn,
Verhehlend das, was in ihm wohnet,
Nach Rense's Höh'n zum Fürsten hin,
Der herrlich dort auf Felsen thronet,
Und gern in sein Gefolg ihn nahm;
Doch bleibt auch hier der stille Gram.

Da kommt Sanct Bernhard in das Land,
Und hebt empor des Kreuzes Zeichen:
„Auf! (ruft er) von dem heil'gen Strand,
Entweih'nde Horden zu verscheuchen!“
Sein Feuerblick, sein kräftig Wort
Reißt Alles wie im Taumel fort.

Und an des Rheins Gestad' einher
Tönt schon der Kriegsdrommete Schallen;
Zu Roß und Fuß, mit Schwert und Speer,
Sieht man die Schaar zum Jordan wallen:
Auch Balduins entflammter Muth
Ist schnell gefaßt von dieser Gluth.

Der Alte hört es, und die Braut,
Und Schmerz ergreift die junge Schöne:
Vor dem Geliebten ohne Laut
Steht sie, und birgt die heiße Thräne,
Die floß vom holden Angesicht;
Jedoch der edle Vater spricht:

„O Sohn, es wird das heil'ge Grab
Genug der braven Streiter finden:
Du weile, meines Alters Stab,
Bey Deinem Weib in diesen Gründen!
Auch hier kann droh'n der Feinde Schwarm
Und Schutz verleih'n ein tapfrer Arm.“ —

Drauf Balduin: „Ach! Widersteh'n
Kann nichts dem Drang, der mich beseelet:
Wenn neu wir uns, Geliebte! seh'n,
Dann bin ich würdig Dir vermählet;
Kehrt, Vater! je Dein Sohn zurück,
So sey's mit Ehre, Ruhm und Glück.“ —

Schon eilet weg sein rascher Flug,
Ihm folgt die Schaar von wackern Mannen;
Gewappnet geht der Ritter Zug
Mit ihrem Fähnlein schnell von dannen
Zu Kaiser Konrad's Heer am Mayn,
Dann fort gen Süd' in stolzen Reih'n.

Auch Richard will sich ihrer Zahl
Gesellen; schon ist er gerüstet,
Im Kampf zu tilgen seine Qual:
Doch als er hört, wie's auch gelüstet
Den Bruder, wendet er sein Roß,
Und zieht auf's väterliche Schloß.

Er findet Balduin nicht mehr,
Und Pflicht gebeut ihm, hier zu bleiben;
Zwar kann den Dämon nichts, wie sehr
Er kämpft, aus seinem Herzen treiben;
Doch duldet fest der bied're Mann,
Und sieht die Maid als Schwester an.

Mit Adelheid ist er bemüht
Zu hellen seines Vaters Trübe.
Ach! Sie bemerkt, was in ihm glüht,
Und seufzet; „Werth ist er der Liebe!“
Doch denkt sie, daß es sündhaft sey,
Und bleibet dem Entfernten treu.

Dem Alten blinket Trost im Weh
Um Balduin; er will vertrauen,
Und läßt die Burg auf naher Höh',
Genannt der Sternfels, ihm erbauen:
Da stirbt der Greis, und Thränen weiht
Sein Sohn ihm dort mit Adelheid.

Zwey Jahr' in's Meer der Zeiten fliehn,
Da schallt zum Berg, zum Thal hernieder:
„Es kehret Ritter Balduin
Aus Palästina's Auen wieder;
Doch führt er an des Rheines Strand
Ein schönes Weib aus Griechenland.“

Wie blutet der Verlobten Herz!
Ach! Fast erliegt sie diesem Dorne,
Und Richard weint zu ihrem Schmerz;
Doch glüht er bald von edlem Zorne:
Dem Knecht, der naht mit dem Bericht,
Wirft er den Handschuh hin, und spricht:

„Dies Fehdezeichen trag' ihm hin!
Er hat ein heil'ges Wort gebrochen:
Was er entweiht mit frechem Sinn,
Wird auch durch höh're Macht gerochen;
Den kenn' ich nicht als mein Geschlecht,
Der so verletzet Lieb' und Recht.“

Schon zog auf Sternfels jener ein,
Sie nah'n sich täglich mit den Sassen,
Wo auf den Feldern ihre Reih'n
Das Blut im Streite fließen lassen;
Und jetzt entbieten feyerlich
Zum Zweykampf beyde Brüder sich.

Im Waffenkreise stehn bereit
Die Ritter mit gezog'ner Wehre —
Da zwischen sie tritt Adelheid
Mit ihren Frau'n, bleich, ohne Zähre:
„Des Vaters, nun im Himmelreich,
Gedenket, und versöhnet Euch!

Dir, Balduin, mag Gott verzeih'n,
Dir, Richard, schenk' er heit'res Leben!
Mich werd' ich heil'gem Dienste weih'n,
Im Schleyer, fern von eitlem Streben.“
Sie spricht's. Gehorchend ihrem Blick
Zieht jeder mit der Schaar zurück.

Auf Liebenstein herrscht Oede nur,
Auf Sternfels Prunk bey frohen Tönen,
Wo mancher Fant hin ritt und fuhr,
Und huldigte der neuen Schönen;
Sie nimmt es an mit leichtem Sinn,
Wie eine schnöde Buhlerin.

Da höret plötzlich ihr Gemahl,
Daß untreu sie an ihm geworden;
Er eilt voll Wuth, mit blankem Stahl,
Sie und den Buhlen zu ermorden:
Vergebens! Beyde waren schon
In ein entferntes Land entflohn.

Er klagt dem Bruder seinen Schmerz,
Und fleht: „Vergib mir alle Fehle!“
Und Richard schließt ihn an sein Herz:
„O! (ruft er) bey des Vaters Seele,
Bey ihr, die fromm, durch sich belohnt,
In trüben Klostermauern wohnt: —

Uns, welchen Gram die Liebe gab,
Laß ehelos, o Bruder, bleiben!"
Sie schwören's an des Edlen Grab:
So weit des Lebens Wogen treiben,
Ist jeder nun, im Bund vereint,
Dem Andern Hülfe, Trost und Freund. —

Seht dort am rebumkränzten Rhein,
Im Tagesglanz, im Mondenschimmer,
Den Sternfels und den Liebenstein!
Es schauen die bemoosten Trümmer
Herab auf waldbegrüntes Land,
Und sind die Brüder noch genannt.

---

## Die Gräfin von Cleve.

Schön und hold vor allen Frau'n
Ist Beatrix anzuschau'n,
An des Stromes blüh'ndem Strand
Gräfin von dem Cleverland.

Mit des Kreuzes muth'gem Heer
Zog ihr Vater über's Meer;
Kund' erscholl, daß manche Noth
Er gefunden, Sieg und Tod.

Bald auch folgt die Mutter nach,
Weil ihr Herz in Kummer brach,
Und der Jungfrau letzter Stab
Deckt das kühle, dunkle Grab.

Auf dem Söller, trüb' und bang',
Saß die Holde tagelang,
Auf der Väter hohem Schloß,
Und die sanfte Thräne floß.

Oft, bey Sturm, bey Sonnenschein,
Blickt sie fern zum stolzen Rhein:
Segel auf den Fluthen nah'n,
Wandrer zieh'n hinab die Bahn.

Einst, als Sommerabend mild
Grüßt den Hain und das Gefild,
Weilt sie hier, doch Stille nur
Wohnt am Rhein und auf der Flur.

Einsam und verlassen denkt
Sich Beatrix, ach! und senkt
Nieder den bethauten Blick:
„Mutter, komm, o komm zurück!"

Als sie jetzt das Aug' erhebt
Zu dem Himmel — sieh! da schwebt
Her ein Schiff im raschen Lauf,
Spannend hoch die Segel auf.

Und sie sieht das Fahrzeug nah'n:
Auf dem Maste glänzt ein Schwan,
Unten hängt ein Ritterschild
Mit des Schwanes goldnem Bild.

An den Strand die Segler geh'n,
Und ein Ritter, stattlich-schön,
Fliegt herbey zu Rosse leicht;
Schüchtern sie vom Söller weicht.

Als am Schloß er fragend hält,
Ob der Herrin es gefällt,
Ein Gehör ihm zu verleih'n,
Pocht ihr Herz — man läßt ihn ein.

Und er spricht: „Ich heiß' Erlin
Von der Schwanenburg; zu zieh'n
In das Cleverland gebot
Mir der Graf; er ist nicht todt.

Ihm in Antiochia
Kämpft' ich, edle Gräfin! nah';
Aber des Gelübdes Band
Fesselt ihn an's heil'ge Land.

Darum auf der Heimath Fluß
Bring' ich Euch des Vaters Gruß." —
Ach! wie bebt in Freud' und Schmerz
Der erstaunten Jungfrau Herz!

Größer ist der Schmerz: nicht mehr
Kommt der theure Vater her!
Viel erzählen ihr jedoch
Muß von ihm der Fremde noch.

Auf des edlen Manns Gestalt
Ruht ihr Aug', der Busen wallt:
Daß der Liebe Funken schlich
In ihr Herz, verhehlt sie sich.

Als drey Tage sind entfloh'n,
Sagt er: „Trennung nahet schon;
Gräfin! Ob ich nun entweich'
Oder bleibe, steht bey Euch."

Jetzo reicht er ihr ein Blatt,
Das er von dem Grafen hat:
Ach! des Vaters Züge sind
Werth dem liebevollen Kind.

Und sie lies't: „Es soll Erlin,
Mein Genoss', nach Cleve ziehn;
Wird der Edle Dein Gemahl,
Freut mich Deines Herzens Wahl."

Und noch in derselben Stund'
Einet sich im schönsten Bund
Mit Erlin die junge Maid:
Glücklich schwindet ihre Zeit.

Auch entsproßt dem edlen Blut
Sind drey Söhne, brav und gut:
Dietrich, Gottfried, Konrad, weihn
Sich den Waffen, kühn und rein.

Als der Vater sie bewehrt,
Reicht dem Dietrich Schild und Schwert
Mit den Worten er: „Nach mir,
Sohn! gehört die Grafschaft Dir."

Gottfried hat sein Silberhorn,
Konrad aber Ring und Sporn;
Beyden er auch Land ertheilt,
Wo zum Rhein der Lahnfluß eilt.

Drauf, nach stiller Frühlingsnacht,
Als die Morgenröthe lacht:
Ist der Schwanenritter fort,
Niemand sah ihn geh'n von dort.

Zeilen doch läßt er zurück,
Und der Gattin Trauerblick
Lies't: „Mich ruft ein heil'ger Schwur
Neu in Palästina's Flur.

Dies dem Vater ich versprach;
Wack're Söhne lass' ich nach
Dir zum Trost; mein Herz erfüllt
Deine Liebe und Dein Bild!"—

Ach! vom Söller, trüb' und bang,
Schaut Beatrix tagelang,
Ob der Gatte wieder naht:
Oede bleiben Strom und Pfad.

Bald erstirbt des Lebens Licht,
Weil ihr Herz in Kummer bricht;
An der Mutter Seite ruht
Sie, beweint als mild und gut:

Doch das Schloß in jenem Land
Wird noch Schwanenburg genannt.
Golden strahlt, bey Sonn' und Sturm,
Noch der Schwan von Cleve's Thurm.

---

## Kaiser Friedrich und Gela.

Friedrich Barbarossa nennet
Jeder gern, den Biedermann,
Ihn, der Minnelieder tönte,
Welchen Ehr' und Sieg bekrönte,
Der getrotzt dem Priesterbann.

Zu der Laute sey gesungen,
Was von ihm die Kund' enthüllt,
Als er, noch in Jünglingsjahren,
Wonn' und Schmerzen einst erfahren
In der Wetterau Gefild.

Dorten haus't am Kinzigufer
Hohenstaufens edler Sohn,
Auf der Jagd die Flur durcheilend,
Gern auch still im Haine weilend
Bei der Nachtigallen Ton.

Doch was scheucht aus seinem Herzen
Bald die Ruh' und heitre Lust?
Eine Jungfrau, die vor allen
Reiz und Anmuth sanft umwallen,
Hauchet Lieb' ihm in die Brust.

Gela, seines Burgmanns Tochter,
Sieht er in dem Bogengang,
Und entglüht im heißen Triebe:
„Schönstes Fräulein, ach! ich liebe
Euch!" so rief er leis' und bang.

Doch erröthend, mit gesenktem
Auge, steht die junge Maid.
„Zürne (fleht der Ritter), zürne
Nicht dem Kühnen, edle Dirne,
Wenn er deine Hand entweiht!"

Und er läßt die Hand, und eilet
Fort; doch Gela meidet ihn
Seit dem Tag: in sich verschlossen,
Trübe, finster und verdrossen,
Schweift er durch die Wälder hin.

Langsam wandelt einst am Abend
Friedrich an des Haines Bucht;
Da erscheint im weißen Kleide
Sie, die Kräuter auf der Haide
Für die kranke Schwester sucht.

Grüßend sie mit Ehrfurcht, wallet
Er vorüber — ach! der Saum
Des Gewands berührt ihn: strebend,
Sich zu fassen, wankt er bebend
An den nächsten Eichenbaum.

Tief wird Gela's Herz gerühret,
Lieb' auch fühlt die Maid in sich:
Schüchtern sagt sie: „Ihr könnt finden
Morgen, wenn die Sterne schwinden,
In der Burgkapelle mich!" —

Früh' im feyerlichen Tempel,
Wo die heil'ge Stille wohnt,
Seh'n sich Beyd' im letzten Scheine,
Den, bestrahlend Flur und Haine,
Auf den Altar wirft der Mond.

Ihm zur Seite spricht die Holde:
„Höre, Friedrich, auf mein Wort:
Du bekanntest deine Triebe,
Ich gesteh' auch meine Liebe
Hier am gottgeweihten Ort.

Doch Dir kann ich nimmer werden
Gattin; über Leut' und Land
Wirst Du einst zum Herrn erwählet,
Und ein Weib sey Dir vermählet,
Aus der Fürsten hohem Stand!

Aber — fehl' ich, so vergebe
Die Erbarmungsreiche mir,
Deren Bild wir nahe stehen! —
Jeden Morgen kannst Du sehen
Mich in der Kapelle hier.

Aber ohne Zeugen nimmer
Darf ich anderswo Dich schau'n:
Rein sey unsre Lieb' im Leben!
So mit mir hinüberschweben
Soll sie einst in sel'ge Au'n." —

„Ha! für Dich (ruft der Entbrannte)
Laß ich fahren Ruhm und Glanz,
Werd' ein Pflüger dieser Erde,
Weid' als Hirt die kleine Heerde;
Denn mich lohnt der Liebe Kranz."

Aber Gela's sanfte Worte
Gießen neue Kraft und Licht
In die Seele des Betrübten —
Ja, er folget der Geliebten,
Und gedenkt der herben Pflicht.

Jeden Tag im Zwielicht eilen
Beyde nach dem Tempel hin,
Ruh'n, im Wonnetraum gewieget,
Und an Gela's Wange schmieget
Er sich, doch mit reinem Sinn.

Ein beglücktes Jahr entschwindet,
Sieh! Da folgt des Kaisers Ruf
Rasch sein Heer nach fernen Landen
Wider Sarazen'sche Banden.
Rings ertönt der Rosse Huf.

Ehr' und Pflicht, und der Geliebten
Stimm', ermahnen Friedrich; fort
Eilend ruft er: „Ewig währet
Uns're Lieb', und unversehret!" —
„Ewig!" ist ihr letztes Wort.

Fern geht er zum heilg'en Strande,
Kehrt zurück mit Sieg und Ruhm;
Schon in bess're Welt enteilet
Ist sein Vater, und ertheilet
Wird ihm Schwabens Herzogthum.

Und er sucht am Kinzigufer
Seine Gela — doch es hat
In dem nahen Sitz der Frommen
Jüngst den Schleier sie genommen;
Traurig lies't er dieses Blatt:

„Hohenstaufen! Deiner Würde
„Ziemt ein Weib vom Fürstenstand.
„Froh sah ich ein Jahr verschweben;
„Dies genüget meinem Leben:
„Uns're Lieb' ist ew'ges Band!" —

Friedrich, als zum Kaiserthrone
Er emporgestiegen, nahm
Eine Gattin, die er ehret,
Doch nicht liebt, und immer währet
Um die Jungfrau Lieb' und Gram.

An dem Hain, wo ihm begegnet
Einst das holde Mädchenbild,
Läßt er eine Stadt erbauen —
Gela'shausen — die wir schauen
In der Wetterau Gefild. —

---

## Johann Joseph Görres

ward am 25. Januar 1776 zu Coblenz geboren, und studierte auf dem akademischen Gymnasium daselbst, als, in Folge des französischen Revolutionskrieges, seine Vaterstadt abwechselnd bald von dieser bald von jener Armee occupirt wurde. Er wandte sich den neuerweckten liberalen Ideen zu, zeigte sich mit Glück als Redner und gab ein politisches Journal heraus, welches um der Tüchtigkeit und Redlichkeit seines Verfassers willen allgemeinen Beifall fand, zwar auf höhere Veranlassung unterdrückt wurde, aber bald unter neuem Titel wieder erschien. (S. unten). 1799 ging er an der Spitze einer Deputation seiner Vaterstadt nach Paris, mußte aber unverrichteter Sache wegen wieder umkehren und ward nun als Lehrer bei der Secondairschule zu Coblenz angestellt. Hier blieb er bis 1806, wo er nach Heidelberg ging und dort fleißig besuchte Vorlesungen hielt, dann aber 1808 in seine alten Verhältnisse zurücktrat. In Folge des französisch-russischen Krieges von 1812 ward er Mitglied des Tugendbundes und gab seit 1814 den „Rheinischen Merkur" heraus, welcher jedoch schon 1816 verboten wurde. Er zog nun von Neuem nach Heidelberg, begab sich später wieder nach Coblenz zurück und floh, um der Gefangenschaft zu entgehen, die seine Schrift „Deutschland und die Revolution" ihm zu bereiten drohte, nach Frankreich (1819). In dem darauf folgenden Jahre lebte er in der Schweiz und nahm dann seinen Aufenthalt zu Frankfurt am Main. 1827 folgte er einem Rufe als Professor der allgemeinen und Literaturgeschichte nach München, wo er gegenwärtig sich noch befindet.—

Er gab heraus:

Das rothe Blatt. Coblenz 1797.
Der Rübezahl.— Coblenz 1798.
Aphorismen über Organonomie. Coblenz 1803.
Aphorismen über die Künste. Coblenz 1804.
Exposition der Physiologie. Coblenz 1805.
Glauben und Wissen. München 1805.
Die deutschen Volksbücher. Heidelberg 1807.
Mythengeschichte der asiatischen Welt. Heidelberg 1810. 2 Thle.
Rheinischer Merkur. 1814.
Deutschlands künftige Verfassung. Frankfurt 1816.
Altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Frankfurt 1816.
Deutschland und die Revolution. 1819.
Das Heldenbuch von Iran. Berlin 1820. 2 Thle.
Europa und die Revolution. Stuttgart 1821.
In Sachen der Rheinprovinzen u. s. w. Stuttgart 1821.
Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona. Stuttgart 1822.
Standrede an König Ludwig. Frankfurt 1827.
Emanuel Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche. Straßburg 1827.
Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Breslau 1830.
Einzelne Abhandlungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Ueber diesen reichbegabten, eigenthümlichen Denker, der sich in den mannigfachsten Richtungen versuchte und eben so viel Feinde als Bewunderer fand, ein Urtheil zu fällen, gestatten wir uns nicht, da wir bei entschieden anderer Sinnesart leicht ungerecht werden, oder uns selbst bei dem besten Willen nicht von einseitiger Befangenheit frei erhalten können. — Es muß Solches einer späteren Zeit aufbehalten bleiben. — So viel genüge hier zu sagen, daß Deutschland in Görres einen tiefen, feurigen Geist besitzt, dem es in mancher Hinsicht, und namentlich in den Jahren politischer Erniedrigung, viel verdankte und dessen Schriften eine Fundgrube köstlicher Gedanken sind, die in sich aufzunehmen und zu verarbeiten aber eben so viel Charakterstärke als geistige Durchbildung erfordert wird — Sein Styl, im Ganzen zu bilderreich, ist voll gewaltiger Kraft und oft hinreißend schön. —

---

## Johann Wolfgang von Goethe.

Die Lebensumstände dieses großen Dichters sind theils durch seine eigene Autobiographie, theils durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Verschiedenen und endlich durch die rastlosen Bemühungen seiner Freunde und Verehrer so allgemein bekannt und verbreitet, daß es uns, bei der Beschränktheit des uns gestatteten Raumes, unmöglich fallen würde, etwas Neues oder überhaupt mehr als eine kurze, chronologisch bestimmte Skizze seiner äußeren Lebensschicksale zu geben. Es scheint uns aus diesem Grunde zweckdienlicher, mit größerer Ausführlichkeit bei den mitzutheilenden kritischen und literärhistorischen Notizen über seine Schriften, welche sich in gewohnter Form den biographischen Darstellungen anreihen, zu verweilen, um so mehr, als wir hier überhaupt nur Andeutungen und Hülfsmittel zu gewähren vermögen, deren steter Zweck bleiben muß, dem Freunde unserer Nationalliteratur die genauere Bekanntschaft mit derselben zu erleichtern. Man erwarte demgemäß von dem Folgenden weiter nichts, als eine so gewissenhaft und genau wie möglich zusammengestellte lexicographische Notiz, wie sie die Verhältnisse dieses Werkes bestimmen und vorschreiben und stelle nicht Forderungen an eine solche, wie sie nur in einem eigenen Werke befriedigt und erfüllt werden können; wir unsererseits dürfen uns wenigstens hier nicht verbindlich machen, Ansprüchen dieser Art genügen zu wollen und verwahren uns streng und entschieden vor denselben.

Johann Wolfgang Goethe ward am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, wo sein Vater, ein eben so gebildeter als wohlhabender Mann, mit dem Charakter eines kaiserlichen Rathes im Privatstande lebte, geboren. Eine sorgfältige Erziehung ward dem Knaben, der, als sein jüngerer Bruder durch den Tod entrissen ward, der einzige Sohn blieb, im elterlichen Hause durch Privatunterricht zu Theil. Wie rasch und eigenthümlich sich seine glänzenden Fähigkeiten entwickelten, das hat uns der Dichter selbst in seiner Autobiographie (Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Bd. 1 und 2) erzählt. Nachdem die häusliche Vorbildung abwechselnd größere und geringere Störungen, wie z. B. durch den siebenjährigen Krieg, erlitten, aber dennoch den munter aufblühenden, vielversprechenden Knaben zum vorgesteckten Ziel geführt hatte, bezog der junge G., bereits erprobt durch schmerzliche Erfahrungen der ersten jugendlichen Liebe, die Universität Leipzig, um dort nach eigener Wahl und nach dem Willen seines Vaters die Rechte zu studieren. Weit mehr aber als dies in seinen Anfängen besonders trockene Studium zogen ihn die schönen Wissenschaften und Künste an und er widmete daher den Vorlesungen Ernesti's und Gellerts, so wie dem praktischen Unterrichte

Opers und eigenen poetischen Versuchen, bei denen er jedoch, was die Theorie betraf, noch sehr unsicher und ungewiß war, seine Vorliebe und Aufmerksamkeit. Seine wohl etwas unregelmäßige Lebensweise, vorzüglich diätetische Fehler bei derselben, schwächten seine Gesundheit und führten ihn, zum großen Aerger seines Vaters, siech (1768) in das elterliche Haus zurück. Nachdem er hier geraume Zeit verweilt und seine Genesung abgewartet hatte, begab er sich nach Straßburg, wo er seine juristischen Studien fortsetzte und beendete und sich herkömmlich die Doctorwürde erwarb (1771). In Straßburg war es auch, wo er zuerst Herder kennen lernte, dessen Umgang in vielfacher Hinsicht anregend auf ihn wirkte. Er lebte darauf abwechselnd in Frankfurt am Main, Wetzlar und Offenbach und gab während dieser Zeit zuerst seinen Götz von Berlichingen (1773), dann seinen Werther (1773) heraus, mit welchen Beiden ein neuer Abschnitt in der Geschichte deutscher Literatur anhub und die Augen Aller auf ihn gerichtet wurden. Dies war auch die Veranlassung, daß ihn der Erbprinz von Weimar auf einer Reise in Frankfurt kennen lernte und ihn 1775, nachdem er die Regierung angetreten hatte, zu sich einlud. Goethe leistete dieser schmeichelhaften Aufforderung Folge und trat bald darauf (1776) als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme in die Dienste dieses unvergeßlichen Fürsten. Von nun an blieb das kleine, kunstsinnige Weimar sein dauernder Wohnsitz, von dem aus er zwar größere Reisen machte, das er aber mit Recht als sein zweites Vaterland betrachtete. Eben so unwandelbar war auch die Neigung seines hochsinnigen Fürsten, der ihn nicht allein von Würde zu Würde hob, sondern ihn wie seinen Freund behandelte und ihm vollkommene Freiheit und Muße gewährte. Was er für ihn gethan, hat Goethe selbst uns angedeutet, doch bei Weitem nicht genügend charakterisirt in den bekannten Zeilen:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag,
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder: da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch, was priesest du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien, deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein Dichter verstand. u. s. w.

Im Jahre 1779 ward Goethe wirklicher Geheimerath, bereiste dann in Begleitung der Herzogin von Weimar die Schweiz und erhielt nach seiner Heimkehr 1782 das Amt eines Kammerpräsidenten. Zu gleicher Zeit wurde er in den Adelstand erhoben. 1786 ging er nach Italien, blieb daselbst, besonders in Rom, bis 1788 und besuchte es 1790 von Neuem. Zwischen diesen beiden Reisen entspann sich seine Bekanntschaft mit Schiller, die jedoch erst später ein dauernderes Verhältniß erhielt. Im Gefolge seines Fürsten machte er 1792 den Feldzug in der Champagne mit. Seit dieser Zeit verließ er Weimar nur für kürzere Reisen, und machte sich besonders verdient um das Aufblühen der dortigen Bühne, so wie in seiner amtlichen Stellung um die Belebung der Künste und Wissenschaften. Als 1806 die Stürme des Krieges verheerend über das Weimarische Land zogen, vermählte er sich mit Demoiselle Vulpius, mit der er schon eine Reihe von Jahren in vertrautem Umgang gelebt, und die ihm mehrere Kinder geboren hatte, von denen jedoch nur ein Sohn am Leben geblieben war. Leider sah er auch diesen in späteren Jahren in die Grube sinken, noch ehe er selbst das Ziel seiner Tage erreichte. 1815 ward er erster Weimarischer Staatsminister, zog sich aber 1828 nach dem Tode seines Fürstlichen Freundes von den Geschäften fast gänzlich zurück, allein noch die Verwaltung der wissenschaftlichen und Kunstanstalten des Großherzogthumes führend. Unausgesetzt thätig und bis zu seinem letzten Augenblicke Herr seiner Seele wie seines Leibes, im vollsten und schönsten Sinne, starb er, nach kurzer, schmerzloser Krankheit im 84. Jahre seines Alters, am 22. März 1833 zu Weimar. — Seine irdischen Ueberreste ruhen in der Fürstengruft daselbst, neben den Särgen seines erhabenen Gönners und des herrlichen Schiller.

Seine Schriften sind, in chronologischer Ordnung:

1) Parodie auf Clodius Medon (nur theilweise von ihm). Leipzig 1767.
2) Neue Lieder, componirt von Breitkopf. (Leipzig) 1768.
3) Von deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach. 1773, abgedruckt in der von Herder herausgegebenen Schrift: Von deutscher Art und Kunst. Hamburg 1773.
4) Briefe des Pastors zu... an den neuen Pastor zu ...; Aus dem Französischen. O. O. 1773.
5) Götz von Berlichingen, ein Schauspiel. Hamburg 1773 (Selbstverlag).
6) Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. O. O. 1773.
7) Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes. 1774. O. O.
8) Götter, Helden und Wieland, Eine Farce. Leipzig 1774.
9) Die Leiden des jungen Werther's. Leipzig 1774.
10) Clavigo. Ein Trauerspiel. Leipzig 1774.
11) Moralisch politisches Puppenspiel. Leipzig und Frankfurt 1774.
12) Erwin und Elmire, ein Singspiel. Frankfurt 1775.
13) Etwas aus Göthens Brieftasche, als Anhang zu Merciers Versuch über die Schauspielkunst. Leipzig 1776.
14) Stella, ein Schauspiel für Liebende. Berlin 1776.
15) Claudine von Villa Bella. Berlin 1776.
16) Schriften. Erster bis vierter Band. Leipzig 1787. (In diesen erschienen zuerst neu: Die Mitschuldigen, Iphigenia. 5. Bd. Leipzig 1788. Hierin neu: Egmont; 6. Bd. Leipzig 1790, neu: Lila, Torquato Tasso; 7. Bd. Leipzig 1790; neu: Jery und Bätely, Faust (Fragment). Scherz, List und Rache; 8. Bd. Leipzig 1790, neu: die Fastnachtspiele, und vermischte Gedichte.
17) Das römische Carneval. Weimar und Gotha 1798.
18) Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha 1790.
19) Beiträge zur Optik, 2 St. Weimar 1791—92.
20) Der Großcophta, Lustspiel. Berlin 1792.
21) Der Bürgergeneral. Lustspiel. Berlin 1793.
22) Reinecke Fuchs. Berlin 1794.
23) Wilhelm Meisters Lehrjahre. Berlin 1794—96. 4 Bde.
24) Hermann und Dorothea. Berlin 1798. Braunschweig 1799.
25) Propyläen, eine periodische Schrift. Tübingen 1798—1800. 3 Bde.
26) Mahomet; ein Trauerspiel nach Voltaire. Tübingen 1802.
27) Tancred, ein Trauerspiel nach Voltaire. Tübingen 1802.
28) Was wir bringen. Vorspiel. Tübingen 1802.
29) Leben des Benvenuto Cellini. Tübingen 1803. 2 Thle.
30) Die natürliche Tochter. Trauerspiel. Tübingen 1804.
31) Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot. Leipzig 1805.
32) Winkelmann und sein Jahrhundert. Tübingen 1805.
33) Faust, eine Tragödie. Tübingen 1807.
34) Ideen über organische Bildung. Tübingen 1807.

35) Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad. Karlsbad 1807.
36) Die Wahlverwandtschaften, ein Roman. Tübingen 1809. 2 Bde.
37) Pandora. Wien 1810.
38) Zur Farbenlehre. Stuttgart 1810. 2 Bde.
39) Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Stuttgart 1811—22. 6 Bde.
40) Philipp Hackert. Tübingen 1811.
41) Die Höhen der alten und neuen Welt. Weimar 1813.
42) Des Epimenides Erwachen. Berlin 1815.
43) Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden. Stuttgart 1816 u. fg.
44) Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Stuttgart 1817—24. 2 Bde.
45) Maskenzug in Weimar. Stuttgart 1819.
46) Westöstlicher Divan. Stuttgart 1819.
47) Wilhelm Meisters Wanderjahre. Stuttgart 1821.

Gesammtausgaben seiner Schriften, in welchen sich Vieles findet, das nicht einzeln im Buchhandel erschien, sind, mit Ausnahme der bereits oben unter No. 16. angeführten:

a) Sämmtliche Schriften. Berlin 1776. 2 Thle. 3. A. 1779. 4 Bde. (ohne Goethe's Wissen gedruckt.)
b) Goethe's Werke. Tübingen 1806. 13 Bde.
c) Goethe's Werke. Stuttgart 1816 u. f. J. 20 Bde.
d) Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart 1828—34. (mit den nachgelassenen Werken) 55 Bde. Ausgabe in 8. und in 12. — diese enthalten:

Bd. 1—4. Gedichte.
" 5. Westöstlicher Divan.
" 6. Noten und Abhandlungen zu demselben.
" 7. Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, die Geschwister, Mahomet, Tancred.
" 8. Götz von Berlichingen. — Egmont.
" 9. Iphigenie auf Tauris. — Torquato Tasso. — Die natürliche Tochter.
" 10. Elpenor. — Clavigo. — Stella. — Claudine von Villa Bella — Erwin und Elmire.
" 11. Jery und Bätely. — Lila. — Die Fischerin. — Scherz, List und Rache. — Der Zauberflöte zweiter Theil. Paläophron und Neoterpe. — Vorspiel zur Eröffnung des Weimar. Theaters am 19. September 1807. Was wir bringen. — Fortsetzung desselben. — Theaterreden.
" 12. Faust, 1. Thl. — 2. Thl. s. Bd. 41.
" 13. Neueröffnetes moralisches Puppenspiel. — Fastnachtsspiel vom Peter Brei. — Satyros. — Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes. — Parabeln. — Legende. — Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung. — Auf Miedings Tod. — Künstler's Erdenwallen. — Künstler's Apotheose. — Epilog zu Schillers Glocke. — Die Geheimnisse. — Maskenzüge. — Die romantische Poesie. Stanzen. Im Namen der Bürgerschaft von Carlsbad. — Des Epimenides Erwachen.
" 14. Der Triumph der Empfindsamkeit. — Die Vögel. — Der Groß-Cophta. — Der Bürgergeneral.
" 15. Die Aufgeregten. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. — Die guten Weiber.
" 16. Leiden des jungen Werther. — Briefe aus der Schweiz. 1. Abth.
" 17. Die Wahlverwandtschaften.
" 18—20. Wilhelm Meisters Lehrjahre.
" 21—23. Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Aus Makariens Archiv.
" 24—26. Aus meinem Leben.
" 27—28. Italienische Reise.
" 29. Zweiter römischer Aufenthalt.
" 30. Campagne in Frankreich.
" 31. Tages- und Jahreshefte von 1749 — 1806.
" 32. Tages und Jahreshefte von 1807 — 1822. — Zum Andenken der D. Herzogin Anna Amalia. — Zum Andenken Wieland's
Bd. 33. Recensionen. — Prometheus. — Götter, Helden und Wieland.
" 34—35. Benvenuto Cellini.
" 36. Rameau's Neffe. — Anmerkungen zu demselben. — Diderot's Versuch über die Malerei.
" 37. Winkelmann. — Philipp Hackert.
" 38. Einleitung in die Propyläen. — Ueber Laokoon. — Der Sammler und die Seinigen. — Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. — Ueber Italien. — Fragmente eines Reisejournals. — Aeltere Gemälde. — Don Ciccio. — Neueste italienische Literatur.
" 39. Philostrat's Gemälde. — Abendmahl von Leonardo da Vinci. — Cäsar's Triumphzug. — Kupferstich nach Tizian. — Tischbein's Idyllen. — Handzeichnungen von Goethe. — Skizzen zu Kasti's redenden Thieren. — Blumen Malerei. — Gérard's historische Portraits. — Ruysdael als Dichter. — Altdeutsche Gemälde in Leipzig. — Bildhauerei. — Münzen, Medaillen, geschnittene Steine. — Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. — Altdeutsche Baukunst.
" 40. Reineke Fuchs. — Herrmann und Dorothea. — Achilleïs. — Pandora.
" 41—55. (Auch unter dem Titel: Nachgelassene Werke.)
" 41. (1). Faust, der Tragödie 2. Theil.
" 42. (2). Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Dramatisirt. — Götz von Berlichingen. Schauspiel, für die Bühne bearbeitet.
" 43. (3). Aus einer Reise in die Schweiz im Jahre 1797. — Aus einer Reise am Rhein in den Jahren 1814—15.
" 44. (4). Kunst.
" 45. (5). Theater und deutsche Literatur.
" 46. (6). Auswärtige Literatur.
" 47. (7). Jugendgedichte. — Lieder für Liebende. — Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. — Vermischte Gedichte. — Original und Nachbildung. — Festgedichte. — Gedichte zu Bildern. — Zuschriften und Erinnerungsblätter. — Politica. — Zahme Xenien. — Der neue Alcinous.
" 48. (8.) Aus meinem Leben. 4r Thl.
" 49. (9). Einzelnheiten, Maximen und Reflexionen.
" 50. (10.) Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.
" 51. (11). Mineralogie, Geologie, Meteorologie.
" 52. (12) Zur Farbenlehre.
" 53—54. (13—14.) Geschichte der Farbenlehre.
" 55. (15) Nachträge zur Farbenlehre, zur Pflanzenlehre, zur Osteologie.

Goethe's Briefwechsel erschien in folgenden Sammlungen:

a) Briefe an Lavater. Aus den Jahren 1774—83. Herausgegeben von H. Hirzel. Leipzig 1833.
b) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. 6 Thle. Stuttgart 1828—1829.
c) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Riemer. Berlin 1833—34. 6 Thle.
d) Goethe's Briefe an ein Kind. (Bettina von Arnim geb. Brentano) Berlin 1835. 3 Thle. N. A. Berlin 1837.
e) Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776. Leipzig 1833.

Einzelne Briefe Goethe's finden sich in:

Briefe an Johann Heinrich Merk von Goethe, Herder, Wieland u. A. Darmstadt 1835.
Theaterbriefe von Goethe u. s. w. Berlin 1835.
Vogel C., Goethe in amtlichen Verhältnissen. Jena 1834.

Sämmtliche bekannt gewordenen Briefe aber zusammengestellt in:

Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von D. Heinrich Döring. Leipzig 1837 1. Bd. in Lexiconformat.

So verschieden auch die Urtheile über Goethe im Allgemeinen, vorzüglich während der letzten Jahre, gewesen sind, und so schroff sich auch immer seine Verehrer und seine Gegner, auf beiden Seiten übertreibend, einander gegenüberstellten, so beginnen sie doch von Tage zu Tage mehr darin übereinzustimmen, daß er der reichste vielseitigste, ausgebildetste und somit der größte deutsche Dichter sei, und daß Jahrhunderte vergehen können, ehe wieder ein Mann, der ihm gleiche oder gar ihn überträfe, unter uns ersteht. — Was in strengster Untersuchung von einem wahren Dichter gefordert werden darf: Tiefe des Gefühls, schöpferische Kraft, Reichthum der Anschauung, Gluth der Phantasie, Adel der Gedanken und Herrschaft über die Form in der ganzen Bedeutung dieses Ausdruckes, das besaß Goethe wie Keiner, und verband noch damit eine seltene Schärfe des Verstandes und den feinsten Geschmack. Die alte, zur Streitfrage gewordene, von einigen seiner Gegner aufgestellte Behauptung, daß er eigentlich nur Talent, aber kein Genie besessen, indem er nie gänzlich Neues hervorgebracht, sondern nur das schon Vorhandene sich angeeignet und in größter Vervollkommnung reproducirt habe, darf hier, obwohl ihr einige Wahrheit zu Grunde liegt, nicht in Betracht kommen, da sie auf die Schätzung der Leistungen des Dichters selbst keinen Einfluß haben kann. —

Mit diesen letzteren haben auch wir nur in diesem Werke zu thun, und werden daher uns überall, wo eine tiefere Verbindung es nicht unumgänglich nothwendig macht, gewissenhaft bemühen, Goethe den Menschen scharf von Goethe dem Dichter zu trennen und sein äußeres Leben als ein moralisches Ganze, das zu dem für sich bestehenden Ganzen seiner Werke in keiner directen Beziehung steht, durchaus unberührt lassen. Die Einwirkung, welche Goethe im Laufe eines langen Lebens nach mannichfachen Richtungen hin willkürlich oder unwillkürlich auf seine Nation ausübte, während er sich oft, mit dem vollsten Bewußtsein, wenigstens hinsichtlich der Wirkung nach außen, den höchsten Interessen derselben fern hielt, hat, da er der Gegenwart so lange angehörte und die verschiedenartigsten Bestrebungen in deutscher Literatur neben ihm auftauchten und wieder versanken, zu oft die Gemüther verleitet, bei der Betrachtung seiner Leistungen seine Individualität mit ihren eigenthümlichsten Verhältnissen diesen gegenüber zu stellen und, die eine zum Maßstabe bei der Würdigung der anderen nehmend, bald diese, bald jene mit Lob oder Tadel zu belegen. — Dadurch ist, weil ein so entwickeltes Urtheil nothwendig von den subjectiven Ansichten jedes Einzelnen bedingt wurde, eine Verwirrung der Begriffe in Allem was Goethe betrifft entstanden, welche erst von der ruhiger und nach allgemein gültigen und wahren Grundsätzen beurtheilenden Nachwelt wird beseitigt werden können. — Seine bleibende rechte und wahre Stellung in der Geschichte deutscher Literatur und Kunst erhält Goethe vielleicht kaum in hundert Jahren und noch später angewiesen; diese möge sich indessen gestalten wie sie wolle, darin müssen stets alle Nationen und alle Zeiten übereinstimmen, daß er sich den größten Dichtern aller Zeiten und aller Nationen als ihr würdiger Genosse anschließe, und als solcher stets bei einer Nennung derselben mit vollstem Rechte anzuführen sei. —

Länger denn ein halbes Jahrhundert hat sich Goethe als Dichter thätig bewiesen und in nie unterbrochener Folge poetische Werke geliefert. Wir haben es bereits gesagt, wie neben ihm die eigenthümlichsten Erscheinungen in diesem Gebiete auftauchten und versanken; setzen wir hier als Einleitung zu dem Folgenden noch hinzu, daß er stets mit unvermindertem Selbstbewußtsein auf dem Wege, den er als den rechten erkannt hatte, seinem vorgesteckten Ziele zuschritt, unbekümmert um die Gunst der Menge und weder mit ihr auf gutes Glück im Dunkel tappend, um das Rechte in günstigem Zufall zu ergreifen, noch mit den Einzelnen sich gewaltsam neue Bahnen brechend, um durch ungewohnten oder fremdartigen Glanz der Masse zu imponiren. Fassen wir seine sämmtlichen poetischen Werke als das Resultat seines Lebens und daher als ein Ganzes zusammen, so finden wir, daß durchgängig eine großartige Idee ihnen zu Grunde liegt und sich stets in der Schilderung der durch sie entspringenden Verhältnisse ausspricht; es ist der Kampf, den der Mensch als Einzelner, innerhalb der um ihn gezogenen Schranken und durch dieselben mit der sinnlichen wie mit der übersinnlichen Außenwelt, nach den verschiedensten Richtungen hin und in den mannichfaltigsten Erscheinungen zu bestehen hat; der Kampf des Subjectes mit den Objecten, des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus. Wie Goethe in der Wirklichkeit in langer Jahresreihe ein ganzes, vollendetes Leben durchschritt, so durchschreitet er es innerhalb seiner Werke in der Darstellung dieses Kampfes, der in seinem Götz von Berlichingen nur die äußerste Seite seiner Verhältnisse zeigt, im Werther das feindliche Entgegenstehen des Inneren und Aeußeren hervorhebt, im Wilhem Meister und den Wahlverwandtschaften eine mögliche Ausgleichung des Zwiespaltes, in welchem sich der Einzelne zu der menschlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen befinden kann, andeutet, und endlich im Faust die höchste Potenzirung im Conflict des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen offenbart, aber auch zugleich die höchste und schönste Aussöhnung, die der Liebe nämlich, mit sich führt. Dazwischen reihen sich die anderen Werke des Dichters als eben so viele Nuancirungen der Durchführung jener Aufgabe ein. — Diese ethische Seite der dichterischen Werke Goethe's, welche ihnen zu derselben die höchste moralische Würde verleiht, ist noch bei Weitem nicht scharf und bestimmt genug von den Kritikern hervorgehoben worden, und namentlich haben seine Gegner, sei es unbewußt oder geflissentlich, sie fast gar nicht beachtet und so sehr oft Dinge zum Vorwurf gegen ihn gekehrt, die gerade die reinste und wärmste zwiefache, ästhetische wie ethische, Anerkennung verdienen, indem sie Aeußerungen und Erfindungen seinem subjectiven Menschen zur Last legten, welche dieser nur erschaffen, weil der Dichter in ihm sie objectiv, um der Vollendung seines Kunstwerkes willen für nothwendig hielt, theils aus einer poetischen Intuition, theils in Folge gewissenhaftester Erwägung; denn wir wissen und die Beweise dafür finden sich besonders in den Briefen Goethe's und den sie begleitenden Zeugnissen und Berichten der ihm näher stehenden Mitlebenden, daß kein Dichter mit solcher Strenge und mit solchem Fleiße arbeitete wie er. Es kann nicht genug darauf (auf jene ethische Bestrebungen nämlich) aufmerksam gemacht werden, und wir thun es hier von Neuem, obgleich wir uns darauf beschränken müssen, sie hier nur anzudeuten.

Es gibt fast keine Gattung der Poesie, in welcher Goethe nicht Bedeutendes geleistet hätte; da jedoch eine Charakteristik seiner Werke im Einzelnen zu weit führen würde, scheint es nothendig, seine Eigenthümlichkeit im Allgemeinen, so wie sie mehr oder weniger eben in jenen besondern Gattungen sich zeigte, hervorzuheben. — Wir müssen hier namentlich mehreres von uns bereits früher an anderen Orten Ausgesprochene, theils ganz so wiederholen, wie wir es dort äußerten, indem unsere Ansicht unverändert blieb, theils aber es ergänzend fortführen, damit der Leser hier eine vollständige Zusammenstellung erhalte. Wir glauben uns diese Anführung eigener Meinungen um so eher gestatten zu dürfen, als solche das Resultat jahrelanger ernster Beschäftigungen mit den

Werken des großen Dichters sind, das wir hier in genauem Zusammenhange dem Leser mitzutheilen uns durch Ziel und Aufgabe dieses Werkes verpflichtet fühlen.

Ueber die lyrischen Gaben, mit welchen er Deutschland erfreute und bereicherte, sprachen wir uns an anderem Orte *) bereits folgendermaßen aus: „Als Lyriker steht Goethe unendlich hoch und ist wohl als das Vorbild der Dichter aller Nationen zu betrachten, wenigstens könnte er es sein und wird es gewiß immer mehr, je mehr sich die Kenntniß seiner kleineren Gedichte im Auslande verbreitet. Sein eigenthümlichstes Talent, das Schöne aufzufassen und es so, wie es ist, ohne daß es in seinem Inneren, oder durch die Darstellung, Veränderung erleidet, hinzustellen, beurkundet sich nirgends so wie hier. — In allen diesen Gedichten ist Goethe immer was er sein will, nur nicht er selbst, oder vielmehr er ist ein Proteus, der sich nie in seiner wahren Gestalt zeigt, weil er eine bessere, schönere, unschuldigere im Reiche der Poesie fand. — Aber eben dies gewaltige Talent, das Einzelne so aufzufassen und darzustellen, wie es sich durchaus allgemein offenbart, und ihm nun durch die lyrische Weise den Reiz der subjectiven Empfindung zu geben, die stets eine Täuschung bei dem Leser hervorbringt, nimmt alle Gemüther so mächtig für ihn ein, jedes findet sein Selbst oder Theile seines Selbst, wie in einem Spiegel dort wieder. Dazu gesellt sich nun der herrliche Blick in die Natur, der ihm eigen ist, wie Keinem; er wählt nicht ängstlich die Farben aus zum Gemälde, sondern indem er die Empfindungen hinstellt, gesellt er auch schon, im richtigen Gefühl, die Umgebungen zu ihnen, in welchen sie sich am Vortheilhaftesten ausnehmen, und in denen sich eine solche Gemüthsstimmung vor Allem gefällt. — Andere Dichter beschwören gewaltig die Phantasie des Lesers durch ihre eigene herauf, damit sie ihnen diene; er thut das nicht, weil er es nicht nöthig hat, und doch wird sie, bei seinen Gedichten, unzertrennlich von dem Lesenden sein und sich bei der ersten Zeile, ja, ich möchte sagen, schon bei dem ersten Worte, als Begleiterin durch das Ganze einstellen. Nirgends vergißt man sich so gänzlich und fühlt und denkt, wie der Dichter es haben will, als bei Goethe. — Wir finden in seinen Liedern das Edelste und Eigenthümlichste des deutschen Charakters wieder, und nirgends tritt die reine und süße Jungfräulichkeit unserer Sprache so hervor, als bei ihm. Alles aber, was er bringt, zeigt sich in schöner Gestaltung, im vollendetsten Ebenmaß, im einschmeichelndsten Wohllaut. — In seinen späteren und spätesten Gedichten wurde Goethe leider theils zu conventionell, theils allegorisirte er zu sehr; (dies Letztere aus Altersschwäche: die schaffende Kraft erlahmte und er glaubte sie, in Selbsttäuschung, auf diese Weise zu ersetzen) und zerstörte daher die lyrischen Elemente, indem er nur zu häufig die ihm früher so eigenthümliche und nothwendige Klarheit der Gedanken zerstörte."

Was hier von Goethe als lyrischem Dichter gesagt wurde, das läßt sich auch in mehrfacher Hinsicht auf seine dramatischen Werke anwenden, vorzüglich in Hinsicht auf ihren Grundcharakter, die reine Wahrheit und treue Natürlichkeit der Handelnden in denselben. Er griff hier stets mit kräftiger Hand in das vollste Leben und stellte den von ihm erwählten Gegenstand in hellster Klarheit, zwar verschönt durch das nothwendige poetische Gewand, aber sonst in treffendster Wirklichkeit dar. Goethe zeichnete in seinen Dramen den Menschen wie er ist, Schiller dagegen denselben wie er sein sollte, kämpfend mit allen Schwächen seiner Natur, aber ihnen geistig nie erliegend; hierin besteht vor Allem die Verschiedenheit dieser beiden großen Männer, und wenn sie auch in den Endpunkten sich wieder begegneten, da alles rein Menschliche und Echte nothwendig zum Göttlichen führen muß, so wichen doch die Wege, welche sie dahin leiteten, gänzlich von einander ab und nahten sich nur am Ziele von Neuem, um sich hier zu vereinen. — Die hohe moralische Würde der Schiller'schen Charaktere ist daher denen Goethe's oft gegenüber gestellt und diesem, ganz mit Unrecht, zum Vorwurf gemacht worden, da die letzteren keinen ihrer Mängel verbergen sondern ihn sogar mitunter anmuthig zeigen und den Reiz des Ganzen dadurch vermehren. Dieser Tadel konnte aber nicht Goethe den Dichter, sondern nur Goethe den Menschen und zwar nur als Solchen treffen, wenn er wirklich, wie das behauptet wurde und auch von ihm theilweise hier und da zugegeben worden ist, in ihnen nur sich selbst zeichnete; allerdings erschien dann manches Unmoralische, wie an ihnen, so auch an ihm, aber der Tadel blieb ungegründet, denn es mußte doch erst erwiesen werden, daß er diese Immoralität nähre und pflege, anstatt sie zu bekämpfen und mit besten Kräften auszurotten. Wer aber außer der Gottheit vermöchte den hier erforderlichen Beweis zu führen?! Obendrein durfte die wahre Kritik sich um solche Beschuldigungen nicht kümmern; wie der Dichter den Charakter schuf, das ging eigentlich nur diesen an; sie hatte ganz allein zu untersuchen, ob derselbe poetisch wahr, das heißt, nach den gegebenen Verhältnissen als möglich denkbar, und ob er durch die ganze von ihm getragene oder durch ihn beförderte Handlung psychologisch richtig und consequent durchgeführt sei. Die nähere Betrachtung dieser Frage stellt aber die eigentliche Glanzseite der Goethe'schen Dramen in das hellste Licht und verwandelt allen Tadel in das entschiedene Lob, denn treuer, feiner und treffender als Goethe hat noch kein Dichter die Menschennatur in ihren mannichfachen Erscheinungen gezeichnet; in dem inneren Leben seiner handelnden Personen ist der genaueste Zusammenhang, nirgends zeigt sich eine Lücke oder ein Flickwerk, es ist ein und derselbe wohlgerathene Guß in schönster Vollkommenheit aller Formen. Dazu kommt noch, daß er ihnen gegenüber mit eben solcher Treue und Richtigkeit die Massen wie die Verhältnisse zu stellen und zu ordnen weiß, daß seine Motive, überall ihrer inneren Natur nach wahr und rein, die Folgen in strengster Nothwendigkeit herbeiführen, und daß durch das Gesammteinwirken aller Theile auf einander jedesmal das dramatische Ganze ein vollkommenes, harmonisches Kunstwerk wird, das selbst bei größter geistiger Freiheit die wahren Regeln und Forderungen der Kunst nie verletzt, sondern stets sich mit ihnen im Einklange zeigt. Keine Nation hat solche Vollendung der äußeren wie der inneren Form in Werken dramatischer Kunst aufzuweisen, wie wir sie in der Iphigenie, im Tasso, im Egmont besitzen.

Dasselbe Lob erstreckt sich auf die Romane Goethe's, namentlich auf Werther's Leiden, in welche er die ganze volle Gluth seiner jugendlichen Seele ausströmte, und auf Wilhelm Meisters Lehrjahre, in welchen der gereifte Mann seine Weltanschauung, umstellt von den Verhältnissen und Erscheinungen seiner Zeit, niederlegte. — Hinsichtlich der äußeren Form stehen vielleicht die Wahlverwandtschaften als Kunstwerk noch höher; doch wird man sich nie zu einer allgemeinen Stimme des Lobes über sie erheben können, da eine befriedigende Lösung der Frage, ob es nicht ein Mißgriff des Dichters sei, die gehässigsten Seiten menschlicher Verirrung und Lüge in den Verhältnissen der gebildetsten bürgerlichen Gesellschaft zur Aufgabe für ein Kunstwerk zu wählen, schwerlich gefunden werden kann. —

*) O. L. B. Wolff, die schöne Literatur Europa's in der neuesten Zeit, dargestellt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Leipzig 1832. S. 659 folg.

Abgesehen von derselben, weicht dieses Werk an Tiefe der Gedanken und Empfindungen, an Vollendung der Form, an Treue und Eleganz der Darstellung, gewiß keiner anderen Leistung desselben Meisters. Wilhelm Meisters Wanderjahre endlich sind ein durch widrige Umstände hastig zusammengedrängtes Werk, und es fehlt ihnen die eigentliche Einheit; doch enthalten sie dagegen außerordentlich schöne Einzelnheiten und einen reichen Schatz erprobtester Lebensweisheit und Erfahrung. — Herrmann und Dorothea, nur der äußern Form nach ein Epos, in seinem ganzen inneren Wesen aber ein familiengeschichtlicher Roman, muß durch seine einfache Wahrheit und Treue, sein reines Gefühl, und die liebenswürdige Anspruchslosigkeit und Feinheit der Darstellung jedes unverdorbene, empfängliche Gemüth stets auf das Lebhafteste ergreifen und rühren, und wird sich daher immer als ein Liebling bei einem großen Theile unserer Nation erhalten. —

Was Goethe für die Kritik, die Wissenschaft und die Kunst geleistet hat, ist mit wenigen Worten angedeutet und findet sich wieder ausgesprochen, wenn wir kurz zusammenfassen, was ihm Deutschland überhaupt verdankt. Er war es, der die deutsche Poesie und Literatur von den Abwegen, auf die sie gerathen war, zur Wahrheit und Natur zurückführte, der den Deutschen durch seine Werke zeigte, wie sie in ihrem innersten Wesen allein besäßen, was ihnen frommte und sie weiter zu bringen vermöchte, ohne daß sie von fremden Völkern Schmuck zu borgen brauchten, der allein bis dahin gedient hatte, um ihre Blößen nothdürftig zuzudecken; er endlich erschloß dem deutschen Geiste mit sicherer Hand neue reichbegabte Kreise und zeigte, indem er voraufwandelte, den Weg, der in dieselben führte; durch ihn zuerst gelang es uns, die Höhe zu erreichen, auf welcher sich andere Nationen bereits befanden, uns ihnen gleichzustellen und einen überaus würdigen Platz im Gebiete der Weltliteratur einzunehmen.

Vgl. J. Falk. Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Leipzig 1832.
J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Leipzig 1836. 2 Bde.
H. Döring J. W. v. Goethe's Leben. Weimar 1828. (Hier finden sich die Schriften über Goethe's Leben und Werke bis zu 1828 am vollständigsten zusammengestellt, S 491—518.
Ferner als Stimme des entschiedensten und bedeutendsten Gegners von Goethe: W. Menzel. Die deutsche Literatur. Stuttgart 1828. Th. II. S. 219 fgde.

---

## A) Gedichte.*)

### An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei;
Aber wenn er einst den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen seyn.

---

### Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seyst auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

---

### Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaus'ten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarb'nes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne,
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du stand'st und sah'st zur Erden,
Und sah'st mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

---

### Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach, wie kamst du nur dazu!

---

*) Aus J. W. v. Goethe's Werken.

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen,
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränd'rung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

## Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum,
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

## Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

## Generalbeichte.

Lasset heut im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernste Stimmung wahr,
Denn sie kommt so selten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches ist euch schlecht bekommen,
Und ich muß euch schelten.

Reue soll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekennt vertraut und from,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falschen Weiten
Sammelt euch und sucht bei Zeiten
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, sey's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir versäumet.

Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwätzten,
Ueber göttlichen Gesang
Ihr Geklatsche schätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man sich rühmen könnte,
Uns zur Rede setzten.

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläßlich streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Resolut zu leben.

Den Philistern allzumal
Wohlgemuth zu schnippen,
Jenen Perlenschaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht nur liebeln leis' mit Augen,
Sondern fest uns anzusaugen
An geliebte Lippen.

## Musen und Grazien in der Mark.

O wie ist die Stadt so wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was bessers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns schleichen,
Mit dem spitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brod! und saures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns besticheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf Deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich
Und das ist genug gethan.

---

## Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel, Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Ein' goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

---

## Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Sieh'st, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand!
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

---

## Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

---

## Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

---

## Die Braut von Korinth.

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Und schon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt
Eh' er es verlangt:
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt' Speis' und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich auf's Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür hereinbewegt.

Denn er sieht bei seiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief sie aus, so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.

Bleibe, schönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
Hier ist Ceres, hier ist Bacchus Gabe;
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sey die meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich.

Nein! bei dieser Flamme sey's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus;
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus
Liebchen, bleibe hier!
Feyre gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitschmaus.

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen,
Golden reicht sie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
Die ist nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar.

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde
Und nun schien es ihr erst wohl zu seyn
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der, wie sie, nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wär'st du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im Andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sey.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuß auf Kuß —

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind: —
Gibt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind? —
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie windet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geist's Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang' und langsam sich im Bett empor.

Mutter! Mutter! spricht sie hohle Worte:
So mißgönnt ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling kannst nicht länger leben;
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh' sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

---

## Der Gott und die Bajadere.

### Indische Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes, schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dieß ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte seyn.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe seyn.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine süße Nacht!
Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.

Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

---

## Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt;
Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegest
Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umsonst verklärst du mit deinem Lichte den Aether;
Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt.
In mich selber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmlische Reiz nicht auf dein stumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel,
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung in's Ohr.
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung.
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum so spät, o Amor, nahmst du die Binde,
Die du um's Aug' mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte befrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;
Endlich strebte der Wind glücklich vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter sah' ich zum Tempel dich gehn, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eiligst warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erschien dein Hals, erschien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erschien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich gesorgt, es möchte der Krug dir entstürzen;
Doch er hielt sich stets auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügst nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde: so sprach er;
Und gelichtet mit Kraft, trennt sich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen sie, glücklich und reich!
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich stehn
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest du nun, und köstliche Waaren
Handelst du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: so oft hab' ich die Zierde gewünscht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weise des Kaufmanns,
Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis! da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei: da sagtest du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Oefters bat ich: es sey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun geschickt die Früchte zu ordnen;
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den Hals;
Mir sank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal: da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?
Ewig! sagtest du leise. Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispeltest du; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O so eile denn, Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir! locker gewunden, den Hals.
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigsten; goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild' in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch

Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich, auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelass'ne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Gibt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

---

## Euphrosyne.

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
Suchet den treuen Freund, selbst in dem grausen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfst vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du seist von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied.
„Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte, mein Bild noch fest in des Freundes Erinn'rung
Eingeschrieben, und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Thräne:
Euphrosyne: sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands.
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Werth!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Breter-Gerüste,
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir brittisches Dichter-Gebild,
Drohtest mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Bess're gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, so riefst du, Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall,
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser,
Aus der bewölkten Kluft, schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! das Mädchen
Wächs't zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sey mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst du nun seyn, und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehen; es werden dir Andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet,
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grab's, freudiges Opfer sie bringt;
Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte; mich führt streng ein gebietender Gott.

Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber,
Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh herunter Gesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt."
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich,
Weiter zu reden; allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor.
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verschlangen
Wachsende Wolken, im Zug, beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

---

# Episteln.

## Erste Epistel.

Jetzt da jeglicher lies't und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
Wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend; mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
Und wie viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber, hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Lies't doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher, durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsere Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eile
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
Wer es sei, und klinget nicht immer im hohen Palaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein Andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere,
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel,
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

Also müss' es Allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müßet ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.

O so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter; du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.

Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

---

## Zweite Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu sein; die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein Andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend-beglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser, die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Biegeln,
Hundertfältig seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

---

## Aus den Epigrammen.

### 1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen, wir sehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel! wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
Scheint, im stillen Bezirk, noch sich des Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

### 2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen geschmückt,
Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:
Da gesellten die Musen sich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgeriss'nes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

### 3.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
Weichling! schölte mich Einer, und so verbringst du die Tage?
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,
Postillone sind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schienest
Paradiesisch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo beglückt."
Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoos.

### 4.

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem Andern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land; doch ach! Faustinen find' ich nicht wieder.
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

### 5.

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.
Mancherlei Waare findest du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Gesträuch.
Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzest du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter sünd'gen nicht schwer. Leicht ist die Strafe. Nur zu!

### 6.

Seh' ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

### 7.

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den Verlust!

8.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Canal sorglos durch's Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer versiegelt den Stein.
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.

11.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand, die Perle sei mein, du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß, den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

14.

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher;
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geist's und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil verstehet:
Doch wir wählen uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will Einer es lernen, er geh
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knabe so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind die Oblaten so zart im katholischen Welschland;
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Ruhig am Arsenal stehen zwei altgriechische Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Canal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

---

## Mächtiges Ueberraschen.

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ocean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Thale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weichet,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

---

## Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg. Sie lag in meinen Armen.

---

## Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn so ganz an Sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum versuch' ich's gleich am heut'gen Tage,
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, versöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unsre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehst du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig,
Melodisch klingt die durchgespielte Leyer,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkst es kaum und sieh! das Lied ist fertig;
Allein was nun? — Ich dächt' im ersten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen.

---

## Das Mädchen spricht.

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen
Wie dieses gibst du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein sich milde.

Der Feind verbirgt sich hinter seinem Schilde,
Der Freund soll offen seine Stirn uns reichen.
Ich suche dich, du suchst mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieses Kunstgebilde.

An wen von beiden soll ich mich nun wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müssen,
Da dieser todt und du lebendig heißest?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verschwenden,
So will ich diesen Stein so lange küssen,
Biß eifersüchtig du mich ihm entreißest.

## Wachsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir, so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

## Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraus't,
Die Fluthen spülen, die Fläche saus't.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut."
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!"
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraus't,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saus't.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!" —
„Sie sollen und müssen gerettet seyn!"

Der Damm verschwindet, die Welle braus't,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saus't,
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So sollten sie alle verloren seyn!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.



Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort,
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint
Und überall wird schön Suschen beweint.
Und dem sey, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

## Das Göttliche.

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unsres Daseyns
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut!

Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

---

## Der Wandrer.

Wandrer.
Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.
Welch' Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.
Keine Waaren bring' ich aus der Stadt:
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Daraus du trinkest,
Liebes junges Weib!

Frau.
Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh' voran! Durch's Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
D'rin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.
Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reichhinstreuende Natur!

Frau.
Weiter hinauf!

Wandrer.
Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.
Weiter, Fremdling!

Wandrer.
Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seyd ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet.

Frau.
Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.
Droben?

Frau.
Gleich zur Linken
Durch's Gebüsch hinan,
Hier.

Wandrer.
Ihr Musen und Grazien!

Frau.
Das ist meine Hütte.

Wandrer.
Eines Tempels Trümmer!

Frau.
Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.
Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.
Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.
Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einsame Schwester dort,
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt d'rüber hin.
Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln d'rein?

Frau.
Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willst du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf!

Wandrer.
Süß ist deine Ruh!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim, blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.
Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brod, das ich dir bieten kann.

Wandrer.
Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.
Mein Mann wird bald
Nach Hause seyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrod.

Wandrer.
Ihr wohnet hier?

Frau.
Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.

Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und starb in unsern Armen. —
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist, und spielen will!
Du Schelm!

Wandrer.
Natur! du ewig keimende,
Schaff'st jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabene Trümmer
Für deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.
Du willst nicht bleiben?

Wandrer.
Gott erhalt' euch,
Segn' euren Knaben!

Frau.
Glück auf den Weg!

Wandrer.
Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.
Nach Cuma.

Wandrer.
Wie weit ist's hin?

Frau.
Drei Meilen gut.

Wandrer.
Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

---

## Amor als Landschaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden;
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen,
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

---

## Vorschlag zur Güte.

Er.
Du gefällst mir so wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander sind,
So möcht' ich nimmer scheiden;
Da wär' es wohl uns beiden.

Sie.
Gefall ich dir, so gefällst du mir;
Du sagst es frei, ich sag' es dir.
Eh nun! heirathen wir eben!
Das übrige wird sich geben.

Er.
Heirathen, Engel, ist wunderlich Wort;
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.
Was ist's denn so großes Leiden?
Geht's nicht, so lassen wir uns scheiden.

---

## Schneider-Courage.

„Es ist ein Schuß gefallen!
Mein! sagt, wer schoß dadrauß'?"
Es ist der junge Jäger,
Der schießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten
Die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß;

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den —.

---

## Ballade.

Herein, o du Guter! du Alter herein!
Hier unten im Saale da sind wir allein,
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Mährchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder sie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind. —
Die Kinder sie hören es gerne.

Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger,
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächs't ihm länger und länger;
Doch wächs't in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder sie hören es gerne.

Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen,
Der Vater er sucht sie, wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich! —
Die Kinder sie hören es gerne.

Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, auf's Leben!
Erkennst du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sey dir verlobet auf grünendem Platz —
Die Kinder sie hören es gerne.

Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte er wandelt nun hier und bald dort;
Er träget in Freuden sein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht —
Die Kinder sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da ist er! Sie springen hervor;
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockst du die Kinder! du Bettler! du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verließ den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder sie hören es gerne.

Die Schergen sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch Recht—
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen sie treten zurück,
Es wächs't nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man läugnete stets, und man läugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel entlerne,
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht —
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich lös't;
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder sie hören es gerne.

Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löse die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut —
Die Kinder sie hören es gerne.

---

## Trauerloge.

An dem öden Strand des Lebens,
Wo sich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finstern träuft,
Setze dir ein Ziel des Strebens.
Unter schon verloschnen Siegeln
Tausend Väter hingestreckt,
Ach! von neuen frischen Hügeln
Freund' an Freunden überdeckt.

Hast du so dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar,
Und der ew'gen Sterne Schaar
Deute dir belebte Stunden,
Wo du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilst,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegen eilst.

---

# Aus dem westöstlichen Divan.

## Wiederfinden.

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that sich das Licht: so trennte
Scheu sich Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Rasch, in wilden wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemess'nen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal;
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich was sich angehört;
Und zu ungemess'nem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Ergreifen, sey es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

---

## In tausend Formen magst du dich verstecken.

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich,

An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachs'ne, gleich erkenn' ich dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannichfalt'ge, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wiesenteppich,
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tausendarm'ger Eppich,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet;
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allah's Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

## Berechtigte Männer.

---

Nach der Schlacht von Bedr,
Unterm Sternenhimmel.
Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern:
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten, die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypresseragend,
Heben Aepfel goldner Zierd' empor,
Lebensbäume, breite Schatten schlagend,
Decken Blumensitz und Kräuterflor.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführt die Himmelsmädchenschaar;
Mit den Augen fängst du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend stehn sie, was du unternahmest?
Große Plane? fährlich blut'gen Straus?
Daß du Held seyst sehn sie, weil du kamest;
Welch ein Held du seyst? sie forschen's aus.

Und sie sehn es bald an deiner Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt;
Glück und Hoheit, alles ist verschwunden,
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Chiosken dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgestein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden sie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling, bist willkommen!
Alle sind wie alle licht und klar;
Hast du eine dir an's Herz genommen;
Herrin, Freundin ist sie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
Von den mannichfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmause,
Den sich jede äußerst ausersinnt;
Viele Frauen hast und Ruh im Hause,
Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke dich in diesen Frieden:
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauschen.

---

Und so war das Wenige zu melden,
Wie der sel'ge Muselmann sich brüstet:
Paradies der Männer Glaubenshelden
Ist hiemit vollkommen ausgerüstet.

---

## Höheres und Höchstes.

Daß wir solche Dinge lehren,
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen:
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten,
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,
Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübsche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in Eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Declinirend Mohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen,
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbst verständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring' ich aller Orten
Leichter durch die ewigen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebendigerweise.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ew'ger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

---

## Aus Egmont.

### [Erster Aufzug.]

Armbrustschießen.

**Soldaten und Bürger** (mit Armbrüsten.)

Jetter (Bürger von Brüssel, Schneider, tritt vor und spannt die Armbrust). Soest (Bürger von Brüssel, Krämer).

Soest.

Nun schießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe schwarz, die habt ihr eure Tage nicht geschossen. Und so wär' ich für dieß Jahr Meister.

Jetter. Meister und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr sollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr sollt eure Geschicklichkeit bezahlen, wie's recht ist.

Buyck

(ein Holländer, Soldat unter Egmont).

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinnst, tractire die Herren: ich bin schon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, so ist's als wenn ihr geschossen hättet.

Soest. Ich sollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch, Buyck, nur immerhin.

Buyck (schießt). Nun, Pritschmeister, Reverenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Soest. Vier Ringe? Es sey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch, und abermal hoch!

Buyck. Danke, ihr Herren. Wäre Meister zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch selbst zu danken.

Ruysum

(ein Friesländer, Invalide und taub).

Daß ich euch sage!

Soest. Wie ist's, Alter!

Ruysum. Daß ich euch sage! — Er schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchse trifft er erst, wie Keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein schwarz geschossen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergessen, meine Herren! Ein König nährt seine Leute; und so, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es ist unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum. Was?

Soest (laut). Er will uns gastiren, er will nicht haben, daß wir zusammenlegen, und der König nur das Doppelte zahlt.

Ruysum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu seyn, und es laufen zu lassen wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majestät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Versteht sich Eure Majestät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch so seyn soll.

Soest. Wohl! Denn unserer Spanischen Majestät Gesundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruysum. Wer?

Soest (laut). Philipps des Zweyten, Königs in Spanien.

Ruysum. Unser allergnädigster König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soest. Hattet ihr seinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruysum. Gott tröst' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, so grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erschrocken wart, wußt' er mit so guter Manier — Ja, versteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er ließ sich nicht sehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Es ist kein Herr für uns Niederländer. Unsre Fürsten müssen froh und frei seyn wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedrückt seyn, so gutherzige Narren wir auch sind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur bessere Rathgeber hätte.

Soest. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an euch ist's, die erste Gesundheit zu trinken! Bringt eures Herrn Gesundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruysum. Ueberwinder bei St. Quintin.

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruysum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die schwere Büchse mehr schleppen. Hab' ich doch den Franzosen noch Eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abschied noch einen Streifschuß an's rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's frisch! den Sieg haben wir allein. Brannten und sengten die wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen sie! Ihre alten, handfesten Kerle hielten lange wieder, und wir drängten und schossen und hieben, daß sie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber und herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd,

Hause mit Hause, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses, bav, bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen herbei, und das nicht nah' genug; schossen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälschen und hob unsern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geschlagen, alles in's Wasser gesprengt. Und die Kerle ersoffen, wie sie das Wasser schmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Uns, die wir beidlebig sind, ward es wohl im Wasser wie den Fröschen; und immer die Feinde im Fluß zusammengehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Mistgabeln todt. Mußte doch die wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden seyd ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den statt der Margarete von Parma zum Regenten gesetzt!

Soest. Nicht so! Wahr bleibt wahr! Ich lasse mir Margareten nicht schelten. Nun ist's an mir. Es lebe unsre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soest. Wahrlich, treffliche Weiber sind in dem Hause. Die Regentin lebe!

Jetter. Klug ist sie, und mäßig in allem was sie thut; hielte sie's nur nicht so steif und fest mit den Pfaffen. Sie ist doch auch mit schuld, daß wir die vierzehn neuen Bischofsmützen im Lande haben. Wozu die nur sollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einschieben kann, wo sonst Aebte aus den Capiteln gewählt wurden? und wir sollen glauben, es sey um der Religion willen. Ja es hat sich. An drey Bischöfen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da setz's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's. (Sie trinken.)

Soest. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen; aber Schelmenlieder, so viel wir wollen Und warum? Es seyen Ketzereien drin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Buyck. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist; der fragt nach so etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Belieben hat. (Laut) Es ist ja wohl nichts unschuldiger, als ein geistlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruysum. Ey wohl! Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Jetter. Sie sagen aber, es sey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich ist's doch immer, da läßt man's lieber seyn. Die Inquisitionsdiener schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich geworden. Der Gewissenszwang fehlte noch! da ich nicht thun darf was ich möchte, können sie mich doch denken und singen lassen was ich will.

Soest. Die Inquisition kommt nicht auf. Wir sind nicht gemacht, wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. Und der Adel muß auch bei Zeiten suchen ihr die Flügel zu beschneiden.

Jetter. Es ist sehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt in mein Haus zu stürmen, und ich sitz' an meiner Arbeit, und summe just einen Französischen Psalm, und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böses; ich summe ihn aber, weil er mir in der Kehle ist; gleich bin ich ein Ketzer und werde eingesteckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bei einem Haufen Volks stehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutschland gekommen sind; auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je Einen predigen hören?

Soest. Wackre Leute. Neulich hört ich Einen auf dem Felde vor tausend und tausend Menschen sprechen. Das war ein ander Gekoch', als wenn unsre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateinischen Brocken erwürgen. Der sprach von der Leber weg; sagte, wie sie uns bisher hätten bei der Nase herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran seyn. Ich sagt's immer selbst, und grübelte so über die Sache nach. Mir ist's lang im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soest. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen lassen nach seiner Weise.

Buyck. Frisch, ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergessen. Das ist ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soest. Nun, Alter, bring' auch deine Gesundheit.

Ruysum. Alle Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, ist wohl natürlich; wie lumpig aber unser einem dabei zu Muthe ist, kann ich nicht sagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie sie über einen Hügel kamen und dort bei einer Mühle hielten, wie viel da geblieben sind, wie viel dort, und wie sie sich drängen, und Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man sein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unschuldigen Kindern ergeht. Das ist eine Noth und Angst, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen sie! Es geht uns auch so."

Soest. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt seyn.

Jetter. Ja, es übt sich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich sie sehe.

Buyck. Das sollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch ist's nicht gesagt, Landsmann. Wie wir die spanischen Besatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Soest. Gelt! die lagen dir am schwersten auf?

Jetter. Verir' Er sich.

Soest. Die hatten scharfe Einquartirung bei dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soest. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du bist ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch eure Gesundheit aus, eine bürgerliche Gesundheit.

Jetter. Dazu sind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soest. Ordnung und Freiheit!

Buyck. Brav! das sind auch wir zufrieden!

(Sie stoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch, daß jeder ein anderes ausruft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

---

## Fünfter Aufzug.

### Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont (allein).

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch wie die übrigen Freunde? wie willig senktest du dich auf mein freies Haupt herunter und kühltest, wie ein schöner Myrtenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter saus'ten, Ast und Wipfel sich knirrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungeregt. Was schüttelt dich nun? was erschüttert den festen treuen Sinn? Ich fühl's, es ist der Klang der Mordart, die an meiner Wurzel nascht. Noch steh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, sie überwindet, die verrätherische Gewalt; sie untergräbt den festen hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt, stürzt krachend und zerschmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblasen dir vom Haupte weggewiesen, warum vermagst du nicht die Ahnung zu verscheuchen, die tausendfach in dir sich auf- und niedertreibt? Seit wann begegnet dir der Tod fürchterlich, mit dessen wechselnden Bildern, wie mit der

übrigen Gestalten der gewohnten Erde, du gelassen lebtest? — Auch ist Er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegen sehnt; der Kerker ist's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Gränzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich so lang besessen; wo hat dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Versagt es dir, den nie gescheuten Tod im Angesicht der Sonne rasch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeschmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Schon starrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe scheut der Fuß. —

O Sorge, Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrautest, ist der Regentin Freundschaft, die fast (du darfst es dir gestehn), fast Liebe war, sind sie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verschwunden? und lassen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich umschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden! sie kommen! stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach, Clärchen, wärst du Mann; so säh' ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freiheit.

---

## Aus Iphigenie.

### Dritter Aufzug.

#### Erster Auftritt.

Iphigenie. Orest.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löse deine Bande
Zum Zeichen eines schmerzlichern Geschicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Ist, wie der letzte lichte Lebensblick
Des schwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht sagen,
Daß ihr verloren seyd! Wie könnt' ich euch
Mit mörderischer Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es sey, darf euer Haupt,
So lang' ich Priesterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie sie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunsch allein euch beizustehn.
O werther Landsmann! Selbst der letzte Knecht,
Der an den Heerd der Vatergötter streifte,
Ist uns in fremdem Lande hoch willkommen:
Wie soll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegen bringet und das innre Herz
Mit neuer schöner Hoffnung schmeichelnd labet!

Orest.

Verbirgst du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorsatz? oder darf ich wissen,
Wer mir, gleich einer Himmlischen, begegnet?

Iphigenie.

Du sollst mich kennen. Jetzo sag' mir an,
Was ich nur bald von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes unerwartetes Geschick
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgesendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
O sage mir! Er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frauen und Aegisthens Tücke?

Orest.

Du sagst's!

Iphigenie.

Weh dir, unseliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgesä't!
Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt! Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders schnell
Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, bestimmt des Vaters Rächer
Dereinst zu sein, wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick
Mit des Avernus Netzen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Orest.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.

Orest.

Bist du gastfreundlich diesem Königs-Hause,
Bist du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine schöne Freude mir verräth:
So bändige dein Herz und halt es fest!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen seyn.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?

Orest.

Du hast des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Orest, Elektra leben.

Orest.

Und fürchtest du für Klytämnestren nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Orest.

Auch schied sie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Vergoß sie reuig wüthend selbst ihr Blut?

Orest.

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger sinne.
Die Ungewißheit schlägt mir tausendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Orest.
So haben mich die Götter ausersehn
Zum Boten einer That, die ich so gern
In's klanglos-dumpfe Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund! allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder: Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben seinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die schönsten Bande
Der Freundschaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet,
Erreichen sie Mycen, als brächten sie
Die Trauernachricht von Orestens Tode
Mit seiner Asche. Wohl empfängt sie
Die Königin; sie treten in das Haus.
Elektren gibt Orest sich zu erkennen;
Sie bläs't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoss'nen Blutes oftgewaschnen Boden
Mit blassen ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geschwister
Von einer stiefgewordnen Mutter warteten. —
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wüthete,
Und Klytämnestra fiel durch Sohnes Hand.

Iphigenie.
Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken selig lebet,
Habt ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah
Bei euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglücksel'gen! Sprich mir von Orest! —

Orest.
O könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu,
„Lass't nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!“
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesä'ten Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur um neu zu schrecken Rast.

Iphigenie.
Unseliger, du bist in gleichem Fall,
Und fühlst was er, der arme Flüchtling, leidet!

Orest.
Was sagst du mir? Was wähnst du gleichen Fall?

Iphigenie.
Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dieß dein jüngster Bruder schon.

Orest.
Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sey Wahrheit!
Ich bin Orest! und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sey er willkommen!
Wer du auch seyst, so wünsch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünsch' ich sie nicht.
Du scheinst hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es stürze mein entseelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im schönen Griechenland,
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

(Er entfernt sich.)

Iphigenie.
So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht- und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen
Was Tausenden schon Reichthum ist; so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte:
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O lass't das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreyfach schmerzlicher vorübergehn!

Orest (tritt wieder zu ihr).
Rufst du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich gesell'st, und theilest Fluch und Noth.

Iphigenie.
Mein Schicksal ist an deines fest gebunden.

Orest.
Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülltest du
In deinen Schleier selbst den Schuldigen;
Du birgst ihn nicht vor'm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlass' ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie.
Kannst du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

Orest.
Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.
Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Orest.
Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.
Hast du Elektren, Eine Schwester nur?

Orest.
Die Eine kannt' ich; doch die ält'ste nahm
Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien,
Bei Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.
O laß dein Fragen und geselle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele,
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsers Hauses Schreckensbrande still
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,

Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Busens leise wehend kühlen.
Orest, mein Theurer, kannst du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in deinen Adern ausgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder!
O wenn vergoss'nen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Orest.

Es ruft! es ruft! So willst du mein Verderben?
Verbirgt in dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet!

Iphigenie.

Es zeigt sich dir im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Orest.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Orest.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.

Iphigenie.

Du wirst nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löse meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch sicher werden.
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Orest.

Ist hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Priesterin?

Iphigenie.

O höre mich! O sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen!
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller,
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest! Orest! mein Bruder!

Orest.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert strenge Dienerinnen
Und rächet das entweih'te Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Brust!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das schöne Glück ihm zärtlich bieten willst,
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne, zu. Er irr't umher
Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weis' ihn zurecht und schone meiner.

Iphigenie.

Fasse
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie ist hier,
Die längst verlorne Schwester. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen bist du, dargestellt zum Opfer,
Und findest in der Priesterin die Schwester.

Orest.

Unselige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu schwererem Geschick' und Leiden friste.
Gut, Priesterin! ich folge zum Altar:
Der Brudermord ist hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beschlossen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie sich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,
Zerstört sich selbst das wüthende Geschlecht;
Kommt kinderlos und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch sein geschwung'ner Arm traf ihre Brust.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.
Ja, schwinge deinen Stahl, verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen, und eröffne
Den Strömen die hier sieden einen Weg!

(Er sinkt in Ermattung).

Iphigenie.

Allein zu tragen dieses Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo bist du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?

(Sie entfernt sich suchend.)

---

## Aus Tasso.

### Vierter Aufzug.

---

#### Zweiter Auftritt.

Leonore. Tasso.

Leonore.

Was ist begegnet? Lieber Tasso, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn so getrieben?
Wie ist's geschehn? Wir alle stehn bestürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Wesen,
Dein schneller Blick, dein richtiger Verstand,
Mit dem du jedem gibst was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle selten lernt,
Die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, fast ganz verkenn' ich dich.

Tasso.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einst reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändest?
Wohl hast du recht, ich bin nicht mehr ich selbst,
Und bin's doch noch so gut als wie ich's war.
Es scheint ein Räthsel, und doch ist es keins.
Der stille Mond, der dich bei Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit seinem Schein
Unwiderstehlich lockt, es schwebt am Tage
Ein unbedeutend blasses Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überschienen,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir sagst, mein Freund, versteh' ich nicht,
Wie du es sagst. Erkläre dich mit mir.
Hat die Beleidigung des schroffen Mann's
Dich so gekränkt, daß du dich selbst und uns
So ganz verkennen magst? Vertraue mir.

Tasso.

Ich bin nicht der Beleidigte, du siehst
Mich ja bestraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löst das Schwert
Gar leicht und schnell, allein ich bin gefangen.

Du weißt wohl kaum — erschrick nicht, zarte Freundin —
Du triffst den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürst wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du scheinest mehr als billig ist bewegt.

Tasso.

Hältst du mich für so schwach, für so ein Kind,
Daß solch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geschehn ist kränkt mich nicht so tief,
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.
Laß meine Neider, meine Feinde nur
Gewähren! Frei und offen ist das Feld.

Leonore.

Du hast gar manchen fälschlich in Verdacht,
Ich habe selbst mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnst. Der heutige Verdruß —

Tasso.

Den lass' ich ganz bei Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir stets die steife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meister spielt.
Anstatt zu forschen, ob des Hörers Geist
Nicht schon für sich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von Manchem, das du besser
Und tiefer fühltest, und vernimmt kein Wort
Das du ihm sagst, und wird dich stets verkennen.
Verkannt zu seyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu übersehen glaubt!
Ich bin so alt noch nicht und nicht so klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln sollte.
Früh oder spät, es konnte sich nicht halten,
Wir mußten brechen; später wär' es nur
Um desto schlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt,
Dem folg' ich gern, sonst will ich keinen Meister.
Frei will ich seyn im Denken und im Dichten;
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er spricht mit Achtung oft genug von dir.

Tasso.

Mit Schonung willst du sagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und so bedingt zu sprechen, daß
Sein Lob erst recht zum Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus seinem Munde.

Leonore.

Möchtest du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er sonst von dir
Und dem Talente sprach, das dir vor Vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß
Das was du bist und hast, und schätzt es auch.

Tasso.

O glaube mir, ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.
Ein solcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das hast du selbst, das hast du wenn du willst,
Wenn du beharrst, wenn dich das Glück begünstigt.
Doch das was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit steifem Sinn
Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreiht, sich selbst ein Dichter scheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürsten Gunst,
Die er doch gern auf sich beschränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmlischen
Dem armen, dem verwais'ten Jüngling gaben.

Leonore.

O sähest du so klar, wie ich es sehe!
Du irrst dich über ihn; so ist er nicht.

Tasso.

Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind,
Und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht ist's,
In allen Stücken billig seyn; es heißt
Sein eigen Selbst zerstören. Sind die Menschen
Denn gegen uns so billig? Nein, o nein!
Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an diesen Mann als Gegenstand
Von meinem tiefsten Haß behalten; nichts
Kann mir die Lust entreißen, schlimm und schlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willst du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht lassen, seh' ich kaum
Wie du am Hofe länger bleiben willst.
Du weißt wie viel er gilt und gelten muß.

Tasso.

Wie sehr ich längst, o schöne Freundin, hier
Schon überflüssig bin, das weiß ich wohl.

Leonore.

Das bist du nicht, das kannst du nimmer werden!
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürst mit dir,
Wie gern die Fürstin mit dir lebt; und kommt
Die Schwester von Urbino, kommt sie fast
So sehr um dein'' als der Geschwister willen.
Sie denken alle gut und gleich von dir,
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Tasso.

O Leonore, welch Vertraun ist das?
Hat er von seinem Staate je ein Wort,
Ein ernstes Wort mit mir gesprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er sogar
In meiner Gegenwart mit seiner Schwester,
Mit andern sich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio schreiben! Fragt Antonio!

Leonore.

Du klagst anstatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freiheit lassen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Tasso.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du bist nicht unnütz, eben weil du ruhst.
So lange hegst du schon Verdruß und Sorge
Wie ein geliebtes Kind an deiner Brust.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will: auf diesem schönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen schien,
Gedeihst du nicht. O Tasso! — Rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du solltest dich entfernen!

Tasso.

Verschone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,
Ob's bitter sey. — Ob er genesen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundin!
Ich seh' es alles selbst, es ist vorbei!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und sein bedarf man, leider meiner nicht.
Und er ist klug, und leider bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde,
Sie lassen's gehn, sie sehen's anders an,
Sie widerstreben kaum, und sollten kämpfen.
Du glaubst, ich soll hinweg; ich glaub' es selbst —
So lebt denn wohl! ich werd' auch das ertragen.
Ihr seyd von mir geschieden — werd' auch mir,
Von euch zu scheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Auch in der Ferne zeigt sich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirst du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächsten nicht ersetzt.

Tasso.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie sie so leicht
Uns hülflos, einsam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmst du mich, mein Freund, so sollst du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich dir rathen, so begibst du dich
Erst nach Florenz, und eine Freundin wird
Gar freundlich für dich sorgen. Sey getrost,
Ich bin es selbst. Ich reise, den Gemahl
Die nächsten Tage dort zu finden, kann

Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich dich in unsre Mitte bringe.
Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst,
Welch einem Fürsten du dich nahen wirst,
Und welche Männer diese schöne Stadt
In ihrem Busen hegt, und welche Frauen.
Du schweigst? Bedenk' es wohl! Entschließe dich.

Tasso.

Gar reizend ist, was du mir sagst, so ganz
Dem Wunsch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es ist zu neu; ich bitte dich,
Laß mich bedenken, ich beschließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der schönsten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieses Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkst,
So wirst du schwerlich etwas Bessers denken.

Tasso.

Noch eins, geliebte Freundin, sage mir,
Wie ist die Fürstin gegen mich gesinnt?
War sie erzürnt auf mich? Was sagte sie? —
Sie hat mich sehr getadelt? Rede frei.

Leonore.

Da sie dich kennt, hat sie dich leicht entschuldigt.

Tasso.

Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunst wird nicht so leicht verscherzt.

Tasso.

Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht; gewiß.

Tasso.

Werd' ich des Fürsten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In seiner Großmuth kannst du sicher ruhn.

Tasso.

Und lassen wir die Fürstin ganz allein?
Du gehst hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.
Und es gelingt, ich sehe dich beglückt,
Du wirst von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürst befahl's, Antonio sucht dich auf.
Er tadelt selbst an sich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelassen auf so wie er kommt.

Tasso.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm stehn.

Leonore.

Und schenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh' du scheidest, dir das Aug' zu öffnen:
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt und neckt!
Du irrst gewiß, und wie du sonst zur Freude
Von andern dichtest, leider dichtest du
In diesem Fall ein seltenes Gewebe,
Dich selbst zu kränken. Alles will ich thun,
Um es entzwey zu reißen, daß du frei
Den schönen Weg des Lebens wandeln mögest.
Leb' wohl! ich hoffe bald ein glücklich Wort.

---

## Aus dem ersten Theile des Faust.

### Gretchens Stube.

Gretchen
am Spinnrade allein.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt.

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach sein Kuß!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn.
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

---

### Marthens Garten.

Margarete. Faust.

Margarete.

Versprich mir, Heinrich!

Faust.

Was ich kann!

Margarete.

Nun sag', wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hält'st nicht viel davon.

Faust.

Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

Margarete.

Das ist nicht recht, man muß d'ran glauben!

Faust.

Muß man?

Margarete.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrst auch nicht die heil'gen Sacramente.

Faust.

Ich ehre sie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Messe, zur Beichte bist du lange nicht gegangen.
Glaubst du an Gott?

Faust.

Mein Liebchen, wer darf sagen:
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu sein.

Margarete.

So glaubst du nicht?

Faust.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,

Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Faust.

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christenthum.

Faust.

Lieb's Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.

Faust.

Wie so?

Margarete.

Der Mensch, den du da bei dir hast,
Ist mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt!
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht.

Faust.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber, wie ich mich sehne dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Faust.

Es muß auch solche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit seines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein,
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts einen Antheil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn' geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's so wohl in deinem Arm,
So frei, so hingegeben warm,
Und seine Gegenwart schnürt mir das Inn're zu.

Faust.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarete.

Das übermannt mich so sehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch so sein.

Faust.

Du hast nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Faust.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?

Margarete.

Ach wenn ich nur alleine schlief'!
Ich ließ' dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter schläft nicht tief:
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Faust.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier ist ein Fläschchen! Drey Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht schaden?

Faust.

Würd' ich sonst, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich bester Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe schon so viel für dich gethan,
Daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.

ab.

Mephistopheles tritt auf.

Mepistopheles.

Der Grasaff'! ist er weg?

Faust.

Hast wieder spionirt?

Mephistopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechisirt;
Hoff', es soll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessirt,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Faust.

Du Ungeheuer siehst nicht ein,
Wie diese treue, liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr selig machend ist, sich heilig quäle,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll.

Mephistopheles.

Du übersinnlicher sinnlicher Freier,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Faust.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephistopheles.

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr sie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Faust.

Was geht dich's an?

Mephistopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran!

---

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen

mit Krügen.

Lieschen.

Hast nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen

Gewiß, Sibylle sagt' mir's heute!
Die hat sich endlich auch bethört.
Das ist das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie so?

Lieschen.

Es stinkt!
Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So ist's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat sie an dem Kerl gehangen!

Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die Erste seyn,
Curtesirt' ihr immer mit Pastetchen und Wein;
Bild't sich was auf ihre Schönheit ein,
War doch so ehrlos sich nicht zu schämen
Geschenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekos' und ein Geschleck';
Da ist denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerst sie noch gar!
Wenn unser Eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ;
Stand sie bei ihrem Buhlen süß,
Auf der Thürbank und im dunklen Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luft genung,
Er ist auch fort.

Gretchen.

Das ist nicht schön!

Lieschen.

Kriegt sie ihn, soll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling streuen wir vor die Thür!
ab.

Gretchen
nach Hause gehend.

Wie konnt' ich sonst so tapfer schmählen,
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war,
Und segnet' mich und that so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!
Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!

---

## Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa,
Blumenkrüge davor.

Gretchen
steckt frische Blumen in die Krüge.

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach,

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

---

## Nacht.

### Straße vor Gretchens Thür.

Valentin, Soldat, Gretchens Bruder.

Wenn ich so saß bei einem Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und die Gesellen mir den Flor
Der Mägdlein laut gepriesen vor,
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,
Den Ellenbogen aufgestemmt
Saß ich in meiner sichern Ruh,
Hört' all' dem Schwadroniren zu,
Und streiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und sage: Alles nach seiner Art!
Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht?
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen schrieen: er hat Recht,
Sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht!
Da saßen alle die Lober stumm.
Und nun! — um's Haar sich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naserümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen;
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was schleicht herbei?
Irr' ich nicht, es sind ihrer zwei.
Ist er's, gleich pack ich ihn beim Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie von dem Fenster dort der Sacristey
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsterniß drängt ringsum bei!
So sieht's in meinem Busen nächtig.

Mephistopheles.

Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis' dann um die Mauern streicht,
Mir ist's ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Rammelei.
So spukt mir schon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.

Faust.

Rückt wohl der Schatz indessen in die Höh',
Den ich dorthinten flimmern seh'?

Mephistopheles.

Du kannst die Freude bald erleben,
Das Kesselchen herauszuheben.
Ich schielte neulich so hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Faust.

Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Buhle damit zu zieren.

Mephistopheles.

Ich sah dabei wohl so ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenschnüren.

Faust.

So ist es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh'.

Mephistopheles.
Es sollt' euch eben nicht verdrießen,
Umsonst auch etwas zu genießen.
Jetzt da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunststück hören:
Ich sing ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören.

Singt zur Zither.
Was machst du mir
Vor Liebchens Thür
Kathrinchen hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es seyn!
Er läßt dich ein
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Ist es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nicht's zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin tritt vor.
Wen lockst du hier? beim Element!
Vermaledeyter Rattenfänger!
Zum Teufel erst das Instrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!

Mephistopheles.
Die Zither ist entzwei! an der ist nichts zu halten.

Valentin.
Nun soll es an ein Schädelspalten!

Mephistopheles zu Faust.
Herr Doctor nicht gewichen! Frisch!
Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Flederwisch!
Nur zugestoßen! Ich parire.

Valentin.
Parire den!

Mephistopheles.
Warum denn nicht?

Valentin.
Auch den!

Mephistopheles.
Gewiß!

Valentin.
Ich glaub' der Teufel ficht!
Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephistopheles zu Faust.
Stoß zu!

Valentin fällt.
O weh!

Mephistopheles.
Nun ist der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müssen gleich verschwinden:
Denn schon entsteht ein mörderlich Geschrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden.

Marthe am Fenster.
Heraus! Heraus!

Gretchen am Fenster.
Herbei ein Licht!

Marthe wie oben.
Man schilt und rauft, man schreit und ficht.

Volk.
Da liegt schon einer todt!

Marthe heraustretend.
Die Mörder, sind sie denn entflohn?

Gretchen heraustretend.
Wer liegt hier?

Volk.
Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.
Allmächtiger! welche Noth!

Valentin.
Ich sterbe! das ist bald gesagt
Und bälder noch gethan.
Was steht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!
(Alle treten um ihn).
Mein Gretchen sieh! du bist noch jung,
Bist gar noch nicht gescheidt genung,
Machst deine Sachen schlecht.
Ich sag' dir's im Vertrauen nur:
Du bist doch nun einmal eine Hur';
So sei's auch eben recht.

Gretchen.
Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?

Valentin.
Laß' unsern Herr Gott aus dem Spaß.
Geschehn ist leider nun geschehn,
Und wie es geh'n kann, so wird's gehn.
Du singst mit einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte sie gern ermorden.
Wächst sie aber und macht sich groß,
Dann geht sie auch bei Tage bloß,
Und ist doch nicht schöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht.

Ich seh' wahrhaftig schon die Zeit,
Daß alle braven Bürgersleut',
Wie von einer angesteckten Leichen,
Von dir, du Metze! seitab weichen.
Dir soll das Herz im Leib verzagen,
Wenn sie dir in die Augen sehn!
Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht bei'm Tanze wohlbehagen!
In eine finstre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verstecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden sein vermaledeyt!

Marthe.
Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Lästrung auf euch laden?

Valentin.
Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du schändlich kupplerisches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen.
Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.
Ich sage, laß die Thränen seyn!
Da du dich sprachst der Ehre los,
Gabst mir den schwersten Herzensstoß.
Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.
(stirbt.)

---

## Dom.

### Amt, Orgel und Gesang.

---

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.

Böser Geist.
Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Missethat?
Bet'st du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?
Auf deiner Schwelle wessen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstet dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

Orgelton.

Böser Geist.

Grimm faßt dich!
Die Posaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aschenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir ist als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten lös'te.

Chor.

Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird so eng'!
Die Mauern=Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böser Geist.

Verbirg' dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böser Geist.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläschchen! —
Sie fällt in Ohnmacht

---

## Kerker.

Faust, mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe, vor einem eisernen Thürchen.

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt sie, hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderst zu ihr zu gehen!
Du fürchtest sie wieder zu sehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.

Er ergreift das Schloß. Es singt inwendig.

Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gegessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!

Faust aufschließend.

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauscht.

Er tritt ein.

Margarete sich auf dem Lager verbergend.

Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Faust leise.

Still! Still! ich komme dich zu befreien.

Margarete sich vor ihm hinwälzend.

Bist du ein Mensch, so fühle meine Noth.

Faust.

Du wirst die Wächter aus dem Schlafe schreien!

Er faßt die Ketten, sie aufzuschließen.

Margarete auf den Knieen.

Wer hat dir Henker diese Macht
Ueber mich gegeben!
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Ist's morgen früh nicht zeitig genug?

Sie steht auf.

Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun ist er weit;
Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.
Fasse mich nicht so gewaltsam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht gesehen!

Faust.

Werd' ich den Jammer überstehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erst das Kind noch tränken.
Ich herzt' es diese ganze Nacht.
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie singen Lieder auf mich! Es ist bös von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt so,
Wer heißt sie's deuten?

Faust wirft sich nieder.

Ein Liebender liegt dir zu Füßen,
Die Jammerknechtschaft aufzuschließen.

Margarete wirft sich zu ihm.

O laß uns knien, die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter diesen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böse,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöse!

Faust laut.

Gretchen! Gretchen!

Margarete aufmerksam.

Das war des Freundes Stimme!

Sie springt auf. Die Ketten fallen ab.

Wo ist er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir soll niemand wehren.
An seinen Hals will ich fliegen,
An seinem Busen liegen!
Er rief Gretchen! Er stand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappen der Hölle,
Durch den grimmigen, teuflischen Hohn,
Erkannt ich den süßen, den liebenden Ton.

Faust.

Ich bin's!

Margarete.

Du bist's! O sag' es noch einmal!

Ihn fassend.

Er ist's! Er ist's! Wohin ist alle Qual?
Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?
Du bist's! Kommst mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon ist die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erstenmale sah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Faust fortstrebend.

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil' ich doch so gern wo du weilest.

Liebkosend.

Faust.

Eile!
Wenn du nicht eilest,
Werden wir's theuer büßen müssen.

Margarete.
Wie? du kannst nicht mehr küssen?
Mein Freund, so kurz von mir entfernt,
Und hast's Küssen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halse so bang?
Wenn sonst von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßtest als wolltest du mich ersticken.
Küsse mich!
Sonst küss' ich dich!
(Sie umfaßt ihn.)
O weh! deine Lippen sind kalt,
Sind stumm.
Wo ist dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?
(Sie wendet sich von ihm.)

Faust.
Komm! Folge mir! Liebchen, fasse Muth!
Ich herze dich mit tausendfacher Gluth!
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete (zu ihm gewendet.)
Und bist du's denn? Und bist du's auch gewiß?

Faust.
Ich bin's! Komm mit!

Margarethe.
Du machst die Fesseln los,
Nimmst wieder mich in deinen Schoos.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht scheust? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreist?

Faust.
Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.
Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geschenkt?
Dir auch — Du bist's! ich glaub' es kaum.
Gib deine Hand! Es ist kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber sie ist feucht!
Wische sie ab! Wie mich däucht
Ist Blut dran.
Ach Gott! Was hast du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum!

Faust.
Laß das Vergang'ne vergangen sein,
Du bringst mich um.

Margarete.
Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beschreiben.
Für die mußt du sorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den besten Platz geben,
Meinen Bruder sogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Brust.
Niemand wird sonst bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu schmiegen
Das war ein süßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir ist's als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als stießest du mich von dir zurück;
Und doch bist du's und blickst so gut, so fromm.

Faust.
Fühlst du, daß ich es bin, so komm!

Margarete.
Dahinaus?

Faust.
In's Freie.

Margarete.
Ist das Grab drauß',
Lauert der Tod, so komm!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Faust.
Du kannst! so wolle nur! Die Thür steht offen.

Margarete.
Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es ist so elend betteln zu müssen,
Und noch dazu mit bösem Gewissen!
Es ist so elend in der Fremde schweifen,
Und sie werden mich doch ergreifen!

Faust.
Ich bleibe bei dir.

Margarete.
Geschwind! Geschwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg
In den Wald hinein,
Links wo die Planke steht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will sich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Faust.
Besinne dich doch!
Nur Einen Schritt, so bist du frei!

Margarete.
Wären wir nur den Berg vorbei!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt bei'm Schopfe!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, sie nickt nicht, der Kopf ist ihr schwer;
Sie schlief so lange, sie wacht nicht mehr.
Sie schlief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Faust.
Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen,
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.
Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Fasse mich nicht so mörderisch an!
Sonst hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Faust.
Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.
Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag dringt herein;
Mein Hochzeittag sollt' es sein!
Sag niemand daß du schon bei Gretchen warst.
Weh meinem Kranze!
Es ist eben geschehn!
Wir werden uns wiedersehn;
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt sich, man hört sie nicht.
Der Platz, die Gassen
Können sie nicht fassen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie sie mich binden und packen!
Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Faust.
O wär' ich nie geboren!

Mephistopheles (erscheint draußen.)
Auf! oder ihr seid verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde schaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.
Was steigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich;

Faust.
Du sollst leben!

Margarete.
Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephistopheles (zu Faust.)
Komm! komm! Ich lasse dich mit ihr im Stich.

Margarete.
Dein bin ich, Vater! Rette mich;
Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephistopheles.
Sie ist gerichtet!

Stimme (von oben).
Ist gerettet!

**Mephistopheles** (zu Faust.)
Her zu mir!
(Verschwindet mit Faust.)
**Stimme** (von innen, verhallend.)
Heinrich! Heinrich!

---

## Aus dem zweiten Theile des Faust.

### Schluß des vierten Acts.

**Kaiser.**
Es sei nun wie ihm sei! uns ist die Schlacht gewonnen,
Des Feind's zerstreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier steht der leere Thron, verrätherischer Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geschützt von eigenen Trabanten,
Erwarten kaiserlich der Völker Abgesandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botschaft an:
Beruhigt sei das Reich, uns freudig zugethan.
Hat sich in unsern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut,
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felsenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unsre Brust erhöhn, des Feindes Brust verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu stets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preis't den gewognen Gott.
Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchsten Preis wend' ich den frommen Blick,
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.
Ein junger muntrer Fürst mag seinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungesäumt, verbind' ich mich sogleich
Mit euch Vier Würdigen für Haus und Hof und Reich.
(Zum Ersten.)
Dein war, o Fürst! des Heer's geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, heroisch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt,
Erbmarschall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

**Erbmarschall.**
Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beschäftigt,
Wenn's an der Grenze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann sei es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüsten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchsten Majestät zu ewigem Geleite.

**Der Kaiser** (zum Zweiten).
Der sich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du! sei Erzkämmerer, der Auftrag ist nicht leicht.
Du bist der Oberste von allem Hausgesinde,
Bei deren innerm Streit ich schlechte Diener finde;
Dein Beispiel sei fortan in Ehren aufgestellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof, und Allen wohlgefällt.

**Erzkämmerer.**
Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden,
Den Besten hülfreich seyn, den Schlechten selbst nicht schaden,
Dann klar sein ohne List, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchschaust, geschieht mir schon genug.
Darf sich die Phantasie auf jenes Fest erstrecken?
Wenn du zur Tafel gehst, reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.

**Kaiser.**
Zwar fühl' ich mich zu ernst, auf Festlichkeit zu sinnen,
Doch sei's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.
(Zum Dritten.)
Dich wähl' ich zum Erztruchseß! Also sei fortan,
Dir Jagd, Geflügel-Hof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsspeise Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie sie der Monat bringt und sorgsam zubereiten.

**Erztruchseß.**
Streng Fasten sey für mich die angenehmste Pflicht,
Bis, vor dich hingestellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerschaft soll sich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahrszeit zu beschleun'gen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig ist's, wornach dein Sinn verlangt.

**Kaiser** (zum Vierten.)
Weil unausweichlich hier sich's nur von Festen handelt,
So sei mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzschenke, sorge nun, daß unsre Kellerei
Auf's reichlichste versorgt mit gutem Weine sei.
Du selbst sey mäßig, laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.

**Erzschenk.**
Mein Fürst, die Jugend selbst, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man sich's versieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich versetze mich zu jenem großen Feste;
Ein kaiserlich Büffet schmück' ich auf's allerbeste
Mit Prachtgefäßen, gülden, silbern allzumal;
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichsten Pokal.
Ein blank venedisch Glas, worin Behagen lauschet,
Des Weins Geschmack sich stärkt und nimmermehr berauschet.
Auf solchen Wunderschatz vertraut man oft zu sehr!
Doch deine Mäßigkeit, du Höchster, schützt noch mehr.

**Kaiser.**
Was ich euch zugedacht in dieser ernsten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverlässigem Munde.
Der Kaisers Wort ist groß und sichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zur rechten Stunde schreiten.

**Der Erzbischof** (tritt auf).

**Kaiser.**
Wenn ein Gewölbe sich dem Schlußstein anvertraut,
Dann ist's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du siehst vier Fürsten da! Wir haben erst erörtert,
Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,
Sei, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern sollen sie vor allen andern glänzen,
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Besitzthums Gränzen,
Vom Erbtheil jener die sich von uns abgewandt.
Euch Treuen sprech' ich zu so manches schöne Land,
Zugleich das hohe Recht, euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tausch in's Weitre zu verbreiten;
Dann sei bestimmt vergönnt, zu üben ungestört,
Was von Gerechtsamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von euern höchsten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beth', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören soll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächst der Majestät erhoben.

**Erzbischof.**
Im Namen aller sei dir tiefster Dank gebracht,
Du machst uns stark und fest und stärkest deine Macht.

**Kaiser.**
Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Lust zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus rascher Strebsamkeit in's Drohende zurück.
Auch werd' ich, seiner Zeit, mich von den Theuren trennen,
Dann sei es eure Pflicht, den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar
Und friedlich ende dann was jetzt so stürmisch war.

**Erzcanzler.**
Mit Stolz in tiefster Brust, mit Demuth an Gebärde,
Stehn Fürsten dir gebeugt, die ersten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.

**Kaiser.**
Und also sei, zum Schluß, was wir bisher bethätigt,
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug bestätigt.
Zwar habt ihr den Besitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar sei.
Und wie ihr euch vermehrt was ihr von uns empfangen,
Es soll's der ält'ste Sohn in gleichem Maaß erlangen.

**Erzkanzler.**
Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigste Statut;
Reinschrift und Sieglung soll die Kanzelei beschäft'gen.
Mit heiliger Signatur wirst du's, der Herr, bekräft'gen.

**Kaiser.**
Und so entlass' ich euch, damit den großen Tag,
Gesammelt, jedermann sich überlegen mag.

**Die weltlichen Fürsten**
(entfernen sich).

**Der Geistliche**
(bleibt und spricht pathetisch).
Der Kanzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben,
Vom ernsten Warnegeist zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

**Kaiser.**
Was hast du Bängliches zur frohen Stunde? sprich!

**Erzbischof.**
Mit welchem bittern Schmerz find' ich, in dieser Stunde,
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.
Zwar wie es scheinen will, gesichert auf dem Thron,

Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papst zum Hohn,
Wenn dieser es erfährt, schnell wird er sträflich richten,
Mit heiligem Strahl dein Reich, das sündige, zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht, wie du, zur höchsten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Christenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erste Strahl der Gnaden.
Doch schlag' an deine Brust und gib vom frevlen Glück
Ein mäßig Schärflein gleich dem Heiligthum zurück.
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt gestanden,
Wo böse Geister sich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürsten du ein horchsam Ohr geliehn,
Den stifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn.
Mit Berg nnd dichtem Wald, so weit sie sich erstrecken,
Mit Höhen die sich grün zu steter Weide decken,
Fischreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie sie sich, eilig schlängelnd, stürzen ab zu Thal.
Das breite Thal dann selbst, mit Wiesen, Gauen, Gründen:
Die Reue spricht sich aus, und du wirst Gnade finden.

Kaiser.

Durch meinen schweren Fehl bin ich so tief erschreckt,
Die Gränze sei von dir nach eignem Maß gesteckt.

Erzbischof.

Erst: der entweihte Raum, wo man sich so versündigt,
Sei alsobald zum Dienst des Höchsten angekündigt.
Behende steigt im Geist Gemäuer stark empor,
Der Morgensonne Blick erleuchtet schon das Chor,
Zum Kreuz erweitert sich das wachsende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht sich zu der Gläubigen Freude,
Sie strömen brünstig schon durch's würdige Portal,
Der erste Glockenruf erscholl durch Berg und Thal,
Von hohen Thürmen tönt's, wie sie zum Himmel streben,
Der Büßer kommt heran, zu neugeschaffnem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchste Zierde seyn.

Kaiser.

Mag ein so großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preisen Gott den Herrn, so wie mich zu entsünd'gen.
Genug! Ich fühle schon wie sich mein Sinn erhöht.

Erzbischof.

Als Canzler förd'r' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiser.

Ein förmlich Dokument, der Kirche das zu eignen,
Dn legst es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbischof

(hat sich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang wieder um).

Dann widmest du zugleich dem Werke, wie's entsteht,
Gesammte Landsgefälle: Zehnten, Zinsen, Beth',
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,
Und schwere Kosten macht die sorgliche Verwaltung.
Zum schnellen Aufbau selbst auf solchem wüsten Platz,
Reichst du uns einiges Gold aus deinem Beuteschatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verschweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtstuhl belehrt,
Die Kirche segnet den, der ihr zu Diensten fährt.
(Ab).

Kaiser.

Die Sünd' ist groß und schwer womit ich mich beladen,
Das leidige Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.

Erzbischof

(abermals zurückkehrend mit tiefster Verbeugung).

Verzeih', o Herr! Es ward dem sehr verrufnen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch diesen trifft der Bann,
Verleihst du renig nicht der hohen Kirchenstelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiser (verdrießlich).

Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbischof.

Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften bleiben!

Kaiser (allein).

So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich verschreiben.

---

## Fünfter Akt.

---

### Offene Gegend.

Wanderer.

Ja! sie finds' die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich soll sie wieder finden
Nach so langer Wanderschaft!
Ist es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die sturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich segnen,
Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt schon jener Tage war.
Ach! das waren fromme Leute!
Poch' ich? ruf' ich? — Seid gegrüßt!
Wenn, gastfreundlich, auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Baucis.

(Mütterchen, sehr alt).

Lieber Kömmling! Leise! Leise!
Ruhe! laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greise
Kurzen Wachens rasches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, bist du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einst gethan?
Bist du Baucis, die, geschäftig,
Halberstorbnen Mund erquickt?

(Der Gatte tritt auf.)

Du Philemon, der, so kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raschen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grausen Abenteuers
Lösung war euch anvertraut.

Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das gränzenlose Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Brust so sehr.
(Er schreitet vorwärts auf der Düne).

Philemon zu Baucis.

Eile nur den Tisch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erschrecken,
Denn er glaubt nicht was er sieht.
(Ihm folgend).

Philemon

(neben dem Wanderer stehend).

Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, schäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht wie sonst bereit;
Und, wie meine Kräfte schwanden,
War auch schon die Woge weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein.
Schaue grünend Wies' an Wiese,
Anger, Garten, Dorf und Wald.
Komm nun aber und genieße,
Denn die Sonne scheidet bald. —
Doch! im Fernsten ziehen Segel!
Suchen nächtlich sichern Port —
Kennen doch ihr Nest die Vögel —
Denn jetzt ist der Hafen dort.
So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

### Im Gärtchen.

(Am Tische zu Drei).

Baucis

(zum Fremdling).

Bleibst du stumm? und keinen Bissen
Bringst du zum verlechzten Mund?

Philemon.

Möcht' er doch vom Wunder wissen,
Sprichst so gerne, thu's ihm kund.

Baucis.

Wohl! ein Wunder ist's gewesen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh;

Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiser sich versündigen,
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unsern Dünen
Ward der erste Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald sich ein Palast.

Baucis.

Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag und Schlag,
Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual,
Meerab flossen Feuergluthen,
Morgens war es ein Canal.
Gottlos ist er, ihn gelüstet
Unsre Hütte, unser Hain;
Wie er sich als Nachbar brüstet,
Soll man unterthänig sein.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Wasserboden,
Halt' auf deiner Höhe Stand.

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten!
Letzten Sonnenblick zu schaun.
Laßt uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

---

Palast.

Weiter Ziergarten, großer gradgeführter Canal.

---

Faust (im höchsten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lynceus der Thürmer (durch's Sprachrohr).

Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn ist im Begriffe,
Auf dem Canale hier zu sein.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die starren Masten stehn bereit,
In dir preis't sich der Bootsmann selig,
Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit.

(Das Glöckchen läutet auf der Düne).

Faust (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuschändlich
Verwundet's, wie ein tückischer Schuß;
Vor Augen ist mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidische Laute,
Mein Hochbesitz er ist nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.
Und wünscht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten schaudert mir,
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie segelt froh der bunte Kahn,
Mit frischem Abendwind heran!
Wie thürmt sich sein behender Lauf
In Kisten, Kasten, Säcken auf!

(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugnissen fremder Weltgegenden).

Mephistopheles. Die drei gewaltigen Gesellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da sind wir schon.
Glück an! dem Herren,
Dem Patron.

(Sie steigen aus, die Güter werden an's Land geschafft).

Mephistopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt wenn der Patron es lobt,
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das sieht man unsrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geist,
Wer weiß da was Besinnen heißt!
Da fördert nur ein rascher Griff,
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,
Und ist man erst der Herr zu drei,
Dann hakelt man das vierte bei.
Da geht es denn dem fünften schlecht,
Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt um's Was? und nicht um's Wie?
Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Gesellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Gestank!
Er macht ein wi-
derlich Gesicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephistopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn,
Nahmt ihr doch euren
Theil davon.

Die Gesellen.

Das ist nur für
Die Langeweil,
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephistopheles.

Erst ordnet oben
Saal an Saal
Die Kostbarkeiten
Allzumal.
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er sich gewiß
Nicht lumpen läßt
Und gibt der Flotte
Fest nach Fest.
Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum Besten sorgen.

(Die Ladung wird weggeschafft).

Mephistopheles (zu Faust.)

Mit ernster Stirn, mit düsterm Blick
Vernimmst du dein erhaben Glück.
Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer ist dem Meer versöhnt,
Vom Ufer nimmt, zu rascher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an,
So sprich daß hier, hier vom Palast
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieser Stelle ging es aus,
Hier stand das erste Bretterhaus,
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt
Wo jetzt das Ruder emsig spritzt.
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —

Faust.

Das verfluchte hier!
Das eben leidig lastet mir.
Dir Vielgewandtem muß ich's sagen,
Mir giebt's im Herzen Stich um Stich,
Mir ist's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.
Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Welt-Besitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn was alles ich gethan,
Zu überschaun mit einem Blick
Des Menschengeistes Meisterstück,

Bethätigend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So sind am härtsten wir gequält:
Im Reichthum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willens-Kür
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.

Mephistopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Mischt sich in jegliches Begebniß,
Vom ersten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwischen Bimm und Baum,
Das Leben ein verschollner Traum.

Faust.

Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu sein.

Mephistopheles.

Was willst du dich denn hier geniren,
Mußt du nicht längst colonisiren?

Faust.

So geht und schafft sie mir zur Seite!
Das schöne Gütchen kennst du ja,
Das ich dem Alten ausersah.

Mephistopheles.

Man trägt sie fort und setzt sie nieder.
Eh' man sich umsieht stehn sie wieder;
Nach überstandener Gewalt
Versöhnt ein schöner Aufenthalt.
(Er pfeift gellend).

Die Drei treten auf.

Mephistopheles.

Kommt! Wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen giebt ein Flottenfest.

Die Drei.

Der alte Herr empfing uns schlecht,
Ein flottes Fest ist uns zu Recht.

Mephistopheles (ad Spectatores).

Auch hier geschieht was längst geschah,
Denn Naboths Weinberg war schon da.
(Regum 1. 21).

---

## Tiefe Nacht.

Lynceus, der Thürmer (auf der Schloßwarte singend):

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen!
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!
(Pause).
Nicht allein mich zu ergötzen
Bin ich hier so hoch gestellt;
Welch ein gräuliches Entsetzen
Droht mir aus der finstern Welt!
Funkenblicke seh' ich sprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer stärker wühlt ein Glühen
Von der Zugluft angefacht.
Ach! die inn're Hütte lodert,
Die bemoos't und feucht gestanden,
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung ist vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonst so sorglich um das Feuer,
Werden sie dem Qualm zur Beute!
Welch ein schrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das schwarze Moosgestelle,
Retteten sich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze steigen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Aeste dürr, die flackernd brennen,
Glühen schnell und stürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!
Das Capellchen bricht zusammen
Von der Aeste Sturz und Last;
Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.
(Lange Pause, Gesang).
Was sich sonst dem Blick empfohlen
Mit Jahrhunderten, ist hin.

Faust
(auf dem Balkon, gegen die Dünen).

Von oben welch ein singend Wimmern?
Das Wort ist hier, der Ton zu spat,
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch sei der Lindenwuchs vernichtet,
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland ist bald errichtet,
Um in's Unendliche zu schaun.
Da seh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umschließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der späten Tage froh genießt.

Mephistopheles und die Dreie (unten).

Da kommen wir mit vollem Trab.
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten schwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in solchem Fall geschicht,
Sie hörten nicht, sie wollten nicht,
Wir aber haben nicht gesäumt,
Behende dir sie weggeräumt.
Das Paar hat sich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen sie entseelt.
Ein Fremder, der sich dort versteckt,
Und fechten wollte, ward gestreckt,
In wilden Kampfes kurzer Zeit
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieser drei.

Faust.

War't ihr für meine Worte taub!
Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbesonnenen wilden Streich
Ihm fluch' ich! theilt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erschallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und bist du kühn, und hältst du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich.
(Ab).

Faust (auf dem Balkon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer sinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunst zu mir heran.
Geboten schnell, zu schnell gethan! —
Was schwebet schattenhaft heran?

---

## Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erste.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu drei.

Die Thür ist verschlossen, wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Gesicht.

Sorge.

Ihr Schwestern ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein.

(Sorge verschwindet).

Mangel.

Ihr, graue Geschwister, entfernt euch von hier.

Schuld.

Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth.

Ganz nah an der Ferse begleitet die Noth.

Zu drei.

Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —
— — Tod.

Faust. (im Palast).

Vier sah ich kommen, drei nur gehn,
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verstehn.
Es klang so nach als hieß es — Noth,
Ein düstres Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, gespensterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Mensch zu sein.

Das war ich sonst, eh' ichs im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
Daß niemand weiß wie er ihn meiden soll.
Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt, was krächzt er? Mißgeschick.
Von Aberglauben früh und spat umgarnt.
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt.
Und so verschüchtert, stehen wir allein;
Die Pforte knarrt und niemand kommt herein.

(Erschüttert).

Ist jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert Ja!

Faust.

Und du, wer bist denn du?

Sorge.

Bin eimal da.

Faust.

Entferne dich!

Sorge.

Ich bin am rechten Ort.

Faust (erst ergrimmt, dann besänftigt für sich).

Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort.

Sorge.

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Ueb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Geselle;
Stets gefunden, nie gesucht,
So geschmeichelt wie verflucht.
Hast du die Sorge nie gekannt? —

Faust.

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwischte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig;
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Ehrentag entlang;
Wenn Geister spuken geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Sorge.

Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze,
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen.
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle,
Sei es Wonne, sei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.

Faust.

Hör' auf! so kommst du mir nicht bei!
Ich mag nicht solchen Unsinn hören.
Fahr' hin! die schlechte Litaney
Sie könnte selbst den klügsten Mann bethören.

Sorge.

Soll er gehen? soll er kommen?
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefer,
Sich und andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken,
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Faust.

Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
In garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Sorge.

Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun Fauste werde du's am Ende! —

(Sie haucht ihn an).

Faust (erblindet).

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen was ich kühn ersann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß,
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geist für tausend Hände.

---

## Legende.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter d'rauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken,
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmuth, d'rauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt.
Der Herr geht immer voraus vor Allen
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sanct Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit;
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'st du zu rechter Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

---

## Novelle.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der nächsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da geberdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; beide waren von thätiglebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und seltenes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrich's, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte; auch lasse ich, sagte er, dir unsern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles sorgen wird; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hinteren Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Telescop noch in der Stellung wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegen stemmte, und wie doch hie und da seine Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußten. Nun haben wir manches gethan, um diese Wildniß zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht. um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch niemand wußte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern

angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht, denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen alten Gipfel umgibt; seit hundert und fünfzig Jahren hat keine Art hier geklungen und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo ihr euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dieß Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig-einziges Lacal, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fart: Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens, hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu Wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und abschritt: ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesen aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Zinne, der unbegrenzten Aussicht wegen, zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern van allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er in's Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort aben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Hanoria trat ein, und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen, und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, versetzte der Fürst; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll. — Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen. — Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst. — Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles was der Mensch leistet und bedarf, man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide sa deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, so kammen jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Staff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, versetzte der Fürst, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahrszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine salche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —

Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und sa war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie voraus zu sehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine gestrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Untereinander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wahnsitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, waher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. Ist es doch als ob die Weiber nicht bauschig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Oheim; wa auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wahlsten, wenn er sich damit schmückt und anputzt. Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Bretergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsstunde der dart zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme auf's kräftigste hören, die Pferde schauderten und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute seiner würdig vor sich sehe; andere wunderliche bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

Wir wollen, sagte die Fürstin, bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten. — Es ist wunderbar, versetzte der Fürst, daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Todtschlag noch

nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweitenmale gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reichentspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick ersättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weiteren, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegen stand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch und so fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlbegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dieß zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeugte Neigung zu einem Versuch, Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch malerisch genug hintereinander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung, das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land; Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erstemal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor und Fürst Oheim sprach: Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut, ich fürchtete immer das Unglück zum zweitenmale zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio, reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! in der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung, man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras, schnelles Reiten ist unsicher, ohnehin bis wir hineinkommen wird das Feuer schon nieder sein. Die Fürstin glaubte nicht daran, sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst, als ein ermüdet angelangter erst eingeschlafener Fremder, an's Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Breter prasselten, die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre düstern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um und um gestaltet sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verlust ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirrwarr, nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte, heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen: und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. Flieht! gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinigte Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich stracks auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm ge-

mäßigt heraufritt, schien seine Kraft auf's neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort wo die Fürstin am Pferde stand; der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben dalag. Honorio war vom Pferde gesprungen und knieete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Eben so traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben so spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Gebt ihm den Rest, sagte die Fürstin, ich fürchte er beschädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiederte der Jüngling, er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll. — Frevelt nicht! sagte die Fürstin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer als jetzt eben, deßhalb aber denke ich an's Freudigste, ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie. Ist es doch, erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal kniee, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Seiten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemanden traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten, allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann in die Welt mitnehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam her warf, und an dieser Handlung, so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahin gestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr knieete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen; den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben Dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest Dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen schmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte Dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste Deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie Du nun hier liegst, todt um nicht wieder aufzustehen. Wenn Du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten, wie lange war Deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern, und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!

Sie hatte noch nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse heran Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hinteren Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltsam hetzender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Blöße einhersprengend stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirg ist er hin, aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe? sagte der Fürst, hast du seine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher. „Also, — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum waret Ihr unvorsichtig genug sie entkommen zu lassen?" — Das Feuer brach aus, versetzte jener, wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höheren Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen um sie ausputzen zu lassen, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen befunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, sagte hierauf: welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiederte der Vater hastig, erbieten sich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß Niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu

dem Zauberschlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: Du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Besetze den schmalen Weg, haltet Eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher als bis Ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen. Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit verständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preis't den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum seht ihr aber im Fernen umher! betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle; schaut die Ameise da! sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander; seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernsten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schwebten ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob, und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben.
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran:
Engel schweben hin und wieder
Und so ist es schon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte und nur erst als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge, man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß Ihr den entsprungenen Löwen, wo Ihr ihn antrefft, durch Euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hülfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich, so wie unbeschädigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Castellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es ist nicht Noth, sagte die Frau, es wird ohne das alles in Güte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schooß gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankomenden schien er kaum zu bemerken, er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, Du hast meinen Tiger erschlagen, ich fluche Dir nicht, schone meinen Löwen, guter junger Mann, ich segne Dich."

Honorio schaute gerad vor sich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann — Du schaust nach Abend, rief die Frau, Du thust wohl daran, dort gibt's viel zu thun; eile nur, säume nicht, Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde Dich selbst. Hierauf schien er zu lächeln, die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überschien sein Gesicht, sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

Wenn Euer Kind, sagte nunmehr der Wärtel, flötend und singend, wie Ihr überzeugt seyd, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig, Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun. Es sei, versetzte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich Euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels und das besänftigte Thier dort hereinlocken. Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, und in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß

er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und wie es schien mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust sich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schoos gehoben, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein bundseidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnterweise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Lieben Sohn an's zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

---

## Aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.

### Erstes Capitel.

### Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an grauser, bedeutender Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. „Wie nennt man diesen Stein?" sagte der Knabe.

„Ich weiß nicht," versetzte Wilhelm.

„Ist das wohl Gold, was darin so glänzt?" sagte jener.

„Es ist kein's! versetzte dieser: und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen."

„Katzengold! sagte der Knabe lächelnd: und warum?"

„Wahrscheinlich weil es falsch ist und man die Katzen auch für falsch hält."

„Das will ich mir merken," sagte der Sohn, und steckte den Stein in die lederne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas anderes hervor und fragte: „was ist das?" Eine Frucht, versetzte der Vater, und nach den Schuppen zu urtheilen, sollte sie mit den Tannenzapfen verwandt seyn. — „Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund". — „Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden wie sie können". — „Die Jäger wissen alles; gestern zeigte mir der Bote, wie ein Hirsch über den Weg gegangen sey, er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es nannte; ich war darüber weggesprungen, nun aber sah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt; es mag ein großer Hirsch gewesen seyn". — „Ich hörte wohl wie du den Boten ausfragtest." — „Der wußte viel und ist doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es ist gar zu schön den ganzen Tag im Walde zu seyn und die Vögel zu hören, zu wissen wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eier aushebt oder die Jungen; wie man sie füttert und wenn man die Alten fängt; das ist gar zu lustig."

Kaum war dieses gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Um des Aeltesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klar-blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweyte, mehr einen Freund als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen, und wovon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit diese beiden sonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernst aber freundlich herabrief: „Warum steht ihr stille? versperrt uns den Weg nicht!"

Wilhelm sah aufwärts und, hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber, die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick, als er Wilhelm erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen sähe. Und eben war er im Begriff hinabzusteigen und diese sonderbaren Wandrer zu begrüßen, als Felix heraufkam und sagte: „Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt. Komm! dort unten halten sie."

„Ich will mit ihnen reden," versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern besondern Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polirart auf der Schulter und ein langes schwankes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüschel, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin- und herzugehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er

so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblick schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?“

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: „Der Anblick Eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen Euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich die Frage aufwerfen: ob Ihr wirklich Wanderer oder ob Ihr nur Geister seyd, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben.“

„So kommt mit in unsere Wohnung,“ sagte jener. „Kommt mit!“ riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. „Kommt mit!“ sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es thut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin?“

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung,“ sagte der Zimmermann, „und von dem Gränzhause habt Ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir Euch.“

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm sah seinen Felix mit Behagen in so guter Gesellschaft, er konnte ihn mit den lieben Engelein vergleichen, gegen die er kräftig abstach. Für seine Jahre war er nicht groß, aber stämmig, von breiter Brust und kräftigen Schultern; in seiner Natur war ein eigenes Gemisch von Herrschen und Dienen; er hatte schon einen Palmzweig und ein Körbchen ergriffen, womit er beides auszusprechen schien. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: „Wie soll ich Euch aber erfragen?“

„Fragt nur nach Sanct Joseph!“ erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Er stieg aufwärts und verspätete sich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmlische Gestirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an seiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er sich der großen Gebirgsansicht, und zog sich sodann auf sein Zimmer zurück, wo er sogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

---

## Wilhelm an Natalien.

Nun ist endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwischen uns setzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl ist man noch immer in der Nähe seiner Lieben, so lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu Ihr hinabschwimmen, könnte in wenigen Tagen vor Ihrem Garten landen; und so sendet unser Geist seine Bilder, das Herz seine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, stellt sich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch ist das vielleicht eine voreilige Besorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders seyn als hier. Was könnte mich von dir scheiden! von dir, der ich auf ewig geeignet bin, wenn gleich ein wundersames Geschick mich von dir trennt und mir den Himmel, dem ich so nahe stand, unerwartet zuschließt. Ich hatte Zeit mich zu fassen, und doch hätte keine Zeit hingereicht, mir diese Fassung zu geben, hätte ich sie nicht aus deinem Munde gewonnen, von deinen Lippen in jenem entscheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht gesponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden soll. Doch ich darf ja von allem dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf diesem Gipfel sey es das letztemal, daß ich das Wort Trennung vor dir ausspreche. Mein Leben soll eine Wanderschaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben und ganz eigene Prüfungen zu bestehen. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchlese, die mir der Verein, die ich mir selbst vorschrieb! Manches wird gehalten, manches übertreten; aber selbst bei der Uebertretung dient mir dieß Blatt, dieses Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Absolution, statt eines gebietenden Gewissens, und ich lenke wieder ein. Ich hüte mich, und meine Fehler stürzen sich nicht mehr wie Gebirgswasser einer über den andern.

Doch will ich dir gern gestehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menschenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere, mechanische Pflichten auflegen. Sie machen sich's und der Welt leicht. Denn gerade diesen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erst der beschwerlichste, der wunderlichste schien, diesen beobachte ich am bequemsten, am liebsten.

Nicht über drey Tage soll ich unter einem Dache bleiben. Keine Herberge soll ich verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne. Diese Gebote sind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedelns bei mir sich finde. Dieser Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier ist eigentlich das erstemal, daß ich still halte, das erstemal, daß ich die dritte Nacht in demselben Bette schlafe. Von hier sende ich dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Gesparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, zuerst zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möchte ich wohl sagen, von der du in meinem Tagebuche mehr finden wirst. Jetzt lebe wohl und lege dieses Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu sagen habe, nur Eines sagen und wiederholen möchte, aber es nicht sagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe, wieder zu deinen Füßen zu liegen und auf deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

---

**Morgens.**

Es ist eingepackt. Der Bote schnürt den Mantelsack und das Reff. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel ist heiter. Wir steigen in die düstere Tiefe hinab, die sich auch bald über unserm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu dir hinübersenden! Laß meinen letzten Blick zu dir sich noch mit einer unwillkürlichen Thräne füllen! Ich bin entschieden und entschlossen. Du sollst keine Klagen von mir hören; du sollst nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen sich, indem ich schließen will, nochmals tausend Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Vorsätze. Glücklicherweise treibt man mich hinweg. Der Bote ruft und der Wirth räumt schon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühllose unvorsichtige Erben vor dem Abscheidenden die Anstalten, sich in Besitz zu setzen, nicht verbergen.

---

## Zweites Capitel.

### Sanct Joseph der Zweyte.

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund, immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden, und in ein sehr sorgfältig bebautes, von Hügeln rings umschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. „Dieß ist Sanct Joseph,“ sagte der Bote: „Jammerschade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohl erhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt.“

„Die Klostergebäude hingegen,“ versetzte Wilhelm, „sehe ich, sind noch wohl erhalten.“ „Ja,“ sagte der andere, „es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat.“

Unter diesen Worten waren sie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernsthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von gestern sah er sogleich beschäftigt um einen Tragkorb, den eine rüstige Frau vor sich gestellt hatte; sie waren im Begriff Kirschen zu handeln; eigentlich aber feilschte Felix, der immer etwas Geld bei sich führte. Nun machte er sogleich als Gast

den Wirth, spendete reichliche Früchte an seine Gespielen, selbst dem Vater war die Erquickung angenehm mitten in diesen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch einmal so schön erschienen. Sie trage solche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geschienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, sagten die Kinder, er solle nur einstweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den sie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Capelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschnitztes Gerüst mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kisten, und so ordentlich alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drey Theile der Capelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabhingen und die übrige Wand bis zur Erde bedeckten. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengesetzt werden, und zufälligerweise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirth herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Karavane wieder erkannte. Sie begrüßten sich auf's herzlichste, mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Uebereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen."

„O ja!" versetzte Wilhelm: „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog, und dafür mannichfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerey und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in Euch darstellt, und das was vorüberging, abermals herantritt."

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thür.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre, und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich: die Frau ging nach der gegenüberstehenden Wohnung: „Marie!" rief er ihr nach: „nur noch ein Wort!" „Also heißt sie auch Marie: es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt." Er dachte sich das ernsthaft eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wundersam alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern forderten Wilhelm zu einem Spaziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des säulenreichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebel und Wände sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten, und in Gesellschaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos kühn in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Wiesenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden, und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafteste Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnsessel, in den sich die Hausfrau niederließ. Neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater sodann zur linken Hand und Wilhelm zur rechten. Die drey Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirthin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Rücken hintereinander hinausgeschoben sah. „Es ist billig," sagte der Wirth, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie ist schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört. Die Capelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Der heilige Joseph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben längst aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders gut gegen ihn gesinnt fühlte; und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joseph nannte, dadurch gewissermaßen meine Lebensweise bestimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahme besorgte, so schloß ich mich eben so gern, ja noch lieber, an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie schickte mich bald da- bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas Menschlicheres als auf dem flachen Lande. Die Bewohner sind einander näher; wenn man will auch ferner; die Bedürfnisse gering, aber dringender. Der Mensch ist mehr auf sich gestellt, seinen Händen, seinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Lastträger, alle vereinigen sich in Einer Person; auch steht jeder dem andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinsamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf- und hinabzutreiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Thier her, als ich in der Capelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Capelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Geräthschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über alles das Gehölz hin und her zu klettern, und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe sey, und ich erfreute mich an ihm,

als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte alles, was von dieser Arbeit nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau, von Jugend auf, neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwey gegebenen Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeischafft: er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen: der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt ihn überall zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Noth und ist gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks und beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that, welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbursche beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Eltern und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feyerstunden und Feyertage zu den wohlthätigen Botschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

---

## Die Heimsuchung.

„So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; „ich begriff die Vortheile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande alles zu übernehmen, was dabei erfordert wurde. Nebenher versah ich meinen alten Dienst, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leistete. Ich zog mit meinem Thier durch's Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meister war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte. Denn besonders dieses letzte Einkerben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Einbrennen zierender Figuren, dieses Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den so lustigen Anblick gewährt, solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am besten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und seine Zierrathen im Sinne hatte.

Unter den hülfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, standen besonders junge Frauen oben an, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man schon in solchen Fällen die Botschaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so manchen gleich beim Eintrit in das Leben das Leben rettet, stand mit Frau Elisabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Daseyn zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine räthselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzustellen.

Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Böttcher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich nun für Dach und Fach, und verbesserte manchen schadhaften Theil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Capelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie sehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wieder herzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten und ich half dem Glasmeister bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben der Heiligen meine Einbildungskraft beschäftigt, so drückte sich das alles nur lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum ansehen, darin, besonders zur Sommerzeit, verweilen, und über das was ich sah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderstehliche Neigung in mir, diesem Heiligen nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, so wollte ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des lastbaren Thiers schon lange begonnen hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlichern Träger aus, sorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langohrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durchs Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenseite.

Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Gesindel sich versammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen, ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Uebel zwar bald gesteuert; doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah, brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die frischbesä'te Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Gestalt sitzend, oder vielmehr liegend, fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu seyn. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo ist er? Habt Ihr ihn gesehen?" Ich fragte: „wen?" Sie versetzte: „meinen Mann!" Bei ihrem höchst jugendlichen Ansehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort ihr beizustehen und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seyen sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich fechtend entfernt, sie habe ihm nicht weit folgen können und sey an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht wie lange. Sie bitte mich inständig sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste liebenswürdigste Gestalt stand

vor mir; doch konnte ich leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unserer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, sich durch den Wald her bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt und so für dießmal die Sache geschlichtet. Geschwind versteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mir Gelegenheit gab nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beschreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir als wenn ich träumte, und dann gleich wieder als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Capelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewesen zu seyn, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflös'ten. Ich fragte sie manches, sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständigen Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte, was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freistehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln, bei Festen und Jahrmärkten, Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich diesesmal leider ohne Ausbeute; auch oben sah und hörte ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herabzukommen und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich beim Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und heruntersprang, that sie einen Schrei, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, da sie mich unbeschädigt vor sich sah.

Was soll ich Euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über angenehm zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie könnte ich es auch! denn das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, so viel kostbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu setzen, wie man es durch Geschenke zu thun sucht.

Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, Ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinein, wie das schöne Wesen die Stufen hinaufstieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem schmerzlichem Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein und ich stand bei meinem Esel vor der Thür, wie einer der kostbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher."

---

## Der Lilienstengel.

„Ich zauderte noch mich zu entfernen, denn ich war unschlüssig was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thüre trat und mich ersuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. „Marie läßt euch gar sehr darum ersuchen, sagt sie." „Kann ich sie nicht noch einmal selbst sprechen? versetzte ich. „Das geht nicht an," sagte Frau Elisabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung; meine Mutter war bereit noch diesen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu seyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte und so schmerzhaft freundlich zu mir heruntersah. Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich sie mir so gern als Witwe denken. Das streifende Commando fand sich nach und nach zusammen und nach mancherlei abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sey. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede einige gegangen waren diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu thun, noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Thal wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verschlossen, ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so saß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch was erzähl' ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht in's Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los seyn.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth hereinrief. „Tretet sachte auf, mein Freund, sagte sie: aber kommt getrost näher!" Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen, in das weißeste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstengel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph, als Zeuge eines reinen Verhältnisses aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

„Wie danke ich euch für eure Neigung zu diesem verwais'ten Kinde!" sagte die Mutter. — Unbedachtsam und lebhaft rief ich aus: „Es ist keine Waise mehr, wenn ihr wollt!"

Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und Thäler zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinsten Umstand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verschone. Wochen gingen vorüber; Maria hatte sich erholt, ich konnte sie öfter sehen, mein Umgang mit ihr war eine Folge von Diensten und Aufmerksamkeiten. Ihre Familienverhältnisse erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erst verweilte sie bei Frau Elisabeth; dann besuchte sie uns, meiner Mutter und mir für so vielen freundlichen Beistand zu danken. Sie gefiel sich bei uns und ich schmeichelte mir, es geschehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch so gern gesagt hätte und nicht zu sagen wagte, kam auf eine sonderbare und liebliche Weise zur Sprache, als ich sie in die Capelle führte, die ich schon damals zu einem wohnbaren Saal umgeschaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine so lebendige herzliche Weise, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu seyn, ob ich gleich nicht stolz genug war, das Andenken ihres Mannes so schnell auslöschen zu wollen. Das Gesetz verpflichtet die Witwen zu einem Trauerjahre, und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt seyn.

Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Marien der Tod ihres Mannes gewesen und

wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeit lang in der Nachbarschaft, dann zog sie zu uns herauf und wir verlebten noch eine Weile in dem frömmsten und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammengeführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten sich; und so überschritt zwar unsere kleine Familie, indem sie sich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl und Personen, aber die Tugenden jenes Musterbildes an Treue und Reinheit der Gesinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der so gut zu unserm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüstige Träger sind, so bleibt das lastbare Thier doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns gestern angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen."

---

## Aus der italienischen Reise.

### Bericht.

---

#### April.

Meine Correspondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In diesen Zuständen konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude, meine alten geprüften Freunde wieder zu sehen, war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Loslösens dagegen kaum verheimlicht. Ich fasse daher in gegenwärtigem nachträglichen Bericht manches zusammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir, theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

---

Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik ward auf die Länge beschwerlich. Er ließ nämlich alles was er zu thun vor hatte in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich bösen Willen, andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle; ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, säumte ich nicht sie zu miethen und sie zu beziehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit fände.

Die oberen Räume waren den unteren gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus war, sich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier sah man nun die verschiedensten Gärten regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannichfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieses grünende und blühende Paradies zu verherrlichen trat überall die einfach edle Baukunst hervor: Gartensäle, Balcone, Terrassen, auch auf den höheren Hinterhäuschen eine offene Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unserm Hausgarten versorgte ein alter Weltgeistlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronenbäume, von mäßiger Höhe, in verzierten Vasen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genossen, im Winter jedoch im Gartensaale verwahrt standen. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte sorgfältig abgenommen, jede einzeln in weiches Papier gewickelt, so zusammengepackt und versendet. Sie sind wegen besonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine solche Orangerie wird als ein kleines Capital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man so viel Anmuth beim klarsten Himmel ungestört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beschauung malerischer Kunstwerke. So eben hatte Kniep verschiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umrissen die er auf unserer Reise durch Sicilien sorgfältig zog, verabredetermaßen eingesendet, die nunmehr bei dem günstigsten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und luftige Haltung ist vielleicht in dieser Art keinem besser gelungen als ihm, der sich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Ansicht dieser Blätter bezauberte wirklich, denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein diese Blätter erschienen in solchem Grade günstig, jedes Gemälde, auf dieselbe Staffeley an denselben Ort gestellt, erschien wirksamer und auffallender: ich erinnere mich, daß einigemal als ich ins Zimmer trat mir ein solches Bild wie zauberisch entgegen wirkte.

Das Geheimniß einer günstigen oder ungünstigen, directen oder indirecten, atmosphärischen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, sie selbst aber durchaus gefühlt, angestaunt, und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

---

Diese neue Wohnung gab nun Gelegenheit, eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man genoß jetzt erst eines höchst würdigen Besitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohlthätig er auch seyn mag, beunruhigt uns, wir wünschen unsre Gefühle, unsre Anschauung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, einsehen, begreifen; wir fangen an zu sondern, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig, und so kehren wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber ist dies die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannichfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Bekleidung, der Natur angemessen, die Gestalt gewissermaßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, so wird man zugleich habsüchtig darnach; man verlangt solche Gebilde neben sich aufzustellen, und gute Gypsabgüsse, als die eigentlichsten Facsimile's, geben hiezu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichsten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich in Barbarei zurückzufallen.

Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi, um desto höher geschätzt und verehrt, als man das Original nur selten, nur zufällig zu sehen bekam, und man es für ein Glück achten mußte, sie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unsrer Zeitgenossen, der zum erstenmal vor sie hintritt, darf behaupten diesem Anblick gewachsen zu seyn.

Noch einige kleinere Junonen standen zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büsten Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini; ein wundersames Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Hercules Anax, so kräftig und groß, als verständig und mild; sodann eines allerliebsten Mercur, deren beider Originale sich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüsse von manchen schönen Werken gebrannter Erde, auch die Aegyptischen, von dem Gipfel des großen Obelisk genommen, und was nicht sonst an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, standen wohl eingereiht umher.

Ich spreche von diesen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht standen, wie einer, der sein Testament überdenkt, den ihn umgebenden Besitz mit Fassung, aber doch gerührt ansehen wird. Die Umständlichkeit, die Bemühung und Kosten und eine gewisse Unbehülflichkeit

in solchen Dingen hielten mich ab, das Vorzüglichste sogleich nach Deutschland zu bestimmen. Juno Ludovisi war der edlen Angelica zugedacht, weniges andere den nächsten Künstlern, manches gehörte noch zu den Tischbeinischen Besitzungen, anderes sollte unangetastet bleiben, und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach seiner Weise benutzt werden.

Indem ich dieses niederschreibe, werden meine Gedanken in die frühesten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit solchen Gegenständen bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überschwenglichen Enthusiasmus hervorriefen, und die gränzenlose Sehnsucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühsten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr; in Leipzig machte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Cymbeln schlagende Faun einen tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguß noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal in das volle Meer gestürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung, in dem oben wohlbeleuchteten Saale, plötzlich umgeben sah.

Nachher fanden sich Gypsgießer in Frankfurt ein, sie hatten sich mit manchen Originalabgüssen über die Alpen begeben, welche sie sodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoons Kopf, Niobe's Töchter, ein Köpfchen später für eine Sappho angesprochen, und noch sonst einiges. Diese edlen Gestalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich aus Rom scheidend, von dem Besitz des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich lostrennen sollte.

---

Die Gesetzlichkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sicilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, wie es Neigungen zu thun pflegen, die sich unsres Innern bemächtigen und sich zugleich unsern Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles was er dort vorfand neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit manche seltenere Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzusetzen, so wie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In diese letzten besonders wollten bei meiner Abreise mehrere Freunde sich theilen. Ich pflanzte den schon einigermaßen erwachsenen Pinienspröfling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer ansehnlichen Höhe gedieh, wovon mir theilnehmende Reisende, zu wechselseitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze, gar manches zu erzählen wußten. Leider fand der, nach dem Ableben jener unschätzbaren Freundin eintretende neue Besitzer es unpassend, auf seinen Blumenbeeten ganz unörtlich Pinien hervorwachsen zu sehen. Späterhin fanden wohlwollende darnach forschende Reisende die Stelle leer und hier wenigstens die Spur eines anmuthigen Daseyns ausgelöscht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwicklung derselben, durch Aufopferung mehrerer Exemplare, von Zeit zu Zeit beobachtete; die überbliebenen, frisch aufgeschossenen, übergab ich einem römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße pflanzte, wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachsen, wie ein erhabener Reisender mir zu versichern die Gnade hatte. Mögen sie den Besitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachsen und gedeihen.

---

Auf dem Verzeichnisse, was vor der Abreise von Rom allenfalls nachzuholen seyn möchte, fanden sich zuletzt sehr disparate Gegenstände, die Cloaca Massima und die Catacomben bei S. Sebastian. Die erste erhöhte wohl noch den kolossalen Begriff, wozu uns Piranese vorbereitet hatte; der Besuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum besten, denn die ersten Schritte in diese sumpfigen Räume erregten mir alsobald ein solches Mißbehagen, daß ich sogleich wieder ans Tageslicht hervorstieg und dort, im Freien, in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt, die Rückkunft der übrigen Gesellschaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zustände getrost beschauen mochte.

In dem großen Werke: **Roma sotterranea, di Antonio Bosio, Romano**, belehrt' ich mich lange Zeit nachher umständlich von allem dem was ich dort gesehen, oder auch wohl nicht gesehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entschädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schädel Raphaels unsre Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt wird, seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Gelegenheit eröffnet hatte, daselbst entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre zu so mannichfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunstfreunde seyn müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reifenstein, dieser einflußreiche Freund, gab mir Hoffnung, und erfüllte sie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen solchen Abguß nach Deutschland sendete, dessen Anblick mich noch oft zu den mannichfaltigsten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künstlers Hand, St Lucas, dem die Mutter Gottes erscheint, damit er sie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darstellen möge, gewährte den heitersten Anblick. Raphael selbst, noch jung, steht in einiger Entfernung, und sieht dem Evangelisten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man sich entschieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Peter von Cortona war ehmals der Besitzer dieses Werks und hat solches der Akademie vermacht. Es ist freilich an manchen Stellen beschädigt und restaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

---

In diesen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Versuchung geprüft, die meine Reise zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu fesseln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künstler und ebenfalls Kunsthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend: er sey mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er ihn mitzugehen hiedurch einlade, denn er habe auf demselben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muse, welche in Neapel, im Hofe des Palasts Caraffa Colombrano, nebst andern in einer Nische seit undenklichen Jahren gestanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden sei. Er wünsche diese zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deshalb an: ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte? Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise von dreyhundert Zechinen, welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Mir war die Sache sogleich mitgetheilt und wir eilten selbdritte zu dem von unsrer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hub sogleich ein Bret von der Kiste, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebstes Köpfchen, das noch nie vom Rumpfe getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorblickend, und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Gestalt, im anständigsten Gewande, übrigens wenig versehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, sie an Ort und Stelle gesehen zu haben, ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein, und wem hätte es nicht einfallen sollen: gewiß, sagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hätte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen, denn ein so reines wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu restaurirenden Zustande kam uns wohl niemals zu Gesicht. Doch schieden wir zuletzt mit Vorsatz und Zusage, baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wir waren beiderseits in einem wahrhaften Kampf begriffen; es schien uns in mancher Betrachtung unräthlich diesen Ankauf zu machen; wir entschlossen uns daher den Fall

der guten Frau Angelica zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und wir hofften deshalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische Gemahl lehnten das Geschäft ab, indem sie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgeregt; die Gunst des Glückes schien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesammtzeichen wohl als griechische Arbeit anzuerkennen sei und zwar geraume Zeit vor Augustus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl, dieses bedeutende Kunstwerk anzuschaffen, Rega schien sogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick wo wir uns schon im Besitz des Bildnisses und solches in unserm großen Saal wohlbeleuchtet aufgestellt zu sehen glaubten.

Wie aber denn doch zwischen einer leidenschaftlichen Liebesneigung und einem abzuschließenden Heirathscontract noch manche Gedanken sich einzudringen pflegen, so war es auch hier, und wir durften ohne Rath und Zustimmung unsrer edlen Kunstverwandten, des Herrn Zucchi und seiner wohlmeinenden Gattin, eine solche Verbindung nicht unternehmen, denn eine Verbindung war es im ideellpygmaleonischen Sinne, und ich leugne nicht, daß der Gedanke, dieses Wesen zu besitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie sehr ich mir hierin schmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieses Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen ansah, die mich in Rom festzuhalten und alle Gründe die mich zum Entschluß der Abreise vermocht, auf das thätigste niederzuschlagen gedächten.

Glücklicherweise waren wir schon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verstand in solchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt, und so mußte denn Kunstneigung, Besitzeslust und was ihnen sonst beistand, Dialektik und Aberglaube, vor den guten Gesinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelica, mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorstellungen traten daher aufs klarste die sämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die sich einem solchen Unternehmen entgegen stellten. Ruhige, bisher den Kunst- und Alterthumsstudien sich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunsthandel ein und erregten die Eifersucht der zu solchem Geschäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Restauration seyen mannichfaltig, und es frage sich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Absendung auch alles in möglichster Ordnung gehe, so könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines solchen Kunstwerkes am Schluß noch Hindernisse entstehen und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hause alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten seyen. Ueber solche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus, sowohl Mühe als Gefahr setze sich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht, dagegen sey ein einzelnes Unternehmen dieser Art auf jede Weise bedenklich.

Durch solche Vorstellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunsch und Vorsatz gemildert, geschwächt, doch niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte; denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Cabinet, wo im Fußboden die wunderschönen Mosaiken von Masken und Laubgewinden eingesetzt sind. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Cabinet besteht 1) aus der auf der Ferse sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht; 2) ein sehr schöner kleiner Ganymedes; 3) die schöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Rosso Antico; 5) der ruhig stehende Discobolus.

Visconti hat im dritten, gedachtem Museum gewidmeten Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der dreyßigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

---

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mayländerin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelica immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sey.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offener Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergessen, sagte sie, daß ich, aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sey? Ihr setztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch besuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat wie ich's ihm auftrug; ich wäre gern mitgegangen, wenn sich's geziemte.“ Sie fragte nach dem Weg den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: „Ihr seyd glücklich, so reich zu seyn, daß Ihr Euch dieß nicht zu versagen braucht; wir andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh' ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal woher und wohin das alles?“ Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich, seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen daß er, bei mäßiger Besoldung, noch immer etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unsers zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher mäßiger Prosa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr,“ rief ich aus, „man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide.“

Was sie darauf erwiederte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das, von allen Fesseln frei, das Innere zweyer sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

---

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drey Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern, einfachern, größern Welt.

Nach zerstreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen, macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurels rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und

groß empfunden erregte eine Stimmung, die ich heroisch elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte.

Und wie sollte mir gerade in solchen Augenblicken Ovids Elegie nicht ins Gedächtniß zurückkehren, der, auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. Dum repeto noctem! seine Rückerinnerung, weit hinten am schwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn, ich wiederholte das Gedicht, das mir theilweise genau im Gedächtniß hervorstieg, aber mich wirklich an eigner Production irre werden ließ und hinderte; die, auch später unternommen, niemals zu Stande kommen konnte.

---

## Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813.

Durchlauchtigster Protector,
Sehr ehrwürdige Meister,
Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keinesweges mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sey den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feyert, wo sollte dieß früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer seyn können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeyerten, noch der Feyernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seyen. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine literarisch poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Canzley raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein, seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über Deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlich-elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthalts in ihm mag hervorgetreten seyn, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sey erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tages zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterey.

Aber auch hier zeigte sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlte er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen; sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisteren zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterey, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen seyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtseyn. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht seyn will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sey am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann seyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seyen die ächten Organe, womit ein solches Gemüth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit ertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu seyn; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Aemter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England verbreitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Uebersicht die Rede seyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die Französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehen, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Uebersetzung Shakespear's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespearn zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von

den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles gibt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu seyn, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Uebersetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so entstand der Deutsche Lucian, der uns den Griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Uebersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegnen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen seyn, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republicanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Partenlichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Parten nehmen mag.

Es gibt zwey Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Uebersetzung sey, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserm Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreyfache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so gibt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir läugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die Deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der Griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Canzleyverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu seyn; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab, indeß gewann er doch Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf's neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der erste, der die Einherrschaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tages folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Mercurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und

bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Mercurs als Leitfadens in unserer Literaturgeschichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publicum drängten und endlich eine Babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutschen Mercurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteyhaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst in's Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweis't er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter seyn, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannichfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlichgeselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgelesenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schienen auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theueren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu seyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen seyn; denn weil er nirgends oben an stehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tages festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze

hinweisen, und deßhalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeines Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutschen Literatur entstandene Conflikt noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet seyn, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und, um unparteyisch zu wirken, beiden Parteyen gewissermaßen angehören müßte.

Doch von jenen hieraus entsprungenen, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der Französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwey Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genaß er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüber zu blicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf einen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Fortdauer unsers Daseyns sowohl von frischen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theueren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentvoller Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohlwollend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich oon unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feyern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feyer seines Andenkens, von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art seyn dürfte, und woraus dann unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

---

## Bei Betrachtung von Schiller's Schädel.

Im ernsten Beinhaus war's wo ich beschaute
　Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
　Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie stehn in Reih' geklemmt die sonst sich haßten,
　Und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
　Sie liegen kreu-weis, zahm allhier zu rasten.
Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen?
　Fragt Niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
　Die Hand, der Fuß zerstreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden also lagt vergebens nieder;
　Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
　Seyd ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
　Welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
　Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,
　Als ich in Mitten solcher starren Menge
　Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
　Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
　Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur die sich erhalten!
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott=Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

---

Ueber Moses Leichnam stritten
Selige mit Fluch=Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten
Kannten sie doch kein Verschonen!
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustrichs=Geister;
Engel brachten ihn zu Grabe. —

Zahme Xenie. Goethe's Werke Bd. IV. S. 374.

---

# Friedrich Wilhelm Gotter.

Dieser um das Aufblühen der neuern Literatur Deutschlands höchst verdiente Dichter wurde geboren den 3. September 1746 zu Gotha und erhielt in diesem Sitze der Geistescultur und des guten Geschmacks und unter der obern Leitung seines allgemein geachteten Vaters, des nachmaligen Assistenzrathes G., eine weniger classische als humanistische und moralische Bildung. Um die Rechte zu studiren, ging er 1763 nach Göttingen, wurde 1766 zweiter geheimer Archivar zu Gotha, begleitete 1767 den Freiherrn von Flemmingen als Legationssecretair nach Wetzlar und 1768 zwei junge Edelleute als Führer nach Göttingen zurück, wo die mit seinem Freunde Boje begründete Herausgabe des „Musenalmanach's" ihm zuerst einen literarischen Namen und die Freundschaft Heyne's und Kästner's erwarb. Viel Einfluß auf ihn hatte damals die treffliche Ackermann'sche Schauspielergesellschaft und seine innige Verbindung mit Goethe und dem jungen Jerusalem, als er 1769 nach Wetzlar zurückgekehrt war. Eine Reise nach Lyon und zurück durch die Schweiz machte ihn mit dem französischen Theater so wie mit Geßner und Lavater genauer bekannt. Er starb als Geheimsecretär und Legationsrath zu Gotha den 18. März 1797. — Von Kindheit auf schwachen Körpers, aber lebendigen und frischen Geistes, belebte und fesselte er durch bewundernswürdige Declamationsgabe, ungemein leichte und meist geistreiche Impromptu's und hohe Liebenswürdigkeit jede Gesellschaft und war wegen seiner Kenntnisse und Moralität allgemein geehrt und von den Seinigen innigst geliebt.

Er schrieb:

Singspiele. Leipzig 1778 und 1779. 1 Bd. in 8.
Gedichte. Gotha 1787 und 1788. 2 Bde. in gr. 8.
Zum Andenken der Frau von Buchwald, nebst 2 ungedruckten Briefen des Herrn von Voltaire. Gotha 1790. gr. 8. Mit dem Bildniß der Fr. v. B.
Schauspiele. Leipzig 1795.
Gedichte. 3. Bd. oder: literarischer Nachlaß von Fr. Wilh. G., mit dessen Bildniß und Biographie, Gotha 1802 in 8. von seinen Freunden besorgt.

Einzeln haben wir dann noch von ihm:

Tom Jones. Eine Operette, aus dem Französischen. Mannheim 1772 in 8.
Die Dorfgala. Lustspiel. Gotha 1772 in 8. Neu aufgelegt. Ebendas. 1774 in 8.
Orest und Elektra. Gotha 1774 in 8.
Merope. Ein Trauerspiel. Gotha 1774 in 8.
Die falschen Entdeckungen. Lustspiel. Gotha 1774 in 8.
Medea. Ein Drama. Gotha 1775. 8.
Mariane. Ein Trauerspiel. Gotha 1776. 8. Das beliebteste und vorzüglichste von G.
Jeanette. Lustspiel nach Voltaire. Hamburg 1777. 8. Neue Auflage Ebendas. 1784 in 8.
Der Ehescheue. Lustspiel. 1777. 8.
Der Kobolt. Lustspiel. Ebendas. 1778. 8.
Der Faschingsstreich. Lustspiel. Ebendas. 1778. 8.
Der argwöhnische Ehemann. Lustspiel. Hamburg 1778 in 8. Wieder aufgelegt ebendas. 1785. 8.
Der Jahrmarkt. Leipzig 1778. 8.
Walder. Ländliches Schauspiel. Gotha 1778. 8.
Romeo und Julie. Leipzig 1779. 8. Neue Auflage 1785. 8.
Das tartarische Gesetz. Schauspiel. Ebendas. 1779. 8.
Trunkner Mund, wahrer Mund. Lustspiel. Leipzig 1779. 8.
Die unversehne Wette. Lustspiel. Leipzig 1781. 8.
Das öffentliche Geheimniß. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.
Adelaide oder Antipathie gegen die Liebe. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.
Zwei Onkel für einen. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.
Der Mann der seine Frau nicht kennt. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.
Die Mutter. Schauspiel. Ebendas. 1783. 8. dann: 1790 in 8.
Gesellschaftstheater. Aus dem Französischen der Frau von Genlis frei übersetzt. Leipzig 1783. in 8., erster Band.
Die Vetterschaft. Leipzig 1784. in 8.
Der schwarze Mann. Posse. Leipzig 1784. in 8.
Veit von Solingen. Lustspiel. Wien 1784. in 8.
Der Weise in der That. Lustspiel. Leipzig 1787. in 8.
Die Erbschleicher. Lustspiel. Leipzig 1789 in 8. Neue Auflage. Ebendas. 1798. 8.
Maria Theresia bei ihrem Abschied aus Frankreich. Leipzig 1796. gr. 4. Cantate.
Die Geisterinsel. Singspiel. Leipzig und Berlin, 2 mal aufgelegt 1799 in 4.
Andere Arbeiten in Journalen, Zeitschriften u. s. w.

Gotter's poetische Leistungen sind der getreueste Abdruck seiner französischen Bildung und eleganten Geschmacks in der deutschen Literatur. In seinen lyrischen Gedichten spricht eine zarte Innigkeit sanfter Gefühle, erhöht durch große Correctheit der Sprache und des Versbaues und eine anmuthige Wahl der Bilder den Leser wohlthuend an, namentlich zeichnete er sich dadurch im Liede und in der Epistel vortheilhaft aus. In seinen Lustspielen, welche er mehr oder weniger ausländischen Mustern nachgebildet hatte, herrschte eine glückliche Intrigue, gewandte Characterzeichnung und ein lebhafter und witziger Dialog vor; mehrere derselben waren lange Zeit Lieblinge des Publikums, wie z. B. die Erbschlei-

cher, der schwarze Mann, u. a. m. und haben sich auf der Bühne erhalten; seinen Trauerspielen fehlt es dagegen an Tiefe und Kraft, obwohl die Diction stets angemessen ist, und sich nicht, wie so oft geschieht, um diese Mängel zu verdecken, in rhetorischer Schwulst und Prunk verliert. Durch die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs, eine Idee, welche von ihm ausging, erwarb er sich ein bleibendes Verdienst um das Wiederaufblühen unserer Literatur.

---

## Ueber die Starkgeisterei. *)

(Bruchstück einer Epistel.)

Mit eignen Augen in die Welt zu gaffen,
Und in der Denkungsart nicht Affen,
Wie in dem Kleiderbrauch zu seyn;
Sich sein Systemchen selbst zu schaffen;
Des Aberglaubens Träumerey'n,
Der Vorurtheile Kinderey'n,
Und allen Schulpedanterey'n
Auf ewig gute Nacht zu sagen —
Wen nimmt der Vorsatz nicht mit edlem Eifer ein,
Sich muthig an das Werk zu wagen?
Doch Wahrheit wohnet nicht auf dem gebahnten Weg;
Man muß, der Göttin Schloß zu finden,
Durch manchen Dornenpfad sich winden,
Muß über manchen schmalen Steg,
Muß auf die steilsten Felsen klimmen;
Da wird zuletzt ein junges Herrchen schwach,
Verlieret die Geduld, und schleichet falschen Stimmen,
Die hier und dort im Walde schallen, nach.
„Was sucht ihr? rufen die Sirenen,
Die Wahrheit ist ein leerer Schall.
Wollt ihr in sich'rer Ruhe gähnen,
So glaubet nichts! der Erdenball
Sprang aus des blinden Zufalls Schooße;
Durch eben die Metamorphose
Kehrt er einst in sein Nichts zurück;
Das Leben ist ein Augenblick,
Der Mensch ein Hauch; der Zukunft Lohn und Strafen
Ersann die Politik; hielt, ohne diesen Traum,
Des Pöbels Ungestüm ihr schwacher Arm im Zaum?
Des Alterthumes Götter schlafen;
Der Neuern Gott ist ein Gedicht, wie sie;
Der Weise liebt aus Sympathie
Die Tugend, und bedarf nicht knechtischer Gesetze,
Um edel, groß, ein Menschenfreund zu seyn;
Doch hindert ihn auch kein Verbot, der Schätze,
Die die Natur ihm beut, sich sorgenlos zu freu'n,
Und jeden Augenblick der Sinnenlust zu weih'n." —

Der arme Thor! die Lehren kitzeln
Sein stolzes Herz, erhitzen ihm das Blut;
Er schlürft sie ein, geht weiter, faßt sich Muth,
Auf Kosten eines Spruchs zu witzeln,
Wird angehört, belacht; ihm wächst der Kamm;
Nun wagt er gar ein Epigramm;
Nun sammelt er die leichtesten Broschüren,
Bei denen Fabrikant und Trödler sich maskiren,
Und London oder Amsterdam,
Und dunkle Motto's, die den Titel zieren,
Verräther dessen sind, was sie im Schilde führen.
Nun will er selber laboriren,
Gießt ihren Geist in ein's, fängt an zu distilliren —
Ach, aber die Phiole springt! da liegt
Des Weisen Stein am Boden, und verfliegt!
Verdienter Spott lohn' ihm für die verlor'ne Mühe!

Dem Jüngling aber, welcher frühe,
Durch's Beispiel angesteckt, den rechten Pfad verlor,
Sein unerfahrnes Herz bethören ließ, sein Ohr
Verführern lieh, dem sey des Mitleids Zähre,
Dem sey der Wunsch geweiht, daß ihn sein Gott bekehre!
Er irrt in einem Labyrinth
Voll metaphysischer Sophismen, Hypothesen,
Die noch verworr'ner, als Mäanders Krümmen, sind:
Von unerschaffenem nothwendig freiem Wesen,
Von allgemeiner Kraft, von blindem Ungefähr,
Von todtem Urstoff — ewiger Bewegung
Im Kampf mit diesem Paradoxenheer,
Erlieget ihm die Kraft der Ueberlegung.
Der hält die Welt für Gott; ihm sind der Mond,
Die Luft, der Pavian, der Baum, die Marmorsäule,
Der vierte Heinrich und sein Mörder, alles Theile
Der Gottheit, die in ihm und um ihn wohnt.
„Wie thöricht! ruft ein And'rer, macht das Lassen,
Nicht Denkern weiß! Gott ist ein Geist voll Majestät;
Von Ewigkeit hat er die Welt erschaffen,
Und sitzt auf seinem Thron, der in den Wolken steht,
Und läßt sie gehen — wie sie geht."

Ein jeder preiset seine Waare,
Will seinem Nachbar in die Haare,
Und schlägt sich selber auf den Mund;
Ein jeder demonstrirt aus einem andern Grund,
Wie dieser Ball am Firmamente schwebe,
Ihm Sonn' und Mond die rechte Wärme gebe,
Und sich kein Rad aus seinem Gleise hebe.
Der glaubt, das Feuer sei der Geist,
Der die Natur von Pol zu Pol belebe;
Der spricht: das Wasser ist's! da doch ein Dritter dreist
Der Luft die Kraft ertheilt, und seinen Satz beweist.
Der malt die Tugend uns als eine sanfte Schöne,
Im Schooß der frommen Mutter aufgeblüht,
Voll Grazie, voll Reiz, die ihres Landes Söhne
Unwiderstehlich an sich zieht;
Die Tugend, der empfindungslose Herzen
Den Anstrich ihres schwarzen Blutes leih'n;
Indessen über sie die Hippiasse scherzen,
Und sie als Hirngespinnst verschrey'n.
„Den Himmel mögen Wolken schwärzen,"
Ruft Epikur, „laß uns stets heiter seyn.
Denn, wie das Blümchen auf der Aue,
Neigt unser Köpfchen sich, im kühlen Abendthaue;
Mein Seelchen, morgen bist du nichts!"
„Nein, Seele," ruft, vom Nektar trunken,
Freund Plato, „nein, du bist ein Götterfunken,
Und kehrst zurück zum Ocean des Lichts!"

Der Jüngling steht, im Widerspruch versunken.
„Wie glücklich war ich, seufzt er tief,
Wie glücklich, als ich noch im dunkeln Chaos schlief;
Wie elend nun! — Gibt's eine Gottheit? Rief
Sie mich zum Glück — zum Unglück? Darf ich wollen?
Bin ich ein Uhrwerk? Rollen
Die Räder unaufhaltsam mit mir hin?
Sind Lieb' und Haß Ausflüsse meiner Säfte?
Ist's eitle Müh' daß ich, bei jeglichem Geschäfte,
Bei jedem Schritt den Blick auf Tugend hefte,
Und sie zu meiner Führerin
Erflehe — da des Zufalls Eigensinn
Die Bahn mir zeichnete, die ich vom Anbeginn
Betreten mußte — da, im Buche
Des Schicksals, ich vielleicht zum Bösewicht, zum Fluche
Der Menschheit ausersehen bin? —
Ist meine Seele nur ein Sinn,
So stocket, mit der Nerven letztem Zücken,
Auch das Gedankenrad; die taube Masse ruht,
Kehrt in der Schöpfung Ebb' und Fluth
Zurück, fängt wieder an unmerklich fortzurücken —
Ein Wurm — dann eine Pflanze — dann ein Thier —
Dann wieder Mensch. Was hälf' es mir,
Daß ich, wie Cato, strenge lebte,
Vor Wallungen des Blutes bebte,
Gott suchte, den ich niemals fand? —

Ja, wenn dieß Erdenvolk, so zahllos, als der Sand
Am Meer, der Vorsicht vor den Augen schwebte?
Wenn sie das kleinste Körnchen, mich,
Auch kennte? — doch was nährst du dich
Mit einem süß beredten Wahne?
Warum verhängte sie Sturm, Fluthen, Hunger, Pest
Und jede Noth, die Thränen uns erpreßt?
Wie duldete sie Krieg und Raubgier, und Chicane?
Wie kämen die Domitiane
Zum Thron der Welt, zum Bettelstab
Der Menschenfreund, der Held zur Krücke?
Wie stürbe, lebenssatt, in ungestörtem Glücke,
Der graue Bösewicht, indeß ein frühes Grab,
In ihrem Lenz, von Kind und Gatten
Die gute Hausfrau trennt? Wie sucht' ich meinen Freund
Schon in dem Aufenthalt der Schatten? —

---

*) Aus Friedr. Wilh. Gotter's Gedichten.

Doch Ewigkeit! — Ein Licht, das immer scheint!
Ein Tag, der das Verlor'ne wiederbringet,
Und das Geschiedene vereint,
Und Unrecht ausgleicht, und Verworrenheit entschlinget! —
Und o, dem Kämpfer, der hier standhaft ringet,
Die Siegeskrone dort; aus des Vergelters Hand! —
Wahn, neuer Wahn, so lieblich er auch klinget!
Ach, zeigt mir erst den Mann, der aus dem dunkeln Land
Die frohe Botschaft wiederbringet! —

Wo warst du, schwindelnder Verstand? —
Allvater, oder wie der Sphären Jubellieder
Dich nennen, ewiger, gerechter, weiser Geist,
Vergib — hier fall' ich reuig vor dir nieder —
Vergib mir, wenn ich irre! Herr, du weißt!
Ob ich nicht Tugend über Alles schätze!
Du zählst die Thränen, in verschwieg'ner Nacht,
Mit denen ich mein Lager netze!
Siehst, wie das Herz mir klopft, in deiner Pracht
Dich zu erkennen! Ach, enthülle
Mir deine Wege! Send' aus deines Lichtes Fülle
Nur einen Strahl herab, der mir den Ausgang zeigt
Aus diesem Abgrund von Gedanken! —
Ach, immer dunkler wird's um mich — der Boden weicht —
Die ungewissen Füße schwanken —
Unendlicher, erbarme dich der Schranken
Des Endlichen! Nur einen Strahl!" — Er schweigt;
Sein Blick erstarrt; die trübe Stirne neigt
Sich zu der Brust; Gehör und Sprache fehlen
Dem Staunenden. Die Krankheit edler Seelen,
Melancholey, nimmt stündlich in ihm zu.
Für jede Freude todt, nur sinnreich, sich zu quälen,
Unschlüssig zu verdammen, zu erwählen,
Wirft er Voltairen oder Baylen,
Voll Unmuth aus der Hand, und findet nirgends Ruh.

Auf! eile, Jüngling, in des Oehlbergs Schatten,
Eh' deiner Feinde Zahl sich häuft,
Eh' deinen Geist Fühllosigkeit ergreift,
Und Muth und Kraft in dir ermatten,
Eh' die Verzweiflung — Ach! welch' Angedenken faßt
Bei'm Schopfe mich, wirft mich an eine Klippe,
Daß das Gebein mir kracht, und meine Wang' erblaßt?
Nein! der geliebte Nam' entschlüpfe nie der Lippe,
Sei heilig meinem Schmerz in dunk'ler Einsamkeit,
Sey von dem Pöbel unentweiht!
Er hat die Ruhe nun, die er gesucht, gefunden *) —
Eh' die Verzweiflung, die in ihrer Opfer Wunden
Gift, statt des Balsams, gießt, bei zeugenloser Nacht
Den Dolch dir reicht, und in der schrecklichsten der Stunden
Dich ohne Rettung elend macht. —

Der Vorhang rauscht. — Weh' euch! Ich seh' die Frucht,
Ihr Neuerer, die euer Beispiel stiftet;
Jahrhunderte, durch eure Zweifelsucht
Und Spötterei und Tollkühnheit vergiftet.
Ich seh' die Bande der Natur
Zerrissen; Redlichkeit im Staube; Unschuld, Ehre,
Verbannt; zertrümmert die Altäre
Der Freundschaft; und gebrochen Pflicht und Schwur.
Ich seh' den Untergang der edelsten Geschlechter,
Verruchte Väter, Mütter ohne Scham,
Zu frechen Künsten auferzog'ne Töchter,
Und Männer ohne Bart, gebor'ne Haremswächter,
In denen nie der Mann zur Reife kam;
Ich seh' die Ruh' der schönsten Ehe
Durch einen Lovelace gestört;
Ein junges, schwaches Weib, durch Leidenschaft bethört,
In einem Augenblick von ihrer Tugend Höhe
Herabgestürzt, in Thränen schwimmen; sehe
Verführter Jungfrau'n Angst; sie schreien: Wehe! Wehe!
Und zücken einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach,
An ihrer Brust, im Schlafe, zu durchbohren.
Unwiederbringlich ist ein ganzes Volk verloren,
Vertrocknet seine Kraft, als wie ein Regenbach.
Die Tugend flieht, und seufzt noch Einmal: Ach!
Und steigt empor zu ihrer Freunde Chore,
Siegprangend zieht das Laster durch die Thore,
Und Elend, sein Gefolge, wimmelt nach.
Banditen, Phrynen, Räuber und Gitone
Sind nun ein freier Staat;
Den Thron entweih'n Nerone,
Narcisse den Senat.
Ich sehe Tonnen Gold's, wie Schnee im Lenz zerrinnen;
Ihr stolzer Herr seufzt in des Kerkers Staub,
Und seine Sclaven, seine Kupplerinnen
Bewohnen seine Schlösser, theilen seinen Raub,
Und stoßen seine hülsentblößten Kinder,
Die bleich um Brod nur fleh'n, mit ihren Füßen fort.
Der Freund erwürgt den Freund — dort fallen beide, dort —
In jedem Frevel ausgelernte Sünder!
Sie wälzen sich in Blut, und fluchen — fluchen sich,
Wie Teufel thun — verzweifeln — sterben. —
Wer brüllt zu meiner Linken fürchterlich
Auf kaltem Stroh? Tod und Verwesung färben
Schon seine Lippen; Gift, sein letzter Trost, durchwühlt,
Wie Feuer, sein Gebein; Er aber fühlt
Nicht diese Gluth; ihn tödten and're Qualen:
Furchtbare Hände fahren aus der Wand,
Die seine Thaten all' auf schwarzem Teppich mahlen;
Er schaudert vor dem Bild zurück — sinkt an den Rand
Der Ewigkeit — und schaudert wieder. — —
Grausame Phantasie, schwing' endlich dein Gefieder!
Und du, o Greuelvolle Gruft,
Schleuß' dich vor meinen Blicken wieder! —
Sie flieht. Der Vorhang wallet nieder,
Und die beklomm'ne Brust schöpft wieder frische Luft.

Wenn ich in meines Eifers Strenge
Den Pfuscher in der Kunst, den Meister, der sie kennt,
Auf einen Augenblick, dem Scheine nach, vermenge;
Verzeih' es mir, o weises Parlament!
Nein! weil, um zügelfreien Lüsten
Sich, sorglos, wie das Thier, zu weih'n,
Verderbte Menschen sich mit eurem Orden brüsten,
Und mißverstand'ne Grübelei'n
Ein tiefgelehrtes Anseh'n leih'n,
Und vor den Strafen, die verstockten Frevlern dräu'n,
Sich in die Burg der Allesläug'ner retten:
Verkenn' ich eu'ren milden Einfluß nicht.
Und Ehrfurcht gegen Euch ist meine Lieblingspflicht.

Allein gesetzt, Adepten hätten
Bis in die Nacht, wo sich sein Quell verliert,
Der Wahrheit Lichte nachgespürt;
Die Knoten, die um uns're Wiegenbetten
Der Wärterinnen Einfalt flicht,
Wie Philipps Sohn, zerhau'n; den ersten Unterricht,
Der an uns hängen bleibt, wie Kletten,
Rein von sich abgeschüttelt; hätten
Mit Adlerblicken alles tief durchschaut,
Verschlungen, wiederkäu't, verdaut,
Was je auf diesem Erdenrunde
Ein Weiser seinen Zöglingen vertraut;
Und nun auf diesem Felsengrunde
Von Forschungsgeist, Natur- und Völkerkunde
Sich ihres Denkens Schloß erbaut;
Ist ihre Tugend aufgeklärter,
Ist ihre Redlichkeit bewährter,
Ihr Mitleid thätiger als unser Mitleid ist?
Sind sie getreu're Bürger, bess're Diener,
Im Unglück ruhiger, und in Gefahren kühner?
Sind sie versöhnlicher im Zwist?
Sind ihnen Weib und Kinder lieber?
Genießen froher sie des Lebens kurze Frist?
Und schlummern sie gelassener hinüber,
Als, in des Glaubens Arm, der Christ?
Gut mögt ihr seyn, ihr Herrn, doch besser bleibet besser;
Held Scipio war groß, Held Gustav Adolph größer.
Oft ist das Unglück nur, daß wir uns nicht versteh'n.
Ihr stoßt euch an die Schlacken — Laßt uns seh'n,
Ob in dem Tiegel sich das Gold bewähre!
O, kenntet ihr die reine Lehre,
Rein, wie sie von dem Lehrer ging,
Eh' Stolz und Eigennutz mit Lumpen sie behing,
Du, redlicher Jean Jaques, du beißender Voltaire,
Ihr gäbt ihr heute noch die Ehre,
Und eiltet ihrem Tempel zu!

Wohl dem, Geliebter, dessen Ruh'
Kein Zweifel unterbrach, seit, mit der Ammennahrung,
Er jenen milden Glauben in sich sog,
Der seine herzlichen Verehrer nie betrog!
Ach, auf dem Pfühl der Offenbarung

*) Beziehung auf einen hoffnungsvollen jungen Mann, dessen übertriebener Hang zu metaphysischen Speculationen mit Tiefsinn und Selbstmord endigte.

Schläft's sich so sanft! — Doch schränkt auf Mystik und Brevier
Sie nicht die Tugend ein, und schmeichelt nicht den Sinnen.
Zur Arbeit — ward der Mensch. Sophisten, wüßtet ihr,
Wie schnell die Stunden uns, bei regem Fleiß, entrinnen,
Wie rein die Freuden sind, die wir durch ihn gewinnen;
Ihr kettetet den Vorwitz an, wie wir!
Treibt euch der Müßiggang, Phantomen auszusinnen —
Sägt Holz! spornt euch der Hunger — lernet spinnen!

Hat sich das Auge dieser Welt
Durch einen Stoff vom blinden Chaos trennen,
Und so den Platz am Himmel nehmen können,
Daß es uns nicht verzehrt, nur wärmet und erhellt?
Wer hieß die Millionen Lichter brennen,
Die kühle Ruh' und sanften Wiederschein,
Von ihrem Thron, auf uns're Hütten streu'n?
Und wer gebot dem Mond, die Erde zu begleiten?
Und wer ist's, der den Ocean
Bezähmet, daß er nicht aus seinem Ufer gleiten
Und uns die Sündfluth wiederbringen kann?
Wer hatte Kraft, den Mantel auszubreiten,
Der tausendfarbig über uns'rem Haupte fließt,
Des Lenzes Hoffnung und des Herbstes Schätze
In seiner Falten Schooß verschließt?
Wer gab dem Wasser und der Luft Gesetze,
Daß keines in das and're sich verlor?
Wer schrieb den Winden ihre Laufbahn vor?

Ist euer Auge blind, verschlossen euer Ohr,
Daß ihr des Schöpfers noch nicht achtet,
So kehrt in euer Herz zurück!
Vielleicht entdeckt ihn euer Blick,
Wenn ihr euch selbst, vom Wahne frei, betrachtet.
Der Geist, der in euch wohnt, der nach Unsterblichkeit,
Voll unstillbaren Durstes, schmachtet;
Mit zitternder Begier die Dunkelheit,
Die euch umhüllet, zu durchbrechen trachtet;
Sich muthig in die Wolken schwingt,
Und Klarheit aus der Sonne trinkt;
Der alles um euch her zu eu'rem Dienste zwingt,
Und, Herr der Erde, selbst erfindet,
Zusammenträgt, erbaut, verbindet,
Verschönert, umschafft und zerstört;
Der Drang, den euer Herz bei fremdem Leid empfindet;
Die Wollust, die ihr oft in stillen Thränen findet;
Der Schauder, der durch euer Wesen fährt,
Wenn eure Jugendstärke schwindet,
Euch Alter oder Krankheit überwindet,
Und ihr den Tritt des Todes hört:
Ach! alle diese Stimmen klagen
Euch Himmelstürmer an; sie zwingen euch, zu zagen
Und vor dem Herrn von euren Tagen,
Und allem was da lebt, anbetend hinzuknien.
Noch herrlicher erblickt ihr ihn
In Männern, die sein Bild auf ihrer Stirne tragen,
In Newton und in Antonin.
Ja, lauter, als die Sonnenkreise,
Und der Planetentanz um sie,
Als der Kometen ungemess'ne Reise,
Des ganzen großen Baues Harmonie,
Und der Geschöpfe wunderbare Stufen,
Vom Wurme bis zum Behemoth,
Vom Schwamme bis zur Eiche — lauter rufen
Die Tugend, das Genie: Es ist ein Gott!
Ihr fühlt es, doch um neu, um sonderbar zu scheinen,
Treibt euch der Stolz, es zu verneinen,
Obgleich das Herz den Lippen widerspricht.
O! lernt erst dieß Gefühl bekämpfen,
Lernt des Gewissens Aufruhr dämpfen,
Sonst seid ihr Atheisten nicht.

War je ein Mensch, der keine Gottheit glaubte,
So wußt' er nichts von innerlichem Streit
Und grübelnder Spitzfindigkeit;
Er schwamm im Strom' der Dinge fort, erlaubte
Sich jeden Wunsch, blieb in der Freude kalt,
Und kalt im Schmerz. Vom heftigen Verlangen,
Der Wesen Triebwerk zu umfangen,
Und jedes Rad zu seh'n, hat nie sein Blut gewallt;
Vertieft in traurige Chimären,
Schlich er dahin, vom Kitzel fern,
Sich im Marktschreierton zu lehren,
Und kleine Geister zu bekehren;
Sah ungerührt der Wissenschaften Kern
In Folianten eingetragen,
Die Narren, die sich bläh'n, und Narren, die verzagen,
Das Laster auf dem Thron, die Tugend auf dem Block;
Ihm galt sein Leben, wie sein Rock,
Er zog ihn aus, wenn er ihn drückte;
Kein Kummer nagte, keine Hoffnung jückte
Sein welkes Herz; nichts band ihn an die Welt;
Der gold'nen Feyenmährchen müde,
Mit denen sich die Jugend unterhält,
Umgab ihn todtenstiller Friede.
So glomm er langsam weg, erlosch und merkt' es kaum;
Sein Tod war, wie sein Leben, nur ein Traum.

Doch, Muse, halt! Zurück in deiner Kräfte Raum!
(Du, Schmetterling, wirst dir den Fittig sengen!)
Bin ich der Mann, den Unsinn zu verdrängen,
Der, von der Seine her, im Strom' der Mode kömmt,
Und unser Deutschland, ungehemmt,
Mit Wörterbüchern und Romanen und Gesängen,
Voll schalen Witzes, überschwemmt?
Umsonst hat Mancher schon entgegen sich gestemmt,
Die Schlüsse umgestürzt, geprüft die Anekdoten,
Entblößt des Spottes traurige Figur;
Umsonst hat man, weil keine Cur
Gelingen will, Fiscal und Henker aufgeboten.
Die Herr'n gefallen sich in der Carricatur,
Halb Skeptiker und halb Deisten,
Und wissen stets den Weg, sich tiefer einzunisten.
Sie lesen nichts, was ihren Kopf beschwert;
Und halten sie's der Müh', es durchzublättern werth,
(Statt Opiums, wenn ihnen Schnidenlisten
Durch's Köpfchen zieh'n,) so bringt ihr ausgelass'ner Hohn
Des Deutschen trock'nen Ernst, die Opponentenmiene,
Den feierlichen Kanzelton
Gleich parodirend auf die Bühne.
Wir ärgern uns, und schreiben noch einmal;
Logik, Metaphysik, Dogmatik und Moral
Wird ausgekramt; nun glaubt man sie zu haschen;
Sie drehen sich — weg war der Aal!
Ha! lieber wollt' ich Mohren waschen!

Sprich aber, Freund, was wollen nur
Die philosophischen Despoten?
Vertilget ist der falschen Eif'rer Spur,
Die der Vernunft mit Nacht und Fesseln drohten,
Vertrocknet das vergoß'ne Blut,
Und ausgelöscht der Scheiterhaufen Gluth.
Die orthodoxischen Scholasten,
Die, wie ein Priester, wild, wann Phöbus in ihm stürmt,
Sich über Dogmen, die sie selbst nicht faßten,
Und über Träumerei'n, auf Träumerei'n gethürmt,
Zum Aergerniß der Laien haßten,
Sich bis in's Grab verfolgten — ach, sie rasten,
Tief in des Lebens Strom getaucht!
Der Zinsendorfe Schwindel ist verraucht.
Die Fürsten weiden ihre Nationen,
Als gute Hirten, mit gelindem Stab;
Im Frieden werden wir geboren, wohnen
Im Frieden, sinken friedlich in das Grab.
Kein Bannstrahl aus dem Vaticane
Schreckt die Regenten, keine Kreuzesfahne
Ruft das betrog'ne Volk von seiner Pflugschar a
Der Bund, der, wie mit einem Talismane,
Von Rom bis Paraguay der Welt Gesetze gab,
Er ist zerstört; die trägern Tagediebe
Flieh'n scheu zurück zur Zelle, zum Altar.
Die Priester lehren einen Gott der Liebe,
Und zwingen nicht zum Glaubensformular.
Wer mild und gütig ist, wie einst ihr Meister war,
O, dem verzeihen sie des warmen Blutes Triebe.
Ruft einer unter ihnen noch:
„Streng ist sein Wille, hart sein Joch,
Und den trifft ewig Fluch, der weicht von den Gebothen!"
So spotten selbst die Weisern des Zeloten.

Und dennoch schrei'n die aberklugen Herr'n
Noch über Wahn und Blindheit, schickten gern
Ihr Licht zu uns herab, zu uns Lebendigtodten.
Nein! nein! behaltet nur die Fackel der Vernunft!
Wir scheuen allzugroße Helle;
Des Glaubens Lämpchen g'nügt für uns're kleine Zelle.

Genug von der Apostelzunft!
Laß uns, mein Freund, den Gott im Stillen lieben,

Der uns zuerst geliebt, der uns an Kindesstatt
Von Ewigkeit gewählet hat,
Von Ewigkeit uns in sein Herz geschrieben,
Und für ein grenzenloses Glück bestimmt;
Der gern das Schaf, das aus der Irre kehret,
Zur großen Heerde wieder nimmt;
Der sanfte Pflichten nur uns lehret:
Die Mäßigkeit, die durch sich selbst uns lohnt;
Die Menschenliebe, die (der unsichtbaren Güte
Statthalterin!) in edlen Seelen wohnt;
Und die Geduld, die bei zerschlag'ner Blüthe,
Bei Flammenraub, beim Sarg des Sohnes und der Braut,
In die entfloh'nen Tage schaut,
Und nicht vergißt, daß er, der ungern kränket,
Zum Besten stets die kurzen Leiden lenket;
Und ruhige Genügsamkeit;
Und himmlische Verträglichkeit,
Die dem Beleidiger verzeiht,
Und den nicht haßt, der irrig denket.

Ein guter Gott ist er, dem unerschrock'ner Muth
Und eines reinen Herzens Lallen
Mehr, als der jungen Rinder Blut
Und Hekatombenstolz, gefallen;
Dem unbewußt kein Haar von uns'rem Haupte fällt;
Der meiner Thaten kleinste kennet,
Und jede Lust, die im Verborg'nen brennet,
Und jeden Wind, der meine Segel schwellt.
Wär' er zu groß, um mich sich zu bekümmern,
Ein Gott Homer's, der auf dem Ida schlief,
Indeß aus tiefer Noth das Heer der Teucrer rief;
Ließ, unter ihres Glückes Trümmern,
Er, ohne Trost, die Unschuld ewig wimmern;
Wo bliebe seine Macht? wo seine Gegenwart?
Hält den Unendlichen im Himmel wer gefangen?
Ist seinem Blick der kleinste Wurm entgangen?
Hat noch ein Mensch umsonst auf ihn geharrt?
Nur fordre nicht, du Thor, daß sich, auf deine Bitte,
Die Ordnung der Natur zerrütte,
Sich aus der Dinge Kett' ein Glied
Verdrehe; daß, erweicht durch eines Schwärmers Lied,
Auf dürre Flur der Himmel Regen schütte,
Die Pest verschwinde, die dein Volk verheert;
Und daß der Untergang verschone deine Hütte,
Wenn du sie selbst durch Schwelgerei zerstört!
Nur murre nicht, kurzsichtiger Bewohner
Des kleinsten Puncts, wenn dir ein Plan mißlingt,
Wenn Undank triumphirt, Verdienst mit Mangel ringt,
Wenn, deinem Dünkel nach, der Schooner
Des Frevlers Stolz zu lange trägt!
Was bist du gegen den, der Recht und Unrecht wägt?
Du sieh'st dich um — und stirbst! der Wiege folgt die Bahre!
Ihm ist ein Tag, wie tausend Jahre,
Und tausend Jahre wie ein Tag.
Er sah den Keim der in der Erde lag —
Den Baum — den Blitz, der ihn zersplittert,
Mit einem Blick. Der Sturm, der hier ein ganzes Land
In seinem Mittelpunct' erschüttert,
Bringt dort ein hoffnungsloses Schiff zum Strand.
Vor ihm entwickelt sich, was ungleich und verschlungen
Hienieden scheint; des Lebens Dämmerungen
Zerfließen ihm in Licht.
Dein Auge folgt dem Flug der Lerche nicht,
Und will bis in den Himmel reichen?

Ein guter Gott ist er, der nicht von mir begehrt:
Du sollst in finst're Wüsten schleichen,
Von deiner Sündenlast beschwert,
Dich nähren, wie der Stier sich nährt!
Der nicht umsonst, so lieblich anzuschauen,
Das Weibchen und die Traube schuf;
Der Vater Noah'n den Beruf,
Der Sorgen Gegengift zu brauen,
Und mir den Trieb verlieh, mein Nestchen auch zu bauen;
Der Vögel für uns singen, Quellen rauschen, Auen
Im Lenze blühen heißt, und laue Weste weh'n;
Ach, der nicht sauer sieht, wenn wir mit frischen Kränzen
Des Frühlings Wiederkehr, der Ernte Fest begeh'n,
Und, unter Liedern, unter Tänzen,
Voll Dankes auf zu seinem Himmel seh'n;
Wenn wir der Tonkunst Reiz tief in der Seele fühlen,
Wenn Schweizers Zauber bald den wonnetrunk'nen Geist
Hinüber in das Land beglückter Schatten reißt *),
Bald, uns're Phantasie zu kühlen,
Ein Liedchen aus der Jagd von Chloens Lippen fleußt;
Wenn wir, der Arbeit müde, mit Poeten,
Den edlen Söhnen der Natur,
Des Winters lange Weile tödten,
Und, aus Gesundheitsliebe nur,
Die trägen Geister zu erwärmen,
Mit weisen Freunden weise schwärmen;
Jetzt, bei der Journalisten Katzenwuth,
Nicht ohne Schadenfreude, kittern,
Und jetzt, bei Toby's Laun' und Trimm's gelass'nem Blut
Das Zwergfell heilsamisch erschüttern:
Denn Lachen schützt vor Spleen, begünstigt das Verdau'n,
Und riß sogar, darf man der Sage trau'n,
Den Mann, der Narrheit pries, einst aus des Todes Klau'n *).

Ein guter Gott ist er, der (wenn die Zunft von Götzen **)
Im Schauspiel nichts, als weit und breit
Des Satans Werbhaus, sieht), den Frevel gern verzeiht,
Daß wir uns an Zayrens Leid,
An Werner's guter Seel' ergötzen,
Und nicht dem Mann, der unser Herz erfreut,
Für seine Müh', aus Dankbarkeit,
Ein Stühlchen in der Hölle setzen.

Wer diesen Gott mir zu entzieh'n vermeint,
Sein theures Bild aus meinem Herzen
Mit Pfeilen der Satyre merzen,
Mich so erleuchten will, der ist mein Feind,
Und so gelehrt und klug er immer scheint,
Mir ist er nur ein gifterfüllter Schwätzer.

Ich lobe mir gesunden, schlichten Sinn,
Und danke Gott, daß ich kein Grübler bin.
Schlendr' ich auch dann und wann auf einen Abweg hin,
So sey's mit Nothanker, dem Ketzer,
Und seinen Brüdern in den Herrn;
Dem nachsichtsvollen, sanften Stern,
Und o! dem guten Wakefielder.
Ich hasse Fanatismus, der uns wilder
Als Cannibalen macht.
Mich schrecken Fabeln nicht, in öder Zellen Nacht,
Vom blöden Müßiggang erdacht!
Noch von der Barbarei in Holz geschnitzte Bilder
Des pferdefüßigen Monarchs vom Schwefelpfuhl.
Im Dunkel thront des Richters Stuhl,
Im Dunkel ruhen seine Blitze.
Weh' dem, der mit verweg'ner Hitze
Den Vorhang zu zerreißen wagt;
Den schwarzen Ausfluß seiner Galle
Der Gottheit unterschiebt; mit hohler Stimme Schalle
Furcht in die schwächern Seelen jagt;
Und rasch das Urtheil spricht, daß Socrates, der Weise,
Der, für die Wahrheit, unverzagt
Begann die ungewisse Reise,
Und Marc Aurel und Titus und Trajan
Für ihrer Großmuth gold'ne Thaten,
Nun ewig an dem Spieß und auf dem Roste braten,
Weil sie den Stern aus Morgenland nicht sah'n!
Schreit, wie ihr wollt, mein Herz setzt sich dawider.
Naturalist, Deist, Papist und Protestant
Sind alle meine lieben Brüder,
Und nur auf den seh' ich voll Abscheu nieder,
Der Menschenliebe nie empfand —
Auf euch, die ihr mit Feuer und mit Schwerte
(Wozu verführst du nicht, verfluchter Durst nach Gold!)
Die Bürger einer halben Erde,
Geschwinder, als der Donner rollt,
Von ihrem väterlichen Herde,
Von ihren Tempeln weggeschreckt,
Sie, wie des Waldes Thier', erschlagen,
Mit euren Seuchen, euren Lastern angesteckt,
Und über sie die schrecklichste der Plagen,
Die Sklaverei gebracht!
Ihr habt des Christen Ruhm, mit welchem ihr euch brüstet,
Zum Fluch der halben Welt gemacht.
Wie werd' ich gegen Euch entrüstet,

*) Alceste war um diese Zeit erschienen.

*) Anspielung auf die Anekdote von Erasmus Geschwür.

**) Der berühmte Orthodox dieses Namens hat sich selbst, in der bekannten Geschichte mit dem Pastor Schlosser, an die Spitze der Theaterfeinde gestellt.

Wenn Schwermuth meinen Geist auf jene Küsten bannt,
Wo ihr mit Menschenblut erkauft, was euch gelüstet;
Wo Menschen, so wie ihr, mit Thränen nach dem Land,
Aus dem ihr sie entführtet, schauen,
Mit Thränen eure Felder bauen,
Von Hunger abgezehrt, von Arbeit übermannt,
Gespenstern gleich, die Nachts um Gräber schleichen,
Entkräftet, wund, in ihrem Joche keuchen;
Wo für ein Nichts ihr sie auf Foltern spannt,
Und ihr Geschrei und eurer Peitsche Knallen
Erschrecklich mir von Felsen wiederhallen!

Philosophie — ich hab' es schon bekannt —
Philosophie lass' ich in ihrer Würde!
Sie zeuget Freiheit, Tugend, Muth; entflammt
Das Herz für Gott, von dem sie stammt;
Erleichtert menschenfreundlich uns die Bürde
Des Lebens; ist ein Quell in dürren Wüstenei'n;
Der Pharus, dessen sanfter Schein
Mein Schiffchen wahrt, daß es nicht strande.
Entweichet sie aus einem Lande,
So wankt der Thron, und der Monarch
Kann sich durch keine Schweizer schützen;
So läßt den Dolch, den er bisher verbarg,
Der Aberglaube wieder blitzen,
So wird die Freistatt der Vernunft — ein Sarg;
So steigen unzählbare Stimmen
Im Schlaf erwürgter Opfer himmelan;
Im blutbedeckten Bette schwimmen
Der Säugling und der Mann;
So sieht das Weib mit höllischfrohem Lächeln,
Des Gatten Scheiterhaufen glüh'n;
Der Vater hört entzückt des Sohnes Röcheln,
Er tödtete ja Gott zu Ehren ihn;
So schleichet, im Tartüffischen Gewande,
Das Laster frech von Haus zu Haus,
Und bringt in die Geschlechter Zwist und Schande
Und saugt das Mark des Landes aus;
So schließen Geld und Geißelung die Thore
Des Himmels auf, und moderndes Gebein
Befreit vom Kropf, vom Stein, vom Zipperlein;
So bebt das Volk vor einem Meteore,
Vor einer alten Frau, vor eines Raben Schrei;
Den Landmann treibet Schwärmerei,
Daß er in Wälder flieh', in Mauern sich versperre;
Todt liegt der Acker — eine Wüstenei;
Die Wissenschaft wird Barbarei,
Und die Religion — Geplärre.

So jammervoll, durch Glaubenszwang entstellt,
Gehüllt in öde Finsternisse,
Lag Deutschland einst. Daß aus den Chroniken der Welt
Ein Genius die schwarzen Blätter risse! —
Doch mit hellglänzendem Panier
Stieg Weisheit wieder von dem Himmel,
Mit ihr der Friede; das Gewimmel
Der Dummheit floh; die Nacht verschwand; die Thür
Des Elends wurde zugeriegelt! —
Dank sei ihr, ewig Dank dafür!
Nur wenn sie sich vermißt, sich ungezügelt
In's Meer der Gottheit stürzt, und klügelt,
Wo, tief anbetend, der Verstand
Der Leibnitze, der Haller stille stand,
Wo selbst der Seraph seinen Mund versiegelt —
Wird sie zum Schwert in eines Narren Hand.

So denk' ich, theurer Freund, und lasse
Die Geister von der höhern Klasse
Den alten Wein aus Rom und Griechenland
Mit ihres Witzes Schaum durchwässern,
Und uns're beste Welt regieren und verbessern.
Auch lass' ich gern den Unverstand,
Wie's ihm beliebt, die Scheidewand
Des Himmels und der Hölle setzen,
Und Erd' und Himmel wider den verhetzen,
Der Spott mit seinen Anathemen treibt.
Mich weiß Apoll und Freundschaft und Vergnügen
Um meine Muße zu betrügen,
Daß zu Sophisterei'n und Glaubensritterzügen
Kein Viertelstündchen übrig bleibt.
Ich lebe, frei von schwarzen Sorgen,
Gemächlich in den Tag hinein,
Und denke nur am frühen Morgen,
Ihn ganz mit Blumen zu bestreu'n.
Um mich des Augenblicks zu freu'n,
Ward mir der Zukunft Nacht verborgen.
Ja, Freund, haushält'risch mit der Zeit
Und mit der Freude karg verfahren,
Genießen die Gelegenheit,
Für trübe Stunden Heiterkeit,
Und Hoffnung, wenn ein Sturm uns dräut,
Und einen Wunsch für morgen sparen —
Hat keinen Weisen noch gereut,

Und daß ich nicht auf diesem Pfade wanke,
Verdank' ich Ihm, dem ich mein Leben danke.
Ach, welch ein Mann! Voll Menschenfreundlichkeit,
Voll echter, deutscher Redlichkeit!
Ihm gleich zu seyn — welch ein Gdanke!
Froh that er seine Pflicht, und fürchtete nur Gott,
Und dient' ihm ohne Falsch, und haßte frechen Spott.
Ein guter Vater, liebevoller Gatte,
War er vergnügt mit seinem Loos,
Im Leiden durch Geduld, im Glück durch Demuth groß;
Und fand, wenn er die Last des Tags getragen hatte,
Den süß'sten Lohn in treuer Freundschaft Schooß,
Und im Genusse häuslich stiller Freuden,
Die das Geräusch der großen Häuser meiden.
Ach, meine Brust bleibt ewig sein Altar!
Sein Beispiel, das mich früh zu gutem Muth gewöhnte,
Heil ihm, daß er's mit einem Tode krönte,
Der lehrreich, wie sein Leben war!
Ihn schreckte nicht die steigende Gefahr!
Sein Auge lächelte, da seine Lippe stöhnte,
Und schon Zerstörung ihm durch jede Nerve drang.
„Ich gehe, sprach er, meiner Väter Gang;
Was weinet ihr wenn ich mich freue?"
Weg mit der Feder! — Fließt, ihr Thränen, fließt auf's neue! —
Und, daß ich nie sein edles Bild entweihe,
Erinn'rung, stell' es mir so treu, so täuschend wahr,
Als es mich jetzt umschwebt, auf jedem Schritte dar! — —

Wenn auch mein Stundenglas gemach zum Ende rinnet,
Die Ewigkeit vor meinen Blicken tagt,
Das schreckliche Verhör beginnet,
Dem der verborgenste Gedanke nicht entrinnet —
Und dann kein Fluch verführter Unschuld mich verklagt,
Kein Haß in meinem Busen lodert,
Kein Mündel seiner Väter Schweiß, kein Freund
Das anvertraute Pfand von meinen Händen fodert,
Noch über mich des Armen Witwe weint;
Wenn der Gedank' an mit vergoss'ne Thränen,
An einen Wassertrunk, dem Dürstenden gereicht,
Allein mir übrig bleibt, indeß, vom Tod verscheucht,
Der eitlen Freuden Chor auf immer von mir weicht;
Wenn meines Lebens bunte Scenen,
Mit Schwachheit nur und Irrthum ausgefüllt,
Des Vaters Lieb' in ihren Schleier hüllt,
Des Vaters, der durch Reue sich versöhnen,
Und Gnade gern für Recht ergehen läßt;
Wenn um mein Ohr der Freundschaft Seufzer tönen,
Und ihre Hand nicht meine Hand verläßt —
Soll ich dann noch vor Menschendrohung zittern,
Und meiner Augenblicke Rest
Durch selbstgemachte Furcht verbittern?
Das gebe deine Huld nicht zu,
Du liebevoller Quell der Ruh'!
Erhöre mein Gebet, das mit dem Dank der Biene,
Das mit der Lerche Lied sich himmelan erhebt;
Verleih', daß diese leidende Maschine
Dem Geist, der immer aufwärts strebt
Und wieder niedersinkt und an dem Boden klebt,
Zu einem sanften Kerker diene,
Bis ihn dein Ruf zu deinem Throne hebt!

Geliebter, dessen holde Miene
Stilllächelnd mir vor Augen schwebt,
Wenn sich mein Geist, von Traurigkeit durchbebt,
Mit seinen Schlummernden begräbt;
Du, der itzt unter Engeln lebt,
Zu gut für eine Welt, wo zartgeschaff'nen Seelen,
Die, Mißtrau'ns unbewußt, oft nach dem Scheine wählen,
Auf jedem Tritt die Falschheit Netze webt,
Und eine Gruft für ihre Treue gräbt —
Mein Seebach*), der mich unter seinen Füßen

*) Er starb 1773 als Hofmeister zu Göttingen. seinen Freunden, wegen seines Herzens, unvergeßlich.

Verlassen irren sieht — komm' dann herabgeschwebt,
Den letzten Kampf mir zu versüßen,
Zu stärken den erschöpften Geist
Und ihn, wenn er sich los von seinen Banden reißt,
Mit Siegesliedern zu begrüßen.

---

## Pflicht und Liebe.

Du, der ewig um mich trauert,
Nicht allein, nicht unbedauert,
Jüngling, seufzest du;
Wann vor Schmerz die Seele schauert,
Lüget meine Stirne Ruh.

Deines nassen Blickes Flehen
Will ich, darf ich nicht verstehen;
Aber zürne nicht.
Was ich fühle, zu gestehen,
Untersagt mir meine Pflicht.

Unbekannt mit Reu' und Leide,
Wie die Lämmchen auf der Weide,
Spielten ich und du.
Jeder Tag rief uns zur Freude,
Jede Nacht zur sanften Ruh.

Ewig sind wir nun geschieden!
Damon, liebst du Philaiden,
Fleuch ihr Angesicht!
Nimm ihr nicht der Tage Frieden,
Und der Nächte Schlummer nicht!

Freund, schweif' aus mit deinen Blicken!
Laß dich die Natur entzücken,
Die dir sonst gelacht;
Ach, sie wird auch mich beglücken,
Wenn sie dich erst glücklich macht.

Trauter Jüngling, lächle wieder!
Sieh, bei'm Gruße froher Lieder
Steigt die Sonn' empor!
Trübe sank sie gestern nieder;
Herrlich geht sie heut' hervor.

---

## Die Trauer.

### Romanze.

Die Schönen sind führwahr geplagt
In Tiefen und auf Höhen.
Weil ihnen Thränen, wie man sagt,
Leicht zu Gebote stehen,
Und weil Schmerz ihren Reiz erhöht,
Verfolgt des Schicksals Laune
Schnell, wie ein Wetterhahn sich dreht,
Die Blonde, wie die Braune.

Bald bricht ein kleiner Hund das Bein,
Bald fliegt ein Specht zum Henker,
Bald fällt zur Unzeit Regen ein,
Bald wird ein Mühmchen kränker,
Bald reist ein Schäfer über's Meer,
Bald hört er auf zu lieben,
Und was dergleichen Anlaß mehr,
Sich herzlich zu betrüben.

Doch Henriettens Unglücksstern
Ist keinem zu vergleichen.
Laßt es, ihr lieben Frau'n und Herr'n,
Zum Mitleid euch erweichen!
Ihr, die ihr Leidende beklagt,
Fühlbare, gute Seelen,
Euch wird es, wenn euch Kummer nagt,
Auch nicht an Tröstern fehlen.

Denkt euch ein Mädchen, das jetzt hold,
Jetzt finster sich gestaltet,
Und ob es lacht, und ob es schmollt,
Stets neuen Reiz entfaltet;
Ein Mädchen, Meister im Talent
Die Herzen anzuketten,
Und schalkhaft, wie ihr wenig kennt,
So habt ihr Henrietten

Noch matt von einem Austerschmaus,
In weißer Morgenkutte,
Saß sie und dachte Masken aus
Zur kommenden Redoute.
Da pocht es an. — „Herein!" — Ein Brief!
Mit schwarzem Rand und Siegel!
Sie nahm ihn, wie im Traume, lief
Halbtaumelnd hin zum Spiegel;

Und rieb die Aeugelchen sich hell,
Und buchstabirte leise:
„Die arme Mutter! — gestern — schnell —
Erschrick nicht! — Du bist Waise!" —
Sie sinkt — so sinkt, von Orosman
Durchbohrt, Zayre nieder.
Mama! ruft sie, so laut sie kann,
Ma! schallt's im Zimmer wieder.

„Ey, hält nicht Abgang und Ersatz
Auf Erden gleiche Schritte!
Die Mutter macht der Tochter Platz,
War das nicht immer Sitte?"
So schreit vielleicht ein Philosoph
Aus weinerhitzter Kehle.
Allein gewebt aus feinerm Stoff
War meiner Heldin Seele.

Und dießmal floß ihr tiefes Leid
Aus zwei verschied'nen Quellen.
Halb galt es frommer Dankbarkeit,
Und halb den Maskenbällen.
O, werdet auch im Carneval
Zum Freudenhaß verpflichtet,
Dann setzet euch in ihren Fall,
Ihr Schönen, dann erst richtet!

Elise, die gern Thränen stillt,
Verirrte gerne leitet,
Und über kleine Schwächen mild
Der Liebe Mantel breitet;
Elise steht der Freundin bei
In dieser schwarzen Stunde,
Und gießt, gleich einer guten Fey,
Ihr Balsam in die Wunde.

Weil aber alles fruchtlos ist,
Trost, Bitten, Wangenstreicheln,
Ersinnt sie plötzlich eine List,
Um ihrem Schmerz zu schmeicheln.
Ein alt Rezeptchen fiel ihr ein;
(Es hilft, ihr könnts versuchen.)
Den Kindern, wenn sie trostlos schrei'n,
Gib Puppen oder Kuchen!

„Kind," spricht sie, „eine Stunde nur
Laß ab vom lauten Jammer!
Pariser Rock und Garnitur
Sind schon in deiner Kammer.
Wirf dich in Trauer! komm' bald nach!" —
Sie geht, und Henriette
Fand, was die Freundin ihr versprach,
Auf ihrer Toilette.

Sie drückt sie schluchzend an die Brust,
Die theuren Klaggewänder,
Und löset schon, sich unbewußt,
Des Nachtkleids Rosabänder.
Husch steht sie, wie Cornelia
Mit des Pompejus Urne,
So schwarz und majestätisch da,
Als trügen sie Cothurne.

Ihr glaubt nicht, wie durch diese Tracht
Farb' und Contour gewannen!
Ihr Busen glänzt, wie Schnee bei Nacht,
Die Taill' ist zu umspannen.
So reizt im Probeschleier nicht
Die jüngste Klosterschöne,
Und ein zerknirschteres Gesicht
Macht keine Magdalene.

Indessen war von Club zu Club
Die Trauerpost geflogen.
Schon kommt, nach liebem Brauch, ein Trupp
Visiten angezogen.

Man sieht sie, staunt, und prallt zurück,
Fängt an zu peroriren,
Und wünscht ihr zu der Trauer Glück,
Anstatt zu condoliren.

Ach, aber in der Dinge Lauf
Wird mancher Spaß verdorben.
Ihr Bruder schreibt den Tag darauf:
„Mama ist nicht gestorben.“
Alsbald erlischt der Wange Roth,
Des blauen Auges Schimmer!
Sie rafft sich auf, und stürzt halbtodt
In ihrer Freundin Zimmer.

„Elise, theile meinen Schmerz —
Die Freude, wollt' ich sagen! —
Ach, dein Geschenk — mir bricht das Herz —
Ich darf's hinfort nicht tragen.
Ich kann nicht länger ohne Grund
Der Mutter Thränen zollen,
Und morgen geh' ich wieder bunt,
Weil es die Götter wollen.

Denn ach, gestorben ist sie nicht,
Ist wieder außer Bette —
Und dein Geschenk“ — Elise spricht:
„Sey ruhig, Henriette!
Du hängst es hin. Ein schwarzes Kleid
Siegt über Zeit und Mode.
Man spart es auf ein and'res Leid,
Gleich einer Trauerode.

Doch hat ein alter Mann dereinst
Dir Tonnen Gold's verlassen;
Und weißt du dich, so sehr du weinst,
In den Verlust zu fassen;
Fühlst du im Wittwenflore schon
Den Hang zu süßern Banden;
Dann melde ja kein Postillon:
Der Mann ist auferstanden!“

---

## Mütterliche Warnung.

Selbst die glücklichste der Ehen,
Tochter, hat ihr Ungemach;
Selbst die besten Männer gehen
Oefters ihren Launen nach.
Wer sich von dem gold'nen Ringe
Gold'ne Tage nur verspricht,
O, der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz des Menschen nicht!

Manche wirft sich ohne Sorgen
In des Gatten Arm, wie du,
Und beweint am andern Morgen
Ihre Freiheit, ihre Ruh.
Aus dem Sclaven ihrer Blicke
Wird ein mürrischer Tyrann;
Banger Kummer folgt dem Glücke,
Das mit ihrem Traum zerrann.

Doch dein Glück dir selbst zu schaffen,
Tochter, steht in deiner Hand:
Die Natur gab dir die Waffen,
Gab dir Sanftmuth und Verstand.
Lerne deines Gatten Herzen
Liebevoll entgegen geh'n,
Leichte Kränkungen verscherzen,
Kleine Fehler überseh'n.

---

## Eckhof.

Die deutsche Bühne war der Nachbarn Hohn;
Verzerrung galt für Witz, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenschaft; da sandt' Natur uns ihren Sohn.
Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Die ihr dem Heiligthum Melpomenens euch naht,
Ihm opfert dankbar an des Tempels Schwelle,
Ihm widmet Herz und Mund und That!
Wißt: Eckhof war es, der dem tiefen Britten,
Dem leichten Gallier den Lorberzweig entwand!
Wißt: Er schuf euch die Kunst, und adelte den Stand,
Orakel eures Spiels, und Vorbild eurer Sitten.

---

## Weiberlist.

Weiberlist höhnt Schloß und Riegel;
Selbst ein Argus wird berückt,
Wenn nicht Zärtlichkeit das Siegel
Auf den Bund der Treue drückt.

Wilder schwärmet, hinter Gittern,
Die entbrannte Phantasie;
Die, wie Sclaven, vor ihm zittern,
Lieben ihren Gatten nie.

Oefter macht der Mangel Diebe,
Oefter, als Gelegenheit.
Liebe nur erzeuget Liebe,
Treue nur Beständigkeit.

---

## Lied.

Wie der Tag mir schleichet,
Ohne dich vollbracht!
Die Natur erbleichet,
Rings um mich wird's Nacht.
Ohne dich hüllt alles
Sich in Schwermuth ein,
Und zur öden Wüste
Wird der grünste Hain.

Kommt der Abend endlich
Ohne dich heran,
Lauf' ich bang und suche
Dich bergab, bergan,
Hab' ich dich verloren.
Bleib' ich weinend steh'n,
Glaub', in Schmerz versunken,
Langsam zu vergeh'n.

Wie ich ahnend zitt're,
Wann dein Tritt mir schallt!
Wann ich dich erblicke,
Wie das Blut mir wallt!
Oeffnest du die Lippen,
Klopft mein ganzes Herz.
Deiner Hand Berühren
Reißt mich himmelwärts.

---

## Glück und Unglück.

### Erzählung.

Zwei Freunde, die sich lange nicht geseh'n,
Begegneten sich einst; (den Ort hab' ich vergessen).
Wie geht's? fragt' Einer — Wie soll's gehn?
Bald hoch, bald tief. Ich hab' indessen
Ein Weib genommen. — Nu! das hast du gut gemacht —
Nicht gar zu gut. Zwar hat's im Schlafe
Zwei hundert Pfund mir eingebracht —
Zwei hundert Pfund sind viel! — So gut wie nichts. Die Schafe,
Die ich dafür mir angeschafft,
Hat eine Seuche weggerafft. —
Ey! das ist ärgerlich. — So sehr nicht! Woll' und Häute
Verkauft' ich, setzt' in's Lotto, und gewann
Zwei tausend Pfund. — Fürwahr! das Glück neckt seine Leute.
Nun bist du ja ein reicher Mann!
Nichts weniger. Das Haus, in dem mein theuer
Erworb'ner Mammon lag, ging — denke dir den Streich! —
Ging gestern auf im Feuer — —
Das nenn' ich Unglück! — Oder Glück? das Feuer
Fraß Haus und — Weib zugleich.

---

## Der Gratulant.

Der höfliche Kornar
Wünscht euch, an jedem Tag der zwei und fünfzig Wochen
Im lieben, langen Jahr
Zu Allem Glück; der höfliche Kornar!
Und hättet ihr das Bein gebrochen,
Er wünscht euch Glück, daß — es der Hals nicht war:
Der höfliche Kornar!

---

## Die Eifersucht.

Eifersucht, der Liebe Hölle!
Elend, elend, wer dich fühlt.
Wem dein Dolch, getränkt mit Gifte,
Rastlos in dem Busen wühlt;

Wenn der Seele Tiefen zittern,
Wie die Fluthen in Gewittern;
Wenn kein Wort, kein Wort des Trostes
Deiner Marter Gluthen kühlt,
Eifersucht, der Liebe Hölle!
Elend, elend, wer dich fühlt!

Eifersucht, der Liebe Himmel!
Selig, selig, wer dich fühlt!
Wenn ein Wort, ein Wort des Trostes
Deiner Marter Gluthen kühlt;
Wenn der Reue Thräne fließet;
Wenn Versöhnung uns umschließet;
Und der Nektar ihres Kusses
Alle Spuren des Verdrusses
Aus der Seele Tiefen spühlt;
Eifersucht, der Liebe Himmel!
Selig, selig, wer dich fühlt!

---

## Der künstliche Blumenstrauß.

Die Blumen, Daphne, die, zu deinem Feste
Dein Hylas auf des Winters Fluren fand,
Entfalteten sich nicht, gepflegt von Florens Hand,
Dem Lebenshauche lauer Weste.
Doch schwindet auch ihr sanfter Schimmer nicht
Mit eines Sommertages Wonne.
Sie blühen immer frisch — Dein Blick ist ihre Sonne —
Und trotzen dem Geschick, das ihre Schwestern bricht.
So blüht der Kranz, den uns die Freundschaft flicht,
Indeß der Liebe wilde Rosen
Ein Strahl versengt, ein Hauch verweht.
Er soll uns noch die weißen Schläfe schmücken,
Durch Götterduft uns noch erquicken,
Wann uns der Sensenschwinger mäht.

---

## Die Nachcur.

### Epistel,

an den Prinzen A. v. S. G.

Verdauen, Prinz, ist mehr werth, als Erfinden,
Und sanfter Schlaf mehr, als Gelehrsamkeit.
Was hilft die Kunde der Vergangenheit,
Was hilft die Weisheit seiner Zeit,
Was hilft ein Saitenspiel, von Phöbus selbst geweiht,
Dem Manne, dessen Kräfte schwinden,
Der Komus Freuden ängstlich sich versagt,
Und, wie vor Schierling, sich vor Evans Becher hütet,
Weil ihm ein Wurm, der gern in Lorbern brütet,
Hypochondrie, am Lebensfaden nagt?

O du, für dessen unschätzbare Tage
Die Menschheit jüngst, gebeugt im Staub,
Zum Himmel rief! laß dich erweichen! Jage
Gemächlicher den Musen nach! Der Raub,
So sehr auch seine Flitterseite blendet,
Lohnt oft des Athems nicht, den man um ihn verschwendet.
Denk' an den Mann, den Schalkheit, Laune, Witz,
In jenem schönen Land, (einst ihrem Lieblingssitz!)
Zu seinem Landsmann Flaccus heben *)!
Den Wink, den er dir gab, als vom Bestreben
Um Frauengunst und Minnesold
Die Rede war: (gern faßt' ich ihn in Gold)
„Die Schönen sind so lang, und ach, so kurz — das Leben!" —

Wend' ihn auf die neun Schwestern an!
Ja, länger sind und waren keine Schönen.
Wer ihnen huldigt, muß, so lang er athmet, fröhnen,
Und hat, am Ende seiner Bahn,
In ihren Augen nichts, als — seine Pflicht gethan.

Mit ihnen, Zephyrn gleich, die unter Blumen tändeln,
Zu scherzen, Prinz, ist süß, doch weg mit Herzenshändeln!
Wen das Geschick, wie dich, sie zu beschützen rief,
Der warte seines Amts! der sinke nicht so tief,
An ihrem Altar selbst zu dienen! —
Was thu' ich? Schlösse man aus meinem Ernste nicht,
Ich warnte dich aus Eifersucht vor ihnen?
Und doch ist's nur der reinsten Ehrfurcht Pflicht,
Ist's Freundschaft nur, (verzeih' das Wort,) die aus mir spricht.
O, daß die Hoffnung erst, die kaum durch Nebel bricht,
In hellen Mittag sich verkläre!
O, daß erst, gleich dem Lebenssaft
Der Eich' im Lenze, neue Kraft
In dein erschöpftes Triebwerk wiederkehre.
Daß erst dein blühendes Gesicht
Uns der Gesundheit Sieg verkünde!
Dann widerruf' ich und entbinde
Dich jauchzend jeder Krankenpflicht.

Wo stockt es noch? Dank, Lieb' und Ehre
Sey deinem Aesculap! Doch, wenn ich Sulzer wäre,
Ich ließe jetzt Hypocrates in Ruh,
Die Apotheke schlöss' ich zu,
Und Küch' und Keller auf. Du lächelst des Phantasten?
O, duldsam, wie du bist, versag' ihm nicht das Ohr!

Ich schriebe dir das strengste Seelenfasten
Zur Nachkur, schriebe dir ein klösterliches Rasten
Von Sorgen und Geschäften vor.
Du pflegtest, Domherrn gleich, bei immer frohem Muthe,
Vor allen Dingen deinen Bauch.
Das Werkzeug deiner Laune ruhte
Im trock'nen Tintenfaß, nach weiland Fürstenbrauch.
Und, weil das Feuer deiner Rede sich dem Blute
Schnell mittheilt, schränktest du auf karges Ja und Nein
Der Unterhaltung Zauber ein.
Du gäbst den müßigsten Geschwätzen,
Gesundheitsmärtyrer! dein Ohr am liebsten Preis,
Und suchtest, deinen Geist zu letzen,
(Ja nicht aus Augenlust!) der jüngsten Mädchen Kreis.
Selbstlesen taucht den Kopf in Gluth, die Füß' in Eis.
Ein Neuling in der Kunst zu lesen,
(Denn Ohrenkitzel selbst verspätet das Genesen)
Erbaute dich mit Büchern meiner Wahl.
Zwar braucht's mein vidit nicht zu Zeitung und Journal;
Denn diese Labeschriften stillen
Schlaflosigkeit und Krampf, trotz Opium und Pillen;
Doch läg' im siebenfachen Bann
Das Heer Aesthetiker, Sprachforscher, Philosophen —
Poeten selbst. Nur dann und wann
Gönnt' ich, zum Nachtisch, dir, großmüthig, ein Paar Strophen
Aus Oberon, der bald von tiefem Spleen entladen,
Bald in die tiefste Schwermuth wiegen kann;
Und zur Abkühlung, noch ein Tellerchen — Charaden.

Du siehst, dein neuer Arzt ist kein Tyrann.
Er weiß der Freuden mehr, die seinem Zweck nicht schaden.
Exempli gratia — Musik? Sie peitscht das Blut,
Spannt jede Nerve, schlägt dem Herzen Wunden;
Zu lebhaft hab' ich's oft bei Orpheus Schlick *) empfunden.
Schach? Das verhüt' Apoll! Schach hat, aus Uebermuth,
Ein Schach, der nichts bedurft' — als Arbeit, einst erfunden.
Nein, Prinz, nichts täuscht so sanft die Winterabendstunden,
Nichts setzt allmächtiger den Grillen Maß und Ziel,
Als, — was der Schwester Evens, was Pandoren,
Nebst andern Messern in der Hand des Thoren,
Aus der verbot'nen Schachtel fiel:
Als — frommes Kartenspiel!
Doch frommt's nur dann, wenn, (zürnet nicht, ihr strengen
Kunstrichterchen, daß, allzukühn vielleicht,
Die Muse Groß und Klein vergleicht!)
Wenn uns, nach Opernart, die Zeit bei'm Kartenmengen
So sanft, als dort bei'm Ritornell, verstreicht,
Und, wie dort Liedern und Gesängen
Verstand und Interesse weicht,
Auch hier die Handlung unter Episoden schleicht,
Und zwischen jedes Blatt sich Frag' und Antwort drängen.

O, möchtest du mein Recipe,
Statt Pulver, Tropfen, Kräuterthee,
Geliebter Prinz, zur Probe, wagen!
Was gilt's? Nach wenig ausgeharrten Tagen
Erschienest du (nicht bleich und abgezehrt,
Wie, bei der Fasten Schluß, Karthäuser in den Metten:)
Nein, wie ein Abt, der blühend, wohlgenährt,
Vom Fastnachtsschmaus zur Aschenweihe fährt.
Die Grazien und Scherz' und Amoretten
Umschlängen dich mit Blumenketten,
Und feierten, durch Tanz und durch Gesang,
Den Prinzen, den, zu vieler Heile,
Hygea der Gefahr entschwang,
Den Weisen, der sich selbst bezwang,
Und den Triumph der langen Weile!

*) Der Abbé Gagliani in Neapel.

*) Violoncellist in des Prinzen Diensten.

# Kaspar Friedrich Gottschalk

ward den 15. Juli 1772 zu Sondershausen geboren, erhielt eine gelehrte Erziehung und wurde 1793 an der herzoglich bernburgischen Kanzlei zu Ballenstedt als Archivar angestellt. 1796 wurde er Kanzleisecretär und fürstlicher Handbibliothekar daselbst, wo er gegenwärtig als Assistenzrath noch lebt. Der König von Sachsen ehrte sein Verdienst durch Ertheilung des sächsischen Civilverdienstordens.

Seine Schriften sind:

Wanderungen in einige Gegenden von Göttingen. Halle 1797.
Taschenbuch für Reisende in den Harz. Magdeburg 1806. Fernere Auflagen:
Die Bergschlösser und Ritterburgen Deutschlands. Halle 1810 — 1829. 7 Bde.
Das Chamounithal. Halle 1811.
Sagen und Volksmährchen der Deutschen. Halle 1815. Erstes Bändchen mit Kupfern.
Almanach der Ritterorden. Leipzig 1817 — 1819. 3 Abth.
Das Alexisbad. Halle 1819. Mit Dr. Kurze.

Ein in vielfacher Hinsicht verdienter Schriftsteller, welcher namentlich in seinem Werke über die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands gründliche Forschung mit anmuthiger und gefälliger Darstellung verband, und sich durch dasselbe großen Beifall erwarb.

---

## Die Bergschlösser und Ritterburgen Deutschlands.

### Kynast.

Verdient je ein Theil Deutschlands, daß man ihn bereise, so ist es Schlesien. Man könnte es eine vollständige Encyklopädie des Sehenswerthen auf dem Erdboden nennen, wenn es im Besitze eines glänzenden Hofes wäre, der durch die Werke der Kunst, die nur in seinem Gefolge aufblühen, die Lücken füllte, welche hier noch zu finden sind. Wer Schlesiens schöne Natur noch nicht erblickte, seines Riesengebirges wilde Massen — über welchen Rübezahl einst waltete — noch nicht durchstrich, von den hohen Felsenzinnen dieser gigantischen Bergkette noch nicht herabsah auf Landschaften, welche unbeschreiblich schöne Gemälde bilden, der kann auch nicht sagen, daß er die schönsten Theile unsers immer kleiner werdenden Vaterlandes gesehen habe. Wer es aber bereiste, der bestieg auch gewiß die sehenswerthen Ruinen der Burg Kynast, mit deren Beschreibung und Geschichte ich diese Gallerie deutscher Burgen eröffnen will.

Drei Viertelstunden von dem bekannten Badeorte Warmbrunn liegt das dem Grafen von Schafgotsch gehörige Dorf Hermsdorf. Es liegt dicht unter dem Berge, auf welchem die Ruinen des Kynasts stehen; und wer diese besteigen will, den führt der Weg erst durch dieses Dorf. Ueber der Thür eines Hauses findet man hier eine große Tafel befestigt, mit den Worten:

Wer den Kynast will beschauen,
Kann sich hier mir anvertrauen.

Der Bewohner davon ist nämlich der Geleitsmann der Fremden auf die alte Burg, und man muß sich schon an ihn wenden, da er den Schlüssel zu dem Häuschen vor den Ruinen, so wie zu der Stube im ehemaligen Wachtthurme hat, und zugleich der Wirth der Reisenden auf der Burg ist. Dies Aemtchen giebt ihm in Hermsdorf den glänzenden Titel eines Kommandanten des Kynasts.

Mit ihm steigt man einen bequemen, eine halbe Stunde langen Weg — der im Jahre 1800, wo die Königin von Preußen den Kynast besuchte, gemacht wurde — hinan. Wem er aber noch nicht bequem genug wäre, der kann sich auch in Sesseln, die zu dem Ende in Hermsdorf bereit stehen hinauftragen lassen. Auf diesem Wege trifft man eine sehenswerthe Naturmerkwürdigkeit an. Von über einander gestürzten Granitblöcken wird nämlich eine Kluft gebildet, die „der hohle Stein" heißt. Wenn man sich mit etwas Mühe durch ihren Eingang gedrängt hat, so kommt man, nach ungefähr dreißig Schritten, an einer andern Stelle des Berges wieder heraus. Das allmählige Entschwinden des Tageslichts beim Hineingehen, wo man zuletzt ganz im Finstern tappt, und das eben so allmählige Wiedererscheinen desselben, je mehr man sich dem Ausgange nähert, macht einen eben so seltenen als schönen Eindruck. Schon oft hat diese Höhle denen, die durch Uebermacht oder Unbilligkeit verfolgt wurden, in ältern und neuern Zeiten, zum sichern Schlupfwinkel gedient; und noch im Jahre 1807 verbarg sich eine Menge Soldaten des Freikorps des Prinzen von Anhalt-Pleß daselbst.

Von hier führt der Cicerone auf den „Wachstein," von welchem er erzählt, daß hier sonst eine Wache gestanden habe, um die benachbarte Gegend zu übersehen, und Angriffe auf die Burg zu verrathen: und nun ist man vor dem Thore nach der alten Veste.

Das Aeußere derselben, zu deren Befestigung die Natur schon so viel durch Felsengebirge und Steinklüfte mitgewirkt hat, bestand aus zwei, durch hohe und starke Mauern von einander abgesonderten Basteien, mehrern Rundeln und Streichwehren, und einem sehr hohen Thurme. Im Innern befanden sich eine vortreffliche Kapelle, die zur öffentlichen Andacht bestimmt war, ein großes Wohnzimmer, vier kleinere Zimmer, neun Kammern, zwei Schüttböden, zwei Keller in Felsen gehauen, eine Küche, ein Backhaus, ein Stall für zwölf Pferde, ein Pulvermagazin, drei tiefe Brunnen und eine Waffen- oder Rüstkammer, ein Garten, und ein Gefängniß über und eins unter der Erde. Von allem diesem sieht man jetzt nur die Ueberreste, so wie auch eine steinerne Säule, an welcher die Arbeiter der Festung schwören mußten, nichts von ihrer innern Struktur zu verrathen. Von den drei Brunnen giebt der eine noch Wasser; der zweite ist verschüttet, und der dritte ist ungefähr noch zwanzig Fuß tief. Ein Franzose, der im Jahr 1807 den Kynast allein besuchte, fiel in diesen, arbeitete sich aber doch mit unsäglicher Mühe wieder heraus, ungeachtet der Brunnen oben trichterförmig zuläuft.

Nebst der äußern geräumigen Terrasse giebt es noch drei Hofräume oder freie Plätze im Innern des Schlosses. In dieses kommt man durch drei Thore. Die sehr hohen Mauern, welche es umgeben, sind ohne Dach, mit Bogen von Sandstein oder mit Zinnen ausgezackt. Ein hoher, runder Thurm an der Südseite krönt diese große Ruine, welche zum Theil mit Rasen bezogen und mit dazwischen aufgesproßten Bäumen und Gesträuch umgrünt ist. Habichte horsten in den Spalten, ob es gleich den ganzen Sommer hindurch von besuchenden Fremden selten leer wird.

Auf dem innern Hofraum ist zur Belustigung der Bauern aus den nahen Dörfern eine Kegelbahn angelegt worden, und jährlich wird noch einmal am Sonntage nach Pfingsten ein Pfefferkuchenmarkt, als Schatten eines ehemaligen Jahrmarkts, unter diesen Mauern gehalten, welcher eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern zusammenlockt.

Schön und über alle Beschreibung herrlich ist die Aussicht von dieser Höhe. Zwischen Morgen und Mittag zeigt sich in einer malerischen Ebene, welche durch alle Reize holder Ländlichkeit entzückt, die Sadt Schmiedeberg. Das nahe in Süden unmittelbar ansteigende Riesengebirge, auf welchem die Schneekoppe gleich einem Dome ruht, überrascht dagegen wieder durch den Ernst und die Größe seines Charakters. Nach dieser Seite hin hört man ein dreifaches vortreffliches Echo. Gewöhnlich veranstaltet der Kynast-Kommandant das Losbrennen eines Böllers, um es den Fremden hören zu lassen; und wirklich ahmt es alsdann das stärkste Rollen des Donners nach. Von Abend gegen Mitternacht sieht man über Felder und Wiesen nach Greifenstein, an dessen rechter Seite der sieben Meilen weit entfernte Grädizberg im Fürstenthum Liegnitz sich vorzüglich darstellt. Auf diesem stand vordem auch ein wichtiges Bergschloß, dessen Besatzung es mit der auf dem Kynast verabredet hatte, sich gegenseitig von der Ankunft des Feindes oder andern Gefahren durch Feuersignale Nachricht zu geben. Von Mitternacht gegen Morgen sieht man die Städte Hirschberg und Warmbrunn.

Eine kleine Hütte, am Eingange in die Burg erbaut, bewahrt einen großen Folianten, in den die Hiergewesenen ihren Namen schreiben. Seltsam ist es, als Titelblatt darin eine Handzeichnung zu sehen, die den Kynast und seine Umgebungen vor der Sündfluth darstellt.

Wahrscheinlich hat der Berg Kynast von Kienbäumen oder Kiefern den Namen, vielleicht auch von einem solchen Baume, der wegen seiner vorzüglichen Höhe merkwürdig gewesen, und in den ältesten Zeiten da gestanden haben soll, wo jetzt die Ruinen des Schlosses stehen.

Ueber den Kynast gehen mehrere Legenden, welche durch Urkunden zu widerlegen oder zu bestätigen die Mühe lohnte.

Zu diesen gehören vorzüglich die Prophezeihungen des Predigers Dühm in dem benachbarten Obergersidorf. Dieser Mann wollte die Gabe besitzen, aus der Konstellation die Schicksale der Menschen vorherzusagen, wenn er die Stunde ihrer Geburt wüßte. Auf diese Kraft gestützt, deutete er auch dem unglücklichen, hernach in Regensburg enthaupteten Grafen von Schafgotsch, Besitzer vom Kynast, einen unnatürlichen Tod Jahre vorher an. Er that dies an dem Geburtstage des Grafen im Jahre 1634, zu dessen Feier eine große Gesellschaft auf dem Schlosse Kynast versammelt war. Der Saturn und der Mars hätten, sagte er, bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hause der Sonne eine gefährliche Opposition gehabt, und das deute auf einen gewaltsamen Tod durch ein kaltes Eisen. Dabei gerieth der Prophet selbst in ein so ernstes Erstaunen, daß er zu Gott betete, es zum Besten des Grafen zu kehren. Der Graf hatte zum Glück das Gesellschaftszimmer schon verlassen, hörte daher diese übel angebrachte Weisheitsäußerung nicht; aber die übrige Gesellschaft, welche aus dem Glase Fröhlichkeit geschlürft hatte, und sich durch diese Worte verstimmt fühlte, setzte den Herrn Pastor derb darüber zur Rede. Besonders erbittert war der Stallmeister des Grafen, welcher sagte: „er solle nicht so albernes Zeug sprechen, denn noch „wäre kein Fernglas geschliffen, womit man in das Kabinett „der göttlichen Geheimnisse sehen könne,“ und drohte zugleich, dem Grafen Alles zu erzählen. Die Uebrigen baten ihn zwar, nicht übel ärger zu machen; allein als sie fort waren, er den Grafen auskleidete, und dieser nach der Unterhaltung seiner Gäste fragte, war er schwach genug, ihm Alles zu erzählen. Der Graf lachte über den Pastor, schickte aber sogleich allen Gästen reitende Boten nach, mit dem Ersuchen, sich morgen wieder bei ihm einzufinden. Er war nämlich Willens, den Propheten durch eine neue Aufgabe vor allen Gästen aufs Bloße zu stellen. Was geschah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein säugendes Lamm holen und sagte zum Prediger Dühm, er habe von seiner Weissagungsgabe gehört, und wünsche davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte so gut seyn, und diesem die Nativität stellen. — Herr Dühm weigerte sich zwar, und meinte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sey; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet seine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen und Unfähigkeit in diesem Falle vorschützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das Ganze für einen Scherz gehalten worden; allein nicht also: er glaubte seinen Ruf begründen zu müssen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Heerde, von welcher dies Lamm sei, kommen lassen. Diesen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sei. Nach erhaltener Antwort machte er seine astronomischen Berechnungen, und sagte dann: „dies Lamm wird der Wolf fressen!“

Alle lachten laut auf. Der Graf gab aber ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu schlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Ursache davon zu sagen; und nun begab sich, bis zum Mittagsbrod, die Gesellschaft auf die Jagd.

Auf dem Schlosse lief nun schon seit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum. Er ging, wie ein Hund, allerwärts hin, und auch in die Küche, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er sogar oft zum Drehen der Bratmaschine gebraucht wurde. Zufällig kam er in die Küche, als das Lamm am Spieße stak und schon bald gebraten war; und da den Koch ein Geschäft aus der Küche entfernt hatte, machte der Wolf sich über den Lammesbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei seiner Rückkehr nur noch die Reste fand; er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umstandes nicht kannte, so glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der Braten nicht vermißt werden würde, und war getröstet.

Die Jagdgesellschaft kam zurück, man setzte sich fröhlich zur Tafel, scherzte mit dem Pastor Dühm, und der Graf freute sich schon auf den Augenblick, wo er ihm das gebratene Lamm werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ sich nach der Ursache erkundigen. Da trat der Mundkoch herein, warf sich zu seines Herrn Füßen, und erzählte das Geschehene zum Erstaunen aller Anwesenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten sein Messer auf den Tisch: „Der Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich „jederzeit meinem Kaiser treu gedient und des Landes Beste „redlich gesucht habe! Herr du wirst meine Unschuld gewiß „an den Tag bringen!“ Er mußte sich zu Bett begeben, da er sich nicht wohl fühlte, und die Gäste schlichen traurig nach Hause. Daß die Prophezeihung bald darauf an ihm wirklich in Erfüllung ging, wird nachher erzählt werden.

Eine weit ältere Sage aus der fabelhaften Vorzeit ist die von der spröden und schönen Kunigunde. Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges findet man sie sehr anziehend bearbeitet, woraus ich sie, im Auszuge, hier wiedererzählen will.

Kunigunde, das einzige Kind eines der frühesten Besitzer des Kynasts, hatte von ihrem Vater, der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben hatte, eine männliche Erziehung genossen. Wenn sie recht wild umhertobte, mit den Waffen spielte, Pferde bändigte, mit seinen Reisigen sich unterhielt, liebkos'te er sie am zärtlichsten. Sie liebte ihn aber auch höchst innig, und war daher ganz untröstlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund stürzte, und an den Felsen den Kopf zerschellte. Sie ließ den Entseelten an dem fast unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es sich nun zur Gewohnheit, täglich das Grab zu besuchen. Ihre vorige Lebensart setzte sie fort, nur daß ihre Wildheit noch rauher und düsterer war. Ihre Besuche beim Grabe des Vaters näheten ihren Haß gegen die Felsen, welche ihr, wie sie sagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte sie die Bergwohnung nicht verlassen, ob sie gleich mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie schien ihren Aufenthalt zu lieben, weil sie mit ihm zürnen konnte.

Nach ihres Vaters Tode fanden sich eine Menge stattlicher Ritter ein, die alle um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entscheidende Antwort, und keiner wußte woran er war, bis sie endlich erklärte, daß sie sich alle auf den nächsten Gertruditag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erschien, und auf Kynast wimmelte es von Freiern, denn die sonderbare Bestellung Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeigeführt. An einer köstlich besetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Oel der Traube die Flamme der Hoffnung bei Allen lichterloh erhalten. Schon nahete der Abend, und noch hatte Kunigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher, durch den edeln Wein begeistert, stürmte auf sie ein, aber vergebens. Endlich fuhr sie, wie aus dem Traum erwachend, von der Tafel auf, und rief: „Nun ists Zeit, die so trotzig geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer sie hören will, folge mir.“

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freierheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthor, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bei Fackelschein, zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachtaumelte. Als sie angelangt war, riß sie dem Pater das Krucifix aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeistert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebte. Hier schwör' ichs, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harnisch, zu Rosse sitzend, den obern Rand der Burgmauer umreitet, und so den Felsen trotzt, die mit meines Vaters Blute gefärbt sind!“

So sprach sie, wünschte den Gästen eine gute Nacht, und ließ sie fluchend, lachend, murmelnd und schweigend stehen.

Das Gerücht von der sonderbaren Heirathsbedingung verbreitete sich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, sie einzugehen, so gab es doch Wagehälse, die ihr Glück versuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von sich abzuhalten, hatte Kunigunde am Wege auf den Berg eine Wache postirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit verknüpften Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieser nun versprach, sich ihr zu fügen, so wurde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgestellt, durfte in ihrer Gesellschaft einen Tag ausruhen, und mußte dann, unter folgenden Ceremonien, das Abentheuer bestehen. Im Hofe bestieg er, unter dem Schalle der Trommete und dem Brüllen einiger Donnerbüchsen, das Roß; Kunigunde sah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederholte ihre Versicherung, und wünschte ihm Glück. Er versprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von seinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trommeten blieben auf ihren Posten, die Büchsen wurden wieder geladen, um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich lösen werde, glorreich zu empfangen; aber nie ertönten sie zum zweiten Male, denn in den Abgrund hinab stürzten alle die Unglücklichen, die sich durch Eitelkeit oder Habsucht zu dem Wagestück entschlossen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf solche Art ihren Tod fanden und ein trauriges Opfer einer unmenschlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete sich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Kynast still und leer, denn jeden schreckte das Beispiel seiner Vorgänger zurück. Kunigundens Wuth darüber stieg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freueten sich, daß die Ritter endlich einmal klug geworden wären, und sich nicht mehr sichtlich in ihr Verderben stürzten.

So verging eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein stattlicher Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg heraufgesprengt kam. Die fahrlässig gewordenen Knechte am Wege fuhren ob der ungewohnten Erscheinung erschrocken durch einander, wollten sich in Eil ordnen und den Ankommenden prüfen, aber ein trotziges: „Fort ihr Knechte" entwaffnete ihren Muth. Sie ließen ihn durch, sahen ihm verwundernd nach, sahen sich erstaunt an, und meinten, daß das nicht gut für sie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß sich wieder ein Ritter eingefunden habe, und sprang voll stolzer Freude ans Fenster. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte sich ihrer. Mit steigender Aufmerksamkeit, mit einer ihr sonst gar nicht eigenen Verwirrung, betrachtete sie des schönen Fremdlings majestätsvollen Anstand und sein schönes blaues Auge, das fest und sicher zu ihr hinaufblickte. Ehe sie es glaubte, trat er schon in ihr Zimmer, grüßte sie höflich, und sie verneigte sich unwillkührlich tiefer als je vor einem seines Gleichen.

„Fräulein," so redete er sie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterschaft gemacht habt. Wenn mir das Glück wohl will, so bin ich der Letzte, der das Abentheuer besteht!"

Er betrug sich von diesem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, sprach über vielerlei Gegenstände so eindringend, so räthselhaft, so entschieden und zuversichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn, so wie andere seiner Vorgänger, auf die gewohnte Manier zu behandeln. Alles, was er sagte, klang ihr neu und reizend. Sein stolzer Troß beleidigte sie nicht, seine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber seine ganze Art, sich zu benehmen und sie zu behandeln, machte sie verlegen, und ließ sie fühlen, daß sie eine alberne Rolle spiele.

Indem sie dies entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß sie noch gar nicht wisse, wer der Fremde sei. Gewohnt, hiervon immer schon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu sein, ergrimmt sie heftig über diese Nachlässigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen und diese auszuschelten. Aber kein Mensch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in seinen Antworten so lakonisch und räthselhaft, daß sie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab und nach dem Zimmer zurücklief, um von dem Unbekannten selbst den Namen zu erfragen. Sie wollte dies mit Ernst und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete sie. Er hatte in ihrer Abwesenheit eine Laute ergriffen, auf welcher er eben phantasirte, als sie hastig eintrat. Die sanften Töne, durch welche fremde, wohlthuende Empfindungen auf sie einströmten, erweichten ihr ganzes Wesen. Der Zorn wich von ihrer Stirn. Sie setzte sich mit niedergesenktem Blick dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich schöner Stimme ein Lied vorsang, dessen Inhalt so mächtig auf sie wirkte, daß sie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verging der Tag; und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Nachricht, daß er morgen in aller Früh die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängstlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, suchte Aufschub zu bewirken, und wünschte, daß der Ritter davon abstehen möchte; aber er blieb bei seinem Vorsatze.

Mit dem Gefühl einer erwachenden Liebe und der Qual eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein. Sie warf sich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte sie, und erst nach längst gewichener Mitternacht versank sie in einen von wilden Träumen begleiteten Schlummer.

Beim ersten Anbrechen des Tages ließ sich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Und als der Himmel im Osten sich röthete, alle Gegenstände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog die Rosse aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Kleidung die Treppe herab, umarmte den Knappen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt stolz zum Thor hinaus.

„Nun mache Alles im Schlosse wach," rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß niemanden der Mauer sich nähern."

Bis an den Aufgang der Mauer begleitete der Knappe seinen Herrn. Mit einem freundlichen Blick auf ihn ritt dieser hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und ließ nachlässig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Sichern Trittes ging es auf dem schmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finstere Nacht war. Im Osten sprang die Sonne herauf, die Lerche erhob sich; aber er sah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer her gehenden Knappen blickte er bisweilen freundlich hin.

Unterdessen war Alles im Schlosse wach geworden, und lief ängstlich und verwirrt durch einander. Kunigunde war auch erwacht. Kaum hörte sie, daß der Ritter auf der Mauer sei, als sie ein fieberhafter Schauder ergriff. „Er ist todt!" schrie sie, und flog hinab in den Burghof. „Wo ist sein Leichnam?" Niemand antwortete, Alle standen mit gefalteten Händen.

Als nun das ängstigende Gefühl Aller den höchsten Grad erreicht hatte, siehe, da schwebte der Ritter auf seinem mit Schweiß bedeckten Rosse um die Ecke des an das andere Ende der Mauer stoßenden Gebäudes und näherte sich dem Ende des furchtbaren Pfades. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde stieg. Die Knechte ergriff die lauteste Freude; sie jubelten, schrieen und tanzten. Auf dem Hofe schmetterten Trompeten, und das Geschütz donnerte es über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen sei.

„Huldigt Eurem Herrn!" schrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Ihr habt die Bedingungen erfüllt, edler Ritter," sprach sie; „Ihr habt den Geist meines Vaters versöhnt. Ich übergebe Euch diese Burg und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen." Aufs neue schmetterten die Trompeten.

Mit Hoheit und Adel erwiederte der Ritter in ernstem Tone: „Fräulein, der schreckliche Zauber ist gelös't, der so vielen Edeln das Leben kostete. Ich freue mich, Eurem Stolze und Eurer Grausamkeit Grenzen gesetzt zu haben, und danke Gott für seinen mir geleisteten Schutz dabei. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wagestück nochmals beginnen wollte. Dies laut zu erklären, daß es durch alle Länder schalle, war der einzige Zweck meiner Erscheinung auf dieser Burg. Seit einem Jahre ist dieses Roß geübt worden, auf schmalen Pfaden zu gehen, und es war nicht das erste Mal, daß das edle Thier auf einem solchen Pfade ging; aber es war das letzte Mal. Und du, die du mit unmenschlichem Herzen das Loos des Verderbens über so viele unglückliche Jünglinge warfst, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menschlichkeit in deinem Herzen erwachen. Verabscheuung und Fluch der stolzen Kunigunde, Ehre und Freundschaft der fühlenden, der freundlichen. Zerschlage die Rinde, die Dein Herz umgab, wecke Gefühle, die dem Weibe ziemen. Werde Weib und Gattin, und ersetze der Welt die Leben, die dein Stolz opferte."

„Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adalbert, Landgraf von Thüringen, den schon das edelste Weib liebt; aber ich beschwöre Euch, schenkt Euch der Welt und der Menschheit wieder. Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem schönen Beginnen, so wählt meinen Freund, diesen Knappen, den biedern Hugo von Erbach."

„Ihr aber, die Ihr voll Staunen mich umringt, Ihr Zeugen des grausamsten Frevels, seid auch Zeugen der Reue und Besserung. Gehorcht Eurer Gebieterin; aber bedenkt stets, daß man Gott mehr als dem Menschen gehorchen müsse."

„Und nun lebt wohl, Fräulein! Verzeiht die Demüthigung, Ihr habt sie aber verdient. Wenn die Sichel des Mondes erscheint, kehrt mein Freund zurück, um Zeuge und vielleicht Theilnehmer Eurer veränderten Gesinnungen zu sein. Lebt wohl." Er schwang sich auf sein Roß, und ritt mit seinem Knappen den Berg hinab.

Kunigunde wurde ohnmächtig in ihr Gemach getragen. Sie lag acht Tage krank darnieder; dann betete und fastete sie in dumpfer Betäubung. Am Ende der vierten Woche erschien Ritter Hugo von Erbach mit einem glänzenden Gefolge vor dem Thore Kynasts. Kunigunde wurde seine Gattin. Die gefährliche Mauer ward abgebrochen, und für die Seelen der Geopferten stiftete sie reichliche Messen. Die Liebe Hugo's und die Freundschaft Adalberts milderten Kunigundens Reue, und ihr letztes Wort an ihre Kinder war die Bitte, nicht durch Trotz gegen die Natur Blutschulden auf sich und die Menschheit zu laden.

Wenn man auf den Kynast kommt, so bringen gewöhnlich die Kinder des Kommandanten ein ungestaltetes hölzernes weibliches Brustbild, mit Igelborsten statt der Haare. Dies soll die schöne Kunigunde vorstellen, die man zu küssen von ihnen eingeladen wird, oder sich durch ein Geschenk von dem Kusse befreien muß.

---

Jetzt zur Geschichte des Schlosses. Der schlesische Fürst Bolko I., Herzog von Schweidnitz, mit dem verdienten Zunamen „der Streitbare," erbaute im Jahre 1292 Kynast, diese in vorigen Zeiten wichtige Festung, auf der Höhe des Kynastberges, worauf noch vierzehn Jahre früher ein Jagdhaus stand. Bald nach vollendetem Bau, 1301, starb er, und wurde im Kloster Grüßau beerdigt. Sein Enkel Bolko II. war Erbe der großväterlichen Burg, und hatte eine Erzherzogin von Oesterreich zur Gemahlin. Da er in einer kinderlosen Ehe lebte, so vermachte er Kaiser Karl IV. seine beiden an=

sehnlichen Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, unter der Bedingung, daß, wenn er ohne leibliche Erben sterben sollte, seine Gemahlin bis an ihr Ende Regentin bliebe. Er starb ohne Erben im Jahre 1368, und seine Gemahlin vierundzwanzig Jahre nach ihm. Sein vertrautester Freund, Liebling und zugleich Waffenträger war Gotthard Schof, gewöhnlicher Gotsche-Schof genannt. Diesem schenkte er aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste das Schloß Kynast nebst den umliegenden Dörfern.

Im Jahre 1377 begleitete dieser den Kaiser Karl IV. in einem seiner Feldzüge, und bewies seinen Heldenmuth auf eine ausgezeichnete Art bei der Belagerung der Stadt Erfurt. Der Kaiser, Augenzeuge seiner Tapferkeit, reichte ihm zum Beweise des Dankes und seiner Zufriedenheit die Hand. Gotthard Schof, dessen Rechte mit Blut beschmutzt war, wollte sie nicht so dem Kaiser hinreichen, konnte sie aber auch sogleich nicht anders reinigen, als daß er sie an den Küraß abwischte, wodurch vier blutige Streifen auf dessen blanker Fläche entstanden. Als ihn nun Karl zum Ritter schlug, erhielt er in sein Wappen vier rothe Streifen zum ruhmvollen Andenken an diesen Tag. Diese Standeserhöhung war aber kein bloßer Titel. Karl gab ihm auch noch als Eigenthum die um den Kynast herum gelegenen Städte Friedeberg und Greifenberg, das Schloß Greifenstein und die dazu gehörigen Dorfschaften. Seinen Nachkommen blieb sein Name in so rühmlichem Andenken, daß sie seinen Taufnamen Gotsche (d. i. Gotthard) ihrem Geschlechtsnamen beifügten und sich seit der Zeit Schaffgotsch schrieben.

Kynast gehört unter die Zahl derjenigen Burgen, welchen die militärische Sprache das Beiwort „jungfräulich" giebt. Selbst die Hussiten, unter deren Streichen so manche Burg sank, mußten im Jahre 1426 eine langwierige Belagerung desselben unverrichteter Sache aufheben. Dies jungfräuliche Vorrecht wurde hier in ältesten Zeiten den Fremden dadurch kund gemacht, daß sie an die oben erwähnte steinerne Säule durch ein Halseisen gefesselt, und so, wie man es nannte, mit der Burg vermählt wurden. Was aber menschlicher Kraft und Kunst unmöglich war, das zerstörte ein Blitzstrahl in wenigen Stunden. Am 31sten August 1674 war es, wo der Blitz in den vorzüglich hohen und schönen Thurm, an welchem sich eine Uhr befand, fuhr. Er zündete zugleich alle Gebäude an, und binnen zwei Stunden waren sie, nebst den darin befindlichen Kostbarkeiten und den Documenten, durch welche die Geschichte dieser Burg außer Zweifel zu setzen wäre, in Asche verwandelt. Das Unglück war um so größer, da gerade damals ein großer Theil der reichen Gebirgsbewohner, aus Furcht vor den Schweden, welche in die Mark Brandenburg eingefallen waren, ihre besten Sachen auf den Kynast in Sicherheit gebracht hatten, und dies alles die Flammen ihnen verzehrten. In ein Gewölbe, das mit sieben großen Pulverfässern angefüllt war, drang jedoch die wilde Glut nicht. Die eiserne Thür desselben war zwar schon glühend, die Reife der Fässer, welche der Thür zunächst waren, schon schwarz, aber dennoch blieben sie verschont. Wäre dieser Pulvervorrath aufgeschlagen, so würden wir jetzt nur noch wenige Spuren dieses Schlosses finden können.

Zum Schlusse will ich nun noch die merkwürdige Enthauptungsgeschichte des Grafen von Schaffgotsch, die Erfüllung der oben erwähnten Weissagung, mittheilen.

Hans Ulrich Graf von Schaffgotsch, dem seine Freunde und Untergebenen den Ruhm einer wahren ungeheuchelten Frömmigkeit, und selbst seine Feinde das Lob der Rechtschaffenheit geben mußten, wurde am 25sten Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um sich vor den Reichsständen wegen einiger Punkte zu verantworten oder zu entschuldigen, und wegen der Verwaltung seines Amts (er war General der kaiserlichen Truppen in Schlesien) Rechenschaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, seiner zu schonen, und wollten ihn von der Reise zurückhalten; aber er reiste doch. Kaum war er in Regensburg angelangt, so besetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen des Kaisers Ferdinand II. ihm den Degen ab, den er ihm aber mit den Worten verweigerte: „Ich habe ihn immer rühmlich geführt, habe ihn „aus des Kaisers Händen empfangen, und werde ihn keinem „Kapitain übergeben!" Bald darauf kam ein Oberster, dem er ihn überreichte. Tags darauf führte man den Grafen aufs Rathhaus, und legte ihm folgende drei Fragen vor: Ob er nicht mit dem Feinde seiner Majestät nach Schweden geheime Korrespondenz gehalten? Ob er nicht die an das in Ungarn zu versorgen habende Detaschement zu zahlenden Gelder unterschlagen habe, um dadurch die Soldaten zu einer Revolte zu bringen? Ob er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten und die Katholiken zu vertilgen? — „Das Erste," erwiederte er, „habe ich nie im Sinne gehabt; an das Zweite nie gedacht; das Dritte darf ich nicht erst widerlegen, weil meine katholischen Bedienten wissen, daß dies nicht ist." Man legte ihm falsche untergeschobene Briefe vor, die er geschrieben haben sollte, woraus man ihm den Hochverrath beweisen wollte. „Wer diese geschrieben," sagte er ganz gelassen, „mag den Inhalt vor Gott verantworten." Er wurde öfters wegen der genannten drei Punkte befragt, da er aber immer bei seiner vorigen Antwort blieb, so schickte man ihm den Scharfrichter zu, welcher ihn mit der Tortur bedrohen mußte. Nach einer harten Tortur, wodurch man aber auch nicht ein Wort erzwingen konnte, welches ihn etwa verdächtig gemacht hätte, kamen am 20sten Julius der Obrist Teufel und der Oberauditeur Götze von Wien zurück, welche dem Kaiser von dem Verlauf der ganzen Sache Nachricht gegeben und ihm die Prozeßakten vorgelegt hatten. Am 21sten Julius kamen einige Offiziers zu ihm aufs Rathhaus in sein Zimmer, entschuldigten sich mit bebender Stimme, daß sie ihm die traurige Nachricht brächten, daß er auf kaiserlichen Befehl sterben solle. „Ich weiß," sagte er, „daß „mein Blut schon lange eingeschenkt ist; es darf nur getrunken „werden! So gern ich sterbe, und lieber Unrecht leiden als „Unrecht thun will, so jammern mich doch meine Kinder. „Ich bitte nun um einen Prediger, mit dem ich mich unter„reden kann." Nach einer rührenden Unterhaltung fragten ihn die Abgeordneten: ob er in diesem Zimmer sterben wolle; man würde ihm dies nicht abschlagen? Er sagte: „Ich habe „so gelebt, daß dieser Schimpf und Spott zwar groß, mein „Gewissen aber doch rein ist; und wenn ich das für Gnade „halten soll, so bleibe es lieber bei der Ungnade! Ich will „lieber unter meines Gottes freiem Himmel sterben, als im „Dunkeln hingerichtet werden!" Die Abgeordneten und alle anwesenden Offiziers entfernten sich und nahmen mit vielen Thränen von ihm Abschied. Er wurde nie traurig, nur wenn er an seine Kinder gedachte. Nun kam der Superintendent M. Lenz zu ihm, der sich lange mit ihm unterhielt. Gleich nach ihm kamen mehrere Jesuiten, und hießen Herrn Lenz gehen. Sie blieben drei Stunden beim Grafen, redeten ihn hart an, und disputirten mit ihm. Er ließ während diesem Gespräch mit ihnen eine Bibel holen, worauf sie ihn sogleich verließen. An diesem Tage durfte Lenz beim Grafen nicht vorgelassen werden. Aber am 22sten Julius kam er und noch ein Prediger zu ihm, wo er mit der größten Andacht bei offenen Thüren beichtete und das heilige Abendmahl empfing, so daß er selbst vor den lauten Thränen und Klagen der Anwesenden kaum sprechen konnte. Nachdem die Geistlichen ihn verlassen hatten, schrieb er noch mehrere Abschiedsbriefe an die Seinigen, vertheilte seine Sachen unter die Bedienten, ließ sich den Sarg machen und bereitete sich zum Tode. Er brachte die letzte Nacht mit Gebet zu. Früh am 23sten Julius besuchten ihn noch einmal die Geistlichen, die er nach Versicherung des herzlichsten Danks mit den Worten entließ: „ich habe nun durch „Gott einen solchen Trost gefaßt, daß ich weiter keines Trostes „mehr bedarf!" Ein Offizier forderte ihn zur Richtstätte. Mit gelassenem Muthe und bewundernswürdiger Standhaftigkeit ging er mit ihm vom Rathhause und wurde auf den Platz zur Heide gebracht, wo in dem Gasthofe, zum Kreuz genannt, Standrecht über ihn gehalten und er dann zur Bühne auf einem Wagen geführt wurde. Es traten einige Jesuiten zu ihm, die ihn mit ihrer Fürsprache aber so beunruhigten, daß er sie gehen hieß. Er stieg mit heiterer Miene ab und die Bühne hinauf, wo er auf das Tuch kniete, welches er sich selbst hatte aufbreiten lassen, und betete. Er stand auf, segnete seine Kinder, seine Freunde, seine Bedienten, und zuletzt alle seine Unterthanen mit der herzlichsten Rührung. Hierauf wandte er sich zum Obersten, zum Auditeur und den Beisitzern, und fragte zum ersten Mal: „Weil ich sterben soll, so mag „man mir doch vor Gott und aller Welt sagen, welches die „Ursache meines Todes sei, damit nicht jemand meinen dürfe, „ich stürbe als ein Dieb oder Uebelthäter!" Der Richter gab ihm zur Antwort: Wir thun, was uns der Römische Kaiser befiehlt! Er fragte zum zweitenmal nach der Ursache seines Todes, und erhielt die vorige Antwort. Da er die Frage zum drittenmal wiederholte, ließ man die Trommeln rühren, um nicht mehr zu hören, was er sprach.

Nachdem ihm sein Kammerdiener den Oberrock ausgezogen und die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden hatte, sagte er: „nun so will ich mich hierher setzen, um meines Got„tes Willen, dem ich mich mit Leib und Seele übergeben habe, „und in Geduld seiner erwarten!" Er setzte sich auf den für ihn bereiteten Stuhl nieder, wo ihm durch den Scharfrichter der Kopf abgeschlagen wurde. Einige seiner Bedienten nahmen den Körper von dem Stuhle herunter, fielen nieder und beteten, legten ihn und den Kopf in den Sarg, und trugen ihn in Gegenwart vieler tausend Zuschauer in sein Zimmer. Noch an diesem Tage wurde er ohne alle Ceremonie auf den Kirch-

hofe zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab gesetzt, welches er sich selbst hatte machen lassen, wohin ihn eine Menge Volks begleitete, die vor dem Sarge niederfielen und seinen Tod beweinten. Sein Leichnam wurde nicht abgewaschen, weil er dies selbst nicht haben wollte, sondern gesagt hatte: ich will so, wie ich nach meinem Tode seyn werde, vor dem Richterstuhl Christi erscheinen.

Dies ist die wahre Darstellung einer Begebenheit, welche ein immerwährendes Denkmal und merkwürdiges Beispiel des Religionshasses und Verfolgungsgeistes der Jesuiten bleiben wird. Denn nicht wegen einer geheimen Verschwörung gegen den Kaiser und einer Korrespondenz mit dem Könige von Schweden wurde der unschuldige Graf hingerichtet, sondern aus Religionshaß der Jesuiten.

In Hermsdorf unterm Kynast wird das Schwerdt, mit welchem er hingerichtet worden ist, noch aufbewahrt, aber nicht gezeigt.

* * *

Abbildungen von den Ruinen des Kynasts befinden sich in folgenden Werken:

1) In den malerischen Wanderungen durch das Riesengebirge in Schlesien, von Rathe. Weimar 1806 (10 Rthlr.) Zwei Blätter in Querfolio stellen den Eingang des Schlosses und die Ansicht der Ruinen von der Südseite dar. Sie sind in Aquatinta von Rathe, Ebner und Häßel brav gearbeitet, und auch einzeln ohne den Text zu haben.

2) Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges sind zwei kleine Abbildungen in 8., jedoch von keinem großen Werthe.

3) Im Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in Auszügen, Bd. 2. S. 214. Berlin 1808, ist ebenfalls eine Abbildung in 8.

4) Im ersten Hefte der malerischen Reise durch Schlesien, welche, der Ankündigung des Buchhändlers Salfeld in Berlin zu Folge, in diesem Jahre noch erscheinen soll, wird sich auch eine Abbildung, 9½ Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit, befinden.

Bei Bearbeitung des Vorstehenden habe ich benutzt: Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil des schlesischen Gebirgs und der Grafschaft Glatz. Breslau 1793. 8. — Reise durch Schlesien im Jahr 1801. 1ster Bd. Berlin 1802. 8. — Das Riesengebirge, von Hoser. Wien, 2ter Bd. 1804. 8. — Morgenblatt, 208tes St. 1809. — Der Wintergarten von Arnim. Berlin 1809. 8.

---

# Johann Christoph Gottsched,

der selbst in seinen Abgeschmacktheiten verehrungswürdige Begründer einer neuen Epoche der deutschen Literatur, ward den 2. Februar 1700 zu Juditenkirch in Preußen geboren und zuerst von seinem Vater, dem dasigen Prediger, wissenschaftlich und moralisch gebildet. Um Theologie zu studiren ging er 1714 nach Königsberg, wandte sich aber dort bald der Philosophie und den schönen Wissenschaften zu, wurde 1723 Magister und, um dem Militairdienst zu entgehen, 1724 Erzieher der Kinder des berühmten Polyhistor Menke in Leipzig. Nachdem er hier mit Beifall die Humaniora öffentlich gelehrt, 1729 Senior der dortigen poetischen Gesellschaft geworden war und auf einer Reise in sein Vaterland die Bekanntschaft seiner nachmaligen Gattin und der berühmtesten Gelehrten des Nordens gemacht hatte, wurde er 1730 außerordentlicher und 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik daselbst. Er starb als Decemvir der Universität, Senior der philosophischen Facultät und des Fürstencollegiums und Mitglied mehrerer auswärtiger Akademien den 12. December 1766. — Ein imposantes und schönes Aeußere, rastlose Thätigkeit, nicht gewöhnliche Kenntnisse, aber auch die Verdienste Andrer geringschätzende Eitelkeit und hartnäckige Anmaßung zeichneten ihn aus und waren die Quellen mancher Leiden für ihn.

Von ihm selbst haben wir in deutscher Sprache.

Pietschens gesammelte Schriften, mit Vorrede und Zugabe einiger Gedichte. Leipzig 1725. 8. Dabei die Uebersetzung von Le Clerc's Abhandlung von der Poesie.

Bernhard's von Fontenelle Gespräche, übersetzt mit Anmerkungen, Erläuterungen und Zugaben. Leipzig 1726, 1727, 1730, 1751; 4 Thle. 8. Des 1. Thls. 3. Aufl. ebendas. 1738. 8.; die des 4. ebendas. 1760.

Nachricht von der erneuerten deutschen Gesellschaft. Leipzig 1727. 8. Neue Auflage 1731. 8.

Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst. Hannover 1728. 8. Fernere Ausgaben mit verschiedenen Abänderungen und Erweiterungen 1735, 1739, 1750 und als: Ausführliche Redekunst 1759. 8. 2 Thle.

Versuch einer kritischen Dichtkunst. Durchgehends mit den Exempeln unserer besten Dichter erläutert. Anstatt der Einleitung Horazens Dichtkunst übersetzt und erläutert. Leipzig 1730. gr. 8. Dann ebendas. 1737, 1742, 1751 in 2 Theilen. — Ein Auszug daraus sind: Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst, für Schulen. Leipzig 1756; ferner 1760 und 1775 sämmtlich in 8.

Der deutschen Gesellschaft in Leipzig gesammelte Reden und Gedichte. Leipzig 1732. 8.

Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Johann Joachim Schwabe. Leipzig 1736. gr. 8. und 1751. 2 Thle. Mit G's Bildniß von Sysang.

B. Neukirchs auserlesene Gedichte, gesammelt und herausgegeben. Leipzig 1744. gr. 8.

Deutsche Sprachkunst, nach den besten Schriftstellern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts. Leipzig 1748 gr. 8.; ferner ebendas. 1749, 1752, 1756, 1762 und durch Johann Gottlieb Hofmann 1776, gr. 8., wurde ins Lateinische, Französische, Holländische, Ungarische und Russische übersetzt. Einen Auszug daraus bildet der Kern der deutschen Sprachkunst, zum Gebrauch der Jugend von ihm selbst ins Kurze gezogen. Leipzig 1753. 8. 5. Auflage besorgt durch J. G. Hofmann. Ebendas. 1777. 8.

Gesammelte neueste Gedichte, herausgegeben von der Königlich deutschen Gesellschaft. Königsberg 1750. 8.

Christph. Ottens, Freiherrn von Schönaich, Herrmann oder das befreite Deutschland, ein Heldengedicht mit einer Vorrede ans Licht gestellt. Leipzig 1751. 4.

Heinrich's von Alkmar Reineke der Fuchs, nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzt und mit einer Abhandlung von dem Urheber, wahren Alter und großen Werthe dieses Gedichts versehen. Leipzig und Amsterdam 1752. kl. Fol. Mit dem Grundtext als Anhang.

Vorübungen der Beredsamkeit, zum Gebrauch der Gymnasien und größern Schulen, Leipzig 1754. 8. Fernere Auflagen: Ebendas. 1756, 1764 und 1775 sämmtlich in 8.

Der sterbende Cato, ein Trauerspiel, mit Fenelon's Gedanken von den Trauerspielen und einem kritischen Anhange. Leipzig 1752. 10. Auflage besorgt von C. G. Köllner. Ebendas. 1757.

Auszug aus Batteux schönen Künsten, aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet; mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen. Leipzig 1754. 4.

Historische Lobschrift Christians, Freiherrn von Wolf. Nebst des Hochsel. Kupferbilde. Halle 1755. gr. 4.

Geschichte der Stiftung der vormaligen fruchtbringenden Gesellschaft, Leipzig 1755. 4.

Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. Leipzig 1757 — 1765. 8. 2 Thle.

Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutschen Wörter und Redensarten. Straßburg und Leipzig 1758. 8.

Akademische Redekunst, zum Gebrauche der Vorlesungen auf hohen Schulen. Leipzig 1759. 8.

Freiesiebens kleine Nachlese zu dem nöthigen Vorrathe zur Geschichte u. s. w. Leipzig 1760. 8. Auch als Anhang zu Letzterem. Ebend. 1765.

Der Prozeß, ein Scherzgedicht, im Jahre 1740 seiner theuersten Freundin Luise Adelgunde Victorie G., geb. Kulmus gewidmet, als opus posthumus der Nachwelt geschenkt, 1774 8.

Unter Beihilfe seiner Gattin und seiner Freunde:

Die vernünftigen Tadlerinnen, eine moralische Wochenschrift. Halle und Leipzig 1725, 1726. gr. 8. Neue Auflage, Hamburg 1747. 8. 2 Thle. An deren Stelle trat: Der Biedermann, eine moralische Schrift. Leipzig 1727, 1728. 2 Bde.

Oden der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Ebendas. 1728 und 1733. 8. 2 Thle.

Der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften und Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart. Leipzig 1730 — 1739, 3 Thle. in 8. 2. Ausgabe 1742 in 8.

Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. Leipzig 1732 — 1744. 8 Bde. in 8.

Bayle's historisches und kritisches Wörterbuch, nach der Auflage von 1740 übersetzt, mit einer Vorrede und verschiedenen Anmerkungen. Nebst dem Leben des Herrn Bayle nach Desmaizeaux. Leipz. 1741 — 1744. 4 Thle. in Fol.

Die deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer, mit Vorrede. Leipzig 1741 — 45. 6 Thle. in 8. 2. Auflag. Ebend. 1746 — 1750.

M. T. Cicero drei Bücher von der menschlichen Pflicht, übersetzt und mit Anmerkungen, wie auch des Cicero Leben erläutert von Joh. Adolph Hofmann, mit Vorrede von G. Hamburg 1742. 8.

Leibnitz Theodicee, das ist, Versuch von der Güte Gottes u. s. w., übersetzt und mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen. Hannover 1744. gr. 8.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste. Leipzig 1745 — 1754 in 8. 10 Bde.

Lucian's von Samosata Auserlesene Schriften durch verschiedene Federn verdeutscht. Leipzig 1746. 8.

Gesammelte Reden in 3 Abtheilungen. Leipzig 1749. gr. 8. Mehrere darunter vorher einzeln. Ebendas. 1739 — 1746 in 4. und 8.

Geschichte der Königlichen Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris. Aus dem Französischen übersetzt von Luise Adelgunde Victorie G. Mit einer Vorrede von J. Ch. G. Leipzig 1749. gr. 8.

Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Leipzig 1751 — 1762. 12 Bde. mit Kupfern in 8.

Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig. Ebend. 1754 u. 1755. 3 Thle. in gr. 8.

Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste. Leipzig 1760. gr. 8.

Gottsched gehörte zu denjenigen Erscheinungen in der Geschichte der Literatur, welche das Unglück hatten, nie richtig gewürdigt zu werden, und deren eigentliche Stellung zu ihrer Zeit selbst die ruhiger und unbefangener urtheilende Nachwelt nicht genau zu bestimmen vermochte. Während er in der Periode seiner wirksamsten Thätigkeit von seinen Schülern und Anhängern als ein Licht der Welt gepriesen wurde, griffen ihn seine nicht minder befangenen Gegner auf das Schonungsloseste an und suchten, selbst das untergeordnete Verdienst, das er sich um deutsche Sprache und Wissenschaft erwarb, und das ihm durchaus nicht abzusprechen ist, als gänzlich nichtig darzustellen. — In späteren Tagen, in welchen unsere Literatur plötzlich einen so außerordentlichen Aufschwung nahm, und man ganz Anderes von einem Geschmacksrichter, für den er durchaus während eines langen Lebens gelten wollte, mit Recht verlangte, sank sein Name fast zu einem sprüchwörtlichen Gebrauche herab, um geistlose, breite und arrogante Pedanterie damit zu bezeichnen, und würde ganz vergessen und verschollen seyn, wenn seine unaufhörlichen und heftigen Streitigkeiten, welche damals so viele Federn in Bewegung setzten, ihn nicht nothwendig in den Annalen unserer Literatur hätten aufbewahren müssen. Um gerecht gegen ihn zu seyn, darf man nicht außer Acht lassen, daß er zu einer Zeit auftrat, in welcher die Poesie in unserem Vaterlande auf das Tiefste gesunken war, und durch die Unfähigkeit der geistlosen Nachahmer der Schule Hoffmannswaldau's und Lohenstein's eine höchst verderbliche Richtung genommen hatte. Dieser stemmte er sich mit allen Kräften entgegen und suchte, durch Lehre und Beispiel, Keuschheit, Regelmäßigkeit und Correctheit einzuführen. Hätte er sich hierauf beschränkt, so würde er seinen Zweck nicht verfehlt haben; aber er ging noch weiter, und wollte, durch Eitelkeit und Selbstüberschätzung verführt, eine neue Bahn brechen, und als das Haupt und der Mittelpunkt eines allein gültigen Strebens dictatorisch dastehn. Dazu fehlte ihm jedoch das Nothwendigste; wenn es ihm auch auf der einen Seite weder an bedeutenden vielumfassenden Kenntnissen und an gesundem Verstande gebrach, so ermangelte er doch dagegen aller philosophischen Tiefe, der Phantasie, des Witzes und eines reinen vorurtheilsfreien Geschmackes. Sein ganzes Treiben mußte dadurch höchst einseitig werden, um so mehr, als ihn eine fast unglaubliche Anmaßung fortwährend verblendete, und ihn zum Herolde einer Literatur (der französischen) machte, deren ganzes Wesen dem deutschen Geiste fast in allen Punkten widersprach.

Was sein rastloser Fleiß deshalb hervorbrachte, konnte nach den eben angedeuteten Verhältnissen daher auf keine Weise dauernde Früchte tragen; doch dürfen seine Leistungen für die Ausbildung unserer Sprache und die Kenntniß unserer Literatur keineswegs verkannt werden. Als Dichter ist er höchst unbedeutend, da er fast nichts besitzt als eine gewandte Herrschaft über die äußere Form; seine Poesien sind demzufolge auch weiter nichts als schaale Gelegenheitsreimereien, voll gezierter Wendungen, frostiger Bilder und unerschöpflicher breiter Geschwätzigkeit. Dieselbe Weitschweifigkeit herrschte in seinen prosaischen Leistungen, namentlich in seinen nach dem Muster der französischen gearbeiteten Reden und Lehrbüchern.

Trotz dem Allem geziemte es aber der späteren Generation nicht, das wirklich Lobenswerthe an Gottsched zu verkennen; dies war der wirklich echte Patriotismus, der ihn beseelte, für die Ehre und das Wohl der deutschen Nation und ihrer Literatur auf das Eifrigste zu streben.

Wir lassen der Vollständigkeit wegen hier einige der besten Gedichte, so wie eine Rede Gottsched's folgen.

---

## V. Ode.

### Bei widriger Schifffahrt über die Ostsee,

(auf der Höhe von Bornholm entworfen, 1729 im Juni.)

Andrer Vater deutscher Lieder,
Edler Flemming, Phöbus Sohn,
Komm, erneure doch den Ton
Deiner edlen Laute wieder!
Hast du Reußen und Circassen,
Und die wilde Tartarey,
Ja die Perser hören lassen,
Was die Kunst der Musen sei,
O so stimme, wie vorzeiten,
Meiner Zither schlaffe Saiten.

Stund nicht Liefland halb vernarret?
Stutzte nicht der kalte Belt?
War die halbe Norderwelt,
Bis zur Wolga, nicht erstarret?
Deines hohen Geistes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee;
Ja das Eis ward endlich theuer
An der runden Caspersee.
O wo ist von deinen Trieben
Die verglimmte Glut geblieben.

Eben die beschäumten Wellen,
Deren Spiel ich itzo bin,
Sah ja dein gesetzter Sinn
Vormals zu den Wolken schwellen.
Aber wenn sie rauschend rollten,
Und durch ihrer Fluthen Fall
Deine Lieder dämpfen wollten,
Dämpfte Thetis ihren Schall;
Thetis, die das Sprudeln störte,
Wenn sie dich von weiten hörte.

Sagt, ihr bläulichten Tritonen!
Warum hört ihr mir nicht zu?
Warum wollt ihr meine Ruh
Nicht sowohl, als Flemmings, schonen?
Doch ich kann es leichtlich merken:
Könnt ich nur mein Seytenspiel
Recht nach seiner Laute stärken,
Die euch damals wohlgefiel;
Würdet ihr zu meinem Dichten
Williger die Ohren richten.

Raast denn, raast, ihr Wasserwogen!
Spritzt und schäumet noch so viel;
Mein verwerflich Seytenspiel
Ist mit eigner Hand bezogen.
Wälzt euch, ihr gesalznen Hügel
Schwemmt mein Schiff durch Sturm und Wind,
Dessen ausgespannte Flügel!
Eure nasse Nachbarn sind;
Aber endlich legt euch wieder,
Und vernehmt auch meine Lieder.

Ich besinge mit Vergnügen
Mein verlaßnes Vaterland,
Wo ich an Euterpens Hand
Den Parnaß zuerst bestiegen;
Odoacers Schloß und Brücken,
Albertinens Glanz und Pracht,
Der des Pregels breiter Rücken
Alle Länder zinsbar macht;
Und wo mit geübten Zungen
Dach und Pietsch mir vorgesungen.

Dann erheb ich, außer Preußen,
Sachsens schöne Lindenstadt,
Leipzig, das nichts gleiches hat,
Und das glückerfüllte Meißen.
Leipzig, wo sich meine Flöten
Etwas besser ausgespielt,
Und im Chore der Poeten
Manches Kenners Lob erzielt:
Als von Friedrich Augusts Thaten
Mir ein Heldenlied gerathen.

Nebst der klugen Philurenen,
Wo ich mich bisher befand,
Rühm ich auch den Weichselstrand,
Und die Anmuth meiner Schönen;
Meiner dichtenden Louisen,
Welche mich so stark gerührt;
So viel Geist und Witz erwiesen,
Als ich irgendwo gespürt;
Und durch angenehme Sitten
Mir zuerst das Herz bestritten.

Theurer Opitz! dessen Schatten,
Dessen Gruft noch Danzig ehrt,
Hast du meinen Wunsch erhört,
So wirst du mir eins verstatten.
Sang dein süßes Rohr vorzeiten,
Von der langen Vandala:
O so rühr itzt meine Seyten,
Auf mein Licht, Victoria;
Auf mein Leben, Adelgunden,
Die mich neulich überwunden.

Sie verdients mit allem Rechte,
Sie, die Geist und Schönheit hat,
Daß sie dein unsterblich Blatt
Auf die späte Nachwelt brächte.
Doch was braucht sie fremder Werke
Zum Gewinnst der Ewigkeit!
Ihres eignen Griffels Stärke
Trotzt schon der Vergessenheit.
Könnt ich ihr nur auch entrinnen,
Fürstinn deutscher Castalinnen

Ist mir recht? die stolzen Wellen
Legen sich mit ihrer Wuth;
Und der Tiefen müde Fluth
Höret auf so sehr zu bellen.
Die begierigen Sirenen
Geben auf mein Singen acht,
Weil der Namen meiner Schönen,
Jeden Ton ganz lieblich macht.
Seht doch, wie sich die Najaden
Scherzend um mein Schifflein baden!

Ach! entzückst du auch die Winde,
Schönste! warum strafst du mich?
Warum zürnst du, daß ich dich
Witzig, schön und artig finde?
Soll ich, blinder als die Fluthen,
Tauber, als die Stürme, seyn?
Ist mir das wohl zuzumuthen?
Selbst die Wahrheit spricht ja: Nein.
Warum soll ich denn im Schreiben
Gegen dich ganz frostig bleiben?

Warum kannst du es nicht leiden,
Daß mein Schiff die Hoffnung heißt?
Soll denn mein getreuer Geist
Deinen Wohnplatz ewig meiden?
Warum soll ich doch nicht hoffen?
Steht entweder meinem Bort
Danzigs Hafen nicht mehr offen?
Oder sperrst du selbst den Port?
Nein! Die Hoffnung und mein Glücke
Führt mich doch dereinst zurücke.

Aendre künftig die Befehle,
Zwinge meine Regung nicht.
Schilt nicht, daß ich dich, mein Licht!
Unter große Seelen zähle.
Ueberlaß mich nur den Trieben,
Die du selbst in mir erweckt:
Denn soll ich den Werth nicht lieben,
Den dein Wesen mir entdeckt;
O so wird noch einst auf Erden
Alles Lieben strafbar werden.

---

## Jubelode.

Seht! Babel wankt, und sinkt, und fällt,
Daß Grund und Catacomben beben;
Nun kann der Kreis der hart geplagten Welt
Sein sorgenfreyes Haupt erheben.
Der sieben Berge Glanz und Pracht
Versinkt in Schutt und Graus und Nacht,
Die Metze schmeißt den Zauberkelch in Stücken:
Ha! stolzes Weib, nun wirst du dich
Nicht mehr so frech und lästerlich
Durch den ergeizten Putz der reichsten Buhler schmücken.

O! welch ein Heulen und Getümmel
Erhebt das Reich der Finsterniß!
Dort fliegt ja noch der Engel durch den Himmel,
Der uns aus solchen Schatten riß.
Man hört die Jubelstimme schallen:
Sie fällt! sie fällt! sie ist gefallen;
Gefallen ist die große Wunderstadt!
Die durch den Wein der Hurereyen,
Bey List und Zwang und Schmäuchelenen,
Die Völker aller Welt bisher bezaubert hat.

Gestürztes Rom! Wo ist nunmehr
Des Thieres große Macht auf Erden?
Welch Königreich wird künftighin so sehr
Verführt, bestrickt, bezaubert werden?
Wer nimmt dein schnödes Zeichen an;
Da die den Schandfleck abgethan,
Die sonst dieß Maal mit Stolz und Eifer trugen?
Nur weg damit von Stirn und Hand!
Des Himmels Zorn ist schon entbrannt
Auf alle, die sich sonst zu deiner Rotte schlugen.

Wie dort vom Klange der Posaune
Ganz Israel und Josua,
Bey Jericho, zwar froh, doch mit Erstaunen,
Schloß, Thurm und Bollwerk sinken sah;

Man läßt ein Feldgeschrey erschallen,
Und seht, so Thor als Mauren fallen;
Wiewohl kein Mensch die Hand daran gelegt:
So fällt auch Babels Pracht und Schöne,
Bloß durch ein kräftiges Getöne
Des ewigstarken Worts, das Erd und Himmel trägt.

Geht aus, aus der verbannten Stadt,
Erlöste! flieht aus Babels Thoren!
Des Gräuels Wust, dem sie geopfert hat,
Hat Ansehn und Gewalt verlohren.
Berühret nichts, was sie geweiht;
Es ist der Afterheiligkeit
Verworfne Frucht und Misgeburt zu nennen;
Des Aberglaubens blinde Brut
Mag, wie sie gern im Dunkeln ruht,
Sich in Aegyptens Nacht von Gosens Sonne trennen.

Was siehst du doch in deinen Zimmern?
Was stehst du, finstrer Vatican?
Was hilft es dir, daß tausend Lampen schimmern,
Da keine dich erleuchten kann?
Wie lange soll auf den Altären
Das trübe Licht der Kerzen währen,
Das aller Welt des Irrthums Leitstern war?
Hinaus mit dem verwünschten Scheine!
Der Wahrheit heitrer Stral alleine
Vertreibt die Finsterniß und macht die Kirche klar.

Aus dir, gepriesnes Sachsenland!
Entspringt das Licht der reinen Lehre.
Du hast das Tocht des Glaubens angebrannt,
Das sonst fast gar erloschen wäre.
Aus deinen Mauren, Wittenberg!
Entsteht das unerhörte Werk:
Die Tyber selbst erstaunt vor deiner Elbe.
Die Engelsburg erbebt vor dir;
Der Riegel bricht, es springt die Thür;
Es wanket Grund und Dach und Pfeiler und Gewölbe.

Den Tag soll keine Zeit vergessen,
Als dort, auf seinem Kaiserthron,
Der fünfte Karl im Fürstenrath gesessen,
Karl, Deutschlands loberfüllter Sohn.
Die holde Majestät der Blicke
Verspricht Germanien ein Glücke,
Dem keines gleicht, davon es sonst geblüht;
Karl ist ein zwiefachgroßer Kaiser,
Indem er zwar auf Lorberreiser,
Doch auf den Glauben auch mit heiterm Geiste sieht.

Ihr Fürsten! auf! denn euer Mund
Muß itzt den ganzen Weltkreis lehren.
Hier thut getrost des Glaubens Inhalt kund;
Nord, Ost und Westen wird euch hören.
Seyd keck und voller Freudigkeit,
Ihr sprecht hier für die Christenheit;
Vollendet dann, wozu euch Gott erkohren.
Durch euch muß hier ein Werk geschehn,
Dazu die Vorsicht euch ersehn,
Bevor euch die Natur ans Licht der Welt gebohren.

Es schützt euch Ansehn, Stand und Würde,
Gewalt und Abkunft, Volk und Land;
Der Fürstenhut und die Regentenbürde
Hat euch ja nicht den Muth entwandt.
Das Schwert umgürtet euch die Lenden,
Ergreift es mit beherzten Händen,
Vertheidigt euch, dafern man euch verletzt.
Seyd fertig, Blut und Haupt zu wagen!
Denn hier sein Leben feil getragen,
Ist christlicher, als Gott der Ruhe nachgesetzt.

Ihr thuts. Die Wahrheit steht euch bey,
Ihr kämpft, und siegt, und triumphiret.
Der Feinde Wuth und wüste Raserey
Hat eure Großmuth nicht gerühret.
Euch dankt das frohe Lutherthum!
Euch giebt die halbe Welt den Ruhm!
Euch wird man noch nach tausend Jahren ehren!
Euch preist auch dieß Lied; = = Doch nein!
Weil Ehre, Dank und Preis allein
Dem Vater alles Lichts im Himmel zugehören.

Wer kennt nicht Luthers Geist und Feuer,
Melanchthons sanfte Lindigkeit?
Die beyderseits, bey diesem Ungeheuer,
Ihr Haupt gewagt, und nichts gescheut.
Wenn jener brannte, dieser dämpfte,
Der eine löwenmüthig kämpfte,
Der andre stets auf Friedenspuncte sann:
Wer hats so weislich angefangen,
Erdacht, beschlossen und verhangen,
Daß ein so widrig Paar dennoch zuletzt gewann?

Dort trotzt ein fester Heldenmuth;
Hier bebt ein halbverzagter Glaube:
Dort spottet man der ärgsten Feinde Wuth;
Hier kriecht die Blödigkeit im Staube
Die Eintracht sah der Zwietracht gleich:
Sie störten beyde Babels Reich,
Theils durch Gewalt, theils durch ein kluges Weichen.
Gott selbst! Gott selbst hat das versehn!
Nur dergestalt konnt es geschehn,
Das vorgesteckte Ziel der Schlüsse zu erreichen.

Kein Mensch, so weit sein Witz auch langet,
Langt hier mit seiner Vorsicht zu.
Wer trieb das Werk, damit itzt Zion pranget,
O höchste Weisheit! sonst als du?
Aus tausend wundervollen Werken
War leichtlich Hand und Kraft zu merken,
Die alles trieb, bedacht, erhielt und that.
Beschämte Spötter! weicht zurücke,
Ihr seyd zu schwach; drum kehrt die Blicke
Auf eurer Einfalt Trost, den eiteln Bilderstaat.

Fallt nieder, murmelt, schlagt die Brust,
Zerstoßt die Stirn, erzwinget Zähren,
Zerpeitscht den Leib, dem Heiligen zur Lust;
Er wird sich schon geneigt erklären.
Küßt hundertmal ein faules Bein,
Den schnöden Raub vom Rabenstein,
Den der Betrug in Gold und Glas geschoben;
Vergöttert Lumpen, Asch und Koth,
Die man für Krankheit, Schmerz und Tod,
Zur Panacee bestimmt und heilig aufgehoben.

Hängt Kutten um, erhandelt Messen,
Zieht Glocken, räuchert, bethet an,
Schlagt Kreuzer vor, enthaltet euch vom Essen,
Zeigt, daß die Andacht hungern kann.
Noch mehr: manch Gaukelspiel erscheine,
Der Mutter Gottes Auge weine,
Es fließe dort das Blut vom Jannar.
Was hilfts? bey tauber Götzen Ohren
Ist Seufzen und Gebeth verlohren;
Denn todtes Holz und Stein nimmt keiner Ehrfurcht wahr.

Sagt, läßt sich noch kein Helfer sehn?
Erscheint kein Heiliger auf Erden?
Will Nepomuck, durch euer heißes Flehn,
Noch nicht gerührt, nicht günstig werden?
Umsonst! Ein lahmer Lojola
Ist, statt der Himmelsbürger, da?
Iberien heckt seinen neuen Orden.
Der stützet Roms zerbrochnen Stuhl,
Der zeucht das Thier aus seinem Pfuhl,
In den es schon gestürzt und fast vergraben worden.

Wie sonst durch Sonnenschein und Regen,
Bey angebrochner Frühlingszeit,
Der Gärten Pest, die ganz erstarrt gelegen,
Die schnöde Raupenbrut gedeiht;
Sie kriecht aus ihrem engen Neste,
Und breitet sich durch Laub und Aeste
Auf jedes Blatt, auf alle Knospen aus,
Und kehrt durch ihr verwegnes Wüthen
Den Schmuck der hoffnungsvollen Blüthen,
Ja Stengel, Zweig und Stamm in Abscheu, Wust und Graus.

So wuchs auch die beschorne Schaar
Der kaum entstandnen Lojoliten;
Und fraß darauf, sobald sie zeitig war,
Der Königreiche Mark und Güter.
Europa wird ihr unterthan;
Ein Heer, das niemand zählen kann,

Beschwert den Kreis der überschwemmten Erden.
Nunmehr ist weder Hülf noch Rath!
Es haßt und scheut sie Fürst und Staat,
Wiewohl, es ist zu spät, davon befreyt zu werden.

Weh euch! ihr armen Protestanten,
Weh euch! denn die Gefahr ist groß.
Flieht Haab und Gut, gleich Mördern und Verbannten;
Wo nicht, so kehrt in Babels Schooß.
Auf euch ist ihre Wuth erhitzet,
Ihr tückerfülltes Auge blitzet,
Sie drohen euch mit Flammen, Strick und Stahl!
Der Untergang ist euch geschworen;
Ihr fleht umsonst, ihr seyd verlohren!
Es donnert schon in Rom des Bannes Wetterstral.

Nein! Zion soll und wird bestehn,
So lange Mond und Sonne scheinen.
Doch Babels Macht muß endlich untergehn;
Und sollten alle Mönche weinen.
Lucern droht ihm den neuen Fall,
Es droht ihm dort in Portugall
Ein weiser Held, der seine Rechte schützet.
Nur frisch gewagt! Das Lateran
Hat seinen Donner weggethan,
So daß kein Bannstral mehr auf Feind und Ketzer blitzet.

Dort, wo die Welt im Eise wohnet,
Blüht auch das Evangelium.
Da, wo der Dän' und Schwed' und Preuße thronet,
In Chur- und Liefland herrscht sein Ruhm.
Ein Theil der Reußen und Sarmaten,
Ein Theil von Stambols weiten Staaten,
Halb Deutschland, Schweiz und Holland nimmt es an.
Pannonien, die Britten, Schotten,
Virginier und Hottentotten,
Sammt Coromandels Volk sind ihm schon zugethan.

O! möchte seiner Lehren Blitz
Der Länder Ueberrest durchdringen;
Und überall der Pfaffen Aberwitz,
Des Aberglaubens Macht bezwingen!
O müßte noch der Theil der Welt,
Den Mahomet gefesselt hält,
Den hellen Glanz der Wahrheit einst erblicken!
O sollt auch jenes Südenland,
Das kein Columbus noch erfand,
Die Tempel durch den Dienst des wahren Gottes schmücken!

Wie ist mir? meiner blöden Blicke
Geschwächter Stral verstärket sich.
Wie wohl ist mir! ein günstiges Geschicke
Erhört den Wunsch und tröstet mich.
O welch ein Schauplatz läßt sich sehen!
Denn was noch künftig soll geschehen,
Wird mir entdeckt, und stellt sich völlig dar.
O süßer Anblick! schöne Zeiten!
Ich seh, ich sehe schon von weiten,
Was jedermann gewünscht, was kaum zu hoffen war.

Ich sehe schon den Tyberstrom
Die Herrschaft geistlicher Tyrannen
Mit Muth und Kraft aus dem gedrückten Rom,
Aus ganz Hesperien verbannen.
Ich sehe Tempel und Altar,
Und Mönch und Pfaffen in Gefahr,
Den Bilderdienst, das Fegefeuer schwinden.
Kein Pabst ist mehr, kein Cardinal;
Der Klöster ungeheure Zahl,
Die Wust und Staub bedeckt, ist gar nicht mehr zu finden.

Die Wahrheit herrscht und triumphiret,
Sie hat der Lügen Schwarm gedämpft;
Der Sonnenstral, der ihre Scheitel zieret,
Das Reich der Finsterniß bekämpft.
Man sieht bey ihren Reichsgenossen
Die schönsten Tugendzweige sprossen,
Die stetig blühn, stets voller Früchte stehn.
Der Thorheit Saamen ist verdorben,
Die Brut der Laster ausgestorben,
Und ihr erwünschter Thron soll niemals untergehn.

Erscheine bald, du güldne Zeit!
Beschleunigt euren Lauf, ihr Tage!
Daß einst die Welt, mit froher Dankbarkeit,
Von unsrer Wünsche Nachdruck sage.
O wäret ihr schon itzo da!
O! wären wir euch schon so nah,
Als unser Herz es wünschet und begehret!
Das Pabstthum wäre schon verbannt,
Der Muselmann ganz unbekannt,
Der Jud' und Heide selbst zu Zions Gott bekehret.

Vesuv und tausend Schwefelgrüfte,
Die Wälschland längst den Fall gedräut,
Verdoppelten die flammenreichen Düfte,
Bey Zions erster Jubelzeit.
Der Zunder tiefverborgner Schläuche
Zerriß der Erden hohle Bäuche,
Und öffnete der Berge wüsten Schlund;
Er drohte Babel zu verwüsten,
Und that dem Sitz des Antichristen
Schon dazumal die Glut der Rache Gottes kund.

Zwar itzo schont des Himmels Huld,
Auch seiner Wahrheit tolle Feinde.
Die Langmuth hat mit ihrem Trotz Geduld,
Und schützt indessen ihre Freunde.
Doch wacht dereinst sein Eifer auf,
So wird sein Arm der Bosheit Lauf,
Mit leichter Müh, durchaus zu hemmen wissen.
Alsdann wird Trotz und Widerstand
Vor solcher starken Allmachtshand,
Wie Dampf, in reiner Luft, gar bald verschwinden müssen.

Herr! der du einst das schnöde Toben
Des unbekehrten Sauls besiegt;
Durch Blitz und Ruf sein Schnauben aufgehoben,
Womit er dich zuvor bekriegt:
Ach! strale doch mit hellem Lichte
Auch Zions Feinden ins Gesichte,
Bis ihre Wuth von deiner Gnade weicht;
Bis Tyger, Lämmer, Scorpionen,
Und Tauben bey einander wohnen,
Und deiner Weisheit Schluß den vollen Zweck erreicht.

Dort fängt bereits der Orient
Die Wissenschaften an zu lieben;
Die doch bisher nur bloß der Occident,
Europens bester Theil, getrieben.
Der Moscowit und die Türkey
Vergißt der alten Barbarey,
Und sucht und liebt den Flor der freyen Künste.
So gings auch hier, eh Luther kam.
Verstand und Witz macht Völker zahm,
Und jede Kunst gereicht dem Glauben zum Gewinnste.

Verschonet doch, ihr rauhen Zeiten!
Verschonet doch dieß schlechte Blatt,
Der späten Welt, wo möglich, anzudeuten,
Was man von ihr gehoffet hat.
Ihr neuen Völker! werft die Blicke
Auf unser Alterthum zurücke;
Ahmt unsrer Lust und Jubelfreude nach:
Ja übertrefft uns, wenn ihr könnet.
Vielleicht wird euch das Glück gegönnet,
Die Frucht gereift zu sehn, so itzt die Knospen brach.

Es herrscht itzt Karl, der Deutschen Lust,
Der selber Zions Rechte schützet.
In Pohlen herrscht ein sächsischer August,
Der Zions Mauren oft gestützet.
Der große Wilhelm, Friedrichs Sohn,
Besitzt der Preußen Königsthron,
Und Brandenburg, die Freystadt der Verbannten.
Hannovers Chur und Engelland
Regiert Georgs des andern Hand.
So stark ist euer Schutz, ihr sichern Protestanten!

Wie lob' ich Schwedens Haupt aus Hessen?
Wie Gothens weisen Friederich?
Wie Dänemark? und was ich fast vergessen,
Dich, Würtemberg, und Braunschweig, dich?
Genug; die müden Seyten schweigen.
Der Wahrheit sey dieß Lied ganz eigen,
Und allem dem, so ihren Fortgang liebt;
Dir, Herrscher dieser Welt, vor allen:
O welch ein Glück! wenn dirs gefallen,
Was hier die Poesie zum Jubelopfer giebt.

---

## Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit.

So geht und tretet denn auf die geweihten Stuffen,
Dahin euch Glück und Recht, ihr werthen Freunde! ruffen.
Empfanget nach Verdienst der Lorberzweige Schmuck.
Wer sie so würdig trägt, der trägt sie würdig gnug;
Dem darf auch Momus nicht den bittern Vorwurf dräuen,
Den andre sonst mit Recht bey neuen Titeln scheuen.

Allein, verzeihet mir, wenn euch dieß Blatt erklärt,
Was Pallas eurer Stirn für einen Kranz gewährt?
Und was es heissen soll, wenn sie von ihren Söhnen
Die Anstalt machen läßt, euch öffentlich zu krönen?
Wie mancher kennt dabey nicht sie, nicht seine Pflicht,
Ja selbst den hohen Werth von dieser Würde nicht;
Und geht und eilt und läuft, mit ungewaschnen Händen,
Minervens Heiligthum und Götterhann zu schänden,
Doch, wenn es ihm gelingt, so bleibt er, wer er war.
Kein Werk, kein halbes Werk, kein einzig Wort so gar,
Entdeckt hernach von ihm, daß er im Lehrerorden,
Den er vergrößert hat, ein tüchtig Glied geworden.
Ihr, Freunde! wißt es zwar, und habt es längst bedacht,
Was euren blauen Hut so ehrenwürdig macht;
Ja selber euch gescheut, mit allzukühnen Sprüngen,
Euch auf den hohen Sitz der Lehrenden zu schwingen.
Ich weis es gar zu wohl. Doch hört mich dießmal an;
Weil das, was ihr schon wißt, doch andern nutzen kann.
Und wie? gefiel euch sonst mein treugesinntes Lehren,
So schämt euch heute nicht den Schluß davon zu hören.

Die Weisheit, der ihr hold, ja ganz ergeben seyd,
Ist nicht ein schnödes Spiel der Unbedachtsamkeit,
Ist nicht ein Lockenwerck der ungeübten Jugend:
Ihr Werk ist Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Tugend.
Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemahlten Gips auf ihrem Angesicht,
Mit unverschämter Stirn, den jüngsten Buhlern zeigen,
Und jedem, der es wünscht, ins geile Lager steigen.
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieselstein:
Kein niederträchtig Herz kann ihre Wohnung seyn.
Es muß ein edler Geist von ungemeinen Gaben,
Von seltnen Kräften seyn, der sie zur Freundin haben,
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Thorheit haßt, der Einfalt Abschied giebt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wollust achtet,
Der Dinge Grund erforscht, den Bau der Welt betrachtet,
Sich selber ausstudirt; und dann auf dieser Spur
Den unumschränkten Geist, den Meister der Natur,
In seinen Werken sucht, ergründet und entdecket;
Wem nicht ein großes Herz in starken Brüsten stecket,
So sich der Tugend weiht, die Lüste niederschlägt,
Der Menschen Bestes sucht, zu allen Liebe trägt;
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Mißvergnügen,
Verdruß und Kummer weiß, wer nicht nach Ehre strebt,
Die aus der Tugend kömmt, kurz, wer nicht denkt und lebt,
Wie weise Männer thun; der irrt bey offnen Sinnen,
Und schmäuchelt sich umsonst, die Göttinn zu gewinnen.

So, so war Sokrates, Minervens ächtes Kind,
So war auch Epikur, der große Mann, gesinnt;
Der darin nur gefehlt, daß er die weiten Bogen
Des Weltraums dem Geschick der Gottheit ganz entzogen.
So hat sich Zeno stets und Plato dargestellt;
So wies sich Epiktet als einen Tugendheld;
So war auch Tullius mehr in der Zahl der Weisen,
Als in der Rednerzunft, für ungemein zu preisen.
Dich, Cato, hat der Tod weit mehr, als ihn erschreckt,
Als er sein graues Haupt dem Mörder hingestreckt.
So ist ein Seneca in Pallas Dienst gestorben;
So hat sich Antonin ein ewig Lob erworben;
So hat Boethius, das Bild der Redlichkeit,
Nicht des Tyrannen Zorn, nicht Bann und Tod gescheut;
So haben andre mehr, die noch die Welt erhebet,
Der Tugend nachgejagt, der Weisheit nachgestrebet.
Ihr Rhum verschwindet nicht, so lange Sonn und Mond
Die Zeiten theilen wird, der Mensch auf Erden wohnt.

Das sind die Helden nun, auf die euch Pallas führet,
Ihr Freunde! wenn sie euch die muntre Scheitel zieret.
Wie sie, als Mentor dort, dem jungen Telemach
Nur von Ulyssens Muth, Ulyssens Tugend sprach:
So reizt sie einen Geist, der von dem Himmel stammet,
In dem die edle Glut der Weisheitliebe flammet,
Der fast vergeßnen Spur der Alten nachzugehn,
Und sich, wie sie gethan, durch Tugend zu erhöhn:
Durch Tugend, die sich zeigt durch ein vernünftig Wissen,
Die Gott und Menschen dient, und sich dem Wahn entrissen.

Ihr Freunde, folgt ihr dann! ach folgt der Führerinn!
Ja, ja! ich kenne schon den ungemeinen Sinn,
Der eure Brust belebt. Ihr nehmt den Lehrertitel
Wohl nicht aus Prälsucht an: ihr braucht ihn, als ein Mittel,
Das andern zeigen soll, was ihr euch wünscht zu seyn.
Der Grund ist schon gelegt, ihr kennet Holz und Stein,
Und Marmor und Metall, die ein Gebäude zieren,
Minervens Tempelbau vollkommen aufzuführen.
Vollendet ihn beglückt, vermehrt die Wissenschaft:
Es fehlt euch nicht an Lust, es fehlt euch nicht an Kraft.
Begnügt euch daran nicht, was ihr von mir gehöret;
Forscht selber fleißig nach, was Wolf und Leibnitz lehret,
Was Holl- und Engelland, und Frankreich uns entdeckt,
Und was für Fleiß und Witz in Welschland selber steckt.
Die Kunst ist nicht erschöpft: wer kann sie ganz ergründen?
Wer eine Wahrheit weis, kann hundert andre finden.
Der Wunder sind wir selbst, Natur und Welt so voll,
Daß niemand ihre Zahl so leicht ergründen soll.
Drum laßt uns emsig seyn, und keine Mühe sparen!
Was man nicht heute lernt, das kömmt doch mit den Jahren.

Doch dient auch, wie ihr könnt, der Welt durch euren Fleiß,
Lehrt andre, was ihr wißt, und nicht ein jeder weis.
Wir müssen unser Pfund, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockern Sand des Müßigganges graben.
Bestreitet überall das Vorurtheil der Welt,
Die Philosophen nur für Grillenfänger hält;
Und lasset künftighin in Worten, Schriften, Werken,
Ein philosophisch Thun und weises Wesen merken:
Denn wo nicht selbst die That von wahrer Weisheit spricht,
Da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht.

---

## Lob- und Gedächtnißrede auf Martin Opitzen von Boberfeld.

### Rector Academiae Magnifice,

Erlauchter,*) Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Hochehrwürdiger, Hoch- und Wohledle, allerseits Hoch- und Werthgeschätzte Anwesende.

Wenn es heute zu Tage gewöhnlich wäre, die Verdienste großer Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Vortheile verschaffet, ihren Mitbürgern viel Ehre gemacht; sich selbst aber, durch Verstand und Muth, über viele tausende empor geschwungen haben, durch ansehnliche Denkmäler und sonderbare Ehrenzeichen, dem Andenken der Nachwelt zu empfehlen: so würde ich jetzo diesen öffentlichen Rednerstuhl nicht betreten haben. Alsdann würde es ein Ueberfluß gewesen seyn, das hundertjährige Gedächtniß eines großen Mannes zu erneuern, dem das erkenntliche Deutschland bereits den gebührenden Dank abgestattet, welchem alle Liebhaber der freien Künste schon eine unauslöschliche Ehrfurcht und Hochachtung gewidmet hätten. Allein, dieses ist die Unempfindlichkeit unsers Jahrhunderts: daß es die Wohlthaten der vorigen, weder auf eine dankbare Art erkennet, noch ihrer rühmlich erwähnet, noch auch ihren Urhebern die geringste Vergeltung dafür zu Theil werden läßt.

Das dankbare Alterthum hat, unter unzähligen andern Vorzügen, die es vor unsern Zeiten besessen, auch diesen gehabt: daß es in Verehrung der Tugend und Geschicklichkeit gerechter, auf seine einheimische Ehre eifriger, gegen seine Wohlthäter erkenntlicher, und vom Neide freyer gewesen. Welchem Helden hat es wohl vormals, sonderlich in Griechenland und Italien, an Ehrenmälern und Denksäulen gefehlet? Welchen Erfinder nützlicher Dinge hat man nicht vergöttert? Und welchem vortrefflichen Manne, der sich nur einigermaßen durch Wissenschaft und Witz hervorgethan, hat man es an einem Grabmaale oder Ehrenbilde fehlen lassen? Diese scharfsinnige Kenner des menschlichen Herzens sahen es nur gar zu wohl ein: daß nichts so vermögend wäre, edle Gemüther zu lobwürdigen Thaten anzuspornen, als Ruhm und Ehre. Und da sie zugleich für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes besorgt waren; da sie alle rechtschaffne Mitbürger aufmuntern wollten, das gemeine Beste nach Vermögen zu befördern: so mußten ihnen Marmor und Metall zur Verewigung wohlverdienter Männer dienen; so muß-

*) Dieses waren Se. Excell. der Herr Cabinetsminister Graf von Manteufel, welchem ein Graf von Promnitz, ein Graf von Solms, und einige andre allhier damals studirende Grafen und Freiherren Gesellschaft leisteten.

ten dauerhafte Bildsäulen und kostbare Gedächtnißmäler, die in den Herzen der Lebendigen verborgenen Funken der Ehrliebe anfachen, und sie zu löblichen Unternehmungen anfrischen, dadurch sie sich gleichfalls Bewunderung und Unsterblichkeit erwerben könnten.

So war das griechische und römische Alterthum gesinnet, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Ganz anders aber verhält es sich mit unsern Zeiten. Zwar die Ueberreste der vormaligen Schnitzkunst, die durch Stein und Erzt der Tugend ihr Recht haben wiederfahren lassen, werden von uns noch sorgfältig aufgehoben. Wir bewundern und verehren dieselben noch jetzo, auf eine fast abergläubische Weise. Ja wir verabscheuen oftmals die Wuth unsrer barbarischen Vorfahren, derjenigen gothischen, vandalischen, normannischen und longobardischen Völker, die bey ihren Einfällen in Wälschland eine unzählbare Menge von marmornen, ehernen und andern noch wohl prächtigern Gedächtnißbildern der tapfersten, weisesten und tugendhaftesten Leute zu Boden geworfen, zermalmet und vernichtet haben. Allein, indem wir dieses thun, so treten wir selbst gleichwohl gewissermaßen in ihre Fußtapfen. So groß ist unsre Ungerechtigkeit! Wir loben an Athen und Rom dasjenige, was wir doch selbst nicht thun. Wir helfen, durch die sorgfältige Bewahrung und Erklärung der Alterthümer, einer ausländischen Tugend ihren Lohn ertheilen; sind aber zu gleicher Zeit gegen einheimische Verdienste unerkenntlich. Urtheilen sie selbst, hochzuehrende Anwesende, ob ich die Wahrheit sage? Wo sieht man doch unter uns die Ehrenmäler großer Leute, die unserm Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben? Und werden wir hierinnen nicht fast von allen unsern Nachbarn beschämet? Wofern sich die Eitelkeit nicht selbst vergöttert; wofern sich der Stolz, als der beständige Gefährte des Ueberflusses, nicht bey lebendigem Leibe ein Andenken stiftet; oder es doch den Seinigen als eine theure Pflicht auferlegt, ihm ein Ehrenmaal zu bauen: so sieht man ja fast nichts von dieser Art zum Vorscheine kommen. Die Tugend muß nicht nur, so lange sie lebet, im Staube liegen: nein, sie kann auch sicher sterben, ohne zu besorgen, daß man jemals ihre Gebeine mit einer Last von Marmor beschweren; oder die Hand der Künstler mit Abbildung ihrer Gestalt, und mit Eingrabung ihres Namens, ermüden werde.

Verlangt man Beweise von dieser Unachtsamkeit unsers Vaterlandes: so gehe man in die Niederlande, und sehe wie Rotterdam seinen Erasmus in einer Bildsäule verewigt hat. Man gehe nach Wälschland, wo man vormals des Virgils, des Cicero, und des Catulls, und noch in neuern Zeiten des Fracastorius *), ja unzähliger andern gelehrten Männer Andenken, auf diese Weise verewigt hat. Man gehe nach Griechenland, wo vor Zeiten fast kein berühmter Redner, Dichter oder Weltweiser gewesen, denen nicht entweder ihre Geburtsstädte, oder andere ganz fremde Oerter dergleichen Ehre erwiesen haben: so gar, daß auch die Athenienser einem phrygischen Sklaven, dem Aesopus, aus reiner Hochachtung, eine Bildsäule aufgerichtet haben. Man gehe endlich nach Engelland, wo die Abtey zu Westmünster nicht nur die Gräber der Könige und Helden, sondern auch ihrer Weltweisen und Dichter, eines Newtons, Addisons und Steelens, in prächtigen Ehrenmälern und Denkschriften bewahret. Und alsdann sage man mir, warum nicht Leipzig seinem Stifter, Johann von Münsterberg, Augspurg seinem Celtes, das Frankenland einem Ulrich von Hutten, Wittenberg seinem Melanchton, Nürnberg seinem Pirkheimer, Thorn seinem Copernicus, Königsberg seinem Sabinus, Magdeburg seinem Guerike, Danzig seinem Hevelius; die Lausnitz ihrem Tschirnhaus, Berlin einem Leipnitz, und Halle seinem Thomasius, vieler andern voritzo zu geschweigen, eine gleiche Ehre haben wiederfahren lassen?

Doch, was sage ich? Du vor allen andern hättest es verdient, unsterblicher Opitz, daß dein Andenken, auf Veranstaltung deines ganzen Vaterlandes, durch ein prächtiges, und dauerhaftes Ehrenmaal wäre verewigt worden; du, der du Deutschland allein so viel Ehre gemacht hast, daß sich alle seine Landschaften um die Wette hätten bemühen sollen, dein Grabmaal unter sich zu haben. Gleichwohl bist du bis auf diese Stunde noch keiner solchen Ehre theilhaftig geworden. Deine Gebeine haben bisher in einer Gruft verwesen müssen, deren Grabstein auch nicht einmal deinen Namen hat aufweisen können. Dein Bildniß ist uns kaum durch ein einziges Gemälde, von der geschickten Hand des berühmten Strobels, und zwar in Danzig, aufbehalten worden, wo du dein ruhmvolles Leben beschlossen hast. Doch bey der allgemeinen Nachläßigkeit Deutschlandes ist dirs keine Schande, daß du bist vergessen worden; daß auch so gar diejenige Landschaft, die das meiste Recht hatte, auf dich stolz zu seyn, deine Verdienste nicht zu belohnen gesuchet hat. Vielmehr gereicht es dir zu einer besondern Ehre, daß auch eine fremde Stadt, darinnen du nicht gebohren worden, darinnen du nur als ein Fremder gestorben bist, dich dennoch in das vornehmste ihrer Gotteshäuser begraben hat; auch bey ermangelnder Aufschrift deiner Ruhekammer, den Ort noch jetzo zeigen kann, wo der Vater des deutschen Witzes, der unsterbliche Martin Opitz von Boberfeld, begraben liegt.

So stark, hochzuehrende Anwesende, ist die Kraft ausnehmender Verdienste, daß sie auch die natürliche Undankbarkeit der Menschen überwältigen kann. Sie nöthiget auch die Unempfindlichkeit selbst, erkenntlich zu werden; und da man hundert verguldete Grabmäler solcher Todten nicht mehr zu finden weis, die sich, durch ihre Schätze, der Vergessenheit gern entrissen hätten: so zieht auch der leere Leichenstein eines großen Mannes, die Bewunderung und die Neubegierde der Nachkommen auf sich. So gewiß ist es, daß nicht das Grabmaal den Todten: sondern der Verstorbene sein Grabmaal ansehnlich und herrlich macht.

Ein redlicher Eifer für die Ehre unsers Vaterlandes, und eine tiefgewurzelte Liebe zu den freyen Künsten, gnädige, hochgeschätzte Anwesende, haben mich längst getrieben, ja so zu reden, gezwungen, denjenigen besonders hoch zu schätzen, dem wir es fast einzig und allein zu danken haben, daß sich der deutsche Witz vor dem Witze benachbarter Völker nicht schämen darf. Kaum war mir nunmehr schon vor fünf und zwanzig Jahren von einem meiner akademischen Lehrer der große Martin Opitz, als der Vater der deutschen Poesie, genennet worden, als ich schon begierig ward, die Schriften desselben zu lesen. Je mehr ich dieselben kennen lernte; je mehr mein Nachsinnen mit anwachsenden Jahren zunahm; je mehr ich aus den Exempeln und Regeln des Alterthums, mit den wahren Schönheiten der Natur bekannt ward: desto höher lernte ich einen Mann schätzen, der dieselben in unserer Muttersprache zuerst so glücklich nachgeahmet hat. Nunmehr ist es Zeit, dieser meiner alten Hochachtung einen öffentlichen Ausbruch zu gestatten. Heute, hochgeschätzte Anwesende, heute, sage ich, ist ein volles Jahrhundert verflossen, daß dieser deutsche Hesiodus, in dem Schooße meines geliebten Preußenlandes, die Welt verlassen hat. Ein solcher Tag ist mir viel zu denkwürdig vorgekommen, daß ich ihn mit einem kaltsinnigen Stillschweigen hätte übergehen können. Und wer will mir dieses verargen? Mußte doch ehedessen ein Cicero, nach Sicilien kommen, und den unachtsamen Syrakusanern das Grab eines großen Archimedes bekannt machen: welches sie, aus einer sträflichen Unbedachtsamkeit, nicht mehr zu finden wußten. Was wird es mir denn für einen Vorwurf abgeben, wenn ich gleichfalls, als Fremdling in Deutschland, den nähern Landsleuten des großen Opitz gleichsam das Grab dieses unsterblichen Dichters zeigen werde; welches ich zuerst vor zehn, und hernach vor vier Jahren, noch gesehen; und bey welchem ich, so zu reden, das Gelübde gethan habe, heute sein Andenken zu erneuern.

Gönnen sie mir nur, Magnifice, hochgebohrne, hoch- und wohlgebohrne, allerseits hochgeschätzte Anwesende, bey diesem meinem Vorhaben, dero gnädige und geneigte Aufmerksamkeit. Zeigen sie jetzo durch ihr rühmliches Exempel, daß es uns, weder an Liebhabern der freyen Künste, noch an Verehrern der Tugend und großer Verdienste; noch an ehrliebenden Deutschen fehle, die auch das Lob eines gelehrten und rechtschaffenen Mannes ertragen können, dem wir es fast allein zu danken haben, daß wir, in der Dicht- und Redekunst keinem einzigen heutigen Volke viel nachgeben dürfen. Dieser patriotische Eifer, den ich aus ihrer aller Augen lese, wird auch die Fehler meiner Rede ersetzen; als die ohnedieß allen ihren Werth, von der Gegenwart so vieler und so ansehnlicher Zuhörer, und von ihrem gnädigen und geneigten Beyfalle, wird erhalten müssen.

Es ist niemals ein Vorrecht großer und berühmter Städte gewesen, große Männer hervor zu bringen, die sich durch Verstand und Tugend in der Welt hervor gethan haben. Man hat es fast durchgehends angemerkt, daß die kleinsten Oerter, die geringsten Flecken, es fast zu allen Zeiten den prächtigsten Hauptstädten darinnen zuvor gethan haben. So sehr auch vormals, sieben der berühmtesten Städte um die Ehre gestritten haben, des göttlichen Homers Geburtsort zu seyn: so gewiß ist es ausgemacht, daß keine von ihnen recht gehabt; und daß ein unansehnliches Dorf, ja, vielleicht gar ein offenes Feld, oder das Ufer eines Flusses, diesem großen Dichter den ersten Athem gegeben hat. Ein kleiner Flecken bey Mantua hat der

*) Siehe des Herrn Hofrath Menkens Leben des Fracastorius. Eben dieser gelehrte Freund hat ein ganzes Werk von denen Bildsäulen unter Händen, die den Gelehrten zu Ehren an verschiedenen Orten aufgerichtet worden, darinn wir eine große Menge solcher Ehrenmäler, von verschiedenen Völkern beysammen antreffen werden.

Weltbeherrscherinn, Rom, den größten unter allen ihren Dichtern geliefert; und ein arpinatisches Dorf hat ihm den vortrefflichsten Redner geschenket, dessen Verstand und Geist der Größe des römischen Reiches gleich und würdig gewesen. Was ist es also Wunder, daß auch das kleine Bunzlau unserm großen Germanien einen Poeten geliefert hat, den auch die gröſten Residenz- und Handelsstädte noch durch keinen ihrer Söhne übertroffen haben. Ich verachte deswegen diese, wegen ihrer angenehmen Lage, und fruchtbaren Gegend, beliebte Stadt ganz und gar nicht. Ich gestehe, daß sie auch andrer gelehrten Männer wegen, die sie hervorgebracht hat, schon merkwürdig genug seyn würde. Ich preise sie vielmehr glücklich, daß sie es darinn allen andern Städten Deutschlands zuvor gethan, indem sie uns den unsterblichen Opitz zur Welt gebohren hat; der sie, wenn sie gleich sonst nichts merkwürdiges aufzuweisen hätte, bis auf die spätesten Zeiten in dem Andenken der Nachwelt erhalten könnte.

Doch, was halte ich mich bei der Vaterstadt unsers deutschen Ennius auf; da doch dieselbe mehr Glanz von ihrem Sohne erlanget hat, als sie demselben hat mittheilen können? Hätte man nicht dieselbe lieber gar mit Stillschweigen übergehen sollen; da es ohnedieß ein schlechtes Lob großer Leute ist, welches von der Geburtsstadt, oder von dem Vaterlande derselben hergenommen wird? Allerdings, Magnifice, gnädige, und hochzuehrende Anwesende, hätte man bey unserm vortrefflichen Dichter dasselbe gänzlich verschweigen können; und wenn es gleich ein berühmtes Athen, ein großes Rom, oder ein gelehrtes Alexandria, gewesen wäre. Allein, ich habe es mit gutem Vorbedachte angeführet, um in diesem besondern Falle desto deutlicher zu zeigen, daß unser Poet keines fremden Beystandes benöthiget, und durch sich selbst allein groß gewesen sey. Geht nur hin, und trotzet auf den Ruhm eurer Geburtsstädte, ihr unartigen Kinder! die ihr zwar eures Vaterlandes Ehre auf eure eigene Rechnung schreibet; selbst aber demselben lauter Schande machet. Geht hin, und brüstet euch nur mit den Verdiensten eurer vormaligen, oder jetzigen Mitbürger! Wisset aber auch, daß eure Vaterstadt euch schlechten Dank dafür wissen wird, daß ihr ihren Ruhm durch keine löbliche That zu erweitern bedacht seyd; und daß sie euch, als unwürdige Kinder, auch desjenigen Antheils an seiner Ehre unwürdig erklären wird, der euch irgend, bey einem guten Verhalten, zustatten gekommen wäre.

Eben in der Absicht, höchstzuehrende Anwesende, erwähne ich auch der rechtschaffenen Aeltern unsers Dichters allhier: nicht, weil etwa der große Sohn mit ihrem Geschlechte und Ansehen hat pralen können; sondern, weil sie, durch einen so würdigen Zweig, ihren ganzen Stamm gezieret haben. Man verehret zwar billig alle die berühmten Geschlechter, deren Stammtafeln fast eine unzertrennte Kette großer Leute darstellen; wo man fast eben so viel Helden, als Ahnen, zählet, und die Lorberreiser zu hunderten rechnen kann, die ihre Bilder und Helme vormals gekrönet haben. Allein, es bedünkt mich allemal viel rühmlicher zu seyn, wenn ein edler Sohn seine unberühmten Aeltern adelt, und denjenigen Stamm, so zu reden, krönet, dem er seine Geburt zu danken hat: als wenn sich ein fauler Ast mit denen Früchten breit machet, die andre fruchtbare Zweige seines Baumes getragen haben. Das fabelhafte Alterthum hat zwar die Ehrerbiethung gehabt, das Geschlecht großer Leute von den Göttern herzuleiten; und z. E. einem Musäus die Calliope zur Mutter, wie dem Orpheus den Apollo selbst zum Vater anzuweisen. Allein, mir ist es allezeit als ein schädliches Vorurtheil vorgekommen, dadurch die Tugend mehr unterdrückt und gehindert, als befördert wird. Denn, zu geschweigen, daß der Stolz eines Alexanders dadurch um ein merkliches vergrößert wird, wenn ihn die Schmäucheley zu einem Sohne Jupiters macht: so schlägt auch die falsche Einbildung, daß nur die Kinder berühmter Voraltern, Muth und Fähigkeit zu großen Dingen besitzen können, tausend edle Gemüther nieder. Sie würden sich auch, durch Verstand und Tugend, erhoben haben; wenn sie sich nur die dazu gehörigen Kräfte zugetrauet hätten. So aber ersticken sie gleichsam in dem Schlamme der Niedrigkeit, bloß, weil sie sich, aus verwerflicher Kleinmüthigkeit, für eine unedlere Art von Geschöpfen ansehen, welche zu edlen Thaten unfähig wären; und das Recht, große Dinge auszuüben, nur den Abkömmlingen gewisser Halbgötter überlassen müßten.

Wie wenig war doch unser Opitz von einem so schädlichen Vorurtheile eingenommen! Sein rechtschaffener Vater, Sebastian Opitz, war zwar nur ein ehrlicher Bürger; und seine Mutter, Martha Rothmanninn, die er in früher Jugend verlor, eine Tochter eines bunzlauischen Rathsherrn. Doch dieses schlug seinen Muth so wenig nieder, als vormals Sokrates dadurch kleinmüthig ward, daß sein Vater Sophroniskus nur ein armer Bildhauer war. Und gesetzt, daß man seine Aeltern gar nicht hätte nennen können; gesetzt, daß sie unbekannter, als Homers oder Amphions Aeltern, gewesen wären: der überaus muntre Geist, der sein Gemüth belebte, würde sich dennoch, durch eigene Kräfte zum Gipfel der Ehren erhoben haben. Und wie er dadurch dem abergläubischen Alterthume Gelegenheit gegeben hätte, ihn, wie den Orpheus, für einen Sohn des Phöbus zu halten: also ist er jetzo, bei anwachsenden Jahren, durch die Gnade, die er sich bei dem Herzoge zu Liegnitz erworben, seinem Vater zu einer Rathsherrenstelle in Bunzlau, beförderlich gewesen.

Bemerken sie doch hier, Magnifice Academiae Rector, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! das Sonderbare, welches in dieser Begebenheit vorkömmt. Ich weiß nämlich nicht, ob ich mehr denjenigen Sohn, der seinen Vater erhöhet, bewundern; oder diejenige Stadt rühmen soll, die um eines berühmten Sohnes halber; den Vater für ehrenwerth schätzet! Jener zwar, beschämt dadurch tausend Söhne, die von ihren Aeltern ihr ganzes Ansehen borgen; aber ihnen dasselbe niemals wiedergeben. Werden nun diese dergestalt denen feuchten Thälern ähnlich, die zwar von den Bergen die Ströme empfangen, dieselben aber niemals wieder zurücke senden: so ward hingegen unser Opitz selbst einer wohlthätigen Wolke gleich, die ihre heilsame Feuchtigkeit auch auf trockne Ländereyen fallen läßt, von welchen sie gar keine, oder doch sehr wenige Dünste empfangen hatte. Diese aber, nämlich die Vaterstadt unsers Dichters, hielt auf eine löbliche Art dafür, die Nachwelt würde es ihr einmal für eine Unerkenntlichkeit auslegen, wenn sie diejenige Quelle nicht verehret hätte, daraus ihr so viele Ströme der Ehren zugeflossen. Glückseliger Vater! der du deinem berühmten Sohne eine ansehnliche Ehrenstelle zu verdanken hattest. Aber, noch weit beglückterer Sohn! der du, auf eine besonders rühmliche Art, der Wohlthäter deines Vaters geworden bist.

Sie wissen es also, hochzuehrende Herren, wer unser Dichter, seiner Abkunft nach, gewesen ist. Soll ich ihnen denselben nunmehr auch in einer genauern persönlichen Abbildung vor die Augen malen? Soll ich ihnen seine muntere Jugend, seine angebohrne Lebhaftigkeit des Geistes, sein unvergleichliches Gedächtniß, seine unruhige Ehrliebe auf niedrigen und hohen Schulen vorstellen? Soll ich ihnen den geschickten Senftleben, der ihn in Bunzlau unterwiesen; oder die andern gelehrten Männer rühmen, unter welchen er im magdalenäischen Gymnasio studiret hat? Soll ich ihnen seinen unermüdeten Fleiß in Frankfurt an der Oder, in Heidelberg, in Straßburg und in Tübingen beschreiben? Oder soll ich ihnen seine Gönner und Freunde namhaft machen, die er sich in allen diesen Orten erworben hat? Soll ich ihnen seine Reisen in die vereinigten Niederlande, als den damaligen Sitz der gelehrtesten Männer, und nach Holstein, entwerfen; wohin er einem jungen dänischen von Adel gefolget ist, dem er zum Reisegefährten gedienet? Soll ich ferner sein Glück an den Höfen zu Liegnitz, in Siebenbürgen, in Anhaltköthen, in Dresden, ja in Wien und Paris beschreiben? Oder soll ich endlich den Antheil an den öffentlichen Staatsgeschäfften seiner Zeit vorstellig machen, den er, theils in des Königs Wladislaus Diensten, mit vielem Ruhme gehabt hat?

Was für ein Feld würde mir nicht hier überall offen stehen, unsern Dichter mit Nachdrucke zu loben? Bald würde ich ihnen, hochgeschätzte Anwesende, die unvergleichlichen Gaben abschildern müssen, womit ihn die Natur selbst ausgerüstet hatte. Bald würde ich ihnen den unermüdeten Fleiß seiner jungen Jahre entwerfen. Bald würde ich ihnen die Namen der gelehrtesten Männer, eines Lingelheims, eines Gruters, eines Frehers, eines Pareus, eines Xylanders, eines Venators und Berneggers nennen müssen, die damals in der Pfalz, im Elsaß und im Würtembergischen, ihn ihres Unterrichtes, ihres Umganges und ihrer Freundschaft gewürdiget haben. Bald würde ich ihnen die damaligen Lichter der Niederlande, einen Scriverius, einen Voßius, einen Barläus, einen Rutgersius, einen Heinsius und einen Grotius vor Augen malen, bey denen er sich gleichfalls mit Schätzen der Weisheit und Wißenschaft bereichert hat. Bald würde ich ihnen die arminianischen Religionsstreitigkeiten, und die dordrechtische Kirchenversammlung ins Gedächtniß bringen, die unser Opitz, als ein lebendiger Zeuge, mit angesehen hat. Bald würde ich ihnen die glücklichen Arbeiten unsers Dichters erzählen, wodurch er sich in beyderlei Schreibart seinem Vaterlande gewiesen; und selbigem, als ein aufgehendes Gestirn, in die Augen geleuchtet hat. Endlich aber würde ich ihnen auch die Belohnungen aller dieser Verdienste zeigen müssen, da er bald von dem siebenbürgischen Fürsten, Gabriel Bethlem, zum Lehrer eines neuangelegten Gymnasii berufen, bald von dem liegnitzischen Herzoge reichlich versorget; bald am anhältischen Hofe mit Gnadenbezeugungen beehret worden; bald am kaiserlichen Hofe selbst, Adel und Wappen empfangen, und davon getragen hat. Und wie spät würde ich doch mit dem allen fertig werden? Wenn würde ich endlich

das Hauptwerk meiner Rede berühren können? Die getreuen Federn der Geschichtschreiber mögen also dasjenige ausführlich erzählen, was ich hier, gleichsam nur im Vorbeygehen, habe berühren können.

Meine Absicht ist auf etwas größers gerichtet. Ich werde von einer Sache reden, die, auch ohne alles übrige, was man von Opitzen rühmen kann, ihn ganz allein unsterblich gemacht haben würde. Seine Verdienste um unsere Muttersprache, Dichtkunst und Beredsamkeit sind es, die ich hauptsächlich entwerfen will. Diese ganz allein, werden ihnen, Rector Academiae Magnifice, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anwesende, diesen deutschen Petrarcha so groß vor Augen stellen, daß sie keiner fernern Abschilderung seiner übrigen Beschäfftigungen und Begebenheiten von mir verlangen werden. Deutschland hat seit zweyhundert Jahren unzählige gelehrte Männer von allerley Arten hervorgebracht, mit welchen es allen Ländern von Europa Trotz biethen kann. Aber es hat nur einen einzigen Opitz aufzuweisen, der, da er in allen übrigen Arten der Gelehrsamkeit hätte groß werden können, dennoch die Ehre seines Vaterlandes der seinigen vorgezogen, und seiner Muttersprache Dienste geleistet hat, die sie von niemanden anders so gut hätte erwarten können. Dieß, dieß ist das seltene Lob, welches unserm Dichter ganz eigen ist.

Hier setze ich es zum Voraus, daß derjenige seinem Vaterlande keinen geringen Dienst erweiset, der demselben durch nützliche und sinnreiche Schriften, und zwar in seiner Muttersprache, Ehre macht. Will man mir diesen Satz in Zweifel ziehen: so gehe man in die ältesten Zeiten, und zu den gescheidesten Völkern zurück. Man sage mir doch, wodurch denn das kleine Griechenland vor so vielen westlichen, nordischen, morgenländischen und mittäglichen Reichen, in den Augen aller Welt einen so großen Vorzug erhalten hat? Aegypten ist ihm an Alterthume seiner Weisheit und Jahrbücher, an prächtigen Gebäuden, und an seltsamen Wundern der Natur weit überlegen gewesen. Babylon hat ein kleines Athen an Weitläuftigkeit und Stärke seiner Mauren, an Menge seiner Unterthanen, ja an Macht und Dauer seines Reiches ungemein übertroffen. Persien ist ihm an Schätzen und zahlreichen Kriegsheeren; Phrygien aber, Scythien und die andern celtischen Völker, sind ihm an Tapferkeit und Aufrichtigkeit, um ein großes vorzuziehen gewesen. Aber alle diese Völker und Reiche sind von dem einzigen Griechenlande gleichsam verdunkelt, und, so zu reden, aus dem Andenken der Menschen vertilgt worden; außer in so weit Griechenland selbst mit ihnen zu thun gehabt. Eben das könnte von Italien in den alten Zeiten erwiesen werden, wenn man es gegen Carthago, Hispanien, Gallien und Germanien halten wollte. Denn, ob es gleich durch seine siegreiche Waffen sich alle diese Länder, das letzte nur ausgenommen, unterwürfig gemacht: so hat es doch damals mehr durch seinen Verstand und Witz, mehr durch Weisheit und Tugend, als durch eine blinde Gewalt, andere Völker besieget und beherrschet. Wem nun die Römer diesen ihren Verstand zu danken gehabt, dem haben sie ohne Zweifel auch ihren großen und unvergänglichen Ruhm zu danken gehabt. Wer sieht aber nicht von sich selbst, daß es bloß die geistreichen und witzigen Köpfe, die guten und scharfsinnigen Schriftsteller gewesen, die Rom zuerst aus seiner alten Barbarey gerissen, und seine Bürger zu einem gescheiden Volke gemacht haben?

Ich weiß wohl, was man mir hier einwenden wird. Man wird nämlich sprechen: dieses könnte zwar von den ersten Zeiten der Welt gelten, als noch gar keine witzige Völker vorhanden gewesen, die sowohl Weisheit als Wissenschaften in Schriften verfasset gehabt hätten: allein, nachdem wir bereits die Bücher der weisen Griechen und Römer in Händen gehabt; so wäre es gar nicht mehr nöthig gewesen, auch in unsern neuern Sprachen noch Gedichte und andere Sachen abzufassen. Man dörfte sich ja nur auf die alten Sprachen befleißen; wie man denn lange vor Opitzen, auch in Deutschland schon gethan hätte: so könnte man aller Scribenten in seiner Muttersprache gänzlich entbehren.

So lauten ungefähr, hochgeschätzte Anwesende! die Worte gewisser Liebhaber der Finsterniß; oder, daß ich sie bey ihrem rechten Namen nenne, wahrer Feinde ihres Vaterlandes: die uns bewegen wollen, daß wir unsere Landesleute in einer ewigen Unwissenheit und Barbarey sollen stecken lassen. Dieses sind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Aegyptier, aus der Gelehrsamkeit und Wissenschaft ein Geheimniß zu machen; Vernunft und Witz als ein Handwerk anzusehen, und die Unstudierten, das ist, den größten und edelsten Theil eines Volkes, fast zu der Unwissenheit der Bestien hinunter zu stoßen. Denn, was kann wohl sonst die Meynung dieser Leute seyn? Oder was für Absichten können sie hegen, wenn sie es uns verbiethen wollen, in unsrer Muttersprache gute Schriften abzufassen; wenn sie alle, die solches thun, verspotten, und wenn sie auch diejenigen, die solches mit mehrerm Witze und mit größerer Schönheit ins Werk richten, als alle andere, gar keines Lobes würdig achten; bloß weil sie es in keiner alten und abgestorbenen Sprache thun? Allein, man erwäge nur die seichten Gründe, darauf dieses Vorurtheil beruhet; und betrachte hingegen die festen Säulen der Wahrheit, darauf unsre Meynung sich gründet. Wie viel griechische Scribenten haben denn ehemals in der Sprache der Brachmanen, der Phönizier, oder der ägyptischen Weisen geschrieben? Oder wie viele Römer haben uns ihre Gedichte und Schriften in der Mundart der Griechen abgefasset? Dichteten denn Homer und Hesiodus, Anakreon und Pindarus phönizisch, oder schrieben Herodot und Pherecydes ägyptisch, um ihre Griechen klug zu machen? Schrieben nicht Ennius, Plautus, Terenz, Lucrez, Cicero und Cäsar, Virgil und Livius in ihrer Muttersprache; auch zu der Zeit schon, als das Latein noch keine gelehrte, sondern eine gemeine Sprache war? Und warum sollen wir es anders machen? Warum sollen wir uns diese großen Geister nur eben darinn nicht zu Mustern nehmen, wodurch sie am meisten ihrem Vaterlande genützet, ja sich und ihre Muttersprachen unsterblich gemacht haben?

Hier spricht man: die damaligen gelehrten Sprachen wären unter den gedachten Völkern nur sehr wenigen bekannt gewesen: heut zu Tage aber, da alle Gelehrten, und welch eine Menge derselben haben wir nicht? des Lateinischen mächtig wären: so würde es uns an Lesern nicht fehlen, wenn wir gleich die Sprache der Römer in unsern Schriften brauchten. Jedoch, auch dieser Einwurf ist nichtig. Was würde doch die kleine Anzahl der sogenannten Lateinischgelehrten dem großen Germanien für ein schlechtes Ansehen geben, wenn der ganze übrige Haufen der Einwohner unsers Vaterlandes, in einer wüsten Barbarey stecken bliebe? Mit was für Vergnügen würde man doch sein Leben unter einem so wüsten Volke zubringen können, welches weder Gott, noch sich selbst, noch seine Pflichten kennete; weder von den Geschichten, noch von den Wissenschaften, noch freyen Künsten das Geringste wüßte? Was für Anmuth würde man in der Welt genießen, wenn noch die viehische Wildheit und Unwissenheit unter unsern Bürgern und Landleuten herrschete, die vormals unsern Vorfahren so beschwerlich als schimpflich gewesen ist? Soll man denn aber allen Witz in die Wolken einer fremden Sprache verhüllen? Soll es sonst niemanden erlaubt seyn, einige Kenntniß der Vernunft und Tugend zu erlangen, als denen, die sich erst zwanzig Jahre auf alte Sprachen beflissen, und dieselben doch noch nicht halb erlernet haben? Weg, weg mit so abgeschmackten Forderungen, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Wir lassen uns durch dergleichen seltsame Rathgeber nicht irre machen. Es bleibt vielmehr dabey: diejenigen verdienen viel Ruhm und Ehre, die ihrem Vaterlande mit nützlichen und erbaulichen Schriften in ihrer Muttersprache an die Hand gehen.

Ich muß noch eine Betrachtung hinzusetzen, hochgeschätzte Anwesende! Wenn alle Scribenten, die ihrem Vaterlande mit nützlichen Schriften dienen, Lob und Ehre werth sind: wie vielmehr werden nicht diejenigen einer besondern Hochachtung würdig seyn, die sich vor andern durch sinnreiche Schriften, voll witziger Gedanken, und durch eine geistreiche und lebhafte Schreibart hervorthun! Urtheilen sie selbst nach ihrer Einsicht. Ein nützliches Buch bringt seinem Urheber, und einem ganzen Volke, ohne Zweifel desto mehr Ehre, je mehr es gelesen wird. Nun werden aber sinnreiche Schriften in gebundener und ungebundener Rede ohne Zweifel sehr häufig gelesen, oft wiederholet, ja fast auswendig gelernet; indessen daß andere, die zwar auch nützliche Dinge in sich enthalten, aber keine anmuthige Schreibart haben, mit Würmern, Staub und Schimmel zu streiten haben. Wie sonst ein wohlangelegter Garten, voll bunter wohlriechender Blumen, und fruchtbarer Bäume, deren Aeste fast von der Last ihrer Früchte brechen, einem wilden Walde vorgezogen wird; ungeachtet vielleicht dieser seinem Besitzer weit mehr Holz und Schatten giebt: so ist auch ein geistreiches Buch, wo viel witzige Einfälle die nützlichsten Wahrheiten zieren, und wo die erbaulichsten Lehren in einer sinnreichen und schönen Schreibart vorgetragen werden, allen andern Schriften vorzuziehen, wo nur ein trockner Vortrag, ohne Lebhaftigkeit und Anmuth herrschet. Ja nicht nur das eine Land, wo solche Bücher geschrieben werden, vergnüget sich daran: selbst auswärtige Völker werden insgemein begierig darnach. Sie lernen oft, um solcher Schriften halber, die Sprachen, darinn dieselben geschrieben worden. Sie bewundern den Geist und Witz ihres Verfassers; und schöpfen eine gewisse Hochachtung gegen das kluge Volk, darinnen es solche Scribenten giebt. Dadurch wächst dann die Ehre einer solchen Nation, bey allen ihren Nachbarn; und so können ein Homer und Virgil, ein Pindar und Horaz ihrem Vaterlande vielmehr Ehre machen, als Aristoteles und Varro, als Euklides oder Vitruvius; deren Schriften nur von wenigen tiefsinnigen

Köpfen gelesen oder verstanden werden. Ja so sehen sich oft die Weltweisen selbst genöthiget, sich mit einem göttlichen Plato und beredten Cicero, mit dem Theophrast und Seneca, auch auf die Schönheit des Ausdrucks zu befleißen, und durch die Künste der Dichter und Redner, ihre an sich selbst trocknen Wahrheiten auszuschmücken.

Nunmehr wird es leicht seyn, die Deutung dieses feststehenden Grundsatzes, auf unsern unsterblichen Martin Opitz von Boberfeld zu machen. Doch, was darf ich solches allererst thun; da sie alle, Rector Academiae Magnifice, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! es unfehlbar schon in ihren Gedanken gethan haben? Sie sind mir ohne Zweifel darinnen schon zuvor gekommen, und ich werde ihnen, zum Lobe dieses großen Mannes, nicht viel sagen können, das ihnen nicht schon selber beygefallen wäre. Denn, wem sind wohl die so nutz- als anmuthsvollen, die sinnreichen, die geisterfüllten Schriften unsers Poeten unbekannt? Wer weis es nicht, zum mindesten aus dem gemeinen Rufe, daß dieser scharfsinnige Kopf, seit hundert Jahren, für den Vater aller guten deutschen Scribenten, beydes in gebundener und ungebundener Rede, gehalten worden? Alle witzige Köpfe seiner Zeit haben ihm mit einhälligem Munde, dieses Lob beygelegt. Der berühmte wittenbergische Lehrer, August Buchner *), der meißnische Schwan, Paul Flemming **), der patriotische Jul. Wilh. Zinkgräf ***), der scharfsinnige Bunzlauer, Tscherning *), der gelehrte Venator **), der gottselige Niedersachse, Johann Rist ***), der an-

---

*) August Buchner hat folgendes Gedicht auf unsern Opitz verfertiget:

S C A Z O N.

Virtute et armis praestet hactenus Teuto,
Et tot meretur laureas triumphosque
Quot fulminante dextera patrat pugnas.
Flos praeliorum, Martis igneum germen.
At nunc lepores Gratiasque venari,
Et vatibus quodcunque Phoebus indulget,
Potenter instans patriae sono linguae,
Quantus futurus! Opitii docet Musa,
Arguta, docta, dulcis Opitii Musa,
Cui tot resultant ora, quod canunt Musae.
Quicquid cothurnus detonat Sophocleus,
Quicquid Maronis cotheum sonat carmen,
Et tu Calabras rite qui moves chordas,
Non aemulandi vatis aemulus vates,
Divine Horati: tuque, tu tener Naso,
Cujus venusto vix venustior versu
Amathuntis ipsa est; quicquid uspiam pangunt
Vates Pelasgi, Romulique cantores,
Et vos, Poetae, Celticique Tuscique,
(O rarum! o ingens! o sacrum ingenii monstrum!)
Id omne dulcis Opitii canit Musa.
Quod porro vincas, Teuto, nil tibi restat:
I, et supremum gloriae occupa culmen,
Bellator ante, nunc et optimus Vates.

**) Auf der 58 und 59sten Seite seiner Gedichte steht folgendes:

Miscenus mußte singen,
Sollt Hector lustig seyn. Wenn Schützens Lieder klingen,
So wächst des Sachsen Lust. Wenn Nauwach das Pandor
Läßt hören, und mit ihm den künstlichen Tenor:
Da wacht mein Opitz auf, daß er des Künstlers Stimmen
So hoch, wo über uns der Leyer Sterne klimmen,
Durch seinen ersten Fleiß die deutschen Vers empört,
Weil immer eine Kunst die andre liebt und ehrt.

Und auf der 97sten Seite heißt es:

Es hätte Maro nicht sein ewigs Buch vollführet,
Hätt ihn Augustus nicht mit Ehren so gezieret:
So hätte Flaccus auch es nicht so weit gebracht,
Wenn sein Mäcenas ihm nicht hätte Lust gemacht.
Bey uns gehts auch noch so. Der Fürst der deutschen Lieder,
Der Bunzlau Mutter heißt, legt seine Laute nieder,
Bis Hannibal ihm winkt; den er so hoch erhebt,
Daß er auch seinen Tod nun recht hat überlebt.

***) Siehe das schöne Sinngedichte, so er auf unsern Dichter verfertiget hat, welches so lautet:

In Effigiem.

Qualis in hoc spirat generosus Opitius aere,
In nostro talem pectore scripsit Amor,
Vnde ipsum non ulla aetas delebit; at olim
Tam pulchram tabulam fors premet atra dies.
Caetera praetereant; divinae mentis imago
Vivet in aeternis, quos dedit ipse, modis.

Hactenus incultam pubes Germanica credens
Linguam hanc, externos est veneratu sonos:
Quisquiliasque suo peregrinas praetulit auro;
Ergo peregrinus credidit omnis idem.
Vnicus est patrium sermonis honore tuetur
Opitius nostrae gloria prima lyrae.
Nil mihi vobiscum, impuro qui illegitis ore
Romani foeces reliquiasque meri.
Cedite, dicam ipsis, Romani! cedite Graii!
Germanus, qui vos exsuperabit, adest.

*) Dieser schreibt auf der 74sten Seite seines Frühlings:

Wer kennt den Opitz nicht, die zehnte Pierinn,
Als der den Helikon durch seinen hohen Sinn
In Deutschland hat versezt?

Und, nachdem er Opitzen den König der Poeten geheißen, liest man auf der 123sten Seite:

Lebt hierbey der Zuversicht,
Daß ein solcher Opitz nicht
Alle Jahre wird gebohren.

Auch auf der 229sten Seite heißt es:

Ich höre deinen Fleiß itzt noch die ganze Stadt erheben,
Bis zu den Sternen hin, in der mir Geist und Leben
Der Himmel hat verehrt: die nun so hoch und weit
Durch ihren Opitz steigt, als etwan vor der Zeit
Durch Maro Mantua.

**) Siehe das Glückwünschungsgedicht an Opitzen, so bey seinen Werken zu finden ist:

Res est perfacilis dolare versum
Dicit praecipitum genus Tuonum,
Qui credunt satis hoc bono Poëtae,
Si possit numero ligare voces,
Et grandes calamo inquinare chartas,
Quantumvis sepiant suam peremptam.
Hoc plebs ut genios suos adorat,
Hos aequat titulis Maronianis;
Et pridem queritur Latina Musa,
Secum prostitui suas sorores.
Quo quis praestat ineptius Poëtam,
Tanto plus superat bonos Poëtas.
Rari iudicii est, greges olorum
A nigris hodie expedire corvis.
At quid non patitur, vel ante passa est,
Felix ingenii, sed arte dispar,
Magnae Teutoniae jacens Poësis?
Quid si non aliquis sagax veniret
Gustator Viadri Silesiaci?
Mansisset tenebris sepulta merces
Germanae decus aureum Thaliae.
Hanc nobis redimit fides Opiti,
Quem mersit liquidas Apollo in undas,
Quas Pelignus Opitius bibebat,
Cum saevam Domitem timebat iram.
Quisquis vult Latio tumere Phoebo,
Quisquis Teutonica lyra probari,
Nec credit tamen id laboris esse:
Is tentet numeros Opitianos,
An rursum temere, videbo, dicat:
Res est perfacilis dolare versum.

***) Dieser schreibt in der Vorrede zu seinem poetischen Lustgarten, der 1638 herausgekommen: Es hat uns zwar der edle und hochberühmte Poet, Martin Opitz, in seinen theils lustigen, theils nützlichen Schriften und Gedichten, genugsam Anleitung gegeben, wie wir unsrer fast verderbten, und durch so viel Frembdes in derselben, gleichsam vermummten deutschen Sprache, wieder auf die Beine helfen, ihr die unbekannten Larven wieder abziehen, und derselben Glanz, Zier und Reinlichkeit in Aufnehmen bringen könnten rc. Und in seiner Musa Teutonica, die 1640 herausgekommen, heißt es gleichfalls in der Vorrede: Wir Deutschen, ob wir schon in den lateinischen und griechischen Sprachen so vortreffliche Poeten gehabt, und noch zur Zeit haben, daß wir auch keinen fremden Nationen in denselben etwas bevorgeben: so ist doch fast niemand gefunden, der sich um unsre so schöne und wortreiche Muttersprache hätte bekümmert, oder dieselbe durch göttliche Poesie hätte berühmt machen wollen; bis endlich vor wenig Jahren, der hochgelahrte OPITIVS hervorgekommen, der den Weg zur selbigen gebahnet, das Eis gebrochen, und uns Deutschen die rechte

genehme Kaldenbach*), diese alle sage ich, und noch unzählige andere, haben ihm dieses unpartheyische Zeugniß gleichsam um die Wette gegeben. Und, was noch mehr ist, selbst Caspar Barth**), der berühmte Leipziger Polyhistor, der doch die Schönheiten gelehrter Sprachen so vollkommen einsah; selbst Daniel Heinsius***), der große Kunstrichter damaliger Zeiten dem die Regeln und Exempel der Alten so vollkommen bekannt waren; ja selbst Hugo Grotius*), dessen Name allein genug ist, einen großen Geist anzuzeigen, der mit seinem durchdringenden Verstande, ungemeinen Witze, und fast göttlichen Gedächtnisse, zu einer allgemeinen Gelehrsamkeit gelanget war: diese drey große Zeugen, sage ich, treten für mich auf, unserm hochverdienten Opitz sein gebührendes Lob zu geben. Sie gestehen nämlich mit einem Munde, daß er die deutsche Poesie der alten griechischen und römischen, und die Sprache der Deutschen ihren Waffen gleich gemacht; daß er den tragischen Geist des Sophokles, den epischen des Virgil, die erhabene Leyer des Horaz, und die anmuthigen Senten des Ovidius erreichet, ja allen neuern Wälschen und Franzosen nichts zuvor gegeben habe.

Es ist wahr, alle diese gelehrte Männer sind Freunde und Gönner unsers Poeten gewesen: ja, die beyden letzten haben ihm sogar, für die Uebersetzung verschiedener ihrer Werke zu danken gehabt. Allein, weit gefehlt, daß dieses ihr Zeugniß entkräften sollte; so erwächst ihm daraus vielmehr eine neue Stärke. Denn was war es doch immermehr, wodurch sich Opitz die Gunst und die Freundschaft so vieler sinnreichen Köpfe, so vieler Lichter unsers Deutschlandes, und der Niederlande erworben hat? Gewiß nichts anders, als der sonderbare Geist und Witz, den er in seinen unvergleichlichen Gedichten wies; nichts, als die vortrefflichen Muster der deutschen Schreibart, die er, schon in seinen jungen Jahren der Welt vor Augen gelegt hatte; nichts anders, als die glücklichen Uebersetzungen selbst, die er von den artigsten und nützlichsten Werken abgefasset hatte. Eine Freundschaft aber, die sich auf diesen Grund stützet, ist gewiß die allerreinste, die man wünschen kann. Wenn dorten der Poet Archias, nach dem Berichte Cicerons, Gönner und Freunde fand, so bald er nach Rom kam; bloß, weil der Ruhm von seinem Witze bereits vor ihm hergegangen war: oder wenn jener Spanier, nur um den großen Geschichtschreiber Livius zu sehen, nach Rom gekommen, und, so bald er ihn gesehen, vergnügt wieder an Bort gestiegen, und unter Segel gegangen; gerade als ob nichts merkwürdiges mehr in Rom zu sehen wäre: so hat man eine solche Zuneigung gewiß nur einem unstreitigen Verdienste dieser geschickten Männer zuzuschreiben gehabt. Und was hätte wohl sonst unsern Opitz bey Unbekannten so beliebt machen können; da ihm, weder eine hohe Geburt, noch eine ansehnliche Bedienung bey Hofe, noch ein großes Vermögen, Schmäuchler zuwege bringen konnte? Wie glücklich seyd ihr derowegen, ihr aufgeweckten Köpfe! ihr scharfsinnigen Scribenten! Eure Freundschaften allein sind ohne Argwohn! Eure Verdienste aber sind unstreitig, und erwerben euch aufrichtige Gönner und Freunde; indessen daß Hoheit und Reichthum gegen alles mistrauisch seyn müssen, was ihnen oft noch so viele Lobsprüche verschwendet.

Doch, nicht nur die damals lebenden Helden in der gelehrten Welt, haben unsern Dichter, für den Vater des deutschen Witzes erkläret. Selbst unter den Neuern haben ihn die größten Meister, Kenner und Richter sinnreicher Schriften, fast bis an den Himmel erhoben. Zu den ersten rechne ich den scharfsinnigen Rachelius, unsern deutschen Lucil**), und den

---

Art gezeiget, wie auch wir in unsrer Sprache Petrarchas, Ariostos und Ronsardos haben können ꝛc.

*) Dieser geschickte Dichter, der anfänglich in Königsberg, hernach in Tübingen gelebet, schreibt auf der 488sten Seite in seinem Gedichte:

Schaut, unsre Weichsel rinnt.
Gottlob! der Pregel auch, durch keinen Zwist entzündt!
Hier, wo der Bunzler-Schwan, wiewohl auf kurze Zeiten,
Auch seine Ruh noch fand.

Und an den König Vladislaus schreibt er auf der 385sten Seite, so von ihm:

Der nie von Scham entfärbet,
Dein Stimmwerk selbst gerührt, Opitz der edle Schwan,
Den Bunzlau trug ans Licht, auf dessen hoher Bahn
Ich, Phöbus, setze nach, fand bey ihm Huld und Gnade;
Dem er sein schönes Lob, am baltischen Gestade
Auch rühmlich sang: hier, wo sein irdisches Gebein
Der weit geehrten Gruft noch steht gesenket ein.
Er gab ihm Raum und Fug, sein werthes Lob zu schreiben,
Hieß seiner Zeiten Lauf der Weisheit einverleiben,
Die auf die Nachkunft sieht. So lange man forthin
Der edlen Wiege Ruhm am Bober an wird ziehn,
Und das berühmte Grab hat Danzig aufzuweisen;
Wird auch dein süßes Volk den linden Purpur preisen,
Der ihm sich zugewandt.

**) Dieser hat auf Opitzens deutsche Gedichte folgendes Sinngedicht aufgesetzet:

Germanae tubicen novelle Peithus,
Qui plectrum rude Martiae loquelae
Priscis cedere non sinis Pelasgis;
Quia quicquid grave, sordidum, molestum,
Bellacis studiosior lacerti
Albis moribus assonabat olim,
Nunc vate premat eloquente Teuto,
Nec praeconia gloriae superbe
A victo petat impotentior hoste:
An longis tibi seculis nepotes
Dignas dicere gratias valebunt,
Quod te vindice, literate Vates,
Maternae gravitas leposque linguae
Et Grajos premit, et premit Latinos?
Per te, qui bene dimicabat olim
Teuto, nunc bene non minus loquetur!

In Ejusdem Effigiem.

Potor Pegasei potens fluenti
Talem sese homines ferebat inter,
Ingens ingenii, lepore promtus,
Castis moribus aemulus poetas,
Non isti modo qui probantur aevo,
Sed quos sanctior extulit vetustas:
Qualem mentis Opitium bearit
Natura favor, artiumque cultus,
Vitae dotibus, et decore linguae,
Rumori dare calculum caveto;
Ipsum, Lector, adi; videbis omnes
Tot laudum superare cantilenas,
O sacrum caput! o cor catheatum!
Siren Teutona, Silesiana Peitho,
Quis verbis variare tot sitelas,
Tot morum joca possit innocentum!
Felices tabulae; sacrantur aera,
Tanti queis typus insidet Poëtae:
Illas postera dedicabit aetas.

***) Diesem, auch in holländischen Versen sehr geschickten Poeten, gesteht Opitz in einem Gedichte, auf desselben niederländische Gedichte, daß er von ihm die deutsche Poesie gelernet habe.

Ich auch, weil ihr mir seyd im Schreiben vorgegangen,
Was ich für Ehr und Ruhm durch Hochdeutsch werd erlangen,
Will meinem Vaterland eröffnen rund und frey:
Daß eure Poesie der meinen Mutter sey.

*) Auch dieser hat in einem kurzen Gedichte unserm Poeten seinen Beyfall öffentlich bezeuget:

Quod mihi misisti doctissime munus Opiti,
Ingratus, gratum ni foret, ipse forem.
Multum ego, sed multo tibi plus Germania debet,
Aonias quae jam te duce potat aquas.
Quantum Maeonidi facundo Graecia debet,
Patria Maeonidi Graecia tota suo;
Quantum grandiloquo regnatrix Roma Maroni;
Petrarchae quantum serior Italia;
Quantum floriiegis Ronsardi Gallia Musis,
Vel mea Dousaeis patria carminibus:
Tantum Teutonici debet tibi nominis, et quod
Nunc viget, et quantum secula futura dabunt.
Hoc habuit Rhenus: sed nunc, ne maximus Ister
Invideat, clarum Dacia surgit opus.
Ergo novo, gens prisca, Getae, gaudete triumpho:
Ausonias vobis hic dabit unus opes.
Idem qui nasci tenaris dedit ante Camoenis,
Ex orca veteres suscitat historias.

**) Dieser schreibt in seiner Satire, der Poet genannt:

Schreib wenig, wo nicht viel, doch das nach Arbeit schmecket:
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erwecket.
Zwo Zeilen oder drey, von Buchnern aufgesetzt,
Sind billig mehr, als dieß mein ganzes Buch geschätzt.

edlen Canitz*), unsern Horaz, zweene Meister in der satyrischen Schreibart der Deutschen. Zu den andern will ich gleichfalls nur zween, nämlich den belesenen Morhof**), und den, fast in allen Theilen der Gelehrsamkeit gründlich gelehrten Leibnitz***), zählen. Alle diese bezeugen mit den nachdrücklichsten Worten, daß Opitz der erste und größte unserer Poeten gewesen, dem bis auf ihre Zeiten noch niemand zuvor, ja nicht einmal gleich, gekommen.

Und was für Zeiten waren es doch, darinn dieser große Mann aufgestanden ist? Waren es nicht solche, in welchen fast noch nichts erträgliches in unserer Sprache geschrieben war? Nur die ungeschicktesten Knittelreime herrschten noch in ganz Deutschland. Nur die Meistersänger, die würdigen Abkömmlinge jener alten Barden, die bey unsern Vorfahren, durch ihre rauhen Lieder, die Tugend verehret hatten, waren noch ganz allein die Muster der deutschen Dichtkunst. Nur Hans Sachs war der große Geist, den Germanien damals bewunderte, und den man trotzig genug, den Homer der Deutschen zu nennen pflegte. Nur ein Ringwald, nur ein Rollenhagen, nur ein Vogel herrschten damals auf dem Deutschen Parnaß. In einer so trüben Zeit stand nun unser Dichter auf. Er hatte keine Vorgänger, als die Alten: er selbst aber ward allen seinen Landesleuten ein Vorbild, welchem sie nachstreben konnten. Sein ganzes Vaterland konnte ihm, in seiner Muttersprache, kein gutes Muster darstellen, dem er hätte folgen können. Sein großer Geist mußte sich selbst eine Bahn brechen, die noch kein deutscher Fuß betreten hatte.

Zwar Wälschland wies ihm schon seinen Dante, Petrarcha und Tasso: auch Frankreich wies ihm seinen Marot und Ronsard, seinen Desportes und Malherbe. Allein, eines theils waren diese selbst noch nicht gar zu weit in die Poesie eingedrungen; theils war es auch so leicht nicht, in einer ziemlichen rauhen Sprache dem nachzuahmen, was sie gutes geschrieben hatten; theils aber hat unser deutscher Dichter, die meisten darunter sehr weit hinter sich gelassen. Er ahmte ihnen anfangs nach, um sie nachmals zu übertreffen: nicht anders, als vormals die Römer den griechischen Mustern in der Dichtkunst, Beredsamkeit, Baukunst, und andern Künsten, zwar etwas spät, aber so glücklich nachgefolget sind, daß sie dieselben weit übertroffen haben. Eben so ist es mit unsern Nachbarn, den Wälschen, Franzosen, und Niederländern gegangen. Wir sind allerdings etwas später mit den Musen bekannt geworden als sie; weil sich kein mediceisches Haus, kein Franciscus, kein Richelieu, kein großer Ludewig bey uns gefunden hatten, die selbst den Witz gekannt und geliebet, und durch eine königliche Freygebigkeit aufgemuntert haben. Aber getrost, du ehrliebendes Germanien! Eben das, was dich unterdrücken und erniedrigen sollte, das erhebet dich; das gereichet dir, zu desto größerer Ehre. Träge Seelen werden nur durch Belohnungen und angebothene Vortheile, zu den Wissenschaften aufgemuntert; deine Kinder sind feurig genug, aus bloßer Ehrliebe darnach zu streben. Ja sie streben nicht nur darnach, nein sie werden auch vortrefflich darinnen; ja sie lassen alle andre Völker weit zurück. Wenn sich nämlich unsre Deutschen auf Künste und Wissenschaften beflissen haben; so haben sie es auch gemeiniglich, aus eignem Triebe, ihren Lehrmeistern und Vorgängern weit zuvor gethan.

In was für trübseligen Umständen, hat nicht endlich unser Opitz die deutsche Sprache und Dichtkunst so hoch empor gebracht? Gehen sie doch ein wenig mit mir zurück, gnädigste und hochzuehrende Anwesende! Thun sie doch einen Blick in die Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Erwägen sie doch das traurige, das schreckliche Schicksal, welches unser zerrüttetes Deutschland damals betroffen hat. Dasjenige, welches die Quelle der menschlichen Glückseligkeit seyn sollte, ward damals eine Quelle der Zwietracht, und des Verderbens. Der Aberglaube lag mit der Wahrheit zu Felde. Die Religion selbst war der unglückselige Zankapfel, um welches willen sich Völker wider ihre Häupter empörten, und ihr Vaterland zu einem blutigen Schauplatze vieler erbärmlichen Trauerspiele machten. Unzählige Städte wurden verwüstet, unzählige Dörfer gingen im Rauche auf, und die fruchtbarsten Felder wurden mit Graus und Leichen besäet. Die deutschen Fürsten, die sich wider den gemeinen Feind des christlichen Namens hätten rüsten sollen, rieben einander durch bürgerliche Kriege auf. Auch auswärtige Helden kamen der bedrängten Wahrheit auf deutschem Boden zu Hülfe; und nordische Könige büßten an der Spitze ihrer Schaaren, zum Dienste der guten Sache, das Leben ein. Die Gesetze schwiegen. Die Gottesfurcht gieng verlohren. Der Glaube ward oft einem blinden Religionseifer nachgesetzt. Die Gelehrsamkeit ward vertrieben, oder doch verachtet. Die Tempel der Weisheit wurden verschlossen, oder doch von Lehrern und Zuhörern entblößet. Und die sanfte Stimme der Musen ward vor dem ängstlichen Schwirren der Waffen, vor dem lärmenden Getöse der Trummeln und Trompeten, und vor dem gräßlichen Knalle der Karthaunen, gar nicht mehr gehöret.

Du selbst kannst mir hier mit deinem Zeugnisse zu statten kommen, du so oft bestürmtes, du so oft erobertes Leipzig! Du selbst bist oft genug ein Raub widriger Parteyen, und ein trauriger Schauplatz der blutigsten Schlachten und Belagerungen gewesen. Auch deine Musen wurden dadurch oft erschrecket und verscheuchet. Dein sinnreicher Sohn, der glücklichste Nachfolger unsers großen Opitz, der berühmte Paul Flemming, verließ daher deine fruchtbare, deine anmuthige Fluren, wo er so oft durch seinen anmuthigen Gesang Wälder und Flüsse bezaubert hatte, und entwich mit einer hollsteinischen Gesandtschaft, bis in die entfernten Gränzen Asiens, wo das kaspische Meer die persianischen Ufer benetzet. So bekam Astrakan und Ispahan zum erstenmale einen deutschen Dichter zu hören: der aber allezeit den Jammer und das Elend, des in seine Eingeweide wütenden Deutschlandes beseufzete. Niemand hat aber dasselbe besser beschrieben, ja so zu reden, mit lebendigen Farben abgeschildert, als unser patrio-

---

Nur eine Fliege wohl, und nach der Kunst gemahlet,
Ist ihres Lobes werth, und wird so wohl bezahlet,
Als nach des Lebens Maaß ein großer Elephant,
Den nur ein Sudler hat geschlagen von der Hand.
Kannst du kein Opitz seyn, kein theurer Flemming werden?
O! es ist Raum genug vom Himmel bis zur Erden.

*) In seiner Satire von der Poesie schreibt dieser große Kenner:

Ists möglich? Kann dir noch die Dichterkunst gefallen?
Gib Achtung, bitt ich dich, wie unsre Lieder schallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit sich das Gebieth des deutschen Bodens streckt.
Durch Opitz stillen Bach gehn wir mit trocknen Füßen rc.

**) Dieser schreibt in seinem Tractate von der deutschen Sprache im IX Cap. gleich anfangs: Wir müssen endlich auf die dritte Zeit der Deutschen Poeterey kommen, da dieselbe gleichsam aus dem Grabe wieder erweckt worden, und viel herrlicher als jemals hervorgekommen, unter des Herrn Opitzens Anführung. Es haben zwar einige vor ihm, sich etwas darinne angenommen; aber es macht doch nichts, gegen seine Vollkommenheit. — Hübner, der des Barcas Schriften fast um dieselbe Zeit übersetzet, schreibet nichts, das mit Opitzen kann verglichen werden. Er selbst hat in seinen ersten Versen, die er geschrieben, viel Arten zu reden und zu reimen von der alten Zeit. — Doch hat er nach dem Muster des Herrn Ronsards in französischer, und des Herrn Dousae und Heinsii in niederländischer Sprache seine Poeterey und Schreibart viel verbessert. — Herr Opitz war ein gelehrter Mann, und in Historien griechischer und lateinischer Sprache wohl erfahren, wie seine variae lectiones, Commentaria in Disticha Catonis, und andre Sachen zur Gnüge anzeigen. — Er war sehr glücklich im Uebersetzen, wie er denn viel Verse aus dem Niederländischen und Französischen ins Deutsche gebracht. — Von des Opitii Gedichten urtheilet Buchner, Epist. 51. Non potest ascendere altius Musa patria, et necesse est, ut acquiescat eo fastigio, quo tu collocasti. Interim te sequemur longe, et tua vestigia adorabimus: sic tamen non obscuri prorsus morituri. Ich gebe ihm Beyfall, daß zu seiner Zeit, er der vortrefflichste Poet gewesen ist rc.

***) Dieser große Polyhistor hat gewiß die Verdienste unsers Dichters sowohl, als alle übrige Kenner eingesehen. In seinen unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, die in seinen Collectaneis etymologicis p. 255. und in dem ersten Bande der critischen Beyträge, anzutreffen sind, hat er seiner zu vielen malen mit großem Ruhme gedacht. Denn auf der 273sten Seite rühmet er ihn wegen der Erläuterung eines altdeutschen Reimes. Hernach räth er auf der 291 S. denen, die deutsche Wörterbücher schreiben wollten; daß sie eine Besichtigung, Musterung und Ausschuß anstellen, und dießfalls in guten deutschen Schriften sich ersehen möchten, als sonderlich in Opitzens Werken, welche nicht nur in Versen herausgekommen, sondern auch in freyer Rede, dergleichen seine Hercynia, seine Uebersetzung der Argenis und Arcadia. Und endlich gehört vor allen Dingen der 97 §. p. 305 hieher, der also lautet: Es hat ja der treffliche Opitz, so bey uns, wie Virgilius bey den Römern, der erste und letzte seines Schrots und Korns gewesen, kein Bedenken gehabt, dergleichen zu thun: als zum Exempel wenn er zu Heinsio sagt:

Daß deine Poesie der meinen Mutter sey.

Damit hat er, meines Erachtens, dieß Wort Poesie, aus habender seiner Macht, einmal für allemal, für deutsch erkläret, so gut und unwiederruflich, als ob ein Act of Parliament über eine englische Naturalisirung ergangen. Woraus denn sattsam erhellet, in wie hohem Werthe er unsern Dichter gehalten habe.

tischgesinnter Opitz, in seinem Trostgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, gethan hat. Und wer hätte dasselbe besser entwerfen können; da er selbst, diesen Ungewittern auszuweichen, die meiste Zeit seines Lebens in Deutschland herum irren, und bald in den Niederlanden, bald im Holsteinischen, bald in Siebenbürgen, bald endlich auch in Preußen, einen ruhigen Aufenthalt hat suchen müssen.

Aller dieser Unruhe ungeachtet, mitten unter dem Rasen der Waffen, vom 18ten bis zum 39sten Jahre des vorigen Jahrhunderts, hat unser unermüdeter Opitz dennoch die deutsche Sprache und Dichtkunst aus dem Staube gehoben, und sie fast auf einmal, sehr nahe an den Gipfel ihrer jetzigen Vollkommenheit erhöhet. Erhöhet hat er sie, durch seine reine Schreibart, die er so viel möglich, von aller Vermischung fremder Sprachen gesaubert hat. Erhöhet hat er sie, durch sein fließendes Sylbenmaß, welches er, nach Art der alten Römer, bey uns eingeführet; da die Franzosen bis auf diese Stunde nichts davon wissen. Erhöhet hat er sie, durch seine natürliche und vernünftige Art zu denken; dadurch er uns allein ein Muster des guten Geschmacks nachgelassen hat. Erhöhet hat er sie endlich, durch erhabene Gedanken, durch lebhafte Ausdrückungen, durch scharfsinnige Einfälle, durch artige Scherzreden, durch angenehme und nachdrückliche Gleichnisse, durch unzählige lehrreiche Sprüche, als so viele Schätze der Weisheit; und kurz, durch alles, was einen Scribenten beliebt, erbaulich, und edel machen kann.

Denn, welche Art der Gedichte hat unser Poet nicht versuchet? Ich sage noch zu wenig: in welcher Art der Gedichte hat er uns nicht Meisterstücke geliefert? Oden, Elegien, Briefe, Satiren, Lobgedichte, Lehrgedichte, Sinngedichte, Uebersetzungen, Sonnette, Schäferspiele, Trauerspiele, und kurz, fast alle und jede Arten, worinnen sich sonst viele Poeten kaum einzeln hervor gethan haben, sind von ihm allein, fast in gleicher Vollkommenheit verfertiget worden. Dieses, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, dieß ist das rechte Merkmaal großer Geister. Ihre Fähigkeit läßt sich nicht in enge Gränzen einschließen. Alles was sie unternehmen, das gelingt ihnen. Wie ein reiner Spiegel alle sichtbare Dinge darstellet, die vor ihn gebracht werden: so nimmt auch der reiche Witz eines Dichters fast alle mögliche Gestalten an. Er erhebt sich wie ein Adler, wann er das hohe Lob der Tugend besinget. Er nimmt die Stimme einer zärtlich lockenden Nachtigall an, wann er eine verliebte Leidenschaft ausdrücken will. Er girret wie eine Taube, wann er den Verlust wichtiger Güter bedauert. Und wann er die Wohlthaten seines Schöpfers preiset: so wird sein Gesang von einer lieblichen Lerche die Kunst entlehnen, womit sie die heitre Sommerluft erfüllet, und einen aufmerksamen Landmann zur Dankbarkeit ermuntert. Wenn ich nun zu allen diesen Bildern, noch den herzhaften Klang einer schmetternden Feldtrompete hinzusetze, womit ein muthiger Tyrtäus seine Leser zu einem tapfern Schutze ihrer Rechte und Freyheiten anfeuert: so werde ich freylich sehr viel, aber dessen ungeachtet, noch nichts mehr angezeiget haben, als was unser großer Opitz seinem Vaterlande wirklich geleistet; was er allein unsern Deutschen, und zwar zuerst, und fast zu gleicher Zeit, in seinen Gedichten gewiesen hat.

Wo bleibt hier noch seine so wohlfließende, so reine, so nachdrückliche, und sinnreiche Schreibart in ungebundener Rede, darinnen er uns eben so vollkommene Proben, als in der gebundenen, gegeben hat? Er hat zuerst gezeiget, daß die Rauhigkeit, der Uebelklang, und das unförmliche Wesen, unsrer Muttersprache nicht so eigen sey, daß es nicht abgelegt werden könnte; und also den schändlichen Vorwurf von ihr abgelehnet, daß sie sich zu sinnreichen und anmuthigen Schriften gar nicht schicke. Ja nicht nur er selbst hat dieses gewiesen, auch seine gute Freunde wurden von ihm angefeuert, ein gleiches zu thun: wie Zinkgräfs treffliche Bücher von den sinnreichen Reden und klugen Sprüchen der Deutschen sattsam zeigen können. Wo bleibt endlich noch seine Wissenschaft der deutschen Alterthümer, seine Einsicht in die Regeln der Dichtkunst, und die kritische Kenntniß unsrer Sprache, die er in der Erläuterung und Ausgabe eines alten deutschen Gedichtes auf St. Anno erwiesen hat? In Wahrheit, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! hier scheue ich michs nicht zu sagen, was ich bisher in Ansehung der Gedichte unsers Poeten, noch nicht habe wagen mögen: daß er nämlich alle Dichter des Alterthums übertroffen habe. Denn sind diese gleich in der gebundenen Schreibart geübt gewesen: so haben sie sich doch in der ungebundenen sehr schlecht, oder ganz und gar nicht zeigen können; vielweniger sind sie zugleich in der kritischen Einsicht ihrer Sprachen, und der Dichtkunst selbst stark gewesen. Unser Opitz hingegen, ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Redner; nicht nur ein Redner, sondern auch ein Wortforscher; nicht nur ein Wortforscher, sondern auch ein Kunstrichter gewesen.

Wenn es nun dergestalt, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, eine ausgemachte Sache bleibt, daß geistreiche Scribenten durch lehrreiche, witzerfüllte und anmuthige Schriften in ihrer Muttersprache, ihrem Vaterlande jederzeit viel Ehre machen, und also von ihren Landsleuten einen unsterblichen Ruhm und Dank verdienen; wenn es ferner ausgemachet ist, wie ich bisher gezeiget habe, daß unser großer Opitz seinem Vaterlande allerdings diesen so wichtigen Dienst, und zwar zu allererst, bey unzähligen Schwierigkeiten kriegerischer Zeiten, und fast in allen Arten sinnreicher Schriften, geleistet hat: wer wollte denn, wer könnte noch wohl den geringsten Zweifel tragen, ob er nicht bey allen redlichen Deutschen ein unsterbliches Andenken, und einen ewigen Dank verdienet habe?

Ich sehe nur ein einziges, welches man mir einwenden kann. Um eben die Zeit, als unser gepriesener Opitz sich mit seinen ersten Schriften hervorthat, entstund die so berühmte fruchtbringende Gesellschaft; die nichts anders zur Absicht hatte, als die Verbesserung der deutschen Sprache, Beredsamkeit und Poesie. Hat denn diese, (so wird man mich fragen) nicht viel mehr geleistet, als Opitz? Und wollen wir denn derselben alle ihre Ehre nehmen, um sie einem einzigen Manne allein beyzulegen?

Ferne sey es von mir, Magnifice, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! ferne sey es, daß ich einer so patriotisch gesinnten Gesellschaft, ihre Ehre streitig machen sollte; einer Gesellschaft, die aus so vielen durchlauchten, gräflichen und adelichen Mitgliedern bestanden; die so eifrig für die deutsche Ehre gewesen, und weder Zeit, noch Fleiß, noch Kosten gescheuet, dieselbe zu befördern. Nein, ich verehre dieselbe mehr, als jemand; und glaube, daß man einen großen Theil des heutigen Reichthums und Glanzes unsrer Muttersprache derselben zu verdanken habe. Allein wer weis auch nicht, daß unser großer Opitz selbst, unter dem Namen des Gekrönten, ein Mitglied derselben gewesen ist? Wer muß es nicht gestehen, daß er eher ein großer Dichter gewesen, als er in dieselbe aufgenommen worden? Ohne Zweifel ist dieses allererst geschehen, als er dem damaligen Schutzherrn der fruchtbringenden Gesellschaft, dem durchlauchtigsten Fürsten, Ludwig, zu Anhaltköthen, die erste gute Auflage seiner gesammelten weltlichen Gedichte zugeeignet hatte. Damals war ja aber unser Opitz schon ein berühmter Dichter, ja ein solcher, dem in derselben Gesellschaft kein andrer zu vergleichen war. Und wen hat doch dieselbe auch nachmals aufzuweisen gehabt, der mit ihm um den Vorzug hätte streiten können? In Wahrheit keinen! Ein jeder unter diesen redlichen Männern hat unserm Dichter die Oberstelle sehr willig eingeräumet. Und es bleibt also wohl dabey, daß Opitz allein, als der Vater unsrer Dichtkunst, vor allen andern deutschen Schriftstellern, einer unauslöschlichen Hochachtung und Dankbarkeit würdig sey.

Auf! derowegen, du aufgeklärtes Deutschland! auf! und erzeige deinem würdigsten Sohne auch einmal die verdiente Ehre. Hast du vormals die rauhen Barden in Ehren gehalten; hast du Meistersänger und elende Reimschmiede hochgeschätzet, die dich doch nur mit einem einfältigen Geschwätze belustigten; das Lob deiner Helden aber, doch nicht bis auf unsere Zeiten haben bringen können: o so sey doch gegen einen wahren Dichter nicht unempfindlich, der deine Ehre gegen die Ausländer gerettet, deine Sprache aus der Barbarey gerissen, deine Kinder zur Tapferkeit angeflammet, deine Gottesfurcht durch Lieder angefeuert, und die Lehren der Weisheit in einer so lieblichen Tracht dargestellet hat, daß auch die Unweisen sie lieb gewonnen haben.

Auf! also, dankbares Germanien! verwirf die ungeschickten Nachfolger dieses großen Meisters, die dir durch ihr ausschweifendes Wesen, durch ihre regellose Einbildungskraft, durch ihren geilen Witz und ungesalzenen Scherz, mehr Schande gemacht, als jener dir Ehren erworben hatte. Verweise doch künftig deine lehrbegierige Jugend fleißiger, als du bisher gethan, auf den Vater deiner Poesie. Lehre sie denjenigen Geist bewundern und nachahmen, der so scharfsinnig als weise, so angenehm als tugendhaft, so fruchtbar als edel gewesen ist: und setze es künftig zu einer Grundregel, daß nur derjenige von deinen Dichtern das größte Lob verdiene, der dem gesunden, dem reinen, dem natürlich schönen Witze des großen Opitz am ähnlichsten geworden ist.

Du aber, vorjetzo höchst bekümmertes Bunzlau! das du durch ein sonderbares Schicksal, jetzo einem Steinhaufen ähnlicher bist, als einer Stadt; nachdem eine entsetzliche Feuersbrunst alle deine Gassen in die Asche geleget hat: vergiß doch bey deiner Erneuerung, auch deines großen Sohnes nicht. Erspare doch an deinen Baukosten nur so viel, daß du dem theuren Opitz ein Denkmaal bey dir aufrichtest. Diese Ehre haben vormals die Athenienser ihrem Euripides angethan, ob er gleich in Macedonien gestorben war, und sie also seinen Leichnam nicht zurücke bekommen konnten. Willst du aber unempfindlich bleiben,

willst du denjenigen Dichter, den alle witzige Köpfe seiner Zeit bewundert und geehret, den so viele Kunstrichter für den Vater der deutschen Sprache und guten Schreibart erkläret, den so viele große Leute mit ihrer Freundschaft beehret, den so viel hohe Häupter mit ihren Gnadenbezeugungen überhäufet, ja, gar des Adels würdig geachtet haben; willst du, sage ich, nebst deinen übrigen Landsleuten, einen solchen Mann, andern schwülstigen und hochtrabenden Geistern nachsetzen, welche die gute Bahn die ihnen Opitz gewiesen, wieder verlassen haben: so wirst du den Kindern ähnlich werden, die nur bunten Wasserblasen und vielfarbigten Schmetterlingen nachjagen; wohlriechende Blumen und gesunde Kräuter aber mit Füßen treten. Ja du wirst denen gleichen, die eine wilde Bergart, um eines betrüglichen Glanzes halber, allen reichhaltigen Goldstuffen vorziehen; und dich also durch deine üble Wahl, bey allen Kennern wahrer poetischer Schönheiten, verächtlich machen. Es werden sich aber andere Verehrer des großen Opitz finden, die, weit von seinem Vaterlande, seiner Asche diejenige Ehre erweisen werden, die du ihm nicht hast wiederfahren lassen.

Ich kehre zu ihnen zurück, Magnifice, gnädige und hochzuehrende Anwesende! und erkenne aus ihrer gnädigen und gütigen Aufmerksamkeit, daß mein poetischer Held noch jetzo Gönner und Freunde genug habe. Und was könnte wohl den Schriften dieses Vaters unsrer Dichtkunst rühmlicher seyn, als das geneigte Urtheil solcher Kenner und Liebhaber der wahren Poesie? Fahren sie fort, sich selbst und Opitzen diese Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen! Verehren sie die Weisheit unsers Dichters, die sich in seinen größern Gedichten in so edlen Bildern zeiget. Sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, sein Vielgut und Zlatna, sein Vesuvius, seine Lobgedichte auf hohe Häupter, seine vertrauliche Briefe an Zinkgräfen, Nüßlern, und Seußlussen, und andre unzählige Stücke mehr, sind voll der vortrefflichsten Lehren und Wahrheiten, die jemals ein deutscher Mund ausgesprochen, ein deutscher Kiel zu Papiere gebracht hat. O daß doch diese fleißig gelesen! o daß sie doch unsrer Jugend, wie vormals in Griechenland die Schriften Homers, in die Hände gegeben würden! Wie viel gesunde Nahrung würden diese zarten Gemüther daraus nicht ziehen! Welch einen schönen Abriß der Tugend würden sie nicht in ihr wächsernes Herz drücken! Welch einen Schatz von Gelehrsamkeit und gutem Geschmacke, würden sie nicht daraus einsammeln!

Was ist noch übrig, als daß ich ihnen, Magnifice, hochgebohrne, und gnädigste Anwesende! sonderlich aber Eurer hochreichsgräflichen Excellenz, im Namen unsers gepriesenen Dichters; im Namen aller freyen Künste, die schon mehr als 300 Jahre her in diesem Hörsaale ihren Sitz und Tempel gehabt haben; ja endlich im Namen unsrer ganzen hohen Schule, auch hier öffentlich einen unterthänigen und ergebensten Dank abstatte, daß sie Dero Gnade gegen alle dieselben, durch Dero hohe Anwesenheit in dieser Gedächtnißrede, haben an den Tag legen wollen. So lange die Welt von dem wohlverdienten Lobe unsers großen Opitz etwas wissen wird, (und wenn wird sie dasselbe vergessen?) so lange soll sie es auch mit Dankbarkeit rühmen, daß heute der erlauchte Reichsgraf von Manteufel, ein rechter Mäcenas aller Wissenschaften und freyen Künste, daß auch die hochgebornen Reichsgrafen von Promnitz, von Solms, und von Pickler, diese Rede ansehnlich gemacht, und verherrlichet haben! O glückselige Zeiten! worinnen die Beredsamkeit und Dichtkunst, so viele und ansehnliche Gönner gefunden haben.

---

# Louise Adelgunde Viktorie Gottsched,

Gattin des Vorigen und Tochter des bekannten polnischen Leibarztes Dr. Kulmus, ward den 11. April 1713 zu Danzig geboren und bei ihren natürlichen Talenten im Hause ihres Vetters, des Danziger Professor und Dr. Med. Adam Kulmus, von ihrer trefflichen Mutter mit einer über ihr Geschlecht hinausgehenden wissenschaftlichen Bildung ausgestattet. Besonders Talent und Neigung zur Poesie und Musik und Vorliebe für die deutsche Sprache erwarben ihr 1729 die genauere Bekanntschaft ihres nachmaligen Gatten, mit dem sie sich 1735 ehelich verband und dadurch eine treue Genossin seiner Arbeiten und Kämpfe wurde. Sie starb den 26. Juni 1762 zu Leipzig mit dem wohl verdienten Ruhme einer zärtlichen Tochter, tugendhaften Gattin, guten Hausfrau, treuen Freundin, liebenswürdigen Gesellschafterin, und eines Musters der Tugend und Frömmigkeit. Für ihre Gelehrsamkeit zeugt nicht nur die genaue Kenntniß der neuern Sprachen, der Geographie, Geschichte, Zeichnen- und Tonkunst, sondern auch ihre nicht gewöhnliche Bekanntschaft mit der Beredsamkeit, Dichtkunst, Philosophie und der lateinischen und griechischen Sprache.

Wir besitzen von ihr selbst:

Der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer. aus dem Französischen — mit eignen Gedichten als Anhang. Leipzig 1731. in 8.

Der Sieg der Beredsamkeit, aus dem Französischen der Frau von Gomez. Leipzig 1735. 8.

Kato, ein Trauerspiel aus dem Englischen des Addison. Leipzig 1735. 8. Dann Ebendas. 1753. 8.

Die Pietisterei im Fischbeinrocke. Lustspiel und freie Nachahmung von Bougeants Komödie La femme Docteur u. s. w. Rostock, auf Kosten guter Freunde 1736. 8.

Triumph der Weltweisheit nach Art des französischen Sieges der Beredsamkeit. — Eine Satyre. Leipzig 1739. 8.

Horatii, als eines wohlerfahrnen Schiffers, beweglicher Zuruf an alle auf dem Meere der gesunden Vernunft schwimmende Wolfianer, von X. Y. Z. N N. 1740. 8. Eine vom General von Manteufel veranlaßte und auf seine Kosten gedruckte komische Predigt gegen den damaligen homiletischen Schlendrian. Text: Horatius Epodon 7: quo scelesti ruitis!

Zwei Schriften, der Frau Marquise von Chatelet und des Herrn von Mairan, das Maß der lebendigen Kräfte betreffend. Aus dem Französischen. Leipzig 1741. 8.

Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht, aus dem Englischen in deutsche Verse übersetzt. Leipzig 1744 in 4. Zweite Ausgabe; dann 1772 in gr. 8.

Der Aufseher oder Vormund, aus dem Englischen des Addison übersetzt. Leipzig 1745. 2 Thle. in 8.

Die gestürzten Freimäurer, aus dem Französischen. Berlin und Leipzig 1747. 8.

Neue Sammlung auserlesener Stücke aus Popens, Eachards und Newtons Schriften. Leipzig 1749. 8.

Vollständige Sammlung aller Streitschriften über das vorgebliche Gesetz der Natur von der kleinsten Kraft in den Wirkungen der Körper. Leipzig 1752. 8. 2. Ausgabe. Ebendas. 1753. 8.

Cenie, oder die Großmuth im Unglück, aus dem Französischen. Leipzig 1753. 8.

Der kleine Prophet von Böhmischbroda, genannt Waldstörchel. Satyre gegen Weiße. Prag 1753. 8.

Der Königlichen Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris Ausführliche Schriften, aus dem Französischen. Leipzig 1753 — 1754. 2 Thle. gr. 8.

Gedanken über die Glückseligkeit u. s. w., aus dem Französischen. Berlin 1758. 8.

Sämmtliche kleinere Gedichte—, nebst dem Ehrendenkmale und ihrem Leben, herausgegeben von ihrem hinterbliebenen Gatten. Leipzig 1763. gr. 8. — Mit ihrem Bildnisse.

Briefe, herausgegeben von Dorothea Henriette von Runkel. Dresden 1771. 1772. 3 Thle. 8.

Außer diesen, theilweise schon in den Werken ihres Mannes enthaltenen Schriften einzeln:

Das glückliche Rußland am Geburtstage Ihro Kaiserlichen Majestät Anna Iwanowna. Eine Ode. Danzig 1733. 8.

Der beste Fürst, ein Vorspiel auf das Geburtsfest der Fürstin Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst. Durch die Gräfin von Bentink 36 Abdrücke besorgt. Leipzig 1755. 4.

Ferner unter Mitwirkung ihres Mannes und ihrer Freunde:

- Der Zuschauer, aus dem Englischen des Richard Steele und Joseph Addison. Leipzig 1739—1743. 9 Thle. 8. wieder aufgelegt 1757. 8.
- Geschichte der Königlichen Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris. Aus dem Französischen. Leipzig 1749—1757. 11 Thle. gr. 8. Der 11. Thl. u. s. w. von Dr. Joh. Jacob Reiske.
- Des Abt Terrasson Philosophie. Aus dem Französischen. Leipzig 1756. 8.
- Nachrichten, zum Leben der Frau von Maintenon und des vorigen Jahrhunderts, aus dem Französischen. Leipzig 1757. 3 Bde. 8.

Wenn man dieser treuen Gehülfin ihres rastlos strebenden Gatten auch nicht das Zeugniß ertheilen kann, eine ausgezeichnete Schriftstellerin gewesen zu sein, woran eigentlich nur ungünstige Verhältnisse sie hinderten, so verdient sie dagegen mit vollem Rechte, eine vortreffliche Frau genannt zu werden, da sie tiefes religiöses Gefühl, moralische Würde, Sanftmuth und Herzensgüte, mit strenger Tugend verband. Ihr Schicksal war nicht das erfreulichste; alle jene Freuden, die einem reinen, weiblichen Wesen als die höchsten erscheinen, waren ihr versagt; ihre Ehe blieb kinderlos und die beständigen Streitigkeiten ihres Gatten, an welchen sie thätig Antheil nehmen mußte, ließen sie nicht zum Genuß der Ruhe kommen, deren sie sowohl aus eigener Neigung, wie für die Ausbildung ihrer schönen und bedeutenden Fähigkeiten so sehr bedurfte. Ein gebildeter Verstand, Geschmack und inniges Gefühl waren ihr eigen und sprechen noch immer, da Correctheit und Leichtigkeit des Ausdruckes sich damit verbinden, vorzüglich in ihren Lustspielen und noch mehr in ihren Briefen, die zu den besten aus jener Zeit zu rechnen sind, den Leser wohlthuend an.

---

## Das Lob der Spielsucht. *)

Meine Herren,

Nichts ist billiger, als daß man dasjenige lobe, von dessen Vortrefflichkeit man überzeugt ist. Es ist nicht genug, daß ich die guten Eigenschaften, so ich an einem Dinge bemerke, für mich selbst betrachte: Die Pflicht eines jeden Patrioten erfordert es, daß er auch seine Mitbürger davon überzeuget. Hierdurch vermehret er ihre Glückseligkeit; indem er ihnen den innern Werth derer Sachen vor Augen stellet, die um sie sind, mit denen sie umgehen, und die sie vielleicht noch niemals so deutlich erkannt haben.

Verdienen nun auf diese Art überhaupt alle Lobredner Beyfall: so sind wohl gewiß diejenigen allen übrigen weit vorzuziehen, welche sich das Lob derer Dinge angelegen sein lassen, die in einer allgemeinen Verachtung stehen; ich meyne, gegen welche alle Welt mit Vorurtheilen eingenommen ist. So hat z. E. Virgil den Floh, Lucian die Fliege, Melanchthon, Agrippa und einige andere den Esel, Isokrates den berühmten Tyrannen Busiris, Cardanus den Nero, Plato die Ungerechtigkeit, Erasmus die Thorheit, Fabricius die Betteley, Ulrich von Hutten das Fieber, Dolet das Alter, Major die Lügen, und ein gewisser scharfsinniger Schriftsteller unserer Zeiten Briontes den Jüngern gelobet.

Habet Dank ihr vortrefflichen Männer! habet Dank für eure Bemühung! Ich sehe euch als ein besonderes Geschenke des Himmels an, welches dem menschlichen Geschlechte zur Erquickung gegeben ist. Es giebt leider! mehr als zu viel melancholische Seelen, welche den Erdkreis als ein rechtes Zuchthaus vorstellen; welche bey allen Dingen nur das Böse sehen, und allenthalben so viel Mangelhaftes finden, in allen Sachen so viel Unvollkommenheiten entdecken, ja, welche alles was in der Welt ist, und vorgeht, so jämmerlich beschreiben, daß ich mir, wer weis wie weit davon zu seyn, wünschen möchte. Solche Leute sind eine unerträgliche Last des Erdbodens. Man sollte sie aus der menschlichen Gesellschaft gänzlich verbannen. Ist es nicht vernünftig, daß ich mir alles dasjenige, wo nicht angenehm, doch wenigstens erträglich zu machen suche, dessen ich nicht entübrigt seyn kann? und müssen wir also denen Männern nicht ungemein verbunden seyn, welche uns nicht nur dasjenige anpreisen, gegen welches wir ohnedem schon mit guten Meynungen erfüllt sind; sondern welche uns die verborgene Schönheit dessen vor Augen legen, darinnen wir nimmermehr etwas gesucht hätten. Ja freylich sind wir euch, ihr großmüthigen Seelen! ungemeinen Dank schuldig, daß ihr euch der allgemeinen Wohlfahrt so uneigennützig angenommen habt. Denn was hattet ihr außer diesem von eurem Verfahren für Vortheile zu hoffen? Was kann man sich von der Thorheit, von einem Esel oder Narren, für eine Wiedervergeltung geleisteter Dienste versprechen? Nein, die bloße Vermehrung der menschlichen Glückseligkeit ist euer Endzweck gewesen. Darum habet ihr, die inneren Vortrefflichkeiten desjenigen zeigen wollen, womit wir umgehen, womit wir uns beschäfftigen, ja welches wir oft in unserem eigenen Busen tragen.

Die Anzahl derer, welche alles aufs beste auslegen, nimmt von Tage zu Tage ab. Ich weis nicht, was gewisse Leute davon haben, daß sie alles von seinem natürlichen Werthe abzusetzen trachten. Selbst diejenigen Sachen, welche schon längst in einem geruhigen Besitze des Ruhmes gestanden, sind heut zu Tage vor solchen feindlichen Anfällen nicht sicher. Wo denken doch solche Leute hin? Meynen sie denn, daß das menschliche Geschlecht seine Natur verändern, und diejenigen Dinge zu bewundern anfangen werde, welche man ihm als schändlich und schädlich vorstellet? Man wird bey der alten Mode bleiben; man wird sich nur an dem schönen und vollkommenen belustigen. Sie sehen also, meine Herren, wie billig es sey, denen angeführten wackern Männern, auch in ihren Gruben noch, für ihr edles Verfahren zu danken. Sie haben sich bemühet, das Vergnügen ihrer Zeiten zu befördern; sie haben alles auf der besten Seite angesehn: Das heißt: Sie haben die Glückseligkeit ihrer Mitbrüder vermehret.

Meine Herren, erlauben sie, daß ich heute in die Fußstapfen dieser wackern Leute treten dörfe; mit denen ich mich, außer der Liebe zu meinen Mitbürgern, in keinem Stücke vergleichen kann. Die beleidigte Unschuld geht mir viel zu nahe, als daß ich mich nicht einer Tugend annehmen sollte, welche bisher, wo nicht bey allen, dennoch bey den meisten, in einer sehr großen Verachtung gestanden. Es ist dieses die Spielsucht. Diese edle Tochter der langen Weile, hat bisher so viel Verfolgung ausstehen müssen, daß ich es unmöglich länger ansehen kann. Versagen sie mir nur die Ehre ihrer Aufmerksamkeit nicht: so will ich mich bemühen ihnen zu zeigen:

### Daß die Spielsucht eine lobenswürdige Tugend sey.

Doch! die Unschuld selbst, meine Herrn, ersuchet sie um ein geneigtes Gehör. Die gerechte Sache selbst wird ihnen für diese Gewogenheit Dank wissen! Ich aber, werde keine andere Verdienste dabey haben, als daß ich mich der bedrängten Tugend angenommen habe: so wie ich auch keine andere Belohnung hoffe, als ein gütiges Nachsehen meiner Unvollkommenheiten.

Meine Herren! Ich halte es für nöthig, ihnen überhaupt zu melden, daß ich besonders von der Spielsucht reden werde, welche sich auf die Karten erstreckt. Ich weis zwar, daß es noch viel mehrere Arten der Spiele giebt, welche alle fähig sind, eine edle Seele vollkommner zu machen: Allein mich dünkt doch, daß das Kartenspiel hierinnen vor allen andern ein großes voraus habe; zumal da es von Personen beyderley Geschlechts getrieben werden kann, welches bey allen andern nicht allezeit möglich ist. Von dieser Art der Spielsucht rede ich: und diese ist eine Tugend, welche Ursache hat, alle andere Vollkommenheiten des Menschen, neben sich zu verachten. Ich kann nicht erachten, daß mein Verfahren vielen falschen Urtheilen unterworfen seyn werde. Man wird es nicht glauben, daß ich mich um die rechte Natur der Spielsucht jemals bekümmert hätte; sonst würde ich ihre Vertheidigung wohl nimmermehr übernehmen. Allein man irret sich. So viel Eigenliebe besitze ich noch nicht, daß ich mich unterfangen sollte, von einer Sache zu reden, ohne derselben vorhero nachgedacht zu haben. Erlauben sie also, meine Herren, daß ich, um diesen Vorwurf von mir abzulehnen, mit wenigen Worten sagen möge, was ich unter dem Namen der Spielsucht verstehe.

Ich verstehe dadurch die Leidenschaft gewisser Leute, wodurch sie angetrieben werden, die Karten, so oft es nur immermehr möglich ist, in Händen zu haben; und zwar so, daß sie sich durch keine andere Ursachen, als die bloße Unmöglichkeit, davon abhalten lassen. Kein Todesfall, keine gefährliche Krankheit naher Freunde, keine Zeiten, welche in der Religion zu einer allgemeinen Andacht bestimmet sind, kein Verdruß, den man wegen dieses Zeitvertreibes mit seinem Gatten, oder mit seinen

*) Aus: Louise Adelgunde Viktorie Gottsched's „Triumph der Weltweisheit."

Aeltern zu befürchten hat, keine Geschäffte, kein Wohlstand, keine Armuth, und am allerwenigsten die Vernunft, muß einige Fähigkeit haben, diesem edlen Zeitvertreibe Einhalt zu thun.

Ein Mensch, der von dieser edlen Art von Spielsucht eingenommen ist, muß seine ganze Glückseligkeit bey dem Spieltische suchen: Hier muß er allein zu leben, allein ein Mensch zu seyn scheinen. Die ganze Welt muß ihm als eine Wüste vorkommen, wofern er sich nicht dieselbe unter dem Bilde eines Spieltisches vorstellet. Er würde wünschen, lieber todt zu seyn, als ohne diesen Zeitvertreib zu leben. So lange ein Odem in ihm ist, verläßt er seine Karten nicht. Und sollte ihm gleich das Chiragra, oder ein Schlagfluß die Hände lähmen; so wird er sich viel lieber die Kartenblätter von seinem Diener vorhalten lassen, und dieselben mit den Zähnen ausziehen; als daß er sich entschließen sollte, der edlen Spielsucht untreu zu werden.

Sehen sie, meine Herren, so muß ein Mensch beschaffen seyn, welcher die Tugend besitzet, von der ich jetzo rede. Sein ganzer Zeitvertreib, alle seine Lust, muß in dieser edlen Arbeit bestehen.

Weg demnach, ihr Heuchler die ihr diese Vollkommenheit nicht in so hohem Grade besitzet. Ihr, die ihr euch derselben nur als einer Arzeney bedienet; die ihr nur die Karten in die Hände nehmet, um dadurch der Tadelsucht, als der gemeinsten Materie zu den Gesellschaftsunterredungen, zu entgehen: Oder, die ihr dieselben nur etwa solchen Gästen vorsetzet, von welchen ihr wisset, daß sie widrigenfalls euer Haus für ein Gefängniß ansehen würden, darinnen sie etliche Stunden in Verhaft gewesen wären. Erkühnet euch nur nicht, euch unter die Anzahl derjenigen zu rechnen, welche von der edlen Tugend der Spielsucht angeflammet werden. Nimmermehr werdet ihr in die Reihe wahrer Spielhelden kommen! Nimmermehr werdet ihr einiges Lob von mir erhalten können!

Ich rede also von der Spielsucht in keinem andern Grade, als in dem angeführten. Nach diesem allein ist sie eine Tugend, welche allen andern Trotz bieten kann; ja, welche, wie ich versichert bin, einen rühmlichen Sieg über dieselben davon tragen wird.

Sie wissen es, meine Herren, daß die Tugend eine Fertigkeit in Ausübung solcher Handlungen ist, welche die Glückseligkeit der handelnden Person und ihrer Mitbürger befördert. Dieser Begriff ist so gemein, und ihnen allerseits so bekannt, daß ich es für unnöthig halte, denselben weitläuftig zu erweisen. Ich eile vielmehr zu meinem Zwecke und bemühe mich ihnen zu zeigen, daß die Spielsucht wirklich die allgemeine und besondere Glückseligkeit befördert, und folglich eine Tugend ist.

Hätte ich für die ungemeine Spielsucht nicht eine so große Hochachtung: so könnte ich mich hier eines Hülfsmittels bedienen, welches mir nicht nur zu einer beliebten Kürze verhelfen; sondern mir auch meine Arbeit um ein großes erleichtern würde. Ich dörfte nur, zum Beweise, daß die Spielsucht eine Tugend sey, sie allerseits versichern: daß sie es mir glauben könnten; daß ichs nicht sagen würde, wenn es nicht wahr wäre; daß es so viel andere Leute glaubten, die doch keine Narren wären. Ich weis gewiß, hochzuehrende Herren, sie haben zu viel Güte für mich, als daß sie mir diese Gefälligkeit abschlagen sollten. Ich hoffe nicht, daß sie mich schon auf so vielen Lügen betroffen haben: Und ich würde ohnedem hiermit nichts neues anfangen. Ich habe Leute vor mir, denen ich nicht das Wasser reiche, und welche sich wohl in wichtigern Dingen, als das Lob der Spielsucht zu seyn scheinet, keines gründlichern Beweises bedienet haben. Allein, ich will diesen Vortheil fahren lassen. Ich sehe Leute vor mir, welche vielleicht dadurch auf den Argwohn kommen möchten: meine Sache müßte doch wohl die beste eben nicht seyn; weil ich mich eines solchen Kunstgriffes bedienete, den man nur bey den aller ungewissesten Dingen zu gebrauchen pflegt; und der auch von niemanden angenommen wird, welcher gewohnt ist, nichts ohne gnugsame Ueberzeugung zu glauben. Sie können leicht sehen, daß ich hier von den Philosophen rede. Dieses sind Leute, welche nichts glauben, was ihnen nicht unstreitig dargethan wird. Da sie nun einen Theil meiner Gegner ausmachen; so sehe ich mich genöthigt, aus Liebe zu meiner gerechten Sache, mich nach ihnen zu richten. Es ist wahr, sie können der Spielsucht so gar viel nicht schaden: Sie überzeugen die Leute nur durch Vernunft; und da hat man sich von ihnen keines großen Unheils zu befürchten. Es giebt Personen, welche durch ihr Ansehen bey dem Volke, meiner Sache in einer Stunde mehr schaden können, als alle Philosophen in zehn Jahren. Aber es ist besser, und wird mir mehr Ehre bringen, wenn ich alle meine Gegner überführe; als daß noch einige Ungläubige übrig bleiben sollten: Und wenn es auch nur diese Hand voll Leute, die Philosophen, wären.

Was die allgemeine Glückseligkeit befördern soll, das muß nicht nur niemanden schaden; sondern es muß auch Nutzen schaffen. Nun weis ich aber in Ewigkeit nicht, was der Welt daraus für ein Schade entstehen kann, daß sich eine gewisse Anzahl Leute täglich an einen Spieltisch setzet, und sich die beschwerliche Länge der Zeit mit einigen papiernen Blättern kürzet. Sind meine Gegner Leute, die nicht nur mit bloßen Schmähworten umgehen; so mögen sie es beweisen: Ich kann ihnen unwidersetzlich darthun, daß sie vielmehr Gutes stifte, und ungemeinen Nutzen schaffe.

Ist es nicht eine weise Einrichtung im gemeinen Wesen, daß das Vermögen reicher Leute, dem Mangel der Dürftigen zu statten kommen muß? daß es noch immer Personen giebt, deren Begierden auf solche Sachen fallen, von deren Verfertigung eine unzählige Menge armer Leute ihr Brodt hat? Diese bemühen sich; damit sie ihre Nahrung erwerben: Und jene bezahlen ihnen diese Bemühung. Auf diese Art wird beiden geholfen. Der Reiche genießet die Vortheile seines Reichthums; denn er kann dafür alles haben was er will: Und der Arme erlanget durch dessen Neugierigkeit dasjenige, ohne welches er nicht leben könnte. Gienge dieser Gebrauch ein; so würde der Reichthum keine Glückseligkeit, kein Segen des Himmels mehr genennet werden können. Er würde denen, die ihn besitzen, eben so wenig ans Herze gehen, als der Sand am Ufer des Meeres. Gegentheils würde auch der größte Theil des menschlichen Geschlechts in der äußersten Dürftigkeit leben. Die meisten Einwohner des Erdbodens würden Bettler seyn. Da würde sich niemand mehr über seinen Stand kleiden können, welches in wohlbestellten Städten doch gewiß was schönes ist. Nein, meine Herren, alle die Sachen, welche den Umlauf des Geldes im gemeinen Leben befördern, sind höchst löblich. Das Lob des Handels steht auf festem Fuße; und ich möchte in derjenigen Welt nicht leben, in welcher es unmöglich wäre, für einen deutschen Leib alle nur ersinnliche ausländische Kleider und Lebensmittel zu haben. Es ist wahr, man misbrauchet zuweilen diesen Vortheil; allein der Misbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Und was rede ich von Misbrauch? Dieser ist bey meiner Spielsucht gar nicht anzutreffen! Denn eben das, was bey andern Dingen ein Misbrauch ist, das ist hier der rechte Gebrauch.

Doch ich komme von meinem Zwecke ab. Meine Spielsucht ist eine solche Uebung, dadurch viel tausend Menschen in der Welt erhalten werden. Gewiß, meine Herren, die edle Handthierung der Kartenmacher jammert mich, und ich möchte Blut weinen, wenn ich dran denke, daß man ihr den Untergang drohet. Ich weis, daß es gute ehrliche Leute sind. Sie nähren sich redlich; sie dienen ihrem Nächsten durch ihrer Hände Werk. Was will man denn von ihnen haben? Warum kann man sie nicht zufrieden lassen? Was sollten die guten Leute anfangen, wenn man ihnen ihr Handwerk legen wollte? Jedoch ich will nicht hoffen, daß es jemals so arg werden wird. Der Himmel wird das nimmermehr zulassen. Ihr Caffee und ihre Lerchen werden ihnen darum doch gut schmecken, wenn es gleich neidische Seelen giebt, die ihnen dieses Vergnügen misgönnen. Ja sie werden den Papiermüllern noch immer die Wage halten, auf deren weiße Blätter oftmals viel unverständlicheres und närrischeres Zeug geschmiert wird, als sie auf die ihrigen immermehr malen können.

Kinder, welche das Glück haben, die würdigen Abkömmlinge spielsüchtiger Aeltern zu seyn, haben sich vor allen andern eines besondern Vorzugs zu rühmen. Hiedurch werden sie schon in ihrer zarten Jugend zu derjenigen Vollkommenheit zubereitet, durch welche sie einmal in der Welt ihr Glück machen sollen. Die Stunden, welche ihre Aeltern beym Spieltische zubringen, vergehen ihnen in dem angenehmen Umgange mit dem Gesinde. Hier lernen gewiß, Personen beyderley Geschlechts manche schöne Eigenschaft, welche man in den vernünftigsten Gesellschaften vergeblich suchen würde. Hier wird in diesen zarten Gemüthern der Saame zu denjenigen Früchten ausgestreuet, welche bey ihren Aeltern in der größten Reife stehen; diesen armen Kindern aber, ich weis nicht, aus Eifersucht, oder aus falscher Blödigkeit, nicht von allen Aeltern persönlich beygebracht werden. Da gerathen nun diese zarte Seelen in einen unbezwinglichen Eifer, die edlen Fußtapfen ihrer Vorgesetzten zu betreten. Sie bekommen einen rechten Abscheu vor allen andern Tugenden, welche ihnen nicht in der allein tugendhaft machenden Schule des Gesindes beygebracht worden sind. Sie können die Zeit nicht abwarten, die sie in den Umgang erwachsener Leute ziehet; sie üben sich so lange in diesem engern Felde, und legen darinnen manche erstaunenswürdige Probe ihrer künftigen Geschicklichkeit ab: Bis ihnen endlich die Zeit erlaubet, ihre erlangte Fertigkeit vor den Augen der Welt zu zeigen, und die Bemühungen ihrer vorigen Lehrmeister auch andern Aeltern zur Nachfolge anzupreisen. Doch dieses ist nicht der einzige Vortheil, den die Kinder von der Spielsucht ihrer Aeltern erlangen. Nein, meine Herren, in vielen Häu-

fern ist das Kartenspiel ohne Zweifel das unschuldigste, welches die armen Kinder den ganzen Tag über zu sehen bekommen.

Das Gesinde wünschet gewiß der edlen Spielsucht ein unaufhörliches Gedeyen. Diese Art von Leuten hat ihren guten Nutzen von dem Spiele. Einestheils haben sie ihre Einkünfte von den liegenbleibenden Spielgeldern. Anderntheils aber sind die Spielstunden auch eine bequeme Zeit, allerley Sachen vorzunehmen, dazu in den andern Stunden des Tages keine Gelegenheit ist. Wie käme mancher Liebhaber dazu, diese oder jene schöne Tochter gewisser Häuser zu sprechen; wenn ihn nicht die Mägde, in währenden Spielstunden der Mutter, mit großer List dazu verhülfen? Wer nun weis, was dieses für eine starke Art der Einkünfte für die Mägde ist, der kann leicht denken, daß sich die Spielsucht, wenigstens auf dieser Seite, nichts böses zu versehen hat.

Die Männer haben der Spielsucht gewiß sehr viel zu verdanken. Wie müßte mancher Mann sich nicht den Kopf zerbrechen, wie er seine einträglichen Einkünfte auf eine anständige Art verthun wollte? Jetzo ist er dieser Mühe überhoben: Dafür sorgt seine Frau. Er kann getrost an seine Geschäffte gehen; er kann seine Lebensgeister den ganzen Tag unermüdet der Arbeit widmen. Seine Frau wird es sich schon angelegen seyn lassen, seinen Erwerb zu verwenden. Sie wird ihn mit den artigsten Edelleuten, mit den vornehmsten der Stadt verspielen. Sie wird auf die Gesundheit ihres Mannes manches unsichere Spiel eingehen: er aber wird dafür sein Haupt des Abends sanft niederlegen, und unbekümmert schlafen können. Er wird das Vergnügen haben, bey seiner Frauen allezeit lauter vornehme Gesellschaften zu sehen; oder vielmehr diese Zeitung zu hören: Denn so hoch steiget sein Verdienst noch nicht, daß er sich erkühnen sollte, in dieselben mitzukommen. Und was muß es ihm für eine Ehre und Freude seyn, wann ihm manche goldstückene Weste, manches verbrämte Kleid begegnet, welches sein Daseyn dem Spieltische seiner Frauen zu verdanken hat.

Doch dieses alles ist noch nichts, gegen denjenigen Vortheil, welchen die unverheiratheten Mannspersonen von der Spielsucht einziehen. In Wahrheit, dieser Theil des menschlichen Geschlechts, welcher sich um die Gunst der Schönen noch erstlich bewerben soll, hätte sich kein besseres Mittel hierzu erfinnen können, als das Kartenspiel. Wie viel Mühe, wie viel Fleiß auf hohen Schulen, wie viel Tapferkeit, wie viel edle Ehrliebe, Großmuth, Witz, Verstand; und kurz, wie viel Tugend ersparen sie nicht; seit dem die schöne Erfindung aufgekommen ist, daß man den Töchtern des Landes auch durch einige Thaler, die man sie gewinnen läßt, gefallen kann! Wahrlich dieses ist, unter allen feindlichen Anfällen, auf das Herze eines jungen Frauenzimmers, einer der gefährlichsten; ja, er hat wohl eher unüberwindliche Vestungen eingegeben. Es braucht keiner Verdienste, keiner Geschicklichkeit, keines Verstandes, keiner Treue, keiner Artigkeit, keiner Tugend mehr, dem schönen Geschlechte zu gefallen: Man braucht nur Geld, nur eine Kenntniß der Karten, die man allenfalls auch von einem Lackeyen erlernen kann. Dieses macht den ganzen Handel aus. Welch ein ungemeiner Vortheil! Wie wird doch das männliche Geschlecht immermehr der Spielsucht diesen wichtigen Dienst vergelten! Ist es nicht wahr, daß die Jungfern durch ihre Spielsucht deutlich zu verstehen geben, sie wollen keinem vernünftigen Manne gefallen? Und ist es nicht wahr, daß wenn dieses nicht wäre, mehr als drey Theile des männlichen Geschlechtes ihr Lebenlang Junggesellen bleiben müßten?

Jetzo, meine Herren, komme ich mit dem innigsten Vergnügen auf diejenigen Vortheile, welche die Spielsüchtigen selbst von ihrer Tugend haben. Und wie erstaune ich nicht, über das weite Feld, welches sich mir hier eröffnet! Wie weit ist doch die vortreffliche Spielsucht in Bearbeitung der Vollkommenheiten unserer Seele, allen andern Wissenschaften überlegen? Sie schärfet den Verstand; sie stärkt das Gedächtniß; sie vermehret den Witz; kurz, sie ist eine rechte Arzeney der Seelen. Urtheilen sie selbst, meine Herren, gehöret nicht eine große Scharfsinnigkeit dazu, meinen Mitspielern es gleich anzusehen, ob sie gerne gewinnen wollen, oder nicht? Ob es mir erlaubt ist, mit ihnen so zu spielen, wie es meine Karten erfordern; oder so wie es ihre Leidenschaften gerne haben wollen? Gehöret nicht eine große Gegenwart des Geistes dazu, mich durch alles Plaudern meiner Mitspieler, welches gemeiniglich nicht ohne alle Ursache unterhalten wird, nicht stören zu lassen? Gewiß ich glaube, hier würde mancher Archimedes zu kurz kommen. Wie viel Witz, wie viel Erfindungskraft gehöret nicht dazu, manches Spiel zu gewinnen, welches, menschlichem Ansehen nach, nicht gewonnen werden konnte? Hier legt gewiß die Scharfsinnigkeit meiner Spielhelden manche erstaunende Probe ab. Man sollte nicht denken, daß manche Eingänge nur einen mittelmäßigen Verlust nach sich ziehen würden; und siehe! man gewinnet noch ein ansehnliches dadurch. Dieses scheinet was ganz übermenschliches zu seyn: allein es scheinet auch denen nur so, welche noch nicht wissen, daß wohlgeübte Spieler endlich zum Gipfel einer gewissen Vollkommenheit gelangen, dessen sich kein anderer tugendhafter Mensch rühmen kann.

Ich glaube fast, meine Herren, daß ich etwas überflüssiges thun würde, wenn ich noch weitläuftig darthun wollte, daß die Spielsucht auch das Gedächtniß stärket. Gewiß! als ich einmal in meinem Leben das Glück hatte, hinter dem Spieltische gewisser unvergleichlichen Spielhelden zu stehen; so bin ich über die Stärke ihres Gedächtnisses recht erschrocken. Sie wußten alle Karten, die schon heraus waren; sie wußten alle, die noch kommen sollten. Aus zwey oder drey Spielen, hatten sie schon die Spielart eines jeden Mitspielers bemerkt, welches ihnen ein großes Licht gab. Sie wußten in währendem Mischen und Geben den ganzen Lebenslauf, wenn ich so reden darf, aller merkwürdigen Spiele zu erzählen, die sie ihr Tage ausgeführet hatten. Hier möchte man einwenden, daß diese Personen von Natur ein gutes Gedächtniß gehabt: Allein ich glaub es nicht. Denn kurz darauf fiel ein Gespräch bey Tische vor, dabey man sah, daß der Cavalier von diesen dreyen Spielern schon vergessen hatte, daß Paris nicht in Polen läge, und daß die lutherische Religion zu Julii Cäsaris Zeiten noch nicht Mode gewesen. Die eine Dame ließ es sich auch in ihren Tischreden merken, daß es ihr gänzlich entfallen wäre, daß das weibliche Geschlecht zu einer größern Bescheidenheit verbunden sey, als ein zwanzig oder dreyßigjähriger Dragoner. Und der andern merkte mans bey Tische, da sie sich mit einem gewissen jungen Offizier entfernte, gar deutlich an, wie sie es wohl vergessen haben müßte, daß sie nur vor kurzem verheirathet worden, und folglich ihrem Manne eine unverbrüchliche Treue schuldig wäre. Aus diesem schließe ich nun, daß diese Personen ohne Zweifel ihr Gedächtniß nur dem Lombretische zu verdanken hatten; weil es ihnen in allen andern Dingen so sehr versagte.

Allein das ist noch nicht genug, meine Herren. Bey einer mittelmäßigen Tugend würde ich hier stehen bleiben; ich würde zufrieden seyn, daß ich bewiesen hätte, wie meine Tugend den Verstand erweitere und vollkommener mache. Allein meine Spielsucht gehet weiter. Sie ist nicht nur eine Tugend, welche dem Gemüthe zu einem Firnisse dienet: Sie macht den Menschen wirklich tugendhaft! Ja man kann sie eine Mutter aller Tugenden nennen.

Die Gelassenheit ist eine ächte Tochter dieser unvergleichlichen Mutter. Wie sehr muß man nicht seine Gemüthsbewegungen im Zaume halten? Wie oft muß ich ein lächelndes Gesichte zeigen, wenn gleich mein ganzes Vermögen auf dem Teller stehet? Ja wenn es mir geht, wie ein gewisser Dichter sagt:

Man kann von ihm getrost, mehr als er hat, gewinnen.

Oftmals geräth mein Vermögen meinem Feinde in die Hände. Oftmals sehe ich den Verdruß schon vor Augen, den ich mit meinen nahen Freunden wegen dieses Verlustes haben werde! Oftmals fallen mir auf einmal alle Gläubiger ein, von denen ich das Geld bis zum Absterben meines reichen Vaters, oder Vetters, geliehen habe. Ich sehe, daß ihnen die Zeit bey seinem hartnäckigten Leben lang wird. Sie fürchten, meine Schulden würden endlich höher steigen, als mein zuhoffendes Erbgut. Oftmals gewinnet mein Feind mein schönes Geld; oftmals ein Frauenzimmer, welches mir dadurch etwas gewogener werden soll. Es fällt mir aber zum Unglücke ein; ob ich mich auch wohl in meinem Kaufe betrogen habe? Ob der Werth dieser Schönen auch wohl so gewiß sey; als der Werth meiner Ducaten! Ob auch keine Person vor mir schon eben dergleichen Einfall könne gehabt haben? Und ob es so ganz unmöglich sey, daß die, so heute eine Thais wäre, es schon vor fünf oder sechs Monaten hätte seyn können? Doch einen rechten Spielsüchtigen kann dieses alles nicht wankend machen. Er bleibt bey seiner Gelassenheit; oder, ist er ja anfangs ein wenig ungewiß; so stärket ihn doch die edle Spielsucht je mehr und mehr; und führet seine Standhaftigkeit endlich auf eine Höhe, da er allem Wankelmuthe überlegen ist.

Die Freygebigkeit hat noch niemals einen so hohen Grad erreicht, als in der Spielsucht. Wer ist freygebiger als der, welcher nicht nur ohne alle Hoffnung einiger Wiedervergeltung, sondern auch einiges Dankes, Wohlthaten ausübet? Wer verdienet aber mit seiner Freygebigkeit weniger Dank, als ein Spieler? Man lacht ihn zuweilen noch gar aus. Doch das ist auch eine Niederträchtigkeit, welche von erhabenen Spielsüchtigen niemals begangen wird: Denn diese wissen wohl, daß es dem unglücklichen Spieler eben so wenig eine Schande ist, daß er sein Geld verlohren hat, als es ihnen eine Ehre ist, daß sie es gewonnen haben.

Ich könnte hier noch viel mehrere Tugenden aus der

Spielsucht herleiten. Ich könnte sagen, doch was? ich könnte beweisen, daß die Großmuth, die Geduld, die Langmuth, die Sanftmuth, die Ehrliebe, alle ihren Ursprung aus der Spielsucht haben. Jedoch meine Herren, ich würde ihre Geduld misbrauchen. Ich bin versichert, daß sie aus dem angeführten schon sehen, daß es mir nicht unmöglich seyn würde, auch dieses noch erweislich zu machen. Erlauben sie mir also, daß ich mich anjetzo zu meinen Gegnern wende, und ihnen noch einige Einwürfe benehme, so sie wider mich und meine gute Sache aufbringen.

Sie setzen mir fürs erste die Armuth entgegen. Ist es nicht thöricht, sagen sie, daß man die Güter, so uns das Geschicke verliehen, so liederlich verschwendet? Ein Spieler kömmt durch seine Leidenschaft an den Bettelstab, und wird hernach andern Menschen zur Last. Allein, meine Herren, kömmt ihnen bey diesem elenden Einwurfe nicht das Lachen an? Gewiß, mich dünkt, er beweist nichts mehr, als die Bosheit meiner Gegner. Ist denn ein Mensch, der sein Geld im Spiele verlohren hat, wohl viel ärmer, als der Geizhals, welcher viele Tonnen Goldes im Kasten hat; aber sich nicht getrauet einen Heller davon zu nehmen? Ich glaube es nicht! Und wie kann man reichen Leuten vorschreiben, wie sie ihr Geld verthun sollen? Das Schicksal läßt einige Leute zu großem Vermögen gelangen; damit sie von diesem Vortheile ihr Vergnügen haben sollen. Der Spieler nun sucht seine Lust darinnen, daß er sein Geld verspielt: Warum sollte man denn dem guten Menschen diese Lust misgönnen? Ueberdieß so verschwindet doch das Geld durch die Spielsucht nicht aus der Welt: Was einer verspielt, das gewinnt der andere: Folglich haben meine Gegner unrecht. Die Spielsucht macht nicht arm; sondern reich. Daß aber derjenige, der sein Geld verspielt, arm wird, das geht weder mich, noch meine Widersacher an: Er ist sein eigner Herr, und wir können es ihm nicht wehren, sein Brod zu betteln wo er will. So viel ist doch gewiß, daß es zuweilen sehr gut ist, wenn geizige Väter mit etlichen spielsüchtigen Kindern beseliget werden: Denn wie geschähe sonst, was der berühmte Rachel, in einer von seinen Satyren, sagt:

> Zwey Schelme müssen seyn, zu lang erscharrtem Gut:
> Der eine ders erwirbt, der andre ders verthut.

Der andre Einwurf beziehet sich auf die Verabsäumung der Geschäffte. Meine Widersacher sagen, die Spieler sind auf ihre Karten so erpicht, daß sie den Dienst des Nächsten, den Wohlstand, die Kinderzucht, und alles drüber aus den Augen setzen. Hier will ichs meinen Gegnern zugeben, daß dieses ein unverantwortlicher Fehler sey: Wenn sie mir nur erstlich darthun werden, daß man von allen diesen angeführten Stücken auch einen gewissen Nutzen ziehe. Sie müssen mir also erweisen, daß die Dienste, so man dem Nächsten erzeiget, niemals mit Undank belohnet werden. Daß die Leute, welche den Regeln des Wohlstandes aufs fleißigste nachleben, auch aller Verläumdung entgehen. Daß alle Aeltern, welche sich in ihrer Kinderzucht alle ersinnliche Mühe geben, auch allemal wohlgerathene Kinder haben. Wenn sie mir das darthun werden; dann will ich ihnen in diesem Stücke recht geben, und mein Kartenspiel auf eine andere Zeit verlegen.

Meine Gegner wenden ferner ein, ein Spieler könnte wohl was bessers thun, als daß er spielet: allein, ich beklage die guten Leute, daß sie mit sehenden Augen blind seyn wollen. Eben darum spielt er ja, weil er nichts besseres zu thun weis. Und die Wahrheit zu sagen, wenn mich mein bester Freund fragte, wie er seine Zeit nützlicher anwenden sollte; so würde ich sehr bekümmert seyn, was ich ihm rathen könnte. Diejenigen Wissenschaften, welche die Vernunft bearbeiten, möchte ich ihm gewiß nicht in Vorschlag bringen: Mit dieser kömmt man heut zu Tage nicht weit: Man sieht in jetzigen Zeiten die Unbändigkeit dieser moralischen Löwin gar zu wohl ein. Man hütet sich in politischen Sachen, und in allen Ständen, so viel als möglich ist, vor derselben. Deswegen kommen diejenigen Personen auch zum höchsten Gipfel des Glücks, bey denen sie an einer kurzen Kette liegt, hundmager aussieht, und kaum das liebe Leben hat. Ja man erwartet nur noch einen moralischen Herkules, der diese Hydra ermorden, und den Erdboden von der unerträglichen Last dieses wilden Thieres befreyen wird. Ich sag es also gerade heraus; ich würde meinem Freunde anrathen, sich der Spielsucht zu ergeben: denn durch diese kann man in der Welt glücklich werden. Und wer kann es leugnen, daß nicht ein wohlausgeführtes Solo eine genugsame Anwendung einer vernünftigen Seele sey?

Ja! spricht man, was wird die Nachwelt von uns sagen? Wird man diejenigen Leute nicht verachten, deren ganze Glückseligkeit in vierzig papiernen Misgeburten bestanden? Sie sehen wohl, meine Herren, ich habe diesen Einwurf mit Fleiß so lange verschoben, damit sie zu guter letzt noch etwas zu lachen hätten. Gewiß, er ist der elendeste von allen, und ich hätte meinen Gegnern doch noch ein wenig mehr Ehrlichkeit zugetrauet. Ein anderer Redner möchte über das fürchterliche Wort Nachkommenschaft! erschrecken. Aber bey mir kömmt man so nicht an! Ich bin von meines Widerparts Arglist gar zu sehr überzeugt; als daß man mich hiedurch fangen sollte. Nun könnte ich sie zwar kurz abfertigen; ich dörfte sie nur mit ihrem jämmerlichen Widerlegen auslachen; und wenn ich ein überflüßiges thun wollte; so würde ich noch ein wenig schimpfen. Allein weil ich gerne gründlich gehe; so will ich ihnen nur zwey Dinge zu beherzigen geben. Gesetzt erstlich, die Nachwelt lachte über uns: wer wollte denn so misgünstig seyn, und den guten Leuten nicht auch etwas zu lachen gönnen? Fürs andre aber so ist es mit unserer Kinderzucht doch so arg noch nicht bestellt, daß man sich einer gar zu klugen Nachkommenschaft zu befürchten hätte.

Dieses mag für meine Gegner genug seyn. Diejenigen unter ihnen, welche noch einiger Unpartheylichkeit fähig sind, werden schon aus dem angefürten schließen können, was sie von der edlen Spielsucht zu halten haben. Diejenigen aber, welche wider besser Wissen und Gewissen dennoch ihre Feinde seyn wollen, die mögen bey ihrer Meynung bleiben. Ich kann ihnen nicht helfen! ich habs ihnen gesagt! mehr kan ich nicht thun.

Doch habe ich noch ein halbes Wort mit den Mammelucken der Spielsucht zu reden. Hierunter verstehe ich alle diejenigen, welche sich öffentlich gleichsam scheuen, von einer Tugend den Namen zu führen, der sie doch im Herzen anhängen: Welche auch bey dieser Rede vielleicht aus einer übermäßigen Demuth bey sich selbst denken mögen, sie gehörten nicht zu den rechten Spielhelden; da sie doch wohl an die Spitze derselben kommen könnten. Bekehret euch, ihr Heuchler! Bedenket, daß die Ehre eurer Leidenschaft nunmehro gerettet ist! Wo nicht; so seyd versichert, daß noch ein Mittel vorhanden ist, den heimlichen Schwur, welchen ihr der Spielsucht gethan habt, öffentlich an den Tag zu legen. Man wird euch einen Monat lang die Karten wegnehmen! Ihr sollt den angenehmen Anblick der Spieltische vier ganze Wochen lang entbehren! Was gilts! dieses wird euch in solche Quaal setzen, daß ihr sofort euer Bekenntniß ablegen werdet.

Du aber, o unvergleichliche Spielsucht! schäme dich weiter nicht deiner Verspottung! Scheue dich nicht, deine Augen frey vor der Welt aufzuschlagen! Fürchte keine Lästerer mehr! Hier hast du meinen Arm! Richte dich auf! Deine entdeckte Trefflichkeit wird allen Widersachern das Maul stopfen! Sie werdens nun selbst gestehen müssen, daß sie sich übereilet haben. Versage du aber auch dem menschlichen Geschlechte deinen fernern Beystand nicht! Ein großer Theil desselben suchet alle seine Glückseligkeit in dir, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es ohne dich in den größten Jammer gerathen würde. Du weißt, mit welcher Beständigkeit es dir anhänget: Deine Pflicht ist es auch, ihm diese Treue nicht übel zu nehmen.

Sie, hochzuehrende Herren, ersuche ich nunmehro allerseits, eifrige Verehrer der edlen Spielsucht zu werden. Lassen sie sich dadurch nicht abschrecken, daß sie es vielleicht bisher noch nicht gewesen sind. Ich war es vor diesem auch nicht. Ich habe in meinem Herzen allezeit die Spielsucht und ihre Anhänger ausgelacht. Allein das Lachen ist mir wohl vergangen, als ich der Sache einmal recht nachdachte. Ich faßte sofort den Entschluß, meine Bekehrung der ganzen Welt kund zu thun, und dieser vortrefflichen Tugend dasjenige öffentlich abzubitten, was ich heimlich wider sie gesündigt hatte. Ich bin ihnen ungemein verbunden, daß sie dieses Bekenntniß so geneigt angehöret haben. Lassen sie mich aber auch die Wirkung desselben in ihren Gemüthern erfahren. Ergeben sie sich der Spielsucht, meine Herren. Es ist durch dieselbe schon so mancher kleine Geist zu einem großen Manne geworden: Wie sollten sie nicht allerseits dadurch empor kommen, deren Verdienste mir schon seit langer Zeit zum innigsten Vergnügen Anlaß gegeben? Ja, meine Herren, die edle Spielsucht wird sie erheben! Sie wird ihren Beyfall nach Würden belohnen! Ich werde das Vergnügen haben, sie glücklich zu sehen! Ich bitte mir aber auch alsdann von ihnen die geneigte Erinnerung aus, daß ich dieselben zuerst dazu veranlasset habe.

---

## Johann Nikolaus Götz

ward den 9. Juli 1721 in der alten Reichsstadt Worms geboren, und erhielt seine erste Bildung von seinem Vater und seit 1731 auf dem dortigen Gymnasium. Er studirte 1739 bis 1742 Theologie zu Halle und verband sich dort mit den gleichfühlenden Jünglingen Uz und Gleim zu inniger und lebenslänglicher Freundschaft. Nachdem er Hauslehrer bei dem Preußischen Kommandanten in Emden gewesen war und die wichtigsten holländischen Städte bereiset hatte, berief ihn die Gräfin von Strahlenheim als Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, wobei er zugleich die Erziehung ihrer Enkel übernahm. Er begleitete diese auch 1746 auf die Ritteracademie nach Luneville, wurde mit ihrem Oheim, dem Französischen Feldmarschall, Graf von Sparre, und dadurch mit der französischen Literatur genau bekannt und als Feldprediger bei dem Französischen Regimente Royal Allemand angestellt. Doch bald kehrte er nach Lothringen zurück, wurde Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückischen, 1754 Oberpfarrer und Inspector zu Meisenheim und endlich 1761 Pfarrer und Konsistorialassessor zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim, wo er den 4. November 1781 als protestantischer Superintendent des badendurlachschen Oberamtes Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen starb. Treue in seinem Berufe, ungezwungener Frohsinn, feines und gefälliges Betragen, Talent und Gemüth erwarben ihm aller Herzen, mit denen er in Berührung kam.

Von ihm erschienen:

Vermischte Gedichte, herausgegeben von K. W. Ramler. Mannheim 1783. 3 Thle. in 8. Neue Auflage, Ebendas. 1807. Mit G.s Portrait und selbstgefertigtem von seinem Sohne, dem Buchhändler G. das. vervollständigtem Lebenslauf.

Einzeln und ohne seinen Namen:

Anakreons und der Sappho Oden, nebst einigen andern Gedichten. Frankfurt und Leipzig 1746 in 8.; wiederaufgelegt Karlsruhe 1760 in 8. Mit seinem Freunde Uz.

Der Tempel zu Gnid, nach dem Französischen des Montesquieu in Prosa übersetzt. Karlsruhe 1748. in 8. 2. Ausgabe. Ebendas. 1759 in 8.

Gedichte eines Wormsers (Karlsruhe) 1752

Paperle, Scherzgedicht auf den Tod eines Papagaien. Karlsruhe 1752 in 8.

Mehrere andre, worunter die berühmt gewordene „Mädcheninsel“ in Journalen, Zeitschriften; Almanachen, Taschenbüchern u. s. w.

Götz ist der eleganteste Nachahmer jener leichten, tändelnden und witzigen Gattung lyrischer französischer Poesie, welche zu seiner Zeit so großen Beifall in Deutschland erhielt, und von manchem talentvollen Dichter mit glänzendem Erfolge cultivirt wurde. Geschmack, Grazie und gewandte, anmuthige Behandlung der Sprache wie der Form, zeichnen ihn besonders aus, da sie mit Innigkeit und echtem Gefühl Hand in Hand gehen. — Es war nur ein beschränkter Kreis, in welchem er sich, seine Fähigkeiten und Kräfte genau kennend, bewegte, aber innerhalb desselben leistete er Vortreffliches, das mit Recht darauf Anspruch machen kann, vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt zu werden.

Vgl. Herder's Adrastea 1803. Bd. 5. St. 2.

---

## Johann August Ephraim Götze

ward geboren den 28. Mai 1731 zu Aschersleben in der jetzt Preußischen Provinz Sachsen, studirte zu Halle Theologie, kam 1756 als Prediger an die Hospitalkirche und 1762 an die St. Blasienkirche zu Quedlinburg. 1747 wurde er Hofdiaconus an der dasigen Stiftskirche und starb als solcher den 27. Juni 1793 mit dem Ruhme eines höchst thätigen, lebhaften, scharfsinnigen und in den obschwebenden Streitigkeiten seines verketzerungsüchtigen Bruders durch Mäßigung ausgezeichneten Mannes,, der ein äußerst treues Gedächtniß besaß und als Naturforscher seinen Namen rühmlichst bekannt machte.

Schriften von ihm sind:

Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer. Dessau 1782.

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder. Leipzig 1783 — 1785. 5 Thle.

Kleine Reisebeschreibung. Ebendas. 1784.

Geschichte Josephs. Ebendas. 1785.

Die Harzgegend. Ebendas. 1785 — 88. 6 Reisen.

Nützliches Allerlei. Ebendas. 1785 — 83. 6 Bdchen. Neue Auflage 1788. 3 Thle.

Eine pure Dorfreise. Ebendas. 1788.

Natur, Menschenleben und Vorsehung. Ebendaselbst 1789 — 92. 6 Bde. Anhang. Ebendas. 1794.

Cornelius, ein Lesebuch fürs Volk. Ebendas. 1789 —92. 3 Thle.

Außerdem, naturgeschichtliche und andre Schriften und Abhandlungen.

Durch eine höchst angemessene, echt populaire Darstellung, wußte G. einer Menge nützlicher Kenntnisse bei der Jugend und dem Volke Eingang zu verschaffen, und hat dadurch höchst segensreich gewirkt, da seine Schriften sich zu ihrer Zeit großen Beifalls und vieler, eifriger Leser erfreuten.

---

# Christian Grabbe

ward am 11. December 1801 zu Detmold geboren, erhielt eine gute Schulbildung auf dem dortigen Gymnasium, und studirte dann die Rechte in Berlin und Leipzig. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt ward er als Fürstlich Lippe'scher Auditeur angestellt, gab indessen 1834 den Staatsdienst wieder auf und ging nach Düsseldorf, um daselbst ungestört seinen poetischen Beschäftigungen zu leben. Hier verweilte er jedoch nicht lange und begab sich 1836 in seine Vaterstadt zurück, wo er am 12. December desselben Jahres starb.

Von ihm erschien im Druck:

Dramatische Dichtungen, nebst einem Anhange über die Shakespearomanie. Frankfurt 1827. 2 Bde.
Don Juan und Faust. Eine Tragödie. Frankfurt 1829.
Kaiser Friedrich Barbarossa. Frankfurt 1829.
Kaiser Heinrich VI. Frankfurt 1830.
Napoleon oder die hundert Tage. Frankfurt 1831.
Hannibal. Tragödie. Düsseldorf 1835.
Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen. Düsseldorf 1835.
Das Theater zu Düsseldorf, mit Rückblicken auf die deutsche Schaubühne. Düsseldorf 1835.

Es sei uns gestattet, hier ein Urtheil zu wiederholen, welches wir bereits vor einigen Jahren über diesen ausgezeichneten, leider zu früh und durch sein eigenes Selbst zerstörten Geist aussprachen, da wir nur wenig hinzuzufügen haben, um unsere sich treu bleibende Ansicht darzulegen. — Der genialste dramatische Dichter der jüngsten Zeit ist ohne Zweifel Grabbe; er hat in jedem neuen Werke Riesenfortschritte gemacht, allein er ist nicht zur Klarheit und zum rechten Bewußtsein in der Anwendung seiner außerordentlichen Kräfte gelangt, und wüthet im poetischen Wahnsinn zu häufig gegen sein eigenes Fleisch und Bein. — Aber welche reiche poetische Natur offenbart sich dagegen in allen seinen Leistungen, welcher Drang des Genius, welche Gluth und Fülle der Phantasie! Wie tritt Alles bei ihm in das Leben! Seine Geistesblitze sind nie kalte Schläge, sie treffen und zünden immer, nur weiß er den Donner nicht zu regieren und fulminirt zu oft, am unrechten Orte und zur unrechten Zeit. Dabei ist er noch so ganz ein poetisches Kind, das sich immer bei seinen Spielen vergißt, und hingerissen, sie nicht zu spielen, sondern als ernste Begebenheiten heiter zu durchleben meint.

Im Ganzen ist G. bis an seinen Tod so geblieben, nur daß er im inneren Drange stets heftiger der Erreichung seines Zieles zustrebte, und das rechte Wesen der Poesie falsch deutend, sich in der massenhaften, zusammendrängenden Darstellung des Stoffes namentlich durch schroff zu einander stehende Gegensätze zu sehr gefiel, so daß er die ruhigere Entwickelung und die Grazie der Form immer mehr zu vernachlässigen begann. — Ruhe ist es überhaupt, was ihm, im Leben, wie in der Dichtkunst, fehlte: alle seine Gestalten sind großartig gedacht, aber sie bleiben unvollendet und unklar in ihren Einzelnheiten, wie es seine Weltanschauung selbst war. Mit ihm ist ein erhabener Geist untergegangen, und wenn man es auch als ein Glück für ihn betrachten darf, daß ihn die Hand des Todes in seiner Jugendfülle fortriß, so hat Deutschland doch einen schweren Verlust zu betrauern, denn bei günstigeren äußeren wie inneren Verhältnissen, hätte er, der so außerordentlich Begabte, sich zu einer Stufe emporschwingen können, auf welcher er würdig neben den Ersten und Besten der Nation stand.

---

## Heinrich's des Löwen Tod.

### Aus Grabbe's Kaiser Heinrich der Sechste.

Dritter Act. Zweite Scene.

(Ein Vorsaal in dem Schlosse Heinrichs des Löwen zu Braunschweig. Nacht. Ein paar große Leuchter brennen.)

(Christoph und Wehrfried auf Wache.)

Christoph.

Ob der Herzog noch wach ist?

Wehrfried.

Gewiß. Ich glaube, er schläft gar nicht, so kränklich er auch ist. Sicher sitzt er wieder über den alten Chroniken, oder sieht dort nach dem Harze, oder wandert im Schlosse umher.

Christoph.

Horch, was war das?

Wehrfried.

Der Wind schlägt ein paar Thüren zu, die in rostigen Angeln gehn.

Christoph.

S' ist grauserlich!

Wehrfried.

Daß der Wind Thüren zuschlägt?

Christoph.

Spotte nicht — Der Herzog wird die Freude, wieder in Braunschweig zu seyn, nicht lange genießen. Bardewicks Eroberung wird wohl seine letzte That bleiben, und auch da schon machte ihn nur der Zorn so stark. — Es riecht im ganzen Schlosse nach Fichtenholz —

Wehrfried.

Das geht auf ihn nicht, denn er würde in einem zinnernen Sarg begraben. Wer weiß, welche Kammerkatze grade crepirt!

Christoph.

Gestern, bei hellem lichten Mittag, geht der Adolph die große Wendeltreppe hinunter, — was sieht er, da er auf den Flur kommt? Dich, mich, die ganze Dienerschaft in tiefster Trauer, mitten dazwischen einen großen Sarg, und darin der Löwe bleich und todt. Er will näher gehen — Weg ist alles.

Wehrfried.

Adolph ist guter Freund des Schloßkellermeisters, und trinkt wohl 'mal ein Tröpfchen.

Christoph.

Und — Gott sey mit uns, und uns und dem Herzoge gnädig — Schon drei Schildwachen haben Nachts um diese Zeit, gegen zwölf Uhr, die weiße Frau gesehen. — Da hängt ihr Bild — Wie sieht es aus! — Mich schaudert!

Wehrfried.

Schurken sind die Schildwachen gewesen, wenn sie die Canaille, die ihrem Herzoge Unheil verkünden will, sey's ein Geist, sey's ein Menschenkind, nicht angehalten haben.

Christoph.

Hör', mit wie lang aushallenden Tönen krähen über uns die Wetterhähne!

Wehrfried.

Der schlimmste Wetterhahn ist der Schnee auf des Löwen Haupte

Christoph.

Da kommt Jemand — Nun sey's die Hölle selbst, ich sterbe als ein ehrlicher Kerl auf dem mir angewiesenen Posten.

Wehrfried.

Du hast eben so viel Muth, als Aberglauben. — Doch, laß nur die Waffe ruh'n, — hörst du denn nicht, daß es der Herzog ist, der da naht? — Wir müssen uns zurückziehen Er ist gern allein.

(Zieht sich mit Christoph aus dem Saal zurück.)

Heinrich der Löwe

(tritt auf, im schlichten Gewande, einen aufgebrochenen Brief in der Hand. Er blickt noch einmal hinein. Dann:)

Wahr also,
Heinrich der Welfe ist vermählt mit Agnes
Der Hohenstaufin! — Zorn und Unmuth hätten
Vor Jahren mich darob ergriffen — Nun
Ist's anders — Mögen Ruh' und Frieden
Aus diesem Bündniß keimen — Ruhig möcht'
Ich sterben. Mich umweh'n die kühlen Lüfte

Des Grabes schon, und sanft und sanfter schlägt
Das einst so wilde Herz. —
— Wie hab' ich nicht gekämpft,
Gesiegt, gelitten, um den großen Zwist
Der Welfen und Waiblinger zu beenden —?
Es war umsonst — Jetzt endet ihn 'ne Hochzeit! —
Wie auch der Mensch drauf losstürmt — Nie erreicht er
Das Ziel, führt Gott es ihm nicht zu — — Gebirge drängen,
Mit ihrer Föhrenwälder Brauen höhnisch
Und finster auf ihn niederschauend, sich
Um den verirrten Wanderer — Er klimmt
Und klimmt — ringt über Felsen, windet durch
Gebüsche sich — umsonst! — kein Ausweg — Er
Verzagt — Da setzt er seinen Fuß zufällig
Um eines Berges Ecke, und sieh' da: geschmückt
Und reich, wie eine offene Muschel mit
Der Perle, prangt vor ihm das Thal
Mit seiner Stadt, dem Endpunkt seiner Reise —
Im Sonnenstrahle blinken ihre Thürme,
Heerstraßen reißen Ross' und Wagen,
Die Ströme Schiffe brausend zu ihr hin,
Den Wanderer mit ihnen — Aber wird
Er auch da finden, was er dort
Zu finden hoffte? Wird der junge Bund
Der Welfen und Waiblinger lange währen? —
— Ich zweifle. — Alles was ich je erfahren, lehrt
Es anders. Auf der Erde Streit und Wuth,
Selbst unter Freunden, Ruhe nur im Grab. —
— — — Wie hold ist doch das Grab! Da auszuruh'n
Von all den heft'gen Aderschlägen, sicher
In ew'ger Stille vor den Stürmen allen
Des Lebens und des Hauptes — Nicht vertausch'
Ich es um meinen Herzogsthron — Man lernt
Des Todes Wollust schätzen, wenn man achtzig Jahr
Gelebt. —
(Er tritt an das Fenster:)
Dort liegt der Harz, hoch und gewaltig,
Und Wetter leuchten über seinen Scheiteln —
Ha, seyd ihr es, ihr glänzenden Gestalten
Der Kampfgenossen aus der Weserschlacht?
Blitzt ihr vom Himmel, winkt mich zu euch?
Wie flammt da Truchseß, funkelt Orla —
O Freunde, Freund', ich komme bald!
— Still ist dieß Schloß, ganz Braunschweig schläft, —
Die alte, treue Stadt, und weiß nicht, daß
Ihr Herzog stirbt. —
— In Deutschlands großen Fürstenhäusern
Wohnt nicht der Lebende allein, — nein, auch
Des Stammes Mutter wandelt durch sie hin,
Versagt sich selbst des Paradieses Freuden,
Und achtet auf der spät'sten Enkel Schicksal,
— So mächtig zieht es sie zu ihren Kindern! —
Der Pöbel fürchtet und belügt
Mit blut'gen Mährchen sie — Wir Fürsten wissen
Es besser —
Wie die Wachen flüstern,
Soll sie in diesem Hause jetzt umgehen.
Ich glaube, daß die Wachen sich nicht täuschen —
Es zielt auf mich! —
Ha — Thür auf — klanglos — Was
Befällt mich? Nie gebebt hab' ich im Kampfe,
Doch hier weht Geisterodem —
(Die Thür des Saales öffnet sich von selbst, — die weiße Frau kommt durch dieselbe, verweilt in der Mitte der Scene, und blickt den Herzog trüb an.)
O, Sie ist's — Grad'
Wie sie im Bild dort hängt — Das seid'ne Schleppkleid
Wallt weithin hinter ihr, die Schlüssel hält
Sie in der Hand — Werd' ich denn wieder Kind
Und zittre? — Herzog Sachsens und von Baiern,
Auch in dem Geisterreich erniedere
Dich nicht!
(zu der weißen Frau:)
Gegrüßt du Ahnin meines Stammes,
Du mir Verwandte, — und ich danke dir,
Daß du besorgt an mich in deiner Ruhe
Gedacht, und aus dem Sarge kommst, mir warnend
Den Tod zu künden! —
Ring' nicht so die Hände, wahrlich
Ich fürcht' ihn nicht. — Wann
Schlägt meine letzte Stunde?

Die weiße Frau.

Löwe, eben
Hört' ich in meinem Grabgewölb' die Domuhr
Zwölf schlagen, und die Räder rasseln noch —
Den Schlag von Ein Uhr hörst du nicht mehr.

Heinrich der Löwe.

Wohl —
Sie schlug — Aus denn! — Das Blatt, der Leib fällt ab! —
Es sey, — und doch ich könnte weinen —
Ist's mir doch fast als schied' ich nun auf immer
Von einem alten Freunde — Diese Brust,
Mit der ich oft so freudig athmete,
Und dieser Arm, der oft für mich so stark
Gekämpft — Nun Asche wieder?

Die weiße Frau.

Heinrich, seit
Jahrhunderten hab' ich geschwiegen, nur
Durch still Erscheinen deinem Hause sein
Geschick verkündet — Heute muß ich reden,
Denn Du, der Größte des Geschlechtes, sinkst
Dahin nun wie die Andern — Weh' der Mutter,
Die mir gleich, ewig ihre Enkel blühen
Und welken sieht — Tief in das Grab
Dringt wie ein Wurm zu ihr der Schmerz, und peinigt
Sie an das Licht!

Heinrich der Löwe.

Weswegen weilst du, Mutter,
Nicht mit den andern Geistern in den Höhn
Der Himmel, fern von allem Schmerz der Erde?

Die weiße Frau.

Ach,
Die Erde lieb' ich immer, immer, weil
Ich da zuerst geliebt — 'Ne andre Liebe
Begriff ich nie, und darum wandl' ich nun,
Zu meiner Freude und zu meiner Strafe,
So lang auf ihr, bis sie zertrümmert.

Heinrich der Löwe.

Arme!
Kein Schreckgespenst, wie Mancher hat gewähnt —
Vielmehr so mitleidswerth — Laß mich
An deinen Busen stürzen, denn ich kann
An keinem treueren verscheiden —!

Die weiße Frau.

Halt —
— Noch eine Freude sollst du fühlen — Weither
Durch Nacht und Sturm vernehm' ich Rosseshufen.
Ein Myrthenkranz umflicht die feindlichen
Geschlechter — Hohenstaufens holde Agnes,
Heinrich, dein Sohn, mit ihr vermählt, und zwischen ihnen
Der Kaiser, sprengen her, um deinen Segen
Zu ihrem Bündniß zu erfleh'n —
O
Auch dieser Bund vergeht mit seinen Myrthen,
Mit Braut und Bräutigam, wie alles Ird'sche —
Ich werd es sehen müssen!

Heinrich der Löwe.

Du Unsel'ge!
Nur ewig, um das Ende jedes Anfangs
Zu schau'n!

Die weiße Frau.

Fast ward ich der Vergänglichkeit,
Des Glückes wie des Unglücks schon gewohnt —
Wenn du die Blume pflückst, ist sie gebrochen,
Wenn du das Glück genieß'st, ist es verschwunden,
Und ist das Unglück erst nur da, so ist
Es auch bald überstanden.

Heinrich der Löwe.

Aber, aber
Sag' mir, ist's so auch in den Regionen,
Wo unser Heiland thront, der Welterlöser?
Du kennst sie doch?

Die weiße Frau.

Ganz anders, anders droben,
Als du dir denkst — Ich kann's — ich mag's — ich darf's
Nicht sagen — Weh mir!
(Sie verschwindet.)

Heinrich der Löwe.

Bleib' noch — Bleibe — Fort
Ist sie wie Nebelglanz — — Sie mag's nicht sagen? —
(Er sinkt in einen Sessel — — Christoph und Wehrfried kommen herein.)

Wehrfried.

Du sprichst schon lange sehr laut, — Befiehlst du etwas?

Heinrich der Löwe.

Nein.

Christoph.

Vor dem Thor schallt eine Trompete. Oeffnen wir es?

Heinrich der Löwe.
Ja, öffnet es, und lasset meinen Sohn
Mit seiner Braut und Kaiser Heinrich ein.

Wehrfried.
Mit dem Kaiser?

Christoph.
Herzog, hast du ihn gelockt? Sollen wir ihn hier fangen und todtschlagen?

Wehrfried.
Nun weiß ich, warum du zugibst, daß Prinz Heinrich eine Hohenstaufin heirathet — Du köderst mit ihr den schlimmsten Vogel in dein Netz.

Heinrich der Löwe.
Ihr irrt euch. Kaiser Heinrich ward mein Freund,
Wer ihm ein Haar verletzt, verletzt mich. — Oeffnet,
Und zeigt dabei ihm schuld'ge Ehrerbietung.

Christoph.
Sein Freund? Der Waiblinger? Ras't er?

Wehrfried.
Die Beiden Freunde? Ein Thor, wer es glaubt.

Heinrich der Löwe.
Ich sage, öffnet, öffnet — führt sie zu mir.
(Christoph und Wehrfried ab.)
Mit Unrecht nicht erstaunen diese Knechte:
Der Kaiser, Friedrichs Sohn, in Braunschweigs Burg? —
Ihr welf'schen Säulen brecht ihr nicht zusammen?

Kaiser Heinrich
(mit Agnes und Prinz Heinrich, tritt ein:)
Gegrüßt mir, Haupt der Welfen.

Heinrich der Löwe.
Ha, schon da —
— Verzeih', ich bin zu matt um aufzustehen. —

Kaiser Heinrich.
Bleib ruhig — Wenn sich Welfen und Waiblinger
Versöhnen, gilt es nicht Formalitäten.
Weh' ihnen, wenn sie sich nach Höflingsart
Nur scheinbar grüßen, und sich wieder fliehen —
Gefährlich spielten sie mit ihrer Größe.
Nein, wie zwei Ströme, die dem Bergeshang
Entstürzen, ihrem Flußbett folgend, sich
Vereinen, selbst bei Nacht, (wie wir jetzt eben)
Sich finden müssen, und dann unzertrennlich,
Breit und gewaltig zu dem Meere fluthen,
Begegnen wir uns hier.

Heinrich der Löwe.
Sohn Friedrichs — Vieles
Hab' ich erfahren, lang gelebt — Unmöglich
Ist steter Friede zwischen unsern Stämmen.
Ob ein paar Blätter auch, wenn Sommerwind
Sie rührt, liebkosend sich entgegenflüstern —
Der Bäume Wurzeln sind in Finsterniß
Gepflanzt und ringen ewig mit einander,
Und nach der Wurzel biegt sich doch der Stamm.
Zwei Sonnen nicht am Himmel, und auf Erden
Nicht zwei Geschlechter wie die unsrigen.

Kaiser Heinrich.
Grad' weil wir so gewaltig sind, gelingt
Uns das unmöglich Scheinende vielleicht.
Nicht todte, winz'ge Blätter, die sich nur
Im Lüftchen regen, sind wir — Leu, es regt
In uns sich eigne Kraft, frier' auch die Wurzel
Tief in der Erde, — nah genug sind wir
Der Sonne, ihre Gluthen einzusaugen,
Und sie hinabzusenden zu der Tiefe,
Die Füße damit zu erwärmen! — Hoffe
Die schönste Zukunft!

Heinrich der Löwe.
Junger Fürst, wer oft
Gehofft hat, lernet — fürchten.

Kaiser Heinrich.
(deutet auf Agnes und den Prinzen Heinrich:)
Sollte
Dich dieser Kinder Anblick nicht noch einmal
Das Hoffen lehren?

Heinrich der Löwe.
Heinrich, o mein Sohn —
Doch Sie da — ?

Kaiser Heinrich.
Agnes, meine Muhme, Erbin
Der Pfalz, Gemahlin deines Heinrichs — schön
Und liebenswürdig wie ein Engel —

Prinz Heinrich.
Ja
Als Friedensengel, Vater!

Agnes.
Sprecht nicht
Von Muhmen, Erbinnen und Engeln — Laßt
Mich seine Tochter seyn!

Heinrich der Löwe.
Selbst Welfen können
Nicht widersteh'n, wenn Hohenstaufen schmeicheln —
— Sey meine Tochter, Mädchen, — Gott beschütze
Und stärke dich — Denn, Rose, blühen mußt
Du zwischen Felsen!

Agnes.
Armer Löwe,
Besorgt um mich, und selbst so krank — O laß
Mich deiner pflegen, deine weißen Locken,
Mir theurer als das eigne Haar, mit Küssen
Bedecken.

Heinrich der Löwe.
Kommst zu spät, mein Kind. Todkündend
Erschien mir heute Nacht die weiße Frau.

Kaiser Heinrich (für sich:)
Der Arme stirbt. Er träumt schon Kindermährchen.

Heinrich der Löwe.
— Und eine Hohenstaufin pflegt mich — Das
Sind sichre Zeichen — 'S geht mit mir zu Ende.
— Wie, Kaiser, lautet unser Friedensschluß?

Kaiser Heinrich.
Sehr ehrenvoll für dich — Von Acht und Bann
Bist du befreit, und Sachsens Herzogthum
Empfängst du wieder.

Heinrich der Löwe.
Aber ich besaß
Ein andres Land noch — Flüsse schrien durch
Es hin mit Donnerstimmen — Nie vergess'
Ich sie —

Kaiser Heinrich.
Du denkst an Baiern — Was verlangst
Du nach ihm? — Nie ist es dir treu gewesen,
Und Wittelsbach besitzt es längst.

Heinrich der Löwe.
Nie treu —
So fahr' es wohl — Es war vielleicht zu groß,
Um fest am Stamm zu hangen — Alle Größ'
Und Schwere trennt sich leicht von dem, woran
Man sie will ketten, sey's der Apfel von
Dem Baume, sey's der Freund vom Freunde, oder
Das Volk vom Fürsten, — Nur fällt sie dabei
Gewöhnlich auch zu Boden —
Wo mein Otto?

Prinz Heinrich.
Ich fragte schon nach ihm, — ich hört', er schliefe.

Heinrich der Löwe.
So stört ihn nicht, und tretet auf die Seite.
— Man winkt mir schon.

Kaiser Heinrich.
Wer winkt?

Heinrich der Löwe.
Dein Vater, Friedrich,
Und neben ihm die strahlende Mathildis —
— Er beugt sich zu mir nieder, gleich ihr lächelnd,
Der Freund, der Heldenjüngling wieder —
Die kaiserliche Krone, die elende
Sternschnuppe, welche uns so oft verwirrt,
Fällt ihm vom Haupte hin zur Hölle,
Und prachtvoll steigen auf die Dioskuren!

Kaiser Heinrich.
Er phantasirt, — ruft einen Arzt!

Heinrich der Löwe.
Nicht nöthig —
Ich bin gesund und meine Jugend kehrt zurück.
— Wie fließt der Rhein so stolz dahin — Wie spiegeln
Sich Schloß und Stadt in seinen grünen Wellen!
Heil Hochheim, Heil Johannisberg, König
Der Rebenhügel — Rechts da Rüdesheim, die Zier
Am Bergessaume — links kommt Bingen — o
Wie tobt das Binger Loch, doch lauter tönen
Des Ofterdingen Saiten drein — Und dort
Hoch Ehrenbreitstein, Diadem des Felsens!
Dieß ist mein schönster Tag!

Kaiser Heinrich.
Er denkt der Rheinfahrt,
Die er mit meinem Vater und dem hehren Sänger
Der Niebelungen, Ofterdingen, einst gemacht.

Heinrich der Löwe.
O trag' mich, Rhein, o reiß' mich fort — schön stürzt
Es sich mit dir zum Meer, zum Tode —

Kaiser,
Was sag' ich deinem Vater? Eben fragt
Er mich nach dir.

Kaiser Heinrich.
Sag ihm,
Der Hohenstaufe strebe noch so kühn wie immer,
Und wenn er auf des Aetna Gipfeln stände,
So würd' er sehnend über's Meer
Hinschauen!

Heinrich der Löwe.
(mit immer matterer, aber sehr bewegter Stimme:)
Lebe wohl, mein treues Sachsen —
Ein Trost ist mir: mein Leib wird doch ein Stückchen
Von deiner Erde — Weser, Ocker, fahret wohl —
Leb wohl du Harz mit deinen Felsenthalen, —
Wie gern verirrt' ich mich nur einmal noch
In dir — Lebt wohl, ihr Sterne — Ach —
(Er sinkt sterbend hin.)

Kaiser Heinrich.
So endet
Das Große, mit 'nem Seufzer — Er ist todt. —
(zum Prinzen Heinrich:)
Heil dir,
Herzog der Sachsen.

Prinz Heinrich.
Du rufst Heil mir, und ich seh'
Ihn todt?

Kaiser Heinrich.
Betrau're ihn, — doch dann genieß',
Was er dir hinterlassen. Mir starb auch
Erst jüngst der Vater — Schmerzlich war es — Doch
Genug nicht kann man's wiederholen:
Tod ist der Menschheit allgemeines Loos,
Und wen er schreckt, wird niemals groß. —
(Für sich:)
Der Löwe todt — frei kann ich nach Neapel.

---

## Eberhard Gottlieb Graff,

ein achtungswerther deutscher Alterthumsforscher, dessen Geburt und Bildungsgeschichte noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist. Er war früher Professor zu Ahrensberg in Westphalen, kam als Preußischer Regierungsrath und Professor an die Universität nach Königsberg und sammelt seit 1830 theils in Halle theils an anderen Orten in den Bibliotheken Notizen für sein altdeutsches Wörterbuch.

Von ihm haben wir:

Diutiska. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften. Den Freunden der deutschen Vorzeit gewidmet. Stuttgart 1826 — 1830, gr. 8. wurde leider wegen Mangel an Absatz nicht fortgesetzt.

Otfried's Krist, das älteste, im 9. Jahrhundert verfaßte hochdeutsche Gedicht, nach den 3 gleichzeitigen Handschriften kritisch herausgegeben. Königsberg 1831, gr. 4. Mit Proben aus jeder Handschrift.

Altdeutscher Sprachschatz, (die ersten Lieferungen sind bereits erschienen. —

Ein ausgezeichneter und höchst gründlicher Kenner älterer deutscher Sprache und Literatur, dessen Verdienste nicht genug anerkannt werden können, da er mit dem seltensten Fleiße außerordentlichen Scharfsinn und Gewandtheit der Prüfung verbindet. Namentlich wird sein Sprachschatz, wenn es ihm vergönnt wird, denselben glücklich zu Ende zu führen, als ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit von den Gelehrten aller Nationen anerkannt werden müssen.

---

## Gerhard Anton Gramberg

ward geboren den 5. November 1744 zu Tetens im Großherzogthum Oldenburg, erwarb sich die Doctorwürde der Medicin und Chirurgie und war als Kanzleirath, Landphysikus, Hof- und Garnisonsarzt zu Oldenburg angestellt, wo er den 10. März 1817 starb.

Er gab heraus:

Ueber Schlegels Alarkos. Münster .... in 8.

Eine große Anzahl von Gedichten Gramberg's findet sich zerstreut in den Anthologien von Matthison, Weißer und Haug, in dem Theaterkalender, dem deutschen Museum, dem Musenalmanach, den oldenburgischen Anzeigen und in anderen Journalen, Zeitschriften, Taschenbüchern u. s. w.

Der ältere G. schloß sich in seinen poetischen Bestrebungen dem Göttinger Dichterverein an und lieferte in dessen Art und Weise manches wohlgelungene lyrische Gedicht.

---

## Gerhard Anton Herrmann Gramberg,

der Sohn des Vorigen, wurde geboren den 18. September 1772 zu Oldenburg und nach beendigten Rechtsstudien zu Erlangen Advokat in seiner Vaterstadt und erster Landesgerichtsassessor. Während der französischen Occupation wurde er als Appellationsrichter nach Hamburg versetzt, von wo er 1815 als Justizkanzlei- und Konsistorialassessor nach Oldenburg zurückkehrte, aber schon den 10 Mai 1816 daselbst starb.

Als Dichter kennt ihn die Welt durch folgende Schriften:

Kränze Oldenburg 1801 — 1805. 3 Bde. in 8.

Poetisches Taschenbuch. Berlin 1803. in 12. Mit Böhlendorff herausgegeben.

Sophonisbe, eine Tragödie. Oldenburg 1808. gr. 8.

Gedichte. Ebendaselbst 1816 u. 1817. 2 Thle. in 8.

Ein schönes lyrisches Talent, das sich besonders durch Tiefe, Innigkeit und Zartheit vortheilhaft auszeichnete und namentlich in idyllischen Darstellungen der Liebe sehr glücklich war. Mit gleichem Geschick ahmte es den Ton der altenglischen Balladen, so wie in früheren Versuchen Wieland's Art der Erzählung in gefälliger Weise nach.

## Johann Baptist Graser,

ward im Juli 1768 zu Eltman im Würzburgischen geboren, widmete sich dem Erziehungswesen und wurde nach vollendeten Studien Doktor der Philosophie und Präfekt des Priesterseminar's zu Würzburg. Ein Ruf als Mitdirektor der erzbischöflichen Pagenanstalt und des virgilianischen Collegiums brachte ihn nach Salzburg, von wo er 1804 als kurpfälzischer Oberschulenkommissär in sein Vaterland zurückkehrte. Später wurde er bei der Oberstudienkommission zu Bamberg, 1810 aber als Baierscher Regierungs- und Kreisschulrath in Baireuth angestellt.

Seine Schriften sind:

Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichtes. Leipzig 1800. 8.
Moralisches Handbuch. Salzburg 1801. 2 Thle.
Andachtsübungen. Ebendas. 1801.
Archiv für Volkserziehung. Ebendas. 1803—1805. 2 Bde.
Beobachtungen und Vorschläge über Erziehung und Schulen, in Briefen. Ebendas. 1804. 1805. 2 Thle.
Bairisch fränkischer Schulmerkur. Bamberg 1805. und 1806. in 4.
Divinität oder das Princip der einzigen wahren Menschenerziehung. Baireuth 1813.
Der erste Kindesunterricht. Ebendas. 1819.
Die Elementarschule für's Leben. Ebendas. 3. Ausgabe 1821. 2. Thl. 1828.
Das Judenthum und seine Reformation. Ebendas. 1828.
Der durch Gesicht und Tonsprache der Menschheit wiedergegebene Taubstumme. Ebendas. 1829.

G. ist einer der geachtetsten und angesehensten pädagogischen Schriftsteller neuerer Zeit, da er gründliche Kenntniß, philosophische Tiefe und Klarheit, mit Kraft, edelem Eifer und Freisinnigkeit verbindet.

---

## Friedrich David Gräter.

Dieser geschmackvolle, nordische Alterthumsforscher wurde den 22. April 1768 zu Schwäbisch-Hall geboren, studirte Philologie zu Tübingen, ward Doctor derselben, 1789 Lehrer und 1793 Konrektor am Gymnasium seiner Vaterstadt und 1804 Professor und Rektor des Kontuberniums daselbst. 1818 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium nach Ulm berufen, wobei ihm zugleich das Pädagogorat des Donaukreises übertragen wurde. Während auswärtige Akademien sein Verdienst durch Ertheilung der Mitgliedschaft ehrend anerkannten, stiftete er daselbst mit königlicher Genehmigung 1822 die „Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau“ und wirkte in diesen verschiedenen Kreisen mit Nutzen bis 1827, wo er seine Staatsstellen aufgab und sich nach Schorndorf im Würtembergischen zurückzog. Dort starb er den 2. August 1830.

Er schrieb:

Nordische Blumen. Leipzig 1789.
Suhm, Geschichte der nordischen Fabelzeit, übersetzt. Leipzig 1804.
Lyrische Gedichte. Heidelberg 1809.
Sämmtliche Schriften über nordische Mythologie und Dichtkunst. Eslingen 1812. 1. Thl.
Rektorats- und Ephoratsreden. Ebendas. 1815. 3 Hefte.
Zerstreute Blätter. Ulm 1822—1824. 2 Bde.

Mit Böckh, Häßlein, Münchhausen und Andern:

Bragur, literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Leipzig 1791—1802. 7 Thle.
Bardenalmanach. Neustrelitz 1802.
Gymnasiastisches Museum. Leipzig 1804.
Odina und Teutona. Breslau 1812.
Idunna und Hermode, Alterthumszeitung. Ebendas. 1812—1816. 4 Bde.

Durch seinen Eifer für die Beförderung des Studiums skandinavischer und germanischer Literatur, hat sich G. große Verdienste um dasselbe erworben, und verdient die lebhafteste und dankbarste Anerkennung der Forscher auf diesem Gebiete, indem er, um hier nützlich zu wirken, kein Opfer scheute. Seine eigenen Leistungen zeichnen sich durch Fleiß, Gründlichkeit und angenehme Darstellung aus, so wie seine poetischen Arbeiten den in der besten Schule gebildeten Geist verrathen, wenn es ihm gleich hier an eigentlichem produktiven Talent fehlt und gewandte Nachahmung und Beherrschung der Form diesen Mangel ersetzen mußte.

---

### Ueber das Alter und den Ursprung des teutschen Königstitels.*)

Ein Programm bei der zweiten Jahresfeier der Königswürde des Hauses Württemberg.
Den 1. Jenner 1808.

In dem Laufe des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt kannten unsre teutschen Voreltern den Titel König noch nicht. Bekanntlich hat man aus dieser Zeit eine, jetzt nur wenig mehr verständliche teutsche Uebersetzung der Evangelien, die auf Pergament mit Purpurgrunde und mit silbernen Buchstaben geschrieben, oder vielmehr eingebrannt war, und daher den Namen des „silbernen Codex“ erhielt, aus Teutschland nach Schweden kam, und dort nunmehr der Verwitterung nahe ist.

Man schreibt sie allgemein dem Bischof Wulfila oder Wölflein zu, der nach dem Zeugniß glaubwürdiger Schriftsteller zu den Zeiten des Kaisers Valens, also zwischen 364 und 378 zum Arrianismus überging. Zu eben dieser Zeit ungefähr war er Bischof der christlichen Gothen in Dacien, Thracien und Mösien, das heißt, derjenigen Westgothen, die in Dacien das Christenthum angenommen hatten. Unter Fritigern und Ablavius wurde er im Jahr 376 mit 200,000 Mann seiner gothischen Landsleute in Mösien diesseits der Donau aufgenommen, und von dieser Zeit an nennt man jene Westgothen die Mösogothen, und ihre Sprache die Mösogothische Sprache.

Die Evangelien in dieser Sprache sind das älteste teutsche Buch, das wir besitzen, und die Charactere, mit denen sie geschrieben sind, die älteste teutsche Schrift.

In dem Evangelium Marci Cap. 15., da die Hauptbeschuldigung gegen Jesum vorkommt, daß er sich einen König der Juden geheißen habe, weswegen dieser Titel auch in verschiedenen Sprachen über das Kreuz geschrieben wurde, kommt durchaus noch der älteste teutsche Name der Könige, Thiudans, vor.

Pilatus fragt: bist du König der Juden? Dieß drücket der teutsche Uebersetzer also aus:

Thu is Thiudans Judaie?
Du bist Thiudans der Juden?

v. 18. Und fingen an ihn zu grüßen: Gegrüßet seist du, der Juden König!

Jah bugunnun goljan ina
Hails Thiudan Judaie.
Und begannen zu grüßen ihn:
Heil Thiudan der Juden.

v. 26. Und es war oben über ihm geschrieben, was man ihm schuld gab, ein König der Juden.

Dieß heißt:

Jah was Ufarmeli Fairinos is ufarmelith:
Sa Thiudans Judaie.

*) Aus: Fr. D. Gräter's Braga und Hermode. 5. Bd. Breslau 1812.

Und war Aufschrift Verbrechen seines darauf geschrieben:
Der Thiudans der Juden!

Dieser ältere Titel Thiudans kommt her von Thiuda, das Volk und thiudanon, ein Volk beherrschen; daher Thiudans, der Volksherrscher.

Auch in dem Wolfenbüttler handschriftlichen Fragmente der Römergeschichte, welche in ein späteres Alter zu setzen, in der Sprache wenigstens, nach der genauesten Vergleichung kein Grund ist, finden sich die beiden letztern Wörter, und wäre gerade in diesen Stellen von einem König die Rede, so würde der Ausdruck Thiudans ebenfalls stehen.

Zu gleicher Zeit war der Römische Titel (Caesar, Καισαρ) schon in der Sprache; so wie auch das Wort Queen, womit die Engländer ihre Königinn vorzugsweise bezeichnen.

In dem 3. Cap. des Evangel. Lucä v. 1. drückt der Gothe die Wörter: In dem funfzehnten Jahre aber des Kaiserthums des Kaisers Tiberii, da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war, also aus:

In Jera than fimftataihund in Thiudinassaus Teibairiaus Kaisaris, raginondin
Im Jahre dann funfzehnten (des) Volksherrschaft Tiberios des Kaisers, regierenden
Puntiau Peilatau Judaia.
Pontio Pilato Judäa.

und v. 19. Herodes aber, der Vierfürst, da er von ihm gestraft ward, um Herodias willen, seines Bruders Weib.

Ith Herodes sa Taitrarkes gasakans fram imma bi
(But) Aber Herodes der (the) Tetrarche gestraft von (from) ihm (him) (by) wegen
Herodiadein Quen Brothrs is.
Herodiade Frau (Queen) Bruders seins (his).

Eben so auch Marci 6, v. 18. Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest.

thatei ni Skuld ist thus haban Quen Brothrs theins.
das nicht Schuld (Recht) ist dir haben Frau Bruders deines.

Hier bei dem Evangelisten Lucas heißt Herodes stets der Vierfürst ὁ τετράρχης, bei dem Evangelisten Marcus aber durchaus König oder βασιλεύς — dieß übersetzt auch der Gothe so wie jenes getreu:

v. 22. Da sprach der König zum Mägdlein.
Quath Thiudans du thizai Maujai.
Sprach der Thiudans zu diesem Mädchen.
v. 23. Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben bis an die Hälfte meines Königreichs.
Und halba Thiudansgardja meina.
bis (zur) halben Thiudangard mein.
v. 26. Und der König ward betrübt.
Jah gaurs waurthans sa Thiudans.
Und traurig werdend der Thiudans u. s. w.

Und so durchaus, ohne eine einzige Ausnahme. Wo der Grieche βασιλεύς, und der Lateiner rex gebraucht, da hat der Gothe Thiudans.

Beweise, und unbestreitbare Beweise genug, daß in dem vierten Jahrhundert, falls aus diesem die Gothische Bibelübersetzung herstammt *), der Königstitel noch nicht in der teutschen Sprache war.

Es könnte nun im Verfolg dieser Deduction die Anwendung geschehen, daß sich von der Mösogothischen auf die Fränkische und Allemannische Sprache eben so wenig ein Uebergang machen lasse, als auf die Sächsische und Angelsächsische, oder auf die Scandinavische, d. h. Dänische, Isländische und Schwedische. Hierüber fehlt es mir jetzt an Zeit und Raum zu streiten, und meine wenige Meinung, von der ich auch nach sechszehn Jahren abzuweichen, keinen Grund finde, ist bereits in der kritischen Uebersicht des teutschen Sprachstammes, Bragar 1. S. 287. u. f. von mir gesagt.

Allein ich werde auch diesen Gang nicht nehmen, sondern ich habe alle Sprachdenkmale aller Dialecte und aller Jahrhunderte vor mir, und werde nur zeigen, bei diesem Sprachstamme und in diesem Jahrhunderte war der Titel da, in jenem aber noch nicht. Dann läßt sich erst auch durch die Geschichte ein Licht anzünden. — Dieß scheint mir zur Gewißheit der einzige Weg zu sein.

Spätere Gothische Sprachdenkmale, woraus sich noch etwas erweisen ließe, sind bis jetzt nicht aufgefunden, obgleich unstreitig noch dergleichen wenigstens in Spanien, wo die Westgothen sich schon im Jahr 412 niederließen und eigene Reiche stifteten, vorhanden seyn müssen *), — denn die vier Gothischen Quittungen zu Neapel, die ich in dem 7ten Bde von Bragur habe in Kupfer stechen lassen, und das kleine Arezzische Denkmal, beziehen sich auf keine Gegenstände, die den Ausdruck König erfordern.

Bei den Burgundern, versichert Ammianus Marcellinus **), ein Römischer Schriftsteller des 4ten Jahrhunderts, habe man den König Hendinos genannt: der gelehrte teutsche Sprachforscher Wachter glaubt, darin das Gothische Kindins zu finden, und der gelehrteste der schwedischen Sprachforscher, Ritter v. Ihre, gibt ihm darüber vollkommen Beifall.

Allein nach einer genauern Ansicht der Stelle muß ich bekennen, daß entweder Ammianus Marcellinus Unrecht hat, jenes Hendinos durch König zu übersetzen, oder daß die Anwendung Wachters und der Beifall Ihre's nur halb gegründet sind.

Die Stellen der Gothischen Evangelien, worauf sich diese Behauptung bezieht, sind Matth. 27, 2 und 11. und 2, 2. Beide Stellen gelten indessen für eine — denn in der ersten ist es der Landpfleger Pontius Pilatus, in der zweiten der Landpfleger Cyrenius, welchen der Titel Kindins beigelegt wird. Allein Luther hat nicht falsch übersetzt. Auch in der griechischen Urschrift steht nicht βασιλεύς, König, sondern ἡγεμὼν, Befehlshaber und höchstens Regent einer besondern Provinz, aber nicht König.

Es gibt überdieß noch eine classische Stelle, die entscheidet. Diese ist Matth. 27, 11; daselbst heißt es:

„Jesus aber stund vor dem Landpfleger, und der Land-
„pfleger (ἡγεμὼν) fragte ihn und sprach: Bist du der
„Juden König?“

Denn ganz unzweideutig setzt hier der Gothe selbst den Thiudans als König dem Kindins als bloßen Regenten einer Provinz oder Landpfleger entgegen

Ith Jesus stoth faura Kindina.
Jah frah ina sa Kindins:
thu is Thiudans Judaie?
Aber Jesus stand vor dem Kindins:
Und es fragte ihn der Kindins:
Du bist Thiudans der Juden?

Woraus erhellet, daß Kindins keinesweges einer der ältern Titel der Könige war, und daß Ammianus Marcellinus das Burgundische und freilich sehr wahrscheinlich auch Gothische Hendinos oder Kindins nicht durch rex, sondern durch praeses oder praefectus hätte übersetzen sollen.

Hiemit sind nun die Gothischen und auswärtigen Nachrichten von dem einheimischen Königstitel bis ins 4te Jahrhundert erschöpft.

Die Denkmale der Franken und Sachsen fangen später an. Ich wende mich daher erst nach Norden.

Die ganze nordische Sprachliteratur kennt keine älteren Denkmale als die poetische Edda. Die poetische, denn wer sie mit der prosaischen, weit spätern des Snorre Sturlesons, der bloß einen mythologischen Auszug aus derselben machte, verwechselt, oder den allerdings würdigen Sammler derselben Sämund Sigfusson auch für ihren Verfasser hält, hat gewiß keine Kenntniß von Nordischer Sprache, Prosodie und Mythologie, und thut besser, über Nordische Literatur gar nicht zu schreiben, geschweige absprechen zu wollen; denn es verlohnt sich der Mühe nicht, solche Gegner zu widerlegen, oder wenn man sie

---

*) Die nähere kritische Untersuchung in einem folgenden Bande.

*) Mein Freund, der gelehrte reisende Däne, Baron Neergaard, welcher der gelehrten Welt bereits durch mehrere Schriften, vorzüglich aber durch sein Journal du dernier Voyage du Cit. Dolomieu dans les Alpes par T. C. Bruun Neergaard. A Paris. An. X. — 1802. 8. merkwürdig und werth geworden ist, schrieb mir im Sommer 1802 aus Paris, daß er eben im Begriffe sei, nach Spanien zu reisen, und erbot sich zu jeder Nachforschung für mich im Escurial. Ich zögerte nicht, diese Gelegenheit zu benutzen, um von den Herrn Bibliothekaren des Escurials wenigstens darüber Auskunft zu erhalten, ob die Ephemerides lingua Longobardica scriptae, welche nach dem Zeugniß des Angelo Roccha zu Bononien aufbewahrt, und nach der Vermuthung des Herrn Bassi von König Philipp II. nebst andern Schätzen nach Spanien abgeführt wurden, sich nicht in dieser Hauptbibliothek befinden, und hoffte, im Fall es wäre, eine diplomatische Abschrift oder Nachzeichnung davon zu erhalten. Allein Neergaard kam kaum an die Grenze von Spanien, als er zur Besitznahme seines Familienguts Svenstrup auf Seeland nach Dänemark zurückgerufen wurde. Damit war auch meine Hoffnung vereitelt. Aber möchten doch andere Sprach- und Geschichtfreunde sich Mühe geben, in Spanien und Italien über die vermodernden Denkmale der Gothen nachzuforschen! Es ist Zeit, wenn sie nicht für immer verloren gehen sollen.

**) lib. XXVIII. c. 5. rex, qui apud eos appellabatur Hendinos.

widerlegte, würde die gelindeste Wahrheit gegen sonst verdiente Männer hart scheinen. Man fordert in der Griechischen und Römischen Literatur, daß man das verstehe, wovon man redet, und worüber man sich zu urtheilen herausnimmt — warum nicht in jeder Literatur? und warum nicht auch in der Nordischen?

Kurz, diese Edda enthält die ältesten Götter- und Heldenlieder des Nordens aus der Heiden- und Fabelzeit. Ihr Alter ist indessen bis jetzt mehr nach Gefühl und historischen Umständen, als nach den Mythen und der Sprache bestimmt. Doch läßt sich ziemlich absehen, daß sie (das Sonnenlied ausgenommen) insgesammt älter sind, als Regner Lodbrocks Todesgesang, und dann daß die Lieder, welche von den Göttern handeln, in der Regel älter sind, als diejenigen, welche die Heldenfabeln erzählen; und wieder, daß diejenigen Nordischen Lieder überhaupt älter sind, als diejenigen welche die Heldenfabeln erzählen; und wieder daß diejenigen Nordischen Lieder überhaupt älter sind, welche eine bloße Alliteration haben, und in der alten Versart Fornyrdalag gedichtet sind, als diejenigen, welche bereits die Vocalharmonie besitzen, und diese wieder älter als diejenigen, die bereits den benachbarten teutschen Reim angenommen haben.

Unter die ältesten gehören nun unstreitig die berühmte Wöluspaa, das eben so berühmte Haawamaal, die Thrymsquida, Wafthrudnismaal, Grimnismaal u. s. w.

In diesen alten Eddischen Liedern aber kommt der Titel König durchaus nicht vor, bis auf die Unterredung des blinden Gesturs mit dem König Heidrek.

Im Gegentheil heißt der Riesen- oder Thursen-König Thrym in Thrymsquida durchaus Thursa Drottinn, und selbst Snorre Sturleson behauptet in seiner Heimkringla, und zwar in seiner Geschichte der Ynglinger, des ältesten Nordischen Königsstammes c. XX., daß die ältesten Könige sich Diar oder Drottnar genannt, und daß Ring oder Rig der erste gewesen sei, den man in dänischer Sprache Konungr genannt habe.

„Hans Aattmenn hösdu aawallt sijdan konungs Nafn fyrir et aetzta tignar Nafn."

Seine Nachfolger hielten stets hernach den Königstitel für einen ausgezeichneten Ehrennamen.

Hierauf fährt er fort:

Dyggwi war fyrstr Konungr kalladr sinna Ättmanna: enn sadr woru their Drottnar kalladir: enn konur theirra Drottningar enn Drott Hyrdsweitin. d. h. Dyggwe war zuerst unter seinem Geschlecht König genannt: denn ehedem wurden sie Drottnar genannt, und ihre Frauen Drottningar, aber die Hofleute Droot.

Nach der Snorrischen Chronologie war dieser König Dyggwe im Jahre 166 nach Christi geboren, welches ich jedoch dahin gestellet sein lasse. Wäre die Chronologie richtig, so würde der Ursprung des Königstitels im Norden schon in das Ende des zweiten oder den Anfang des dritten Jahrhunderts fallen. Allein allerdings sind in dieser ältesten Geschichte mehr Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen als Gewißheit. Ich halte mich daher abermals an die Sprachbeweise, und behaupte gegen den Ritter Ihre und alle bisherigen Glossatoren, so wie gegen Snorre selbst, daß das alte Drottinn keineswegs ein bestimmter Königstitel für die höchste Gewalt, sondern nur ein allgemeiner Herrscher-Name ist, und eigentlich unserm teutschen Herrn entspricht.

Dieser alte Ausdruck für Herr findet sich nämlich in allen alten Fränkischen, Allemannischen und Sächsischen Sprachdenkmalen ebenfalls, nur in den Gothischen nicht — da heißt ein Herr Frauja oder Frauga.

„Niemand kann zween Herren dienen,
übersetzt der Gothe;

„Nimanna mag twaim Fraugam skalkinon" und Marci 12, 29. „Der Herr unser Gott ist ein einziger Gott! Frauja, Goth unsara, Frauja eins ist." Im Angelsächsischen Frea — womit die Namen der Nordischen Götter Freyer und Freya noch übereinstimmen, indem jener ursprünglich einen Herrn und dieser eine Herrin bedeutete.

Drottinn hingegen heißt bei den Franken und Allemannen Thruhtin oder Druhtin, bei den Angelsachsen drithen. Allein dieser Ausdruck dauerte noch in der Sprache, während der Königstitel schon aufgekommen war, und kein Franke verwechselt in der Uebersetzung den Namen König und Herr.

In dem Ambrosianischen Gesang wird das

Heilig, heilig, heilig
Herr Gott Zebaoth (der Heere)

richtig übersetzt:

Wiher, wiher, wiher
Truhtin Cot Herro!

hingegen:

Du König der Ehren, Jesu Christ!
Thu Chuninc thera Ziurido, Christ!

Daß er aber in den Nordischen Sprachen insbesondere keineswegs gleichbedeutend mit dem Titel eines Königs sei dieß läßt sich noch aus den ältesten Liedern der Edda selbst erweisen.

Denn der ursprüngliche alte Königstitel Thiudans kommt auch hier vor, und namentlich in dem berühmten Runa-Capitule, das ohne Zweifel älter ist, als alle Lieder von Thiodolf von Hwin, aus welchen Snorre Sturleson seine Urgeschichte der Ynglinger hauptsächlich geschöpft hat.

In der 9ten Strophe heißt es:

| | |
|---|---|
| Liod eg than | Auch dieses Lied |
| Kann er kannat | Kann ich, was nicht kann |
| Thiódans Kona | Des Königs Frau |
| ogmanskis mögur. | Und keines Menschen Sohn. |

Daß dieses Thiodans auch im Nordischen und hier richtig durch König übersetzt wird, beweisen die Stellen anderer und späterer Dichter, in welchen dieser Titel König vorkommt.

In der Hervararsaga, welche die Geschichte des von künstlichen Zwergen geschmiedeten Zauberschwerdts Tyrfing durch alle Abkömmlinge des Königs Swafurlams bis auf König Heidrek nach alten Liedern beschreibt, heißt es: Hlödr, der zweite Prinz des Königs Heidrek, sei nach dem Tode seines Vaters in das Reich gekommen, um von seinem Bruder Angantyr die Hälfte des Reichs als Erbschaft abzufordern.

Als er vor dem Pallast seines Bruders, des Königs abstieg, sandte er einen der Hofbedienten hinein, um ihn zu melden. Dieser trat vor die Tafel des Königs (geck inn fyrir Konungsbord) und sprach also:

| | |
|---|---|
| Her er Hlödr komin | Hieher ist Hlödur gekommen. |
| Heidreks Arfthegi | Heidreks Erbe! |
| Broodr thin | Der Bruder dein |
| enn bed skammi. | Und harret nicht lange. |
| Mikill er saa Madr | Groß ist der Mann |
| aa Mars Baki | Auf Rosses Rücken! |
| Willnu, Thiodann*) | Und will nun, o König! |
| Wid thik tala. | Mit dir sich besprechen. |

Da übrigens das Zeitalter dieser Nordischen Gedichte noch nicht bestimmt ist, so entscheidet auch ihr Ansehen für die Zeitfolge nichts; im Gegentheil tragen vielmehr solche vergleichende Sprachuntersuchungen dazu bei, ihrem eigenen Alter die gehörigen Grenzen zu setzen.

Ein einziger Schluß für die Fränkischen und Allemannischen Sprachdenkmale und für das Alter des teutschen Königsnamens läßt sich jedoch aus dieser Vergleichung der Gothischen und Skandinavischen Sprache ziehen, nämlich dieser: „Daß, „da der Süd-Ost und der Norden, aus welchen wir noch „theils christliche theils heidnische Denkmale des vierten Jahr„hunderts besitzen, einen ältern Titel für die höchste Gewalt „wirklich darbieten, und beide, so entfernt sie auch sind, selbst „in dem Ausdruck übereinstimmen, daß der höchsten Wahr„scheinlichkeit nach

1) der Titel Thiudans wirklich nicht nur der Gothische und Nordische oder Skandinavische, sondern der allgemeine teutsche, ältere und vielleicht älteste teutsche Königsname wirklich ist, und
2) daß, wenn wir noch Fränkische und Allemannische Sprachdenkmale aus dem 4ten Jahrhundert besäßen, wie wir sie nicht besitzen, auch in ihnen der Königsname Thiudans sich finden würde."
3) „Daß man nach dem Ulfilas annehmen darf, und daß die Eddischen Gedichte nicht widerstreiten: der jetzige teutsche Königsname sei überhaupt in dem 4ten Jahrhundert noch gar nicht in der teutschen Sprache gewesen.

Nach dieser nothwendigen Voruntersuchung entsteht nun erst die Frage: in welchem der folgenden Jahrhunderte der Titel König zuerst in der teutschen Sprache erscheine?

Ich antworte hierauf, im fünften wahrscheinlich, und im sechsten gewiß. Wir besitzen nämlich ein Bruchstück einer Fränkischen Evangelien-Harmonie, welche zuerst Hickes in seinem vortrefflichen Thesaurus mitgetheilt, und sein Alter nicht be-

---

*) S. Hervarar-Saga ok Heidreks Kongs sumtibus P. F. de Suhm. Hafniae, 1785 4. c. XVI. p. 188. So lesen nämlich die Codices B. C. F. und G. Der Herausgeber aber folgte dem Codex M, und legte diesen zu Grunde, unerachtet er nur den Vorzug der Vollständigkeit, nicht der Critik für sich hat, und liest Thiód,-ás, populorum columen! sehr gezwungen und gesucht, da doch die Anrede: Thiodann! König! an seinen Bruder, den bereits ernannten König Angantyr so nahe liegt. Noch weniger beifallswerth ist Verelius Leseart: sa Thundur, welches der Schwede den Kapen vir strenuus (S. Ihre Glossar. p. 1041.) übersetzt, und das an sich nicht unpassend wäre, aber die poetische Prosopopöie, mit der sich Hlaudur plötzlich unmittelbar an den König wendet bei weitem nicht an Werth erreicht. Gr.

stimmt hat, daß aber der gründliche Kenner unserer ältesten Sprachdialecte, der würdige Michaeler, nach seinem kritischen Gefühl und durch wirkliche Zusammenstellung der Sprachdenkmale aus allen Jahrhunderten in das fünfte Jahrhundert zu setzen sich berechtigt glaubte.*)

In diesem Denkmale heißt Gott stets der König des Himmels, der Engel Gabriel des himmlischen Königs Bote; und Jesus des himmlischen Königs Sohn. Bei allen diesen drei Ausdrücken bedient sich aber der Franke nie des alten Thiudans, sondern zum erstenmale des Wortes Cuning — das erste heißt Hewan Cuning, das zweite Hewan Cuningas Bodon, und das dritte p. 56. Himil und p. 74. Hewan Cuninges Suno.

Eben so ist es nun mit allen folgenden Fränkischen, Sächsischen und Allemannischen Denkmalen, die ich den Kennern der Literatur nicht vorzuzählen brauche

Nach alle diesem scheint der Schluß unläugbar zu folgen, da im vierten Jahrhundert noch der Titel Thiudans statt König, und im fünften der Titel Cuning statt Thiudans vorkommt, daß der teutsche Königstitel zwischen dem fünften und sechsten Jahrhundert aufgekommen sein muß.

Und es ist mithin nur noch die dritte Frage übrig: „ob „sich denn wirklich in diesem Zeitraum ein Datum in der teut„schen Geschichte findet, welches diese Veränderung des teut„schen Königsnamens erklärlich und wahrscheinlich macht?"

Mich dünkt allerdings, und zwar vorzüglich zwei: 1) Im Jahr 450 drang Attila mit seinen Hunnen in Gallien ein, nachdem er denselben schon zuvor die Ostgothen, Gepiden und andere Völker jenseits der Donau einverleibt hatte. Er nahm seinen Zug durch Teutschland, und verstärkte sich noch mit den Thüringern, Bructerern, Franken, Markmännern, Quaden, Sweven und Herulern, und eroberte die Städte Trier, Straßburg, Speier, Worms und Mainz.

2) Im Jahr 486 nimmt der Fränkische Chlodowig (Ludwig) Gallien bis an die Loire in Besitz. Mit den andern Fränkischen Regenten ging er auf den letzten Römischen General Syagrius los, überwand ihn bei Soissons, und stürzte die Römische Macht für immer. Im Jahr 496 überwand er auch die Allemannen, machte sich dieselben unterwürfig, und bekehrte sich noch in diesem Jahre zum Christenthum.

Es sind daher zwei Fälle gedenkbar, entweder daß durch Attila und die Hunnen, welche beide eine große Rolle in den alten Sagen der Teutschen spielen, wie aus dem Heldenbuch leicht zu ersehen, und daher die Einbürgerung eines fremden Titels in die teutsche Sprache keineswegs unmöglich ist, der Tartarische Königsname (denn die Hunnen waren ein Tartarischer Volksstamm) in der Teutschen Sprache durch das Ansehen dieses Helden und Volkes adoptirt, und aus dem Tartarischen Worte Chan oder Kan durch die Abwandlungssylben ing, ung, yng, ig u. s. w. das Fränkische, Nordische, Angelsächsische und Schwäbische Chuning, Konung, Cyng, Kunig, entstanden sei, oder dadurch, daß König Chlodowig, nachdem er sich zum unumschränkten Beherrscher erhoben hatte, nicht mehr nöthig fand, wie zuvor das Volk um Rath zu fragen, und nur Herrscher durch den Willen und das Ansehen des Volkes (Thiuda) mithin Thiudans, sondern durch seinen Rang und Geschlecht, so wie durch seinen Rang und Geschlecht, so wie durch seine Tapferkeit (Chune) und mithin Chuning, König zu sein; eine Erklärung, welcher auch die alte Nordische Schrift: Konunga og Höfdinga Styrelse beistimmt, und behauptet, daß der Titel Konung, Chuning, King von dem alten Nordischen Worte Kyn abstamme, welches zugleich den Begriff von hoher Geburt und von kühn, tapfer ausdrückt, so daß in dem Worte Kuning, König zugleich die Würde der Abstammung und eines kühnen und tapferen, zum Herrschen geborenen Gemüthes ausgedrückt ist.

*) S. s. Monimenta veteris linguae Teutonicae selectiora, in quibus non dialecti modo, sed et aetates accuratius atque ex ordine cognosci queant. p. 52.

## Maximilian Karl Wilhelm Grävell

ward den 28. Aug. 1781 zu Belgard in Pommern geboren, wo sein Vater als Feldprediger stand. Seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung erhielt er zu Kottbus, dann in der Kostschule des Rektors Engelmann zu Nieder-Wiese in Schlesien und auf dem Gymnasium zu Züllichau, worauf er in Halle die Rechte studirte. Nachdem er verschiedene Subalternenstellen im Preußischen bekleidet und häuslichen Unglücks wegen als Advokat wieder nach Kottbus gezogen war, ernannte ihn die sächsische Regierung zum dasigen Justizbeamten. 1811 trat er als Oberlandesgerichtsassessor und später als Rath bei dem Militärgouvernement wieder in Preußische Dienste, machte als Hauptmann und Adjutant des commandirenden Generals den Feldzug von 1813 und 1814 mit, und wurde dann als Bevollmächtigter nach Kottbus gesandt. Die dort gefundenen Schwierigkeiten veranlaßten 1816 seine Versetzung als Justitiar der Regierung nach Merseburg, wo sein rechtlicher Eifer seine baldige Entlassung aus dem Staatsdienste zur Folge hatte. Seitdem lebte er als Privatmann in Merseburg, seit 1823 aber auf seinem Gute bei Spremberg.

Von ihm erschien:

Antiplatonischer Staat. Berlin 1808. 2. Ausgabe Ebendas. 1812.
Der Landsturm. Elbingen 1813.
Commentar zu den Creditgesetzen des preußischen Staates. Berlin 1813 — 1820. 4 Bde.
Quellen des allgemeinen deutschen Staatsrechts. Leipzig 1813 — 1820.
Sachsens Wiedergeburt. Mainz 1814.
Der Mensch, Untersuchung für gebildete Leser. Berlin 1815. 3. Aufl. 1818. gr. 8.
Ueber Preßfreiheit und Volksgeist. Ebend. 1815.
Bedarf Preußen einer Constitution. Ebend. 1816.
Neueste Behandlung eines preußischen Staatsbeamten. Leipzig 1818. 2 Bde.
Wie darf Preußens Verfassung nicht werden! Ebendas. 1819.
Das Wiedersehen nach dem Tode. Ebendas. 1819.
Der Regent. Berlin 1819 u. Stuttgart 1824. 2 Bde.
Briefe an Emilie, über die Fortdauer unsrer Gefühle nach dem Tode. Leipzig 1822 in 8.
Generaltheorie der Verträge, nach preußischem Recht. Halle 1821.
Die Grundsteuer und das Kataster. Leipzig 1822.
Der Bürger. Berlin 1822.
Der Werth der Mystik. Merseburg 1822.
Praktischer Commentar zur allgemeinen Gerichtsordnung für die preußischen Staaten. Erfurt 1825 — 1828. 2 Bde.

Ein treuer, unermüdlicher Eifer für das, was ihm auf Wahrheit und Recht, nach strenger Prüfung begründet erscheint, spricht sich überall in Grävell's Schriften aus. Sie haben durch seine Freisinnigkeit, seinen Scharfblick und die Klarheit seines Geistes einen dauernden Werth erhalten, und verdienen, namentlich diejenigen Werke, in welchen er auf eine eben so eindringliche als allgemein verständliche Weise, philosophische, jeden Gebildeten interessirende Gegenstände behandelt, dankbare Anerkennung und Verbreitung, die ihnen indessen auch vielfach zu Theil geworden ist.

Wirnt von Gravenbergh, s. Minnesinger.

## Georg Greflinger.

Von seinem Leben und Wirkungskreise weiß man nur, daß er zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Regensburg geboren wurde, als kaiserlicher gekrönter Poet und Notarius zu Hamburg lebte und dort um 1677 starb. Er schrieb unter dem Namen **Seladon**.

Von ihm haben wir:

Hellpolirter Spiegel aller christlichen Tug'end nach dem Leben König Davids. Frankfurt 1643.
Lieder über die jährlichen Evangelien. Hamburg 1643.
Seladons Beständige Liebe. Frankfurt 1643.
Deutsche Epigrammata. Danzig 1645.
Die sinnreiche Tragicomödia, genannt Cid. Hamburg 1650.
Seladons weltliche Lieder. Frankfurt 1651.
Beschreibung der Hochzeit, zwischen Adam und Eva. Hamburg 1653.
Inbrünstige Seufzer, nach Anleitung der Evangelien. Hamburg 1655.
Poetische Rosen und Dörner, Hülsen und Körner. Hamburg 1655.
Seladonische Musen. Ebendas. 1663.

Eine ziemlich gewandte Sprache, Natürlichkeit, und ein derber, aber oft treffender Witz, heben G. vortheilhaft vor vielen seiner reimenden Zeitgenossen heraus. Folgende Proben mögen dies bestätigen.

---

### An eine Gesellschaft.*)

Lasset uns scherzen,
Blühende Herzen!
Lasset uns lieben
Ohne Verschieben;
Lauten und Geigen
Sollen nicht schweigen;
Kommet zum Tanze,
Pflücket vom Kranze.

Drücket die Hände,
Reizet zum Ende,
Tretet die Füße,
Gebet euch Küsse;
Machet euch fröhlich,
Machet euch ehlich:
Lasset die Narren
Länger verharren.

Ehlich zu werden
Dienet der Erden;
Ledige Leute
Mangeln der Freude;
Jeder muß sterben;
Machet Euch Erben,
Euerem Gute,
Nahmen und Blute.

Lasset der Grauen
Murren und Schauen,
Rathen und Wissen,
Wenig ersprießen;
Unsere Kälber
Waren sie selber. —
Blühende Herzen!
Lasset uns scherzen.

---

### Der Ehehasser.*)

Schweiget mir vom Frauennehmen;
Es ist lauter Ungemach;
Geld ausgeben, wiegen, grämen
Einmal Juch und drei Mal Ach!
Ist sie reich, so will sie rechten;
Ist sie arm, wer schaffet Brod?
Ist sie jung, so will sie fechten:
Ist sie alt, so ist's der Tod.

Ich will drum nicht, daß man sage,
Daß ich nicht recht männlich bin,
Weil ich mich des Weib's entschlage;
Buhlen, buhlen ist mein Sinn.
Heute die, die andre morgen,
Das ist eine Lust vor mich;
So darf ich für keine sorgen,
Jeder sorget selbst für sich.

Denkt was auf die Hochzeit lauffet,
Was die Braut zur Kleydung frisst;
Wenn man uns ein Kindlein tauffet,
Das der nechste Hausrath ist,
Was die Amme, die es säuget,
Was das Mägdlein, das es stillt,
Daß es mir zu nachtes schweiget,
Mich nicht wecket, wann es brillt.

Und was kosten Kasten, Kisten,
Schlüssel, Schüssel, Teller, Rost;
Mägde die uns kochen, misten,
Denket, was der Hauszins kost,
Was die Kannen, Tische, Bänke,
Handvaß, Handtuch, Tischtuch, Licht,
Stühle, Küchen, Küchenschränke,
Und was kost die Kleydung nicht.

Soviel Mäuler abzuspeisen,
Und was frißt der Hund, die Katz;
Und wann sich die Freunde weisen
Was für Geld bleibt auf dem Platz.
Aber Fische, Wein und Grütze
Bier und Wein und liebes Brodt;
Und wann erst die Frau nichts nütze,
Schenke Gott die liebe Noth.

Wann die Frau will Hosen tragen
Und dem Manne widerspricht;
Dann so geht es an das Jagen:
Eine solche taugt mir nicht;
Denn so kommen ihre Freunde,
Rechten, schreyen wider mich,
Dann so werden Freunde Feinde,
Dann geht Alles hinter sich.

Dann so geht der Mann vom Hause
Suchet ihm was ihm geliebt,
Lebet Tag und Nacht im Sause,
Ob sich schon die Frau betrübt;
Sitzt zu Hause mit den Kleinen,
Hat nicht Bier, noch Brodt, noch Geld:
Er ist lustig mit den Seinen
Und fürwahr ein freyer Held.

Ich will keine so betrüben;
Ich will bleiben wer ich bin,
Ich will keine herzlich lieben;
Buhlen, buhlen ist mein Sinn:
Buhlen ist mir honigsüße,
Buhlen ist es was ich thu,
Und verbuhl ich schon die Füße,
So behalt' ich doch die Schuh.

---

*) Aus: Seladons Beständige Liebe. S. 32.

*) Ebendaselbst. S. 63.

## Katharina Regine von Greiffenberg

stammt aus der fränkischen Adelsfamilie von Seyßeneg und wurde in den ersten 20 Jahren des 17. Jahrhunderts geboren. Sie lebte zu Nürnberg als thätiges Mitglied der deutschgesinnten Genossenschaft, in welcher sie „die Tapfere" hieß, und als Präsidentin und Zunftmeisterin der dasigen poetischen Lilienzunft. Ihr Tod fand um 1660 statt.

Sie schrieb:

Teutsche Urania, Geistliche Lieder und Sonnette, herausgegeben von ihrem Vetter H. R. von Greiffenberg. Nürnberg 1662.
Passionsbetrachtungen. Nürnberg 1672.
Andächtige Betrachtungen von der Menschwerdung, Geburt und Jugend Jesu. Nürnberg 1678.
Betrachtungen von Jesu Lehren u. s. w. Nürnberg 1693. 2 Bde.

Eine für ihre Zeit nicht unbedeutende religiöse Dichterin, deren Styl zwar an allen Fehlern des damaligen Ungeschmacks leidet, aber doch kräftig und gewandt ist, auch beurkunden viele ihrer Leistungen eine würdige, tiefgefühlte Frömmigkeit.

Vgl. G. C. Lehm Teutschlands galante Poetinnen. Frankfurt 1715. S. 57.

Wir theilen folgendes Gedicht von ihr als Probe mit:

### Die Gott lobende Frühlingslust.

(Aus der teutschen Urania).

Das schöne Blumen-Heer geht wiederum zu Feld,
Um Ruh und Farbenpracht recht in die Welt zu streiten;
Des Laubes Lorbeer-Strauch bekränzen's aller Seiten,
Dryaden schlagen auf die kühlen Schatten-Zelt.

Es ist mit Lieblichkeit verguldet alle Welt;
Die Freuden-Geister sich ganz in die Luft ausbreiten.
Die Weltregierend Kraft will all's in Freud verleiten
Die süße Himmels-Füll sich etwas erdwärts hält.

Es weist die Ewigkeit ein Fünklein ihrer Schöne,
Ein Tröpflein ihres Safts, ein Stäublein ihrer Zier.
Dies lieblich Kosten macht, daß ich mich erst recht sehne

Und lechz' mit dürrer Zung' und heißer Gier nach ihr.
O Frühling, Spiegel-Quell, du netzest und ergetzest;
Aus Erd' in Himmel-Lust die Seele schnell versetzest.

---

## Samuel Greifenson. s. Simplicissimus.

---

## Johann Christoph Greiling

ward den 21. December 1765 zu Sonnenberg im Saalfeldischen geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf dem Gymnasium zu Koburg, studirte in Jena Theologie und wurde 1797 als Prediger zu Schochwitz im Mannsfeldischen angestellt. 1798 kam er in gleicher Eigenschaft nach Neu-Gattersleben, wurde 1805 Superintendent und Oberpfarrer zu Aschersleben und 1828 vom König von Preußen durch Ertheilung des rothen Adlerordens dritter Klasse ausgezeichnet. Seit 1830 ist er Dr. der Theologie.

Seine Schriften sind:

Ueber den Entzweck der Erziehung. Schneeberg 1793.
Philosophische Briefe. Leipzig 1794
Populäre Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Philosophie. Züllichau 1797.
Neue praktische Materialien zu Kanzelvorträgen. Magdeburg 1798 — 1804. 6 Bde.
Hieropolis. Ebendas. 1802.
Theorie der Popularität. Ebendas. 1805.
Amtsvorträge. Ebendas. 1805.
Andachtsreden. Halberstadt 1805.
Theophanien. Halle 1808.
Das Leben Jesu. Ebendas. 1813.
Die biblischen Frauen. Leipzig 1814 — 1815. 2 Thle.
Neueste Materialien. Magdeburg 1821 — 1826. 6 Thle.
Einzelne Predigten. Aschersleben 1830.

Ein klarer und lichtvoller Kanzelredner, der mit Kraft und Nachdruck die Herzen anzuregen und zu rühren weiß. — In seinen pädagogischen Schriften war er, zu ihrer Zeit mit vielem Erfolg, bemüht, die Grundsätze Kantischer Philosophie auf die Erziehungslehre anzuwenden. — Eins seiner vorzüglichsten durch geschmackvolle Darstellung, wie durch tiefes Gefühl und reiches Wissen gleich ausgezeichneten Werke ist: „Biblische Frauen."

---

## Johann Dietrich Gries.

Dieser geistvolle Uebersetzer fremder Dichter wurde den 7. Februar 1775 zu Hamburg geboren. Obwohl von seinem Vater, dem dasigen Senator G. zum Kaufmann bestimmt, hatte er doch auf dem Johanneum bereits einen so guten wissenschaftlichen Grund gelegt, daß er nach einer Nachhülfe mit väterlicher Bewilligung 1795 — 1800 in Jena und Göttingen mit Erfolg die Rechte studiren konnte. Dabei fand er noch hinlängliche Muße, seiner damaligen Lieblingsneigung, der Dichtkunst, nachzuhängen, wodurch er in Jena mit A. W. Schlegel, Schiller, Wieland, Goethe, Herder und Schelling in freundschaftliche Verbindung kam. 1800 kehrte er von einigen kleinen Reisen nach Jena zurück, wurde daselbst Doctor der Rechte und ließ sich nach einem kurzen Aufenthalte in Wetzlar hier häuslich nieder. Von 1808 — 1810 bereiste er die Schweiz, Oberitalien und Baiern, lebte dann wieder eine Zeitlang in Stuttgart, kam darauf von Neuem wieder nach Jena und wurde 1827 vom Großherzog von Weimar zum Hofrathe ernannt.

Wir haben von ihm:

Tasso's befreites Jerusalem. Jena 1800 — 1803. 2 Bde. 4. Aufl. 1824. 5. Aufl. 1826.
Ariost's rasender Roland. Jena 1804 — 1808. 4 Bde. 2. Aufl. 1825. 5 Bde.
Calderon de la Barca's Schauspiele. Berlin 1815 — 1826. 7 Bde.

Gedichte und poetische Uebersetzungen. Stuttgart 1829. 2 Bde.
Fortiguerra's Richardet. Stuttgart 1831 — 1832. 3 Bde.
Bojardo's verliebter Roland. Stuttgart 1835 — 1837. 3 Bde.
Außerdem Uebersetzungen einzelner Stücke, so wie Gedichte in Zeitschriften, Almanachen u. s. w.

Feinheit des Geschmackes, Witz, Wohllaut und seltene Herrschaft über Sprache und Form charakterisiren G's lyrische Gedichte. Den größten Ruhm erwarb er sich jedoch durch seine Uebertragung von Meisterwerken südlicher Poesie, zu der ihn ein gründliches und ausgebreitetes Wissen vorzüglich befähigte. Hier hat er Außerordentliches geleistet, und indem er mit bewundernswürdigem Fleiße der strengsten Treue sich befließ, doch zugleich gezeigt, was die deutsche Sprache bei so geistreicher und gewandter Behandlung zu geben vermag. — Wenn auch alle übrigen Denkmäler deutscher poetischer Kunst verloren gingen, seine Uebersetzung des rasenden Roland allein würde den Nachkommen zu ihrem Erstaunen beweisen, auf welche bedeutende Höhe sich die deutsche Sprache und Literatur zu einer Zeit geschwungen haben mußte, in der es einem ausgezeichneten Manne gelang, auf solche Weise mit den herrlichsten Denkmälern fremder Dichtkunst in der Nachbildung derselben zu wetteifern.

---

## Die Danaiden.*)

Danaos, Argiver König,
Führte seinen Scepter schwer.
Alles war ihm unterthänig
Vom Gebirge bis an's Meer.
Rudernd durch die Wogen,
War er hergezogen
Fern von Libyens heißem Strand
In das mildre Griechenland.

Doch wie seiner Heimat Sonne
Flammte wild des Königs Sinn.
Nur Gewalt war seine Wonne,
Herrschen nur war ihm Gewinn.
Endlich war's gelungen,
Argolis bezwungen;
Und nach langem, harten Krieg
Blieb ihm der gewisse Sieg.

Doch nicht ruhig konnt' er bleiben,
Argwohn haust' in seiner Brust;
Nimmer konnt' er den vertreiben,
Der vertrieb ihm jede Lust.
Denn an allem Orte
Hört er Phöbos Worte:
Aus des Bruders Stamme droht
Dir von Eidamshand der Tod.

Und er fühlt des Argwohns Flamme
Wilder stets im Busen glühn;
Aus Aegyptus reichem Stamme
Schrecken funfzig Helden ihn.
Seines Bruders Erben,
Kommen sie und werben,
Nach dem Bunde der bestand,
Um der funfzig Töchter Hand.

Aber seit Apollons Warnung
Sinnt er nur auf ihren Tod,
Sucht mit künstlicher Umgarnung
Abzuwenden, was ihm droht.
Endlich ist's ersonnen!
Wie der Tag begonnen,
Ruft die Töchter er zum Thron,
Redet mit verstelltem Ton:

Seht, so weit die Blicke reichen,
Ist das Land mir unterthan.
Meiner Macht muß Alles weichen,
Mein Gebot nimmt Alles an.
Doch mich freut es wenig,
Bin ich gleich der König,
Ließ' ich nur, ihr Töchter, euch,
Wenn ich sterbe, Kron' und Reich.

Wißt, in unsern eignen Mauern
Haust die Hyder, die euch droht.
Meines Bruders Söhne lauern
Lange schon auf meinen Tod;
Und wenn ich nun sterbe,
Nehmen sie das Erbe,
Rauben meinem theuern Blut
Frech das väterliche Gut.

Drum, zu mindern eure Sorgen,
Bin ich weislich nun bedacht.
Vor Gefahr seyd ihr geborgen,
Habt ihr meines Wortes Acht.
Doch vor allem schwöret,
Was ihr immer höret,
Eh ihr mein Gebot gethan,
Bräutlich keinem Mann zu nahn.

Und die Töchter alle schwören,
Wie der König es verlangt.
Heimlich muß nun jede hören,
Wessen ihr im Herzen bangt,
Doch den funfzig Helden
Läßt der König melden:
Heute sey, wie ihr begehrt,
Euch der Töchter Hand gewährt.

Rings von tausendfachem Scheine
Wird der Hochzeitsaal erhellt.
Jedem Jüngling wird die Seine
Bei dem Mahle zugestellt.
Jetzt empfangen alle,
Bei Trommetenschalle,
Wie der König es befahl,
Von der Braut den Festpokal.

Was die Helden nimmer dachten,
Schlaferregend war der Trank;
Doch des Königs Augen wachten,
Als der Gatten Auge sank.
Höhnend rief er: Spüret
Ihr schon Schlaf? So führet
Denn die Braut in's Brautgemach;
Doch der Bräutigam sey wach!

Und es hörte mit Erröthen
Solchen Spott der Helden Schaar;
Und bei'm Klange süßer Flöten
Schlich hinweg sich jedes Paar.
Aber ach! vergebens
War die Macht des Strebens;
Der verrätherische Pokal
Siegte zu der Gatten Qual.

Würde sie der Schlaf berücken —
Also war des Königs Wort —
Sollten ihre Dolche zücken
Bräute zu der Gatten Mord
Und mit raschen Händen
Sie zum Orkus senden,
Um von seines Argwohns Pein
Den Tyrannen zu befrei'n.

Ungeduldig in der Halle
Wartete der König schon:
Haben denn die Frevler alle
Nun empfangen ihren Lohn?
Als die Töchter kamen
Und sie dies vernahmen,
Sprachen sie: Wie sich's gebührt,
Ist dein Wille, Herr, vollführt.

Und die blut'gen Dolche zählte
Der Tyrann mit späh'nder Hand.
Doch als ihrer Einer fehlte,
Neun und vierzig nur er fand,

*) Gedichte und poetische Uebersetzungen von J. D. Gries. Stuttgart 1829. 2 Bde.

Rief er, Wut im Blicke:
Welcher Schlange Tücke
Hat verspottet mein Gebot?
Treffe sie mit ihm der Tod!

Ach! der Töchter jüngste hatte
Nicht vollführt den grausen Spruch;
Denn es jammert sie der Gatte,
Und sie wagt des Vaters Fluch.
In den Schwestern brannte
Glut, die sie nicht kannte,
Noch von Libyens heißem Strand;
Doch sie zeugte Griechenland.

Hypermnestra hörte bebend,
Was der Vater grausam sprach.
Dem Gebote widerstrebend,
Trat sie in das Brautgemach,
Sah den Vater winken,
Sah den Jüngling sinken —
Und mit namenloser Qual
Faßt sie den gebotnen Stahl.

Zitternd hat sie ihn geschwungen,
Doch es sieget die Natur.
Götter, ruft sie, nur erzwungen
War des Mordes grauser Schwur!
Jene Libyerinnen,
Was sie auch beginnen:
In der Griechinn sanfter Brust
Wohnt nicht Mord-, nur Liebeslust.

Und der Dolch entsinkt den Händen,
Auf den Jüngling stürzt sie hin.
Statt den Frevel zu vollenden,
Ruft die holde Retterinn:
Mein Gemahl, erwache!
In dem Brautgemache
Harrt, statt Amors süßem Scherz,
Nur auf dich des Todes Schmerz.

Und der Jüngling dehnt die Glieder,
Wie der Schall sein Ohr berührt:
Ach! dein Trank, er macht mich müder,
Als dem Bräutigam gebührt.
Zärtlich, voll Verlangen,
Will er sie umfangen;
Doch mit grauenvollem Blick
Stößt den Jüngling sie zurück.

Nicht zu Hymens frohen Spielen
Sey die kurze Zeit verwandt!
Deine Brüder, ach! sie fielen
Schon durch meiner Schwestern Hand.
Doch des Vaters Willen
Konnt' ich nicht erfüllen —
Und noch eh sie enden kann,
Stürzt in's Zimmer der Tyrann.

Fürchterlich in seinem Grimme,
Hört er, was die Tochter spricht,
Ruft mit wuterstickter Stimme:
Uebst du so des Schwures Pflicht?
Ha! du hast gebrochen,
Was du kaum versprochen:
Geh denn auf des Orkus Bahn
Deinem Gatten, geh voran!

Und das Eisen hochgeschwungen,
Zielt der König, rachentbrannt;
Doch der Jüngling, eh's gelungen,
Schlägt das Schwert ihm aus der Hand.
Rächend seine Brüder,
Stößt er rasch ihn nieder
Und von dem verhaßten Ort
Reißt er die Geliebte fort.

Mit Entsetzen sonder Gleichen,
Als er sich der Halle naht,
Sieht er seiner Brüder Leichen,
Sieht des Wütrichs grause That.
Daß er umgekommen,
Wird entzückt vernommen;
Und dem Jüngling beut zum Lohn
Das befreite Volk den Thron.

Aber jene Falschen beben,
Denn es droht ein hart Gericht.
Doch die Schwester fleht ihr Leben,
Und der junge König spricht:
Wohl, trotz ihren Ränken,
Will ich's ihnen schenken;
Doch es heischt der Pflicht Gebot
Strafe für der Brüder Tod.

Schnell nach kunsterfahrnen Leuten
Schickt er jetzt im ganzen Reich,
Läßt ein hohes Faß bereiten,
Unten einem Siebe gleich.
Dieses ist mein Wille:
Eh dies Faß sich fülle,
Sey euch nimmer Ruh vergönnt;
Seht nun, ob ihr's füllen könnt;

Und sie tragen auf und nieder;
Doch wenn kaum das Wasser schwoll,
Rinnt es aus dem Siebe wieder,
Und das Faß wird nimmer voll.
Und des Volkes Sage
Wandelte zur Plage
In des Orkus ew'ger Nacht,
Was der König weis' erdacht.

---

## Elegie.

Hat die düstre Fackel deines Lebens
Schon der stille Genius gesenkt?
War der Freundschaft frommes Flehn vergebens?
Deine dunkle Laufbahn so beschränkt?
Einsam weil' ich hier am Todeshügel,
Schweigend wölbt sich unter mir dein Grab;
Und mein Auge blickt, der Seele Spiegel,
Trüb' und thränenvoll hinab.

Wie die Lilie dort die frischen Blüthen
In Aurorens mildem Glanz erhebt!
Wie des Nordes unversehnem Wüten
Ihre Kraft noch mühsam widerstrebt!
Ach! er wirft die zarte Blume nieder;
Die Natur gab ihr nur schwache Wehr.
Morgen kommt der Wandrer suchend wieder —
Und er findet sie nicht mehr.

Gleich den Blüthen, die der Nord zerwehte,
Sinkt der Jüngling in der Erde Schooß;
Eng' und dumpf ist seine Schlummerstäte,
Bald verhüllet von des Hügels Moos.
Dieses Herz, das eine Welt umfaßte,
Drückt der Erde feindliche Gewalt;
O daß keine Sorge mehr es laste,
Ward es darum erst so kalt?

Wenig war der Freude dir gemessen,
Schnell vertilgt war ihre schwache Spur.
Ach! von allen Söhnen dein vergessen
Hatte die unzärtliche Natur.
Feindlich wog, mit ungerechter Wage,
Sie dein Erbtheil dir in Kummer hin;
Grausam blieb sie, bis zu jenem Tage,
Deines Lebens Schuldnerinn.

Was du hattest, hast du selbst errungen!
Was du warst, du warst es nur durch dich.
Doch was du dem Schicksal abgezwungen,
War ein Traum, der raschen Flugs entwich.
Köstliche Gesundheit, Schatz des Lebens,
Von der Erde letztem, ärmsten Sohn
Hätt' er gerne dich ertauscht — vergebens!
Ihm ward nie dein süßer Lohn.

Keine Ros' umblühte, frisch und labend,
Deines Lebens dornenvolle Bahn;
Freudeleer entfloh dir jeder Abend,
Freudeleer sahst du den Morgen nah'n.
Nur der Tod erschien dir minder trübe,
Kummerlösend traf dich sein Geschoß.
War es nicht die sanfte Hand der Liebe,
Die dein brechend Auge schloß?

Aus des Glückes weichem Schooß gerissen,
Fühlt der Mensch der Trennung bittern Schmerz;
Alles, was er hier besaß, zu missen,
Peinigt endlos sein verwöhntes Herz.
Doch er sieht die Hoffnung vor sich schweben,
Mild umschleiernd das Gesetz der Zeit;
Des verlängerten Genusses Streben
Nennt er gern Unsterblichkeit.

Aber wer auf Erden nichts besessen,
Was ihn fesselt an die Welt der Noth:
Daß er je gewesen zu vergessen,
Folgt er willig dem Befreier Tod.
Ach! zur Freude warst du nicht geboren;
Was du hattest, schwand schon hier dahin.
Dem, der alles, so wie du, verloren,
Ist Vernichtung noch Gewinn.

Ach! aus jenem unbekannten Lande,
Nie erspäht von eines Forschers Blick,
Undurchdringbar endlichem Verstande,
Kehrte nie ein Wanderer zurück.
Durch ein ewiges Gesetz geschieden,
Das des Menschen Lippe schaudernd nennt,
Ruht sie dort, die Freistatt aller Müden,
Denen keine hier gegönnt.

Aber dem, der treu mit reiner Feier
Folget ihrer unentweihten Spur,
Hob sie selbst den siebenfachen Schleier
Liebevoll, die göttliche Natur.
Thanatos verborgnes Graun zu mildern,
Zeigte sie mit mütterlichem Blick
Ihm in lichten, zartverhüllten Bildern
Sein zukünftiges Geschick.

Siehst du nicht die Erde sich verklären
Vor des jungen Lenzes Wonnehauch?
Dampfet nicht von tausend Weihaltären
Der verjüngten Schöpfung Opferrauch?
Alle Schaaren ihrer Kinder fallen
An der großen Mutter weites Herz;
Tausend neue Jubelhymnen wallen
Mit den Düften himmelwärts.

Was verschlungen ward vom Strom der Zeiten,
Kehret wieder in der Zeiten Strom;
Aus dem großen Reich der Wirklichkeiten
Schwindet keiner Ephemer' Atom.
Glänzend aus des Saamenkorns Verwesung
Steigt der goldgefüllte Halm hervor;
Aus der Raupenhülle zur Erlösung
Schwingt der Sylphe sich empor.

Und vergessen von der Mutter schliefe
Er, den sie ein Götterbild erschuf?
Nein! auch in des Grabes dumpfe Tiefe
Dringet laut der Auferstehung Ruf.
Dann, befreit von jedem Erdenbande,
Von des Schattenlebens Wahn und Trug,
Hebt zu seinem heimatlichen Lande
Siegend sich des Geistes Flug.

---

## Der geraubte Eimer.

Schon hatten sich die Boten fortbegeben,
Und jede Friedenshoffnung schien dahin;
Denn nie den König aus der Hand zu geben,
Beschloß der Sieger übermüth'ger Sinn.
Allein der Nuntius hatt' ein andres Streben:
Zum großen Hirten Roms sollt' Enzio hin,
Damit der stärkre Feind ihn aufbewahre,
Und größre Kränkung Friederich erfahre.

Noch aber war der Stillstand nicht verflossen,
Da kam den Fluß herab, leicht und gewandt,
Ein Schifflein mit dem Strom dahergeschossen
Und setzte zwei Herolde hier ans Land.
Die Brück' erreichend, kamen die Genossen
Zum rechten dieser, der zum linken Strand,
Und forderten zum Zweikampf mit dem Speere
Die ganze Ritterschaft der beiden Heere.

Der Aufruf sagt: Ein Ritter, nach dem Kranze
Der Liebe strebend, den ein Fräulein hält,
Das wohl an Muth, an Sitt' und Reizesglanze
Die Herrschaft hat ob allen Frau'n der Welt,
Ruft jeden Ritter auf zum Kampf der Lanze,
Bis Einer sitzen bleibt und Einer fällt,
Des Gegners Schild begehrt er, sollt' er siegen,
Und giebt den seinen hin, sollt' er erliegen.

Die Fodrung wird von Allen angenommen,
Und hier wie dort macht Jeder sich bereit
Und denkt, sobald die Sonne neu entglommen,
Die jetzt sich senkt, kühn zu bestehn den Streit.
Kaum aber ist die Nacht herabgekommen
Und nimmt der Welt ihr buntes Farbenkleid,
Mit dem verschwiegnen Schleier sie bedeckend,
Da schallt vom Himmel die Trommete schreckend.

Verwirrt bewaffnen sich dreihundert Schaaren,
Bestürzt, erschreckt durch dieses Klanges Wut.
Da läßt sich schnell ein großes Schiff gewahren
Und schwimmt herab auf der geschwellten Flut,
Aus welchem Flammen und Raketen fahren;
Nie zeigt die Stadt des Dis so wilde Glut.
Erst schien's ein Schiff; zur Brücke dann gelangend,
Ist's Eiland, und ein Berg erhebt sich prangend.

Rauh ist der Berg, ein wildes Steingemenge,
Und eine Wiese zieht sich vor ihm her,
Die hundertzwanzig Schritte hält an Länge,
An Breite dreißig, minder oder mehr.
Der Brücke fügt das Vordertheil sich enge;
Dort sieht man eine Säule, hoch und hehr,
Aus welcher künstlich so die Flammen steigen,
Daß hellerleuchtet sich die Ufer zeigen.

Am Schafte hängt, mit Ketten festgebunden,
Ein goldnes Horn; und eine Schrift dabei
Läßt auf dem glatten Marmor dies erkunden:
Wer wagen will den Kampf, der blase frei!
Noch höher ward ein reicher Schild gefunden,
Und durch die Kunst der schönen Bildnerei
Ward schier der Werth des reinen Silbers minder.
Darüber stand die Schrift: dem Ueberwinder!

Hier bildete der Künstler nach dem Leben
Den Kampf des Ritters von Seleucia
Mit dem Martan; rings war das Feld umgeben
Vom Volk Damaskus, das ihn staunend sah.
Von Schaam und Schmerz betäubt, stand Gryph daneben
Und sah fast sinnlos an, was hier geschah.
Es lacht der Hof, und Norandin wird heftig;
Allein Martan entflieht und spornet kräftig.

Die Insel prangt im schönsten Grüngewande,
Und Myrten schatten am Gestad' umher.
Es sammeln sich der Ritter viel am Strande
Und wandeln auf der Wiese hin und her.
Doch da sie Niemand sehn im ganzen Lande,
Zieht Alles nach der Säule sich nunmehr;
Und unter ihnen wird ein Streit erhoben:
Wer soll zuerst das Abenteu'r erproben?

Sie loosen drum, und aus dem wackern Bunde
Wählt Galeotto'n itzt des Glückes Fall.
Er bringt sogleich das goldne Horn zum Munde
Und bläst, und Jeder wird betäubt vom Schall.
Die Insel bebt, es bebt im tiefsten Grunde
Strombett und Wog' und Ufer überall.
Das Feu'r erlischt, die Sterne selbst erblassen,
Der Himmel ist vom heitern Glanz verlassen.

Noch bebte rings der Grund, und plötzlich hüllte
Ein dichter Wolkenzug die Erd' in Nacht.
Auf einmal blitzt' es, und zugleich erbrüllte
Ein Donnerschlag mit so gewalt'ger Macht,
Daß Todesgraun jedwedes Herz erfüllte
Und Jeder fast von Sinnen schien gebracht.

Und mit dem Donner traf ein Blitz zusammen,
Fuhr auf den Berg und setzt' ihn rasch in Flammen.

Fort loderte die Glut, unaufgehalten,
Der ganze Berg schien eine Feuerwelt;
Und während noch empor die Flammen wallten,
Erschien in ihrer Mitt' ein Purpurzelt.
So schien der edle Stoff, den einst die Alten
Aus unverbrennbarn Fäden dargestellt,
Im Morgenland, bei'm königlichen Prunken
Des Leichenfests, zu glühen in den Funken.

Der Berg verbrennt in wenigen Sekunden,
Und heiter wird der Himmel, wie zuvor.
Aus hundert von Trommeten schallt verbunden
Kriegslärm und süße Harmonie zum Ohr.
Das Licht, das von der Säule war verschwunden,
Kehrt nun zurück, und aus dem Zelt hervor
Ziehn hundert Pagen, und sie alle glänzen
In weißer Tracht, gestickt mit goldnen Kränzen.

Schwarz sind der Knaben Händ' und Angesichter,
Es scheint, daß Aethiopien sie gebar;
Und aus dem Stegreif spräche wohl ein Dichter:
Hier wird man Fliegen in der Milch gewahr.
Es zieht aus zweien Pforten, Fackellichter
In ihrer Hand, hervor die Doppelschaar,
Stellt sich in grader Reih' auf beide Seiten
Und läßt inmitten freie Bahn zum Streiten.

Indessen bracht' ein Knappe, wohlbedächtig,
Schon eine Menge Lanzen zum Turnier;
Und Galeott erschien, in Waffen, prächtig,
Grün waren Rüstung, Oberkleid und Zier.
Er lenkt' ein thracisch Roß, gewandt und mächtig;
Grau, mit drei weißen Füßen, war das Thier,
Das curbettirend, wenn's der Sporn berührte,
Auf ebner Bahn manch kühnen Sprung vollführte.

Bereit ist Alles, und zum Kampfgedränge
Fehlt nur der andre Rittersmann nunmehr.
Da schallen noch einmal Trommetenklänge,
Und plötzlich kommt er aus dem Zelt daher.
Weiß war sein Kleid, mit edler Steine Menge
Prachtvoll geschmückt, der Helmbusch weiß, die Wehr
Von Silberblech, unschätzbar für den Kenner;
Doch schwärzer als ein Rabe war sein Renner.

Der offne Helm ließ sein Gesicht gewahren,
Er schien ein Jüngling und kaum sechzehn alt,
Von Ansehn hold und schön, von blonden Haaren,
Und seine Tracht verlieblicht die Gestalt.
Anmuthig grüßt er rings umher die Schaaren;
Mit kräft'gem Zügel zwingt er die Gewalt
Des muth'gen Renners leicht zum raschen Tanze
Des stahlbeschlagnen Hufs, und packt die Lanze.

Er schließt den Helm und wartet mit Verlangen,
Bis der Trommete Zeichen tönt zum Ohr.
Und es erscholl; wie Sturm und Flammen drangen
Der Eine hier, der Andre dort hervor.
Sie trafen sich, und die gewalt'gen Stangen
Flohn, schnell zerstückt, in Splittern hoch empor.
Aus Beider Helm sprüht' eine Menge Funken,
Und glatt war Galeott vom Roß gesunken.

Dies schöne Schauspiel anzusehn, verbreiten
Sich beide Heere links und rechts am Strand;
Und unter'm Baldachine sahn dem Streiten
Die beiden Schöffen zu bei'm Fackelbrand.
Sie sehn den Galeott vom Sattel gleiten,
Und wie der Andre die großmüth'ge Hand
Nach seinem Zaume streckt mit edler Sitte
Und hemmt des Feindes Roß im flücht'gen Schritte.

Doch Galeott, beschämt ob solcher Schande,
Giebt scheidend seinen Schild dem Sieger her;
Und auf dem hellen, goldgeschmückten Rande
Liest man den Namen Galeott nunmehr.
Indeß, im blau und goldnen Kriegsgewande,
Senkt schon ein andrer Ritter seinen Speer

Und spornet rasch den schwarzgemähnten Tiger
Zum Kampfe los auf jenen fremden Krieger.

Die Lanze muß am Rand des Schildes brechen
Und splittert durch die dunkle Luft bei'm Stoß.
Dem Fremden glückt's, vom Sattel ihn zu stechen,
Und Jener fällt den Blumen in den Schooß.
Kaum hingestürzt, will er die Schande rächen,
Die er erlitt, und zieht den Degen bloß.
Der Andre weicht; ein Wind hat sich erhoben,
Und schnell ist jedes Licht wie weggestoben.

Die Insel bebt, und mitten aus den Auen
Steigt eine Flamm' empor, und Donner hallt.
Ein fürchterlicher Riese läßt sich schauen,
Der Erd' und Himmel schreckt durch die Gestalt.
Er naht dem Ritter, der ihm ohne Grauen
Entgegen tritt, und packt ihn mit Gewalt,
So wie ein Huhn; und in die dunkeln Wogen
Ist schnell der Ritter sammt dem Roß geflogen.

Kaum rettet er durch Schwimmen noch sein Leben;
Doch blieb sein Schild, auf dem Irneo stand.
Von neuem sah man jetzt die Insel beben;
Sie that sich auf, das Ungethüm verschwand,
Und alle Lichter, ausgelöscht so eben,
Entzünden sich und stehn in hellem Brand.
Nichts hört man mehr von Sturm und Ungewitter,
Und neuen Kampf begehrt der fremde Ritter.

Von einem Schweißfuchs leicht dahergetragen,
Erscheint als dritter Kämpfer Valentin;
Und als der vierte zeigt sich ohne Zagen,
Auf stolzem Africaner, Jacopin.
Mit feinem Silber ist sein Roß beschlagen;
Zaum, Sattel prangt mit Gold und mit Rubin.
Allein dem Einen geht es wie dem Andern,
Sie müssen schildlos aus der Insel wandern.

Der Herr von Livizzan, der fünfte Ritter,
War für Selindens stolzen Reiz entbrannt
Und sank für sie, von einem Lanzensplitter
Verwundet jetzt, fast in des Todes Hand.
Die Lanze brach, und durch des Helmes Gitter
Flog rasch ein Stücklein, und er fiel auf's Land.
Am rechten Auge war er schwer getroffen,
Und für sein Leben war nicht viel zu hoffen.

Zum Zacharies, der an der linken Seite
Des Potta sitzt, kehrt dieser sich und spricht:
Der Ritter wirft ja Alles hin im Streite,
Wohl Hexerei und Zauber übt der Wicht. —
Ei, sagt der Greis, ei der Vermaledeite!
Dasselbe glaub' ich auch, und sehe nicht,
Was nur die Leute für Behagen finden,
Mit Hexenwerk und Teufeln anzubinden.

Drum würd' ich, ständ's bei mir, den Schluß erlassen,
Ihm solle Keiner mehr zum Kampfe stehn. —
Gleich läßt der Potta ein Decret verfassen:
Nicht Einer soll mehr auf die Insel gehn!
Dann setzt er sich, ganz ruhig und gelassen,
Und denkt: Was wird vom Feinde nun geschehn?
Bald sieht er drauf, es kommen zwei Genossen,
In Braun und Gold, daher auf ihren Rossen.

Der Eine rennt; kaum trifft der Speer die Glieder,
Als er vom Sattel auf den Boden fährt.
Doch zeigt sein ganzes Ansehn, stark und bieder
Sey Arm und Herz, des besten Ritters werth.
Der Andre folgt, und über's Kreuz hernieder
Fliegt er sogleich, weit weg von seinem Pferd.
Auf steht der Erste schnell, und mit Verdrusse
Und stolzem Ton spricht er zu dem vom Flusse:

Bist du, o Krieger, nicht durch Zaubermächte
Stark mit dem Speer, so steig' herab einmal
Und löse mir nach gutem Kämpferrechte
Den Zweifel, den ich hege, mit dem Stahl.
Und fürchtest du, daß dieses Störung brächte
In dein Turnier, so ficht nach eigner Wahl.

Nur zwei Schwerdthiebe jetzt als wackrer Streiter;
Hier ist der Schild, und nichts verlang' ich weiter.

Der Ritter von der Insel spricht: ich bliebe
Verpflichtet wohl, zu tilgen den Verdacht,
Wenn mich der Rachsucht und des Hasses Triebe
Bewaffnet in dies Kampfgefild gebracht.
Zum Rennen kam ich, nur gelockt durch Liebe,
Und mein Begehr ist Allen kund gemacht.
Drum brauch' ich nicht den Kampf hier aufzugeben
Und andern einzugehn, nach deinem Streben.

Doch denke nicht, ich sey ein feiger Knabe,
Weil ich zum Schwerdterkampf mich nicht gestellt;
Wenn ich den Plan vollzogen, den ich habe,
Antwort' ich dir sogleich, wie dir's gefällt.
Den Schild, verlangst du ihn als Gunst und Gabe,
Lass' ich dir gern; doch sonst nichts auf der Welt
Verschafft ihn dir, noch wird auf dein Verlangen
Der Kampf geändert, den ich angefangen. —

Du änderst ihn, und sey's dir noch so bitter,
Verruchter Zaubrer! ruft der zweite Mann
Und schlägt mit seinem Lanzenstumpf den Ritter
Stracks auf den Helm, und zieht das Schwerdt sodann.
Die Insel bebt; ein plötzlich Ungewitter
Löscht jedes Licht, und Dunkel dringt heran.
Der Himmel blitzt, und aus dem Erdenbauche
Steigt eine Doppelwolk' aus dichtem Rauche.

Es flammt der Rauch, und sieh! zwei Ungeheuer
Erscheinen flugs in wilder Stiergestalt;
Und ihrer Augen Glut, des Odems Feuer
Vertrocknet Gras und Blumen alsobald.
Nicht schreckt die Krieger dieses Abenteuer,
Sie ziehen beid' ihr Schwerdt und machen Halt.
Die Stiere nahn; es zittern rings die Schaaren,
Als sie der Augen Flammenblitz gewahren.

Der Inselritter, wohl den Ausgang kennend,
Zieht sich zurück und schaut des Kampfs Verlauf,
Der Stiere Paar, mit Pfeilesschnelle rennend,
Wühlt mit gespaltnem Huf den Boden auf.
Die Krieger lassen sie hindurch, sich trennend;
Das Zauberhorn verletzt sie nicht im Lauf.
Sie hauen zu, allein der Hiebe jeder
Fällt fruchtlos, wie auf Woll' und weiche Feder.

Die Stiere kehren um; die Ritter kommen
Und hau'n ergrimmt auf ihre Köpfe los,
Und wo sie treffen, ist ein Blitz entglommen;
Doch bleiben Macht und Wut nicht minder groß.
Die Ritter werden schnell auf's Horn genommen
Und liegen plötzlich in der Wellen Schooß.
Doch der Besiegten Schild bleibt auf dem Lande;
Perinth, Peritheus steht auf goldnem Rande.

Die Stiere warfen mit den beiden Rittern
Sich in den Fluß und kamen nicht hervor.
Nun droht nicht mehr der Himmel mit Gewittern,
Schnell kam das Licht zurück, das sich verlor.
Auch sah man nicht die Insel mehr erzittern,
Und hold und lieblich ward sie, wie zuvor.
Der Ritter auch (er hielt bis jetzt zur Seite)
Trat vor und bot sich dar zu neuem Streite.

Er harrt, doch lang' umsonst; denn solche Tücke
Hat Graun und Furcht in jeder Brust erregt.
Am Ende steigt ein Ritter von der Brücke,
Den stolz und kühn ein falber Renner trägt.
Von Silber ist der Zaum, und alle Stücke
Des reichen Zeugs sind dicht mit Gold belegt.
Dem fällt es ein, zu tauschen mit den Speeren;
Er sagt's, und man bewilligt sein Begehren.

Das Zeichen tönt, und wie, unaufgehalten,
Die Blitze fahren durch die Luft daher
Und flammend Himmel, Land' und Meere spalten,
Mit Sturmwind und mit Hagel hinterher:
So brechen jetzt die Ritter los und halten
Ein Jeder auf des Feindes Helm den Speer;
Und Splitter, Funken fliegen auf zum Himmel,
Und jedes Herz erstarrt im Volkgewimmel.

Die Rosse kommen Stirn an Stirn gelaufen;
Allein des Inselritters stärkres Pferd
Wirft jenes sammt dem Herrn auf Einen Haufen,
Worauf es wie ein Pfeil vorüberfährt.
Gleich steht der Brückenritter auf mit Schnaufen,
Und weil er Rache für sein Roß begehrt,
Ruft er den Gegner kühn zur zweiten Lanze,
Und dieser zeigt sich gleich bereit zum Tanze.

Man bringt ein andres Roß von braunem Felle,
Auf welches rasch der Brückenheld sich schwingt.
Er straff den Zaum und spornt es auf der Stelle,
So daß der Gaul sich bäumen muß und springt.
Dann kehrt er um, und nun, mit Blitzesschnelle,
Fliegt er zum wilden Angriff, wie beschwingt.
Doch ward er kaum berührt im Gegenfliegen,
So mußt' er rücklings auf der Erde liegen.

Hier ist mein Schild! — so rief er, aufgestanden —
Denn nun ist's klar, daß du ein Zaubrer bist.
Nicht werde meine Tapferkeit zu Schanden
Hinfort an dir und an des Teufels List.
Allein vielleicht ist noch ein Arm vorhanden,
Der Lohn dir zu ertheilen sich vermißt,
Zu deiner Schmach. So lange magst du leben,
Beschützt vom Satan, dem du dich ergeben.

Fort ging er von der Insel, dieses sagend,
Und auf dem Schild las man Tognon alsbald.
Nach diesem nun erschienen, herrlich ragend,
Zwei andre Ritter, edel von Gestalt;
Allein auch sie, sich an den Kämpfer wagend,
Erfuhren das Geschick der Andern bald.
Am glatten Silber ward der Speer zerbrochen
Un der wie dieser schnell vom Roß gestochen.

Paul, Sagramor, so las man auf dem Rande
Der beiden Schild'. Auf schwärzlich-granem Pferd
Erschien ein Ritter jetzt am Inselstrande,
Den Helm mit roth- und weißem Busch beschwert,
In einem reichen Goldbrokat-Gewande,
Gestickt mit Perlen von dem größten Werth;
Und in der prächtigsten Livrei umgaben
Ihn rings umher die Reihn der Edelknaben.

Ein Ritter war's, von Namen nicht vorzüglich,
Sohn eines Schuftes aus dem Römer-Gau.
Der Vater, Trödler einst, trieb später klüglich
In Campo Merlo guten Ackerbau,
Verfälschte das Getraid' und Maaß genüglich
Und trug sich nun als großen Herrn zur Schau.
Und daß der Sohn des Stammes Glanz vermehre,
Schickt' er als Freipartisten ihn zum Heere.

Der kam nun, aufgeschwellt gleich einem Balle,
Und steif als ob ein Pfahl im Rücken sey.
An Wehr und Schmuck erkannten gleich ihn Alle,
Und an der reichen, prächtigen Livrei.
Wohl mehr als Hundert sind in gleichem Falle,
Und sie zu nennen stünde wohl mir frei;
Doch altes Uebel würd' ich dann beschädigen
Und alle Geckerei in Aufruhr predigen.

Erst tändelt' er mit seinem Roß gar lange
Und tummelt' es, so gut wie er's verstand;
Dann endlich trieb er's an zu raschern Gange
Und nahm am Ziel der Rennbahn seinen Stand.
Das Zeichen tönt, und mit gesenkter Stange
Gehn Beide los; es zittert rings das Land,
Die Ufer hallen vom gewalt'gen Pralle,
Doch Keiner bringt den Andern jetzt zum Falle.

Der Erste, der im Kampfe nicht vertrieben
Vom Sattel ward, war dieser Römerheld.
Drob wundern sich wohl ihrer mehr als Sieben,
Die nimmer das von ihm sich vorgestellt.
Nachdenklich ist der Inselmann geblieben,
Worauf er mit den Seinen Zwiesprach hält.

Dann, zu den Schranken umgekehrt, empfangen
Zum zweiten Ritte sie noch stärkre Stangen.

Allein auch diese brachen bald und flogen
In kleinen Splittern auf zum Sternenheer.
Die beiden Ritter hatten sich gebogen
Und machten schon beinah die Sättel leer.
Dem Römer ward der Bügel Paar entzogen,
Und Funken sprühten aus der reichen Wehr;
Doch ihn ermuthigt, daß von tausend Rufern
Sein Name wiederhallt auf beiden Ufern.

Wie im Tyrrhenermeer bei'm Ost geschwinde
Die Welle schwillt und wogt und wallt mit Macht,
So schwillt des Römlings eitles Herz vom Winde
Des Pöbellobs, das schier ihn närrisch macht.
Rings späht er, wo er Blick' und Grüße finde,
Und bläht sich auf in seiner Pfauenpracht;
Und als er g'nug geprunkt mit seinem Glanze,
Verlangt er neuen Kampf und neue Lanze.

Perinth, Perintheus sind ergrimmt und toben,
Daß Dieser sich so lang im Sattel hält;
Da wird nochmals Trommetenschall erhoben
Von jener Seit', entgegen dem Gezelt.
Die Ritter kommen wüthend hergestoben
Indem ein jeder seine Lanze fällt.
Allein der Römer, stark am Helm getroffen,
Legt sich nun auch in's Grüne, wider Hoffen.

Wie rasend steht er auf und zieht den Degen,
Und stößt ihn in die Rippen seinem Roß;
Als hätt' es an dem armen Thier gelegen,
Daß er so plötzlich aus dem Sattel schoß.
Drauf kehrt er sich dem stolzen Feind entgegen
Und spricht: Wohl mußt du warten, mein Genoß,
Bis ich mit anderm Schilde dich ergötze;
Denn diesen geb' ich nicht um viele Schätze.

Mit Lächeln spricht der Held: Ich hab' im Rennen
Den mir ersiegt, und deßhalb will ich ihn.
Mein Schild ist wohl von größerm Werth zu nennen
Doch siegtest du, ich hätt' ihn dir verliehn.
Der Römer spricht: Du sollst gar bald erkennen,
Nicht sey so leicht der Schild mir zu entziehn.
Er zückt das Schwerdt, und gleich erbebt, wie immer,
Der Erde Grund; doch nicht erlischt der Schimmer.

Ein Esel kommt, mit Stiefeln statt der Ohren,
Und statt des Schweifes wird ein Darm geschaut.
Die Ohren-Stiefel han'n mit scharfen Sporen;
Des Schweifes Inhalt macht, daß Jedem graut.
Die Stimme schreckt und seine Fersen bohren,
Und härter als ein Demant ist die Haut;
Und naht er sich dem Feinde — wie aus Flinten
Schießt er gesottne Kugeln ab von hinten.

Ein Pestgestank entsteht auf Meilenweite,
Nicht bloß am Ort, wohin die Kugel schlug.
Titta di Cola naht sich keck zum Streite
(Dies war der Name, den der Römer trug),
Und sein Gewand ward in der Läng' und Breite,
Mit Gold und Perlen nicht, verbrämt genug.
Er führt sein Schwerdt und haut mit Blitzesschnelle;
Doch trifft er auch, bleibt keine Spur am Felle.

Der Esel grüßt ihn mit den Klauen,
Rührt dann den Schweif mit schrecklicher Gewalt
Und macht zugleich durch sein Geschrei ihm Grauen;
Denn öffnet er das Maul, so bebt der Wald.
Auch sind die Ohren gar nicht träg' und hauen
Bald auf den Kopf, auf Seit' und Schulter bald.
Dann dreht er sich und blitzt und donnert plötzlich,
Und malt al fresco sein Gesicht ergötzlich.

So argen Sturm kann Titta nicht ertragen,
Wirft weg den Schild und giebt nun Fersengeld.
Unmäßig lacht der Sieger vor Behagen
Und stellt sich an die Schranken vor's Gezelt.
Doch schon gen Westen lenkt die Nacht den Wagen,
Und es erscheint kein Kämpfer mehr im Feld.

Er wendet sich, um in sein Zelt zu treten,
Da schon zum erstenmal die Hähne krähten.

Der Inselritter blieb in seinem Zelte
Am Tag verschlossen und kam nicht hervor.
Doch als der Mond bereits die Nacht erhellte,
Bewillkommt von der Käuz' und Eulen Chor,
Da zeigt' er sich, wie die Trommete gellte;
Doch schwarz war das Gewand, das er erkor,
Schwarz war der Busch und jede Zierde dunkel;
Allein sein Roß strahlt silberweiß Gefunkel.

Die Pagen dann, die Leuchterdienst verwalten,
Noch gestern schwarz wie aus der Negerei,
Erschienen heut als englische Gestalten
Und änderten Gesicht und Liverei.
Sie hatten sämmtlich schwarze Tracht erhalten,
Und Alles lief um sie zu sehn herbei.
Am meisten drängte sich längs den Gestaden
Das Volk, das gerne Torten ißt und Fladen.

Der Jüngling Averard, der bei den Proben
Des Inselkampfs bis jetzt nicht ward gesehn,
Erscheint zuerst, den Ritter zu erproben,
Und muß zuerst sich abgeworfen sehn.
Er giebt den Schild, und, das Visir erhoben,
Bleibt er ein Weilchen auf der Wiese stehn
Und spricht den Pagen zu, damit sie Thaten
Und Namen des Gebieters ihm verrathen.

Ein Fräulein kam indeß vom Inselstrande,
Umringt von Fackeln, ganz unzählig schier,
In weißem, doch fremdartigen Gewande,
Schön von Gesicht, anmuthig von Manier.
Sie kam mit Ehrfurcht zu Renoppia's Stande;
Zwei Knappen und zwei Pagen folgten ihr,
Beladen mit dem Schild-Gewinn des Siegers;
Sie aber sprach, im Namen jenes Kriegers:

Der hohe Ruhm Renoppia's, den die Hehre
Damals erkämpft, als sie am Flussesrand
Sich widersetzt des Feinds siegreichem Heere
Und ihm die Palme wiederum entwandt,
Hab' ihn hieher geführt, und ihr zur Ehre
Hab' er so muthig im Turnier gerannt.
Er bitte drum, daß sie die würd'ge Flamme,
Die ihm das Herz durchlodert, nicht verdamme.

Renoppia spricht, von Schaam und Zorn entglommen:
Schlecht, kleine Kupplerinn, ist euer Held
Bei mir mit seinen Künsten angekommen,
Weil alles Hexenwerk mir ganz mißfällt.
Doch ihr, so hübsch und jung, die unbeklommen
Im Dunkeln bei ihm bleibt in seinem Zelt:
Vergönnet ihr, daß er in euern Rechten
Euch kränken darf und hier für Andre fechten?

Ich bin nur Magd, spricht Jene ganz gelassen,
Und solcher Preis ist nicht für mich gemacht.
Mein Herr kann nicht zu mir herab sich lassen,
Denn er besitzet Schlösser, Land und Macht.
Renoppia, schau wie schön, weiß sich zu fassen:
So sagt ihm denn, versetzt sie mit Bedacht,
Ich müsse mich dem Muth verbunden nennen,
Den er gezeigt, zu meiner Ehr', im Rennen.

Und wenn's auch lieber mir gewesen wäre,
Hätt' er im Ernst, die Waffen in der Hand,
Sich mir zu Lieb' erklärt für unsre Heere,
Ohn' allen Hexentrug und Zaubertand,
Doch nehm' ich's an und danke für die Ehre;
Und dieses sey ihm meinerseits gesandt.
Und von der Brust, im Reden noch begriffen,
Nahm sie ein Kreuzchen, aus Krystall geschliffen.

Drin war ein Zahn Sanct Geminians verschlossen,
Und Papst Honorius weihte diesen Zahn.
Dies reichte sie der Dirne, schnell entschlossen,
Als sollt's zum Lohn der Inselheld empfahn.
Doch Diese war wie leerer Traum zerflossen,
Kaum rührte nur das Kreuz die Botinn an.

Die Knappen und die Pagen auch verschwanden,
Und nur die Schilde waren noch vorhanden.

Die Namen liest Renoppia, und die Schilde
Befreundter Ritter giebt sie gleich zurück;
Doch jene, die gehört der Feindesgilde,
Bewahrt sie als Trophä' und Beutestück. —
Indeß verfolgt sein Werk im Kampfgefilde
Der Inselritter mit gewohntem Glück;
Da zeigt auf einer Seite sich am Strande
Ein fremder Mann im gelben Kriegsgewande.

Ein Panther schmückt den Helm; zwei Spannen weiter,
Als bei den andern Rittern, reicht sein Speer.
Allein man sieht, so zögernd kommt der Reiter,
Er geht mit Widerwillen nur hieher;
Und die Trommet', aufregend jeden Streiter,
Bewirkt bei ihm das Gegentheil vielmehr.
Nun rennt er, doch (dies zeigt die Angstgeberde)
Nicht fortgeführt vom Muthe, nur vom Pferde.

Doch schließt er fest, stemmt seine Lanze wider
Und beißt, indem er auf den Gegner dringt,
Die Zähne zu und senkt die Augenlieder,
Wie einer, den nur Schaam zum Kampfe zwingt;
Und wirft bei'm ersten Stoß den Feind danieder,
Und Alle staunen, daß ihm dies gelingt.
Da schallt vom Ufer rings, wie Ungewitter,
Der laute Ruf: Vivat der Pantherritter!

Bei diesem Schall voll Staunen um sich blickend,
Sieht er dahingestreckt den fremden Wicht;
Und in den Sieg mit Mühe nur sich schickend,
Schaut er ihn an und faßt sich selber nicht.
Allein der Feind, nicht mehr die Wut erstickend,
Die flammend schon aus allen Zügen bricht,
Steht plötzlich auf, mit Einem Fuße stampfend,
Und rings erbebt die Erde, wild sich krampfend.

Das Licht erlischt; mit Blitz und Donnerkrachen
Verschwindet Augenblicks das Purpurzelt,
Und aus dem Eiland wird ein großer Nachen,
Der Mist und Heu und Besenreis enthält.
Und in dem Kahne bleibt, von allen Sachen
Und allen Leuten, die sich dort gesellt,
Der Sieger nur sammt einem Zwerggebilde,
Das eine Leuchte hält nebst einem Schilde.

Der Zwerg, den Schild dem Ritter übergebend,
Sagt ihm dabei: Der Siegesdank ist dies,
Den mein Gebieter, sich von hinnen hebend,
Der Säul' entnahm und dir ihn hinterließ.
Nun wünscht er nur, ganz deiner Güte lebend,
Daß, wie sich ihm dein hoher Muth erwies,
Er so nun auch erfahre deinen Namen,
Und welches Land erzeugt so edlen Saamen.

Der Ritter bläht sich, als er dies vernommen,
Und sagt: Berichte deinem Herrn getrost,
Aus Spanien sey mein edler Stamm gekommen
Und hochberühmt bis über'n fernen Ost.
Der Don Quirot', in Waffen so vollkommen,
Der Helden Fürst, der Abenteurer Trost,
Erzeugt' im Bund mit einer hohen Schönen
Den Vater mir, Don Phlegethon den Schönen.

In Welschland mußten Land und Leut' ihm dienen;
Es ist kein Ort, wo nicht sein Name blieb.
Sein hoher Ruhm vermißte nur Turpinen,
Der so von ihm, wie von dem Roland schrieb,
Gleich war ihm keiner von den Paladinen,
Er wich allein vor dieses Schwerdtes Hieb.
Doch Alles wissen soll dein Herr, soll wissen,
Daß Graf Culagna ihn in's Gras geschmissen.

Doch da ich nun befriedigt dein Verlangen
(Denn was du wissen wolltest, sagt' ich dir),
Muß auch das meine jetzt Genüg' empfangen;
Drum seinen Stamm und Namen melde mir. —
Du sollst, versetzt das Zwerglein, Kund erlangen,
Verlassen wir nur erst des Stroms Revier;
Denn Alle dort in jenen Ritterchören
Verlangen auch, was du verlangst, zu hören.

Sie nahen sich demnach dem rechten Strande,
Wo eine große Schaar von Kriegern steht;
Und kaum befindet sich der Zwerg am Lande,
Dringt Alles auf ihn ein und fragt und späht.
Der Zwerg, von Zunge leicht, schlau von Verstande,
Bleibt stehn und spricht: Hier bin ich, wie ihr seht,
Um, was ihr Alle wissen wollt, zu sagen;
Und Keiner soll sich über mich beklagen.

Als einstens vor der Wut der Gibellinen
Die Algonen flohn aus Modena,
Entwich der Graf Ballestra auch mit ihnen,
Den man als Oberhaupt des Stammes sah.
Er fand durch die Dämonen, die ihm dienen,
Einst einen Schatz; und, seinem Schlosse nah,
Schuf er in Bergen eine Zaubergrotte;
Da haust er meistens mit der Geister Rotte.

Dort lebt bei ihm ein Sohn von zarten Jahren,
Der einz'ge, den er hat, Melind genannt;
Sein Edelsinn und seine Kühnheit waren
Des alten Vaters Lieb' und Hoffnungspfand.
Von einer Jungfrau hatte der erfahren,
Voll Sitt' und Schönheit, die an diesem Strand
Viel Muth bewies im kühnsten Abenteuer;
Und ihm entflammt' ein unauslöschbar Feuer.

Von seinem Flehn und Seufzen eingenommen,
Erlaubt der Vater ihm, hieher zu gehn.
So kam er mit der Insel angeschwommen,
Um hier das schöne Kampfspiel zu bestehn.
Doch der besorgte Vater sah vollkommen,
Er sey zu jung, um eurer Macht zu stehn;
Drum macht' er ihn durch seine Zauberwerke
Unüberwindlich gegen Muth und Stärke.

Nie konnte sein Melind zur Erde fallen
(Mit dieser Zauberkraft begabt' er ihn),
Wenn nicht der feigste Krieger, unter allen
Die auf der Erde sind, zum Kampf erschien.
Und um je stärker war das Gegenprallen,
Je sichrer ward dem Knaben Sieg verliehn:
Wie stets der Blitz nur wüthender zerspälte,
Was ihm die größte Härt' entgegenstellte.

Roß, Speere, Waffen, sammt dem ganzen Reste,
Kurz, was Melind umgab, war zauberhaft.
Zog man das Schwerdt — aus war es mit dem Feste;
Gleich ward man von der Insel fortgeschafft.
Ein Lanzentausch war eben noch das Beste;
Allein auch hiedurch ward kein Sieg verschafft,
Wenn nicht der Feind an Stärk' und Muth Melinden
Mehr weichen mußt', als alle, die zu finden.

So spricht der Zwerg, der Ritter Schaar belehrend,
Und wandelt schnell in Jubel ihre Wut.
Doch Graf Culagna, sich in Grimm verzehrend,
Kraust seine Stirn, und, heiß von Zornesglut,
Zieht er sein Schwerdt, sich zu dem Zwerge kehrend,
Der gar nicht zeigt, dies schrecke seinen Muth.
Das leugst du, ruft er aus, verlogner Bauer!
Und darthun soll mein Schwerdt es dir genauer.

Du mögtest gern mir meinen Sieg beflecken,
Doch kannst du's nicht, du mißgeschaffnes Thier!
Schon fliegt mein Ruhm weit durch der Erde Strecken,
Und rechtlich ward dein Herr besiegt von mir. —
Der Zwerg läßt sich nicht ein mit diesem Gecken,
Doch beugt er tief sich vor den Rittern hier
Und sagt zum Grafen, der noch schimpft' und keuchte,
Nur: Gute Nacht! und löschet aus die Leuchte.

# Franz Grillparzer

ward 1790 zu Wien geboren und 1823 als systematisirter Hofconcipist bei der kaiserlichen Hofkammer daselbst angestellt. 1819 wurde er zum Privatsekretär der Kaiserin und 1832 zum Archivdirektor bei der oben genannten Behörde bestellt, nachdem er vorher mit dem Kaiser Italien bereist hatte.

Seine, meistens dramatische, Schriften sind:

Die Ahnfrau. Wien 1817. 3. Ausgabe 1819. 5. Ausg. 1832. gr. 8.
Sappho, Trauerspiel. Ebendas. 1819. 3. Ausgabe 1822. gr. 8.
Das goldne Vließ, dramatisches Gedicht. Ebendas. 1822. gr. 8.
Der Gastfreund, die Argonauten, Medea. Ebendas. 1822.
König Ottokar's Glück und Ende, Trauerspiel. Ebendas. 1824. gr. 8.
Der treue Diener seines Herrn. Ebendas. 1830. gr. 8.
Melusina, romantische Oper. Ebendas. 1833. in 8.
Dramatische und andere Gedichte in Lembert's Taschenbuch, den dramatischen Miscellen u. s. w.

Grillparzer trat zuerst mit vielem Erfolg als Anhänger des modernen Fatalismus auf, welchem Müllner durch seine Schuld die Bahn eröffnet hatte in der deutschen dramatischen Poesie, verließ aber diese Richtung wieder und wandte sich bei der Behandlung seiner Stoffe der Schiller'schen Form zu, der er im Allgemeinen treu geblieben ist. Tiefe des Gefühls, Reichthum der Phantasie, Besonnenheit und Herrschaft über Sprache und Gestaltung sind ihm eigenthümlich und weisen seinen Leistungen mit vollem Rechte einen hohen Rang an, der durch den Adel der Gesinnungen dieses Dichters würdig aufrecht erhalten wird. Wenn nicht eigentlich das lyrische Element in seinen Dramen, ihm selbst unbewußt, vorherrschend wäre und ihn nur zu häufig bei der Entwickelung und Feststellung der von ihm geschaffenen Charaktere zu Aeußerungen kränklicher Sentimentalität verlockte, die er dann wieder durch Theatereffekte zu verdecken sucht, ohne jedoch dieses irrige Bestreben selbst mit Klarheit zu erkennen, so würde Grillparzer sich den ersten Tragikern an die Seite schmiegen können, da ihm die Natur die herrlichsten Gaben verlieh, und er überall das gewissenhafteste Streben beurkundet, sie für das Schönste und Edelste auszubilden und zu verwenden. — Wie groß die Schuld sei, welche seine Zeit und seine Verhältnisse an jenen Hindernissen seiner vollkräftigen Entwickelung haben, das kommt nur ihm selbst, wenigstens für jetzt noch, zu erkennen und zu bestimmen zu; andeuten darf man aber wohl, daß ihnen manche Störung bei der Ausbildung dieses wahren Dichters zur Last fällt. —

---

## Medea.*)

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

### Fünfter Aufzug.

(Vorhof von Kreons Burg, wie im vorigen Aufzuge; die Wohnung des Königs, im Hintergrund, ausgebrannt und noch rauchend. Mannigfach beschäftigtes Volk füllt den Schauplatz.)

(Morgendämmerung.)

(Der König schleppt Gora aus dem Pallaste. Mehrere Dienerinnen Kreusens hinter ihm her).

König.

Heraus mit dir! Du warst's, die meiner Tochter
Das Blutgeschenk gebracht, das sie verdarb!
O Tochter! O Kreusa, du mein Kind!
(Gegen die Dienerinnen.)
Die war's?

Gora.

Ich war's! Unbewußt
Trug ich den Tod in dein Haus.

König.

Unbewußt?
O glaube nicht der Strafe zu entgehn!

Gora.

Meinst du, mich schrecket deine Strafe?
Ich hab' gesehn mit diesen meinen Augen
Die Kinder liegen todt in ihrem Blut,
Erwürgt von der, die sie gebar,
Von der, die ich erzog, Medea:
Seitdem dünkt Scherz mir jeder and're Greu'l!

König.

Kreusa! O mein Kind! Du Reine! Treue! —
Erbebte dir die Hand nicht, Ungeheuer,
Als du den Tod hintrugst in ihre Nähe?

Gora.

Um deine Tochter klag' ich nicht; ihr ward ihr Recht!
Was griff sie nach des Unglücks letzter Habe?
Ich klag' um meine Kinder, meine Lieben,
Die ich gesehn, von Mutterhänden todt.
Ich wollt', ihr läget allesammt im Grab,
Mit dem Verräther, der sich Jason nennt,
Ich aber wär' in Kolchis mit der Tochter
Und ihren Kindern, hätt' euch nie gesehn,
Nie eure Stadt, die Unheil trifft mit Recht.

König.

Du legst den Trotz wohl ab, wenn ich dich treffe!
Allein ist's auch gewiß, daß todt mein Kind?
So viele sagen's, keine hat's gesehn!
Kann man dem Feuer nicht entrinnen?
Wächst Flamme denn so schnell? Nur langsam,
Nur zögernd kriecht sie an den Sparren fort.
Wer weiß das nicht? und dennoch wär' sie todt?
Stand erst so blühend, lebend vor mir da,
Und wäre todt? Ich kann's, ich darf's nicht glauben!
Die Augen wend' ich unwillkührlich hin,
Und immer glaub' ich, jetzt und jetzt und jetzt
Muß sie sich zeigen, weiß in ihrer Schönheit,
Herniedergleitend durch die schwarzen Trümmer.
Wer war dabei? Wer sah es? — Du? — So sprich!
Dreh' nicht die Augen so im Kopf herum!
Mit Worten tödte mich! — Ist sie dahin?

Magd.

Dahin!

König.

Du sahst's?

Magd.

Ich sah's. Sah, wie die Flammen,
Hervor sich wälzend aus dem Goldgefäß,
Nach ihr —

König.

Genug! — Sie sah's! — Sie ist nicht mehr!
Kreusa! O mein Kind! O meine Tochter! —
Einst — noch als Kind — verbrannte sie die Hand
Am Opferheerd', und qualvoll schrie sie auf.
Hin stürz' ich, fasse sie in meinen Arm,
Die heißen Finger mit den Lippen hauchend;
Da lächelt sie, trotz ihrer bittern Thränen,
Und leise schluchzend spricht sie: 's ist nicht viel,
Was thut der Schmerz? Nur brennen, brennen nicht!
Und nun —
(Zu Gora.)
Wenn ich das Schwert hier zwanzigmal
Dir stoß' in deinen Leib — was ist's dagegen?
Und wenn ich sie, die Gräßliche — Wo ist sie,
Die mir mein Kind geraubt?
Ich schüttle dir
Die Antwort mit der Seel' aus deinem Mund,
Wenn du mir nicht gestehst: wo ist sie hin?

Gora.

Ich weiß es nicht, und mag es auch nicht wissen,
Geh' unbegleitet sie in ihr Verderben.
Was weilt ihr? Tödtet mich! Ich mag nicht leben!

König.

Das findet sich, doch vorher noch gestehst du!

---

*) Aus: Franz Grillparzer's „das goldene Vließ. Medea.

Jason.
(hinter der Scene.)
Wo ist sie? Gebt sie mir heraus! Medea!
(Mit dem bloßen Schwerte in der Hand auftretend).
Man sagt mir, sie ward eingeholt! Wo ist sie?
Ha, du hier? Wo ist deine Herrinn?

Gora.
Fort!

Jason.
Hat sie die Kinder?

Gora.
Nein!

Jason.
So sind sie? —

Gora.
Todt!
Ja todt! du heuchelnder Verräther! — Todt!
Sie wollte sie von deinem Anschau'n retten,
Und da dir nichts zu heilig auf der Erde,
Hat sie hinabgeflüchtet sie in's Grab.
Steh' nur und starre nur den Boden an,
Du rufst es nicht herauf, das liebe Paar!
Sie sind dahin, und dessen freu' ich mich!
Nein, dessen nicht! Doch daß du drob verzweifelst,
Deß freu' ich mich! — Du heuchelnder Verräther!
Hast du sie nicht dahin gebracht? Und du,
Du falscher König mit der Gleisnermiene?
Habt ihr es nicht umstellt mit Jägernetzen
Des schändlichen Verraths, das edle Wild,
Bis ohne Ausweg, in Verzweiflungswuth,
Es, überspringend euer Garn, die Krone,
Des hohen Hauptes königlichen Schmuck,
Mißbraucht zum Werkzeug ungewohnten Mords?
Ringt nur die Hände, ringt sie ob euch selbst!
(Zum König).
Dein Kind, was sucht' es einer Andern Bett?
(Zu Jason).
Was stahlst du sie, hast du sie nicht geliebt?
Und liebtest du sie, was verstößt du sie?
Laß And're, mich laßt ihre That verdammen,
Euch Beiden widerfuhr nur euer Recht!
Ihr spottet nun nicht mehr der Kolcherinn, —
Ich mag nicht länger leben auf der Erde;
Zwei Kinder todt, das dritte hassenswerth.
Führt mich nur fort, und wollt ihr, tödtet mich:
Auf etwas Jenseits hoff ich nun gewiß,
Hab' ich gesehn doch, daß Vergeltung ist.
(Sie geht ab, von Einigen begleitet).
(Pause).

König.
That ich ihr Unrecht — bei den hohen Göttern,
Ich hab' es nicht gewollt! — Nun hin zu jenen Trümmern,
Daß wir die Reste suchen meines Kindes,
Und sie bestatten in der Erde Schooß.
(Zu Jason).
Du aber geh', wohin der Fuß dich trägt;
Befleckter Nähe, merk' ich, ist gefährlich.
Hätt' ich dich nie gesehn, dich nie genommen
Mit Freundestreue in mein gastlich Haus!
Du hast die Tochter mir genommen: geh!
Daß du nicht auch der Klage Trost mir nimmst!

Jason.
Du stößt mich fort?

König.
Ich weise dich von mir.

Jason.
Was soll ich thun?

König.
Das wird ein Gott dir sagen!

Jason.
Wer leitet meinen Tritt? Wer unterstützt mich?
Mein Haupt ist wund, verletzt von Brandes Fall!
Wie, alles schweigt! Kein Führer, kein Geleiter?
Folgt Niemand mir, dem einst so Viele folgten?
Geht, Schatten meiner Kinder, denn voran,
Und leitet mich zum Grab, das meiner harrt!
(Er geht).

König.
Nun auf, an's Werk! Dann Trauer ewiglich!
(Auf der andern Seite ab).

(Wilde, einsame Gegend, von Wald und Felsen umschlossen, mit einer Hütte).
(Der Landmann auftretend).

Landmann.
Wie schön der Morgen aufsteigt. Güt'ge Götter!
Nach all den Stürmen dieser finstern Nacht,
Hebt eu're Sonne sich in neuer Schönheit.
(Er geht in die Hütte).
(Jason kommt wankend auf sein Schwert gestützt).

Jason.
Ich kann nicht weiter! Weh! mein Haupt — es brennt,
Es glüht das Blut — am Gaumen klebt die Zunge!
Ist Niemand da? Soll ich allein verschmachten?
Hier ist die Hütte, die mir Obdach both,
Als ich, ein reicher Mann, ein reicher Vater,
Hierher kam, neuerwachter Hoffnung voll!
(Anpochend.)
Nur einen Trunk! Nur einen Ort zum Sterben!
(Der Landmann kommt heraus).

Landmann.
Wer pocht? — Wer bist du Armer? todesmatt!

Jason.
Nur Wasser! — Einen Trunk! — Ich bin der Jason,
Des Wunder-Vließes Held! Ein Fürst! Ein König!
Der Argonauten Führer, Jason ich!

Landmann.
Bist du der Jason? so heb' dich von hinnen!
Beflecke nicht mein Haus, da du's betrittst.
Hast meines Königs Tochter du getödtet,
Nicht ford're Schutz vor seines Volkes Thür.
(Er geht hinein, die Thüre schließend).

Jason.
Er geht und läßt mich liegen hier am Weg;
Im Staub, getreten von des Wand'rers Füßen!
Dich ruf' ich, Tod, führ' mich zu meinen Kindern!
(Er sinkt nieder).
(Medea tritt hinter einem Felsenstück hervor, und steht mit einemmahl vor ihm, das Vließ wie einen Mantel um ihre Schultern tragend).

Medea.
Jason!

Jason,
(halb emporgerichtet.)
Wer ruft? — Ha, seh' ich recht? Bist du's?
Entsetzliche! Du trittst noch vor mich hin?
Mein Schwert! Mein Schwert!
(Er will aufspringen, sinkt aber wieder zurück).
O weh mir! Meine Glieder
Versagen mir den Dienst! — Gebrochen! — Hin!

Medea.
Laß ab! Du triffst mich nicht! Ich bin ein Opfer
Für eines Andern Hand, als für die deine.

Jason.
Wo hast du meine Kinder?

Medea.
Meine sind's!

Jason.
Wo hast du sie?

Medea.
Sie sind an einem Ort,
Wo ihnen besser ist, als mir und dir.

Jason.
Todt sind sie, todt!

Medea.
Dir scheint der Tod das Schlimmste;
Ich kenn' ein noch viel Aerg'res: elend seyn.
Hätt'st du das Leben höher nicht geachtet,
Als es zu achten ist, uns wär' nun anders.
Drum tragen wir! Den Kindern ist's erspart!

Jason.
Das sagst du und stehst ruhig?

Medea.
Ruhig? Ruhig!
Wär' dir mein Busen nicht auch jetzt verschlossen,
Wie er dir's immer war, du sähst den Schmerz,
Der endlos wallend wie ein brandend Meer,
Die einzeln Trümmer meines Leids verschlingt,
Und sie, verhüllt in Greuel der Verwüstung,
Mit sich wälzt in das Unermeßliche.
Nicht traur' ich, daß die Kinder nicht mehr sind,
Ich traure, daß sie waren, und daß wir sind.

Jason.
O weh mir, weh!

Medea.
Du trage, was dich trifft,
Denn wahrlich, unverdient trifft es dich nicht!
Wie du vor mir liegst auf der nackten Erde,
So lag ich auch in Kolchis einst vor dir,

Und bat um Schonung; doch du schontest nicht!
Mit blindem Frevel griff'st du nach den Losen,
Ob ich dir zurief gleich: du greifst den Tod!
So habe denn, was trotzend du gewollt:
Den Tod. Ich aber scheide jetzt von dir
Auf immerdar. Es ist das letztemahl,
In alle Ewigkeit das letztemahl,
Daß ich zu dir nun rede, mein Gemahl.
Leb wohl! Nach all den Freuden früh'rer Tage,
In all' die Schmerzen, die uns jetzt umnachten,
Zu all' dem Jammer, der noch künftig droht,
Sag' ich dir Lebewohl, mein Gatte.
Ein kummervolles Leben bricht dir an,
Doch was auch kommen mag: Halt aus,
Und sey im Tragen stärker, als im Handeln!
Willst du im Schmerz vergeh'n, so denk' an mich,
Und tröste dich an meinem größern Jammer,
Die ich gethan, wo du nur unterlassen.
Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchstoß wäre Labsal, doch nicht so!
Medea soll nicht durch Medeen sterben.
Mein früh'res Leben, eines bessern Richters
Macht es mich würdig, als Medea ist.
Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar,
Von wo das Vließ einst Phryxus weggenommen,
Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das selbst die Flamme nicht verletzt,
Und das hervorging, ganz und unversehrt,
Aus der Korintherfürstinn blut'gem Brande.
Dort stell' ich mich den Priestern dar, sie fragend:
Ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob sie mich senden in die ferne Wüste,
In längerm Leben findend läng're Qual.
Erkennst das Zeichen du, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war, und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! Der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.
Ich scheide nun, leb' wohl, mein Gatte!
Die wir zum Unglück uns gefunden,
Im Unglück scheiden wir. Leb wohl!

Jason.
Verwaist! Allein! O meine Kinder!

Medea.
Trage!

Jason.
Verloren!

Medea.
Dulde!

Jason.
Könnt' ich sterben!

Medea.
Büße!
Ich geh', und niemahls sieht dein Aug' mich wieder!
(Indem sie sich zum Fortgehen wendet, fällt der Vorhang).

---

## Friedrich Melchior, Freiherr von Grimm

ward den 26. September zu Regensburg geboren und von seinen, obwohl armen Eltern, sorgfältig erzogen und gebildet. Nach beendigten Studien begleitete er den jungen Grafen von Schönburg als Führer nach Leipzig und Paris, und kam hier als Vorleser des Herzogs von Gotha mit den damals geistig und bürgerlich ausgezeichnetsten Personen Frankreichs in genaue Verbindung. Später erlangte er dadurch das Secretariat bei dem Herzog von Orleans (Egalité), wurde 1776 zum Baron ernannt und bevollmächtigter Minister des Herzogs von Gotha am französischen Hofe. Diese Stellen gab er jedoch nach Ausbruch der Revolution auf, ging nach Gotha zurück und wurde 1795 russischer Ministerresident in Hamburg. Der Verlust eines Auges nöthigte ihn, auch dieser Stelle zu entsagen, worauf er als kaiserlich russischer Staatsrath und Ritter des Wladimirordens bis zu seinem am 19. December 1807 erfolgten Tode in Gotha den Wissenschaften lebte.

Außer seinem deutschen vielfach verspotteten und getadelten Trauerspiele „Banise" (siehe Gottsched's Schaubühne), schrieb er in französischer Sprache:

Le prophète de Boehmischbroda. Paris 1753, existirte bereits 1752 in den französischen feinen Cirkeln.
Lettre sur la musique française. Ebendas. 1752.
Deux lettres sur la littérature Allemande. Paris 1753.
Correspondance littéraire, philosophique et critique. Paris 1812. 16 Bde. Supplementband von Alexander Barbier. Paris 1814. Neue vollständige Ausgabe Paris 1829 ff., 15 Bde. Deutsch im Auszuge, Brandenburg 1820—1823, 2 Bde.

Grimm's Schriften und Leben übten zu seiner Zeit nur einigen Einfluß auf das französische Volk und dessen Literatur; für Deutschland ist er im Allgemeinen völlig wirkungslos geblieben, weshalb wir uns auch, bei Anführung desselben, welche, um der Vollständigkeit willen, Statt fand, auf das so eben Mitgetheilte beschränken müssen.

---

## Albert Ludwig Grimm.

Von dem Leben dieses interessanten Jugendschriftstellers weiß man nur, daß er 1786 zu Schluchtern bei Heilbronn geboren und nach vollendeten Studien zu Weinheim im Badischen als Rektor an der dasigen Stadtschule angestellt wurde, wo er noch lebt.

Er gab heraus:

Reise in die Gegend von Goldau und Lowerz. (Heidelberg) 1807. 8.
David's Erhöhung, Schauspiel. Karlsruhe 1811. gr. 8.
Kindermährchen. 2. Ausgabe Heidelberg 1817 in 12. Mit Kupfern.
Lina's Mährchenbuch. Ebendas. 1816.
Fabelbibliothek für die Jugend. Frankfurt 1816. 2 Thle.
Geschichten aus der heiligen Schrift. Heidelberg 1817. 2 Thle.
Mährchenbibliothek für Kinder. Frankfurt 1819 — 1826. 7 Bde. in 8. mit Kupfern.
Christblumen, Weihnachtsgabe. Ebendas. 1824. 2 Thle.
Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwald. Darmstadt 1828. 2. Ausg.

G's Jugendschriften sind vortrefflich und dem Besten anzureihen, was die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat, indem sie Gemüthlichkeit und Wärme mit einer lebhaften, anschaulichen und faßlichen Darstellung verbinden und, bei stets interessantem Inhalte, nie ihren Zweck verfehlen, die Aufmerksamkeit der kleinen Leser zu fesseln und bis zum Schlusse in Spannung zu erhalten. — Dieselbe Gemüthlichkeit offenbart sich auch in den anderen Schriften des geistvollen Verfassers.

# Jacob Ludwig Karl Grimm

ward den 4. Januar 1785 zu Hanau geboren, auf dem Lyceum zu Kassel für die Universität vorbereitet und studirte von 1802—1805 die Rechte zu Marburg. Nach erlangter Doctorwürde des Rechts und später der Philosophie und einem kurzen Aufenthalte bei seinem Lehrer Savigny in Paris wurde er in Kassel bei dem Kriegskollegium und 1808 als Privatbibliothekar des Königs von Westphalen und Staatsrathsauditor daselbst angestellt. 1814 kam er als Sekretär des hessischen Gesandten mit dem verbündeten Heere wieder nach Paris, ging dann zum Congreß nach Wien und besorgte 1815 einige Privataufträge seines Fürsten und des Königs von Preußen in Paris. 1816 wurde er zweiter Bibliothekar in Kassel und folgte 1830 einem Rufe nach Göttingen als ordentlicher Professor der Philosophie und Bibliothekar, wo er mit seinem Bruder vorzüglich für die tiefere Kenntniß der Literatur des Mittelalters und der Volksdichtung thätig wirkt.

Er gab heraus in deutscher Sprache:

Ueber den altdeutschen Meistergesang. Göttingen 1811. gr. 8.
Lieder der Edda. Berlin 1815. 1. Thl.
Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Ebendas. 1815.
Irmensäule und Irmenstraße. Kassel 1816.
Deutsche Grammatik. Göttingen 1819. (2. Ausgabe 1822). 1826. 1831. 3 Thle. gr. 8.
Zur Recension der deutschen Grammatik. Kassel 1826. gr. 8.
Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828. 2 Thle.

In fremden Sprachen:

Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio Theodisca. Programm. Göttingen 1830. gr. 4.
Silva de romances viejos españoles. Wien 1831. in 16.

Gemeinschaftlich mit seinem Bruder, Wilhelm Karl G.,:

Die beiden ältesten deutschen Gedichte. Kassel 1812.
Kinder- und Hausmährchen. Berlin 1812—1814. 2 Bde. Neue Ausgabe. Ebendas. 1819—1822. 3 Bdchn. Dasselbe, kleine Ausgabe. Ebendas. 1825. 2. verbesserte Aufl. 1833. in 16.
Altdeutsche Wälder. Frankfurt 1813—1816, 3 Bde. in gr. 8.
Deutsche Sagen. Berlin 1817—1818. 2 Bde. gr. 8.

G. hat sich namentlich durch seine grammatischen und historischen Forschungen, in denen die tiefste und gründlichste Gelehrsamkeit und Belesenheit von dem ausgezeichnetsten Scharfsinn und dem unermüdlichsten Fleiße unterstützt wird, unsterbliche Verdienste um die genauere Kenntniß deutscher Sprache und deutschen Lebens, namentlich im Mittelalter, erworben, indem er der Erste war, welcher auf historischem Wege den Grundbau und die Durchbildung des germanischen Sprachgebietes entwickelte, so wie durch seine übrigen Untersuchungen die Sitten und Verhältnisse unserer Vorfahren in klarer Beleuchtung hinstellte und vorzüglich für die bessere Entwickelung der Ansichten über das deutsche Recht wirkte. — Ueber die hohe Stellung, welche er in diesem Gebiete der Literatur einnimmt, ist daher in unserem Vaterlande auch nur eine Stimme vorherrschend, welche sich mit der lebhaftesten und dankbarsten Anerkennung vernehmen läßt. — Mit welchem Geiste er ferner die unserem Volke einwohnende ursprüngliche Poesie aufzufassen und wieder zu geben wisse, das beweisen die mit seinem Bruder gemeinschaftlich herausgegebenen deutschen Sagen und Mährchen, aus welchen wir hier Mehreres mittheilen.

---

## Kinder- und Hausmährchen.*)

### Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und setzte sich an einen kühlen Brunnen. Sie hatte eine goldene Kugel, die war ihr liebstes Spielwerk, die warf sie in die Höhe und fing sie wieder in der Luft und hatte ihre Lust daran. Einmal war die Kugel gar hoch geflogen, sie hatte die Hand schon ausgestreckt und die Finger gekrümmt, um sie wieder zu fangen, da schlug sie neben vorbei auf die Erde, rollte und rollte und geradezu in das Wasser hinein.

Die Königstochter blickte ihr erschrocken nach, der Brunnen war aber so tief, daß kein Grund zu sehen war. Da fing sie an jämmerlich zu weinen und zu klagen: „ach! wenn ich meine Kugel wieder hätte, da wollt' ich alles darum geben, meine Kleider, meine Edelgesteine, meine Perlen und was es auf der Welt nur wär'." Wie sie so klagte, streckte ein Frosch seinen Kopf aus dem Wasser und sprach: „Königstochter, was jammerst du so erbärmlich?" — „Ach," sagte sie, „du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldne Kugel ist mir in den Brunnen gefallen." — Der Frosch sprach: „deine Perlen, deine Edelgesteine und deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn du mich zum Gesellen annehmen willst, und ich soll neben dir sitzen und von deinem goldnen Tellerlein essen und in deinem Bettlein schlafen und du willst mich werth und lieb haben, so will ich dir deine Kugel wiederbringen." Die Königstochter dachte, was schwätzt der einfältige Frosch wohl, der muß doch in seinem Wasser bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel holen, da will ich nur ja sagen; und sagte: „ja meinetwegen, schaff mir nur erst die goldne Kugel wieder, es soll dir alles versprochen seyn." Der Frosch steckte seinen Kopf unter das Wasser und tauchte hinab, es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder in die Höhe, hatte die Kugel im Maul und warf sie ans Land. Wie die Königstochter ihre Kugel wieder erblickte, lief sie geschwind darauf zu, hob sie auf und war so froh, sie wieder in ihrer Hand zu halten, daß sie an nichts weiter gedachte, sondern damit nach Haus eilte. Der Frosch rief ihr nach: „warte, Königstochter, und nimm mich mit, wie du versprochen hast!" aber sie hörte nicht darauf.

Am andern Tage saß die Königstochter an der Tafel, da hörte sie etwas die Marmortreppe heraufkommen, plitsch, platsch! plitsch, platsch! bald darauf klopfte es auch an der Thüre und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf!" Sie lief hin und machte die Thüre auf, da war es der Frosch, an den sie nicht mehr gedacht hatte; ganz erschrocken warf sie die Thüre hastig zu und setzte sich wieder an die Tafel. Der König aber sah, daß ihr das Herz klopfte, und sagte: „warum fürchtest du dich?" — „Da draußen ist ein garstiger Frosch," sagte sie, „der hat mir meine goldene Kugel aus dem Wasser geholt, ich versprach ihm dafür, er sollte mein Geselle werden, ich glaubte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte, nun ist er draußen vor der Thür und will herein." Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngste,
mach mir auf,
weißt du nicht was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
mach mir auf!"

Der König sagte: „was du versprochen hast, mußt du halten, geh und mach dem Frosch die Thüre auf. Sie gehorchte und der Frosch hüpfte herein, und ihr auf dem Fuße immer nach, bis zu ihrem Stuhl, und als sie sich wieder gesetzt hatte, da rief er: „heb mich herauf auf einen Stuhl neben dich." Die Königstochter wollte nicht, aber der König befahl es ihr. Wie der Frosch oben war, sprach er: „nun schieb dein goldenes Tellerlein näher, ich will mit dir davon essen." Das mußte sie auch thun. Wie er sich satt gegessen hatte, sagte er: „nun bin ich müd' und will schlafen, bring mich hinauf in dein Kämmerlein, mach dein Bettlein zurecht, da wollen wir uns hineinlegen." Die Königstochter erschrack, wie sie das hörte, sie fürchtete sich vor dem kalten Frosch, sie getraute

---

*) Aus: Jacob Ludwig Karl Grimm's „Haus- und Kindermährchen. Berlin 1812.

sich nicht ihn anzurühren und nun sollte er bei ihr in ihrem Bett liegen, sie fing an zu weinen und wollte durchaus nicht. Da ward der König zornig und befahl ihr bei seiner Ungnade, zu thun, was sie versprochen habe. Es half nichts, sie mußte thun, wie ihr Vater wollte, aber sie war bitterböse in ihrem Herzen. Sie packte den Frosch mit zwei Fingern und trug ihn hinauf in ihre Kammer, legte sich ins Bett und statt ihn neben sich zu legen, warf sie ihn bratsch! an die Wand; „da, nun wirst du mich in Ruh lassen, du garstiger Frosch!"

Aber der Frosch fiel nicht todt herunter, sondern wie er herab auf das Bett kam, da wars ein schöner junger Prinz. Der war nun ihr lieber Geselle, und sie hielt ihn werth wie sie versprochen hatte, und sie schliefen vergnügt zusammen ein. Am Morgen aber kam ein prächtiger Wagen, mit acht Pferden bespannt, mit Federn geputzt und goldschimmernd, dabei war der treue Heinrich des Prinzen, der hatte sich so betrübt über die Verwandlung desselben, daß er drei eiserne Bande um sein Herz legen mußte, damit es vor Traurigkeit nicht zerspringe. Der Prinz setzte sich mit der Königstochter in den Wagen, der treue Diener aber stand hinten auf, so wollten sie in sein Reich fahren. Und wie sie ein Stück Weges gefahren waren, hörte der Prinz hinter sich ein lautes Krachen, da drehte er sich um und rief;

„Heinrich, der Wagen bricht!" —
„Nein Herr, der Wagen nicht,
es ist ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als ihr in dem Brunnen saßt,
als ihr eine Fretsche (Frosch) was't." (wart)

Noch einmal und noch einmal hörte es der Prinz krachen, und meinte: der Wagen bräche, aber es waren nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.

## Katz und Maus in Gesellschaft.

Eine Katze und eine Maus wollten zusammen leben und Wirthschaft zusammen haben; sie sorgten auch für den Winter und kauften ein Töpfchen mit Fett, und weil sie keinen bessern und sicherern Ort wußten, stellten sie es unter den Altar in der Kirche, da sollt' es stehen, bis sie sein bedürftig wären. Einstmals aber trug die Katze Gelüsten darnach, und ging zur Maus: „hör' Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten, sie hat ein Söhnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Taufe halten, laß mich ausgehen und halt heut allein Haus." — „Ja, ja," sagte die Maus, geh hin, und wenn du was Gutes issest, denk an mich, von dem süßen rothen Kindbetterwein tränk ich auch gern ein Tröpfchen." Die Katze aber ging geradeswegs in die Kirche und leckte die fette Haut ab, spazierte darnach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Haus. „Du wirst dich recht erlustirt haben, sagte die Maus, wie hat denn das Kind geheißen?" — „Hautab, antwortete die Katze." — „Hautab? das ist ein seltsamer Name, den hab' ich noch nicht gehört."

Bald darnach hatte die Katze wieder ein Gelüsten, ging zur Maus und sprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abschlagen, du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirthschaft treiben." Die Maus sagte ja, die Katze aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als sie heim kam, fragte die Maus: „wie ist denn dieser Pathe getauft worden?" — „Halbaus" — „Halbaus? was du sagst! den Namen hab' ich gar noch nicht gehört, der steht gewiß nicht im Calender."

Die Katze aber konnte den Fetttopf nicht vergessen: „ich bin zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind ist schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal, du läßt mich doch ausgehen?" — „Hautab, Halbaus, sagte die Maus, es sind so kuriose Namen, die machen mich so nachdenksam, doch geh nur hin." Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Katze den Fetttopf rein aus und kam satt und dick erst in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?" — „Ganzaus" — Ganzaus! ei! ei! Das ist der allerbedenklichste Namen, sagte die Maus; Ganzaus? was soll der bedeuten? gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen!" damit schüttelte sie den Kopf und legte sich schlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Katze zu Gevatter bitten; der Winter aber kam bald herbei. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, sagte die Maus zur Katze: „komm wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar versteckt haben." Wie sie aber hinkamen, war alles leer. — „Ach! sagte die Maus, nun kommts an den Tag, du hast Alles gefressen, wie du zu Gevatter ausgegangen bist, erst Haut ab, dann Halb aus, dann" — „Schweig still, sagte die Katze, oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort sprichst" — „Ganz aus" hatte die arme Maus im Mund, und hatt' es kaum gesprochen, so sprang die Katz' auf sie zu und schluckte sie hinunter.

## Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brod hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter seyn und für es sorgen." Der Holzhacker gehorchte und holte sein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Zuckerbrod und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold und die Englein spielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reise machen; eh sie aber weg ging, rief sie das Mädchen und sagte: „liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs, zwölf darfst du aufschließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieser kleine Schlüssel öffnet." Das Mädchen versprach ihren Befehlen zu gehorchen; wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Thüre, und sah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder saß ein Apostel und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen. Als es die zwölf Thüren aufgeschlossen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerstand es seiner Neugier, endlich aber ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Thüre aufging, sah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber schlug es geschwind die Thüre zu und lief fort; sein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück und forderte die Himmelsschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte: „hast du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?" — „Nein," antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte, da sah sie, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeschlossen hatte: „hast du es gewiß nicht gethan?" „Nein," sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war und sprach: „du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu seyn."

Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüschen umzäunt, so daß es ganz eingeschlossen war, der Mund war ihm auch verschlossen und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter, und schlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es Wurzeln und Blätter und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schneite und fror, saß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab, da saß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm schien, ging es heraus, setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, daß in der Einöde ein so schönes Mädchen allein saß, und fragte es: ob es mit auf sein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nickte bloß ein wenig mit dem Kopf, da hob es der König auf sein Pferd und führte es mit sich heim und bald gewann er es so lieb, daß er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen schönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „sag' jetzt die Wahrheit, daß du die verbotene Thür

aufgeschlossen hast, dann will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannst, bist du aber hartnäckig und willst es nicht gestehen, so nehm' ich dein Kind mit." Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Thüre nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verschwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die stumme Königin sey eine Menschenfresserin und habe ihr eigen Kind gegessen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Thür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Räthe laut, die Königin sey eine Menschenfresserin und drangen darauf, daß sie für ihre gottlose Thaten gerichtet werde; der König aber hieß sie stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahre brachte sie eine Prinzessin zur Welt, da erschien die Jungfrau Maria wieder, nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie mögte ihren Fehler gestehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Aussage. Da verließ sie die Jungfrau Maria, und nahm das jüngste Kind auch mit sich.

Der König konnte nun seine Räthe nicht länger zurückhalten, sie behaupteten, die Königin sey eine Menschenfresserin, das sey gewiß, und weil sie stumm war, konnte sie sich nicht vertheidigen, da ward sie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden war, und das Feuer rings schon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und sie gedachte bei sich: „ach, wenn ich auch sterben müßte, wie gern wollt' ich der Jungfrau Maria vorher noch gestehen, daß ich die verbotene Thüre im Himmel aufgeschlossen habe, wie hab' ich so bös' gethan, das zu leugnen!" Und wie sie das gedachte, in dem Augenblick, da that sich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feuer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „da du die Wahrheit hast sagen wollen, ist dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß sie von nun an sprechen konnte, und verlieh ihr Glück auf ihr Lebtag.

## Gut Kegel- und Kartenspiel.

Es war einmal ein alter König, der hatte eine Tochter, die war die schönste Jungfrau auf der Welt. Da ließ er bekannt machen: „wer drei Nächte in meinem alten Schloß wacht, soll die Prinzessin zur Gemahlin haben." Nun war ein junger Bursch, arm von Haus aus, der gedacht': ich will mein Leben daran wagen, nichts zu verlieren, viel zu gewinnen, was ist da lang zu besinnen! Also stellt' er sich vor den König und bot sich an, drei Nächte in dem Schloß zu wachen. „Du darfst Dir noch etwas ausbitten, das Du mitnimmst in das Schloß, aber von leblosen Dingen," sagte der König. — „So bitt' ich mir eine Schnitzbank mit dem Schnitzmesser aus, eine Drehbank und ein Feuer."

Das wird ihm alles in das alte Schloß getragen: darauf, wie es anfängt dunkel zu werden, geht er selbst hinein. Anfangs ist alles still darin, er macht sich sein Feuer an, stellt die Schnitzbank mit dem Messer daneben nnd setzt sich auf die Drehbank. Wie es aber gegen Mitternacht geht, fängt ein Gerümpel an, erst sachte, dann stärker, bif! baf! hehe! holla ho! immer ärger, dann ists ein klein-bischen still, endlich kommt ein Bein den Schornstein herunter und stellt sich gerade vor ihn hin. „Heda, ruft der Bursch, noch mehr, eins ist zu wenig!" Da geht der Lärm von frischem an, dann fällt noch ein Bein herunter und noch eins und so fort, bis es neun sind. „Nun ists genug und die sind gut zum Kegelspiel, aber die Kugeln fehlen noch, frisch!" Da tobts entsetzlich und fallen zwei Köpfe herunter. Die setzt er in die Drehbank und dreht sie rund: „daß ihr gut schüppelt!" dann macht er die Beine gleich und stellt sie wie die Kegel auf: „Heida! nun gehts lustig!"

Da kamen zwei große schwarze Katzen, gingen ums Feuer herum und schrien: „au! miau! was uns friert! was uns friert!" — „Ihr Narren, was schreit Ihr, setzt euch ans Feuer und wärmt euch." Wie die Katzen sich gewärmt hatten, sagten sie: „Cammrad! wir wollen eins in der Karte spielen." „Ja, antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her, Ihr habt so lange Nägel, die will ich Euch erst abschneiden." Damit packte er sie am Kragen und hob sie auf die Schnitzbank da schraubte er sie fest und schmiß sie todt. Dann trug er sie hinaus und warf sie in einen kleinen Teich, dem Schloß gegenüber. Wie er die zur Ruh gebracht, und sich wieder zum Feuer setzen wollte und sich wärmen, da kamen viele schwarze Katzen und Hunde, bald aus allen Ecken und immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte, die schrien, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und machten es ganz aus. Da faßte er sein Schnitzmesser: „fort ihr Gesindel!" und hieb ein. Ein großer Theil lief weg, die andern schmiß er todt und trug sie auch hinaus in den Teich. Dann blies er sich das Feuer wieder an aus einem Funken und wärmte sich.

Als er sich gewärmt hatte, ward er müd' und legte sich in ein großes Bett, das in der Ecke stand. Und als er eben einschlafen wollte, fing das Bett an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Das geht gut so, nur besser zu!" sagte er. Da fuhr das Bett, als zögens sechs Pferde, über Schwellen und Treppen: hopp! hopp! warf es um, das unterst zu oberst und er drunter. Da schleudert' er Decken und Kissen in die Höh' und stieg heraus; „mag fahren, wer Lust hat!" legte sich zum Feuer und schlief bis es Tag war.

Am Morgen kam der König, und als er den jungen Burschen da liegen und schlafen sah, meint' er, der wäre auch todt, und sagte, es sey schade um ihn. Da erwachte der Bursch von den Worten, und wie er den König sah, stand er auf; der fragte ihn, wie es gegangen wäre in der Nacht? „Recht gut, eine wär' herum, die zwei werden auch noch herum gehn." Die andern Nächte gings ebenso, aber er wußte schon, wie es anzugreifen war, und am vierten Tag ward ihm die schöne Königstochter gegeben.

## Der Wolf und die sieben jungen Geislein.

Eine Geis hatte sieben Junge, die sie gar lieb hatte und sorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als sie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief sie alle zusammen und sagte: „liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wahrt euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, gebt auch Acht, denn er verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Pfoten könnt ihr ihn erkennen; hütet euch, wenn er erst einmal im Haus ist, so frißt er euch alle miteinander." Darauf ging sie fort, bald aber kam der Wolf vor die Hausthüre und rief: „liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch schöne Sachen mitgebracht." Die sieben Geiserchen aber sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, deine Stimme aber ist rauh, du bist der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Krämer und kaufte sich ein groß Stück Kreide, die aß er und machte seine Stimme fein damit. Darnach ging er wieder zu der sieben Geislein Hausthüre und rief mit feiner Stimme: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas haben." Er hatte aber seine Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die sieben Geiserchen und sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat keinen schwarzen Fuß, wie du; du bist der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und sprach: „Bäcker, bestreich mir meine Pfote mit frischem Teig," und als das gethan war, ging er zum Müller und sprach: „Müller, streu mir fein weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller sagte nein. — „Wenn du es nicht thust, so freß ich dich." Da mußte es der Müller thun.

Darauf ging der Wolf wieder vor der sieben Geiserchen Hausthüre und sagte: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas geschenkt kriegen." Die sieben Geiserchen wollten erst die Pfote sehen, und wie sie sahen, daß sie schneeweiß war und den Wolf so fein sprechen hörten, glaubten sie, es wäre ihre Mutter und machten die Thüre auf und der Wolf kam herein. Wie sie ihn aber erkannten, versteckten sie sich geschwind, so gut es ging, das eine unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter eine große Schüssel, das siebente in die Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie, außer das jüngste in der Wanduhr, das blieb am Leben.

Wie der Wolf seine Lust gebüßt, ging er fort; bald darauf kam die alte Geis nach Haus. Was für ein Jammer! der Wolf war da gewesen und hatte ihre lieben Kinder gefressen. Sie glaubte sie wären alle todt, da sprang das jüngste aus der Wanduhr, und erzählte, wie das Unglück gekommmen war.

Der Wolf aber, weil er sich vollgefressen, war auf eine grüne Wiese gegangen, hatte sich in den Sonnenschein gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geis dachte

daran, ob sie ihre Kinder nicht noch erretten könnte, sagte darum zu dem jüngsten Geislein: „nimm Zwirn, Nadel und Scheere und folg' mir nach." Darauf ging sie hinaus und fand den Wolf schnarchend auf der Wiesen liegen: „da liegt der garstige Wolf," sagte sie und betrachtete ihn von allen Seiten, nachdem er zum Vieruhrenbrot meine sechs Kindlein hinunter gefressen hat; gieb mir einmal die Scheere her: „Ach! wenn sie noch lebendig in seinem Leibe wären!" damit schnitt sie ihm den Bauch auf, und die sechs Geiserchen, die er in der Gier ganz verschluckt hatte, sprangen unversehrt heraus. Sie hieß sie gleich hingehen und große und schwere Wackersteine herbeitragen, damit füllten sie dem Wolf den Leib, nähten ihn wieder zu, liefen fort und versteckten sich hinter eine Hecke.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, so fühlt' er es so schwer im Leib und sprach: „es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! was ist das? ich hab nur sechs Geiserchen gegessen." Er dacht, er wollt einen frischen Trunk thun, das mögt' ihm helfen und suchte einen Brunnen, aber wie er sich darüber bückte, konnte er vor der Schwere der Steine sich nicht mehr halten, und stürzte ins Wasser. Wie das die sieben Geiserchen sahen, kamen sie herzu gelaufen, und tanzten vor Freude um den Brunnen.

---

## Von der Nachtigall und der Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tages aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und mögte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sey doch so gut und leih mir deins dazu, ich bring dirs Morgen wieder." Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr so wohl, daß sie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten sehen konnte, daß sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur, sagte die Nachtigall, und such einmal:

ich bau mein Nest auf jene Linden,
so hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
da magst du's nimmermehr finden!

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten auch im Busch eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszusaufen.

---

## Von dem gestohlenen Heller.

Es saß ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern, und einem guten Freund, der ihn besuchte, Mittags am Tisch. Wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thüre aufgehen, und es kam ein schneeweiß gekleidetes blasses Kindlein herein: es blickte sich nicht um, sprach auch nichts, sondern ging still in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück, und ging eben so still wieder fort. Am zweiten und dritten Tag kam dasselbige Kind wieder; da fragte der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. Der Vater antwortete, er wisse nichts davon, er hab' es auch noch nicht gesehen. Am andern Tage, als es zwölf Uhr schlug und es wieder hereintrat, so zeigte es der Fremde dem Vater, der sah aber nichts, und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nichts. Der Fremde stand auf, ging zu der Thüre, öffnete sie ein wenig und guckte hinein. Da sah er das blasse Kindlein auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen, wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Darauf erzählte er, was er gesehen, und beschrieb das Kindlein genau, da erkannte es die Mutter und sagte: „ach! das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist." Da brachen sie die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte das Kind einmal einem armen Manne geben sollen, es hatte aber gedacht, dafür kannst du dir einen Zwieback kaufen, die Heller behalten und in die Dielenritzen versteckt, und da hatte es im Grabe keine Ruh und mußte alle Mittage kommen und die Heller suchen. Sie gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kindlein nicht wieder gesehen worden.

---

## Die Hand mit dem Messer.

Es war ein kleines Mädchen, das hatte drei Brüder, die galten bei der Mutter alles, und es wurde überall zurückgesetzt, hart angefahren und mußte tagtäglich Morgens früh ausgehen, Torf zu graben auf dürrem Haidegrund, den sie zum Kochen und Brennen brauchten. Noch dazu bekam es ein altes und stumpfes Geräth, womit es die sauere Arbeit verrichten sollte.

Aber das kleine Mädchen hatte einen Liebhaber, der war ein Elfe und wohnte nahe an ihrer Mutter Haus in einem Hügel, und so oft es nun an dem Hügel vorbei kam, so streckte er seine Hand aus dem Fels, und hielt darin ein sehr scharfes Messer, das von sonderlicher Kraft war und alles durchschnitt. Mit diesem Messer schnitt sie den Torf bald heraus, ging vergnügt mit der nöthigen Ladung heim, und wenn sie am Felsen vorbei kam, klopfte sie zweimal dran, so reichte die Hand heraus und nahm das Messer in Empfang.

Als aber die Mutter merkte, wie geschwind und leicht sie immer den Torf heimbrachte, erzählte sie den Brüdern, es müßte ihr gewiß jemand anders dabei helfen, sonst wäre es nicht möglich. Da schlichen ihr die Brüder nach und sahen, wie sie das Zaubermesser bekam, holten sie ein und drangen es ihr mit Gewalt ab. Darauf kehrten sie zurück, schlugen an den Felsen, als sie gewohnt war zu thun, und wie der gute Elf die Hand herausstreckte, schnitten sie sie ihm ab mit seinem selbeigenen Messer. Der blutende Arm zog sich zurück, und weil der Elf glaubte seine Geliebte hätte es aus Verrath gethan, so wurde er seitdem nimmermehr gesehen.

---

## Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Kinder, das waren lauter Buben, er wollte auch kein Mädchen haben, und sagte zur Königin: „wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so laß ich die zwölf andern tödten, ists aber auch ein Bube, dann sollen sie alle miteinander leben bleiben." — Die Königin gedachte es ihm auszureden. Der König wollte aber nichts weiter hören: „wenns so ist, wie ich gesagt habe, so müssen sie sterben, lieber hau' ich ihnen selber den Kopf ab, als daß ein Mädchen darunter wäre."

Da war die Königin traurig, denn sie hatte ihre Söhne von Herzen lieb und wußte nicht, wie sie zu retten waren. Endlich ging sie zu dem jüngsten, den sie vor allen lieb hatte, offenbarte ihm, was der König beschlossen, und sagte: „allerliebstes Kind, geh du mit deinen eilf Brüdern hinaus in den Wald, da bleibt und kommt nicht nach Haus, einer von euch aber halte immer Wacht auf einem Baum und sehe nach dem Thurm hier, wenn ich ein Söhnchen zur Welt bringe, will ich obenauf eine weiße Fahne stecken, ists aber ein Töchterchen eine rothe, und wenn ihr das seht, dann rettet euch, flieht in die weite Welt, und der liebe Gott behüt euch. Alle Nacht will ich aufstehen und für euch beten; wenns kalt ist im Winter, daß ihr nicht friert und ein warmes Feuer vor euch brennt, und wenns heiß ist im Sommer, daß ihr in einem kühlen Walde ruht und schlaft.

So gesegnete sie die Kinder und sie gingen fort in den Wald. Oft guckten sie nach dem Thurm, und einer mußte beständig auf einer hohen Eiche sitzen und Acht haben. Bald auch wurde eine Fahne aufgesteckt, es war aber nicht die weiße, sondern die rothe Blutfahne, die ihnen den Untergang drohte. Wie die Buben sie erblickten, wurden sie alle zornig und riefen: „sollen wir eines Mädchens willen das Leben verlieren!" da schwuren sie zusammen, mitten im Wald zu bleiben, und aufzupassen; wenn sich ein Mädchen sehen ließ, wollten sie es ohne Gnade tödten

Darauf suchten sie eine Höhle, wo der Wald am dunkelsten war, wo sie wohnten. Alle Morgen zogen eilf hinaus auf die Jagd, einer mußte aber zu Haus bleiben, kochen, und den Haushalt führen. Jedes Mädchen aber, das den eilfen begegnete, war ohne Barmherzigkeit verloren; das dauerte viele Jahre.

Das Schwesterchen zu Haus aber ward groß und blieb das einzige Kind. Einmal hatte es große Wäsche, darunter waren auch zwölf Mannshemden. „Für wen sind denn diese Hemder, fragte die Prinzessin, meinem Vater sind sie doch viel zu klein," da erzählte ihr die Wäscherin, daß sie zwölf Brüder gehabt hätte, die wären heimlich fortgegangen, kein Mensch

wisse wohin, weil sie der König habe wollen tödten lassen, und diesen zwölf Brüdern gehörten diese zwölf Hemder. Das Schwesterchen verwunderte sich, daß ihm niemals von seinen zwölf Brüdern etwas zu Ohren gekommen und wie es Nachmittags auf der Wiese saß und die Wäsche bleichte, da fielen ihm die Worte der Wäscherin wieder ein, und es ward nachdenksam, und endlich stieg es auf, nahm die zwölf Hemder und ging in den Wald hinein, wo seine Brüder lebten.

Das Schwesterchen kam gerade zu der Höhle, wo sie ihre Wohnung hatten. Die eilf waren auf der Jagd und nur ein einziger daheim, der kochen mußte. Wie der das Mädchen erblickte, faßte er es gleich, und holte sein Schwert: „knie nieder, dein rothes Blut muß den Augenblick fließen." Das Mädchen aber bat ihn: „lieber Herr, laßt mich leben, ich will kochen und den Haushalt führen." Es war gerade der jüngste Bruder, den erbarmte die Schönheit des Mädchens und er schenkte ihr das Leben. Wie die eilfe nach Haus kamen und sich verwunderten, ein Mädchen lebendig in der Höhle zu finden, sagte er zu ihnen: „liebe Brüder, dies Mädchen ist in die Höhle gekommen, und wie ich es niederhauen wollte, da bat es so sehr um sein Leben, es wollt uns treu dienen und den Haushalt führen, daß ichs ihm geschenkt habe." Die andern gedachten, daß ihnen das vortheilhaft wäre und daß sie nun alle zwölf auf die Jagd ausgehen könnten, und warens zufrieden. Da zeigte es ihnen die zwölf Hemdlein und sagte, es wär' ihre Schwester; darüber freuten sie sich alle, und waren froh, daß sie es nicht getödtet hatten.

Das Schwesterchen übernahm nun den Haushalt, und wenn die Brüder auf der Jagd waren, sammelte es Holz und Kräuter, stellte zu am Feuer, deckte die Bettlein hübsch weiß und rein, und that alles unverdrossen und fleißig. Einmal geschah es, daß es fertig war mit aller Arbeit, da ging es in den Wald spazieren. Es kam an einen Platz, wo zwölf schöne hohe, weiße Lilien standen, und weil sie ihr so wohl gefielen, brach sie alle mit einander ab. Kaum aber war das geschehen, so stand eine alte Frau vor ihr: „ach meine Tochter, sagte sie, warum hast du die zwölf Studentenblumen nicht stehen lassen! das sind deine zwölf Brüder, die sind nun alle in Raben verwandelt worden und sind verloren auf ewig." Das Schwesterchen fing an zu weinen, „ach! sagte es, giebts denn kein Mittel sie zu erlösen?" „Nein, es ist kein Mittel auf der Welt, als ein einziges, das ist so schwer, daß du sie nicht damit befreien wirst: du mußt zwölf ganzer Jahre stumm seyn; sprichst du nur ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde daran, so ist alles umsonst und deine Brüder sind in dem Augenblick todt."

Das Schwesterchen setzte sich da auf einen hohen Baum im Wald und spann und wollte zwölf Jahre stumm sitzen, um seine Brüder zu erlösen. Es geschah aber, daß der König auf einer Jagd durch den Wald ritt, und als er an dem Baum vorbei kam, stand sein Hund still und bellte. Der König hielt nun, sah hinauf und war ganz verwundert über die Schönheit der Prinzessin. Er rief ihr zu, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie schwieg aber still und nickte nur ein wenig mit dem Kopf. Da stieg der König selber hinauf und hob sie herunter, setzte sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie heim in sein Schloß, wo die Hochzeit prächtig gehalten ward. Die Prinzessin sprach aber niemals ein Wort und der König glaubte sie sey stumm. Doch hätten sie vergnügt mit einander gelebt, wenn nicht die Mutter des Königs gewesen wäre, die fing an die Königin bei ihrem Sohn zu verläumden: „es ist ein gemeines Bettelmädchen, das du aus der Fremde mitgebracht hast, die hinter deinem Rücken die schändlichsten Dinge treibt." Weil die Königin nun sich nicht vertheidigen konnte, ließ sich der König verführen, und glaubte ihr endlich und verurtheilte sie zum Tod. Da ward ein großes Feuer angemacht im Hof, da sollte sie verbrannt werden. Schon stand sie in den Flammen und die spielten an ihrem Kleide; da war eben die letzte Minute von den zwölf Jahren verflossen, man hörte in der Luft ein Geräusch, und es kamen zwölf Raben hergeflogen und ließen sich nieder. Wie sie die Erde berührten, waren es zwölf schöne Prinzen, die rissen das Feuer von einander und führten ihre Schwester heraus. Da sprach sie ihr erstes Wort wieder und sagte dem König alles, wie es zugegangen und sie die zwölf Brüder habe erlösen müssen; und sie waren alle vergnügt, daß es so wohl geworden war.

Was sollten sie mit der bösen Stiefmutter anfangen; sie ward in ein Faß gesteckt von siedendem Oehl und von giftigen Schlangen angefüllt, und starb da eines bösen Todes.

---

## Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „die Nüsse sind reif, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt daran essen, eh sie das Eichhorn alle wegholt." Ja, antwortete das Hühnchen, „komm da wollen wir uns eine Lust miteinander machen." Sie gingen zusammen fort, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen oder ob sie so übermüthig geworden waren, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschaalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „du kannst dich nur immerhin vorspannen." — „Nein, sagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Kutscher will ich wohl seyn und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht."

Wie sie sich so stritten, schnatterte eine Ente daher: „ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen, das soll euch schlecht bekommen," ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinen Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich auf den Bock und war Kutscher, und nun ging es fort, im Gallop: Ente lauf zu was du kannst! Als sie ein Stück Wegs gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen halt und sagten, es werde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wär es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten; sie seyen auf der Schneiderherberge vor dem Thore gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshaus, und weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sey schon voll, gedachte auch wohl, es möchten keine vornehme Passagiere seyn; endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf und sie verzehrten es zusammen, die Schalen aber warfen sie auf den Feuerheerd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesselkissen des Wirths, die Stecknadel aber in sein Handtuch, darauf flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hofe geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunter schwamm, und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden darnach stieg der Wirth aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Stecknadel, dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Heerd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute Morgen trifft Alles meinen Kopf," sagte er, und setzte sich ärgerlich in seinen Großvaterstuhl — auweh! da ward er noch schlimmer getroffen von der Nähnadel und nicht an den Kopf. Da ward er vollends bös' und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

---

## Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sagte: „seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit dem Fuß fort; sie giebt uns auch nichts zu essen, als harte Brotkrusten; dem Hündlein unter dem Tisch gehts besser, dem wirft sie doch manchmal was Gutes zu; daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm laß uns miteinander fortgehen." Sie gingen zusammen fort und kamen in einen großen Wald, da waren sie so

traurig und so müde, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und da Hungers sterben wollten.

Sie schliefen zusammen ein, und wie sie am Morgen aufwachten, war die Sonne schon lange aufgestiegen und schien heiß in den hohlen Baum hinein. „Schwesterchen, sagte das Brüderchen nach einer Zeit, mich dürstet so gewaltig, wenn ich ein Brünnlein in der Nähe wüßte, ich ging hin und tränk einmal, es ist mir auch, als hörte ich eins rauschen." — „Was hilft das, antwortete das Schwesterchen, warum willst Du trinken, da wir doch Hungers sterben wollen." Brüderchen aber schwieg still und stieg heraus, und weil es das Schwesterchen immer fest mit der Hand hielt, mußte es mit heraussteigen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe, und wie sie die zwei Kinder hatte fortgehen sehen, war sie ihnen nachgegangen und hatte ein klares Brünnlein in der Nähe des Baums aus dem Felsen springen lassen, das sollte durch sein Rauschen die Kinder herbeilocken und zum trinken reizen, wer aber davon trank, der ward in ein Rehkälbchen verwandelt. Brüderchen kam bald mit dem Schwesterchen zu dem Brünnlein, und als er es so glitzerig über die Steine springen sah, ward seine Lust immer größer, und er wollte davon trinken. Aber dem Schwesterchen war Angst, es meinte, das Brünnlein spräche im Rauschen und sagte: „wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen!" da bat es das Brüderchen, nicht von dem Wasser zu trinken. „Ich höre nichts, sagte das Brüderchen, als wie das Wasser so lieblich rauscht, laß mich nur gehen!" Damit legte es sich nieder, beugte es sich herab und trank, und wie der erste Tropfen auf seine Lippen gekommen war, da lag ein Rehkälbchen an dem Brünnlein.

Das Schwesterchen weinte und weinte, die Hexe aber war böse, daß sie es nicht auch zum Trinken hatte verführen können. Nachdem es drei Tage geweint, stand es auf und sammelte die Binsen in dem Wald, und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälbchen daran und führte es mit sich. Es suchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war und sammelte das allerschönste, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehkälbchen war dann vergnügt und spielte auf den Hügeln. Abends aber, wenn Schwesterchen müde war, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, und so schlief es ein; und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben gewesen.

So lebten sie lange Jahre in dem Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte sich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Thierlein in dem Wald und war erstaunt über seine Schönheit. Er hob es zu sich auf sein Pferd und nahm es mit, und das Rehkälbchen lief an dem Seile nebenher. An dem königlichen Hofe ward ihm alle Ehre angethan, schöne Jungfrauen mußten es bedienen, doch war es selber schöner, als alle andern; das Rehkälbchen ließ es niemals von sich, und that ihm alles Gute an. Bald darauf starb die Königin, da ward das Schwesterchen mit dem König vermählt und lebte in allen Freuden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glück gehört, das dem armen Schwesterchen begegnet; sie dachte es wäre längst im Wald von den wilden Thieren gefressen worden, aber die hatten ihm nichts gethan, und nun war es Königin im Reich. Die Hexe war so böse darüber, daß sie nur darauf dachte, wie sie ihr das Glück verderben konnte. Als im folgenden Jahr die Königin einen schönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat sie in der Gestalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad ist für euch bereitet, sagte sie, das wird euch wohlthun und stärken, kommt eh' es kalt wird." Sie führte sie darauf in die Badestube; wie die Königin hineingetreten war, schloß sie die Thüre hinter ihr zu, drin aber war ein Höllenfeuer angemacht, da mußte die schöne Königin ersticken. Die Hexe hatte eine rechte Tochter, der gab sie ganz die äußerliche Gestalt der Königin und legte sie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam am Abend heim, und wußte nicht, daß er eine falsche Frau habe. Aber in der Nacht — sah die Kinderfrau — trat die rechte Königin in die Stube, sie ging zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Brust und gab ihm zu trinken, dann schüttelte sie ihm sein Bettchen auf, legte es wieder hinein und deckte es zu. Darauf ging sie in die Ecke wo das Rehkälbchen schlief und streichelte ihm über den Rücken. So kam sie alle Nacht und ging wieder fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Einmal aber trat sie wieder ein und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermehr."

und that alles wie in den andern Nächten. Die Kinderfrau weckte aber den König und sagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da sah er auch, wie die Königin kam und hörte deutlich ihre Worte:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch einmal und dann nimmermehr."

Aber er getraute sich nicht, sie anzureden. In der andern Nacht wacht' er wieder, da sprach die Königin:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch diesmal her und dann nimmermehr.

Da konnte sich der König nicht länger halten, sprang auf und umarmte sie, und wie er sie anrührte, ward sie wieder lebendig, frisch und roth. Die falsche Königin ward in den Wald geführt, wo die wilden Thiere sie fraßen, die böse Stiefmutter aber ward verbrannt, und wie das Feuer sie verzehrte, da verwandelte sich das Rehkälbchen, und Brüderchen und Schwesterchen waren wieder beisammen und lebten glücklich ihr Lebenlang.

---

## Rapunzel.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sich schon lange ein Kind gewünscht und nie eins bekommen, endlich aber ward die Frau guter Hoffnung. Diese Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnten sie in den Garten einer Fee sehen, der voll von Blumen und Kräutern stand, allerlei Art, keiner aber durfte es wagen, in den Garten hineinzugehen. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah hinab, da erblickte sie wunderschöne Rapunzeln auf einem Beet und wurde so lüstern darnach, und wußte doch, daß sie keine davon bekommen konnte, daß sie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erschrack endlich und fragte nach der Ursache; „ach wenn ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unserm Haus zu essen kriege, so muß ich sterben." Der Mann, welcher sie gar lieb hatte, dachte, es mag kosten was es will, so willst du ihr doch welche schaffen, stieg eines Abends über die hohe Mauer und stach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln aus, die er seiner Frau brachte. Die Frau machte sich sogleich Salat daraus, und aß sie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam. Der Mann sah wohl, daß keine Ruh wäre, also stieg er noch einmal in den Garten, allein er erschrack gewaltig, als die Fee darin stand und ihn heftig schalt, daß er es wage, in ihren Garten zu kommen und daraus zu stehlen. Er entschuldigte sich, so gut er konnte, mit der Schwangerschaft seiner Frau, und wie gefährlich es sey, ihr dann etwas abzuschlagen, endlich sprach die Fee: „ich will mich zufrieden geben und dir selbst gestatten Rapunzeln mitzunehmen, so viel du willst, wofern du mir das Kind geben wirst, womit deine Frau jetzo geht." In der Angst sagte der Mann alles zu, und als die Frau in Wochen kam, erschien die Fee sogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit sich fort.

Dieses Rapunzel wurde das schönste Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahr alt war, so schloß es die Fee in einen hohen hohen Thurm, der hatte weder Thür noch Treppe, nur bloß ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn nun die Fee hinein wollte, so stand sie unten und rief:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter."

Rapunzel hatte aber prächtige Haare, fein wie gesponnen Gold, und wenn die Fee so rief, so band sie sie los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter und die Fee stieg daran hinauf.

Eines Tages kam ein junger Königssohn durch den Wald wo der Thurm stand, sah das schöne Rapunzel oben am Fenster stehen und hörte sie mit so süßer Stimme singen, daß er sich ganz in sie verliebte. Da aber keine Thüre im Thurm war und keine Leiter so hoch reichen konnte, so gerieth er in Verzweiflung, doch ging er alle Tage in den Wald hin, bis er einstmals die Fee kommen sah, die sprach:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter."

Darauf sah er wohl, auf welcher Leiter man in den Thurm kommen konnte. Er hatte sich aber die Worte wohl gemerkt, die man sprechen mußte, und des andern Tages, als es dunkel

war, ging er an den Thurm und sprach hinauf:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

da ließ sie die Haare los, und wie sie unten waren, machte er sich daran fest und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erschrack nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König so gut, daß sie mit ihm verabredete, er solle alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten sie lustig und in Freuden eine geraume Zeit, und die Fee kam nicht dahinter, bis eines Tages das Rapunzel anfing und zu ihr sagte: „sag' sie mir doch Frau Gothel, meine Kleiderchen werden mir so eng und wollen nicht mehr passen.“ Ach du gottloses Kind, sprach die Fee, was muß ich von dir hören, und sie merkte gleich, wie sie betrogen wäre, und war ganz aufgebracht. Da nahm sie die schönen Haare Rapunzels, schlang sie ein paar Mal um ihre linke Hand, griff eine Scheere mit der rechten und ritsch, ritsch, waren sie abgeschnitten. Darauf verwieß sie Rapunzel in eine Wüstenei, wo es ihr sehr kümmerlich erging und sie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte die Fee Abends die abgeschnittenen Haare oben am Haken fest, und als der Königssohn kam:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

so ließ sie zwar die Haare nieder, allein wie erstaunte der Prinz, als er statt seines geliebten Rapunzels die Fee oben fand. „Weißt du was, sprach die Fee, Rapunzel ist für dich Bösewicht auf immer verloren!“

Da wurde der Königssohn ganz verzweifelnd, und stürzte sich gleich den Thurm hinab, das Leben brachte er davon, aber die beiden Augen hatte er sich ausgefallen, traurig irrte er im Walde herum, aß nichts als Gras und Wurzeln, und that nichts als weinen. Einige Jahre nachher geräth er in jene Wüstenei, wo Rapunzel kümmerlich mit ihren Kindern lebte, ihre Stimme däuchte ihm so bekannt, in demselben Augenblick erkannte sie ihn auch und fällt ihm um den Hals. Zwei von ihren Thränen fallen in seine Augen, da werden sie wieder klar, und er kann damit sehen, wie sonst.

---

## Sigismund Grimm, s. Meistersänger.

---

## Wilhelm Karl Grimm,

der Bruder des oben erwähnten Göttinger Gelehrten, ward den 24 Februar 1786 zu Hanau geboren und mit seinem Bruder gemeinschaftlich auf dem Lyceum zu Kassel gebildet. Unter fortwährender Kränklichkeit studirte er seit 1804 gleichfalls die Rechte zu Marburg, erhielt nach seiner Genesung 1814 das Sekretariat an der Bibliothek zu Kassel und ging 1830 mit seinem Bruder als Unterbibliothekar nach Göttingen.

Von ihm selbst besitzen wir außer den mit seinem Bruder gemeinschaftlichen Schriften:

Altdänische Heldenlieder. Heidelberg 1811.
Drei altschottische Lieder. Original mit Uebersetzung. Ebendas. 1813.
Konrad's von Würzburg goldene Schmiede. Frankfurt 1816.
Irische Elfenmährchen, übersetzt. Leipzig 1826.
Ueber deutsche Runen. Göttingen 1827.
Deutsche Heldensage. Ebendas. 1829.
Grave Ruodolf. Ein altdeutsches Gedicht. Götting. 1828, in gr. 8.

und lateinisch:

De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum. Göttingen 1830. gr. Fol.

W. K. G. erwarb sich, in schönem Eifer seinem vortrefflichen Bruder nachstrebend, große Verdienste um die altdeutsche Literatur, welche von Kennern dankbar geschätzt werden, und ihm ebenfalls einen hohen Rang unter den Forschern in diesem Gebiete der Wissenschaft erworben haben.

---

## Graf von Grimmenstein, s. Minnesinger.

---

## Johann Grob

ward um 1632 zu Lichtensteeg geboren und lebte als kaiserlicher gekrönter Dichter und Mitglied des Rathes zu Herisau im Schweizercanton Appenzell, wo er 1697 starb. Etwas Näheres über seine Person und sein Leben kennt man nicht.

Seine Schriften sind:

Dichterische Versuchgabe. Basel 1678.
Reinhold's von Freienthal poetische Spazierwäldlein. Ebendas. 1700.

Ein nicht talentloser Dichter jener Zeit, der besonders in seinen Epigrammen Logau (S. d.) zum Muster nahm und sich nach ihm zu bilden suchte.

---

## Otto Friedrich von der Gröben

stammte aus einem alten preußischen Adelsgeschlechte und ward im Jahre 1657 zu Pratten in Ermland geboren. Nachdem er auf längeren Reisen seine Bildung vervollständigt hatte, wurde er Kammerjunker am preußischen Hofe, Distriktshauptmann und kommandirte als Offizier in dem preußischen Hülfskorps gegen die Türken. Er starb 1722.

Er schrieb:

Orientalische Reisebeschreibung. Marienwerder 1694.

Lebens- und Liebesgeschichte Bergonans und seiner tugendhaften Aretee. Danzig 1700 in 4.

Seine Reisebeschreibung erfreut sich eines für ihre Zeit ziemlich fließenden Styles und einer ganz interessanten Darstellung, da es dem Verfasser keineswegs an Scharfblick und klarer Lebensansicht fehlte. Das andere Werk enthält eine mit Geschick durchgeführte Allegorie im damals herrschenden Geschmack, die jedoch trotz dem großen Aufwande von Poesie auf die Länge ermüdet.

---

## Johann Gromann, genannt Polyander,

ward den 5. Juli 1487 zu Neustadt in Baiern geboren, wurde nach zu Leipzig vollendeten theologischen Studien daselbst Magister artium lib., Schulrektor und Amanuensis des Dr. Eck bei der bekannten Leipziger Disputation. Hierdurch mit Luther bekannt, ging er auf dessen freundschaftlichen Rath als Reformator nach Preußen und wirkte und starb dort als Dr. Theologiae und erster lutherischer Prediger an der altstädter Kirche zu Königsberg den 29. April 1541.

Von seinen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen und in mehrere deutsche Gesangbücher übergegangenen geistlichen Liedern ist das bekannteste: Nun lob' meine Seele den Herrn u. s. w.

---

## Karl Grosse

ward 1761 zu Magdeburg geboren, studirte nach daselbst erlangter Schulbildung Medicin, wurde Doctor und später Hof- und Forstrath bei dem Grafen von Stollberg zu Wernigerode und ging zufolge einiger Angaben in neuerer Zeit nach Spanien, wenigstens ist er seit 1797 ganz verschollen.

Unter den Namen „Graf von Vargas" und „Marquis von G." gab er heraus.

Der Genius, aus den Papieren des M. v. G. Halle 1790 — 1794. 4 Thle in 8.
Novellen. Braunschweig 1792 2 Thle. in 8.
Vermischte Blätter. Braunschweig 1793. 2 Thle. in 16.
Erzählungen. Braunschweig 1793. 2 Thle. in 12.
Kleine Romane. Halle 1793, 1794. 4 Bde. in 8.
Der Dolch. Ein Roman. Berlin 1794, 1795. 4 Thle. in 8.
Spanische Novellen. Berlin 1794, 1795. 4 Thle. in 8.
Blumenkranz. Erzählungen. Zittau 1795. 2 Thle. in 8.
Kleine Aufsätze. Berlin 1795, 1796. 3 Thle. in 8.
Chlorinde. Ein Roman. Berlin 1796. in 8.
Liebe und Treue. Halle 1796, 1797. 2 Bde. in 8.
Dekameron, erster Theil. Berlin 1797. in 8.
Der zerbrochne Ring. Halle 1797. in 8. 2 Thle.
Versuche. Neue Ausgabe. Leipzig 1811. 2 Bde. in 8.

G. gefiel sich durchaus darin, ein mystisches Dunkel um seine Person zu verbreiten und bald als spanischer Grande, bald als Marquis dem gewöhnlichen Trosse geistloser Kritiker, die es mit einem so vornehmen Manne nicht verderben mochten, zu imponiren, wofür er dann, als sie später hinter das Geheimniß kamen, nicht wenig von ihnen erdulden mußte. Seine mit Phantasie und Darstellungstalent geschriebenen Romane erfreuten sich trotz dem eines großen Publicums, das sie mit Beifall aufnahm, sind aber doch von der Fluth der Zeiten mit fortgespült worden, und jetzt fast ganz vergessen.

---

## Samuel Grosser

ward geboren den 8. Februar 1664 zu Paschkerwitz in Kursachsen und von seinem Vater, einem Prediger, zuerst wissenschaftlich gebildet. Er studirte dann zu Leipzig, wurde 1690 an der dasigen Nikolaischule Konrektor und Magister der Philosophie, 1691 Rektor zu Altenburg und 1695 zu Görlitz, woselbst ihn die preußische Societät der Wissenschaften auch noch zu ihrem Mitgliede ernannte. Er starb daselbst den 24. Juni 1736.

Er schrieb:

Die geängstete, aber endlich wiederum getröstete Charmosyne. Altenburg 1692 u. 1693. in Fol.
Die vornehmsten Weltverderber. Ebendas. 1694.
Der Ursprung des in der Welt herrschenden Zanks und Streits. Ebendas. 1695.

G. ist der Verfasser von Singspielen, die er namentlich für den Bedarf der von ihm verwalteten gelehrten Schulen schrieb, und welche sich, ganz in dem damaligen schlechten Geschmack gedichtet, durch Nichts vortheilhaft vor der Menge ähnlicher Produkte jener Tage auszeichnen.

## Gustav Friedrich Wilhelm Großmann

ward den 30. November 1746 zu Berlin geboren und hatte während seiner Bildung auf der Schule und Universität als Sohn eines armen Schulhalters mit der bittersten Armuth zu kämpfen. Besser wurde sein Loos, als der preußische Resident zu Danzig ihn zu seinem Legationssecretär gemacht hatte. Darauf privatisirte er eine Zeitlang in Berlin und widmete sich von Lessing veranlaßt dem Theater, trat 1774 unter der Seylerschen Truppe zu Gotha wirklich als Schauspieler auf und übernahm nach seiner Verheirathung mit einer jungen Witwe selbst die Direction des Theaters zu Bonn, 1793 die der Bühne zu Mainz und endlich zu Frankfurt. Nachdem ein Theaterbrand ihm hier sein ganzes Vermögen geraubt hatte, übernahm er die Leitung des Theaters zu Hannover, Bremen und Pyrmont, welcher er jedoch wegen seiner im Geiste der französischen Revolutionärs auf der Bühne extemporirten Anzüglichkeiten auf höhere Staatsbeamte entsagen mußte. Die ebendeshalb erduldete sechsmonatliche Gefangenschaft wirkte auf seinen durch Trunksucht ohnedies zerrütteten Körper und Geist so heftig, daß er kurz darauf den 20. Mai 1796 starb.

Von ihm haben wir:

Singspiele nach ausländischen Mustern für die deutsche Bühne herausgegeben, erster Band, Frankfurt 1783 in 8.
Schauspiele. (Wittenberg) 1806 in 8.
Neue Schauspiele. Altenburg.

Einzeln:

Minna de Barnhelm, traduit de l'Allemand. à Berlin 1772. 8.
Die Feuersbrunst, Schauspiel. Halle 1773 in 8.
Briefe über die Seylersche Bühne. Dresden 1775. 8.
Wilhelmine von Blondheim, Trauerspiel. Gotha 1775 in 8.
Pygmalion, Lustspiel. Dresden 1776 in 8.
Der Barbier von Sevilla, nach dem Französischen des Beaumarchais. Dresden und Leipzig 1776. 8. Neue Ausgabe 1784. 8.
Henriette, Lustspiel. Leipzig 1783. 8. Neue Ausgabe Hamburg 1784 in 8.
Die Irrungen, Lustspiel. Frankfurt 1777. 8.
Nicht mehr als 6 Schüsseln, Familiengemälde. Bonn 1780. 8. 2. Auflage Frankfurt und Leipzig 1785. 8. Häufig nachgedruckt.
Dramaturgische Nachrichten. Bonn 1780. 8.
Adelheid von Veltheim, Schauspiel. Leipzig 1780. 8.
Eigensinn und Launen der Liebe, Singspiel. Frankfurt 1783.
Was einem Recht ist, ist dem andern billig, Singspiel. Ebendas. 1783.
An das Gerechtigkeitsliebende Publikum. 1787, 1788. 8. ohne Druckort.
Was vermag ein Mädchen nicht? Singspiel. Braunschweig 1789. 8.
Papa Harlekin, Schauspiel. Hannover 1791. 8.
Lessings Denkmal. Hannover 1791. 8.

Außerdem Epiloge, Prologe und Gedichte in Kalendern, Journalen, Almanach's u. s. w. und Aufsätze in dem gemeinschaftlich mit von Hagen herausgegebenen Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters und der gleichfalls von ihm mit besorgten Clevischen Theaterzeitung.

G. erwarb sich zu seiner Zeit großen Beifall bei dem deutschen Publikum, indem er in seinen Lustspielen den herrschenden Meinungen, welche man nicht immer zu verlautbaren wagte, eine körnige und kräftige Sprache lieh. Namentlich war dies in seiner Henriette und noch mehr in seinem „Nicht mehr als sechs Schüsseln" in welchem er die Anmaßungen der untergeordneten, geistig wie weltlich verarmten Glieder einer privilegirten Kaste schonungslos geißelte, der Fall, so daß die darüber erfreute Menge ihm Beifall zujauchzte und ihm seine vielen Plattheiten und Rohheiten verzieh, oder dieselben gänzlich übersah. — Er ist keineswegs ohne Talent, und eine große Lebhaftigkeit des Dialogs und der Darstellung, so wie Erfindungsgabe und treffende, wenn auch übertreibende Zeichnung der Charaktere sind ihm nicht abzusprechen; sie erhielten seine Leistungen auf der Bühne, bis dieselben endlich durch gewandtere Lustspieldichter und größere Feinheit des Geschmackes bei den Zuschauern verdrängt wurden.

---

## Johann Gottfried Gruber

ward am 29. November 1774 zu Naumburg geboren, studirte zu Leipzig und habilitirte sich daselbst als Privatdocent, vertauschte jedoch diese Universität mit der zu Jena im Jahre 1803 und folgte darauf 1811 einem Ruf als Professor der historischen Hülfswissenschaften nach Wittenberg. 1815 ging er als ordentlicher Professor der Philosophie nach Halle, wo er noch in vollster Thätigkeit wirkt.

Er gab heraus:

Amor und Hymen. Budissin 1794.
Hofkabale und Mädchenlist. Weißenfels 1794.
System der Erziehungswissenschaft. Leipzig 1794.
Anleitung vernünftig und gut zu werden. Leipzig 1795.
Susanne. Weißenfels 1795.
Judith. Weißenfels 1795.
Jesus und Sokrates. Leipzig 1796.
Die Bestimmung des Menschen. Zürich 1800.
Die Hölle auf Erden. Leipzig 1800.
Lehnchen. Leipzig 1800.
Der Pudel auf Reisen. Leipzig 1801.
Sitten und Gebräuche der merkwürdigsten Nationen. Leipzig 1803. 2 Thle.
Pragmatische Anthropologie. Leipzig 1803.
Geschichte des menschlichen Geschlechtes. Leipzig 1806. 2 Thle.
Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik. Weimar 1810. Th. I.
Wörterbuch der altklassischen Mythologie. Weimar 1810.
Sophiens Lieblingsstunden. Leipzig 1811.
Vater Berthold. Leipzig 1812.
Wann hört ein Mädchen auf, ein Kind zu seyn? Leipzig 1812.
Herder's Leben. Leipzig 1805.
Sonnenberg's Leben. Halle 1807.
Wieland's Leben. Halle 1815. 2 Thle.

Vorzüglich durch seine wissenschaftliche Thätigkeit und durch seine ästhetischen und kritischen Forschungen hat sich G. große Verdienste um unsere Literatur erworben, indem er reiche Belesenheit und gründliche Kenntniß mit selbstständiger Klarheit und geistiger Schärfe verbindet, und es ist besonders zu bedauern, daß ungünstige Verhältnisse die Fortsetzung seines Wörterbuchs zum Behufe der Aesthetik hemmten. — Seine Leistungen im Gebiete der Erzählung sind dagegen unbedeutend und wohl nur als Versuche zur Erholung von ernsteren Arbeiten zu betrachten.

## Beaumarchais.*)

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de, geb. zu Paris 1732, gest. das. 1799) war, wie Laharpe sich ausdrückt, „eine Composition der merkwürdigsten Sonderbarkeiten, selbst in seinem, an dem Sonderbaren so reichen Jahrhundert. Im Privatstand geboren und nie denselben verlassend, erwarb er grose Reichthümer, ohne eine Stelle zu bekleiden; machte grose Handelsunternehmungen, ohne in Paris etwas mehr als ein Weltmann zu seyn; hatte auf dem Theater ein Glück ohne Beispiel mit Werken, die nicht einmal die ersten vom zweiten Range sind (?); erhielt einen glänzenden Ruhm und machte ganz Europa von sich sprechen wegen dreier Prozesse, die bei jedem andern als ihm so unbekannt geblieben wären, als sie lächerlich waren; erwarb sich einen dauernden Ruf als Mann von Talent, und großem Talent, durch eine Gattung von Schriften, die man am schnellsten vergißt, durch Memoiren und Prozeßangelegenheiten; war lange Zeit beschimpft als ein grausamer und boshafter Mensch, ohne etwas Böses gethan zu haben. Ohne Zweifel war ein solches Leben sehr außerordentlich, nicht minder aber waren es die Eigenschaften, die sich in ihm vereinten, und besonders diese vollkommene Gleichstimmung seines Charakters und Geistes mit der Zeit, worin er lebte, und den Umständen, in denen er sich befand.

In der That wird man nicht leicht ein so interessantes Leben finden, als das von Beaumarchais, denn Geist, Charakter und Umstände sind hier so eigen, daß man mit gleicher Wahrscheinlichkeit von der einen Seite ein Ungeheuer und ein Gewebe von Abscheulichkeiten, von der andern einen Märtyrer des Guten und Wahren und ein rastlos edles Streben in ihm darstellen kann, und dies alles in so eigenthümlichen Gesichtspunkten, daß dadurch der feinste Scharfsinn des Psychologen und das moralische Urteil des Menschen nur um so mehr Reiz zur Untersuchung und Entscheidung erhält. Man halte nur die Anklagen gegen ihn als Dieb, als Giftmischer, Mörder zweier Weiber, Betrüger, Verräther, boshaften Intriguanten, Untergraber der Sittlichkeit und Tugend, gegen seine fast romanhafte Bruderliebe, seine Gutmütigkeit, Wohltätigkeit, Freimütigkeit, Offenheit, und denke der Zeugnisse, die man ihm gab als einem Mann von Gefühl und Herzlichkeit, als einem zärtlichen Gatten, liebevollem Vater, treuem Freunde, munterem Gesellschafter, als einem Menschen, der seinen Einfluß nie anders als zum Guten gebraucht hat, um einerseits die hier herschende Verwirrung, so wie von der andern Seite den Reiz nach Ergründung zu begreifen. Glücklicher Weise für Beaumarchais sind es die Guten, die ihm das leztere Zeugniß geben, und erfreulich muß jedem, der ihm frohe Stunden verdankt, der Umstand seyn, daß der rechtschaffene Laharpe mit siegenden Gründen jene Beschuldigungen von ihm wendet. Wenn nun aber auch die meisten derselben als Verläumdungen seiner Feinde erkannt sind, so hört doch das Interesse für die Geschichte seines Lebens nicht auf, sondern es findet sich vielmehr ein neues darin, zu erfahren, wie und wodurch er sich so wüthende Feinde gemacht habe.

Er war, wie Rousseau, eines Uhrmachers Sohn, und erlernte in früheren Jahren die Kunst seines Vaters, in welcher sein Genie sich zuerst hervorthat, denn er war der Erfinder einer neuen Art von Hemmung in den Uhren, die nicht unbedeutend gewesen seyn kann, weil sie ihm von einem berühmten Uhrmacher streitig gemacht ward. Die Akademie der Wissenschaften, welche die Werke beider untersuchte, entschied für den jungen Caron. Demungeachtet wälte er aus eignem Trieb andere Studien, und zum Glück für ihn fiel seine Neigung auf die Musik, die gewöhnlich eine Empfehlung in der Welt und ein Mittel zum Zutritt in die gute Gesellschaft ist, denn sie ist eine Vergnügung derselben. Er spielte mehrere Instrumente, vornehmlich die Harfe, die damals Mode zu werden anfing, und durch die er selbst, als ein sehr angenehmer Liebhaber, so sehr Mode wurde, daß die Prinzessinnen ihn zu hören wünschten. Die Zeichen der Gnade, die er von ihnen erhielt, weckten bald die Eifersucht. Er hatte natürliche und erworbene Vortheile für sich: dies waren Ansprüche, um Schutz zu erlangen, damit verdunkelte er aber auch die, die solchen suchten, und am Hofe kommt man, blos durch die Mittel zu gefallen, nie so weit, ohne denen, die nur durch ihre Stelle oder Rang dort sind, sehr zu misfallen. Beaumarchais war bei Mesdames nicht mehr des Uhrmachers Sohn: er war und wolte seyn ein Mann von Welt, der sich durch seinen Geist, durch angenehme Talente und Geschmack geltend macht, was ihm auch nicht fehlschlug. Das ausgezeichnete Vertrauen, das man in ihn sezte, das Misverhältniß zwischen seiner Geburt und dem, was er geworden war, seine natürliche und hiedurch noch vermehrte Geschicklichkeit, welche den ihm zugedachten Verdruß immer mit guter Art auf den Urheber zurückwarf, seine Leichtigkeit in Ton und Betragen, die bisweilen bis zu Indiskretion ging und die Verachtung gar nicht verhehlte; alles das schürte eine Glut geheimen und glühenden Hasses gegen ihn, der auf nichts Geringeres ausging, als ihn gänzlich zu verderben, wenn er nicht gerüstet gewesen wäre, wie niemand hatte glauben können; denn alle seine Waffen ruhten in ihm, und er nur konnte sie führen. Hier war keineswegs ein Mann, den blos Eitelkeit trieb, in höheren Zirkeln eine Art von Glanz sich anzulügen, sondern sein Ehrgeiz suchte ganz andre Befriedigung, wobei ihn das Glück begünstigte und sein Verstand ihm seine Verbindungen treflich benutzen ließ. Während man ihn blos für einen Gesellschaftsmenschen hielt, der auch allenfals leidliche Verse mache, entwarf sein Geist die größten Handels-Projekte, öfnete ihm seine blose Uiberredungsgabe das Kabinet des Ministers (Maurepas), so daß er, ohne eine öfentliche Stelle zu bekleiden, ein Mann von wichtigem Einfluß war, und ohne ein Handelshaus zu haben, die wichtigsten, verwickeltesten Handelsgeschäfte trieb. Nur das Glück, welches die meisten seiner Unternehmungen krönte, sah man, nicht aber die rastlose Thätigkeit, womit der feurige Mann alles betrieb, nicht die umsichtige Klugheit, womit er alles anordnete und einleitete, nicht den Muth, der an keinen Hindernissen erlahmte, und kurz, man ahnete in ihm nicht einen so überlegenen Geist. Diesen lernte man erst in seinem ganzen Umfang im Jahr 1770 kennen, wo ihn, nachdem man längst die abscheulichsten Verläumdungen über ihn ausgebreitet hatte, endlich ein Prozeß wegen einer Erbschaftsangelegenheit vernichten solte, welchem unmittelbar ein anderer wegen vorgeblicher Bestechung folgte, eines dritten, des Kornmannischen, nicht zu gedenken. Beide erste Prozesse verlor er auch wirklich bei dem Parlement Maupeau, er ward für bürgerlich ehrlos erklärt, ja es stand auf dem Punkt, daß er von dem Henker gebrandmarkt werden solte: allein obschon ein anderer Gerichtshof späterhin alle diese Sprüche kassirte und ihn in sein Vermögen wieder einsetzte, so war dies doch nicht der eigentliche Triumph, den er hiebei feierte, sondern dies war es, daß ganz Europa an ihm Antheil nahm, daß zu eben der Zeit, wo der Gerichtshof ihn für ehrlos erklärt hatte, die öffentliche Meinung ihn ehrte, daß an demselben Tage, wo der Spruch gegen ihn ergangen war, der Prinz Conti ihn im Triumph aufführte, und ganz Paris, dessen Beispiel folgend, wetteiferte, den vorher verschrieenen und gehaßten Mann öffentlich zu ehren und zu lobpreisen. Und die Hauptursache zu einer so auffallenden Erscheinung? — Ist in eben der, vorher noch so wenig gekanten und kaum geahneten, Geisteskraft, in dem grossen Talent des Verfolgten, die sich jetzt zum Schrecken seiner Feinde, so wie zum Vergnügen und zur Bewunderung des ganzen gebildeten Europa offenbarten, zu suchen, indem er in mehreren Mémoires den Gang seiner Rechtssache auf eine Art darstelte, daß alle nicht Verblendeten sagten: wenn Beaumarchais die Hälfte ihres Vermögens verlange, im Weigerungsfalle sie mit einem Memoire bedrohend, so würden sie ihm sogleich die Foderung zugestehen; ja daß sogar Voltaire, von deren Lesung entzückt, nicht ohne Anwandlung von Eifersucht gegen den Verfasser blieb.

Wie fern Schriften dieser Art von einer Würdigung an diesem Orte scheinen könten, so muß ihrer hier doch gedacht werden, denn sie sind nicht blos Meisterstücke der Darstellungskunst, sondern zugleich als ein Schatz von Satyre, Wiz, des feinsten dialektischen Scharfsinns, des naivsten Komischen zu betrachten, voll beständiger Abwechselung, immer regen Lebens und eines Feuers, das sich jedem Leser mittheilt; sie haben alles Anziehende eines geistreichen Romans, und musten um so mehr anziehen, da sie Wahrheit enthielten, und der so geistreiche, interessante Darsteller immer in Gefahr schwebte, Ehre und Leben zu verlieren. Nicht aber blos als Schriftsteller, auch als Mensch erschien er darin von den interessantesten Seiten, und unvermerkt nahm der, dessen Geist man bewunderte, auch das Herz in Anspruch, welches er so sehr für sich gewann, daß er, troz jedem Richterspruch, immer gerechtfertigt dastand. Besonders gewann er die Herzen durch die abgedrungene Episode von seiner Reise nach Spanien, die uns Teutschen durch Göthe's Trauerspiel Clavigo bekant genug ist, denn der darin auftretende Beaumarchais ist derselbe, von welchem wir hier sprechen, und man kann sich ungefähr von der Darstellung in jenen Memoiren einen Begrif machen, wenn ich sage, alles, was Göthe den Beaumarchais in der ersten Zusammenkunft mit Clavigo sagen und thun läßt, sey wörtlich aus diesen Memoiren genommen.

*) Aus Grubers Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik Th. I. S. 531.

Laharpe urteilt über sie, er zeige in seinem Styl etwas von Montagne, von Rabelais und von Swift; von dem ersten den starken Ausdruck und die naive Wendung, von dem zweiten die drolligen, unerwarteten und originellen Einfälle, von dem letzten die Erfindung satyrischer Formen und Abbiegungen, die den Schlag lange Zeit erwarten lassen, damit er desto stärker treffe: alles dies auf die eigentümlichste Weise in ihm verschmolzen. Auch hier, sagt er, finde ich jene Einstimmung des Talents mit den Umständen, des Menschen mit den Dingen, welche das Prinzip großer Erfolge ist.

Werfen wir aber jetzt auch einen Blick darauf, wie er als Mensch nach Geist und Charakter darin erscheint, so finden wir eine feurige Einbildungskraft, die sich immer mit voller Energie ihres Gegenstandes bemächtigt, bei dieser aber so durchdringenden Verstand, so treffende Beurteilungskraft, so viel übersehende Klugheit, daß er seiner Einbildungskraft stets Herr bleibt. Neben diesen Eigenschaften wohnte in ihm ein so vollkommener Geschäftsgeist, daß das Verwickelteste ihn nur wie Spiel beschäftigte und vermöge seiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmsten war, und eine so regsame Thätigkeit, die sich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konte, sondern immer alles aufbot, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Bot ihm nun sein durchdringender Verstand die richtigen Mittel an die Hand, so sicherten ihm sein Muth und seine Kraft den Erfolg, zumal da seiner Ueberredungskunst nicht leicht jemand widerstand, seine Gleichheit der Laune ihn vor Zagheit bewahrte, beständige Gegenwart des Geistes ihn den geltenden Augenblick ergreifen und Festigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindsam ohne weichherzige Schwäche, frölich ohne Unbesonnenheit, nie das Spiel seiner Leidenschaften, kalt in Gefahr, stark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichsten Lage weder Gleichmut noch Geistesgegenwart, und konte seine Lage stets übersehen und ihr stehen. Zu diesem allen nun noch eine ausgebreitete Welt- und Menschenkentniß, Witz, List, Gewandheit, Streben nach Auszeichnung: wie viele Eigenschaften fehlen ihm denn noch zum großen Manne! Beaumarchais, wo er auch gestanden hätte, würde sich überall ausgezeichnet haben, und das Ministerium, das ihn öfters mit Schlichtung bedenklicher Expeditionen beauftragte, wußte dies sehr gut; allein er solte sich auf eine eigne Weise auszeichnen, und hier ist es, wo sich allererst die Eigentümlichkeit seines Wesens auf das deutlichste offenbart. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung setzten; aber auf welche Weise! Wäre sein Ehrgeiz mit schaler Eitelkeit befriedigt gewesen, so durfte er nur die Rolle des angenehmen Gesellschafters fortspielen; wäre Geiz die Triebfeder seines Strebens nach Vermögen gewesen, so hätte er nicht auf eine so glänzende Weise gewagt; hätte bloser Kaufmansgeist ihn beselt gehabt, so hätte er nicht nach des Schriftstellers Ruhm gestrebt; zum blosen Schriftsteller geboren, hätte die merkantilische Spekulation keinen Reiz für ihn gehabt: dies alles aber vereinigte sich in ihm so innig, daß man nicht umhin kann, anzunehmen, sein noch so verschiedenartiges Streben habe überall nur Einen Grund in der eigentümlichen Organisation seines Geistes gehabt. Lebhafter Geist der Intrigue war es, der ihn beselte, der ihn zu den gewagtesten Unternehmungen trieb, in den verwickeltesten am meisten sich gefallen, und, weil er selbst zweideutig ist, ihn auch zweideutig erscheinen ließ, indem die Grenzen, wo hier Witz und Bosheit, List und Tücke in einander laufen, sehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zu dem andern führen, oft unmerklich sind. Gall, der den Diebssinn, das Savoir faire, die List so nahe zusammenstellt, daß er Cartouche, Pitt und Moliere verbrüdern könte, hat hier auch die bewährtesten psychologischen Beobachtungen für sich, und könte, da er in die Nähe jener Organe auch den Kunstsinn und das Organ der Poesie stellt, am leichtesten erklären, wie Beaumarchais auch zum Dichter wurde. Daß vornehmlich die dramatische Poesie ihn anzog, erklärte sich aus eben jener Eigentümlichkeit seines Geistes, so wie eine nähere Beachtung seiner dramatischen Werke diese selbst wieder näher zu erkennen giebt.

Beaumarchais hat der Bühne etliche Dramen der ernsteren Gattung, eine Oper und etliche Lustspiele in dieser Zeitfolge geschenkt: 1) *Eugenie*, Drama in 5 Akten in Prosa, 1767. 2) *Les deux amis, ou le Négociant de Lyon*, Drama in 5 Akt. in Prosa, 1770. 3) *Le Barbier de Séville*, Lustspiel in 4 Akten 1775. 4) *La folle Journée, ou le Mariage de Figaro*, Lustspiel in 5 Akten, 1785. 5) *Tarare*, Oper in 5 Akten, 1787. 6) *La mère coupable*, Drama in 5 Akten, in Prosa, 1797. — Alle diese Stücke sind auch auf der teutschen Bühne hinlänglich bekant, und wir alle erinnern uns eines so lebhaften Enthusiasmus für Figaro, daß auch unsre Damen Kopfzeuge à la Figaro und à la Suzanne trugen. In Paris war dieser Enthusiasmus so groß, daß das Stück hundertmal nach einander aufgeführt wurde, der Bühne 500,000, dem Verfasser 80,000 Livres eintrug. Wie wenig auch ein enthusiastischer Beifall bisweilen für den wahren Werth beweisen mag, so setzt er doch immer eine gewisse Auszeichnung voraus, gesetzt auch, daß diese nur in der Neuheit bestünde: entzückt aber ein Werk auch lange nachher noch, wenn die Neuheit ihm keinen Reiz mehr verleiht, so muß es wol wesentlichere Verdienste haben, und dies ist bei Figaro's Hochzeit gewiß der Fall. Bei diesem und dem ihm vorhergehenden Intriguenstück war Beaumarchais ganz in seiner Sphäre, und mußte daher auch einen glänzenden Erfolg haben.

Mancher könte sich vielleicht wundern, daß er diese Sphäre nicht sogleich fand, sondern mit dem ernsten Drama debutirte; allein das jugendliche Gemüt neigt immer ehe zum Rührenden hin als zum Lächerlichen, und es mag vielleicht Beaumarchais dem Menschen günstig angerechnet werden, daß er Gemüt zeigte, bevor er in eine Gattung kam, wo das Gemüt des Dichters sich verbirgt. Indeß auch dort ist ein Streben nach Intrigue sichtbar, wenigstens darin, daß immer auf Situationen und Imbroglio hingearbeitet ist, die in den beiden Freunden fehlerhaft werden, weil sie zu fein und mithin zu wenig natürlich angelegt sind. In diesen ernsten Dramen wetteiferte Beaumarchais mit Diderot; beiden misfiel das Etikettmäßige in den Theaterstücken ihrer Nation, beide suchten einen andern Weg einzuschlagen, gefielen darum aber auch nicht außerordentlich. Uiberhaupt ist das, daß Beaumarchais fast in Allem von dem Hergebrachten sich entfernte, ein Hauptgrund, warum er so vielfältig schief beurteilt wurde. Liest man die Urteile der Palissot's über ihn, so solte man meinen, es sey von einem nur mittelmäßigen Schriftsteller die Rede, und selbst Laharpe möchte ja die Dramen desselben kaum unter denen des zweiten Ranges als vorzügliche nennen. Da man nun, wenigstens bei diesem letzteren, keine feindselige Absicht voraussetzen kann; so weiß ich mir so auffallende Urteile in der That nicht anders zu erklären, als daß man dabei von zu einseitigen Ansichten französischer Kritik ausging. Wie sich aber in solch eines Mannes Kopf die Welt anders spiegeln mußte, als in gewöhnlichen Köpfen, so wollen auch seine Werke nicht nach gewöhnlichem Maasstab gemessen seyn. Wenn nun aber dieser Maasstab der richtige wäre? — Das aber ist eben das Problematische hiebei, und es komt erst darauf an, die Prinzipien der französischen Kritiker gegen die, welche Beaumarchais in zweien Abhandlungen vor seiner Eugenie und seinem Figaro aufgestellt hat, auszugleichen. Selbst jene haben diesen Abhandlungen den Vorzug vielen Geistes und Witzes nicht absprechen können, behaupten aber einstimmig, der Fehler schlechten Geschmacks sey darin nicht minder groß. Da fragt sich aber schon wieder, ob auch jedermann das für schlechten Geschmack halten wird, was ihnen solcher scheint. Richtiger dürfte vielleicht seyn, was Laharpe von diesen Abhandlungen sagt, ihr Verfasser habe darin eine Theorie für seine Stücke aufgestellt, weil er andere Theorieen nicht gekant habe. Dies sey dahin gestellt; denn er könnte ja wol auch eine neue entworfen haben, weil ihm die alten nicht gefielen. Warum hat man die seinige denn nicht auch geprüft! Man würde gewiß gefunden haben, daß Beaumarchais, wenn er auch nicht gerade das Rechte immer völlig traf, doch auf einem Wege war, der zu dem Rechten führt. Unter dem Artikel Aufzug haben wir schon der Einrichtung der Zwischenakte in seiner Eugenie gedacht; sie war nicht die glücklichste, die Idee davon aber zweckmäßig; vielleicht finden wir etwas Aehnliches in dem, was er in Ansehung des ernsten Drama und des Intriguenstücks gesagt hat Jenes aber können wir, nach unserer Einrichtung, erst unter Schauspiel, dieses unter Intriguenstück würdigen, wo wir Figaro's Hochzeit als Beispiel nehmen; und so bleibe denn einstweilen diese Angelegenheit auf sich beruhen. Nur was im Allgemeinen zur Charakteristik von Beaumarchais dient, suchen wir jetzt zu vollenden.

Gewiß war es nicht zu verwundern, wenn ein so angefeindeter Mann, als er, der vier volle Jahre dazu gebraucht hatte, um seinen Figaro auf die Bühne zu bringen, so daß Laharpe ihm einst sagte, wie viel Geist und Witz ihn auch die Verfertigung des Stücks gekostet haben möge, so müsse er doch ungleich mehr gebraucht haben, um dessen Aufführung zu bewirken; nicht zu verwundern, sag' ich, ist es, wenn solch ein Mann die verschiedensten Urteile über seine Werke eben so wol als über sich selbst mußte fällen sehen. Er konte indeß, wie er es auch war, ganz ruhig seyn, denn nie hat ein Unpartheischer leugnen können, daß wahrhaft komisches Genie, reiche Ader von Witz, eben so belustigende als kühne Satyre in seinen Stücken athme, und daß, während Scherz, Munterkeit und Laune die Phantasie zum gefälligsten Spiel einladen, der scharfe und tiefe Blick des Welt- und Menschenkenners den Verstand zu den wichtigsten Betrachtungen auffordern kann.

Als Künstler giebt ihm Bouterweck mit Recht das Zeugniß, daß er die raffinirteste Feinheit mit der schlauesten Kunst zur Verstärkung des komischen Effekts benutze, und jeder gesteht ihm Meisterschaft in der Intrigue zu. Das vorzüglichste seiner Theaterstücke ist nach Laharpe der Barbier von Sevilla, an welchem dieser Kunstrichter Zeichnung und Haltung der Charaktere lobt, die Mittel der Intrigue zwar schon gebraucht, allein durch Zwischenfälle und Dialog neu findet, und endlich sagt: „es ist kein Akt, in dem sich nicht eine sinnreich kombinirte Situation fände, pikant und lustig in ihrem Detail; das ganze Stück verwickelt sich von Akt zu Akt stärker, und entwickelt sich auf die glücklichste Weise im letzten." — Andere ziehen den Figaro vor, und ich pflichte gern dem teutschen Beurteiler bei, der dieses Lustspiel, wie es da ist, eine Schilderung der großen Welt zu Paris, ein Meisterstück der französischen Literatur nante. Gleichverteiltes Dichterfeuer belebt die entferntesten Punkte. Nie stockt die Handlung, welche wir in ächter Manier und Sprache des Plautus vorgehen sehen. Das Salz seiner Satyre dringt wie scharfe Lauge ein, und doch lieben wir den weisen Spötter.

Desto schlimmer nur, rufen hier die Gegner aus, denn je schöner, je reizender, desto verderblicher ist dieses verführerische, durchaus unmoralische Schauspiel. Dieses ist gewöhnlich die letzte und gehässigste Anklage, welche man gegen ein Kunstwerk vorbringt, und bei welchem Schriftsteller konte man diese Anklage scheinbarer vorbringen, als bei diesem seiner Unmoralität halber ohnehin so verschrieenen? Alles komt hier auf Beantwortung der Frage an, in wiefern der komische Dramatiker das Komische von der moralischen Seite zu nehmen habe; eine Frage, die erst unter dem Artikel Komisch in ihrem ganzen Umfange kann beantwortet werden, die wir aber doch hier nicht ganz übergehen wollen. Keiner von allen Kritikern hat sie, in Beziehung auf Figaro, schärfer gefaßt, als der schon erwähnte teutsche, und ich achte daher für gut, ihn einstweilen hierüber sprechen zu lassen, weil gerade das, was Er sagt, am besten dient, uns zur Vollendung unserer Charakteristik zu führen.

„Jedes Laster," sagt er, „straft sich durch das Gift, welches es erzeugt; dies recht heraus zu holen und sichtbar zu machen, darin — und nicht in Sentenzen, gezwungenem Tugendlohn und Strafe des Lasters — liegt die wirksamste Moral. Ist dies geschehen? Oder ist es gemindert? Gar versteckt? Bei der Beantwortung dieser Frage komt es auf die Bestimmung folgender an: wenn man, frei von Vorliebe jeder Art, ohne Pedanterie und ängstliche Foderung, ohne finstere Moral und steife Anhänglichkeit an irgend eine Nation, den Figaro liest; wirkt er Heiterkeit, Drang zum Guten, Wohlwollen? Welche Empfindungen läßt er zurück? Fürwahr! man genießt die kraftvolle Arbeit einer blühenden Imagination; — aber doch — wenn es nun zu Ende gelesen ist — was bleibt? Alle Sinne sind gereizt, unser Herz, unser ganzes Wollen, ist ergriffen und nicht befriedigt. Die Seele gleicht in diesem Zustand einem öden Tanzsaale, den nach durchschwelgter Nacht der erste Sonnenstral beschämt. Welche abgenutzte Menschen überhaupt! Welche Sitten, mit denen es so weit herunter ist, daß der mindere Grad von Schändlichkeit — *Honnetteté* heißt! Nirgends Unbefangenheit! Ueberall gekünstelte Menschen! Selbst die, die hier die guten Menschen sind, — wie weit dürfte man sich wol ohne Gefahr mit ihnen einlassen? Dieser Figaro! — Man kann ihm nichts vorwerfen, freilich! Wie aber, wenn endlich die Gräfin ....? Susanne? — Sie steckt so schlau dem Grafen das Briefchen zu; viel zu schlau für eine Ungeübte. Wie wenn nun einst ... dürfen wir etwas garantiren? Wie? — Die Gräfin und Cherubin — was für Momente! Was für Schutzwehr? — Noch einmal, so wie wir sie sehen, d. h. so wie sie gegen uns gedreht sind, kann man ihnen nichts vorwerfen; wir wissen es wohl. Aber bei der nächsten Campagne zu Agnas Frescas! Wie da? Ueber welchem gefährlichen Abgrunde kämpft ihrer aller Tugend schon, wie sind sie an diesen Abgrund so wollüstig-interessant hingeführt! So — daß, wenn sie fallen, uns die Verzeihung erleichtert, schon abgedungen worden ist. Figaro, dieser Davus! freilich diesmal für die gute Sache; wer aber unter Einem Dache mit ihm wohnt, kann er, wenn der Hausriegel innen vorgeschoben ist, sich nun ruhig in seinem Bette strecken? Was kann er nicht alles ertragen und verbergen! Eifersucht, diese unbändige Leidenschaft! Wie ist er ihr Herr und Meister zu allen Zeiten! Figaro ist der größte praktische Philosoph; denn ist er der nicht, was ist er denn? — — Man darf dem Verfasser den Vorwurf machen: er plaisantirt über das Verderben seiner Zeit so, daß das Verderben freundlicher aussieht, wie die Tugend. Was Mord und Tod in aller Welt verursacht, endigt hier in lauter Frölichkeit; wer solte sich hier nicht wünschen, so ewig zu leben! Und doch ist alles Blendung. Das Gemälde ist nicht treu! Den Ueberdruß des Wollüstlings, seine ekle Langeweile, den Kummer der Gräfin, ihr trostloses Verblühen, Figaro's Aerger, das mächtige Gefühl: ich werde undankbar verrathen! Dies alles hat der Dichter versteckt. Wäre es, ohne Sentenzen, in die Handlung verwebt, dann würde das Meisterstück Figaro Jahrhunderte leben: aber an die Stelle dieser Dinge kommen Ceremonien, die Menge zu locken und zu erhalten; Epigramme, welche die Resultate von Beaumarchais Erfahrung sind, deren Bitterkeit, uns unbewußt, vielleicht seitaus Revange giebt. Einige wenige erbittert der Stachel, der Haufe steht lachend vor dem Bilde des schrecklichsten Verlustes der Menschheit, der Abschwächung aller Kräfte (?), und heiter hingeführt gestehts die Nation ein: „Ja, so sind wir!"

Und solte selbst dieses eingestandene: So sind wir, nicht eine Rechtfertigung für den Dichter enthalten? Das Gemälde ist nicht blos von sprechender, es ist von schreiender Aehnlichkeit, und troß aller Lustigkeit, mit der es gegeben ist, doch so wenig geschmeichelt, daß ich meine, eben in dieser Lustigkeit liege eine bis zum Tod verwundende Verachtung. Beaumarchais wenigstens war sich dessen recht wohl bewußt, denn — sein Figaro ist Er, sein Graf Almaviva der damaligen französischen Großen Repräsentant. Hierüber wollen wir uns zuvor verständigen.

Daß in dem Figaro Beaumarchais selbst dargestellt sey, hat Laharpe außer Zweifel gesetzt. Dieser Figaro ist ein Kammerdiener, allein das thut nichts, er ist Schriftsteller, Musikus, Dichter, hat seine Studien gemacht, ist bisweilen Philosoph und immer Intriguant, stolz auf seine Talente und Verdienste, und hat durch dies alles das sonderbarste Schicksal. „O wunderliche Reihe von Begebenheiten! Wie ist mir das alles begegnet? Warum gerade das und nichts anders? Wer hat dies Loos auf mein Haupt geheftet? Gezwungen, eine Bahn zu durchlaufen, die ich betreten habe, ohne es zu wissen, hab' ich sie mit so viel Blumen bestreut, als es meine Lustigkeit zuließ; und noch obendrein sag' ich da meine Lustigkeit, ohne zu wissen, was das Ich eigentlich ist, mit dem ich mich beschäftige; erst ein gestaltloses Gemisch unbekanter Bestandtheile; alsdann ein armseliges schwaches Wesen; ein kleines schäckerhaftes Thier; ein Jüngling, durstend nach Vergnügen; mit allen Antrieben zum Genuß, alle Gewerbe treibend um nur zu leben; hier Herr, dort Knecht, wie es der Dame Fortuna einfällt! Ehrgeizig aus Eitelkeit, arbeitsam aus Noth, faullenzend mit der süßesten Wonne! Redner in der Gefahr, Dichter aus Muße, Musikus bei Gelegenheit." — Und was will dieser Mensch? Was soll er? — Einen Gedanken versinnlichen, den Beamarchais in seinem *Tarare* also ausdrückte:

> Homme, ta grandeur sur la terre
> N'appartient point à ton état;
> Elle est toute à ton caractère.

Figaro erklärt sich hierüber deutlich genug: „Weil Sie ein großer Herr sind, bilden Sie sich ein, ein großer Geist zu seyn. — Adel, Vermögen, Rang, ansehnliche Posten, das macht alles sehr stolz! Aber womit haben Sie so viele Güter verdient? Sie haben sich die Mühe gegeben geboren zu werden; und weiter nichts: übrigens ein sehr gewöhnlicher Mensch! während daß ich, Sapperment! verloren in der dunkeln Menge, mehr Wissenschaft und Berechnung habe anwenden müssen, um nur mein Leben zu fristen, als man seit hundert Jahren gebraucht hat, um alle spanischen Provinzen zu regiren; und Sie wollen mit mir kämpfen?"

Nur zu deutlich ist hier die Tendenz des Stückes ausgesprochen: Opposition des Geistes gegen konventionelle Größe, Uebermacht der Klugheit über den Druck der Gewalt, Sieg der schlauberechnenden Beharrlichkeit über dünkelhaft sichere Anmaßlichkeit. Darum glaube ich sehr gern, was Beaumarchais sagt, daß sein Zweck gewesen sey, den Grafen durchkreuzt, ermüdet, in allen seinen Absichten verhindert, gedemüthigt darzustellen; und dies ist die Hauptrevange, die man das lustigste Vorspiel zu dem blutigsten Trauerspiele, — der französischen Revolution, nennen könte. Hätten sie in diesem vorgehaltenen Spiegel doch ihre wahre Gestalt erkennen, und des Dichters Sarkasmus beherzigen wollen, jene Großen! „Ich bekenne," sagt er, „daß zwar das vergangne Menschengeschlecht meinem Stück sehr geglichen hat, daß das künftige Geschlecht ihm ebenfalls sehr gleichen wird; daß aber das ißt lebende nicht die mindeste Aehnlichkeit damit hat." Wäre dies nicht tauben Ohren gepredigt gewesen, so hätten sie als Resultat dieses Lustspiels wahrscheinlich die heilsame Warnung gehabt: Wie könte es euch ergehen, wenn es dereinst denen, die jetzt, durch ihren Stand gezwungen, Gewalt durch List zurücktreiben, einfiele, sich gegen euch zu verschwören! Welche Figur würdet ihr dann machen! Welchen Halt habt ihr denn eigentlich? — In euch seyd ihr nichts, die euch helfen könten, habt ihr gegen euch erbittert, kaum werden die euch bleiben, die am festesten an euch hingen, denn euer Leichtsinn, euer

Wollüstlern haben sie euch entfremdet; der Leerheit innen, der Verachtung von außen Preis gegeben, steht ihr euerm holen Nichts jämmerlich gegenüber.

So und nicht anders muß dieses Lustspiel angesehen werden, und ich sehe warlich nicht, wie sich ein Laster durch das selbst erzeugte Gift auffallender selbst strafen könne. Bedenkt doch nur die Situation genau, in der sich der Graf am Ende befindet. Bei Figaro unterliegend, Susannens Spielwerk, seiner Bedienten heimlicher Spott, bleibt ihm nichts übrig, als reuig der beleidigten Gemalin zu Füßen zu sinken. Gütig, wie sie ist, verzeiht sie; aber — es wird gar sehr darauf ankommen, ob er dieser Verzeihung sich würdig machen wird, denn schon hatte sein sträfliches Benehmen sie dahin gebracht, ihre Neigung an andere Wesen zu heften. Glücklicher Weise ist dies Wesen jezt nur ein Kind, und es ist häufig der Fall, daß die volle Liebe der verschmähten Gattin sich auf ein Kind lenkt; die Neigung ist auch hier erst im Aufkeimen: allein ich will eben nicht für die nächste Campagne zu Agnas Frescas stehen; das Kind wird ein Jüngling, die Neigung kan zärtlicher und ernster seyn, — wofern der Herr Graf durch die bisherige Lektion noch nicht klug geworden sind. Bis auf diesen Punkt mußte alles geführt werden, und so könte es wol gar seyn, daß gerade das am strengsten getadelt worden wäre, was, genau besehen, ein Vorzug des Stückes mehr ist. Jedoch von hier an bleibe jedem die weitere Untersuchung einstweilen selbst überlassen.

Habe ich nun aber mit dieser Rechtfertigung des Stücks den Dichter selbst gerechtfertigt? Beaumarchais hat sich in seinem Figaro gemalt: Dieser Figaro aber, nimt er es etwa mit der Moral zu genau? Das möchte ich nun freilich nicht behaupten, denn seine Moral sieht jener Politik allzuähnlich, der die Mittel durch den Zweck heilig werden, und die den Egoismus der Tugend unterzuschieben versteht. So wie Figaro's Philosophie zum Materialismus, so neigt seine Moral zum Genuß hin, und wo ihm dieser entrückt wird, da hält er — aus Revange — sich manches erlaubt, was eine strengere Moral sich wol verbieten dürfte: indeß muß man hiebei doch so billig seyn, nicht zu vergessen, daß seine Wünsche weder übertrieben noch an sich tadelhaft sind, und daß man nichts der Lasterhaftigkeit Aehnliches an ihm bemerkt. Ist er nicht moralisch, so ist er doch auch nicht unmoralisch; er hat eine Moral, aber als ein kluger Mann, den die Welt polirt hat; der deswegen vor einer Intrigue sich eben nicht scheut, (die Welt selbst, meint er, zwingt ja zu Intriguen), allein der darum doch nicht boshaft ist. Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß auch Beaumarchais moralischer Charakter diesem entworfenen Bilde wenigstens nicht sehr unähnlich könne gewesen seyn; er mochte lustiger Streiche fähig seyn und sich dieselben erlauben, allein daß er niederträchtig gewesen sey, bezweifle ich sehr. Laharpe weiß ihm nur zwei schlechte Streiche vorzuwerfen, ein Gedicht gegen die christliche Religion, das er kurze Zeit vor seinem Tode verfertigte, und daß er seinen würdigen Gegner im Kornmannischen Prozesse, Bergasse, unter dem Namen Bergeaß auf eine unwürdige Weise in der schuldigen Mutter, seinem letzten, nicht gleich vorzüglich gerathenen Drama auf die Bühne gebracht. Jenes war die Folge seiner enthusiastischen Bewunderung Voltaire's, die ihm in der zu Kehl von ihm veranstalteten Ausgabe von dessen Werken, mehrere Tausende kostete, dieses einer gereizten Empfindlichkeit; zweideutiger erscheint er in dem berüchtigten Streit mit der als Ritter so berühmten Demoiselle d'Eon, wo es scheint, daß er durch die, in London über das damals zweideutige Geschlecht des Ritters angestellten, großen Wetten einen betrüglichen Gewinn zu machen gedacht. Dieses konte ihm seine Moral wol erlauben, denn auf die Neugier und Narrheiten der Menschen zu spekuliren, schien ja der Handelsmoral von jeher erlaubt, und List zum Handwerk zu gehören. Solte er tückisch hiebei gehandelt haben, so hat er während der Revolution durch eine Jahre lange, oft schreckliche Todesgefahr und dem Verlust von dem größten Theile seines Vermögens dafür gebüßt. Daß ihn am Ende der Tod auf seinem Bett überraschte, ist wirklich das letzte Wunderbare in seinem Leben.

---

# Anastasius Grün

soll nach allgemeinem Dafürhalten ein fingirter Name, und der wirkliche Verfasser der unter demselben erschienenen Werke Anton Alexander Graf von Auersperg (geboren zu Thurn am Hart in Krain am 11. April 1806 und abwechselnd daselbst oder in Wien lebend) seyn, doch hat sich dieser bisher nirgends öffentlich selbst dazu bekannt, und wenn auch Alles für diese Annahme spricht, so hat doch Niemand das Recht, es gewiß zu behaupten, wie das voreilig bereits zu wiederholten Malen geschehen ist.

Von Anastasius Grün ist erschienen:

Blätter der Liebe. Stuttgart 1830.
Der letzte Ritter. Romanzenkranz. Stuttgart 1830.
Schutt. Dichtungen. Leipzig 1835. N. A. 1836.
Gedichte. 8. Leipzig 1837. 340 S. 2 Thlr.
Einzelne Gedichte in Zeitschriften und Almanachen u. s. w.

Zugeschrieben werden demselben Verfasser die anonym herausgekommenen:

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831. N. A. 1832.

Mit Allem ausgerüstet, was Anspruch auf Dichterruhm geben kann, mit der redlichsten Gesinnung erfüllt, kämpfend und leidend für Wahrheit und Recht, hat Anastasius Grün doch einen Weg eingeschlagen, der, wenn ihn Viele nachahmend betreten, wie das bereits geschehen ist, zu großen Verirrungen führen muß. Der Schade, welcher dadurch der freien Ausbildung und Fortgestaltung der Poesie in Deutschland erwachsen kann, ist nicht zu berechnen und es scheint uns eine unerläßliche Pflicht, dies in einem Werke, welches der reinen, unbestechlichen Anerkennung alles Großen und Schönen in unserer Nationalliteratur gewidmet ist, unbeschadet der innigen und starken Verehrung, die wir der Individualität dieses Dichters zollen, wenigstens anzudeuten. Ehe wir es jedoch aussprechen, muß den vortrefflichen und seltenen Eigenschaften, wie sie Anastasius Grün in nicht geringem Maaße besitzt, ihr volles Recht widerfahren. Diese sind eine Tiefe und Wärme des Gefühls, wie sie nur einem Gemüthe eigen seyn können, welches einen unversieglichen Quell von Liebe in sich schließt; Reichthum der Phantasie, sich in den kühnsten, farbensattesten Bildern offenbarend und doch von ruhigster Besonnenheit verwaltet und angewendet, eine zauberhafte Anmuth der Sprache neben außerordentlicher Kraft und die durchgebildetste Vollendung der Form, die überall den vollkommenen Meister beurkundet; kurz was ein gütiges und günstiges Geschick dem Erdensohne, den es zum Dichter bestimmte, bei seiner Geburt nur in die Wiege legen kann, das ist ihm zu Theil geworden und er hat sich mit gewissenhaftem Eifer bemüht, alle jene Gaben auf das Pflichtgetreueste auszubilden. Das jetzige Deutschland hat daher vollkommen Recht, wenn es einen seiner bedeutendsten lyrischen Dichter in ihm erkennt und begrüßt.

Die Klage, welche Goethe einmal so entschieden über und gegen den Verfasser dieser Zeilen äußerte*), daß die jetzige Zeit an einer allgemeinen Krankheit, der Subjectivität leide und unsere Nation daher im Rückschreiten und in der Auflösung begriffen sey, muß bei diesem Dichter auf das Entschiedenste wiederholt und ausgesprochen werden. Er hat den Culminationspunkt dieser Richtung erreicht. Krank von dem Jammer unserer Tage, der sein großes, reiches Herz erfüllt und peinigt, giebt ihm die Welt der Objecte, die er mit dichterischem Auge in sich aufnimmt, mit dichterischer Hand ordnet und

*) S. Eckermann, Gespräche mit Goethe. Leipzig 1836. Th. I. S. 237 fgde.

zurecht stellt, nur Gelegenheit, sein Ich mit all dem ganzen Farbenspiel seiner Empfindungen, deren Mehrzahl trübe ist, in seinen Poesieen vorzuführen; daher schafft er, wie es der Poet soll, keine Welt, er reproducirt nur eine längst erschaffene, begränzte, einfarbige, von ihm selbst nicht mit voller Freiheit aufgefaßte, die seines leidenden Innern, und da er selbst bei seinem reichen Geiste das fühlen muß, so bietet er alle Schätze und Kräfte seiner Phantasie auf, um durch den schönsten äußeren Schmuck der Bilder, durch die Anmuth und Mannichfaltigkeit des Gewandes, in das er seine Gedanken hüllt, durch die überraschendsten Wendungen, mit denen er seine Ideen uns vorführt, diesen großen Mangel zu verdecken.

Seine Poesien ermangeln daher der Gesundheit; diese werden wir an ihm desto schmerzlicher vermissen, je mehr er uns zu gewähren vermag, je mehr er uns durch den Zauber seiner Rede zum Mitgefühl und Mitleid hinreißt. Wird aber diese Weise, diese Verhüllung der Krankheit durch Glanz, der gerade jetzt, wo Alles sich von der freien Natürlichkeit abzuwenden droht, leichter noch besticht, vorherrschend in der Geschmacksrichtung und von minder begabten Schülern, die sich um diesen eigenthümlichen Meister reihen, nachgeahmt, so müssen diese, um die Leere ihres Innern zu verdecken, Gegenstände und Gedanken in den Kreis der Poesie hineinziehn, welche der Natur derselben durchaus fern liegen und wir treten in der lyrischen Poesie einer Periode entgegen, die hinsichtlich ihrer Verirrungen und ihres falschen, unnatürlichen Geschmackes noch verderblicher wird, als es je die Periode der Hoffmannswaldau-Lohenstein'schen Unnatur gewesen seyn kann.

---

## Der Thurm am Strande.*)

### 1.

Ich lag im weichen Gras, gelehnt auf Trümmer,
An Istriens vom Lenz umblühtem Strande;
Der Himmel quoll in abendros'gem Schimmer,
Das Meer erglomm im purpurrothen Brande.

Sie wollen flammend beyd' in Eines fließen,
Nicht sieht das Aug', wo Meer und Luft sich trennen,
Wie sich zwei Lippen an einander schließen
In Einem ew'gen Liebeskuß zu brennen.

Von Liebe wollen Flur und Hain erzählen,
Das ist rings ein Errröthen, Flüstern, Kosen!
Die Wellen hüpfen an's Gestad' und stehlen
Sich flüchtig Küsse von des Strandes Rosen.

Sie legen Nachts gar heimlich und behende
An's Land der Muscheln farbenreich Geschmeide,
Daß Morgens an der Liebe zarter Spende
Der Rosen Aug' sich beym Erwachen weide.

Doch du dort, alter Thurm, öd' und zerfallen,
Willst du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein sagen?
Mich dünkt es, deine morschen Quadern lallen
Ein böses Lied aus alten, bösen Tagen!

Dein Antlitz blickt so ernst, als ob es zürne,
Und finstres Moos ist dämmernd drauf zu schauen,
Wie auf des Denkers tiefgefurchter Stirne
Die dunklen und gedankenschweren Brauen.

Wohl dämmert's in dir von Erinnerungen,
Wie Schuldbewußtseyn in des Sünders Herzen,
Du finsterer Geselle, rings umschlungen
Von ros'gen Schäkern und verliebten Scherzen!

Ob deinem Thor ein Wappen, moosumwoben!
Ein Löwe ist's, das Evangelium haltend!
Venedig, ha, dein Leu! Wohl muß ich loben
Des Sinnbild's Wahl, dein ganzes Seyn entfaltend!

Der Mähne Königsmantel schüttelnd, Leue,
Doch nicht verläugnend das Geschlecht der Katze!
Das heil'ge Buch des Glaubens und der Treue
Erhoben hoch, — doch in bekrallter Tatze!

Großmüthig, wenn gesättigt schon vom Morden,
Und sanft, wenn du gebändigt mußt erliegen,
Dein Thron die Kluft, drin nie es Tag geworden,
Und doch voll Glanz und Ruhm und Kraft und Siegen!

Sprich, und was wolltest du am Thurme dorten?
Ich ahn's, ein Kerker war's! Als Kerkermeister
Hat sich der Leu gelegt vor seine Pforten,
Denn gern in Haft hielt Leiber er und Geister!

Sieh hin jetzt: du zertreten, er zerschlagen!
Sieh selbst dein Werkzeug: Ketten, Eisenstangen
Im Purpurschmuck des Rost's, am Siegeswagen
Der Freiheit, als enthronte Zwingherrn prangen!

Selbst in die Quadern, die den Thurm dir trugen,
Ist einst der Freiheit frischer Hauch gefahren,
Daß sie in wilder Lust aus ihren Fugen,
Sich selbst entknechtend, taumelten in Schaaren!

Die Klagen, die sie hörten, tönen wieder
Aus ihrer Marmorbrust, der schmerzgeweihten;
Es senkte drauf sich dunkler Epheu nieder,
Die immergrüne Elegie der Zeiten.

Ein Oelbaum sprießt nicht fern, den Schutt verschönernd,
Und Rosen ranken dran die jungen Triebe;
Zur Menschensaat des Hasses pflanzt versöhnend
Natur so gern den Frieden und die Liebe.

Doch wie die Lüfte flüstern heimlich leise,
Und wie die Wellen rauschen auf und nieder,
Wehn aus den Trümmern, still, in düstrer Weise,
Zu mir herüber des Gefangnen Lieder:

### 2.

„Ich war bescheidener Sonnettendichter,
Im Qualm Venedigs zündend Himmelslichter,
Gebundne Rede meisternd wohlbedächtig,
Gebundner Hände jetzo minder mächtig.

Da lieg' ich nun gleich einem schlechten Verse,
Verrenkt, gezwängt, vom Wirbel bis zur Ferse,
Die Ketten klappernd wie unreine Reime,
In übler Form verwischt die schönsten Keime!

Vor'm Thor San Marco's hielt ich Siesta gerne,
Betrachtend irdische und Himmelssterne;
Einst ungefähr, vertieft ganz in ihr Blitzen,
Blieb einer Prozession im Weg ich sitzen.

Einst in Fenice's höchstem Logenrange
Sah ich ein schönes Kind mit heitrer Wange;
Ich flog empor, — da saß der alte Doge
In einem Winkel, ach, derselben Loge!

Zum Unglück reimt' ich einmal auf: Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort: von dannen!
Ein andermal fiel mir auf: Senatoren
Kein andrer Reim just ein, als: Midasohren!

Die Reime, traun, sind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonnette
Gäb's keinen bessern Reim mehr, als: die Kette!"

### 3.

„An's Meer, gleich diesem, baut die Kerker alle!
Ringsum nur Meer, endloser Himmel drüber!
Setzt eures Sklaven enge, dunkle Halle
Der Freyheit und Unendlichkeit genüber!

Daß, wenn er schuldig, selbst der Wellen Kosen
Ihm Nachts und Tags von seiner Schuld erzähle,
Und fort und fort ihm laut der Brandung Tosen
Des Herrn Gerichte donnre in die Seele!

*) Aus: Schutt, Dicht. v. Anast. Grün.

Daß, wenn er schuldlos, nicht an's Ohr euch dringe,
Euch nicht den Schlummer störe seine Klage,
Daß sie des Meeres Rauschen ganz verschlinge,
Daß sie des Windes Flügel weiter trage!

Ich klimm' empor zum hohen Fensterbogen,
Und kralle fest mich an des Gitters Stäben!
Ha, endlos seh' den Ocean ich wogen,
Nur fern, gar fern ein weißes Segel schweben!

Ach, meiner Freyheit Bild! Nicht flieh so schnelle!
Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es rasten,
Es schwebt als Möwe über dunkler Welle
Und klammert schreyend sich an deine Masten!"

4.

„Ihr, denen in die Hände ward gegeben,
Wenn sich's die Händ' etwa nicht selbst genommen,
Das Recht, zu schalten über Menschenleben,
Kennt ihr des Menschenlebens Sinn und Frommen?

Ich rath' euch, wallt aus eurer goldnen Klause
Einmal hinaus in Frühlings Sonnenblicke,
Doch laßt mir fein den Doctorhut zu Hause,
Die grüne Brille, Codex und Perücke!

Und wenn, von all dem Licht und Glanz entborget
Ein leiser Abglanz schlich in eure Seele,
Dann ist es Zeit, dann weilet nicht, und sorget
Daß Flinte, Beil und Messer euch nicht fehle.

Seht dort den Rosenstrauch im Duftmeer fluthen!
Das Messer her, vom Stamme ihn zu trennen! —
Er liegt im Staub, und scheint nun zu verbluten
Aus so viel Wunden, als da Knospen brennen.

Seht ihr die Lerche hoch im Frühroth schwimmen?
Das Feuerrohr herbey, und streckt sie nieder! —
Vor euch im Rasengrün mit leisem Wimmern
Versiegt die holde Quelle süßer Lieder.

Seht dort der Linde Haupt die Wolken grüßen!
Die Axt herbei, den Stamm ihr zu zerklüften! —
Da liegt die Riesenleiche euch zu Füßen,
Ihr Sterberöcheln ist ein süßes Düften.

Und will euch Wehmuth nun in's Herz, so lenket
Heimwärts den Pfad, und nehmt an eurer Schwelle
Den Säugling aus der Gattinn Arm, und senket
Eu'r sinnend Haupt zu seiner Lockenhelle.

Und denkt des Baum's, zerspellt zu todten Trümmern,
Und denkt der Knosp', erblaßt im Todesbeben,
Und denkt des Liedes, aufgelöst in Wimmern,
Und ahnt es leise, was ein Menschenleben!"

5.

„Das grause Königsspiel will ich nun spielen,
Und laden vor Gericht nun meine Richter!
Es drückt das goldne Zepter euch nur Schwielen,
Doch hoch empor das seine schwingt der Dichter!

Ihr könnt die Ebenbürtigkeit nicht tadeln
Des Geist's in mir, ihr stolzen Purpurträger!
Er wird zum Throne diesen Schemel adeln
Und vor die Schranken rufen eure Kläger!

Da sprach die Kette meines Arms: Bey Erzen
Schlief einst ich sanft und tief in ew'gen Nächten!
Was rißt ihr mich dem Berge aus dem Herzen,
Solch unbewehrte Arme zu umflechten?

Der Wölbung Quadern sprachen drauf: Wir trugen
Am Dom des Herrn einst mit als Felsensäulen!
Was habt ihr uns geschmettert aus den Fugen,
Zu hören dieses Armen Klage heulen?

Des Bettes Diele sprach: Ich ragt' als Eiche,
Auf grünen Höhn zu säuseln Gottes Ehre!
Was habt ihr mich gefällt mit frechem Streiche,
Daß ich dieß Herz jetzt an mich pochen höre!

Vor'm Fenster eine Lerche klagte bitter:
Was zeigt ihr mir, der Freyheitseelen einer,
Der Knechtschaft gelb Gesicht durch schwarzes Gitter,
Und eine Seele, ach, so frey, gleich meiner!

Es sprach mein Herz: Euch freut was mannigfaltig,
Doch ein Gepräg' nur wollt ihr für Gedanken!
Ihr liebt die Blumen, weil sie vielgestaltig,
Doch darf nicht frey das Herz Gefühle ranken!

In plumpe Fesseln wollt den Geist ihr schlagen,
Der gottgesandt, wie Wolk' und Regenbogen;
Die Wolke wettert, ihr könnt sie nicht jagen,
Und binden nicht könnt ihr den Regenbogen! —

Und nun vernehmt den Urtelsspruch des Richters:
Für Kett' und Schmach, die ihr ihm ließt bereiten,
Denn also richtet mild das Herz des Dichters,
Gibt euren Namen er Unsterblichkeiten!

Nur erst gesellt er seine Ketten alle
Zu Kron' und Stab in eures Wappens Rahmen;
Es rasseln weit durch des Jahrhunderts Halle
Wie seiner Ketten Klirren eure Namen."

6.

„Durch meines Kerkers Eisengitter rangen
Sich meine Blick' empor zum Himmel droben,
Den Ball des Mondes sah ich leuchtend prangen
Vom goldnen Kranz der Sterne rings umwoben.

Da klang's aus ihnen in mein Herz, und keimte
Gleichwie ein kindlich Märchen alter Tage,
Bevor der Götter Schaar die Erde räumte
Dem Menschenvolke von gemein'rem Schlage.

Es war ein Ries' einst, hochgewaltig, tüchtig,
Der sprach zum Mond: Dein Licht behagt mir eben,
Doch bist du mir zu wanderlustig, flüchtig,
Und solltest fein an festem Wohnsitz kleben.

Nicht übel ständest du mir über'm Bette
Als Abendlamp' in meinem Schlafgemache!
Er spricht's und schmiedet eine goldne Kette,
Und hängt den Mond dran auf am Himmelsdache.

Doch der rollt fort und fort unaufgehalten,
Und klingend riß die Riesenkette droben,
Daß in Millionen Trümmer rasch zerspalten
Weithin gesä't, die goldnen Splitter stoben!

Und sieh, als Sterne sind sie dort geblieben,
Da leuchten sie in's Herz mir ihre Kunde;
Als Freyheitshymn', in goldner Schrift geschrieben
Tief auf des Himmels dunklem, ew'gen Grunde. — —

Es flüchtet gern mit seinen stillen Schätzen
Das Menschenherz in die gestirnte Ferne;
Es will der Mann in Fesseln gern versetzen
Selbst seine Ketten in die ew'gen Sterne."

7.

„War einst ein König, der hielt liebumfangen
Den Leib der Königin, der schönen jungen!
Ob Aug' in Aug' und Hand in Hand auch hangen,
Er hätte gern noch fester sie umschlungen!

Des Gartens Rosen formt er da zur Kette,
Die hält ihr Haupt in süßer Haft umwunden.
So ward aus Rosen einst die erste Kette,
So ward von Liebe einst die Kett' erfunden.

Zwey Königskinder sind's, die dort zu Ringen
Der Wiesenblumen schlichte Halme runden,
Mit solchen Fesseln spielend sich umschlingen;
Und so hat Lieb' die Kette fortgewunden.

Den Tempel sieh, wo Priester um die Wette
Mit Myrt' und Ros' Altar und Säul' umwunden!
So hat die Liebe fest mit ihrer Kette
Den Himmel an die Erde schön gebunden.

Todt sind das Königspaar, die Kinder, Priester!
Doch Kränze ihren Aschenkrug umkosen!
So band den Staub des Grabes, welk und düster,
Der Liebe Kette an des Lebens Rosen.

Da sah der Haß, wie Lieb' erfand die Kette,
Das, was sie liebt, noch fester zu umwinden!
Er formt, — aus Erzesblüthen, — nach die Kette,
Noch fester, was er haßt, an sich zu binden!

Doch von Guirlanden scheint mein Arm umwunden,
Gleich Blumen flüsternd mir die schöne Mähre;
Wie selbst im Haß ein Fünkchen Lieb' entzunden,
Wie selbst der Haß bey Lieb' einst ging in Lehre."

8.

„Gebt mir ein Buch! — Sie wollen kein's mir gönnen!
So mag mein Aug' im Buch des Himmels blättern,
Das dem Gefangnen sie nicht rauben können,
Und lesen, Herr, in deinen ew'gen Lettern!

Ich seh' den Aether rein und leuchtend blauen,
Und seh' das Abendroth in Flammen zittern,
Draus mild der Englein Thränen niederthauen,
Ich seh's, — doch aus des Kerkers Eisengittern.

Seh' ziehn die Wolke mit der Brust voll Segen,
Des Mondes Kahn im Meer der Nächte prangen,
Die Sterne sich im goldnen Wirbel regen,
Ich seh's, — doch durch des Kerkers Eisenstangen.

Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen,
Und mitleidsvoll der Rosen Bild und Reize,
Die längstentbehrten, meinem Auge zeigen!
Ich seh's, — doch durch des Gitters ehrne Kreuze.

Ich sah die Wetter, die nun ausgestritten,
Ich seh' den Regenbogen flammend schweben;
Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten
Ach, von des Kerkergitters schwarzen Stäben!

Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären
Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren
Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden."

9.

„Wie eine Rose aussieht, wüßt' ich gerne!
Wohl wußt' ich's einst, doch hab' ich's, traun, vergessen!
Denn zwischen mir und jenes Frühlings Ferne
Dehnt längst der Knechtschaft Nacht sich unermessen!

Ich sah die Rose einst in einem Garten,
Durch den die Spiele meiner Kindheit flogen;
Ich sah sie einst auf flatternden Standarten
Der Heere, die zum blut'gen Kampfe zogen.

Ich sah sie einst im Dom vor'm Brautaltare
An einer Jungfrau Herz sich zärtlich schmiegen;
Ich sah sie einst in meines Vaters Haare,
Als Tod ihn auf den Schragen streckte, liegen.

Ich sah, wie an der Brust der Mörder einer
Sie mit zur Richtstatt führt' im Sünderwagen;
Fürwahr, ich wollt' ich säß' im Karr'n statt seiner,
Daß ich die Rose könnt' am Herzen tragen!"

10.

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Aehre
Und hielt sie lang vor's Aug' in meinen Händen;
Als ob in ihr ein stiller Zauber wäre
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.

Ein Feld voll Garben stieg vor meinen Blicken!
Ha, wie sie flüsternd durcheinander gaukeln,
Geschäftig mit den goldnen Häuptern nicken,
Und weithin ihres Meeres Wogen schaukeln!

Von blanken Sicheln, durch die Schwaden ringend,
Ist, Silberkähnen gleich, dieß Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen springend,
Es sind der Meeresgöttinn Dienerschaaren.

Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüberhin der ew'ge Himmel blauend,
Und Lerchen drin, von Morgenroth die Flügel,
Und von Gesang die Kehlen überthauend!

Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Bursch' und Dirne sich im Reigen schwingen,
Und selbst die Blüthen tanzen von den Zweigen!

Die Garben ruhn den Jungfraun nun zu Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich fasse einen, um in eines süßen,
Geliebten Hauptes Locken ihn zu schmiegen; —

Da rasselt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entsinkt die Aehre! ——
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einst so elend wäre!"

11.

„Sie haben aus der Erde mich gestoßen,
Und nur ein Stücklein Himmels mir gelassen,
Soviel vom Kerkerfensterlein umschlossen
In seinen Eisenrahmen wollte passen!

Des Menschen Blick und Wort darf mich nicht laben,
Ich seh' ein Antlitz nur auf weiter Erde,
Das deine, Graukopf, fütternd deine Raben,
Daß ihre Kette nicht zu locker werde!

Die Zeit hab' ich begraben und vergessen,
Ich zähle nicht der Knechtschaft bange Stunden!
Nur reinen Waitzen mag der Landmann messen,
Doch nicht das Unkraut, das er drin gefunden!

Ich weiß nicht, wann es Lenz! Ich darf nicht sehen
Die Rosen glühen und die Blüthen blinken,
Die grüne Wies' in duft'gen Halmen stehen,
Und in den Schooß ihr goldne Früchte sinken!

Ich seh' den Herbst nicht an den Blumen rütteln,
Ach, wie mich welke Blätter selbst erfreuten!
Ich seh' ihn nicht das Laub der Wälder schütteln
Als Sand in's Stundenglas der Jahreszeiten!

Ich sah die Zeit, den rüst'gen Falken, steuern
Einst hoch ob mir, mit klingendem Gefieder!
Doch mit durchschoss'nem Flügel, matt und bleyern,
Sank er vor meines Kerkers Pforten nieder."

12.

„Ich schaute Bilder einst von Sudlerhänden,
Da hatten Mond' und Sonnen Mund und Nasen,
Da sah den Sturm ich hinter Wolkenwänden
Als wind'gen Jungen volle Backen blasen.

Ein übler Maler ist der Schmerz, gleich ihnen,
Denn, blick' ich auf aus diesen Finsternissen,
Seh' ich nur fromme, heil'ge Menschenmienen
Als Sterne, Sonn' und Mond vom Himmel grüßen.

O Menschenantlitz! Wundervoller Spiegel,
Vom lauen Hauch der Gottheit leis umflossen!
Du heilig Buch, in dessen Purpursiegel
Des Himmels ew'ge Räthsel tief verschlossen!

Dein Antlitz nur blieb mir, mein Kerkermeister!
Doch ist der Spiegel unpolirt befunden,
Das schöne Buch verklebt mit schnödem Kleister,
Und, ach, in Fell unsaubren Thier's gebunden.

Und dennoch, was verloren ich mit Beben,
Ich les' es drin, in altem Glanze tagend!
All was ein Antlitz nur vermag zu geben
Gibt deines mir, wenn Alles gleich versagend!

Wie, als der Lava schwarze Krusten sprangen,
Das heitre Bild des Liebesgott's draus blickte,
So find' im Furchenschnitte deiner Wangen
Das Lächeln ich, deß Glanz mich einst entzückte.

Die Wolken deiner Stirne müssen sinken,
Ich lasse reinen, lichten Himmel tagen,
Drauf der Gedanken Stern' und Sonnen blinken
Und kühn gewalt'ge Regenbogen schlagen.

Die Augen dein, im Zauberschlaf seit Jahren,
Zween Bären gleich in busch'ger Höhle sitzend!
Den Bann lös' ich! Sie werden, was sie waren:
Zwey Königskinder, in Demanten blitzend!

Dein Mund, versperrt wie dieses Kerkers Pforte,
Er thut sich auf nun als Triumphesbogen,
D'raus die geharn'schten Sieger: Ernsteswortte,
Bekränzte Jungfraun: Liebesworte, wogen.

Dein Busen, klanglos wie die dürre Scholle,
Wölbt sich zum Dom voll süßer Liedertöne;
Aus deines Leib's formloser Felsenrolle
Entsteigt der delph'sche Gott in ew'ger Schöne!

Selbst deiner eh'rnen Hand kann ich nicht zürnen,
Wenn sie die Fesseln prüft, ob sie nicht weichen;
Ich seh' sie Kron' und Lorber würd'gen Stirnen
Und mild ein labend Brod der Armuth reichen.

Du finstrer Schließer dieser ird'schen Hölle,
Wie jauchzt mein Herz bey deiner Schlüssel Klingen;
Du bist Sankt Peter mir, vor dem zur Stelle
Weitauf die Pforten meines Himmels springen!

O bleib', daß dir in's Antlitz still ich schaue,
Mein durstig Aug' am Quell des deinen labe,
Daß aus den Trümmern ich den Tempel baue,
Und aus dem Schutte meine Götter grabe."

13.

„Glückauf, ein Jahr der Haft vorbey! denn winken
Seh' ich ein grünes Blatt am Fensterrande;
Gottlob, 's ist wieder Lenz! Schon will mich's dünken,
Als schaut' ich weit in sonn'ge Blumenlande!

Ich höre klingen die krystall'nen Bronnen,
Den Sprösser flöten zwischen duft'gen Ranken!
In's Kerkerdunkel glänzen Frühlingssonnen!
Dir, stilles, grünes Blättlein, muß ich's danken!

Doch wehe, weh'! Des Epheu's starr Gewinde
Hab' ich gesehn statt saft'gem Lenzgesträuche,
Ach, statt des Frühlings ros'gem, frischen Kinde,
Nur seine Mumie, die immergleiche!

Des Epheu's Ranken grünen Fesseln gleichen,
Und mit dem Schergen steht er längst im Bunde;
Daß nicht des Kerkers Steine lockernd weichen,
Schlingt seine Arm' er um des Thurmes Runde!

Sein bittres Amt dem Wächter zu ersparen,
Nach mir zu schielen durch des Fensters Raine,
Kroch er heran, mühvoll, vielleicht seit Jahren!
Indeß nach einem einz'gen Lenz ich weine."

14.

„Frey, frey bin ich! Die Knechtschaft ist zu Ende!
Das offne Thor, ha, wie mich's fast erschreckte!
Wie ungelenk jetzt fesselfrey die Hände,
Die einst in Ketten leicht zu Gott ich streckte!

Frey, frey bin ich! Die Fesseln sind gefallen,
O Licht, wie blend'st du meine Augenlieder!
Frey darf ich durch den Garten Gottes wallen
Und stürzen an die Herzen meiner Brüder!

Reicht eure Hände mir! — doch, ach, wie sollen
Sie dringen durch der Gräber grüne Decken!
Und die Lebend'gen fliehn, denn nimmer wollen
Sie mit des Sklaven Handschlag sich beflecken!

Wohlan, so will ich selber denn erringen
Mir neue Liebe und ein neues Leben!
Noch fühl' ich Jugendkraft den Arm beschwingen,
Der Jugend Locken noch um's Haupt mir schweben!

Da nahm mein Todfeind schweigend mich am Arme,
Und stellte mich vor einer Quelle Spiegel:
O weh, mein Haupt eisgrau, daß Gott erbarme!
Auf Wang' und Stirn der Knechtschaft Furchensiegel! —

Und so ist ungesehn und ohne Grüße
Mein Lenz gewallt durch meines Kerkers Grauen;
Die Hülle tiefer, ew'ger Finsternisse
Ließ mich die leuchtende Gestalt nicht schauen!

Empfang', o Kerkerknecht, dieß Herz jetzt wieder,
Als Blume, die gewöhnt an deine Schatten!
In dich als Marmorurne leg' ich's nieder,
Im Grabgewölb' der Zeit euch zu bestatten."

15.

— Und still verklingen des Gefangnen Lieder,
Die Wellen wimmern, fahle Wolken reisen;
Da jauchzt es unfern mir, und jauchzet wieder,
Und singt, mir fast zur Unzeit, lust'ge Weisen.

Mir naht ein Greis mit silberweißen Haaren,
Doch Morgenroth des Frohsinn's auf der Wange;
Ey seltne Nachbarschaft! Wie Rosenschaaren
Umblühend Gletschereis am Alpenhange!

Willkommen Greis! Du mußt wohl Kunde wissen
Von diesem düstern, grauenvollen Hause,
Wer einst geächzt in seinen Finsternissen?
Weß Ketten klirrten durch die dunkle Klause?

„Geächzt hat Niemand als die Wetterfahne,
Wenn sie der Wind gedreht im spröden Gleise!
Geklirrt hat nichts hier, als von dem Altane
Die Becher all' in lust'ger Brüder Kreise!

„Ein Leuchtthurm war dieß Haus in alten Tagen,
Zerfallen nun, seit dort gebaut der neue;
Anstatt des Invaliden, lahmgeschlagen,
Trat der Rekrute in die offne Reihe.

„Ich war sein Wächtersmann, der wohlbestallte,
Gottlob, daß Pech und Wein dem Land nicht fehlen!
Ha, wie wenn Wind und Wetter pfiff und hallte
Geflammt die Leuchten und gejauchzt die Kehlen!"

So sprach der Greis; noch leuchtet des Gelages
Erinnerung um's Haupt dem alten Zecher,
Wie durch der Dämm'rung Grau Nachglanz des Tages,
Wie Reste Rebenblut's durch leere Becher. —

So sang ich in des Lichtes Heiligthumen
Von Finsternissen und verdorrten Lenzen!
Der Gärtner zieht zu Wonn' und Lust die Blumen,
Und, ach, verbraucht sie oft zu Todtenkränzen!

So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!
Mich dünkt's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Verglommen mählich ist die Abendröthe,
Es senkt die Nacht des schwarzen Mantels Schwere
Rings um die Trümmer und die Blumenbeete,
Und über weites Land und ew'ge Meere.

Da läßt der Himmel Mond und Stern' erglimmen,
Da glühn am Golf empor des Leuchtthurms Flammen;
Licht! Licht! ihr Losungswort, das große, stimmen
Jetzt Erd' und Himmel, Gott und Mensch zusammen.

## Karl Heinrich Grumbach

ward am 20. Januar 1790 zu Merseburg geboren, studirte nach erhaltener Vorbildung Theologie in Leipzig und verweilte dann einige Zeit als Privatlehrer in seiner Vaterstadt. Er erhielt darauf das Diakonat und Rektorat zu Ortrandt in der preußischen Oberlausitz, 1823 die Predigerstelle zu Staritz und 1831 das Amt eines Oberpfarrers zu Mühlberg, wo er sich gegenwärtig noch befindet.

Von ihm erschien:

Mnemosyne. Leipzig 1811—1813.
Anthodoron. Leipzig 1811.
Dichterische Proben. Merseburg 1818.
Darstellungen aus der Gemüthswelt. Leipzig 1820.
Der Führer durch das Thal. Leipzig 1826.
Glaube, Liebe, Hoffnung. Leipzig 1826.
Der Garten der Tugend. Leipzig 1827.
Kinderreisen. Leipzig 1827.
Gymnasion. Leipzig 1827.
Mittheilungen aus der Bilderwelt. Leipzig 1827.
Scherz und Ernst. Leipzig 1828.
Siona, der Weg zu Gott. Leipzig 1829.
Das Morgenstündchen. Meißen 1829.
Scherz und Ernst. Leipzig 1829.
Immortellen. Meißen 1830.
Kinderlieder. Meißen 1831.
Die Reisemappe. Meißen 1831.
Sulamith. Meißen 1832.
Einzelne Kinderschriften u. s. w.

Ein höchst gemüthlicher, von seinem Berufe begeisterter religiöser und ascetischer Schriftsteller, dessen Werke sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben. — Seine Schriften für die Jugend sind eben so werthvoll und nicht minder verbreitet, da er zu seinen kleinen Lesern eben so anziehend und faßlich als nützlich und belehrend zu reden weiß. —

---

## Justus, Freiherr von Gruner

ward am 28. Februar 1777 zu Osnabrück geboren, studirte zu Halle, verließ aber diese Universität in Folge von Zwistigkeiten mit dem in Halle commandirenden Prinzen von Braunschweig und begab sich auf Reisen. Im Jahre 1802 ward er Kammerrath in Oehringen, 1805 aber Director der Kriegs- und Domainenkammer in Posen, und 1809 Polizeipräsident in Berlin. Zum geheimen Staatsrath ernannt, jedoch durch seine Stellung den Franzosen verdächtigt, nahm er 1811 seine Entlassung und ging nach Böhmen, wo er Verbindungen zum Sturze Napoleons anknüpfte. Er ward deshalb in Prag arretirt und nach Peterwardein gebracht. Erst 1813 wieder frei gelassen, war er während des Befreiungskrieges längere Zeit Generalgouverneur am Rhein und dann Platzcommandant zu Paris. Im Jahre 1815 ward er von seinem Könige in den Freiherrnstand erhoben und als Gesandter (1816) nach der Schweiz geschickt. Er starb im Bade zu Wiesbaden am 8. Februar 1820.

Er gab heraus:

Versuch über Strafen. Göttingen 1799.
Leidenschaft und Pflicht. Berlin 1800.
Versuch über Sicherungsinstitute. Frankfurt 1801.
Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung. Frankfurt 1802.
Proclamationen an die Deutschen, während des Befreiungskrieges u. s. w.

Mehr als durch seine anderen, übrigens sehr geistreichen Schriften, zeichnete sich G. in schriftstellerischer Hinsicht durch seine vortrefflichen Proklamationen aus, in welchen er Kraft, Feuer und Fülle der Begeisterung verband und den wahren und einzig richtigen Ton zu treffen wußte, so daß sie sich einer außerordentlichen und nachhaltigen Wirkung erfreuten.

---

## Otto Friedrich Gruppe

ward am 15. April 1804 in Danzig geboren, widmete sich Anfangs dem Handel, entsagte aber diesem Berufe wieder und begann jetzt seine Studien auf dem Danziger Gymnasium, die er dann auf der Universität zu Berlin fortsetzte und beschloß. — Seit dieser Zeit lebt er als Privatgelehrter zu Berlin mit poetischen und kunstphilosophischen Arbeiten beschäftigt.

Von ihm erschien:

Alboin, König der Longobarden. Berlin 1830.
Theudelinde, Königin der Longobarden. Berlin 1830.
Die Winde. Leipzig 1830. N. A. 1832.
Antäus, Briefwechsel über speculative Philosophie. Berlin 1831.
Ariadne, die tragische Kunst der Griechen u. s. w. Berlin 1834.
Gedichte. Berlin 1835.
Lyrisches Schatzkästlein. Berlin 1836.
Einzelne Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

Ein schönes und reiches Talent, ausgerüstet mit Phantasie, Kraft, Fülle und Schärfe der Gedanken und Glanz der Darstellung, in zwiefachen Richtungen, der rein schaffenden, wie der kritischen, Bedeutendes versprechend und, theilweise schon leistend: namentlich verdient die lebhafte und gewandte Weise seiner Kunstbetrachtungen, welche von guten Kenntnissen unterstützt und gehoben wird, die vollkommenste Anerkennung. —

---

### Gedichte von Gruppe*).

#### Die guten Zeugen.

Gieb mir die Hand, den Berg zu steigen!
Sie gab sie, und so stiegen wir,
Umwölbt von dunkeln Buchenzweigen:
Mir schlug das Herz, das Herz schlug ihr.

Wir ruhten aus am stillsten Orte,
Wo Linden eine Laube baun:
Ach, mir versagten alle Worte,
Mir fehlte Muth sie anzuschaun.

*) Aus: O. Fr. Gruppe's Lyrisches Schatzkästlein.

Doch auf der Höhe, welche Wonne,
Im Angesicht von Land und Meer,
Des offnen Himmels und der Sonne,
Die Winde wehten frisch daher:

Da brachen wir das schwüle Schweigen,
Da ward umarmt, gedrückt, geküßt:
Ich meine, daß vor guten Zeugen
Dort unser Bund geschlossen ist.

---

## Post im Walde.

Im Walde rollt der Wagen
Bei tiefer stiller Nacht;
Die Passagiere schlafen,
Der Postillion fährt sacht.

Beim Försterhaus im Walde
Was bläst der Postillion?
Die Passagier' erwachen
Und meinen, es wär' Station.

Er bläst so sanfte Lieder
Zum Fenster klar empor,
Es hallt der Wald sie wieder,
Und kommt der Mond hervor.

Ja scheine Mond in's Fenster
Des Liebchens hold herein:
Da zieht durch ihre Träume
Posthorn und Mondenschein.

---

## Auf der Brücke.

Als ob es Wallfahrt wäre
In's off'ne Himmelreich,
So strömen Menschenheere,
Froh und geschmückt zugleich.

Sie ziehen auf der Brücke,
Sie ziehn zum Thor hinaus;
Ich geh' allein zurücke,
Ich geh' allein zu Haus.

Ich glaub' es wird noch regnen,
Der Himmel dunkelt sich —
Gott, muß ich ihr begegnen!
Gott, sie erblickte mich!

Schad' um die schönen Kleider,
Wenn Regen sie verfärbt —
Schad' um ein Herz, das leider
Der Plunder hat verderbt.

Ja fallt vom Himmel alle,
Ihr grauen Tropfen, her,
Daß keiner sieht, ob falle
Eine heiße Thräne mehr!

---

## Gebrochnes Herz.

Die Rosen und die Nelken,
Und Flieder und Jasmin,
Die müssen wohl verwelken,
Und müssen wohl verblühn.

Die Lieb' ist Gab' und Güte,
Die Lieb' ist keine Pflicht,
Die Lieb' ist eine Blüte —
Verblüht und bleibet nicht!

Die Rosen und der Flieder,
Und Rosen und Jasmin,
Die kommen alle wieder
Und werden wieder blühn.

Nur nicht die Lieb' und Treue,
Wenn sie verloren ist!
Und keimt kein Herz auf's neue,
Das schon gebrochen ist!

---

## Winter.

Die Morgennebel wallen nieder,
Es hebt der Wald sich aus dem Duft,
Kein Hälmchen wankt, am Halsgefieder
Des Vogels spielt kein Hauch der Luft.

Kein Laut erschallt: es würden fliegen
Die lockern Flocken von dem Baum,
Die auf den kleinen Aestchen liegen,
Und auf schlafmüder Vögel Flaum.

Nur schreitet einsam, scheu und leise
Und sieht sich um das junge Reh,
Behutsam auf des Waldbachs Eise,
Und drückt die Spur in dünnen Schnee.

Der Jäger, der weit drüben lauert,
Horcht nur der Waldesstille zu,
Und setzt, da's ihm zu lange dauert,
Den schon gespannten Hahn in Ruh.

---

## Frühling.

O der blaue, blaue Himmel!
O das grüne, grüne Thal!
Gold'ner Würmchen bunt Gewimmel
In dem gold'nen, gold'nen Stral!

Und von allen Blütenbäumen
Woget süßer, süßer Duft,
Und in allen Himmelsräumen
Woget laue, laue Luft.

Offen stehn des Himmels-Pforten,
Nieder strömet sel'ge Lust,
Ueberall und allerorten
Blüht's und blüht in jeder Brust.

---

## Um die Wette.

Alles grünet um die Wette,
Alles blüht und keimt und strebt,
Alles paart sich, was da lebt:
Ja wer nur ein Liebchen hätte!

Bäumchen müht sich, daß es schatte,
Blümchen müht sich um zu blühn,
Sonne müht sich um zu glühn;
Alles spielt jetzt Weib und Gatte.

Alles paart sich und will keimen,
Dichtern keimet manch' Gedicht,
Alles, was der Dichter spricht,
Paart sich Wort mit Wort in Reimen.

Ja wer nur ein Liebchen hätte!
Mit der lauten Nachtigall,
Mit den Sängern überall
Säng' ich fröhlich um die Wette!

---

* * *

Die Trepp' hinunter geschwungen
Komm' ich in vollem Lauf,
Die Trepp' empor gesprungen
Kommt er und fängt mich auf:
Und wo die Treppe so dunkel ist,
Haben wir vielmal uns geküßt,
Und niemand hat's gesehen.

Ich komm' in den Saal gegangen,
Da wimmelt's von Gästen bunt,
Wohl glühten mir die Wangen,
Wohl glühte mir auch der Mund:
Ich meint' es säh' mir's jeder an,
Was wir da mit einander gethan —
Doch niemand hat's gesehen.

Ich mußt' hinaus in den Garten
Und wollte die Blumen sehn,
Ich konnt' es nicht erwarten
In den Garten hinaus zu gehn.
Da blühten die Rosen überall,
Da sangen die Vögel mit lautem Schall,
Als hätten sie's gesehen.

### Das Mädchen spricht.

Schwalbe, sag' mir an,
Ist's dein alter Mann,
Mit dem du's Nest gebaut,
Oder hast du jüngst erst
Dich ihm vertraut?

Sag', was zwitschert ihr,
Sag', was flüstert ihr
Des Morgens so vertraut!
Gelt, du bist wohl auch noch
Nicht lange Braut?

## Andreas Gryphius.

Dieser eigentliche Begründer des deutschen Drama's ward den 2. October 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren und nach dem Tode seines Vaters, eines angesehenen dasigen Pfarrers, zu Fraustadt und Danzig wissenschaftlich erzogen. Er studirte zu Leyden die Rechtsgelehrsamkeit und Philosophie, disputirte daselbst und kam 1636 als Hauslehrer zu dem kaiserlichen Pfalzgrafen Schönborner in Fraustadt. Eine poetische Schilderung seines von den Gräueln des 30jährigen Krieges heimgesuchten Vaterlandes veranlaßte ihn zu längeren Reisen. Nachdem er 1637 von Schönborner zum Dichter gekrönt und in den Adelstand erhoben worden war, besuchte er also 1638 Holland und in Begleitung einiger junger Edelleute von 1644 — 1646 England, Frankreich und Italien, wodurch er in Bekanntschaft und Briefwechsel mit den größten Gelehrten seiner Zeit kam. Obwohl ihm in Folge dessen mehrere Professuren an Universitäten angeboten wurden, so nahm er doch lieber 1647 die Stelle eines Landsyndikus des Fürstenthums Glogau an, trat 1662 unter dem Namen der **Unsterbliche** in die fruchtbringende Gesellschaft und endete mitten in einer Versammlung der Landstände den 16. Junius 1664 sein thätiges und verdienstliches Leben am Schlagflusse.

Von ihm haben wir:

A. Gryphii teutsche Gedichte. Leiden 1639. Neue unächte Auflage Frankfurt 1650. 3. von ihm besorgte und vervollständigte Ausgabe Breslau 1657. 4. Ausgabe Breslau und Leipzig 1663. 5. und letzte Ausgabe vermehrt von Cristian Gryphius. Breslau und Leipzig 1698 in 8.

Mehrere der darin enthaltenen Dramen waren bereits früher einzeln erschienen, die **Majuna** auch wirklich öffentlich gegeben worden, die drei bei seinem Tode unvollendet vorgefundenen Trauerspiele aber, **Heinrich der Fromme**, die **Gibeoniter** und **Ibrahim** blieben ungedruckt. Kirchenlieder von ihm stehen in Cundusii „geistlichem Perlenschmuck" Nürnberg 1713 und in einigen alten Gesangbüchern.

Treffend bemerkt Bouterweck: (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. X. S. 143) Die Poesie des Gryphius trägt die Schuld ihres Jahrhunderts. Sie entfernt sich in allen ihren Aeußerungen so weit von dem Wege des guten Geschmackes, daß man in den sämmtlichen Werken dieses Dichters keine Stelle aufschlagen kann, ohne auf etwas zu stoßen, das auch von der mildesten Kritik nicht geduldet werden darf. Dessenungeachtet ist Gryphius mit allen seinen ungeheuern Fehlern in einem weit höhern Grade Dichter als Opitz. Ihm hatte die Natur die kühne und reiche Phantasie verliehen, die Opitz durch Verstand und Kunst zu ersetzen suchte. Zum dramatischen Dichter hatte Gryphius nicht nur allein unter allen deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts bis auf Lohenstein ein entschiedenes Talent; er hat auch in diesem Theile der deutschen Literatur eine solche Veränderung hervorgebracht, daß man ihn ohne Bedenken den Vater der neueren dramatischen Poesie der Deutschen nennen kann. Und doch konnte er keine Epoche machen, weil es ihm, bei allem Talent, an Selbstständigkeit des Geschmacks und an Feinheit des Geistes fehlte. So erfindungsreich er war, wandelte er doch fast immer in fremden Fußstapfen. Mit ungemeiner Geschicklichkeit ergriff er die Formen der Kunst, ohne sonderlich in ihr Wesen einzudringen. Seinen Styl bildete er im Allgemeinen nach Opitz. Dies konnte ihm um so leichter gelingen, da er auch einen Theil seiner Poesie aus denselben französischen und holländischen Quellen schöpfte, auf welche Opitz seine Zeitgenossen hingewiesen hatte.

### Aus: Cardenio und Celinde.

### Die erste Abhandlung.

Cardenio. Pamphilius.

Der Schauplatz bildet Cardenii Gemach ab.

Pamphil.

So ist der Vorsatz denn durch keine Macht zu wenden?

Carden.

Man halte mich nicht mehr in den verfluchten Enden:
Da ich in schnöder Lust, in toller Eitelkeit,
Und grimmer Angst verthan die beste Lebens-Zeit.
Wol dem, der nicht wie ich den Fuß hieher gesetzet;
Dem kein verfälschter Wahn den blinden Geist verletzet,
Dem vor die Weißheit nie ein thöricht Weib beliebt,
Der nie den hohen Sinn durch herbe Lust betrübt.
Wer war ich als an mir, sich mein Geschlecht erquickte?
Als mich ein Feind voll Neid nicht ohne Furcht anblickte?
Als die gelehrte Stadt mich mit Entsetzung hört!
Und meine Feder gleich der grossen Klingen ehrt.
Wer bin ich leyder! nun! ein Schimpf der alten Ahnen!
Ein Spott des nechsten Bluts: Was sind die Sieges-Fahnen
Die ich allhier erjagt: als immer neue Schmach!
Ein niemal friedlich Hertz und täglich wachsend Ach!
Viel besser wenn ich mich in gantzen Stahl beschlossen,
Und vor das Vaterland das frische Blut vergossen;
Viel besser wenn ich mich durch Thetis Schaum gewagt;
Und auf der wüsten See ein wüster Land erjagt.
Ich hätte mit mehr Ruhm Hand an den Pflug geschlagen;
Und dieses Feld gebaut das mich umsonst getragen.
Ja vor der fremden Thür ein schimmelnd Brodt begehrt,
Als hier mit Zeit und Gut die einig Ehr verzehrt.
Ade denn Stadt die ich mir zum Verderb geschauet,
Und du, dem ich mich selbst bey manchem Fall vertrauet,
Nimm doch mein letztes an: Die Rechnung ist gemacht:
Die Segel sind gespannt; Ich scheide, gute Nacht!

Pamphil.

Du scheidest zwar von hier: doch nicht aus meinem Hertzen
Dem nichts dich rauben wird; doch laß mir deiner Schmertzen
Nicht falsches Denckmal zu! und gönne mir zuletzt,
Die Nachricht, wie du hier die Jugend auffgesetzt.

Carden.
Die Nachricht, wie ich hier in Wahnwitz mich verwirret:
Wie fern ich von dem Pfad der Tugend ausgeirret?
Wol! wol! geschicht es zwar nicht sonder meine Pein!
So müß es dennoch dir ein Warnungs-Spiegel seyn!
Ich zehlte (wo mir recht) die zweymal eilften Aehren,
Als mich der Eltern Rath nach embsigen Begehren,
An diesen Ort verschickt, durch unerschöpften Fleiß
Zu kauffen Wissenschaft und nicht geschminkten Preiß
Durchaus gegründter Lehr! Ach freilich wol gemeinet!
Doch wie wenn uns zu Nacht ein falsches Irrlicht scheinet:
Man offt den Weg verläst und in die Täuffen fällt,
In welchen man versinkt. So ists mit mir bestellt.
Zwar erstlich! weiß ich nichts als von berühmten Sachen,
Die Menschen, troz der Grufft, unsterblich können machen,
Dafern Diane kam; gieng Phoebus über mir;
Sie funden bey mir nichts denn köstliche Papier!
Ich lehrt und ward gelehrt; und klüger vor den Jahren,
Manch greisser Bart erstarrt ob meinen gelben Haren,
Auch muntert ich den Leib zu allen Künsten auf,
Sprang auf ein hurtig Pferd, begab mich in den Lauff,
Begriff das Lauten-Spiel, gewohnte frisch zu singen,
Bewegte mich im Tantz, verstund die Art zu ringen;
Und (wo ich von mir selbst die Warheit melden kan)
Der Degen stand mir gleich der leichten Feder an.

Pamphil.
Ich hab es mehr denn offt gesehn und rühmen hören.

Carden.
Ach leider! diesen Ruhm den ließ ich mich bethören.
Du triffst den rechten Zweck! der Dünkel nam mich ein!
Ich glaubt es könte mir kaum einer gleiche seyn.
Diß war die erste Bahn die mich von gutem führte.
Das war die erste Gifft die meine Sinnen rührte.
Kam jemand mir die quer und gab sich etwa bloß;
So war die Faust bereit, so gieng die Klinge loß.
Hiedurch ward allgemach mein irrend Ehre kränker,
Man hieß mich hier und dar den unverzagten Zänker;
Ich selbst nam in der Brunst mein Laster nicht in acht
Biß mich mein eigen Sinn auf neue Sprünge bracht.
Biß hieher war ich frey und hatte nichts geliebet:
Doch daß mir diese Pein die Sinnen nie betrübet,
Kam nicht von Tugend her. Weil mich der Wahn verkehrt,
Schätzt ich aus Uebermuth, nicht eine, meiner werth.
Biß ich das Wunder-Bild Olympien beschauet:
Die mich vor dem ergetzt, ob der mir jetzund grauet,
Die als ein Wirbelwind mich hin und her gerückt,
Und mein zerscheitert Schiff in langem Sturm zustückt.
Ich sah sie und entbrand! sie fühlte neue Flammen!
Kurtz: Ihr und mein Gemüth die stimmten wol zusammen.
Mein Wahn, mein eigen Sinn, verlohr sich allgemach:
Und meine Wilde-Art gab ihren Sitten nach.

Pamphil.
Die Liebe, wenn sie wil, verrichtet Wunder-Sachen:
Und kan die Wilden zahm, die Feigen kühne machen,
Sie meistert unsern Geist, und mustert den Verstand
Sie schärft den blöden Sinn, und starckt die schwache Hand,

Carden.
Wir waren gleich am Stand, wir waren eins von Sinnen.

Pamphil.
Kein ander Heyrath-Gut hab ich je schätzen können.

Carden.
Ihr tapfferes Geschlecht gab meinem nichts bevor,
So daß ich sie zur Braut, nach ihrem Wunsch, erkohr.
Ich ließ, als sie es stimmt, den schönsten Vater grüssen:
Und ihn von dieser Lieb' und treuem Anschlag wissen.
Er, wie mir kurtz hernach durch einen Freund entdeckt:
Ward von der Heyrath durch mein Rasen abgeschreckt.
Ihn, sprach er, kenn ich wol: Sein Stamm ist sonder Tadel.
Die hohe Wissenschafft vergrössert seinen Adel,
Die Tugend, der Verstand steht seiner Jugend an!
Er ist ein solcher Mensch als jemand wünschen kan.
Doch die zu freye Faust verdunkelt alle Sachen;
Die ihn in jeder Aug und Ohren herrlich machen,
Verzagten bin ich feind, und weiß der Ehre Ziel.
Jedoch Cardenio thut leider was zu viel!
Wolt ich Olympien ihm gleich von Hertzen geben!
Bald wagt er sich zu frech und bringt sich um sein Leben!
So ist sie sonder Eh: Vielleicht auch sonder Ehr.
Rennt er den andren tod; so schmertzt es noch vielmehr.
Fast ihn der Richter nicht: so muß er flüchtig bleiben
Und mir die Zeit in Angst und Bitterkeit vertreiben!
Drum besser was zu früh als gar zu spät beklagt,
Man meld ihm daß ich schon Olympien versagt.

Pamphil.
O mehr denn herber Schluß!

Carden.
Schluß der mit tausend Thränen,
Schluß der mit tausend Angst und unerschöpfftem Sehnen
Uns beiderseits betraurt. Ward ich hierdurch verführet:
So ward Olympie wol lebendig gerührt!
Wie (schry sie) bin ich denn, auch eh' ichs weiß, versprochen!
Kan diß ein Vater-Hertz! ist alle Treu gebrochen,
Gilt keine Liebe mehr! schlägt er sein werthes Kind,
Und dessen Wolfahrt denn so unbedacht in Wind?
Wer ists denn der mich kriegt: Werd ich auch lieben können:
Den der um meine Gunst kein Wort mir dörffen gönnen!
Bin ich so unversehns und als im Traum versagt;
Nicht als ein freyes Kind, als ein erkauffte Magd?
Diß sprach sie und noch mehr; sie bat voll heisser Schmertzen,
Setzt mich, Cardenio, setzt mich nicht aus dem Hertzen:
Wer weiß wo Zeit und Freund und Gott ein Mittel findt,
Das mich mir wieder giebt und gantz mit euch verbindt.
Wir schwuren denn auffs neu' einander keusche Treue:
In äusserster geheim ich gieng mit etwas Scheue
Vor ihrem Fenster um, und nicht als wenn die Nacht
Der Himmels-Fackeln Heer in ihre Reyhen bracht.
Ein unbefleckt Gespräch war diß was uns ergetzte.
Schau aber wie auch hier mein Unglück mich verletzte:
Der Jungfrau Bruder gab auf mein Besuchen acht,
Und zog die reine Lieb' in schändlichen Verdacht.
Diane sah' herab mit gantzem Angesichte,
Als er mich überfiel; die Nacht ist was zu lichte,
Rieff er, Cardenio zu deiner Missethat.
Ist mir der Weg nicht frey? Dir steht die weite Stadt
Gantz offen: Meide nur die, meiner Eltern, Gassen.
Und solt ich mir von dir die Bahn verbieten lassen?
Er auf das Wort-Gefecht griff mich mit Eisen an.
Ich wich gleich einem der den Arm nicht regen kan.
Der Schwester Liebe stieß mich jeden Tritt zurücke:
Er schriebs der Zagheit zu, und schertzte mit dem Glücke,
Wol! fleucht der alte Trotz! diß Wort war mir zu schwer,
Ich trat ihm auf den Leib und stieß die leichte Wehr
Recht unter seine Brust. Er sanck ich must entweichen,
Indem sein weinend Hauß ihn, gleich entseelten Leichen!
Aus seinem Blut auffhub, und Artzt und Balsam sucht
Indem Olympie dem rauhen Unfall flucht.

Pamphil.
Diß Schwerdt hat wie ich mein' der Liebe Band zerhauen.

Carden.
Wir Menschen irren stets. Wo wir uns sicher trauen,
Sinckt unser Schiff in Grund. Wenn mans verlohren hält,
Hat das Verhängniß offt das beste Glück bestellt.
Denn als Viren ermahnt den Stoß an mir zu rächen,
Begunt er: er wolt ehr selbst seiner Zeit abbrechen;
Als dem zuwider seyn, der, was er frech begehrt,
Ihm langsam, und getrotzt, hätt' ohne List gewehrt.
Was sag ich? er war kaum zu ersten Kräfften kommen,
Die Feindschafft, wie mans nennt, ward freundlich unternommen,
Er ändert allen Haß in unverfälschte Gunst.
Und wünscht Olympien werth meiner keuschen Brunst.

Pamphil.
So bricht die Sonn hervor nach rauhen Donnerschlägen,
Und dem mit Himmel-Feuer und Schloß vermischten Regen.

Carden.
Sie brach uns freylich vor, doch wie sie schöner steht
Im Fall der Tag verkürtzt und sie zu rasten geht,
Und schwartzen Nächten rufft. So lieff die schönste Wonne
In höchste Trübsal aus. Sie meine Seelen-Sonne,
Hätt' ander Hertzen auch in heissen Brand gesetzt,
Die sich unwissend ihr an ihrem Glantz verletzt.
Doch keiner war so kühn sein Angst ihr zu entdecken:
Und jeder fand vor sich was mächtig ihn zu schrecken.
Lysander nahm allein ein seltsam Mittel vor,
Und kauffte durch viel Gold der Kammer-Jungfer Ohr.
Die (o Verräther-Stück!) ihn in das Ruhe-Zimmer
Der keuschen Seele führt. Und (was unendlich schlimmer)
Sich gantz unwissend hielt. Wie nun die Nacht anbrach,
Und mein Olympie besucht ihr Schlaff-Gemach,
Und der Versteckte sich sie anzusprechen wittert,
Und ihr zu Fusse fällt; erstarrt sie und erzittert,
Und als das Schrecken ihr den Athem wiedergiebt,
Rennt sie hell schreyend fort; Lysander laufft betrübt
Ob diesem Mißschlag durch: wird heimlich ausgelassen,
Durch die mit schuldig war. Er hatte schon die Gassen,
Als das entweckte Hauß sich ob der That bewegt,
Und mit Gericht und Licht durch alle Kammern regt.
Olympe die nicht recht bey Nacht den Feind erkennet:
Hat als sie ward befragt aus Argwohn mich genennet,
Die Meynung ward verstärckt, weil man mich ziemlich nah
Und bey noch offner Thür die Straß abwandeln sah.

Man hielt m: ch eilends fest, mir ward die That verwiesen
Viren der anderwerts so trefflich mich gepriesen,
Zog diesen Schimpff zu Muth, und eiferte behertzt
Daß ich sein Hauß und Stamm und Schwester so geschertzt.
Ich wand mein Unschuld vor, die man nicht hören wolte.
Weil der Beweiß zu viel nach ihrer Meinung golte.
Biß daß nach hartem Sturm, die Sorgen volle Nacht,
In Kummer, Unlust, Angst und Schwermuth durchgebracht.
Und der betrübte Tag uns all' aufs neue quäite,
Mich der Olympens Ehr vor gantz verlohren zehite;
Die Eltern die im Zorn sich über mich erhitzt;
Und den Verräther selbst den sein Gewissen ritzt,
Olympiens Geschlecht trat bey dem Fall zusammen:
Die meisten suchten mich aus Eifer zu verdammen.
Die minder Anzahl doch gestützt durch mehr Verstand
Schlug besser Mittel vor und schloß daß meine Schand
Dem Ruhm Olympiens zu nahe lauffen könte.
Nichts besser denn: Als daß man mir die Jungfrau gönte.
Und dämpffte den zu weit ausbrechenden Verdacht.
Der Meinung fiel man bey: Es ward an mich gebracht.

Pamphil.

Diß ging nach deinem Wunsch.

Carden.

Es gieng hier gantz verkehrt.
Aus Eifer hasst ich jetzt, was Lieb und Treu begehret.
Ich sagt es klar heraus: Ich hätte sie geehrt
Als ihre Keuschheit nicht durch solchen Fall versehrt,
Ich hätte sie geliebt: Als ich ihr nur behaget.
Jetzt nun sie fremde selbst ins Schlaff-Gemach vertaget,
Acht ich mich was zu hoch vor eines andern Rest.
Ich stellte Zeugen auf, die Sonnen-klar befest;
Daß ich um selbte Stund' als mir Viren begegnet
Geschieden von Panquet und nüchtern sie gesegnet.
Daß weil bey ihnen Tag und Abend ich verzehrt;
Nicht möglich, daß durch List ich heimlich eingekehrt,
In ein bewahrtes Haus das allerseits beschlossen.
Wenn schon bey später Nacht die Riegel vorgeschossen!
Sie zeugten! ich verfuhr. Der Vater ward bestürtzt
Und hätt aus Hertzeleid schier seine Zeit verkürtzt;
Als auch Olympie die er auff schärff'st ausfragte
Ihm um die Füsse fiel und naß von Thränen klagte:
Sie hätt in Furcht und Eil sich nicht recht umgeschaut
Und aus Vermuthung nur die That mir zugetraut.

Pamphil.

O wahres Ebenbild durchaus vermischter Dinge!
Wie ein erhitztes Roß durch ungewohnte Sprünge,
Den Ritter mit sich reist: Und führt nicht wie er will,
So zeucht der Himmel uns von dem auf jenes Ziel.

Carden.

Als nun durch diesen Sturm das Wasser recht getrübet:
Giebt sich Lysander an; streicht aus wie er geliebet,
Entdeckt auch seine Schuld und bittet zu der Eh,
Die durch sein freveln ist gestürtzt in höchstes Weh.
Nichts daß mehr unwerth sey, als Jungfrau die die Zungen
Des unbedachten Volks begeyfert und beschwungen.
Der Vater schlägt sie zu. Sie die in Haß entbrannt
Giebt bloß, nur mir zu Trotz; Lysandern ihre Hand,
Lysandern auf den sie aus heisser Rach erzittert;
Und mir zu Trotz! weil sie mein Abschlag höchst erbittert.

Pamphil.

Und so verkäufft sie sich in ungeheure Noth.

Carden.

Und mich noch zehnfach mehr in den gewissen Tod.
Gedenke wie die Seel' in Reu und Angst gebrennet;
Als ich ihr Unschuld und Lysanders Trug erkennet.
Wie ich den Eifer-Sinn, wie ich den Tag verflucht:
Da ich so frech verschmäht was ich so steiff gesucht.
Ich fand Gelegenheit, doch nur zu meinen Schmertzen.
Da ich Olympien aus hochbetrübtem Hertzen
Tieff um Verzeihung bat, und, ob sie unbewegt
Mir lange widerstund; in neue Bande legt.
Wir trugen beiderseits Mitleiden mit einander:
Und liebten mehr als vor. Wir schrieben dem Lysander
Und dem Verhängniß zu was sie und mich getrennt:
Und wünschten seiner Lieb ein so entsetzlich End
Als falsch der Anfang war! schau wie das Glücke spiele:
In dem ich in dem Wahn gantz neu Erquickung fühle
Und lesch in höchster Gunst Lysanders Hoffnung aus:
Schreibt mir mein Vater zu und fordert mich nach Hauß,
Theils weil sein alter Leib durch Seuchen hart beschweret,
Theils weil er um Geschäfft' ans Königs Hof begehret;
Wie rett' ich beyde nun! Er will getröstet seyn:
Hier wünscht Olympe sich entbrochen ihrer Pein.
Er bittet: Sie noch mehr! doch auf sein fünfftes Schreiben:
Schwer ich Olympien unendlich treu zu bleiben,
Und eh der zweyte Mond würd um den Himmel gehn,
Schwer ich vor ihrem Aug ohn alles falsch zu stehn.
Ich schwere durch Papier sie wochentlich zu ehren;
Und sie von meiner Reiß und Wiederkunft zu lehren:
Und mache nich von hier! ach! was ein Mensch gedacht;
Steht; was er immer thut doch nicht in seiner Macht!
Ich komme glücklich fort, des Vaters Seuche schwindet,
Indem er mich gesund in seinen Armen findet:
Der Hof steht seine Bitt' auf mein Ersuchen zu,
Ich setz in kurtzer Zeit mein gantzes Hauß in Ruh,
Hier kehr ich alles um. Ich schick unzehlig Schreiben,
Die leider auf der Post gehemmt und liegen bleiben:
Olympie die ganz nichts von mir wissen kann;
Klagt meinen Wankelmuth und doppelt Untreu an.
Mich, der kein Antwort könt' auf alle Brief empfangen;
Legt Kummer und Verdacht und Fieber-Hitz gefangen.
Doch richt ich mich zuletzt von meinem Siechbett auff,
Und mache, noch nicht recht erquickt, mich auff den Lauff.
Ach leider! viel zu spät. Alsbald ich an war kommen,
Und nach Olympien und meinem Heil vernommen,
Erfahr ich daß nunmehr Lysander sie ergetzt:
Ja daß ihr Heyraths-Tag bestimmt und angesetzt.
Ich hielts vor Phantasey. Biß mir ein Freund erzehlet:
Es hab Olympie sich lange Zeit gequälet,
Ob meinem Aussenseyn. Daß keinerley Bericht,
Kein Schreiben je ersetzt: Lysanders Angesicht
Wär ihr zwar wie vorhin unangenehm gewesen!
Lysander hätte selbst aus ihrer Stirn gelesen
Sein Ungunst, ihren Haß! auch hätt er sich betrübt,
Daß er aus Unvernunft so freventlich geliebt,
Und unbedacht gesucht was er erbitten sollen:
Doch hab er sich selb selbst auffs höchste zwingen wollen
Zu der Verlobten Dienst: Die letzlich ihn beklagt,
Daß er sein Glück um sie, die ihm doch feind, gewagt,
Sie hätte die Geduld Lysanders müssen loben,
Und allgemach mich gantz aus ihrem Sinn verschoben:
Lysander hätte diß genommen stracks in acht,
Und ihr mitleidend seyn zu höchster Liebe bracht,
Sie wären denn nun zwey, doch zwey mit einem Hertzen,
Und selte wenig Zeit zu ihren Hochzeit-Kertzen.
Ich nahm die rauhe Post mit solchem Schrecken an;
Als kein verdammter Mensch sein Urtheil hören kan.
Noch unterließ ich nichts (wie kurtz die Zeit) zu wagen,
Ich sucht ihr meine Treu durch Schrifften vorzutragen.
Sie nam kein Schreiben mehr, und schickt auffs letzte mir,
Statt Antwort ein verwahrt doch ledig Blatt Papier.
Ich ließ mich, als ein Weib, durch meine Freund anlegen:
Und trat ihr ins Gesicht auf öffentlichen Wegen;
Und zog mein Unschuld an, sie wegerte Gehör,
Und nahms als stünd ich ihr nach ihrer reinen Ehr.
Der Himmel, sprach sie, hat mir eine Seel gegeben,
Ich bin Lysanders Braut, Cardenio mag leben,
Der Himmel hat von ihm mich gäntzlich abgeschreckt:
Der mir ein falsches Hertz zum zweytenmahl entdeckt.
Mit diesem ging sie durch: und ließ mich sonder Sinnen,
Wie wenn in Sterbens-Angst die Geister uns zerinnen.
Mein Fieber griff mich an und hielt mich im Gemach,
Biß daß ihr Heurath-Fest (O trüber Tag) anbrach!
Da hab ich mich erkühnt mit dreymal drey Gesellen,
Bey ihrem Lust-Panquet ein Tantzen anzustellen,
Wir traten in den Saal in schwartzer Trauer-Pracht,
Verhüllt und gantz vermummt: Ich sprang in solcher Tracht
Wie der verliebte Printz: der den Verstand verlohren,
Als seine Lust vor ihn den Medor auserkohren.
Lysander der uns nicht in dieser Volck erkannt,
Danckt uns mit höchster Ehr. Olympie entbrannt'
Vor Ungeduld und scham. Und ließ sich doch nicht merken,
Um meine Hoffnung nicht durch ihr Gesicht zu stärcken.
Celinde hat allein ich weiß nicht was erblickt,
Dadurch sie mich entdeckt, sie schaute mich entzückt
Mit heissen Seufftzen an, die fruchtloß abgegangen,
Weil mich Olympie noch gar zu fest gefangen.

Pamphil.

Olympie die schon Lysanders eigen war?

Carden.

Die Liebe wächst in Noth und stärckt sich durch Gefahr.
Und wünscht, durch was nicht ist, und unerhörte Sachen
Und nie gebahnte Weg' ihr Anschläg auszumachen.
Lysanders Hochzeit-Feur war schon in Asch verkehrt,
Doch meine Flamme nicht die heimlich mich verzehrt.
Ich dacht auf neue Stück, und als er einst verreiset:
Hat ein erkauffte Magd mich in sein Hauß geweiset,
Ich kam denn als ein Weib die Frücht und Aepffel trägt
Als sich Olympie zur Mittags-Ruh gelegt.

Es war gleich eins bey ihr, erblicken und erkennen:
Ich sah ihr Angesicht vor Zorn und Zittern brennen,
Und eh' ich reden könnt' ach! sprach sie! ach zu viel
Zu viel Cardenio! ein Ende mit dem Spiel!
Ich bin von Edlem Stamm; bin unbefleckt gebohren;
Und wie du weist, zu Ehr und keuscher Eh' erkohren.
Die drey verbieten mir dich ferner anzusehn:
Cardenio von hier! ist nicht zu viel geschehn,
Daß du mein Hochzeit-Fest mit dem verstellten Rasen
Ohn alle Scheu entweyht: Und Funcken auffgeblasen,
Die, wenn mein Sitsam seyn, mit schweigen nicht bedeckt,
Ein unausleschlich Feur in Haus und Haus entsteckt.
Cardenio von hier: Wo nicht so magst du wissen:
Daß man dir auf mein Wort wird beide Lichter schliessen.
Von hier, und glaube diß, daß die dich ehrlich liebt;
Die jetzt dich tödten kan, und dir das Leben gibt,
Wie? Sprach ich, laß ich mir mein Rasen hier verweisen,
Da man um Langmuth mich, wo nach Vernunfft, sol preisen!
Laß ich Olympien in dieses Räubers Hand,
Der sie durch List erhält, der nie was Lieb erkant.
Hat meine lange Treu so rau' Ade verdienet?
Ich ras' Olympie! Ich habe mich erkühnet?
Zu einem Trauer-Spiel! ich komm in dein Gesicht,
(Ade Olympie) von dieser Stund' an nicht,
Als mit Lysanders Blut und meinem Blut gezíehret.
So sprach ich; und lieff stracks wo mich mein Sinn hinführet,
Schloß auch denselben Tag zu enden meine Noth,
Zu dämpffen meine Lieb' ins Feindes Blut und Tod.

Pamphil.

Doch ward der rauhe Schluß nicht schleunig fortgesetzet.

Carden.

Weil das Verhängniß mich mit neuer Glut verletzet.
Ich hatt aus jener Hof kaum heimwärts mich gekehrt
Als von Celinden mir ein Schreiben ward gewehrt.
Die bat, daß ich bey ihr wolt eine Nymfe schauen;
Die mir ein wichtig Stück gesonnen zu vertrauen.
Ich, als ich ihren Brief in etwas nachgedacht,
Begab mich bey ihr Haus nicht viel vor Mitternacht.
Ich hört' um ihre Thür Viol' und Lauten klingen
Doch mehr zu Schimpff' als Ehr', ich hört ein Liedlein singen
Von ihrem Wanckelmuth, das gieng mir bitter ein,
Ich fiel den Hauffen an, schlug mit dem Eisen drein.
Sie setzten sich zu Wehr. Und musten doch erliegen.
Man sah Pandor und Hut, und Kling' und Harffe fliegen.
Biß ich, und unverletzt, die Thür allein einnam
Da mir Celinde selbst erschreckt entgegen kam.
Sie danckte, daß ich sie bey dieser Zeit ersuchte:
Daß ich die Schaar verjagt: die ihrer Tugend fluchte
Und ihren Ruhm verletzt, (wo dieß ein Schmach-Lied kan):
Und bot zur Danckbarkeit sich mir zu eigen an.
Wir traten ins Gemach, da keine sonst zu finden:
Celind' umfing mich und vertraute mir Celinden:
Entdeckt ihr heisse Lieb' und wündscht sie möchte mein
Vor viel Olympien und strenge Buhlen seyn.
Ich schied eh Titan kam die Sternen zu verschliessen.
Als ich den Tag hernach sie wolt' auffs neu begrüssen;
Kam sie mir schöner vor und freyer denn vorhin:
Und fieng halb seufftzend an. Cardenio ich bin,
Ich bin, Cardenio, die nur durch ihn kan leben:
Und die sich selbst vor ihn wolt' in die Flammen geben,
Doch wil er meiner Lieb' ohn Leiden theilhafft seyn:
So lern' er wer ich sey, und geh den Rathschlag ein.
Ich, die von alten Stamm' und edlen Blut gebohren:
Hab Eltern in den Glantz der ersten Zeit verlohren.
Bin durch nicht treue Freund' um meiner Mutter Pracht,
Und um des Vatern Gut durch Anverwandte bracht.
Krieg, Mangel, Haß und Noth hat mich so weit gerissen:
Daß ich der Keuschheit Blum zuletzt auffsetzen müssen.
Zwar einem, der durch Gold und Ansehn mich besprang,
Doch durch nicht minder Lieb in dieses Hertze drang,
Und einig mich betrübt: Auch wär ich ihm vermählet,
Wenn er nicht zimlich jung den Ritter-Stand erwählet,
Der ihm die Eh verbeut. Er hält mich noch allhier
Mit höchsten Kosten auf, und schicket für und für,
Was zu ersinnen ist. Sein übergroß Vermögen
Kehrt in die Zimmer ein! wo nun ihm nicht entgegen
Cardenio, daß ich dem zu Gebote steh,
Der uns so prächtig nährt, so leb ich sonder Weh,
Zwar von Marcellus Gut, doch lieb ich ihn alleine,
Cardenio mein Licht: Den ich auf ewig meyne!
Sie schloß mit einem Kuß! und ich gab alles nach,
So schwimmt der Ulmen-Baum wenn ihn die strenge Bach
Aus seinem Grunde reist. So fiel ich mit Celinden,
Durch Reitzen schnöder Lust in vor verhaßte Sünden,
Ich der ein keusches Bild so Eifer-voll geliebt,
Ward durch befleckte Gunst in heisser Brunst betrübt.

Pamphil.

Ich zitter! ists Marcell der unlängst um ist kommen?

Carden.

Ja freylich; hör itzt an wie ihm der Geist benommen?
Hör itzt den fremden Fall, den ausser mir kein Mann,
Umständlich (wer er auch), vor Augen stellen kan,
Wir zwey, Celind und ich, erbrant in gleichen Flammen:
Verfügten uns zwar offt doch sehr verdeckt zusammen,
Und wären Zweiffels ohn noch lange nicht erwischt.
Wenn nicht mein Unverstand Marcellus Geist erfrischt,
Mich daucht es nicht genung daß mich Celind' erwählet:
Wenn ich nicht dieses Glück den Wäldern hätt' erzehlet,
Und in Gedichte bracht die sie mit Anmuth sang,
Wenn die geschickte Faust auf ihrer Laut' umsprang,
Hier rührt sein Unfall her, denn als er einmahl kommen
Und in Celindes Hand ein lang Papier vernommen,
Beschwärzt durch meine Brunst, erstarrt er und begehrt
Zu wissen, welcher ihr so heissen Brief gewährt.
Sie gibt zwar lachend vor doch zitternd im Gewissen,
Sie hätt es Sylvien nechst aus der Faust gerissen.
Er zweiffelt, und verbarg den Eyfer der ihn nagt,
Und noch dieselbte Stund aus ihrer Wohnung jagt.
Kaum war Marcellus fort als ich bey ihr erschienen.
Er wollte sich der Zeit zu seiner Spur bedienen,
Und wie ich noch nicht recht beschritten ihr Gemach,
Kommt er von Zorn erhitzt mir auf der Fersen nach.
Hilff Gott! wie haben wir uns alle drey befunden.
Die Zungen waren uns von Grimm und Furcht gebunden.
Er fiel Celinden an, die Alabaster bleich,
Und plötzlich ward gefärbt durch seinen Backenstreich.
Eh' ihr noch warmes Blut von Antlitz abgeflossen:
Kam seines durch mein Schwert aus seiner Brust geschossen.
Er taumelt und vergieng. Ich rieff: Celind' auff! auff!
Hier ist nicht lange Frist! wer leben wil der lauff!
Er, als wir in der Eil den besten Schmuck einpackten:
Und Gold, Geschmeid, und Stein in seidne Tücher stackten,
Erhub, wie schwach er war, sein sterbend Angesicht,
Und rieff mit schwacher Stimm: Ich bitt entweichet nicht.
Cardenio ich wil dir meinen Tod verzeihen:
Wo du mir wilt dein Ohr und Faust und Beystand leihen.
Ich red ohn alle List: Komm führe mich von hier,
Ich schwere bey dem Thron des Richters über mir,
Daß ich auff's minste nicht durch Rache dich will kräncken,
Ich suche nur mein End und Elend zu bedencken,
Ich bitte: daß ich mich versöhnen kan mit Gott,
Daß ich mein Haus befrey von dem so herben Spott:
Als ob ich meinen Stand so schlecht in acht genommen,
Daß ich sey durch ein Weib in diesem Ort umkommen.
Auch werdet ihr dadurch erlöst von Furcht und Flucht,
Wenn niemand meinen Tod von euren Händen sucht.
Sieht jemand meine Wund' im Weg' und Hause bluten,
Dem wil ich, weil ich kan, einpflantzen diß Vermuthen,
Ich sey durch fremde Feind umbringet bey der Nacht,
Und durch dich aus der Noth zu meiner Wohnung bracht.
Ich bitte schlag nicht ab mein äusserstes Begehren,
Komm führe mich von hier und von Celindens Zähren,
Und liß aus meinem Blut wie groß ihr Undanck sey:
Wie leicht ihr Wanckelmuth! wie: Aber ich verzeih!
So viel, und lehnte sich an meine rechte Seiten.

Pamphil.

Und hast du dich erkühnt nach Haus ihn zu begleiten?

Carden.

Ich thats, als der mir selbst und meinem Leben gram!
Doch hielt er redlich Wort als er ins Zimmer kam,
Und durch der Diener Fleiß entkleidet und geleget;
Hat sein der Artzt umsonst, wie weis' er auch, gepfleget,
Er schlug die Mittel aus: und sucht in heisser Reu
Des höchsten Königs Gunst und unerschöpffte Treu.
Und gab den zweyten Tag den Geist in meinen Armen;
Nachdem er kurtz zuvor gerühmet mein erbarmen,
In aller Gegenwart, und so das Werck beschönt,
Das anderwerts mich, ihn und sein Geschlecht verhönt:

Pamphil.

Ist diß Marcellus Fall! O heisser Durst der Ehren!
Den nicht die Rach-Lust kan und nicht der Tod versehren!
Der vor des Feindes Angst, des Himmels Ruh begehrt!
O Seele beßren Glücks und andren Abschieds wehrt.

Carden.

Man glaub: Ich hab ihn offt geehrt mit meinen Thränen
Mit innerlicher Reu und Kummer-vollem Sehnen,
Sein sterbendes Geberd' ermuntert mich die Nacht,
Und nimmt Celinden mir und alles aus der Acht.

Wer jetzt! wo werd ich doch! wenn werd ich doch genesen!
Ach wo verfiel ich hin! Wer bin ich vor gewesen!
Was fliehst Olympie, was fliehst du strenge mich!
Was hab ich auffgesetzt? Doch hat ein andrer dich!
Auff! last uns denn von hier; du über treu Gemüthe!
Verzeihe daß ich noch mißbrauche deiner Güte,
Verrichte was ich bat und sey nach Mitternacht,
Wo meine Wohnung ist zu suchen mich bedacht.

**Cadenio, Diener.**

Geh werther Freund, geh hin, was ich dir noch verborgen;
Mein letztes Abschied=Stück entdecke dir der Morgen.
Die Reiß ist zwar bestimmt Doch eh ich kom ins Feld.
Muß durch gerechten Zorn Lysander aus der Welt.
Ist dieß mein Diener? Recht! wie? Hast du was vernommen?

**Diener.**

Lysander wird gewiß noch diese Nacht ankommen.
Er ist nicht fern von hier, ich hab ihn sebst gesehn
Und rennt alsbald voran! **Carden.** So ists um ihn geschehn.
Ich wil das falsche Blut vor Morgen noch vergiessen,
Und durch gewünschte Rach ein langes Leid beschliessen.
Der ist Olympie nicht deiner Liebe werth:
Der dich dem Räuber läst, dem du durch List beschert.

**Reihen.**

Der hohe Geist, der in der Sterblichkeit,
Unsterblich herrscht, der seines Fleisches Kleid
Als eine Last, (so bald die Stunde schlägt
Die scheiden heist,) gantz unerschreckt ablegt;

Der hohe Geist würd' alles was die Welt,
Was Lufft und See in ihren Schranken hält;
Was künfftig noch, und was vorlängst geschehn;
Mit Lachen nur und Mißpreiß übersehn.

Dem Vogel Trotz! der in die Lufft sich schwingt,
Ob schon der Schall der harten Donner klingt,
Und ob der Sonn' auf die er einig harrt,
Mit steiffem Aug sich wundert und erstarrt.

Der hohe Geist würd über alles gehn,
Und bey dem Thron der höchsten Weißheit stehn;
Wenn beyde Flügel ihm nicht fest gehemmt,
Und Füß und Leib mit schwerer Last beklemmt.

Alsbald er auf den Kreyß der Dinge trat;
Erschrack der Fürst der zu gebieten hat
Der Untern=Welt, der wenn er um sich blickt,
List, Haß und Grimm in unser Licht ausschickt.

Er schüttelte dreymahl sein Schlangen Haar,
Die Höll erbebt; was um und um ihn war
Versank in Furcht, die Gluth schloß einen Ring,
Als er entsteckt von heissen Neid anfieng;

Auff! Götter auff! die mit mir von dem Thron
Hieher gebannt: Es steht nach jener Cron
Die ich besaß, ein hoch=glückselig Bild,
Das leyder mehr bey seinem Schöpffer gild!

Man ging zu Rath: Es ward ein Schluß erkiest,
Zu dämpffen was in Menschen Himmlisch ist,
Mit Macht und Trug! bald drungen aus der Nacht
Geitz, Hochmuth, Angst, Einbildung, Wahn und Pracht,

Doch allen flog erhitzte Brunst zuvor,
Die voll von List den Nahmen ihr erkohr;
Von steter Lieb, und unter ihrem Schein
Die Hertzen nahm mit Gifft und Gallen ein.

Ihr bot alsbald die Rach=Lust treue Hand,
Die leider! jetzt der allgemeine Tand
Auff dem Altar der tapffern Ehren ehrt,
Indem die Burg der Ehren wird zerstört.

Die Rasereyen pochen was man schätzt,
Und heilges Recht auf festen Grund gesetzt;
Sie stecken Reich und Land mit Flammen an,
Die auch kein Blut der Völcker dämpffen kan.

Sie färben See und Wellen Purpur=roth,
Sie stürtzen Stühl und Cronen in den Koth,
Und treten was auf Erden sterbens=frey,
Und Ewig, mit entweyhtem Fuß entzwey.

Sie reissen (ach!) des Menschen reine Seel
Von ihrem Zweck in des Verderbens Höl'!
Und ziehen die, den Gott gab Himmel ein,
Aus stiller Ruh, in immer strenge Pein.

---

## Christian Gryphius,

der älteste Sohn des Vorigen, wurde den 29. September 1649 zu Fraustadt geboren und zuerst von seinem Vater in den gewöhnlichen Schulwissenschaften unterrichtet. Nach dessen Tode kam er auf das Gymnasium zu Gotha, studirte 1668 — 1670 schöne Wissenschaften und die Rechte in Jena, dann nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt bis 1673 in Straßburg, worauf er nach Schlesien zurückging und 1674 die Professur der griechischen und lateinischen Sprache am Elisabethen=Gymnasium zu Breslau übernahm. 1686 wurde er Rektor und Professor des dasigen Magdalenen=Gymnasiums, um 1699 Bibliothekar der Magdalenenkirche. Er starb daselbst den 6. März 1706 in Folge eines Schlagflusses.

Seine Schriften sind:

Poetische Wälder. Frankfurt 1698. Neue Aufl. Frankfurt und Leipzig 1708 in 8. 3. Auflage. Breslau und Leipzig 1718 in 8., letztre mit einem Anhange von 2 Leichenreden.

Einzeln erschienen:

Kurzer Entwurf der geistlichen und weltlichen Ritterorden. Leipzig 1697 in 8. Neue vermehrte Ausgabe, von Christian Stief herausgegeben, Leipzig und Breslau 1709 in 8.

Gedächtnißschriften, das ist Lebensbeschreibungen. Leipzig 1702 in 8.

Der deutschen Sprache unterschiedene Alter und nach und nach zunehmendes Wachsthum u. s. w. Breslau 1708 in 8.

und die lateinischen:

Lusuum ingenii ex praestantissimorum poetarum recentiorum rarioribus scriptis excerptorum fasciculi duo. Vratislaviae 1699.

Vitae selectorum — virorum. Vratislaviae 1703, 8. Neue Auflage 1739. 8.

Apparatus — de scriptoribus historiam seculi XVII illustrantibus. Lipsiae 1710.

Der jüngere Gryphius war ein ernster, redlicher, gewissenhafter Mann, dem aber alles eigentliche poetische Talent fehlte, und der mühsam nur die Form beherrschen gelernt hatte. Er bildete sich nach Hoffmannswaldau (S. d.), obwohl er dessen Leichtfertigkeit verabscheute. Seine poetischen Leistungen, deren größter Theil aus Gelegenheitsgedichten besteht, haben demzufolge nur geringen Werth und sind, wenn gleich correct nach den damaligen Forderungen, doch schwülstig, kalt und alltäglich.

---

### Seufzer unter währender Wienerischen Belagerung.

Ach Gott, die gantze Christenheit
Schwimmt itzt in Blut und Thränen;
Der Feinde Schwarm ist schon bereit
Sich einen Weg zu bähnen
In unser armes Vaterland,
Man hört die Post von Raub und Brand
An allen Orten schallen;
Die edle Stad, der Käyser-Sitz,
Sol durch des Achmets schnellen Blitz
In Asch' und Graus verfallen.

Dort zeucht ein ander Hauffen auf,
Mit hunderttausend Horden,
Und setzet den geschwinden Lauf
Biß an den kalten Norden.
Man greift, o ungeheurer Schmertz!
Uns mit Gewalt biß an das Hertz,
Man spannt das Volck in Ketten
Und wil mit deinem Heiligthum,
O Herr, auch deines Nahmens Ruhm
Mit Macht zu Boden tretten.

Nun müssen wir es wol gestehn,
Es sind verdiente Strafen;
Kommt, last uns nur zurücke gehn,
Wie haben wir geschlafen,
Als uns der Wächter angeruft?
Umbsonst: Der Schall flog in die Luft,
Wir schimpften die Propheten.
Wir scheuten weder Pest noch Tod,
Befahrten uns vor keiner Noth,
Und lachten der Cometen.

Itzt geht der Thon des Jammers an,
Der Weh und Ach verkündigt,
Da heißts, wir haben es gethan,
Wir haben so gesündigt;
Da kommt uns erst der Frevel ein,
Wenn mancher unter Lust und Wein,
Und unter tollen Possen,
In die vorhin entbrannte Glutt
Durch seinen stoltzen Frevel-Mutt
Noch heisses Oel gegossen.

Ich bin auch einer aus der Zahl,
Die Holtz zum Feur getragen;
Ich hab' aus toller Narren-Wahl
Den Segen ausgeschlagen,
Und den verdammten Fluch beliebt,
Itzt aber, da uns Gott betrübt,
Bereu' ich meine Sünden,
Und ruff in dieser Krieges-Noth,
Wo sol man unter Glutt und Tod
Gewünschte Rettung finden?

Wird aber auch des Höchsten Huld
Die späte Reu belieben?
Zwar trägt er jederzeit Gedult,
Und pflegt diß zu verschieben,
Was sein gerechtes Urtheil dräut,
Wenn der bekehrte Sünder schreyt;
Wo aber Falschheit wohnet,
Wo nur Betrug im Schwange geht,
Und Heucheley das Haupt erhöht,
Da hat er nie geschonet.

Itzt weinen wir, weil Mechmet wacht,
Sind aber zehnmal schlimmer,
So bald der goldne Friede lacht;
Wie ein verwegner Schwimmer,
Der, wo das meiste Volck ertrinckt,
Sich dennoch durch die Wellen schwingt,
Und mit den Wogen spielet,
Biß er in gleiche Noth versinckt,
Und wenn ihn Flutt und Tod bezwingt,
Zu spät den Frevel fühlet.

Ach Herr, soll deiner Gnaden-Glantz
Sich über uns erheben;
Sol endlich der Oliven-Krantz
Einst wieder ob uns schweben,
So müssen wir mit ernster Reu
Den Saurteig schlimmer Heucheley
Aus unsern Hertzen fegen.
Wo diß nicht alsobald geschiht,
So wird der Brand, der itzo glüt,
Uns in die Asche legen.

Herr, gönn' uns doch den rechten Geist,
Der uns zum Gutten leite,
Den Geist, der kräftig beten heißt,
Damit er vor uns streite,
Der alles, was nach Sünde schmeckt,
Und unser Feuer-Kleid befleckt,
In tieffsten Abgrund werffe.
Der uns mit Eifer aus der Höh
Beständig an der Seiten steh,
Und unsre Seufzer schärffe.

Erlangen wir nur dieses Pfand,
So wird sich alles geben;
Das itzt-betrübte Vaterland
Wird bald sein Haupt erheben.
Des Achmets ungeheurer Schwarm
Wird durch des Höchsten starcken Arm
In einem Hui verfliegen;
Wir werden unter Gottes Schutz
Der ungeheuren Feinde Trutz
Mit starker Hand besiegen.

---

## Friedrich Wilhelm Gubitz

ward den 27. Februar 1786 zu Leipzig geboren, entsagte, von Familienverhältnissen gezwungen, seinem Lieblingsgedanken, dem Studium der Theologie und ergriff die Holzschneidekunst. Frühere Beschäftigung mit dieser und verwandten Künsten unter der Leitung seines geschickten Vaters, des trefflichen Stahlschneider's G., und unermüdlicher Eifer erwarben ihm bald Ruf und 1805 eine Anstellung als Professor der Form- und Holzschneidekunst und später als ordentliches Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Die Vertheidigung seiner Kunst und die drangvollen Jahre der französischen Invasion machten ihn auch zum Schrifsteller, als welcher er sich in der dramatischen Dichtkunst (nicht geringe) Auszeichnung erwarb.

Er gab heraus:

Das Vaterland, eine Zeitschrift. Berlin 1807—1809.

Gaben der Milde. Ebendas. 1815. 6 Bde.

Schriften. Ebendas. 1815 und 1816. 2 Bde. der 1. Bd. führt den Titel: „Was mir einfiel"; der 2. „Theaterspiele" u. s. w.

Der Gesellschafter. Ebendas. 1817 und ff. Eine von ihm herausgegebene, noch bestehende, vielgelesene Zeitschrift.

Einzeln:

Die Talentprobe, Lustspiel. Berlin 1813, dann 1823. in 12.

Die Siegesgöttin der Deutschen. Ebendas. 1814.

Liebe und Versöhnen, Schauspiel. Ebendas. 1816. Neue Ausgabe. Ebendas. 1817. in 8.

Sappho, Monodram. Ebendas. 1816. in 8.

Die Prinzessin, Lustspiel. Ebendas. 1816. in 8.

Aprillaunen des Gesellschafters. Ebendas. 1819.

Außerdem:
Allen ist geholfen, Lustspiel; die Ehrenschuld; Hans Sachs; das Urtheil; im Jahrbuch deutscher Bühnenspiele 6. 8. 10. Jahrgang, und eine Sammlung von Verzierungen für die Buchdruckerpresse.

Witz, Ironie, Lebhaftigkeit des Geistes, Gemüthlichkeit, eine heitere Weltanschauung und ein sehr hübsches Talent der Darstellung, sind diesem, als Künstler so ausgezeichneten Manne eigen, und haben seinen Schriften vielen Beifall, so wie seinem Namen einen guten Klang in der literarischen Welt erworben.

## Christian Gueinz

ward den 13 Oktober 1592 zu Kohland in der Niederlausitz geboren und studirte nach erlangter Vorbildung zu Wittenberg Philosophie und Theologie. Nachdem er für die Fürsten von Weimar und Anhalt verschiedene Schulen eingerichtet und auch noch Jurisprudenz studirt hatte, ließ er sich als Advokat in Weißenfels nieder, übernahm aber 1627 als Magister u. litt. das Rektorat des Gymnasiums zu Halle, wo er den 3. April 1650 starb.

Er schrieb:

Teutscher Sprachlehr-Entwurf. Köthen 1641.

Deutsche Rechtschreibung. Halle 1645.

Viele lateinische Abhandlungen u. s. w.

Ein, zu seiner Zeit sehr tüchtiger Schulmann, welcher sich namentlich um die Ausbildung der deutschen Grammatik manches Verdienst erwarb.

## Karoline von Günderode,

die Tochter des badischen Kammerherrn, Hof- und Regierungsrathes v. G., ward 1780 zu Karlsruhe geboren, lebte als Stiftsdame zu Frankfurt am Main und am Rhein und endete 1806 durch Selbstmord ihr Leben, in der Nähe von Winkel.

Unter dem Namen „Tian" besitzen wir von ihr:
Gedichte und Phantasien. Frankfurt 1804. in 8.
Poetische Fragmente. Frankfurt 1805.

Andre Schriften, Gedichte im Sommertaschenbuch für 1832, dem Westphälischen Taschenbuch für 1833 (beide besorgt von M. Bachmann) und in andern Tagesschriften.

Tiefes Gefühl, reiche Phantasie und Gewandtheit in Sprache und Form waren ihr eigen, aber es fehlte ihr an Reife und Bewußtseyn, und was ihr Talent in günstiger Entfaltung dereinst zu leisten versprach, das zerstörte leider schon in seinen Keimen ihr unzeitiger Tod.

Vgl. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Berlin 1835. Thl. 1. S. 75. fgde. —

## Johann Christian Günther

ward den 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien geboren und bei seinen guten Anlagen von seinem armen aber braven Vater, dem dasigen Dr. medicinae und Stadtphysikus G., so weit in den Schulwissenschaften gebracht, daß er 1709 den Unterricht in den Oberclassen des Gymnasiums zu Schweidnitz mit Nutzen genießen konnte. Hier zeichnete er sich durch Fleiß, gutes Betragen und die ersten Proben seines Dichtergeistes aus, legte aber auch zugleich durch Nährung seiner Eitelkeit den Grund zu seinem unglückseligen Leben. 1715 bezog er die Universität Wittenberg, um die Arzneiwissenschaft zu studiren, und ging 1717 nach seiner Entlassung aus dem Kerker, worein ihn regelloses Leben und Schulden gestürzt hatten, nach Leipzig. Sein poetisches Talent erwarb ihm daselbst die Gunst des Hofrath Menke, der ihn zum Besingen des Passarowitzer Friedens veranlaßte und dem Dresdner Hofe zum Hofpoeten empfahl. Trunkenheit bei der Audienz vor dem Könige und Kurfürsten Friedrich August, wahrscheinlich durch Kabale Uebelwollender herbeigeführt, brachte ihn um diese gute Aussicht und zugleich um die Gunst Menke's und nun versank er, von allen Freunden verlassen oder doch bald nachher aufgegeben, und von seinem unglücklichen Vater gehaßt, immer tiefer in das Elend. Nach manchen Irrfahrten durch Schlesien, Polen und Sachsen sich endlich wieder herausreißend, kam er 1722 in Jena an, um daselbst seine Studien fortzusetzen, starb jedoch schon am 15. März 1723, im 28. Jahre seines Alters.

Wir besitzen von ihm:
Sammlung von Gedichten. Breslau 1723. in 8. fortgesetzt 1724, 8; 1727, und endlich Breslau und Leipzig 1735 in gr. 8. 4 Thle. Mit jeder Fortsetzung wurden die schon gedruckten Theile wieder abgedruckt. Fernere Auflagen aller 4 Theile fanden Statt 1739. 1742. 1747. 1757 und 1764 in gr. 8.
Zur letzten Auflage kam ein:
Anhang. Breslau 1764. gr. 8. und eine:
Nachlese. Ebendas. 1766. in 8.

Eine gute Biographie von ihm gab Siebrand Leipzig 1783 in 8. heraus.

Das treffendste und richtige Urtheil über Günther fällt Bouterweck, (Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit Bd. 10. S. 355) mit folgenden Worten: Ein Dichter wie G. war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine neue Erscheinung in Deutschland. In seiner Person schien die Poesie die Würde verloren zu haben, die sie seit Opitz behauptet hatte. Dafür aber hatte sich auch noch in keines deutschen Dichters Werken so unverschleiert der Mensch gezeigt und eben daran fehlte es der deutschen Poesie vorzüglich, seitdem sie bald witzelnd, bald moralisirend und beschreibend, immer oberflächlicher und hohler geworden war. Günther würde deßwegen Epoche in der Geschichte der deutschen Poesie haben machen können, wenn das geistige Leben, von dem seine ganze Poesie durchdrungen ist, von edlerer Art wäre. Ihn zu verachten ist nicht wohl möglich, wenn man die Gutmüthigkeit nicht verkennt, die aus seinen Gedichten

spricht, aber eben so wenig kann man ihm die Liederlichkeit seiner Sinnesart verzeihn, weil er dem glühenden Temperamente, das ihm die Natur zu seinem Glücke und Unglücke verliehen hatte, fast gar keine ernste Kraft des Willens entgegenstellte, außer, um auch im Unglücke sich des Kummers zu entschlagen. Wie er auf diese Art sich selbst verwahrlosete, hat er es auch mit seinen Gedichten gehalten. Natur und Zufall malten in ihnen auf gutes Glück. Das Gelungene in diesen Gedichten ist eines Meisters würdig; nicht nur voll Wahrheit, Geist und Leben, auch in den gefälligsten Formen warm und üppig hingeströmt aus voller Seele. Aber blindlings seinem Gefühle vertrauend, und oft nur mit halber Besinnung warf dieser verunglückte Günstling der Natur Gutes und Schlechtes durch einander, wie es ihm in den Sinn kam.

---

## Auf den zwischen Ihro Kayserl. Majestät und der Pforte Anno 1718 geschlossenen Frieden. *)

Eugen ist fort. Ihr Musen, nach!
Er steht, beschleußt und ficht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert Er so Gränz' als Glieder.
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und, wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiehrt dem Feind' ein neues Schrecken,
Und stärkt der Völker Hertz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monden strecken.

Die Wahl=Statt ist noch naß und lau,!
Und stinkt, nach Türken, Schand' und Leichen;
Wer sieht nicht die verstopffte Sau
Von Aesern faul und mühsam schleichen?
Und dennoch will das Teutsche Blut
Den alten Kirch=Hof feiger Wuth
An jungen Lorbern fruchtbar machen;
Und gleichwohl hört der dicke Fluß
Des Sieges feurigen Entschluß
Aus Mörsern und Carthaunen krachen.

Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von fernen,
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um vom Eugen Bestand zu lernen,
Die Lufft erthönt, das Ufer bebt,
Der Reiter brennt, das Fuß=Volk strebt
Den wilden Hauffen anzurennen.
Und wer nicht schärffer sinnt als sieht,
Der dörffte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Hertze nennen.

Nur drauf, du Kern der Teutschen Treu!
Nur drauf, du Krafft aus Herrmanns Hüfften!
Beweise, wer dein Ahn=Herr sey,
Und krön' ihn auch noch in den Grüfften!
Dein Haupt, dein Beyspiel, dein Eugen
Läßt alle, die dir widerstehn,
Ein tödtliches Verhängniß wissen;
Er steht, er eilt, er würgt dir vor,
Es ist noch um ein eisern Thor,
So wird die Pforte springen müssen.

Dort, wo vor Zeiten Eigensinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert,
Dort wirff die Augen vor dir hin,
Dort mercke, was so schwärmt und schimmert.
Es rauscht wie Pantzer und Gewehr,
Es ist ein Römisch Geister=Heer,
Es sind die Seelen alter Helden;
Sie kommen, deinen Muth zu sehn,
Und werden, was durch ihn geschehn,
Der Ewigkeit voraus vermelden.

Braucht, tapffren Sieger! braucht das Hefft
In Gegenwart so seltner Zeugen,
Die, wo mich nur kein Blendwerk äfft,
Aus jenem dunckeln Reiche steigen.
Warum? Sie wollen nicht allein
So schlecht' und faule Zeugen seyn,
Sie helffen euch in Sieg und Schlagen;
Denn hat ihr Schatten gleich kein Hertz,
So kan er doch wol hinterwerts
Den Feind mit kaltem Schauer plagen.

Gib Acht, erschrocknes Morgenland!
Du kennst den Blitz, des Adlers Stärcke,
Er waffnet unsers Helden Hand,
Und zielt auf größre Wunder=Werke.
Hier Schwerdt des Herrn und Gideon!
Auf, blasse Türken! auf, davon!
Nein! steht und lernt noch besser fühlen.
Hier schlägt der Degen und der Mann,
Den Gott kaum tapffrer wählen kan,
Euch Hitz' und Wahnwitz abzukühlen.

Ihr übereilt euch! Schritt vor Schritt!
Ihr kommt mit Roß, Cameel und Wagen;
So bringt uns fein das Werckzeug mit,
Den Raub bequemer wegzutragen:
Nun strengt euch an! Es giebt Gefahr;
Nun hinckt um Mahomets Altar,
Nun fleht ihn mit gesenckten Waffen;
Nun rufft doch laut, nun schreyt doch zu,
Er hält vielleicht noch Mittag=Ruh,
Er dichtet, oder hat zu schaffen.

Umsonst! der stumme Götz' ist taub;
Ihr mögt euch selbst zu Hülffe ruffen:
Kommt, seyd ihr Männer, hohlt den Raub!
Wir reissen aus, verfolgt die Stuffen;
Was säumt ihr denn? was steht ihr da?
Wie? geht euch unser Schaden nah?
Wie? macht euch unsre Zagheit müde?
Probiert sie! Weh uns, Amurath!
Du sinnst auf eine grosse That;
Was kömmt heraus? Was suchst du? Friede.

Ha! sinckt dein Hochmuth schon so tieff!
Du schertzest, oder hast vergessen,
Wie grausam nächst dein Meineyd rieff,
Als wolt' er uns von weitem fressen.
Wie stimmt dein dort vermeßnes Schreyn
Mit dieser Demuth überein?
Ja Noth macht offt Gebeth aus Flüchen;
Ja! ja! dein Hertz und auch dein Mond
Sind beyd' an eine Zeit gewohnt,
Und zeigen sich nur zum Verkriechen.

Du hast auch wohl wahrhaftig Zeit;
Denn zwischen deinem Stehn und Weichen
War nunmehr sonst kein Unterscheid,
Als unsers Angriffs Losungs=Zeichen.
So manche Klinge stund schon bloß,
So mancher Donner schlug schon loß,
Dir Hals und Lästern abzukürtzen;
Europa selbst beschloß schon fest,
Dein stoltz Serrail, dein Huren=Nest
Von seinem Rand ins Meer zu stürtzen.

Byzanz erkenn' anietzt den Werth
Von Rudolphs göttlichem Geblüthe,
Und küsse Carls gereiztes Schwerdt!
Es hat nicht minder Schärff' als Güte;
Du fehlst, es strafft; du flehst, es schenckt;
Und wird durch Demuth abgelenckt,
Und läßt sich siegend überwinden.
Ihn selbst zwingt nichts, als Buß' und Reu;
Wer lehrt dich thumme Tyranney,
Dergleichen kluge Waffen finden?

Wie kanst du, Schutz=Gott Teutscher Ruh!
Der frechen Schaar so bald vergeben?
O! fahre mit dem Donner zu!
Ihr Fall wird doch dein Lob erheben.
Doch nein; du zeigst auch hier dein Reich,
Und fesselst Feind und Zorn zugleich,

---

*) Aus: Johann Christian Günther's Sammlung von Gedichten. Frankfurt und Leipzig. 1733.

Und brauchst die Keule nur zum Schützen,
Die Sanfftmuth crönt dich mehr als Gold;
Denn, wenn du straffen must und sollt,
So willst du nur dem Sünder nützen.

Hört, Frevler! die ihr weder Rath,
Noch Trost, noch Schutz, noch Ablaß findet,
Und nach vollbrachter Missethat
Die Zuflucht an die Fersen bindet;
Fast, sucht ihr Rettung und Erhör,
Die Hörner des Altars nicht mehr!
Auch Joab. kan nicht sicher flüchten.
Kommt, faßt des sanfften Käysers Knie!
Hier liegt sein Hertz, hier giebt sich Müh,
Die Thorheit mit Gedult zu richten.

Verwegne Feder! halt doch ein,
Und schone Carls vollkommne Gaben!
Sonst werden wir die ersten seyn,
Die diese Freystad nöthig haben,
Die Wahrheit haßt die Mahlerey,
Dein Lob macht doch kein Conterfey;
O trag' ein ehrerbietig Schweigen,
Und weis' in Habspurg Ahnen-Saal,
Und sprich: Carl faßt sie allzumahl;
So kannst du seine Grösse zeigen.

Zurück, ihr Musen, in das Feld!
Dort sprost der Oel-Zweig aus den Lantzen,
Irene flicht ein Zauber-Zelt;
Geht, springt mit ihr auf Wall und Schantzen!
Die Schwerter werden Sichel krumm,
Das Glücke schmeltzt die Kugeln um,
Und geußt den Helden Ehren-Seulen,
Die Freuden-Gluth frißt Kraut und Loth,
Das Stücke wirfft mehr Lust als Tod,
Und darff nicht mehr gefährlich heulen.

Schläfft Naso noch um jenen Ort,
Wohin ihn das Geschrey begraben;
So wünscht' ich mir ein Allmachts-Wort,
Nur ihn dadurch erweckt zu haben.
Jetzt dächt' er nie ans Vater-Land,
Jetzt würde sich so Harff' als Hand
In Carls Person und Ruhm verlieben;
Jetzt wär' Eugen sein Lob-Gesang;
Jetzt spräch' er: Cäsar, habe Dank!
So glücklich hast du mich vertrieben.

Die Freude zieht sich weit herein,
Und wächst mit Meilen und in Städten,
Die unter Thau und Sonnen-Schein
Vor Leopolds Geschlechte bethen.
Der Tempel raucht von heilger Pflicht,
Die Priester tragen Recht und Licht,
Und liegen vor den Dank-Altären.
Vornehmlich sieht das hohe Wien
Die Opffer-Flammen aufwerts ziehn,
Und von der Türcken Beuthe zehren.

Die Regung macht mich ungeschickt,
Das frohe Teutschland abzureissen;
Wohin des Adlers Aufsicht blickt,
Da muß dieß Jahr ein Hall-Jahr heissen.
Des Friedens-Herold bläst und jagt,
Und wird von Groß und Klein gefragt;
Der Greiß läßt Stock und Schwachheit fallen;
Die Jugend spielt, die Kindheit singt;
Und das, was noch aus Brüsten trinckt,
Erklärt sich durch ein holdes Lallen.

Hier kommt ein junger Ritter an,
Und findet in dem nächsten Garten,
Der alle Strassen zeigen kan,
Sein schönes Kind mit Schmertzen warten.
Da geht es an ein zärtlich thun;
Da läßt der Kuß den Mund nicht ruhn;
Da stockt das zitternde Willkommen;
Da wird, was immer schmeicheln mag,
Als wär' ein andrer Hochzeit-Tag,
Mit Hand und Mienen vorgenommen.

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbar Hanns erzehle:
Hanns ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle:
Da, spricht er, Schwäger; seht nur her,
Als wenn nun dieß die Donau wär,
(Hier macht' er einen Strich von Biere,)
Da streifften wir, da stund der Feind,
Da gieng es schärffer, als man meynt;
Gott straff! Ihr glaubt mir ohne Schwüre.

Dort muß ein tapffrer Wittben-Sohn
Der Mutter neuen Trost erwerben,
Und schlieffe nicht der Vater schon,
So müßt er letzt vor Freude sterben.
Das gute Weib ist froh, und rennt,
Und ändert gleich ihr Testament,
Und flucht dem falschen Todten-Scheine,
Und denckt: nun hab ich einen Stab,
Und weiß, wer einmal um mein Grab
Aus Treu und reinem Hertzen weine.

So sah der Griechen Jubel aus,
Als dort nach zehn Belagrungs-Jahren
Der Dardaner verwünschtes Haus
In geilem Feuer aufgefahren.
Corinth und Argos und Athen
Ließ Kampff-Platz, Stall und Schulen stehn,
Und lieff die Schiffe zu empfangen;
Weib, Kind und Kegel drang an Port,
Und keins verstund sein eigen Wort,
Vor Jauchzen, Fragen und Verlangen.

Mich deucht, die Zeitung nährt so gar
Auch unbeseelte Creaturen:
Der Hunds-Stern brennt und eyfert zwar;
Und doch erquickt der Lentz die Fluren;
Wald, Förste, Thäler, Berg und Hayn
Gehn hier und dar ein Bündniß ein,
Die süße Nachricht auszubreiten;
Die Nymphen schertzen um den Sand,
Und sprützen mit geübter Hand
Viel Bogen nasser Lustbarkeiten.

So weit die Donau, wie sie soll,
In Christlichem Gehorsam fliesset,
Und mehr Begierd- als Wasser-voll
Sich unter Carls Geboth ergiesset;
So weit vermehrt sie ihre Lust,
(Denn Freude zieht das Blut zur Brust)
Durch Beytrag aus den kleinen Flüssen,
Die ietzt den ständlichen Tribut,
Weil grosse Freude viel verthut,
Geschwind und doppelt liefern müssen.

Dort kommen Drave, Sau und Theiß,
Und bringen ihr viel starke Fluthen;
Hier wächst sie durch des Sieges Schweiß,
Und durch der Janitscharen Bluten;
Damit so fleucht ihr schneller Lauff,
Und hält die Wellen nirgends auf,
Als wo sie sich mit Fleiß verweilen,
Um, wo ich also reden mag,
Dem Ister einigen Geschmack
Von unsrer Freyheit mitzutheilen.

Nun sieh doch, wo du etwas siehst,
Du böses Ismaels Geschlechte!
Du kommst, so offt du auswerts ziehst,
Dem Donner allemal zu rechte.
Dein toller Hund, dein stumpffer Zahn
Fällt Reich und Adler krafftloß an,
Und muß so Blut als Haare lassen;
Dein Einbruch ist so gut als Flucht:
So gehts, wer fremde Schläge sucht,
Kriegt meistens Spott und Strick zu fassen.

Du sündigst auf Vergebung loß,
Und außer Carls Verdienst und Glücke;
Er sieht die Sonne nicht so groß,
Als deines Hochmuths Schwäch' und Tücke;
Dein Frevel kämpfft mit eigner Quaal
An Vorzug, Länge, Stärk und Zahl,

Und siegt sich selber zum Gehöhne.
Geh, trag nun den verwürckten Hals,
Ja gar den Aufschub deines Falls
Von Oesterreichs Gedult zum Lehne.

Nur glaube nicht, verschnittner Schwarm!
Dein Meineyd sey so durchgekommen,
Nachdem sein gantz zerschellter Arm
Zehn Jahr zur Heilungs-Frist genommen.
Der Friede, der die Noth nur faßt,
Und den du halb erbettelt hast,
Erlößt dich nicht vom Zorn-Gerichte;
Nein! nein! verstockter Pharao,
Die Langmuth lacht und thut nur so,
Damit sie deine Boßheit sichte.

Zerreiß den falschen Alcoran,
Er hat dich lang genug betrogen;
Dein letzter Fall rückt endlich an,
Und steigt mit unsern Sieges-Bogen.
Die Rach' ist kein vergeßlich Weib,
Sie dringt zwar langsam auf den Leib,
Allein mit desto schärfferm Streiche.
Dein angemaßter Kayser-Thron
Erschrickt und wankt und wittert schon
Die Eitelkeit gestohlner Reiche.

Du, dem zu Lieb' Eugenius
Des Aufgangs Untergang verschoben;
Du, dem des Allerhöchsten Schluß
Sein hohes Straff-Amt aufgehoben,
Komm fort, und eil aus Blut und Schooß!
Komm, eil auf unsre Zeiten loß!
Komm, komm aus Carls geweihten Lenden!
Es hält sich Asien gefaßt,
Dir ehstens, angenehmer Gast!
Sein reiches Erb-Land zuzuwenden.

Was zieht sich vor ein Vorhang weg?
Ich seh den Schauplatz später Zeiten:
Dort hör' ich einen Scanderbeg,
Dort seh' ich einen Gottfried streiten,
Die Palmen grünen um sein Haupt,
Man heult, man jauchtzt, man schlägt, man raubt;
Kein Creutz-Zug macht ein solches Lärmen:
Der Erden gröst- und dritter Theil
Zerreißt der Saracenen Heyl,
Und würgt den Hund mit seinen Därmen.

Der Nil erschrickt, Damascus brennt,
Es raucht auf Ascalons Gebürgen,
Und durch den gantzen Orient
Herrscht Unruh, Hunger, Pest und Würgen.
Der Jordan steht, wie Mauern da,
Als käm' ein andrer Josua;
Er kommt auch, doch aus Teutschem Saamen;
Wie heißt Er? Ja die Schickung winckt,
Und raubt mir, weil der Vorhang sinckt,
Standt, Vorwitz, Schauplatz, Held und Nahmen.

Was macht in Ungern der Soldat
Vor grausam-klägliche Geberden?
Er dringt sich vor den Krieges-Rath,
Und hört mit Unruh Friede werden.
Er murrt, er zörnt, er schilt den Bund,
Wodurch der abgewießne Hund
Der heurigen Gefahr entgangen;
Und ehrt' er nur nicht den Eugen,
So solt' er sich wol unterstehn,
Den Krieg von frischem anzufangen.

Sein Eyfer hat auch ziemlich Recht:
Es muß die Tapfferkeit verdriessen,
Wenn Kleinmuth ihren Fortgang schwächt,
Und Thränen statt des Blutes fliessen.
Sie sucht nur Weh und Wiederstand,
Sie sucht mehr Ruhm, als Leut und Land,
Und giebt nur ein verbittert Lachen,
Wenn, eh ihr Degen Wunder thut,
Feind, Zelt, Geschütz und Haab und Guth
Den Sieges-Wagen enge machen.

Ihr guten Teutschen! lasts nur seyn,
Und sprecht den tapffern Zorn zufrieden!
Die Lorbeern gehn gleichwohl nicht ein,
Sie grünen mitten in dem Frieden.

Der Palm-Baum ist nicht schlimm versetzt,
Wofern ihn fettes Ufer netzt:
Das hofft man auch von euch zu schreiben.
Geht! zieht ans Meer, und kämpfft und sucht
Iberiens verlohrne Frucht
In Wälschlands Gärten aufzutreiben.

Hält hier der Stillstand euren Muth,
So kan er dort mit Nachdruck blitzen;
Nicht anders pflegt der Adern Blut
Nach kurtzer Stemmung scharff zu sprützen.
Dort spannt ein neuer Friedens-Bruch
Ein neu und feindlich Seegel-Tuch!
Geht, geht und zeigt dem Niedergange
Ein schwartz und blutig Abendroth,
Damit die Flotte, so euch droht,
Den Port in Charons Kahn erlange!

Wo schweiff ich hin? wo bleibt mein Held?
Entzieht er sich vielleicht der Erde?
Wie! oder hebt sich nur sein Zelt,
Damit es nicht entheiligt werde?
Ja, ja ich seh die Ewigkeit,
Sie webt und stickt sein Ehren-Kleid,
Umgibt sein Bildniß mit den Sternen,
Und führt es zum Vergöttern auf:
Nun mag der Enckel Lebens-Lauff
Den Vorzug unsrer Tage lernen.

O Printz! o grosser Printz! wie weit,
Wie weit entfernst du dich dem Neide,
Und auch sogar der Möglichkeit,
Daß etwas deinen Krantz beschneide?
Homer behalt' dir den Achill!
Aeneas bleibe, wo er will!
Sie sind am längsten groß gewesen;
Sie weichen doch mit Ehren aus;
Denn dieß ist auch ein Lorbeer-Strauß,
Dem stärksten Palmen nachzulesen.

Die Seele weiß von keiner Ruh,
Sie zeigt Gedanken aus Gedanken:
So, theurer Held! verfährst auch du
In deinen weiten Lebens-Schranken;
Dein Eyfer braucht Gelassenheit;
Das Wesen seiner Tapfferkeit
Besteht in lauter klugen Siegen;
Dein Alter blitzt so spät als früh!
Was wolte wol die Poesie,
O Held! zu deinen Ehren lügen?

Genung! genung vor deinen Ruhm!
Genung mit blutigen Geschäfften!
Trag Helm und Schild ins Heiligthum,
Und laß es an die Cedern hefften!
Auch Grosmuth macht dem Alter Raum,
Es blüht ja schon der Mandel-Baum
Auf deinen Lorbeer-reichen Haaren,
Geneuß doch einmal deine Ruh,
Und sieh nunmehr auch andern zu,
Wie viel sie unter dir erfahren?

Carl ist allein geschickt und werth,
Getreue Dienste zu belohnen;
Carl der wie Gott nichts mehr begehrt,
Als daß die Völker sicher wohnen.
Carl, dessen Ohr vom Himmel nimmt,
Was sein Befehl der Welt bestimmt,
Die kein Verhängniß mehr vergnüget;
Carl, dessen Geist den Thron erhöht,
Und noch so weit darüber geht,
Als Feind und Ehr-Furcht drunter lieget.

Ihr, die ein glücklich Feuer treibt,
Dem hohen Maro nachzukommen,
Was macht es, daß ihr sitzen bleibt?
Ihr habt nicht rechten Stoff genommen,
Ihr sinnt, ihr schreyt mit Angst und Müh
Reimt Fabeln, und vergeht wie sie;
Kommt! wollt ihr hoch und ewig leben,
Kommt setzt die göldnen Federn an,
Und schreibt, was Gott und Carl gethan!
Der Adler wird euch mit erheben

Ja schreibt nur was ihr hört und seht,
Hier gilt Erzehlen mehr als Dichten.
Europa jauchzt, und Stambol flieht;
Wer weist mir dieses in Geschichten?
Die Vorsicht, so das Reich bewacht,
Erklärt den Zwiespalt in die Acht,
Und lehrt uns mit versöhnten Blicken:
Es werde dies sein mächtig Haupt,
Was Unrecht, List und Neid geraubt,
Den Barbarn aus den Klauen rücken.

Das Erbtheil Josephs lebt in Ruh,
Und nährt sich von des Bruders Glücke;
Der Schäfer lacht, sein Vieh nimmt zu,
Die Lämmer werden feist und dicke:
Einsiens gelobtes Land
Treibt Handel, bringt das Feld in Stand,
Und baut so Korn = als Weisheits=Häuser;
In Welschland blüht ein neuer Sieg;
So lehren beydes Fried' und Krieg:
Der sechste Carl, der größte Kayser.

Der Sechst' an Zahl, der Erst' an Ruhm;
Ihr Zeiten, lernt den Titul fassen!
Er zieret noch kein Alterthum,
Er fliegt allein in unsern Gassen;
Er giebt der Fama Geist und Schall,
Verewigt Felsen und Metall,
Und heiligt die geritzten Bäume;
Ja, was das größte Wunder schafft,
So stärckt des grossen Nahmens Krafft
Die Ohnmacht meiner schlechten Reime.

Herr! so vermögend würckt dein Geist
In kalt und schläffrige Gemüther.
Ich den nur Wind und Hoffnung speist,
Besitze weder Kunst noch Güther:
Ich leyr' im Winkel, Noth und Staub,
Und bin ein eingetheilter Raub
Von so viel ungeneigten Fällen,
Die, hab ich gleich die Pallas lieb,
Und käm' auch offt ein guter Trieb,
Mir dennoch Fleiß und Lust vergällen.

Und sieh, o Herr! auff einmal reißt
Mich deines Purpurs Anblick höher,
So schnell, daß nichts geschwinder heist;
Was red' ich; fliegt Eugen nicht eher:
Dein Scepter führt mich auf die Spur;
Drum trotz' ich Schwachheit und Natur,
Du nimmst sie, wie den Feind, gefangen.
Herr! wächst dein Alter, wie dein Reich,
So hoff ich mir noch viel von euch,
Ihr Teutschen Schwäne! zu erlangen.

Den welcken Lorbeer hab' ich schon,
Nun mangeln noch Verdienst und Leben;
Dieß muß ein Mäcenaten=Sohn,
Und jenes Carls Regierung geben.
Die Allmacht lasse nur dein Haupt,
Wofern es unsre Sünd' erlaubt,
Nicht eher Stern' und Himmel zieren,
Als bis ein Alexander weint,
Dem eine Welt zu enge scheint,
Des Vaters Thaten auszuführen.

Ich, Herr! dein tieffster Unterthan,
Will, blieb ich auch im Staube sitzen,
Noch mehr auf deiner Ehren=Bahn,
Als vor dem Elends=Ofen schwitzen.
Verstoß mich an den kalten Bär,
Ich geh' und gern, und find' ein Meer,
Dein Lob in ewig Eiß zu schreiben;
Denn weil mir Augen offen stehn,
Soll Carl und Tugend und Eugen
Die Vorschrifft meiner Musen bleiben.

---

## Den Unwillen eines redlichen und getreuen Vaters suchte durch diese Vorstellung bey dem Abschiede aus seinem Vater=Lande zu besänfftigen ein gehorsamer Sohn.

Im Nahmen eines andern.

**Quid feci? Quid commerui aut peccavi Pater?**

Und wie lange soll ich noch, dich, mein Vater! selbst zu sprechen,
Mit vergeblichen Bemühn, Hoffnung, Glück und Kräffte schwächen?
Macht mein Schmertz dein Blut nicht rege; o so rege dich dieß Blat,
Das nunmehr die letzte Stärcke kindlicher Empfindung hat!

Fünffmal hab ich schon gesucht, nur dein Antlitz zu gewinnen:
Fünffmal hast du mich verschmäht: O was sind denn dies vor Sinnen!
Dencke nach, wie scharff es beisse! Dencke nach, wie nah es geh,
Daß ein Sohn durch seinen Vater zwischen Furcht und Unruh steh!

Hab ich dich nicht überall treu gerühmt und froh gepriesen?
Hat sich ein verstockter Sinn gegen deine Zucht gewiesen?
Hab ich nicht mit Lust studieret, dich nur einmal zu erfreun,
Und mit wohlgerathnen Früchten deines Kummers Trost zu seyn?

Sucht' ich auf der Erden mehr, als ein still= und weises Leben?
Wollt' ich nicht so gar mein Blut vor des Nächsten Wohlseyn geben?
Steckt mir Boßheit in der Seele, brennt mir Rachgier in der Brust,
Oder hat mein freches Spotten an des Feindes Schaden Lust?

Ja, verführt die Heucheley mein entschuldigtes Gewissen,
Dich allhier um neue Gunst bloß aus Eigennutz zu küssen;
O so werden meine Glieder mit der Hiobs=Quaal geplagt,
Und mein Fuß mit Cains Schrecken in der Welt herum gejagt!

Adams Erb=Schuld nehm ich aus: Mängel sind uns angebohren,
Und ich habe tausenmal mich auch ausser mir verloren.
Schlüge Gott mit Blitz und Keilen gleich auf solchen Fehl=Tritt zu,
O wie wenig würden Greisse! und wo blieben ich und du?

Daß du mich gezeugt, ernährt, unterrichtet und geführet,
Ist ein Lorbeer, der dein Haupt auch noch auf der Bahre zieret;
Ich erkenn es in der Stille, obgleich ängstlich und betrübt,
Weil mir weder Zeit noch Glücke Mittel zur Vergeltung giebt.

Wenn der Morgenröthe Glantz an dem grauen Himmel blickte,
Und der frühe Garten=Bau dir so Hertz als Aug' entzückte,
Machte mir dein muntres Schertzen Feder und Papier bequem,
Und dein rüstiges Exempel Kiel und Bücher angenehm.

O wie mancher Abend=Stern sah mich unter deinen Lehren!
Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren,
Wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhitzter Sehnsucht hieng,
Und der Nachdruck beyder Sprachen lustig ins Gedächtniß gieng.

Alles konnt' ich nach und nach, so zu reden, spielend fassen,
Was die Knaben sonst bewegt, daß sie Buch und Feder hassen,
Weil der Schul=Fuchs Lust und Liebe mit der Ruthe niederschlägt,
Und durch so viel tolle Regeln, auf die strengste Folter legt.

Um nur hinter den Bestand meiner Neigung recht zu kommen,
Hast du mir offt selbst das Buch als zur Straffe weggenommen:
Diese wohl=gemeynte Klugheit mehrte sonderlich in mir
(Kinder thun verbothne Sachen), Fleiß und Eyfer und Begier.

Laß doch nun nicht erst den Neid dich in mir so arg verlachen,
Laß dir doch nicht so viel Müh durch sein Maul zu Schanden machen!

Trau doch deinem Fleisch und Blute, gönne mir Gedult und Ohr:
Bin ich ja mit Recht verklaget, warum läßt man mich nicht vor?

Was ich dann und wann versehn, ist die Hitze junger Jahre:
Dann wo wird wol einer alt, der nicht offt den Fall erfahre?
O! warum bestrafft die Länge meine Menschlichkeit so scharff?
Welcher Richter ist so grausam daß man gar nicht bitten darff?

Muß man doch wol offt aus Noth wider Willen was beschliessen,
Was wir ohne starken Zwang offtmals unterwegens liessen:
Schwachheit laufft gar gern mit unter, und der Mangel nebst der Schmach,
Die man unverdient erduldet, zieht viel schlimme Folgen nach.

Beßrung, Busse, Fleiß und Ernst weiß viel Scharten auszuwetzen,
Die mich bey den Redlichen ohne Grund in Argwohn setzen.
Läßt man doch verdorrten Bäumen zum Erhohlen etwas Zeit:
Gilt ein Mensch nicht mehr als Bäume? noch ein Kind als fremder Neid?

Und was sind es denn auch nun vor so grob und schwere Sünden,
Die so mühsam und so spät Ablaß und Errettung finden?
Sagt, was sind sie? Meistens Lügen, junge Thorheit, viel Verdacht,
Und mit einem Worte, Mücken, die man zu Kameelen macht.

Sieht man etwan darum scheel, daß mein aufgeräumt Gemüthe
Andern wie sich selbst getraut, und nach angebohrner Güte
Sich zum öfftern bloß gegeben? Freunde! schaut, es ist geschehn;
Dieses Laster, ists ein Laster? sollt ihr nicht mehr von mir sehn.

Die so groß und alt-klug thun, und von viel Erfahrung sprechen,
Wollen durch den Polter-Geist meinen Sinn zur Unzeit brechen;
Aber allzuscharff macht schärtig, und Affecten bey der Zucht
Reitzen feurige Gemüther, und erhalten schlechte Frucht.

Einmal ist und bleibt mein Zweck, bloß der Wahrheit nachzustreben.
Und, so viel nur an mir ist, als ein nützlich Glied zu leben:
Drum verehrt mein Geist die Lehrer, die in unsern Tagen blühn,
Und das Licht der rechten Weisheit endlich aus dem Nebel ziehn.

Daß mich Haß und Pöbel schilt, als vertiefft ich mich in Grillen,
Die den Beutel und den Kopf mit gelehrtem Winde füllen,
Das verzeih ich seiner Einfalt, die im Aberglauben steckt,
Und die Wissenschaft verachtet, weil sie ihren Kern nicht schmeckt.

Daß Verläumder böser Art auch mein Christenthum vernichten,
Mag der Herr, der alles sieht, doch nur mit Erbarmen richten;
Mich bevestigt bey den Stürmen die gewisse Zuversicht,
Daß die Liebe des Erlösers gantz was anders von mir spricht.

Dieß gesteh ich ohne Furcht, daß ich manch verwirrt Geschwätze;
Das in Glaubens-Sachen schwärmt, vor geringe Possen schätze;
Ich gesteh auch, daß michs ärgert, wenn Alazon schreyt und kracht,
Und sein Jahr-Gang offt mehr Ketzer als bekehrte Sünder macht.

Wär es mir nicht selbst geschehn, wollt ich hier kein Wort verliehren;
Aber, da er mich verdammt, hab ich Recht, es anzuführen,
Weil er aus dem Leichen-Reime, der von Gottes Liebe singt,
Eine Gifft der Pietisten, und ich weiß nicht was, erzwingt.

Und wie so? Man höre nur, wie genau sein Vorwurff schlüsse:
Weil ich mich damals erklärt, daß den Tod nichts mehr versüsse,
Als die Liebe vor den Heyland, die das letzte Schrecken schwächt;
Soll ich dieß geleugnet haben: Nur der Glaube macht gerecht.

Sagt mir, wo die Folge steckt? Nirgends, als im blinden Dünkel;
Ist das nicht ein schöner Schluß von dem Prügel auf den Winckel!
Wenn ich ohngefehr nun spräche: Unser Nachbar baut ein Haus;
Schlöß' ich denn darum den Meister und den Werk-Gesellen aus?

Etwas muß ich doch noch hier bey Gelegenheit erwegen:
Mancher meynt, ich solte mich auf die Brod-Kunst besser legen,
Und beredet dich, mein Vater! viel Verachtung sey daher,
Weil ich nicht mit rechtem Eyffer Meditrinen dienstbar wär.

Glaube, da du mich so früh zu der edlen Kunst erzogen,
Da ich auch nicht ohne Frucht deine Warnung eingesogen.
Da ich sie von dir schon kenne; da ich ihren Vorzug weiß,
Geb ich ihr vor andern Künsten Neigung, Hertze, Krantz und Preiß.

So viel übersch' ich auch, daß wir, etwas recht zu wissen,
Und von Grund-aus zu verstehen, keine Sprünge machen müssen:
Laß mich also kürzlich mercken, was des Arztes Pflichten seyn;
Denn der Anfang seines Amtes schließt fürwahr nicht wenig ein.

Mit dem Doctor kaum zwey Jahr flüchtig durch den Sennert lauffen,
Hunde würgen, Feuer sehn, Pillen drechseln, Kräuter rauffen,
Auf gerathe-wohl verschreiben, andre neben sich verschmähn,
Und sich bei dem Sterbe-Bette in der Staats-Perüque blähn,

Ist so thöricht als gemein, thut auch selten große Wunder:
Bücher, Tiegel, Glaß und Ring sind zusammen nichts als Plunder,
Wenn man die Gesundheits-Regeln nicht vorher in Kopff gebracht,
Noch auch durch vernünfftig Schliessen die Erfahrung brauchbar macht.

Will man nun, den Stümpern gleich, nicht an ieder Klippe scheitern,
So bemüh man sich zuerst, Sinnen und Verstand zu läutern;
Man erforsche die Gesetze, die der Bau-Herr schöner Welt
Ehmals zwischen Geist und Cörper ewiglich und fest gestellt.

Dieß erfordert etwas mehr, als in alten Schwarten wühlen,
Und mit Knochen, Stein und Kraut oder heissem Ertze spielen:
Wer die Wissenschafft der Grösse und der Kräffte nicht versteht,
Kan den Leib unmöglich kennen, der wie Wasser-Uhren geht.

Was vor Klugheit, was vor Müh fliesset nicht aus diesen Gründen?
Eh wir iedes Cörpers Art, den wir vor uns haben, finden;
Eh man Neigung und Gewohnheit, Krankheit, Sitz und Ursach trifft:
Unzeit, Eckel, Ort und Menge macht auch Mithridat zu Gifft

In wie weit ich nun gedacht, dieser Vorschrifft nachzuleben,
Davon mag die Zeit einmahl ein gerechtes Urtheil geben:
Bin ich nur bey mir versichert, daß ich nach Vernunfft gethan,
Hör ich andrer stoltzes Bellen mit gelaßner Demuth an.

Was die Poesie betrifft, muß ich frey heraus bekennen;
Ich empfand schon als ein Kind ihren Trieb im Hertzen brennen;
Da mich nun die blinde Neigung ihr schon damals zugeführt,
Schenk ich ihr auch noch die Liebe, die anietzt Vernunfft regiert.

Will man sie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten,
Hat man freylich den Parnaß vor ein Grillen-Nest zu achten.

Hochzeit-Träume, Todten-Flüche, und ein buntes Quodlibet.
Nebst erfrornen Buhler-Flammen heissen zwar galant und nett;
Doch ein solcher Reimen-Spruch, den die Nahmen erst verbrämen;
Den auch Klingsohr, Frauenlob, und Hans Sachsens Kunst beschämen,
Schickt sich wol dahin am besten, wo man Schöps und Kofent schenckt,
Oder auf den Musen-Trödel, wo Theranders Leyer henckt.

Dichter, sind sie, was sie sind, müssen Feuer-reiche Gaben,
Witz, Verstand, Gelehrsamkeit, Tugend und Erfahrung haben,
Und die Menschen, derer Augen die entblößte Wahrheit fliehn,
Durch die Weisheit in den Bildern nur mit Lust zum Guten ziehn.

Was Homer und Maro schreibt, was auch Fenelon gesungen,
Ist ein Muster, dessen Werck die Vergänglichkeit bezwungen;
Dieß versteht kein Phoebus-Pritscher, der nur an der Schalen klaubt,
Und der Schönheit durch Erklären allen Geist und Nachdruck raubt.

Doch damit vor ietzt genug! Du, mein Vater! magst nun schätzen,
Ob und was und auch wie viel meinen Musen auszusetzen.
Scheint dir auch die Art und Weise meines Lebens wunderlich,
Ach! dem ist bald abgeholffen; und womit? Versöhne dich!

Dencke, was der Unmuth thu, wenn uns Freund und Feinde kräncken,
Wenn sie uns den nahen Weg zu der Gönner Hertz verschräncken;
Wenn man kranck und in der Fremde bey Verfolgung und Verdruß,
Wegen andrer Groll und Zwietracht, alles Unrecht leiden muß;

Wenn uns innerliche Reu, äusserlicher Mangel dränget;
Wenn sich Anverwandter Haß unter unsre Feinde menget:
Wenn der Schmertz getreuer Eltern in der Güther Asche sitzt;
Wenn ein Bruder vom Gemüthe ohne Schuld sein Blut verspritzt;

Wenn die Busse nichts erhält; wenn die besten Stützen weichen;
Wenn ein unverhoffter Freund nach viel seltnen Gnaden-Zeichen
Unser Glück im Lieben gründet, und gleichwol des Vaters Geist,
Uns aus Eyfer dahin bringet, daß man untreu scheint und heißt.

Da verliehrt sich die Gedult, da vergißt man sich und alles,
Läßt es durch einander gehn, strauchelt offt aus Furcht des Falles;
Man getraut sich nichts zu wagen; man verfällt von Zeit zu Zeit,
Und gewöhnt sich gantz gelassen zu der Niederträchtigkeit.

O! wie offt hat Fleisch und Blut durch ein ungedultig Schmollen,
Weil kein Retter kommen will, der Verzweifflung ruffen wollen!
Doch ein Strahl von höherm Lichte und die kämpffende Vernunfft
Stärckten mich im größten Wetter mit des Trostes Wiederkunfft.

Straffe nehm ich willig an; man erinnre nur bescheiden,
Und so redlich als geheim. Dieß Volck kan ich nur nicht leiden,
Das uns fast auf alle Mienen eine Sitten-Predigt hält,
Und alsdann am ärgsten dencket, wenn es sich am frömmsten stellt.

Jene sind es, die da stracks Donner, Blitz und Höll' erwecken,
Die, so ein verirrtes Schaf mit der gröbsten Keule schrecken;
Jene sind es, die den Mägdgen, die nur einen Blick versehn,
Alle Schlüssel zu dem Himmel ohne den Beruff verdrehn;

Jene sind es, die sich selbst vor gerecht und heilig halten,
Mit Verachtung andrer stehn, die befleckten Hände falten,
Mit den kläglichsten Geberden aller Augen an sich ziehn,
Mit Gebethen Wucher treiben, und nur Schein, nicht Sünde fliehn.

Gott! du kennst und zeichnest sie, untersuchest Hertz und Wercke:
Stummer Hochmuth, Geitz und Neid ist der gantzen Andacht Stärcke;
Kommt es zu der Nächsten-Liebe, zum Vergessen, zum Verzeihn,
Oder soll man Schwache tragen, wird kein Christ zu Hause seyn.

Zorn-Lust, Haß und Eigensinn soll aus keiner Zucht erscheinen,
Und die Ruthe so da schlägt, muß der Kinder Bestes meynen;
Wo hingegen Straff' und Schärffe das Verbrechen übersteigt,
Wird das edelste Gemüthe mehr gebrochen als gebeugt.

Wilder Frevel ist es werth, daß ihn Draht und Geissel schwäche,
Und die Boßheit braucht Gewalt, daß man ihr den Starrkopff breche;
Aber Irrthum, Fall und Schwachheit, fällt ein Mensch auch noch so offt,
Fordert billig nichts als Liebe, die auch stets das Beste hofft.

Sucht' ich mich auch noch so wohl unter Leuten aufzuführen,
Muß ich dennoch überall Glauben, Müh und Freund verliehren,
Wenn man hört, daß selbst der Vater, den ein gut Gerüchte schmückt,
Mich sein Kind nicht hören wolle. Sieh, mein Vater! was mich drückt!

Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heyl des gantzen Lebens;
Alles, was ich denck und thu, wird durch deinen Zorn vergebens:
Sage mir, wem soll mein Hertze auf der Welt wohl weiter traun?
Bin ich meiner Eltern Greuel, muß auch Fremden vor mir graun.

Stünd' es mir auch zehnmal frey, einen Vater zu erwählen,
Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen;
Würdest du mir auch im Kittel vom Verhängniß vorgestellt,
Käm' ich doch aus deinen Lenden mit Vergnügen auf die Welt,

Daraus stelle dir nun vor, welche Last mich nächtlich presse,
Wenn ich deinen harten Sinn und des Kummers Angst ermesse,
Der dir ietzo meinetwegen Hertz und Marck und Bein zufrißt,
Weil mein Bild mit falschen Farben dir so schlimm geschildert ist.

Wenn du ja nicht anders willt, will ich mich gern schuldig nennen;
Dir zu Liebe will ich mehr, als ich selber weiß, bekennen;
Aber gehe doch zurücke, und erinnre dich der Zeit,
Da ich als ein Kind voll Hoffnung dein und vieler Aug' erfreut.

Mein Gehorsam, wie du weißt, hat dir zwantzig Jahr gefallen;
Was ich dann und wann verbrach, das geschicht von mir und allen:
Furcht, Gesellschaft, Uebereilung, und des grünen Alters Gluth
Machen, daß man unterweilen wider besser Wissen thut.

Bin ich doch gestrafft genung, daß der Zorn von höhern Schlüssen
Unter so viel Ungemach meiner Jugend Blüht' entrissen,
Daß mir so viel Gram und Wachen Krafft und Leben abgekürtzt,
Und der Lästrer bittres Schäumen jeden Bissen Brodt verwürtzt.

Stieß mir offt ein Glücke vor, konnt' ich solches doch nich fassen,
Weil die Noth kaum einen Tag mein Gemüthe frey gelassen,
Und der äusserliche Mangel, den ein schlechtes Kleid bewieß,
Bey der Mode, Wind zu machen, mich beschämt entweichen hieß.

Was ich in das sechste Jahr überstanden und gelitten,
Wie ich offt mit Wind und Schnee, Hunger, Hitz und Frost gestritten,
Das wird der am besten wissen, dessen reiche Vater-Hand
Mir noch immer einen Seegen unvermuthet zugewandt.

Alles Schadens ungeacht't, den mein Leib dadurch bekommen,
Hab' ich, ohne Ruhm gesagt, an Erfahrung zugenommen:

So viel Creutze, so viel Schulen, die mich wahrlich mehr gelehrt,
Als man im Pedanten-Stande von den Maul-Gelehrten hört.

Darum danck' ich vor den Haß, den mir Freund und Feind erzeiget;
Denn er hat den Muth gestählt, und der Jugend Stoltz gebeuget,
Doch ihr Väter, du im Himmel, und auch du in dieser Welt,
Schont doch endlich, weil mein Alter noch in etwas Krafft behält!

Jetzo beth' ich Tag vor Tag bey so überhäuffter Plage:
Nimm mich doch mein Gott! nicht weg in der Helffte meiner Tage!
Führe mich durch Creutz zur Weisheit; gieb mir aber auch dabey,
Daß ich klug, getreu, gedultig, und der Welt noch nützlich sey.

Welchen meine Stachel-Schrifft ohne Grund zu nah getreten,
Denen sey es öffentlich und von Hertzen abgebethen;
Schertz und Feuer und Exempel bringen offt den freyen Kiel
Durch den Ehr-Geitz zu gefallen auf ein kühnes Dichter-Spiel.

Andre, die mir hier und dar nur vom Hören-sagen fluchen,
Werden so vernünfftig seyn, und es besser untersuchen,
Eh sie einen Mensch verdammen, welcher das, was er begehrt,
Nemlich Mitleid, Wunsch und Liebe, jedem, der sie braucht gewährt.

Ihr hingegen, die ihr euch in verborgnen Lastern wältzet,
Ruhm in fremder Schande sucht, und aus Unrecht Silber schmeltzet,
Die ihr Arglist, Geitz und Feindschafft so abscheulich schön versteckt,
Und die Angeln eurer Boßheit stets mit Blumen überdeckt,

Mögt die Unart eurer Brust noch so fein und künstlich schmücken,
Und mich, der ich liegen muß, noch so klug und sinnreich drücken,
Nur, damit nicht eure Schande, käm ich etwa in die Höh,
Aus den mir bekannten Winckeln einmal auf den Schau-Platz geh;

Thut es! aber wißt zugleich, daß die Billigkeit der Rache,
Die sich niemals spotten läßt, schon die Striegel schärffer mache,
Die euch einmal zum Gelächter den verlarvten Kopff zerreißt,
Ob mich gleich die Zeit noch warten und die Klugheit schweigen heißt.

Trotzt nur auf mein Ungemach; seyd ihr doch noch nicht hinüber:
Hat euch gleich dem Ansehn nach Stern und Glücke fast noch lieber,
Als den Samischen Tyrannen, der den Ring umsonst verschmiß;
So verseht euch doch noch endlich seines Bades gantz gewiß!

Du, bescheidnes Vater-Hertz! zwinge dich, noch dieß zu hören:
Nicht, weil du mein Vater bist: nein! der Wahrheit bloß zu Ehren
Thu ich hier ein frey Bekänntniß, daß das Kleinod deiner Treu
Und der längst-erkannten Liebe, auf der Welt mein Glücke sey.

Ja ich setze dieß noch zu: Wüst' ich dir durch holdes Schmeicheln
Auch das reichste Vater-Theil noch im Leben abzuheucheln;
Wäre deine zarte Regung gegen mich auch noch so groß;
Gäbst du sie mir zum Verschwenden in gemüntzter Menge bloß;

Wär es alles doch zu schwach, meinen Mund dahin zu bringen,
Dir ein unverdientes Lob eigennützig abzusingen;
Wie ich mich und andre straffe, also stäch' ich dir den Schwär,
Wenn dein Hertz, wie manches Vaters, voller Tück' und Bosheit wär.

Aber so getrau ich mir ohne Selbstbetrug zu glauben,
Daß, wofern mir Zeit und Kunst auf dem Pindus Platz erlauben,
Einst die Wahrheit deines Ruhms (mach' ihn durch Versöhnung voll!)
Unter allen meinen Liedern noch am schönsten klingen soll.

Sonder Hochmuth sag' ich noch: Was ich ja noch auf der Erde
An Verdienst, Gefälligkeit und am Glück erhalten werde,
Das verdanck' ich deinen Scenen und der Sorgfalt im Erziehn,
Die mir zu dergleichen Früchten vollen Saamen dargeliehn,

Deiner Eltern Dürfftigkeit lehrte dich beyzeiten darben;
Was sie ehrlich, obgleich schwer und mit Sparsamkeit erwarben,
Warff dir bey so viel Geschwistern wenig zum Studieren ab,
Dem gleichwol dein Wohlverhalten nicht geringes Wachsthum gab.

Was vor Kummer hatte nicht deinen Vater stets gebunden,
Bis er unverhofft den Sitz in der armen Stadt gefunden,
Die dich nun bey dreyßig Jahren in der Stille mäßig nährt,
Und dir bey so schweren Zeiten, was du nöthig brauchst, beschert.

Hätten Ehrsucht, Geitz und List die Begierden eingenommen,
Vor wie vielen wärest du da und dort ans Brett gekommen?
Hättest du mit krummen Räncken nach des Nachbars Guth geschnappt,
Hättest du auch wol wie mancher Naboths Weinberg leicht ertappt.

Deine Kunst thut in der Still mit geringem größre Curen,
Als ein Prahler öffentlich, der mit theuren Gold-Tincturen
Und berühmten Polychresten Grufft und Beutel täglich füllt,
Und bey denen, die bald glauben, mehr als Paracelsus gilt.

Ach, ach! was hast du viel von der Ehrlichkeit im Heilen?
Pflegt man sonst zur Perlen-Milch gantze Schnuren mitzutheilen?
Bringen deine schwartze Tropffen, ob sie noch so kräfftig sind,
Dir wie andern gelbe Raben? Nein! Was fehlt? Du machst nicht Wind.

Mache Wind, und schwöre drauf; schneide, weil das Fieber währet;
Gieb den Bade-Müttern Recht, tröste, bis die Seel entfähret;
Koche fremde Tränck' und Säffte, kostets auch die letzte Ruh;
Röchelt schon der Tod im Munde, setz' ihm nur mit Julep zu,
Säume, daß sich die Gefahr nur so spät als möglich lege;
Ist sie aber noch nicht da, gut! so bringe sie zuwege;
Schreib den Bezoar von Eyern vor ein Wunder-Pulver an,
Und versprich der jungen Frauen ehstens einen bessern Mann.

Diese göldne Practica baut auch Pfuschern Haus und Wagen,
Diese macht, daß Jung und Alt nach dem großen Doctor fragen,
Welcher in dem nassen Zeichen Lung und Leber schwimmen sieht,
Und mit seinem Bracatabra Würmer aus den Nieren zieht.

Nein! dein allzuehrlich Hertz flucht auf solche Klugheits-Streiche,
Und begehrt nur, daß sein Brod ohne Schulden täglich reiche.
Hast du doch wol eh den Armen, die dein Fleiß umsonst geheilt,
Nicht mit Pharisäer-Händen Brodt und Wasser mitgetheilt,

Freude, Demuth, Nüchternheit sind dir angebohrne Gaben;
Wenn der Magen und der Soff manchen in die Federn graben,
Stehst du schon bey deinen Bäumen mit gesund und starcker Lust,
Bis du dann die Patienten auch noch früh besuchen must.

Und da sinckt dein wüster Kopff niemals bey dem Kranken-Bette,
Wie ich weiß, daß Calidor noch bis heut zu lauffen hätte,
Wenn er nicht mit trunknen Händen vor den Puls das Kinn berührt,
Noch des Apotheckers Unschuld mit berauschter Schrifft verführt.

Dein Verstand, dein Christenthum und dein unverletzt Gewissen
Werden dich zwar ohne mich in dem Jammer trösten müssen;
Dennoch kan dir mein Erinnern auch wohl etwas Trost verleihn;
Fällt doch offt den größten Weisen in der Angst nicht alles ein.

Da du stets und überall recht geglaubt und wohl gehandelt,
Und, so viel ein Mensch vermag, dem Gesetze nachgewandelt;

Kan der Vorwitz nicht begreiffen, welcher Grund des Höchsten Macht,
Der doch stets die Seinen schützet, wieder dich in Zorn gebracht.

Vor so viel getreuen Fleiß, den du allzeit angewendet,
Da du offt den besten Schlaff auf so vieler Ruh verschwendet,
Ist dein Vortheil ziemlich mager, und der Arbeit selten gleich;
Unterdessen schien der Schickung dieß dein Armuth noch zu reich.

Den durch ein und dreyßig Jahr schlecht genung erworbnen Seegen
Muste kaum ein halber Tag plötzlich in die Asche legen;
Da doch wol kein Scherff mit Unrecht Kalck und Stein zusammen hielt,
Welche die geschwinde Flamme fast bis auf den Grund durchwühlt.

Hebe dein betrübtes Haupt, und ermuntre das Gesichte,
Und vertieffe dich nur nicht in die heimlichen Gerichte,
Die der Rath der heil'gen Wächter täglich zu bewundern giebt;
Sondern laß es dir gefallen, weil Gott auch im Schlagen liebt.

Das Verhängniß ist ja nichts, als der Schluß vom höchsten Wesen,
Der die Fälle würklich macht, die die Weisheit schon erlesen,
Als sie unter allen Dingen durch den ewigen Verstand
Diesen Welt-Bau, den wir schauen, überhaupt vor gut befand.

Freylich sah Gott auch vorher, was vor Schmertzen, Last und Bürden,
Elend, Sünden, Wunsch und Flehn in die Reiche kommen würden:
Freylich sah' Er dieses alles, und erwog so gleich dabey,
Daß der Mangel in den Theilen zu dem Gantzen nöthig sey.

Und so hat Er auch dein Creutz vorgesehn und zugelassen,
Nach der weisen Gütigkeit, die gewiß nicht alle fassen.
Durch dergleichen scharffe Proben, die Er nur den Frommen gönnt,
Macht Er, daß die Liebes-Flamme nach dem Himmel stärcker brennt.

Laß die Spötter immerhin deine Gottes-Furcht verlachen,
Laß sie sich vollauf erfreun und in Sodom lustig machen:
Die Gefahr verfolgt ihr Schwelgen, Fall und Tod sind ihr Gewinn
Und mit diesen Wollust-Knochen ist ihr gantzer Lohn dahin.

Naht sich doch das Ende schon, und dieß nehmen sie mit Schrecken:
Gott! was wird dein grosser Tag dort vor Unterscheid entdecken?
Gott! was wird bey solchen Thoren, die so blind in Abgrund gehn,
Vor Verwundrung, Angst und Zagen und verlohrne Reu entstehn!

Des Gerechten Freudigkeit, den sie hier so grausam plagen,
Wird ihr höhnisch Angesicht wie der Blitz zur Erde schlagen;
Und die Seligkeit der Frommen nebst der Klarheit um ihr Haupt,
Wird den Narren endlich zeigen, was sie nimmermehr geglaubt.

Freue dich der Herrlichkeit, die den auserwählten Seelen
Glantz und Unschuld wiedergiebt, wenn sie in der Marter-Hölen
Die Gedult genug bewiesen, und mit viel Gebeth und Flehn
Hier aus Babels Sclaven-Haus dort nach Salem hingesehn.

Dorthin, treues Vater-Hertz! spart mein unverfälscht Gemüthe
Das verdiente Wieder-Geld vor die Treue vor die Güte.
Vor Ermahnung, Rath und Straffe, vor Gedult, vor manche Nacht,
Die ich auch der liebsten Mutter in der Kindheit lang gemacht.

Ach! mit was vor Zärtlichkeit, Ehr-Furcht, Jauchzen und Verlangen
Will ich dort euch beyderseits vor des Lammes Stuhl empfangen,
Und im Chore vieler Tausend, die in weissen Kleidern stehn,
Als der Erstling eurer Liebe Gottes Lob an euch erhöhn;

Kümmre dich nun weiter nicht, wenn mich Haß und Neid verschwärtzen;
Mein Gemüthe bleibet starck, und behält die Ruh im Hertzen,
Weil es auf die Wissenschaften mehr als Stand und Reichthum hält,
Und ihm nichts als Gott und Wahrheit und des Nächsten Wohl gefällt.

Vater! willt du noch an mir deines Alters Stab zerbrechen?
Vater! Ach bedenck es doch! Ach was wird die Langmuth sprechen;
Vater! denckt denn deine Liebe gar an keine Wiederkehr?
Ach! ich bitte deinetwegen, mach uns nicht das Sterben schwer!

Laß den Demuths-vollen Kuß die Versöhnung wieder bringen:
Denn darauf, ich weiß gewiß, wird mir alles wohlgelingen;
Ich verspreche dir die Freude, die der Eltern Creutz versüßt,
Wenn das Wachsthum guter Kinder ihres Nachruhms Spiegel ist.

Deinen Segen, dein Gebeth schätz' ich über grosse Güther;
Dieser Beyfall, dieser Ruhm, den die ehrlichsten Gemüther
Deiner Frömmigkeit ertheilen, ist ein Vorzug der dich ehrt,
Und auch mir, als deinem Sohne, durch das Erb-Gangs-Recht gehört.

Es ist niemals mein Gebrauch, grosse Dinge zu begehren,
Noch des Himmels mildes Ohr mit viel Wünschen zu beschweren;
Weiß doch dieser selbst am besten, was die Nothdurfft haben will:
Giebt er mir dein Hertz bald wieder, schweig ich gern zu allem still.

---

## Schertzhafte Gedancken über die Rosen.

An Rosen such' ich mein Vergnügen!
An Rosen, die die Hertzen ziehn:
An Rosen, die den Frost besiegen,
Und hier das gantze Jahr durch blühn;
An Rosen, die wir bey den Linden,
Sonst nirgends leicht so reitzend finden.

Man lobt die bräunlichen Violen,
Sie sind auch ihres Lobes werth;
Doch, weil sie nur die Kinder hohlen,
So bin ich nicht vor sie erklärt;
Und wähle mir die holden Strahlen,
Womit die vollen Rosen prahlen.

Erhebt mir nicht die Käyser-Cronen,
Die sonder Krafft und Balsam sind:
Entfernt euch mit den Anemonen,
Ihr Nahm' und Ruhm ist nichts als Wind.
Narcissen sind im besten Lande
Ein Abriß von dem Unbestande.

Die Rose trägt das Blut der Götter,
Und ist der Blumen Königin;
Ihr Antlitz sticht das schönste Wetter
Und selbst Aurorens Wangen hin.
Sie ist ein Stern der milden Erden,
Und kan von nichts verfinstert werden.

Die Ros' erquickt die blöden Sinnen,
Und hat das beste Zucker-Rohr;
Ihr göldner Umfang bricht von innen,
So wie die Sonn' aus Nacht hervor.
Die Rose nährt die süssen Triebe
Und reitzt die Liebe selbst zur Liebe.

Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare;
Die Rosen tauch ich in den Wein;
Die Rose soll vor meine Jahre
Die allerbeste Stärckung seyn;
Die Rose zieret meine Flöthen,
Und crönt mich mächtigen Poeten.

Auf Rosen mach' ich gute Reime;
Auf Rosen schläffet meine Brust;
Auf Rosen hab' ich sanffte Träume,
Von still- und warm- und weicher Lust;

Und wenn ich einst von hinnen fahre,
So wünsch' ich Rosen auf die Bahre.

O dörfft' ich nur bey einer Rose
Wie Bienen Honig-naschen gehn!
Ich liesse warlich unserm Bose
Den schön- und theuren Garten stehn;
Und wollt' es mir bald angewöhnen,
Mich nie nach fremder Kost zu sehnen.

Mit dieser Rose will ich schertzen,
Und hier erschreckt mich nicht der Dorn.
Denn bey verliebt- und schönen Hertzen
Ergetzt uns oft ein kleiner Zorn;
Und so viel Anmuth abzubrechen,
Verachtet man ein kurzes Stechen.

## An seine Leonore.

Hier hast du nun den dritten Schwur,
Wodurch ich Himmel und Natur
Zu Zeugen unsers Bundes setze:
Bleib treu, getrost und achte nicht,
Wenn manche Läster-Zunge sticht,
Der falschen Freunde Mord-Geschwätze.

Das Glücke hält uns freylich auf,
Drum laß' ihm nur den faulen Lauff!
Es sucht sein langsam auszurasen:
So starck der Nord sich hören läßt,
So zärtlich wird auch bald der West
In unsre Liebes-Flaggen blasen.

Die Welt-Lust zeigt mir nichts mehr an,
Worein ich mich verlieben kan,
Als dein Gesicht und meine Bahre;
Bekomm' ich nun das Erste nicht,
So laß ich freudig Tag und Licht
Auch mitten um die besten Jahre.

Ich fühl' am besten innerlich
So manchen tieffen Hertzens-Stich,
Und bin schon ziemlich umgetrieben;
Doch will mir Gott genädig seyn,
So läßt er mich nach aller Pein
Dich einmal nah und sicher lieben.

Vertrau' der Vorsicht, liebster Schatz!
Sie wird uns einen Ruhe-Platz,
Es sey auch wo es will, bereiten:
Alsdann belachen wir mit Lust
Aus froh- und Eintrachts-voller Brust
Die Thorheit unsrer bösen Zeiten.

Besinne dich, was Schweidnitz wieß:
Von innen zwar ein Paradies,
Von aussen Unruh, Zank und Plagen;
Und kommt dir Roschkwitz in den Sinn,
So denck auch dort nach Borau hin,
Wo mich dein Abschied wund geschlagen.

So bald des Bruders Hochzeit-Fest
Dich bei der Tafel lachen läßt,
So trinck mein Wohlseyn in Gedancken,
Und wenn dir der Verlobten Kuß
Zu stiller Reitzung dienen muß,
So wisse: Günther kan nicht wancken.

Es hat mich innerlich ergetzt,
Daß Lorchen meine Lieder schätzt,
Und dann und wann noch Verse fodert.
Dein Name soll auch gantz allein
Die Zierrath meiner Reime seyn,
In welchen meine Liebe lodert.

Mein Engel! nimm es selbst aus dir,
Wie schwer, wie scharff und ängstlich mir
Dein drittes Abschieds-Küssen falle;
Jedoch Gedult, Vernunfft und Zeit
Crönt endlich die Beständigkeit,
Und schenckt uns Zucker auf die Galle.

Nun gute Nacht, du treues Kind!
Es wird noch mancher saurer Wind
Mir kräftig in das Antlitz streichen;
Doch darum mache dir nicht Schmertz,
Dein Angedencken stärkt mein Hertz,
Und bleibt mein festes Hoffnungs-Zeichen.

## An Leonoren.

Gedenck an mich und sey zu frieden
Mit dem, was Glück und Zeit beschehrt;
Wir werden noch einmal geschieden,
Und scheinen solcher Prüfung werth.
Die wahre Treu erinnert dich:
Halt an, halt aus, und denck' an mich!

Gedencke der vergangnen Tage!
Wie manches Creutz, wie manche List,
Wie manche Lust, wie manche Plage
Bereits dadurch vergangen ist?
Gedenck an Altan, Hof und Herd,
Wobey sich dir mein Hertz erklärt.

Gedenck an unser Abschied-nehmen,
Insonders an die letzte Nacht,
In der wir mit Gebeth und Grämen
Die kurtzen Stunden hingebracht!
Gedenck auch an den alten Schwur,
Der dort aus deinen Lippen fuhr.

Gedenck an mich an iedem Morgen,
Und wenn die Sonne täglich weicht!
Gedenck an mich bey Fleiß und Sorgen,
Mein Bildniß macht sie süß und leicht!
Verletzt dich auch der Mißgunst-Stich;
Der beste Trost: Gedenck an mich.

Gedenck auch an die frohen Zeiten,
Die noch in Wunsch und Zukunfft sind!
Die Vorsicht wird uns glücklich leiten,
Bis Lieb und Treu den Kranz gewinnt.
Ein Augenblick vergnügter Eh
Bezahlt ein Jahr voll Angst und Weh.

Gedenck auch an mein heutig Küssen!
Es giebt der Hoffnung frische Krafft;
Es wird mein Warten trösten müssen;
Es nährt die alte Leidenschafft:
Doch denck auch endlich, liebst du mich,
Allzeit und überall an dich.

## Nikolaus Hieronymus Gundling.

Dieser gründlich gelehrte Polyhistor ward geboren zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg den 25. Februar 1671. Er studirte zu Altorf, Jena und Leipzig Theologie und widmete sich dann in Halle unter Thomasius der Jurisprudenz, wurde 1703 daselbst Doctor und Privatdocent, seit 1705 außerordentlicher und ordentlicher Professor der Beredsamkeit, des Natur- und Völkerrechts und starb als preußischer Geheimerath den 9. December 1729.

Von ihm erschienen:

Lobreden in Lunigs Reden großer Herren. Hamburg 1732. 12 Thle.

Historie der Gelahrtheit. Frankfurt und Leipzig 1734 — 1736 in 4. 5 Bde. Herausgegeben von Hempel. Die Fortsetzung davon ebendas. 1746 in 4.

Satyrische Schriften. Jena 1738.

Gundlingiana, Sammlung kleiner Schriften vermischten Inhalts. Halle 1751.

In seinen deutschen Schriften leistete G. nicht das, was man in Folge seiner vielen Kenntnisse und seiner geistigen Gewandtheit hätte von ihm erwarten können; sie sind steif und unbeholfen, oder matt, schwülstig und gesucht.

---

## Johannes Gottfried Gurlitt

ward den 13. März 1754 zu Leipzig geboren und auf der dasigen Thomasschule und seit 1773 auf der Universität zu dem gründlichen Philologen und christlichen Philosophen herangebildet, als welchen sein späteres Leben ihn zeigt. Durch den Abt Resewitz zu Klosterbergen bei Magdeburg erhielt er 1778 die Stelle eines Oberlehrers am dasigen Pädagogium, wurde 1780 Conventsmitglied und 1797 Rector desselben. Vorhergegangene Verdrießlichkeiten und die Aussicht auf eine größere Wirksamkeit vermochten ihn aber 1802 einem ehrenvollen Rufe als Direktor und erster Professor des Johanneums nach Hamburg zu folgen, wo er die ihm anvertraute Anstalt bald zu einer der blühendsten Deutschlands erhob, zum Professor der orientalischen Sprachen am academischen Gymnasium und 1806 von der Universität Helmstädt zum Doctor der Theologie ernannt wurde. Er starb daselbst allgemein verehrt den 14. Juni 1827.

Seine Schriften sind:

Maurerreden. Magdeburg 1785.
Geschichte der Philosophie. Leipzig 1785.
Abriß der Philosophie. Magdeburg 1788.
Biographie Winkelmanns. Ebendas. 1797.
Ueber die Mosaik. Leipzig 1798.
Allgemeine Einleitung in das Studium der schönen Künste des Alterthums. Magdeburg 1799.
Versuch über die Büstenkunde. Leipzig 1800.
Schulschriften. Magdeburg 1801.
Geschichte der Bettelmönchsorden. Hamburg 1823.
Spittlers Geschichte der Hierarchie und der Kreuzzüge. Ebendas. 1827, herausgegeben aus seinem Nachlasse von Müller.
Geschichte der Jesuiten. Ebendas. 1828.

Außerdem Uebersetzungen aus dem Catull, Pindar, Ossian u. s. w. und einzelne Schulreden, welche theils in Programmen, theils in seinen Schulschriften, in Zeitschriften u. s. w., theils einzeln herauskamen.

G. hat mehr durch mündliche Lehre und durch menschliches Beispiel im Leben als durch seine Schriften gewirkt, welche zum größten Theil nur gelegenheitliche Programme sind. Seine Reden zeichnen sich besonders durch Klarheit, Schärfe und Kraft aus. Er war ein vortrefflicher, wohlwollender, gründlich durchgebildeter, tiefgelehrter und freisinniger Mann, der in seiner Stellung überaus segensreich wirkte und eine große Anzahl bedeutender Schüler bildete, welche mit der innigsten nie ersterbenden Dankbarkeit sein Andenken ehren.

---

## Ulrich von Gutenberg, s. Minnesinger.

---

## Johann Christian Friedrich Guts-Muths

ward den 9. August 1759 zu Quedlinburg geboren, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt in den Wissenschaften unterrichtet, studirte von 1779 — 1782 zu Halle Theologie und Pädagogik und wurde dann Erzieher bei dem Leibarzt Ritter in Quedlinburg. Die Aufnahme von Ritters drittem Sohne in die Salzmannsche Anstalt zu Schnepfenthal erwarb ihm die Bekanntschaft und Gunst Salzmann's, der den ausgezeichneten Pädagogen in ihm erkannte, ihn als Lehrer für seine Anstalt engagirte und seit 1786 ihm besonders die Leitung der Gymnastik ausschließend überließ. Seitdem wirkte er noch, zum fürstlich Neuwiedischen Hofrath ernannt, durch Schrift und Beispiel höchst wohlthätig auf die physische Erziehung in Schnepfenthal und in ganz Deutschland, verlegte seinen Wohnort aber auf ein von ihm erkauftes Landgütchen im Dorfe Ibenhain bei Schnepfenthal, wo er sich 1797 verheirathete und am 1. Juni 1835 sein 50jähriges Lehrerjubiläum unter allgemeiner Theilnahme feierte.

Seine meist gymnastischen Schriften sind:

Gymnastik für die Jugend. Schnepfenthal 1793. 2. Auflage 1804.
Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend. Schnepfenthal 1796. 3. Auflage 1802.
Lehrbuch der Schwimmkunst. Weimar 1798. Zugabe zur Gymnastik.
Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen und die gesammte pädagogische Literatur Deutschlands. Gotha 1800 — 1819; dann unter verschiedenen Titeln bis jetzt fortgesetzt.
Mechanische Nebenbeschäftigungen für Jünglinge und Männer. Altenburg 1801. 2. Auflage. Leipzig 1816.

Handbuch der Geographie. Leipzig 1810. Neue Ausgabe 1818 u. 1819. 4 Auflage 1826.

Elementarbuch. Frankfurt 1814 und öfter.

Mit Gaspari, Hassel, Jacobi und Andern:

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Von ihm der 19. u. 20. Band. Weimar 1827 — 1830.

Deutsches Land und deutsches Volk. Gotha 1820 — 1828. 2 Thle. in 8.; von ihm der 1. und 2. Band. Gotha 1820.

Außerdem eine Menge kleinere Schriften über Turnkunst, Spiele und Beiträge zu Salzmanns Unterhaltungen und Reisen, welche theils in letztern, theils in vorgenannten Werken bereits mitgetheilt sind.

Gutsmuths Verdienste um eine bessere physische Erziehung der deutschen Jugend und besonders um eine günstigere Ausbildung ihrer körperlichen Fähigkeiten fanden allgemeine Anerkennung, schon lange vorher ehe dieser so wichtige Zweig der Pädagogik durch Zeitverhältnisse zur Parteisache geworden war und eben so gehässige Anfeindungen als eifrige und begeisterte Vertheidiger gefunden hatte. Seine geographischen Schriften haben ebenfalls großen Werth, indem sie mit ausgebreiteter Kenntniß und gründlicher Genauigkeit abgefaßt sind.

---

## Karl Gutzkow

ward am 17. März 1811 in Berlin geboren, besuchte das dortige Friedrichswerder'sche Gymnasium, wo er sich durch höchst glückliche Anlagen auszeichnete, und studirte dann Theologie und Philologie auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er den Preis für eine mythologische Abhandlung gewann. Im Winter 1831 verließ er Berlin, und lebte, einer Einladung Menzel's folgend, eine Zeitlang in Stuttgart; hier arbeitete er besonders für das Literaturblatt des Morgenblattes und gab die Briefe eines Narren an eine Närrin heraus. Nach Berlin zurückgekehrt, ward er daselbst Doctor der Philosophie und ging dann nach Heidelberg, um nochmals und zwar die Rechte zu studiren, so wie zu gleichem Zwecke später von dort nach München. Eine Sommerreise durch Oestreich und Oberitalien unterbrach diese Bestrebungen; er verweilte dann in Leipzig, Berlin, Hamburg und Frankfurt am Main, redigirte das Literaturblatt der Zeitschrift Phoenix und gab die bekannten Schriften heraus, welche ihm die Angriffe Menzels und die Untersuchungen der Regierungen zuzogen. Nachdem er zwölf Wochen zu Mannheim im Gefängnisse zugebracht, reiste er nach Frankfurt am Main, wo er sich vermählte und für's Erste häuslich niederließ. Das Verbot, welches von den Regierungen über seine Schriften ausgesprochen worden, ist zum Theil wieder aufgehoben.

Er gab heraus:

Forum der Journalliteratur. 1r Bd. 1 — 3. Berlin 1831.

Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg 1832.

Maha-Guru. — Geschichte eines Gottes. Stuttgart 1833. 2 Thle.

Novellen. Hamburg 1834. 2 Thle.

Nero. Stuttgart 1835. 2 Thle.

Oeffentliche Charaktere. Hamburg 1835. 1r. Th.

Soireen. Frankfurt 1835. 2 Thle.

Wally die Zweiflerin. Mannheim 1835.

Zur Philosophie und Geschichte. Hamburg 1836.

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Stuttgart 1836. 2 Thle.

Goethe, im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Berlin 1836.

Aufsätze in Journalen, Flugschriften u. s. w.

Wir haben bereits, zu einer Zeit, wo dieser kühne und reichbegabte Geist durch seine gewaltigen Angriffe auf das Bestehende die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, unsere Meinung über ihn ausgesprochen *) und wiederholen sie hier, da wir derselben im Ganzen durchaus treu geblieben sind, nur Weniges ändernd oder ergänzend. Gleich einem Springer im Schachspiele, der mit wenigen unregelmäßigen Sätzen das ganze Feld ästhetischer, politischer und ethischer Discussion durcheilt, erscheint Karl Gutzkow, ein Mann von reichen Kenntnissen aber wunderlicher Art, mehr rhetorisch als eigentlich poetisch producirend, da ihn das drängende innere Bedürfniß, neue unbetretene Bahnen in der Literatur zu brechen, irre führt, und ihn zu anscheinenden Verirrungen gegen die Sittlichkeit wie gegen das Schöne verleitet, welche subjectiv gewiß nicht aus unreiner Quelle, sondern aus dem Bewußtseyn der Kraft und des besten Willens entspringen, objectiv aber durchaus verwerflich sind. Ihm steht seine große Jugend im Wege, die ihn an ruhiger Prüfung hindert und ihn stets zu Uebertreibungen hinreißt, da sie ihm bei der Menge der Dinge, welche auf ihn einstürmen, keine Zeit gewährt, dieselben vollkommen in sich zu verarbeiten. Mit außerordentlicher Kühnheit, mit einem Muthe, der auf den ersten Anblick der Mehrzahl wie Frechheit erscheinen muß, mit einer unbegrenzten Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, wie gegen Andere, bekämpft er Alles, was ihm als Vorurtheil erscheint, und fast alles Bestehende erscheint ihm so. Seine Art Krieg zu führen wird um so verletzender, als er nirgends weder das von der Menge Verehrte, noch die Persönlichkeit des Einzelnen schont, und so in dem ruhigeren, still prüfenden Leser Mistrauen gegen seine Gesinnungen erregt, welche gewiß ursprünglich das Rechte und Gute wollen, aber bei dem Ungestüm Gutzkow's meist sich anders zeigen, als sie wirklich sind.

Gutzkow's größter Irrthum beruht darin, daß er Dinge, welche allein durch wissenschaftliche Untersuchung die Feststellung ihres Werthes oder Unwerthes finden können, in den Kreis der schönen Literatur hinüberzog und sie als Streitfragen, welche nie ganz erledigt werden, in Darstellungen des Lebens durch Bilder und Figuren erscheinen ließ. Dadurch verrückte er ihnen und sich selbst den einzig richtigen Standpunkt der Beurtheilung, indem er, was den wenigen wissenschaftlichen Forschern allein zugänglich seyn sollte, einem Publicum zuspielte, dessen größter Theil aus Unmündigen und Schwachen bestand, welche, unfähig ihn zu fassen und seine kühnen Behauptungen zu untersuchen, seine Leistungen entweder mit Abscheu von sich werfen oder wahnwitzig sich aneignen mußten. Hier gab es keine Mitte, und da die Zahl der Unreifen, Leichtsinnigen und liederlich Gesinnten, die statt religiöser oder philosophischer gründlicher Durchbildung, nur oberflächliche Halbheit einer falschen Lebensphilosophie besitzen, eine sehr starke war, so mußten die Regierungen eingreifen und den Verkauf dieses Giftes, so gut wie den einer jeden anderen schädlichen Substanz, welche in

*) S. Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts von D. F. Bran. Jena 1835. Octoberheft. S. 142.

den Händen Unerfahrener und Unberufener verderblich werden kann, strenge verbieten.

Fragt man wie es kommt, daß ein so scharfsinniger und reicher Geist sich so vergreifen konnte, so wird die Antwort dahin ausfallen müssen: Seine Jugend und die Zeit, in der er zum Bewußtseyn seiner Kräfte kam, tragen die Schuld. — Politische Studien führten ihn zur Literatur, die er eigentlich nicht um ihrer selbst willen cultivirte; sie mußte ihm als Vehikel dienen, seine Ansichten auszusprechen, und da der Glanz ihn blendete, vergriff er sich in den Mitteln.

Seine Erlebnisse und die Zeit werden ihn ruhiger machen. Er besitzt Alles, was man nur von dem glücklichsten Talente verlangen kann, und außerdem einen Reichthum an Wärme und Liebe, der aber vor seiner Heftigkeit und dem Hasse, mit dem er gegen seine sichtbaren wie unsichtbaren Gegner auftrat, in den Hintergrund treten mußte und sich nur dem schärferen Blicke offenbart. Der wahre Freund der deutschen Literatur, dem nie die Person, nur die Sache gilt, wird daher nimmer die Hoffnung aufgeben, daß Gutzkow, wenn ihn die Verhältnisse begünstigen, dereinst Ausgezeichnetes und Bedeutendes leisten werde, und falls dies nicht geschehen könne, stets der Ansicht seyn, daß das Vaterland einen großen Verlust in ihm zu beklagen habe.

---

## Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Franzisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüme entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bändern, dem Peruanischen Falbala, kostete mehrere Tausend Franks; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen, und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präzedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen. Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Rosa sich eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches er giebt, ist nicht einzig, aber doch selten. Die Geschichte sträubte sich immer, Männern, welche gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu leben, ein irdisches Portefeuille anzuvertrauen. Ich besinne mich in diesem Augenblicke nur auf König David, Arthur von Nordstern und Chateaubriand. Selbst Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Isai's, sang schon als Minister Sauls. Er vertauschte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verstand, im Palaste wie in den Höhlen der Gebirge so den Dichter mit dem Premierminister zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben ist, ob er mehr durch jenen oder diesen auf den finstern, tragischen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürsten „auf der Menschheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poesie kostete kein Studium, Alles war Instinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man selten auf solche, welche schon angeschossen waren. Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete sein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romantiker, den Tod. Der poetische Minister Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften versäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenossischer Dichter einen Tag, und Alles, was sich in einem Tage versäumen läßt, setzen muß. Dies hat unsre Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen Etwas, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was der schönste Begleiter einer dornenvollen Laufbahn ist, und auch einen Minister trösten kann, nach den sauern Stunden, welche eine Ständesitzung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn kostet. Warum soll dem ersten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum soll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll ihm überhaupt der Himmel verschlossen seyn? Die grausamen Franzosen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens reißen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen. Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Grananada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutsche zu seyn, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karls V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinands und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich früh die Seele an einen mächtigen Flügelschlag gewöhnen, so daß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war. Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthschaft hin. Das System der Reformen Karls III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge und Ehebrecher nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädischen Aufklärung, von dem philosophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundsätzen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht auftrat. Martinez warf sich in diesen Strom der Tendenzen und ließ sich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrung Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen, und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen. Die Cortes von 1805 traten zusammen, und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er sich zu irgend einer Nüance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredtesten Fürsprecher standen. Noch gab es keine Doktrinairs, noch hatte die Exaltation durch gescheiterte Plane sich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer übersteht, den Servilismus. Martinez reihte sich den glorreichen Rednern dieser Periode an, welche durch ihre glänzende Beredsamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwang. Die Restauration Ferdinands machte allen diesen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zersprengt, der Rückkehrende begrüßte sein treues Volk mit Schaffotten und Proscriptionen. Martinez de la Rosa

*) Aus: K. Gutzkow's „Oeffentliche Charaktere."

wurde nach der afrikanischen Küste verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er scheint sich während dieser Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag sich bemüht haben, Spaniens Schicksal in ein Resultat zusammenzufassen, und philosophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lascys Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konspiriren. Fesseln entnerven: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelnd von den politischen Kombinationen ab, und dichtete seinen Moranma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granada's, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach und weil er zwischen beiden Parteien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Muscheln am afrikanischen Strande aufliest; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Drama's ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo sie zum Siege seiner Partei unerläßlich ist, und haßt den Tumult der Masse. Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er, der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den constitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erste Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessessionen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem Göttlichen, wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgäbe, und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen besäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterstützte, und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer neulichen Sitzung der Prokuratoren ein zu frühes Geschenk waren. Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin pronunzirte politische Nüance gleichfalls allmählich aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Klubbs gerichtet, und als am 5. September 1820 diese Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garely und Toreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen;" ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der seine jetzigen Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch damals schon: Martinez distinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf die Phrase zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulair, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perser" bekannten meineidigen Deputirten, und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz Toreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Toreno's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Scenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichts destoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Physiognomie gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Kongreß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konspirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus, und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen, als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Direktorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als eine Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Hasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene besiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für seinen guten Willen zeugte. Er sandte seinen Freund Toreno (Toreno ist Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botschafterstelle zu übernehmen, und auf das Kabinet der Tuilerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marsan, die ultraroyalistische Coterie des Grafen Artois, und das Asyl aller spanischen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem französischen Gesandten Lagarde in Madrid, den man beschuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorschub zu leisten. Ja als das feindselige Benehmen der französischen Regierung, die Unterstützung, welche sie den Insurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete sich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechsel mit Martinez seine Pässe verlangt. Auch hielt der Minister darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dies ist der einzige energische Akt während seines Amtes, der aber am deutlichsten seine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entscheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an diesem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlassenen Cortes wurden vom Magistrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauses aus der französischen Revolution übernahm, ersetzt. Die aufrührerischen Garden mußten im Pardo nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana so zu nennen) das Gewehr strecken. Auch das Ministerium war gesprengt. Es ist kaum glaublich, daß dasselbe mit dem Aufruhre in Verkehr gestanden habe. Es war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. In der Nacht vom 7. zum 8 saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt, und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn verwünscht, und sich nach dem stillen Umgange mit den Musen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr; die siegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte anfangs die Minister für das Geschehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon gescheitert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage, und Martinez zog es vor, sich allmählich ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum Zweitenmale restaurirt. Die französischen Bajonnette setzten Ferdinand in ein plein pouvoir ein, das er auch zunächst gegen die Anhänger der Konstitution, die er so oft falsch beschworen hatte, in blutige und konfiskatorische Anwendung brachte. Martinez

de la Rosa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proscribirten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, welche immer politische Leiden am leichtesten vergessen machen. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Konspirationen aus, dichtete, ästhetisirte und sammelte seine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden sind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragischen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla schrieb, den Morayma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflektiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verschieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakespeare die Vorwürfe, welche vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetische Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klassiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und seine spätern Produkte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beispiel! Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird niemals mit sich zufrieden werden, und von seinem Nächsten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern sie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schaustücken der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müssen. Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem spanischen Horizonte weg. Die Herrschaft des Beichtstuhls wurde durch die des Alkovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das falsche Gesetz, und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich, und die am wenigsten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amnestie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten schon seine Exequien gehalten, er hörte mit scheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herrschaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Friede zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen, und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik übersprang. Es bildete sich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Ereigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt seyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizlo Munnoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen, und kriegerische Operationen unterzeichnen. Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizlo und Martinez in la Granja ein, sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Deuz willen. Dies ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat. Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Estatuto real ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juste Milieu abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war keine Garantie für ein mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, da ist nichts vergessen. Die Männer des Ringes, die Anilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt, und allgemein wird das gegenwärtige Ministerium doktrinär genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez würde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaschement; denn Toreno ist Martinez alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir sind am Ende unsrer Darstellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Deklamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie sind penibel, und verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinktion gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauben, und auf Dinge Werth zu legen, die die Untersuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn stürzen muß, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Diskurse. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für alles gleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa

hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Konvent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die Kammer nicht selber so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so vieler Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus des Ministers längst durchgefallen sein. Wir wissen auf die Länge nicht, was Martinez de la Rosa ohne Majorität für Spanien thun will. Es ist wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität gewesen sein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen; aber wird die Finanzfrage sich günstiger beantworten? Wird die Kammer in ihrer wahrhaft originellen, leidenschaftlosen Revolution fortschleudern, und nicht bald den Sturmschritt schlagen lassen? Wird endlich die Insurrektion, dieser unerträgliche Widerspruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maaßregeln ausgerottet werden müssen? Außerordentlicher Maßregeln ist das jetzige Ministerium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Bewaffnung kommen; denn Frankreich beweist, daß die Vendée ohne Nationalmiliz nicht getilgt werden kann. Diese praktische Freiheit aber kann Martinez de la Rosa, an die Freiheit der Koulissen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Palast der Regentin treten, das königliche Kind mit seinen Thränen benetzen, und dann die Olivenwälder von Granada aufsuchen, um in ihrem Schatten die flüsternden Laute der Natur zu belauschen, welche nur ein Dichter versteht.

# H.

## Herr Habart, s. Minnesinger.

## Johann Friedrich Haberfeld

ward geboren den 14. September 1770 in Sachsen und nach vollendeten Studien Pfarrer zu Neukirch in der Lausitz, von wo er 1806 als Superintendent nach Eckartsberga versetzt wurde. Seine Gelehrsamkeit und Rednergabe veranlaßten 1807 seine Berufung nach Eisenach, wo er den 6. April 1816 als Konsistorialrath und Generalsuperintendent starb.

Von ihm haben wir:

Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer. Leipzig 1800 und 1802. 4 Thle. in 8. Gemeinschaftlich mit dem Pfarrer P. F. A. Nitsch, von H. ist der 3. u. 4. Thl.

Baruch, oder über die Doxologien der heiligen Schrift. Leipzig 1806 in 8.

Predigten. Eisenach 1810 u. 1814. 2 Thle.

H. zeichnete sich vorzüglich als Kanzelredner durch die Innigkeit, Klarheit, Tiefe und echt christliche Milde, mit denen er in seinen Vorträgen das Wort des Herrn verkündete, sehr vortheilhaft aus, und wirkte, besonders in seinem letzten Amte, wo ihm ein größerer Kreis erschlossen war, höchst segensreich.

## Franz Dominikus Häberlin

ward den 31. Januar zu Grimmelfingen bei Ulm geboren und bildete sich auf den gelehrten Anstalten seines Vaterlandes und zu Göttingen für den academischen Lehrberuf. Nachdem er zu Göttingen Dr. der Philosophie geworden war und 1746 eine außerordentliche Professur der Philosophie erhalten hatte, folgte er 1747 einem Rufe nach Helmstädt als ordentlicher Professor der Geschichte, wurde dort Dr. der Rechte, Geheimer Justizrath und 1751 ordentlicher Professor des Staatsrechts. Er starb daselbst den 20. April 1787.

Er schrieb:

Allgemeine Weltgeschichte. Ein bloß das deutsche Reich betreffender Auszug aus dem englischen Werke. Halle 1767 — 1773 in 8. 12 Bde.

Entwurf der politischen Historie des 18. Jahrhunderts. Hannover 1746 u. 1748.

Entwurf einer pragmatischen deutschen Reichsgeschichte. Helmstädt 1763.

Neueste deutsche Reichsgeschichte. Halle 1774 — 1786. 21 Bde. in 8.

Fleiß, Kritik und Genauigkeit verliehen Häberlin's historischen Leistungen keinen geringen Werth, dagegen fehlt es seinem Styl durchaus an Kraft, Anmuth und Concision.

## Karl Ludwig Häberlin,

Sohn des als Geheimer Justizrath und Professor 1808 zu Helmstädt verstorbenen Karl Friedrich H., ward den 25. Juli 1784 zu Erlangen geboren und erhielt von seinem Vater den ersten gelehrten Unterricht. Nach zu Helmstädt vollendeten Studien 1808 bei dem dasigen westphälischen Friedensgerichte und 1809 am Tribunal angestellt, wurde er 1814 nach der Zurückkunft des Herzogs von Braunschweig zum Kreisamtmann von Hasselfelde ernannt, 1828 aber entlassen und im Gefängniß zu Gandersheim festgehalten, bis er in der letzten Zeit seine Freiheit wieder erhielt. Seitdem lebt er als Privatmann im Braunschweigischen.

Unter den Namen: Avenella, von Häfeli, Belani, Melindor gab er heraus:

- Die Harzreisen, oder Herrmann und Rosamunde. Leipzig 1815.
- Schriften. Braunschweig 1825 — 1832. 18 Thle. in 8. von Belani.
- Die Raubritter. Leipzig 1826. 3 Thle. in 8. — von Melindor.
- Scherz und Ernst auf einer Badereise. Ebendas. 1826. — von Melindor.
- Die Demagogen. Leipzig 1829. 2 Thle. — von Belani.
- Zwei Tage auf dem Brocken. Braunschweig 1830. — von Belani.
- Die Kreolin. Ebendas. 1830. 3 Thle. in 8. — von Belani.
- Räuberleben. Neuhaldensleben 1832. 2 Bde.
- Blutrache im Hause Anjou. 2 Thle. Ebend. 1832.
- Erzählungen. Braunschweig 1832.
- Galanterieen August's des Starken. Neuhaldensleben 1833.
- Der arme Joseph, Neuhaldensleben 1834.
- Romantische Erzählungen aus Portugal. Frankfurt 1834.
- Der Heimathlose. Frankfurt 1834.
- Der Geächtete, Frankfurt 1836.
- Liebe und Berufstreue. Breslau 1836.
- Tyrol 1809. 4 Bde. Leipzig 1837.

Auch nennt man ihn als den Verfasser der unter C. Niedmann's bald wirklichem, bald in Mandien" und „Niemand" anagrammatisirten Namen herausgekommenen Romane:

- Der Kaisermörder. Quedlinburg 1826 — Mandien.
- Heinrich der Löwe. Leipzig 1827 — 1828. 4 Thle. in 8. — Niedmann.
- Das Schicksalskästchen. Ebendas. 1827. — Derselbe.
- Napoleons Novellen. Ebendas. 1827. 2 Thle. — Ders.
- Memoiren des Herrn de la Folie. Braunschw. 1827. — Niemand.
- Saint-Hippolyt. Quedlinburg 1828. 3 Thle. — Mandien.
- Zilia. Ebendas 1828. — Derselbe.
- Krähwinkel wie es ist. Wolfenbüttel 1828. — Niemand.
- Der Jesuitenspiegel. Stuttgart 1828. 2 Thle. — Derselbe.

Ein fleißiger und phantasiereicher Romandichter, dessen Leistungen sich gewandter Erfindung, rascher und anziehender Darstellung, gelungener Charakterzeichnung und eines glücklichen Humors erfreuen. Würde er sich mehr sammeln und concentriren, so müßte es ihm ein Leichtes seyn, neben den Besten seiner Gattung einen hohen Rang zu behaupten, woran ihn jetzt die Flüchtigkeit, mit der er arbeitet, nothwendig hindern muß. Freilich mag sie wohl in den Verhältnissen ihre Entschuldigung finden.

## Johann von Habsburg, s. Meistersänger.

## Joachim Bernhard Nikolaus Hacker

ward den 11. November 1760 zu Dresden geboren und zu Grimma und Wittenberg wissenschaftlich gebildet, worauf er in seiner Vaterstadt eine Zeitlang eine Hauslehrerstelle bekleidete. Er wurde dann Doctor der Philosophie und 1786 Rektor und Diakonus in Gommern, 1790 Pfarrer zu Haseloff, 1796 zu Straacha, 1805 zu Brück und 1812 zu Zschepla, wo ihm zugleich die Adjunktur der Meißner Ephorie übertragen ward. Hier starb er am 4. October 1817.

Von ihm erschien:

- Geistliche Gesänge. Pirna 1783.
- Ueber die menschlichen Leiden. Dresden 1786.
- Die Aufklärung, Gedicht. Wittenberg 1783.
- Thanatologie, Leipzig 1795 — 1799. 4 Thle. 2. Ausgabe. 1819 ff.
- Jesus der Weise von Nazareth. Ebendas. 1800 — 1805. 2 Thle.
- Der Schulmeister Anton. Ebendas. 1809 — 1811. 2 Thle.
- Der Unsichtbare oder Menschenschicksale und Vorsehung. Ebendas. 1811. 2 Thle.
- Meine Vorbereitungen zum Tode, nebst der Jugendgeschichte des Verfassers von J. G. Trautscholo. Ebendaselbst 1818.

Ein nicht eben ausgezeichneter geistlicher Liederdichter, der zwar den besten Willen reiner Frömmigkeit, aber nicht die geistigen Mittel besaß, auf diesem Felde Bedeutendes zu leisten. Besser sind seine Erbauungsschriften, namentlich seine Thanatologie, in der sich viel Gutes findet.

## Johann Georg August Hacker,

ein Vetter des Vorigen, ward den 24. Januar 1762 zu Dresden geboren, studirte Philosophie und Theologie zu Wittenberg, wurde 1784 als Prediger und Katechet am Zuchthause zu Torgau, 1790 als Substitut und 1795 als wirklicher Garnisonsprediger in seiner Vaterstadt angestellt und 1796 zum zweiten, 1797 zum ersten Hofprediger daselbst ernannt, als welcher er am 21. Februar 1823 starb.

Er gab heraus:

- Morgen- und Abendgebete für Zuchthausgefangene. Torgau 1789.
- Abendmahlsreden. Freiberg 1801. 2 Thle. Neue Ausgabe 1810 — 1816.
- Ausführlichere Predigtentwürfe. Leipzig 1804 — 1813.
- Formulare und Materialien zu Amtsreden. Ebendaselbst 1806 — 1813. 6 Thle. Neue Ausgabe 1818.
- Kommunionbuch. Stuttgart 1812. Neue Ausgabe 1822.
- Religiöse Amtsreden. Leipzig 1816 — 1820. 6 Thle.

Ein ausgezeichneter Kanzelredner aus Reinhard's Schule, der sich durch klaren, lichtvollen und herzlichen Vortrag großen Ruhm erwarb.

## Meister Johann Hadlaub (Hadloub), s. Minnesinger.

## Johann Kaspar Häfeli

ward den 1. Mai 1754 zu Basadingen im Thurgau geboren und zu Zürich wissenschaftlich gebildet, woselbst er denn auch nach einem kurzen Vikariat zu Elsau 7 Jahre als Privatgelehrter lebte. 1784 brachte ihn ein Ruf als Hofkaplan nach Wörlitz, 1792 als Konsistorialrath nach Dessau und 1793 als 3. Prediger der Ansgariigemeinde nach Bremen. Nachdem er hier 1802 Professor am Gymnasium und 1804 zweiter Prediger an derselben Kirche geworden war, folgte er 1805 der Aufforderung des Herzogs von Bernburg und starb als Dr. der Theologie, Konsistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer zu Bernburg den 4. April 1811.

Seine Schriften sind:

Predigten und Predigtfragmente. Winterthur 1778 — 1783. 4 Bde.

Vermischte Predigten. St. Gallen 1784.

Drei Predigten über die Reformation. Leipzig 1790.

Predigten über den eigentlichen Grund und Zweck der göttlichen Gebote. Ebendas. 1794.

Die weise Benutzung des Vergangnen und der beste Entschluß für die Zukunft. Bremen 1801.

Ueber die christlich-protestantische Freiheit. Predigten. Ebendas. 1804.

Nachgelassene Schriften, herausgegeben von J. J. Stolz. Winterthur 1813 — 1815. 3 Thle.

Ein trefflicher Kanzelredner, der vorzüglich durch die Gewalt seiner Rede auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken strebte, und, durch einen äußerst blühenden Vortrag unterstützt, selten sein Ziel verfehlte.

## Christian Ludwig von Hagedorn.

Dieser Liebling der Grazien ward geboren zu Hamburg den 14. Februar 1712, genoß mit seinem Bruder eine treffliche Erziehung und wurde wie dieser eine Zeitlang ohne Ruhe vom Schicksal in der Welt herumgetrieben, bis er 1764 in Dresden eine Anstellung als Sächsischer Legationssekretär, Geheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunstacademien zu Dresden und Leipzig erhielt. Er starb daselbst den 24. Januar 1780 mit dem Ruhme eines rechtschaffnen gefälligen Mannes, und eines thatkräftigen und bei allen Talenten höchst bescheidenen Förderers der schönen Künste.

Wir haben von ihm:

Lettre à un amateur de la Peinture etc. Dresde 1755 in 8.

Betrachtungen über die Malerei. Leipzig 1762 in 8. 2 Thle. — von M. Huber ins Französische übersetzt.

Briefe über die Kunst von und an Ch. L. v. H., herausgegeben von! Baden. Leipzig 1797. gr. 8.

Außerdem noch Aufsätze, gründliche Recensionen u. s. w. in Almanachs und Zeitschriften seiner Zeit.

H. erwarb sich besonders durch seine Betrachtungen über die Malerei den Ruf eines eben so geschmackvollen als geistreichen Kunstkenners, dessen Schreibart lange als ein Muster des pittoresken Styls galt, bis man in späteren Zeiten einsah, daß diese Art und Weise doch eigentlich eine verfehlte, ein Zwitter von Poesie und Prosa zu nennen und, am wenigsten bei kritischen und speculativen Arbeiten anzuwenden sei.

## Friedrich von Hagedorn,

der ältere Bruder des Vorigen und Sohn des 1722 zu Hamburg verstorbenen königl. Dänischen Conferenzrathes und Residenten Hans Stats v. H., ward den 23. April 1708 zu Hamburg geboren und entwickelte unter dem Einflusse seines gebildeten und gelehrten Vaters, seiner vortrefflichen Mutter und der geschicktesten Lehrer früh den großen Reichthum seines Geistes. Besonders war es die Dichtkunst, welche ihn schon als Knaben unwiderstehlich anzog und um deretwillen er auf dem blühenden Hamburgischen Gymnasio, wohin ihn nach ihres Mannes frühem Tode seine von äußeren Unfällen sehr gebeugte Mutter gebracht hatte, unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer mit seltenem Fleiße die schönsten Erzeugnisse der Alten und Neuern studirte. Mehr als seinen Berufsstudien, den Rechten, gab er sich daher auch jenen Lieblingsgenüssen während seines 3jährigen Aufenthaltes in Jena hin und ging darauf 1729 als Privatsekretär des Dänischen Gesandten, Freiherrn von Söhlenthal, nach London. Nachdem er von hier, aus den angenehmsten Verhältnissen, über Brabant und Holland nach Hamburg zurückgekehrt war, zwang ihn die Täuschung in seinen schönsten Erwartungen, die Noth seiner Familie und der 1732 erfolgte Tod seiner Mutter, 1733 eine Sekretärsstelle bei dem sogenannten Englischen Court, einer im 13. Jahrhundert zu Hamburg gegründeten Handelsgesellschaft, zu übernehmen. Hierdurch erreichte er Sicherung seiner Bedürfnisse und behielt auch noch Muße genug, der Literatur, Dichtkunst und Freundschaft, welchen sein ferneres Leben bis zu seinem den 28. October 1754 erfolgten Tode hauptsächlich gewidmet war, zu leben. — Mit den ausgezeichnetsten unter sich harmonisch verbundenen Geistestalenten, einer lebhaften Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne und einem höchst ausgebildeten Geschmacke vereinigte H. wahre Humanität, die einnehmendste Bescheidenheit, Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit, die zarteste Mildthätigkeit und seltene Genügsamkeit. War daher sein Leben allseitig theuer, so empfanden auch nicht allein seine Freunde, sondern auch seine entfernteren Bekannten seinen Tod gleich schmerzlich.

Von ihm haben wir:

Versuche einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden. Hamburg 1729 in 8.

Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen. Ebendas. 1738 u. 1752. 2 Bde. in 8.

Sammlung neuer Oden und Lieder, in 5 Büchern. Hamburg 1747 in 8. 2. verm. Aufl. Ebendas. 1754. Mit Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen. 3. Aufl. Ebendas. 1756. 3 Thle. in 4

Moralische Gedichte. Hamburg 1750. 2. Aufl. Ebendaselbst 1752 u. 1753; enthält zugleich die erste Sammlung seiner Sinngedichte. 4. Ausgabe. Ebendaselbst 1771. gr. 8.

Lieder. Hamburg 1751. 2. Aufl. Ebendas. 1754, mit einer neuen Sammlung der Sinngedichte.

Sämmtliche poetische Werke. Hamburg 1756. 3 Thle. gr. 8. mit Vignetten (schlecht) und H's sehr ähnlichem Porträt. 2. Ausgabe. Ebendas. 1769. — Dieselben Ebendaselbst 1757. 3 Thle. in kl. 8. ohne Vignetten. 4. Ausgabe 1771. — Dann dasselbe als:

Poetische Werke, mit Lebensbeschreibung, Charakteristik und Auszügen seines Briefwechsels — von J. J. Eschenburg. Hamburg 1800. 5 Thle. in gr 8. Neueste wohlfeile Ausgabe. Ebendas. 1825.

Außerdem viele einzeln gedruckte oder in Zeitschriften u. s. w. (Hamburgischer Patriot, die Matrone, Poesie der Niedersachsen) enthaltene Schriften, welche in den vorgenannten Werken gesammelt sich finden.

Das treffendste und geistreichste Urtheil, das je über diesen liebenswürdigen und geschmackvollen, aber mehr talentreichen als genialen Dichter gefällt wurde, giebt der feinsinnige und belesene Bouterweck, in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. XI. S. 60 fgde. — Wir lassen es in seinen Hauptzügen hier folgen: Nachdem B. bemerkt hat, wie sich Hagedorn gleich seinem berühmten Zeitgenossen Haller durch Nachahmung englischer Muster zu bilden versucht und sich eben so fern von der phantastischen und witzelnden Manier der Hoffmannswaldauischen und Lohensteinischen Schule als von der nüchternen Reimerei der Gottschedianer gehalten und sogar später seine Jugendarbeiten, in denen er die niedersächsischen Dichter nachgeahmt, streng verworfen habe, fährt er fort: Die Klarheit, Leichtigkeit, Bestimmtheit und Feinheit der französischen Dichter schien ihm eben so nachahmungswerth, als die kräftige Natürlichkeit und die Gedankenfülle der englischen. Auf diese Weise bildete er sich selbst einen Geschmack, der zwischen dem französischen und englischen in der Mitte liegen sollte; aber bis zu Hallers selbstständiger Energie konnte er es nicht bringen, weil seine Poesie zu fest an seiner Lectüre hing und er überhaupt lieber mit kritischer Besonnenheit französische und englische Muster nachahmte, als aus sich selbst schöpfte. Originalität muß man daher bei Hagedorn nicht suchen. Aber die natürliche Heiterkeit seines Geistes theilte sich allen seinen Gedichten mit. Sie bewirkte, daß bei ihm die Moral, welcher er übrigens aufrichtig huldigte, nicht wie bei Haller, zur Unzeit und auf eine drückende Art in die Geschäfte der Poesie sich einmischt. — Das Verdienst, das Hagedorn sich um die deutsche Literatur erworben hat, beruht vorzüglich auf seinen Liedern, Epigrammen, Fabeln und Erzählungen. In seinen Liedern erscheint er ganz als Dichter der Freude und des Scherzes; und der war er von Natur. Da alle Schwärmerei, auch die schöne ihm gänzlich fremd war, konnten auch die Lieder, in denen bald sein Gefühl, bald sein Witz sich aussprechen, keinen sentimentalen Zug erhalten. An die Stelle schwärmerischer Liebe mit der sein heiterer Geist sich nicht vertrug, traten in seinen Liedern leichtere Gefühle, die das Leben verschönern, ohne es zu trüben. Die meisten derselben sind ihm eigen, aus der Natur, seinem Herzen und seiner Laune geschöpft. Seine lyrischen Scherze sind, wenn auch nicht überall ganz so fein, wie ein neuerer Geschmack es verlangt, doch feiner als Alles, was man von Geistesspielen dieser Art bis dahin in der deutschen Literatur gekannt hatte. — Hagedorn's Epigramme sind nicht gerade die witzigsten, aber in Sprache und Styl die correctesten, die damals in der deutschen Literatur zu finden waren. — Durch seine poetischen Erzählungen wurde in der deutschen Literatur endlich wieder eine Art von Gedichten hergestellt, die seit Hans Sachsen's Zeit den Deutschen beinahe fremd geworden war. Seine Fabeln sind größtentheils anderen Fabulisten nacherzählt, aber auch in einem so correcten und feinen Style, wie keine früheren in der deutschen Literatur. — Am Wenigsten glänzt sein Verdienst in der didactischen Poesie.

---

## Horaz.*)

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir gehn aufs Land. Die Tage sind schon heiter;
So wie anjetzt die Furcht der blinden Nacht
Ein heller Mond uns minder nächtlich macht,
Es herrscht das Licht, und alle Lüfte geben
Der frohen Welt das eigentliche Leben.
Die rechte Lust kömmt mit der Frühlingszeit.
Natur und Mensch sind voll Gefälligkeit.
Ihr unerkauften, unerfochtnen Freuden!
Sucht keine Pracht: die Pracht muß euch beneiden.
Des Daseyns Trost, das Recht vergnügt zu seyn,
Der Kenner Glück macht Lenz und Witz gemein.

Ja, auch der Witz! Die Einfalt kann nicht sehen;
Ihr lachen nicht die Thäler und die Höhen.
Sie hört auch grob, und in der Melodie
Der Nachtigall erschallt kein Ton für sie.
Wie schmeichelhaft und mit verjüngten Flügeln
Der Zephyr kühlt; wie auf begrasten Hügeln
Die Anmuth grünt; wie Pflanze, Staud' und Baum
Sich edler färbt: das alles merkt sie kaum.
Sie suchet nur die Schatten, wie die Herden,
Wann schwüle Tag' ihr unerträglich werden.

Wer denkt und schreibt, zumal der Dichter Chor,
Zieht Busch und Wald den schönsten Städten vor.[2])
Wie läßt sich dort, wenn wir noch das erwägen,
Der Freund der Stadt, dein Fuscus,[3]) widerlegen!
Hat nicht Tarent dir oft den Scherz gewährt,
Den du in Rom, selbst beym Mäcen,[4]) entbehrt?
Ein lautrer Fluß, der Auen und Gefilde
Befruchtend ziert, ward deiner Kunst zum Bilde,
Die stark und rein, ihr Feld erfrischt und schmückt,
Und Sprach' und Witz bereichert und beglückt.[5])
Du sahest oft an hoffnungsvollen Bäumen,
Um Rind' und Stamm, das Moos zu häufig keimen
Und dachtest dann vielleicht an ein Gedicht,
Und ließest ihm den fremden Anwachs nicht,
Den Ueberfluß, den wir nicht dulden sollen,
So ungern auch die Wörter weichen wollen.[6])

---

[1]) Aus: Friedrich von Hagedorn's Poetische Werke. 1. Th.

[2]) Scriptorum Chorus omnis amat nemus, et fugit urbes.
*Horat*. Lib. II. Ep. II. 77.

[3]) v. L. I. Ep. X. ad Fuscum Aristium.

[4]) Horaz nennet den Mäcen scherzhaft, *jocosum* L. V. Carm. III. 20. conf. J. H. *Meibomii* Maecen. Cap. V. p. 38.

[5]) At qui legitimum cupiet fecisse poëma,
— — — —
Vehemens et liquidus, puroque simillimus amni,
Fundet opes, Latiumque beabit divite lingua.
L. II. Ep II 109. 120. 121.

[6]) Audebit, quaecunque parum splendoris habebunt,
Et sine pondere erunt, et honore indigna ferentur,
Verba movere loco, quamvis invita recedant, etc.
ibid. v. 111.
ambitiosa recidet
Ornamenta. A. P. v. 447.

Mein Meyerhof! so mäßig wünschtest du,
Wann seh ich dich, in Stunden freyer Ruh,
Beym Schlaf am Bach, aus Büchern kluger Alten,
Vergessenheit der Mühe zu erhalten,
Der öftern Last, die in der Stadt mich drückt,
Und meine Lust in enger Luft erstickt?
Wann werd' ich mich in jenen kühlen Gründen,
An jenem Quell, verneuert, wieder finden? [1])

Arell [2]), der Filz, des Wuchers blasser Knecht,
Zieht auf das Land, vergnügt sich; aber schlecht.
So wie ein Sklav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht, als geht, wann wir sie von ihm nehmen.

Was sichtbar ist, sey nur dem Pöbel schön!
Die Geisterwelt entzücket den Menen. [3])
Wie Demokrit, [4]) vertieft er sich in Träume,
Sitzt in dem Wald, und sucht im Walde Bäume.

Nasidien, der Komus unsrer Zeit,
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,
Erreicht sein Gut, mit neun und zwanzig Gästen,
Wie in der Stadt, sich stundenlang zu mästen.

Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüthen Duft, der Blumen Reiz zu fühlen?
Nein; ungestört und vortheilhaft zu spielen.

Hephästion verläßt die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in sein Feld; das Feld ergetzt ihn wenig.
Allein warum? Dort sieht er keinen König.

Du bist es werth, der Landlust Freund zu seyn,
Horaz, mit dir hab ich den Trieb gemein.
Uneingedenk der Stadt und ihrer Sorgen,
Empfind' ich hier die Freyheit und den Morgen.
Wir bleiben hier, nun uns kein Schwätzer trennt,
Und Harvstehud' ist heute mein Tarent.

Oft gränzt die Lust, unwissend, an dem Leide;
Doch nicht allhier, doch nicht an jener Weide,
An diesem Fluß. Wohin mein Blick sich kehrt,
Ist alles schön, ist alles sehenswerth.
Verleiht der Glanz der unumwölkten Sonne
Auch Felsen Reiz und rauhen Bergen Wonne,
Wie sehr entzückt uns ihre holde Pracht,
Wenn sie, wie jetzt, das Schöne schöner macht,
Wenn, da sie sich den fetten Aeckern zeiget,
Der Hufner singt, und auch sein Vieh nicht schweiget!

Es war vorlängst der schattenreiche Wald,
Der Auen Schmelz, der Weisen Aufenthalt.
Wo wohnt so gern die Feindin banger Schranken,
Die Einsamkeit, die Mutter der Gedanken,
Wenn der Verstand, weil ihn kein Amt bezirkt,
Uneingesperrt und ungefesselt wirkt?

Wo Muße lehrt, wo Lust und Einfall reifen,
Verführt uns Nichts, voll Unruh, auszuschweifen.
Hier störet uns nicht der Geschäfte Ruf;
Hier lernet man, wie schön die Allmacht schuf;
Hier wird man, froh, von Wahn und Zwang entbunden,
Herr seiner Zeit, und König seiner Stunden.

Ein Thor eilt stets auf neue Wirbel los: [1])
Ein Weiser ist, auch in der Stille, groß.
Ein Thor bedarf der Aemter und Geschäfte:
Der Wand-Uhr gleich, giebt das Gewicht ihm Kräfte:
Sonst kaum bemerkt, von eignen Trieben leer,
Blieb er ein Thor; durch Würden wird er mehr.

Wie sehnt Servil sich nach Berufsbeschwerden,
Beträchtlicher und hochbestallt zu werden!

Was schützt das Zeug, das Battus täglich spricht?
Sein neues Amt, sein altklug Amtsgesicht,
Sein Heldenton, sein Recht zu höhern Stellen,
Des Scheinglücks Stolz, und dieses Stolzes Schellen.

Ja, Gelasin! dein Herz ist falsch und klein,
Und nur dein Stand zwingt dich, ein Mann zu seyn.
So stellt der Krieg die Feinde seiner Hitze,
Die Friedlichsten, recht an des Heeres Spitze,
Und Manchem wird das Ruder anvertraut,
Dem, viel zu früh, vor Wind und Wellen graut.

Vor Tausenden war Celsus zu beneiden:
Er hatte gnug zur Wohlfahrt und zu Freuden,
Nur nicht Verstand; und dieses Loos allein
Hat er noch jetzt mit tausenden gemein:
Jetzt, da der Hof den Titelknecht erhandelt,
Und seine Ruh in Müh und Rang verwandelt,
Ihm den Genuß zur Eitelkeit und Pracht,
Und seinen Schlaf zum kurzen Schlummer macht;
Ja, wann er sich zum milden Regen dränget,
Ihn mit dem Thau der Hoffnung nur besprenget.
O Sklavengeist, der sich mit Stolz verstrickt,
Heiß endlich groß! sonst warst du fast beglückt.

Glück und Genuß sind, in dem Mittelstande,
Zu klein dem Neid, und viel zu groß der Schande,
Und krönen den, der, dienstfrey und vergnügt, [2])
Der Väter Feld mit eignen Rindern pflügt,
Nicht leiht, noch borgt; nach Art der ersten Sitten
Der Hirtenwelt, die keinen Wucher litten,
Den nicht, zur Schlacht, die Kriegstrompete weckt,
Den keine Wuth erzürnter Meere schreckt.
Er hört den Zank nicht vor Gerichten bellen,
Er naht sich nie der Großen stolzen Schwellen.
Durch ihn vermählt, in einem trocknen Raum,
Die Rebe sich dem hohen Pappelbaum.
Er propft, er pflanzt, er freut sich seiner Triften.
Kein schnöder Wunsch wird seine Ruh vergiften.
Wie unschuldvoll ist, was ihn fröhlich macht!
Der Schafe Schur, der Vogelfang, die Jagd,
Die Taubenzucht, die Wartung seiner Bienen,
Das frische Bad, der stille Schlaf im Grünen.
An Kriegsgeräth besitzt er nur ein Zelt,
In welchem er mit Freunden Tafel hält.
Sein Vieh, sein Land, sein Garten giebt Gerichte,
Die Milch, den Fisch, den Braten und die Früchte,
Sein Weinberg Wein, den kein Verkäufer mischt,
Den ihm sein Knecht im nahen Bach erfrischt,
Im Teich, im Strom, wo Schley und Karpe springen,
Forell' und Schmerl durch Sand und Kiesel dringen,
Der Frösche Feind, der Krebs, geharnischt laicht,
Und, ganz vertieft, die bärtge Barbe streicht,
Und was er sonst bald mit beglückten Händen
Zu angeln pflegt, bald in der Netze Wänden
Gefangen führt, bald, wie den fetten Aal,
In Reusen lockt zum frohen Mittagsmahl.

---

[1]) O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licebit,
Nunc veterum libris, nunc somno, et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae?
L. II. Sat. VI. 60.

Illud iners quidem, jucundum tamen, *nihil agere, nihil esse.* *Plin.* L. VIII. Ep. IV.
—— prope rivum somnus in herba.
Hor. L. I. Ep. XIV. 34.
Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus. L. II. Sat. VI.
—— mihi me reddentis agelli.
L. I. Ep. XIV.

[2]) —— nam, si quis laudat Arelli
Sollicitas ignarus opes, etc.
L. II. Sat, VI. 78.

[3]) —— fecunda in gente Meneni.
L. II. Sat. III. 287.

[4]) Miramur, si Democriti pecus edit agellos
Cultaque, dum peregre est animus sine corpore velox.
L. I. Ep. XII. 12.

[1]) Hier erklärt mich Niemand besser, als Montagne, *L. III. Ch. X. de menager sa volonté*; und es dienen zu lebendigen Beweisen alle in gleichem Maaße unfähige und unruhige Personen, die nichts seyn würden, wenn sie nicht geschäftig wären.

[2]) v. L. V. Carm. II.

So kann er leicht auch der Muränʼ entbehren:
Ein Krassus nur betrauert sie mit Zähren.[1])
Er findet auch sein Birkhuhn ungemein,
Erstickt es gleich nicht in Falerner Wein.[2])
Den, der, beschwitzt, von seinem Jagdgaul steiget,
Reizt Hausmannskost, und was sein Kohlfeld zeuget.[3])
Dort schmeckt dir Brod, wie sonst kein Kuchen that,[4])
Denn alles schmeckt, wo man Bewegung hat.

Die, auf dem Land', an trägen Sitzen kleben,
Sind lächerlich in ihrem Pflanzenleben.
Insekten sind lebendiger, als sie.

So faul und schwach sind meine Dichter nie.
Dort schleicht Tibull durch die gesunden Haine:[5])
Hier schaufelst du durch Schollen und durch Steine.
Dein Nachbar gafft, und sieht, mit Lächeln, an,
Wie ein Poet so bäurisch graben kann.[6])

Da flehst du nicht, dein Gütchen zu vermehren:
O möchte mir der nächste Fleck gehören!
Es würde dann mein Acker schnurgleich seyn.
O räumtest du, Mercur, mir dieses ein!
O könnt' auch ich, durch Herculs Gunst und Fügen,
Wie jener Knecht, mir einen Schatz erpflügen!
(Der Kerl war schlau, als er den Geldtopf fand,
Erkauft' er sich das herrschaftliche Land.)[7])
Ein mäßig Feld, daran ein Garten schließet,
Ein steter Quell, der nah am Hause fließet,
Ein klein Gehölz war meiner Wünsche Zug.
Der Himmel gabs: ich habe mehr als gnug.
Nun fleh ich nur, durch würdiges Verwalten
Mir den Genuß des Glückes zu erhalten.
Hat noch kein Grif der Unersättlichkeit
Dieß dein Geschenk vergrößert und entweiht;
Lass' ich es nie, durch sträfliches Beginnen,
Durch eigne Schuld, vermindern und zerrinnen,[8])

Bin ich vergnügt und dankbar für mein Glück:
So zieh von mir nie deinen Schutz zurück,
So gieb Gedeihn;[1]) laß Acker, Weid' und Herden,
Den Witz nur nicht, sonst alles feister werden!

Du bist vergnügt, und, war dein Vater gleich
Nicht aus dem Rath, nicht angesehn, nicht reich,[2])
Kein Edelmann vom pontischen Gestade,
Kein Flavius, den des Lukullus Gnade,
Als Mithridat ihm kümmerlich entkam,
Am Leben ließ, und mit nach Welschland nahm;[3])
So lässest du dich nie den Vorwurf quälen,
Und würdest dir nur ihn zum Vater wählen.[4])
Als seinem Sohn ist vieles dir vergönnt.
Nun bringet dich ein Maulthier nach Tarent.

---

[1]) Fuit autem (*Sergius Orata*) aetate L. Crassi, qui quam gravis et serius habitus sit, etiam Cicero docet. Is tamen Crassus, vir censorius (nam cum Cn. Domitio censor fuit) cum supra ceteros disertus haberetur, essetque inter clarissimos cives princeps, tamen muraenam in piscina domus suae mortuam atratus, tanquam filiam, luxit. Neque id obscurum fuit, quippe collega Domitius, in senatu hoc ei quasi deforme crimen objecit; neque id confiteri Crassus erubuit, sed ultro etiam, si Dis placet, gloriatus est censor, piam affectuosamque rem fecisse se jactitans. *Macrobius*, Saturnal. L. III. Cap. XV.

[2]) Si vespertinus subito te oppresserit hospes,
Ne gallina malum responset dura palato,
Doctus eris vivam musto mersare Falerno.
Hoc teneram faciet.
*Horat.* Lib. II. Sat. IV. 17.

[3]) —— leporem sectatus, equove
Lassus ab indomito.
Lib. II. Sat. II. 9.
Quum labor extuderit fastidia, siccus, inanis,
Sperne cibum vilem. v. 14.
—— Tu pulmentaria quaere
Sudando. v. 20.

[4]) Pane egeo, jam mellitis potiore placentis.
Lib. I. Ep. X. 11.
Rure meo possum quidvis perferre patique etc.
Lib. I. Ep. XV. 17.

[5]) —— tacitum sylvas inter reptare salubres.
Lib. I. Ep. IV. 4.

[6]) Rident vicini glebas et saxa moventem.
Lib. II. Ep. XIV. 39.

[7]) Si veneror stultus nihil horum: O si angulus ille
Proximus accedat, qui nunc denormat agellum!
O si urnam argenti fors quae mihi monstret (ut illi,
Thesauro invento qui mercenarius agrum
Illum ipsum mercatus aravit, dives amico
Hercule!)
L. II. Sat. VI. 8 — 1.

[8]) Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,
Hortus ubi, et tecto vicinus jugis aquae fons,
Et paulum sylvae super his foret, auctius atque
Dii melius fecere. bene est. nihil amplius oro,
Maja nate, nisi ut propria haec mihi munera faxis:
Si neque majorem feci ratione mala rem,
Nec sum facturus vitio culpave minorem.
L. II. Sat. VI. 1 — 7.

---

[1]) — si, quod adest, gratum juvat: hac prece te oro,
Pingue pecus domino facias, et cetera, praeter
Ingenium. *) v. 12 — 14.

[2]) Nunc ad me redeo, libertino patre natum,
Quem rodunt omnes, libertino patre natum.
L. I. Sat. VI. 45.

pater — — macro pauper agello. v. 71.

Non ego me claro natum patre, non ego circum
me Satureiano vectari rura caballo,
Sed quod eram, narro. v. 58.

[3]) „Patrem habuit Horatius Flavium Flaccum, *ex generosa in Ponto stirpe* oriundum. Is Flavius in Mithridatis exercitu honestis stipendiis militabat; quo tempore rex Mithridates cum omnibus copiis fusus fugatusque est a L. Lucullo, apud Cabirae civitatem, A. U. C. 681. captusque est cum plerisque dignitate conspicuis, (quippe quibus solis parcendum praedixerat Lucullus, quum reliquos mactari captivos juberet) et Romam aliquanto post perductus, a quaestore Venusino inter servitia emtus est. Verum quum quaestor ex eleganti cultu egregiaque servi sui institutione suspicatus esset, magno eundem apud suos esse genere, idque tandem verum esse comperisset, liberum eundem esse jussit, ipsique paulo post filiam, quam habebat unicam, elocavit.“ *Du Hamel.* Sanadon, der diese Stelle anführet, setzet hinzu: Si l'on demande à ce commentateur la preuve d'une si rare découverte, il n'en produit point d'autre que l'ode *O navis, referent*, où il prétend que Flavius Flaccus appelle figurément son fils *Pontica pinus*, *sylvae filia nobilis*.

[4]) —— nam si natura juberet
A certis annis aevum remeare peractum
Atque alios legere ad fastum quoscunque parentes,
Optaret sibi quisque: meis contentus, honestos
Fascibus et sellis nollem mihi sumere.
L. I. Sat. VI. 92 — 96.

---

*) Man weiß, und es ist insonderheit von Baxter bemerkt worden, wie gewöhnlich es dem Horaz war, mit Dilogien zu spielen: als Lib. I. Sat. VIII. 35. cur non hunc *Regem* jugulas, welche Baxter, in seiner ersten Ausgabe, Dilogiam pestiferam nennet, Lib. II. Sat. I. 82. *mala* carmina, Lib. I. Ep. XIX. 28. *mascula* Sappho. Hier ist gar von drey Dingen die Rede, auf welche alle das *pingue* sich beziehet. Man wird im Deutschen schwerlich ein Wort finden, das, wenn es, wie in dieser Stelle, zugleich den Aeckern, den Herden und dem Verstande zugeeignet wird, von den beyden erstern eine gute, und von dem letztern eine schlechte Beschaffenheit hinlänglich zu erkennen giebt. Wollte man aber den Gedanken des Horaz, auf eine in unserer Sprache mögliche Weise, ausdrücken; so würden, nach dem Erachten eines Freundes, dessen Geschmack nicht geringer ist, als seine Gelehrsamkeit, vielleicht diese zwey Zeilen dazu dienen können:

Mach alles feist: laß Garten, Feld und Herden,
Nur nicht den Witz des Herrn, böotisch werden!

oder!

Nur nicht den Herrn im Witz böotisch werden.

„Das Land (Böotien) ist zum Theil bergigt, insbesondere das „eigentliche Aonien: das übrige ist niedrig und eben, und hat „an vortrefflicher Weide einen Ueberfluß; die Luft daselbst aber „ist so dick und nebligt, daß es Horaz (Epist. L. II. Ep. I. „v. 144.) für die Veranlassung gehalten, daß die Einwohner „berühmte Büffel **) gewesen.“ Die allgemeine Welthistorie, im fünften Theile, S. 65. v. Erasmi etc. Adagia: (Francof. 1670.) *Boeotica sus* p. 670. conf. p. 401. 402.

**) famous dunces.

Den Mantelsack schnürst du ihm auf den Rücken,
So wund ihn auch sein Herr und Bündel drücken.[1])
Der Aufzug ist für Edle viel zu schlecht,
Doch deinem Stand' und deinem Sinn gerecht.
Dir ist der Stat, auf deinen kleinen Reisen,
Gleichgültiger, als Seneka, dem Weisen,[2])
Und auch daheim, bey deinem irdnen Krug,
Sind Kichern, Lauch und Plinzen dir genug.[3])

Doch bist du Wirth an deinem Freudenfeste,[4])
So wählst du dir erkannte, gleiche Gäste,
Nur wenige, nur die sich gerne sehn.
O möchte doch Biber die Kunst verstehn!
Durch diese Kunst verbrüdern sich die Herzen:
Kein falscher Freund verräth von unsern Scherzen
Wort' oder Treu. Was man beim Weine spricht,
Muß heilig seyn, und dient für Klätscher nicht.
Soll einem Mahl nur Zwang und Ekel fehlen,
So muß Torquat zum Schaffer dich erwehlen.
Bey dir, wo nichts die Nase runzlicht macht,
Verlängert ihr, beredt, die Sommernacht:
Wo Reinlichkeit den Tisch bestellt und decket,
Kein Schmutz, kein Staub den Spiegelglanz verstecket,
Der Tischgeschirr und Trinkgefäße schmückt,
In welchen man sich, ungesucht, erblickt:
Wo Treu und Lust, ihr Bündniß recht zu schließen,
Falerner Wein[5]) in kleine Becher gießen.

So sehr, Horaz, es dir Vergnügen bringt,
Wenn Phyllis dir den schwarzen Gram versingt,[6])
Und doch dein Ruf, ein Lob, daß du gefallen,
Dir reizender, als alle Lieder, schallen.[7])
So giebt und nährt nur die Zufriedenheit
Dein schönstes Glück, das täglich dich erfreut,
Der Freiheit Frucht, die nur den Weisen rühret,
Der herrschen kann, und würdig sich regieret.[8])
Was in der Welt ist von so hohem Werth,
Als Freyheit ist, die jede Lust vermehrt?

Und ist nicht sie dem Golde vorzuziehen?
Wer knechtisch lebt, dem Mangel zu entfliehen,
Entbehret stets, im Kleinen, den Genuß.[1])
Wer immer wünscht, und folglich fürchten muß,
Heißt dir nie frey.[2]) Wird dich die Habsucht nagen,
So hat Arist Erlaubniß, dirs zu sagen:
Dein Auftrag wills.[3]) Es nimmt ein weiser Mann,
Der Lehren giebt, noch lieber Lehren an,
Jedoch kein Geiz darf deine Lust beschweren:
Dir ist es leicht, ihn männlich abzuwehren.
Den Werth des Glücks, das dir dein fruchtbar Feld,
Dein Wald, dein Bach, ohn' andrer Neid, erhält,
Kann kein Regent, kein König großer Staaten,
Kein Held im Sieg, und kein August errathen.[4])

Du bist vergnügt: dich liebet dein Mäcen.
Wer weiß, wie er, die Menschen einzusehn?[5])
Wer wählt so wohl? Dein Herz bleibt ihm ergeben,
Und solchen Freund willst du nicht überleben.[6])
Allein, so sehr der Großen Beyspiel rührt,
Und ihr Geschmack oft Klügere verführt,
So durftest du dir treu und ähnlich bleiben,
Und nicht mit ihm zu unnatürlich schreiben.[7])

Der ist beglückt, der seyn darf, was er ist,[8])
Der Bahn und Ziel nach eignen Augen misst,
Nie sklavisch folgt, oft selbst die Wege weiset,
Ununtersucht nichts tadelt und nichts preiset,
Und, wenn sein Witz zum Dichter ihn bestimmt,
Natur und Zeit zu seinen Führern nimmt.

Du bist vergnügt, und lehrest das Vergnügen,
Wie Dichter thun, die Geiz und Gram besiegen:
Denn ein Poet, den auch sein Herz erhebt,[9])
Beklagt das Volk, das nur nach Schätzen strebt.
Der Welt zur Lust, zum Dienst und Unterrichte,
Sinnt er auf nichts, als ewige Gedichte.
Er macht sich nicht durch Ränke, Zwist, Vergleich,
Als Mitgenoss', auch nicht als Vormund, reich,
Beruft ihn nicht Nasidien[10]) zu Schmäusen,
So weiß er auch, wie dein Ofell,[11]) zu speisen:
Und ficht er nicht achillisch in der Schlacht,
So ist er doch auf andrer Wohl bedacht.

---

[1]) —— nunc mihi curto
Ire licet mulo, vel, si libet, usque Tarentum,
Mantica cui lumbos onere ulceret, atque eques armos.
v. 104.

[2]) Interim hoc me iter docuit, quam multa haberemus supervacua, et quam facile judicio possemus deponere, quae si quando necessitas abstulit, non sentimus ablata. — — — Vehiculum, in quod impositus sum, rusticum est. Mulae vivere se ambulando testantur, mulio excalceatus, non propter aestatem. Vix a me obtineo, ut hoc vehiculum velim videri meum. Durat adhuc perversa recti verecundia. Quoties in aliquem comitatum lautiorem incidimus, invitus erubesco: quod argumentum est, ista, quae probo, quae laudo, nondum habere certam sedem et immobilem. Qui sordido vehiculo erubescit, pretioso gloriatur. Parum adhuc profeci: nondum audeo frugalitatem palam ferre: etiam nunc curo opiniones viatorum. *Seneca*, Epist. LXXXVII.

[3]) inde domum me
Ad porri et ciceris refero, laganique catinum etc.
L. I. Sat. VI. 117.

[4]) Haec ego procurare et idoneus imperor, et non
Invitus: ne turpe toral, ne sordida mappa
Corruget nares: ne non et cantharus et lanx
Ostendat tibi te: ne fidos inter amicos
Sit qui dicta foras eliminet: ut coeat par
Iungaturque pari.
L. I. Ep. V. ad Torquatum,
v. 21 — 26.

impune licebit
Aestivam sermone benigno tendere noctem.
L. I. Ep. V. v. 10.

[5]) Vina bibes iterum Tauro diffusa, palustres
Inter Minturnas Sinuessanumque Petrinum.
v. 4. 5.

[6]) Condisce modos, amanda
Voce quos reddas: minuentur atrae
Carmine curae.
L. IV. Carm. XI. ad Phyllidem.

[7]) —— famae, quae carmine gratior aurem
Occupet humanam.
L. II. Sat. II. 94.

[8]) Quisnam igitur liber? Sapiens, sibi qui imperiosus: etc.
L. II. Sat. VII. 83.

Animum rege, qui, nisi paret,
Imperat: hunc frenis, hunc tu compesce catena.
L. I. Ep. II. 62.

[1]) qui pauperiem veritus, potiore metallis
Libertate caret — — — — atque
Serviet aeternum, quia parvo nesciet uti
L. I. Ep. X. 39.

[2]) qui cupiet, metuet quoque porro;
Qui metuens vivet, liber mihi non erit unquam.
L. I. Ep. XVI. 65. (cf. Ep. VI.)

[3]) Laetus sorte tua vives sapienter, Aristi,
Nec me dimittes incastigatum, ubi plura
Cogere quam satis est, ac non cessare videbor.
L. I. Ep. X. 44.

[4]) Purae rivus aquae, sylvaque jugerum
Paucorum, et segetis certa fides meae,
Fulgentem imperio fertilis Africae
Fallit sorte beatior.
L. III. Carm. XVI. 29 — 32.

[5]) quia non ut forsit honorem
Iure mihi invideat quivis, ita te quoque amicum:
Praesertim cautum dignos assumere, prava
Ambitione procul.
L. I. Sat. VI. 49.

paucorum hominum, et mentis bene sanae.
L. I. Sat. IX. 44.

[6]) v. L. II. Carm. XVII.

[7]) v. *Meibomii* Maecenat. Cap. XXIII. p. 141.

[8]) Rarement un Esprit ose être ce qu'il est.
*Boileau*, Epitre IX. 74.

[9]) Vatis avarus
Non temere est animus: versus amat, hoc studet unum:
—— —— —— ——
Non fraudem socio, puerove incogitat ullam
Pupillo: vivit siliquis et pane secundo:
Militiae quanquam piger et malus, utilis urbi.
L. II. Ep. I. 120.

[10]) v. L. II. Sat. VIII.

[11]) v. L. II. Sat. II.

Denn ist es wahr, daß man durch Kleinigkeiten
Dem Großen hilft; und wer wird dieß bestreiten?
So bildet er der Kindheit zarten Mund,
Und macht ihr früh der Sprache Wohllaut kund,
Gewöhnt das Ohr, der Wörter Wahl zu lernen,
Im Ausdruck sich vom Pöbel zu entfernen:
Dann giebt er auch dem Herzen die Gestalt,
Durch treuen Rath, durch freundliche Gewalt.
Die Rauhigkeit der Sitten, die verwildern,
Den Neid, den Zorn weiß seine Kunst zu mildern.
Ein Dichter lehrt das menschliche Geschlecht
Der Tugend Reiz und ihrer Thaten Recht.
Ein Dichter stellt für Zeiten, die entstehen,
Exempel dar, den Mustern nachzugehen,
Erleichtert oft des Armen Last und Hohn,
Und mäßiget des Kranken Klageton. [1])
Die den Homer, wie du, mit Einsicht lesen,
Sehn, daß schon er ein Menschenfreund gewesen. [2])

Du bist es auch, und selbst Petrarch gestand, [3])
Wie sehr er sich durch dich veredelt fand.
Dein weiser Rath lehrt Vorurtheile hassen,
Erhellt den Witz, und macht das Herz gelassen.
Zufriedenheit besänftigt unsern Muth,
Und sie allein nennt jede Fügung gut.
Selbst im Palast, wie in beschilften Häusern,
Ist keine Zeit ihr golden oder eisern.

Du bist daher, in Rom und in Athen, [4])
Ein Aristipp, [5]) und nicht ein Diogen.
Den Größesten, [6]) den Schönsten [7]) zu gefallen
Die Gabe schenkt das karge Glück nicht allen.

Wie deren Ruhm die Ewigkeit gewinnt,
Die Weisen hold und Dichtern günstig sind,
So wird nicht der zum Thron der Ehre dringen,
Den Weise scheun, und Dichter nie besingen.

Doch was sie mehr als aller Beyfall ehrt,
Mein Freund Horaz, das ist ihr eigner Werth:
Mit eignem Werth, als einem Schirm umgeben,
Heißt jeder Tag dich, sonder Aufschub, leben. *)

Wann werd' ich einst, in unbelauschter Ruh,
Nicht so berühmt; nur so vergnügt, wie du?

## Phanias.

Es schreibt, mit leichter Hand, der leere Phanias,
Bey ungeduldgem Müßiggang,
Ohn' Achtsamkeit, Beruf und Zwang,
Ohn' Ordnung und Zusammenhang,
In eines Buchs Gestalt, geschwind ich weiß nicht was.
Ist dieß nicht stets erlaubt gewesen?
Er schreibt ja, wie die meisten lesen.

## Geschenke.

„Wer nur zu schenken hat, ist wie ein Edelstein:
„Wohin er sich auch kehrt, strahlt seiner Klugheit Schein." **)
Wie leicht ists Reichen, klug zu seyn!

## Vorzug dieses Jahrs.
### 1752.

Was nimmt jetzt ab? Das Silber und die Treue.
Was nimmt jetzt zu? Das Gold und der Verstand.
Nichts ist so wahr: nichts ist so sehr bekannt,
Und jeder Tag beweiset es aufs neue.
Unzählbar sind, zu unsrer güldnen Zeit,
Erleuchtete, beredte, theure Männer:
Selbst Jünglinge. Nicht die Erfahrenheit,
Die Zaubernde, schon die Natur verleiht
Statisten, Philosophen, Kenner.

## An Omphus.
### 1754.

Erdichte stets; man gönnt dir das Vergnügen.
Doch nur der Witz bringt der Erfindung Lob,
Du täuschest dich, statt andre zu betrügen.
Nimm Unterricht: dein Mährchen ist zu grob;
Beehre mich mit einer feinern Lügen.

## Rath.

Ihr, die ihr wagt, und stets geschäftig seyd,
Durch Vortheil reich, durch Knechtschaft groß zu werden,
Begebt euch ja des Vorzugs voll Beschwerden,
Den Geist, Geschmack und Wissenschaft verleiht,
Erhebet euch! doch nie in Witz und Wissen:
Witz bringt Gefahr, und Zweifel geben Qual.
O kenntet ihr die Sorgfalt edler Wahl;
Was würd' euch nicht verächtlich werden müssen?

---

[1]) Si das hoc, parvis quoque rebus magna juvari;
Os tenerum pueri balbumque poëta figurat:
Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem:
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae;
Recte facta refert; orientia tempora notis
Instruit exemplis: inopem solatur et aegrum.
v. 125 — 131.

[2]) v. L. I. Ep. II.

[3]) *Franciscus Petrarcha*, sui seculi vir doctissimus, dicere solitus est, se ex nullo poëta latino evasisse meliorem, quam ex *Horatio:* quod dictum *Lazarum Bonamicum* audivi mirifice praedicantem. *Georg. Fabricius*, in Praefat. Horatii, Francofurti, apud heredes Andreae Wechelii, editi 1600.

[4]) Vorzügliche Eigenschaften müssen, schon in Athen, den etwa drey und zwanzigjährigen Horaz gefällig gemacht haben, weil dort der strenge und philosophische Brutus den jungen Venusiner, quem tenues decuere comae, nitidique capilli, so lieb gewann, daß er ihn, obwohl nicht mit der glücklichsten Wahl, den würdigsten Obristen seiner Legionen an die Seite stellte. S. *Masson*, in vita Horatii, p. 45.

[5]) Er selbst erkläret cur sit Aristippi potior sententia.
L. I. Ep. XVII.
Omnis Aristippum decuit color, et status, et res,
Tentantem majora, fere praesentibus aequum.
22. 23.
Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor
Et mihi res, non me rebus submittere conor.
L. I. Ep. I. 18. 19.

Zwey Schriften machen dieses verständlicher; Aristippus Philosophus Socraticus, die in Halle, 1719, und Forresters Polite Philosopher, die in Edinburg, 1734, heraus gekommen ist. S. Bibliotheque Britannique, Tom. V. p. 206. 215.

[6]) Principibus placuisse viris, non ultima laus est.
L. I. Ep. XVII. 35.
Quicquid sum ego, quamvis
Infra Lucili censum ingeniumque, tamen me
Cum magnis vixisse invita fatebitur usque
Invidia.
L. II. Sat. I. 74.
Me primis urbis belle placuisse domique.
L. I. Ep. I. 23.

[7]) Quem scis immunem Cynarae placuisse rapaci.
L. I. Ep. XIV. 33. conf. L. I. Carm. XIII. 21.
Ipsum me melior cum peteret Venus,
Grata detinuit compede Myrtale
Libertina etc.
L. I. Carm. XXXIII. 13.

*) Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse: Vixi.
Lib. III. Carm. XXIX. 41.

mea
Virtute me involvo, probamque
Pauperiem sine dote quaero.
v. 54.

**) S. Sprüchw. Salom. XVII. 8.

### An Hygin, einen gesunden Alten.

Hygin, du bist von sechzig Jahren
Und nur im Kränkeln unerfahren.
Das Podagra, der Krampf, die Gicht
Verbittern dir den Steinwein nicht.
Dich kann kein Arzt zu Elixiren,
Zum Lebensöl, zum Salz verführen:
Macht er dir Aphorismen kund,
So lachst du, bist und bleibst gesund.
Ein andrer zähle seine Tage,
Und rechne nicht die Zeit der Plage,
Noch was vom Leben überhaupt
Schmerz, Krankheit oder Kummer raubt;
So scheinen ihm die Jahre minder:
Wir heissen alt, und sind noch Kinder.
Dem, der mir Nestors Dauer preist,
Und Priams Alter trefflich heisst,
Dem werd' ich nimmer Beyfall geben:
Nur die Gesundheit ist das Leben.

---

### Mops und Hektor.*)

Der beste Freund in unsrer Welt,
Mops, war mit Hektor auferzogen,
Und blieb ihm immer unverstellt,
Mit wahrer Hundetreu gewogen.

Ihm ging es recht nach seinem Sinn;
Wo Möpschen war, da gab es Freude;
Doch Hektor zog nach Norden hin,
Und fand Verfolgung, Frost und Räude.

Wahr ist es: Hektors Unverstand
Giebt Anlaß oft ihn zu verlästern:
Er ist zu munter, zu galant,
Und lebte dort bey keuschen Schwestern.

Kaum finden sich die Brüder ein,
Und seufzen brünstig an der Schwelle,
Vom Nachbar recht gehört zu seyn,
So übertäubt sie sein Gebelle.

Er wedelt, wenn den Andachtbund
Gebet und Wink und Kuß beleben!
Er wedelt! O der Höllenhund,
Der Unschuld Aergerniß zu geben!

Er nimmt sich endlich mehr in Acht,
Damit sein Thun unsträflich scheine.
Doch Hektorn drückt schon der Verdacht;
Er ist kein Thier für die Gemeine.

Bald soll ein wohlgewählter Stein
Den ungezognen Hund ertränken;
Nur ist die Strafe fast zu klein;
Der Hunger kann noch länger kränken.

Man stößt, und schlägt, und nennt ihn toll,
Zum Vorschmack härtrer Züchtigungen:
Doch alles dient zu seinem Wohl,
Und zielt auf nichts, als Besserungen.

Der Brüderschaft ergrimmte Zucht
Häuft täglich die gewohnte Tücke.
Zuletzt dringt ihn die Noth zur Flucht,
Und halberstarrt kehrt er zurücke.

Von Mopsen wird er kaum erkannt!
So dürftig kommt er angekrochen.
Allein, so bald er sich genannt,
Wird er aufs zärtlichste berochen.

Mops spricht: Mein Freund, du jammerst mich,
Ich werde dich zu trösten wissen,
Ich lebe hier fast königlich,
Mich mästen lauter Leckerbissen.

Madame giebt mir manchen Kuß,
Manch Schmätzchen, dem kein Nachdruck fehlet.
Mir kommen sie in Ueberfluß,
Dem Manne werden sie gezählet.

Wer will, was Höhere gewollt,
Dem wird die Ehrfurcht zum Ergetzen.
Mir sind die meisten Schönen hold,
Mich lieben zwanzig junge Betzen.

Mich lobt das ganze Haus; warum?
Ich kann die Treue klüglich üben:
Ich bleibe dem Geliebten stumm,
Und belle Bettlern oder Dieben.*)

---

### Der Hase und viele Freunde.

Wo soll man echte Freundschaft finden?
Das Lockwort klingt doch gar zu fein,
Und kann, die Herzen zu verbinden,
Der Anlaß schönster Hoffnung seyn.
Man pflegt den milden Stein der Weisen
Uns, als ein Wunder, anzupreisen.
Man lehrt, er mache mehr, als reich:
Fürwahr, ihm ist die Freundschaft gleich.

Ein jeder, der in diesen Jahren
Mir ohne Lachen widerspricht,
Ist glücklich, falls er nicht erfahren,
Wie oft man Treu und Glauben bricht.
Wird er den Vorzug nur erwerben,
In diesem süßen Wahn zu sterben;
So soll einst seines Grabes Stein
Der Welt ein seltnes Denkmal seyn.

Ein Häschen von beliebten Sitten,
Ein kleines Thier von schneller Kunst,
Erhielt durch Schmeicheln und durch Bitten
Verschiedner Thiere Lob und Gunst.
Die Hasen hatten ja vorzeiten
Weit mehr als jetzo, zu bedeuten.
Als keiner unsern Stutzern glich,
Da war auch keiner lächerlich.

Er wandte sich zu allen Freunden,
Um ihren Beytritt zu erflehn,
Den Hunden, seinen ärgsten Feinden,
Zu steuren, oder zu entgehn.
Man sprach: dein Leben zu erhalten
Soll unser Eifer nie erkalten;
Der deinem Balg ein Häutchen krümmt,
Dem ist von uns der Tod bestimmt.

Der muntre Hänsel ist zufrieden,
Und schätzt sich großen Hansen gleich.
Die Sicherheit, die ihm beschieden,
Vertauscht er um kein Königreich.
Ihn will so mancher Beystand schützen.
Was darf er nun in Aengsten sitzen?
Nein, unter vieler Starken Hut
Fehlt es auch Hasen nicht an Muth.

Er lebet ohne Noth und Sorgen,
So unverzagt, als ungestört,
Weil sich mit jedem schönen Morgen,
Mit jedem Thau sein Frühstück mehrt.
Sein rascher Lauf verläßt die Wälder,
Durchstreift die Triften und die Felder,
Wo in beglückter Sicherheit
Ihn Gras und Laub und Frucht erfreut.

Wie oft vergällt erwünschte Stunden
Verhaßter Stunden Ungemach!
Ein Jäger eilt mit schlauen Hunden
Der Spur des armen Hänsels nach.
Hier ist kein Freund, ihm jetzt zu rathen:
Er fährt, er läuft durch Busch und Saaten,
Er drückt sich oft, so gut er kann;
Doch alle Hunde schlagen an.

---

*) Fr. v. Hagedorn's poet. Werke. Th. II.

*) Der Beschluß dieser Fabel enthält zum Theil den Gedanken des du Bellay, in seiner bekannten Grabschrift eines Hundes; Latratu fures excepi etc. welche von A. Arnauld verändert, aber nicht verbessert worden. S. die *Menagiana*, im dritten Theile der parisischen Auflage, (von 1729.) p. 268. 270. und was hierüber in den *Ducatianis* T. II. p. 267. 268. angemerkt worden.

Er rennt, und setzt durch Forst und Stege;
Sein Absprung aber hilft ihm nicht.
Doch endlich kömmt, auf einem Wege,
Sein Freund, das Pferd, ihm zu Gesicht.
Er sagt: dieß tolle Hetzenreuten
Scheint meinen Tod mir anzudeuten.
Doch nimmt mich nur dein Rücken auf,
So spürt kein Stöber meinen Lauf.

Das Pferd versetzt: Mein Herr, ich sehe
Des Unfalls Größe noch nicht ein.
So mancher Freund ist in der Nähe,
Und jeder wird behülflich seyn.
Die Treu erleichtert Müh und Bürde;
Sie wissen, wie ich dienen würde:
So aber wohnt nicht weit von hier
Ein ungleich stärkrer Freund, der Stier.

Er eilt durch Heide, Busch und Hecken,
Und fleht den Stier um Rettung an.
Der spricht: Ich will nur frey entdecken,
Warum ich dir nicht helfen kann.
Du kennest meiner Freundschaft Triebe;
Jedoch die Freundschaft weicht der Liebe.
Dort läßt sich meine Schöne sehn.
Du mußt zu jener Ziege gehn.

Die Ziege hört des Hasen Klagen,
Mit angenommner Traurigkeit,
Und hält, ihm alles abzuschlagen,
Sich zu der Ausflucht schon bereit.
Sie meckert: Dich jetzt aufzunehmen,
Wird jenes Schaf sich bald bequemen.
Dir ist ja seine Gutheit kund.
Mir, leider! ist der Rücken wund.

Der Arme flieht mit bangen Schritten,
Sucht, und erreicht das ferne Schaf,
Das, unbewegt bey seinen Bitten,
An Furcht den Flüchtling übertraf.
Es klagt: Vor Feinden dich zu schützen,
Wird meine Schwäche wenig nützen.
Ich zittre ja so sehr, als du;
Doch eile jenem Füllen zu.

Das sprach: Wenn wir jetzt Beystand hätten,
So trotzt' ich gerne die Gewalt.
Ich bin zu jung, dich zu erretten;
Und mein Herr Vater ist zu alt.
Ich sehe schon die Hunde kommen:
Nur frischen Muth und Lauf genommen!
Doch, wenn dein Tod uns trennen soll;
Geliebter Hänsel, fahre wohl!

---

## Der Falk.

Wem ist dein Ruhm, dein Vorzug unbekannt,
Hetrurien, der Künstler Vaterland,
Wo die Natur, das Auge zu entzücken,
Recht finnreich ist, Berg, Thal und Busch zu schmücken,
Und Wahl und Kunst, durch edelmüthgen Fleiß,
Der Schöpferin klug nachzuahmen weiß?
Der Arno sah hier sonst an seinem Schilfe
Den Pan voll Muth und Nymphen ohne Hülfe,
Und noch erblickt sein reizendes Revier
Der Schönen Schar und Lieb' und Lust mit ihr.

Dort, in Florenz, verehrte man vorzeiten
Ein schönes Weib, voll Stolz, und Trefflichkeiten.
Es war nur sie dem Wunder aller Welt,
Der Venus gleich, die Cosmus *) aufgestellt.
Sie war es nur, die Aller Sehnsucht übte,
Geliebet ward, und keinen wieder liebte:

*) Die mediceische Venus stand ehemals im mediceischen Pallaste zu Rom, von wo sie, zu Zeiten des Pabstes Innocenz XI. auf des Großherzogs Cosmo III. Befehl, nach Florenz gebracht, und in dem kostbaren Zimmer, La Tribuna, aufgestellet worden. S. Keyßlers Reisen, im ersten Theile, S. 499.

Frau Silvia, *) für die so manche Nacht
Der Stutzer Volk geseufzet und gewacht,
Und, schlief es ja, mehr als ihr Ehegatte,
Zum langen Traum nur sie gewünschet hatte.

An Zärtlichkeit und an Verehrung glich
Kein Einzlger dem edlen Friederich. **)
Nicht nur sein Gut, er hätte selbst sein Leben,
Um einen Kuß, bezaubert, hingegeben.
Er wußte wohl, das Geld erkauft den Sieg
Unzweifelhaft, sowohl in Lieb', als Krieg,
Sprengt Schlösser auf, kann Wall und Burg ersteigen,
Wiegt Wächter ein, macht Knecht und Mägde schweigen,
Und wiederum, schnell wie das Spiel sich dreht,
Den Knecht, die Magd verführerisch beredt.
Nichts lockt so sehr von Allem, was wir kennen;
Nichts auf der Welt ist freundlicher zu nennen.
Avidien! ***) dir lacht in der Natur
Nichts, als das Geld: sonst alles lächelt nur.
Nichts gleicht, für dich, an Liebreiz, und an Freude,
Dem Sonnen-Erz, der besten Augenweide.
Doch Friedrich war kein Avidien:
Nur Silvia war ihm auf Erden schön.
Er glaubte sich glückselig im Verschwenden,
Für Silvien auch Alles aufzuwenden.
Allein umsonst, wie viel er auch erfand;
Ein trockner Kuß auf Handschuh oder Hand,
Ein kurzer Dank, womit sie ihn beehrte,
Der ihren Stolz durch Pracht und Knechtschaft mehrte,
Ein karges Lob, ein seltner Seitenblick,
Das war sein Lohn, das war sein ganzes Glück.

So ward er arm, weit früher, als er dachte,
Weil er noch stets aus Hufen Barschaft machte.
Dieß Rittergut und jenes Markisat
Versilberten noch immer seinen Staat;
Doch nur ein Jahr. Anselmo, sein Verwalter,
Ist insgeheim sein jüdischer Erhalter,
Kauft einen Hof; bar, doch für halbes Geld,
Zu diesem Hof' ein großes Ackerfeld,
Zu diesem Feld' ein Vorwerk, und die Pflege,
Die Fischerey, die Jagd, und das Gehäge,
Und, weil Pandolf, ein Wechsler, Vorschuß thut,
Zum vorigen das Schloß, das Rittergut,
Der Erbschaft Kern. Sein Herr läßt sich betriegen,
Und jedes Gut in fremde Hände fliegen.
Die Lieb' ist schlau; allein sie rechnet schlecht,
Und gegen sich ist sie oft ungerecht,
Sie sammlet nicht. Die milde Kunst zu lieben
Gleicht nie der Kunst, die Xenophon beschrieben. †)

Für Friederich verblieb nur dreyerley:
Ein Pferd, ein Falk, und eine Meyerey.
Sonst hatt' er nichts, als taube, falsche Freunde.
Die Freunde gieb, o Himmel, meinem Feinde!
Doch, Himmel, nein! so hab' ich nie gehaßt,
Und diesen Fluch hat nicht mein Herz verfaßt.
Kein einziger war willig, ihm zu dienen.
Sie ließen ihn, als einen Baum, vergrünen,
Der Schatten gab, dem man noch helfen kann:
Ihm half man nicht, ihn sah man nicht mehr an.
Ein Tischfreund sprach: Er ist recht zu beklagen;
Der andre: Ja! das wollt' ich eben sagen.
Der dritte schwieg, und jeglicher vergaß,
Was er zuvor allein in ihm besaß,
Der, wenn er nur der Freunde Mangel wußte,
Voll Ungeduld, ihn hilfreich heben mußte,
Der jeder Kunst, der Tonkunst, Poesie,
Und Malerey, weit mehr als Lob verlieh,
Und Silvien, zum Vortheil vieler Leute,
Turniere, Ball und Lustbarkeiten weihte.

*) Monna Giovanna, beym Boccaz und Sansovin: Madame Clitie beym La Fontaine.

**) Un giovane chiamato *Federigo* di Messer Philippo *Alberighi*, in opera d'arme et in cortesia pregiato sopra ogn' altro donzel di Toscana. *Boccaccio*, Giorn. V. Nov. 9. Istoria del Decamerone scritta da D. M. *Manni* (in Firenze, 1742.) P. II. c. LII. p. 363.

***) —— Avidienus,
Cui Canis ex vero ductum cognomen adhaeret etc.
*Hor.* Sat. II. 2.

†) Die Haushaltungskunst.

Wie hätten sonst Stand, Jugend, Aufwand, Pracht
Ihm in Florenz die Schönen hold gemacht!
Sie gönnten nicht der Silvien ihr Glücke.
Der Wink zur Lust, die Sprache schlauer Blicke,
Der Seufzer Ruf, der schmeichelhafte Scherz
Verfolgten ihn, und buhlten um sein Herz.
Doch ward sein Herz von keinem Reiz bemeistert;
Es ward allein von Silvien begeistert.
Was er gedacht, empfand, und hört', und sah,
Und sprach, und schrieb, ward alles Silvia.
In diesem Wahn und eingenommnen Sinnen
Sah er sein Gut, wie lockern Schnee, zerrinnen,
Der sternend glänzt, das Auge blendend rührt,
Doch allgemach in Tropfen sich verliert.
So mußt' er bald der schönen Markisaten,
Die er besaß, bey neuer Noth, entrathen,
Und, weil die Reih' auch bald die Grafschaft traf,
So floh die nach; nun war er nicht mehr Graf.
Wie kränkt' ihn das! Die Wollust stolzer Ohren,
Des Namens Schmuck, der Titel ging verlohren.

In Frankreich ist Markis von hohem Ton,
In Welschland Graf, und anderswo Baron.
So heißt man gern: auch lernet diese Namen
Manch Bürgerkind, auf Reisen, nachzuahmen;
Daher ihm auch die Wirthin und der Wirth
Gehorsamst dient, und, sich zum Vortheil, irrt.

Der Silvia Gemahl und Herr und Hüter
Hatt' um Florenz viel angestammte Güter,
War reich und groß; und Friedrichs Göttin nahm
Nichts von ihm an, wenn er zu opfern kam.
Es war ihr Herz zu edel, zu erhaben.
Sie duldete den Geber, nicht die Gaben,
Und stellt' ihm nur den steten Aufwand frey,
Den öftern Ball, die öftre Mummerey,
Das Ritterspiel, das rauschende Gepränge,
Der Ehrenmahl' und Freudenfeste Menge,
Womit er ihr Geburts- und Namenstag,
Und manchen mehr, stolz zu verschönern pflag.
Doch auch kein Kuß vergnügte seine Triebe.
Er ist und bleibt ein Märtyrer der Liebe.
Die Hoffnung selbst versüßt nicht sein Bemühn.
Er muß nunmehr die Meyerey beziehn.
Er muß die Stadt, den Sitz gewohnter Freuden,
Er muß auch sie, die er vergöttert, meiden.
Betrübter Trost, daß ihn ein Dach versteckt,
Ein Dach von Rohr, das halb sein Haus bedeckt,
Das wüste Haus, wo in der Mauer Ritzen
Ein Marder wirst, und Kauz und Eule sitzen,
Und Licht und Tag, grausamer als die Nacht,
An jeder Wand nur Elend sichtbar macht!

Hier wohnt er nun; beschämt, daß seine Treue
Sein Unglück ist; doch immer ohne Reue.
Er klagt nur sich, nur sein Verhängniß an,
Daß Silvia ihn nimmer lieb gewann.
Er klaget nur, daß er so stolz gewesen,
Zur Schönen sich die Schönste zu erlesen.
Er hatte hier, im öden Aufenthalt,
Ein greises Weib von widriger Gestalt,
Von trägem Dienst, voll Husten, Gicht und Jammer:
Die Küche glich der leeren Speisekammer.
Im alten Stall stand traurig und allein
Ein gutes Pferd, doch nicht von Knochen fein,
Und unterm Dach saß einsam, auf der Stange,
Sein edler Falk. Dem war im Hühnerfange
Kein andrer gleich. Mit dem ritt er ins Land,
Und opferte dem Gram, den er empfand,
Manch Rebhuhn auf, als ob es büßen sollte,
Daß Silvia ihn nicht erhören wollte.
So lebte hier der gute Friederich,
Durch eigne Schuld, verlassen, kümmerlich,
Und stets verliebt. Der Unmuth, der ihn plagte,
Stieg mit zu Pferd, und trieb ihn, wann er jagte.
Sein zärtlich Herz war seine größte Qual.

Indessen starb der Silvia Gemahl,
Und hinterließ nur einen Sohn zum Erben,
Ein schwaches Kind, und, sollte der versterben,
So hatt' er sie im Testament bedacht,
Und diesem Sohn zur Erbin sie gemacht.
Sie wollte nun, um ruhiger zu leben,
Sich auf das Land und in ein Schloß begeben;
Von Friedrichs Hof lag es fünf hundert Schritt;
Und nahm dahin den kleinen Junker mit.
Dort wird er krank. Was sie erleiden müssen,
Da Arzt und Tod ihr ihren Herrn entrissen,
Traf nicht so sehr ihr eheliches Herz,
Als dieses Weh, und ihres Söhnchens Schmerz.
Den ganzen Tag sitzt sie vor seinem Bette,
Und forscht, und fragt, was er doch gerne hätte,
Ob dieß? ob das? was ihrem Kleinen fehlt?
Was er zur Lust, was er zur Speise wählt?
Sie will sich gern nach seinem Sinn bequemen.
Er weigert sich, was sie ihm giebt, zu nehmen.
Er weist es ab, schreyt, lärmt, ist nimmer still.
Nur jener Falk ist was er haben will.
Sonst will er nichts. Seit dem man ihm erzählet,
Daß dieser Falk noch nie den Raub verfehlet,
Daß er so scharf von Aug' und Klauen*) sey,
Sonst lustig, zahm, nicht falsch, nicht menschenscheu,
Seit dieser Zeit war es einmal geschehen,
Daß er ihn selbst und seinen Herrn gesehen,
Der dieses Kind an seinen Busen drückt,
Und einen Kuß, durch ihn, der Mutter schickt.
Den Falken nun, den will er, und sonst keinen.
Sonst ruht er nicht: sonst kann er nichts, als weinen.
Die Mutter seufzt. Sie wußte freylich wohl,
Wie sehr man oft den Kindern fügen soll.
Doch kann sie sich, ja darf sie sich entschließen,
Den Friederich um etwas zu begrüßen,
Das ihn vielleicht oft vor dem Hunger schützt,
Das Einzige, das er zur Jagd besitzt,
Das Einzige, was ihm das Glück gelassen?
Hat er nicht Recht, nunmehro mich zu hassen?
Erwies ich ihm, als er sich mir geweiht,
Nur mich verehrt, die mindste Dankbarkeit?
Wie kann ich nun ihm unter Augen gehen?
Wie, unbeschämt, um seinen Falken flehen?
Ich, deren Stolz ihn in sein Elend stürzt,
Ihn, dessen Noth gewiß sein Leben kürzt!
Doch kann mein Sohn nicht sterben, und nicht leben.
Ich soll, ich muß ihm diesen Falken geben.
Wie quält er sich! er schlummert keine Nacht,
Als bis man ihm zum Falken Hoffnung macht.
Es sey gewagt! mein Freund läßt sich erbitten:
Ich kenne ja sein Herz und seine Sitten.

Am nächsten Tag', als nur der Morgen scheint,
Eilt sie zum Hof, und sucht den treuen Freund,
Und findet ihn in seinem kleinen Garten.
Er war bemüht, die Sprößlinge zu warten.
Sie geht zu ihm, unangemeldt, hinein.
Bald sieht er sie. Wie kann es möglich seyn,
Spricht er entzückt, daß ich dich hier verehre?
Ich glaub' es kaum, da ich dich seh', und höre.
So bin ich dir doch heute nicht verhaßt!
O nein, mein Herr! zu dir komm ich als Gast. . . .
Als Gast? zu mir? Erblicke mit Erbarmen
Den Liebenden, den Flüchtling, und den Armen,
Und höhn' ihn nicht. Was hat dich hergebracht?
Denn dein Besuch war mir nicht zugedacht. . . .
Mein Freund, du irrst. Das will ich dir beweisen.
Ich bleibe hier, und kam, mit dir zu speisen . . . .
Was hätt' ich wohl! an allem leid' ich Noth.
Was tisch' ich auf? . . . Wie? Hast du denn kein Brod?
Versetzte sie. Gleich geht er aufzusuchen,
Ob noch vielleicht ein guter Honigkuchen,
Ob frisches Speck, ein unverächtlich Ey,
Ob etwas sonst zum Mahl vorhanden sey.
Da flieget ihm sein schöner Falk entgegen,
Sein treuer Falk. Ohn' alles Ueberlegen
Erwürgt er ihn, rupft ihm die Federn aus,
Und hackt ihn klein, und eilt, und läuft durchs Haus.
Selbst ist der Mann; er selbst will alles holen.
Doch wird der Tisch der Alten anbefohlen.
Ihr Herz verwünscht den plötzlichen Besuch!
Doch langt sie bald das Tisch- und Tellertuch,
Mit Wahl, hervor, setzt in das Zimmer Mayen,
Pflückt Quendel ab, die Tafel zu bestreuen,
Holt Rosmarin; dem wird der Majoran,
Die Ringelblum', und mehr hinzugethan.

---

*) Sonst heißt der Fuß des Falken und des Habichts bey den Falkeniern Hand, und sie nennen seine Klauen Finger.

Man sitzt, man ißt; und, um ihn zu verbinden,
Scheint Silvia hier alles schön zu finden.
Noch kein Gericht hat ihr so gut geschmeckt.
Warum sie kam, wird ihm nach Tisch entdeckt.

Vergönnst du mir, mich dir zu offenbaren?
Wo fang' ich an? Wie weiß ich fortzufahren?
Ich fordre dir, mit Unrecht, alles ab,
Was noch bisher dir Trost und Freude gab.
Doch könntest du die Mutterliebe kennen,
Du würdest mich beklagenswürdig nennen.
Erbarme dich! Ach Freund, betrachte nur
Die Regungen der Pflicht und der Natur.
Mein Sohn ist krank; ihn nagt ein innrer Kummer,
Der seltsam ist, und raubt ihm Kraft und Schlummer:
Denn dieser Sohn, mein einzig Kind, erstirbt,
Falls nicht mein Flehn den Falken ihm erwirbt;
So heftig ist sein einziges Begehren.
Du seufzest schon; ach glaube meinen Zähren.
Ach hätte mir mein langer Widerstand,
Mein spröder Stolz nicht ganz dein Herz entwandt!
Dein edles Herz! doch wolltest du ermessen. . .

Der Falk ist hin: du hast davon gegessen,
Spricht Friederich; und seine Herrscherin
Fragt ihn bestürzt: Was hör ich? ist er hin?
Der Arme sagt: ach hätt' ich dir, mein Leben,
Vergieb diß Wort, dafür mein Herz gegeben!
Zum Unglück nur treibt mich mein Schicksal an:
Ich soll nichts thun, das dich gewinnen kann,
Dich, Silvia. Dir etwas vorzusetzen,
War dein Geheiß, und ward mir zum Ergetzen.
Ich suchte nach: ich sah den Boden leer,
Und auch mein Falk fand kaum noch Aetzung mehr.
Ihn würgt' ich ab, gleichgültig, ohne Reue:
Ihn opfert' ich der Schönheit, und der Treue.
Wie? seufzest du? Ist etwas uns zu werth,
Wenn die erscheint, die unsre Brust verehrt?
Doch hör' jetzt auf, die deinige zu quälen.
Es soll dir nicht an einem Falken fehlen.
Ich schaff' ihn dir von starkem Muth und Flug.

Die Wittwe sagt: o nein; es ist genug!
Du giebst mir jetzt das größte Liebeszeichen,
Mein bester Freund! Es mag mein Sohn erbleichen,
Der Himmel mag ihn länger mir verleihn;
So dank' ich dir. Kehr' oftmals bey uns ein.
Versprich es doch: versprich es, bald zu kommen.
Du wirst gewiß erkenntlich aufgenommen.
Sie reicht ihm selbst die Rechte lächelnd dar,
Die weisse Hand, die sonst so furchtsam war.
Nun darf er sich mit tausend Küssen rächen.
Sein Mund verstummt, und seine Thränen sprechen.

Der kranke Sohn folgt bald dem Vater nach.
Der zweyte Tag fand ihn geschröpft und schwach,
Der dritte todt; und, über sein Erblassen,
Will Silvia sich gar nicht trösten lassen.
Allein der Bund der Liebe mit der Zeit
Ist viel zu stark für ihre Traurigkeit.

Nicht bloß aus Dank; auch weil ihr Herz ihn wählet,
Wird Friederich mit Silvien vermählet.

---

### Der verliebte Bauer.*)

Rühmt mir des Schulzens Tochter nicht;
Nein, sagt nur, sie ist reich.
Im ganzen Dorf ist kein Gesicht
Der flinken Hanne gleich.
Dis Mensch gefällt, auch ungeputzt,
Ich sag' es ohne Scheu,
Trotz mancher, die in Flittern stutzt;
Sie sey auch wer sie sey.

Wie frey und weiß ist ihre Stirn
Und roth und frisch ihr Mund!
Wie glatt der Haarzopf meiner Dirn
Und ihre Brust wie rund!
Ihr Aug' ist schwarz wie reifer Schlee:
Schier komm' ich auf den Wahn,
Wann ich ihr lang' ins Auge seh,
Sie hat mirs angethan.

Ihr wißt, wie wir im Rosenmond
Die Mayen hier gepflanzt;
Da ward der Füße nicht geschont,
Da hat sichs gnug getanzt.
Des Schaffers Tenne knarrte recht,
Wir schäkerten uns satt,
Der Hüfner Heins und Hans, der Knecht,
Und Hartwig aus der Stadt.

Den Vorreihn, Nachbarn, ließ man ihr:
Flugs rief sie mich herbey.
Beym Element! wie flogen wir
Nach Kilians Schallmey.
Wenn Hanne nur in Schaukeln schwebt,
Wie muthig steigt ihr Schwung!
Und wenn sie sich im Tanzen hebt,
Wie schön ist jeder Sprung!

Allein beym Kehraus glitschte sie;
Doch ich ergriff sie stracks,
Und dafür sah ich auch ein Knie,
Das war so weiß als Wachs.
Des Pfarrers Muthe schimpft' aus Neid
Und zwackte mich gar an.
Ich sprach: Mensch, laßt mich ungeheyt
Und kneipt den Leyermann'.

Mein Liebchen ging mit mir ins Feld:
Ich half ihr übern Zaun.
Da hab ich mich nicht mehr verstellt,
Sie war bey guter Laun.
Wir lagerten uns drauf ins Gras
Wie Nachbarskinder thun;
Doch ich empfand, ich weiß nicht was,
Das ließ mich gar nicht ruhn.

Gnug, daß sie mich ihr Bübchen hieß,
Mir Hand und Guschel reicht'
Und mir ein saftig Schmätzchen ließ,
Dem auch der Most nicht gleicht.
Ihr schmunzelt? Denket, was ihr wollt.
Glaubt, daß sie euch nur neckt,
Und daß ihr nicht erfahren sollt,
Was Hannens Mieder deckt.

Die Edelfrau ist zart und fein;
Mein Mensch ist wohl so schön.
Sollt' ich nur ihr Leibeigner seyn,
Den Dienst wollt ich versehn.
Ihr, die ihr gern was neues wißt,
Das euch die Ohren kraut,
Hört, was ihr alle wissen müßt:
Sie ist schon meine Braut.

Der Herr Magister merkt schon was;
Bring' ich den Decem hin,
So fragt er mich ohn Unterlaß,
Ob ich verplempert bin?
Und wann sie in die Kirche tritt,
So singt er, glaubt es mir,
Noch weniger als sonsten mit,
Und schielt und gafft nach ihr.

Die Hochzeit soll auch bald geschehn,
Noch vor der Ernte Zeit.
Da sollt ihr manchen Luftsprung sehn,
Der Leib und Seel erfreut.
Die ganze Dorfschaft komme mir,
Sie soll willkommen seyn;
Und ich versprech' euch Kirmißbier
Und guten Firnewein.

---

*) Fr. v. Hagedorn's poet. Werke, Th. III.

---

### Der Morgen.

Und lockt die Morgenröthe
In Busch und Wald.
Wo schon der Hirten Flöte
Ins Land erschallt.
Die Lerche steigt und schwirret
Von Lust erregt;
Die Taube lacht und girret,
Die Wachtel schlägt.

Die Hügel und die Weide
Stehn aufgehellt,
Und Fruchtbarkeit und Freude
Beblümt das Feld.
Der Schmelz der grünen Flächen
Glänzt voller Pracht,
Und von den klaren Bächen
Entweicht die Nacht.

Der Hügel weiße Bürde,
Der Schafe Zucht,
Drängt sich aus Stall und Hürde
Mit froher Flucht.
Seht, wie der Mann der Herde
Den Morgen fühlt,
Und auf der frischen Erde
Den Buhler spielt!

Der Jäger macht schon rege
Und hetzt das Reh
Durch blutbetriefte Wege,
Durch Busch und Klee.
Sein Hifthorn giebt das Zeichen;
Man eilt herbey;
Gleich schallt aus allen Sträuchen
Das Jagdgeschrey.

Doch Phyllis Herz erbebet
Bey dieser Lust!
Nur Zärtlichkeit belebet
Die sanfte Brust.
Laß uns die Thäler suchen,
Geliebtes Kind,
Wo wir von Berg und Buchen
Umschlossen sind!

Erkenne dich im Bilde
Von jener Flur!
Sey stets, wie dieß Gefilde,
Schön durch Natur;
Erwünschter als der Morgen,
Hold wie sein Strahl;
So frey von Stolz und Sorgen
Wie dieses Thal!

### Die verliebte Verzweiflung.

Gewiß, der ist Beklagens werth,
Den seine Göttin nicht erhört,
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß fast immer schlaflos seyn,
Und weinen, girren, winseln, schreyn,
Sich martern, und dann sterben.

Grausame Laura! rief Pedrill,
Grausame! die mein Unglück will,
Für dich muß ich noch heut' erblassen.
Stracks rennet er in vollem Lauf
Bis an des Hauses Dach hinauf,
Und guckt dort in die Gassen.

Bald, als er Essen sah und roch,
Befragt' er sich: Wie! leb' ich noch?
Und zog ein Messer aus der Scheiden.
O Liebe! sagt' er, deiner Wuth
Weih ich den Mordstahl und mein Blut:
Und fing an — Brod zu schneiden.

Nach glücklich eingenommnem Mahl
Erwägt er seine Liebesqual,
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flasche Wein,
Und läßt, des Giftes voll zu seyn,
Sich noch die zweyte reichen.

Hernach verflucht er sein Geschick,
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und schwört, nun soll die That geschehen.
Doch, ach! was kann betrübter seyn!
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,
Der Schemel will nicht stehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt: Wer sich erstickt, der spart,
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen.
Drauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh,
Kriecht in sein Bett und deckt sich zu,
Und schläft bis an den Morgen.

## Friedrich Gustav Hagemann

ward 1760 zu Oranienbaum geboren, widmete sich der Bühne und betrat dieselbe zuerst 1785 bei der Großmann'schen Gesellschaft zu Hannover, dann ward er Mitglied des Theaters zu Altona und später zu Breslau, wo er, unverbürgten Nachrichten zufolge, noch als Privatmann leben soll.

Er gab heraus:

Franz von Sassenheim und Adelheit v. Baar. Lübeck 1785.
Vermischte Gedichte. Leipzig 1788
Kleine Stücke für die deutsche Schaubühne. Lübeck 1784.
Neue Schauspiele. 2 Thle. Eisenach 1792—1810.
Neuester Beitrag zum deutschen Theater. Breslau 1810.

Davon einzeln:

Die Eroberung von Valenciennes. Hannover 1793.
Die Favoritin. Breslau 1801.
Der Fremdling. Hannover 1793.
Friedrich von Oldenburg. Hannover 1794.
Zwei Vorspiele: Die Georgsinsel; So opfern Herzen. Hannover 1791.
Die Hessin. Hannover 1794.
Ludwig der Springer. Hannover 1793.
Die Luftkugel. Hamburg 1784.
Die Martinsgänse. Eisenach 1798. N. A. 1804.
Der Maitag. Schwerin 1793.
Otto der Schütz. Kassel 1791. N. A. 1794.
Der Rekrut. Hamburg 1783.
Die Rothköpfe Breslau 1801.
Seliko und Berissa. Eisenach 1798.
Der Todtenkopf. Breslau 1801.
Vetter Paul. Eisenach 1810.
Der Weihnachtsabend. Eisenach 1798.
Die glückliche Werbung. Hannover 1793.
Der Fürst und sein Kammerdiener (erschien anonym). Schwerin 1792.
Leichtsinn und gutes Herz. Wismar 1791. (gleichfalls).
Profit das neue Jahr. Lübeck 1784 (gleichfalls).

H's dramatische Leistungen wurden zu ihrer Zeit nicht ungünstig aufgenommen, da es ihm nicht an Bühnenkenntniß fehlte, und er besonders durch äußere Hülfsmittel namentlich in seinen Ritterschauspielen auf die Masse zu wirken verstand. Später wandte er sich dem Familiengemälde zu, fand aber nicht dieselbe Theilnahme und nur einige seiner Lustspiele und Possen, die mit derber Laune und nicht ohne Witz ausgestattet waren, haben sich etwas länger erhalten; im Ganzen gehört er jedoch nur zu den mittelmäßigen Naturen, welche das Talent besitzen, Zeit und Gelegenheit zu benutzen und ephemeren Beifall zu gewinnen.

## Johann Gottfried Hagemeister

ward 1762 zu Greifswalde geboren und studirte nach beendigter Schulbildung in seiner Vaterstadt und zu Halle, vorzüglich Philologie, lebte seit 1783 als Privatgelehrter zu Berlin und bekleidete dort auch eine Zeit lang ein Amt am Schindlerschen Waisenhause. Hierauf erhielt er 1788 das Rektorat am Gymnasium zu Anklam, ward 1797 Konrektor und starb daselbst den 4. August 1807.

Seine meist dramatischen Schriften sind:

Die Jesuiten, Schauspiel. Berlin 1787.
Die Vorurtheile und Der Prüfstein, 2 Schauspiele. Ebendas. 1787.
Schauspiele. Berlin 1791—1795 in 8.
Johann von Procida, Schauspiel. Ebendas. 1791 in 8.
Das große Loos, Lustspiel. Ebendas. 1791.
Dramaturgie für Berlin und Deutschland. Berlin 1792, 2 Bde. in 8.
Woldemar, Schauspiel. Ebendas. 1793.
Römische Dichtungen. Ebendas. 1794, in 8.
Das Gelübde, Trauerspiel. Ebendas. 1795.
Der Prüfstein für Künstler, Schauspiel. Ebendas. 1795.
Der Tod des Pausanias, Trauerspiel. Ebendas. 1795.
Gustav Wasa. Ebendas. 1795. Neue Ausgabe. Ebendas. 1802. 2 Thle. in 8.
Scenen aus der portugiesischen Geschichte. Ebendas. 1795.
Die Uhren und Minos von Kreta, Lustspiel. Ebendas. 1795.
Don Juan de Braganza, historisches Gemälde. Ebendas. 1796. 2. Ausgabe Ebendas. 1802. in 8.
Der Graf aus Deutschland. Ebendas. 1802.
Waldemar, Markgraf von Schleswig. Ebendas. 1802,

Lebhafte Einbildungskraft, Streben nach dem Höheren und gewissenhafter Fleiß in der Ausführung des Einzelnen zeichneten namentlich seine ersten Leistungen aus und man hegte die schönsten Hoffnungen von diesem emporstrebenden Talent, das sich jedoch in der Form seiner dramatischen Werke, da es hier eine Mittelart von poetischer Prosa gewählt hatte, vergriff. H. zog sich indessen sehr bald von aller Oeffentlichkeit zurück und starb früh. — Als seine gelungensten Arbeiten sind die beiden Schauspiele: die Jesuiten und Johann von Procida, zu betrachten.

---

## Friedrich Heinrich von der Hagen

ward den 19. Februar 1780 zu Schmiedeberg im Brandenburgischen geboren und im Lyceum zu Prenzlau wissenschaftlich erzogen. Als Student der Rechte zu Halle von den Vorträgen des genialen Wolf über die Humaniora besonders angezogen und für die Literatur der deutschen Vorzeit gewonnen, widmete er seine nun folgenden Reisen vorzüglich diesen Studien. Zurückgekehrt, bekleidete er bei dem Berliner Stadtgericht, später der Kammer, die Stelle eines Referendar's, gab aber 1806 in Folge der damaligen Wirren im preußischen Staate, dieses Amt auf, und privatisirte seitdem in Berlin, bis er 1810 als Dr. der Philosophie und außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur daselbst angestellt wurde. 1811 kam er als ordentlicher Professor und Bibliothekar an die Universität zu Breslau, wurde aber 1824 in gleicher Eigenschaft nach Berlin zurückgerufen, und lebt hier in thätigster Wirksamkeit.

Er gab heraus:

Der Niebelungen Lied. Berlin 1807; und dasselbe in der Ursprache. Ebendas. 1810. 3. Aufl. 1820.
Lieder der ältern Edda. Ebendas. 1810.
Narrenbuch. Halle 1811.
Die Eddalieder. Berlin 1814.
Nordische Heldenromane. Ebendas. 1814—1820, 5 Bde. in 8.
Das Buch der Helden. Berlin 1816, erster Theil.
Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit. Breslau 1816.
Irmin. Breslau 1817.
Die Niebelungen und ihre Bedeutung. Ebendas. 1819.
Briefe in die Heimath. Ebendas. 1819—1821. 4 Thle. in 8. m. Kupfern.
Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls, Arthurs, der Tafelrunde u. s. w. Ebendas. 1820—1823, 2 Thle. in 8.
G. von Straßburgs Werke. Berlin 1823, 2 Thle.
Denkmale des Mittelalters. Ebendas. 1824.
Erzählungen und Mährchen. Prenzlau 1825 und 26. 2 Bde. in 8.
Tausend und ein Tag. Prenzlau 1826, 10 Thle.

Mit seinen Freunden: Büsching, Docen, Hundeshagen, Primisser, Habicht und Schall:

Sammlung deutscher Volkslieder. Berlin 1807.
Altdeutsche Gedichte des Mittelalters. Berlin 1808—1820, 2 Thle. in 4.
Das Buch der Liebe. Berlin 1809.
Museum für altdeutsche Literatur und Kunst. Ebendas. 1809 u. 1810, 2 Thle.
Literarischer Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie. Halle 1812.
Sammlung für altdeutsche Kunst und Literatur. Breslau 1812.
Der Helden Buch, in der Ursprache. Berlin 1820—1824, 2 Thle.
Tausend und eine Nacht. Breslau 1825 ff. 15 Thle. in 8.

v. d. H. erwarb sich durch seine umfangreichen, gründlichen und scharfsinnigen Arbeiten außerordentliche Verdienste um die nähere Kenntniß der deutschen mittelalterlichen Literatur und deren Verbreitung. In seinen eigenen Schriften hat er sich von jeher als ein Mann von Geschmack und Geist bewährt. — Seit einer Reihe von Jahren mit der Herausgabe der deutschen Minnesinger beschäftigt, wird er durch dieses Werk, das sich allmählig seinem Schlusse nähert und nächstens vollendet seyn dürfte, seinen Leistungen die Krone aufsetzen.

---

### Der Heilige drei Königs-Abend. *)

Um den Niederrhein, wo die heiligen drei Könige endlich ihre Ruhestatt und stäte Verehrung fanden, im dadurch hochbegünstigten Köln, ward auch ihr fröhliches Fest unter mancherlei geselligen Lustbarkeiten und Spielen begangen; wie annoch wohl hie und da geschieht, oder erneut wird, seitdem ihre durch die Revolution gestörte Ruhe hergestellt ist.

Zu diesem Tage hatte sich vor mehren Jahren auch in dem Dorfe Etterbek unweit Brüssel, bei einem wohlhabenden Landmanne eine fröhliche Gesellschaft Männer und Frauen jedes Alters versammelt, und nach dortiger Gewohnheit war durch das Loos jeder Person eine Rolle zugetheilt, welche sie für den

*) Aus: Fr. Heinr. von der Hagen's Erzählungen und Mährchen. Prenzlau 1825.

Abend durchführen sollte. Der König mußte Alle bewirthen, und beherrschte sie dafür. Alle hatten sich ihren Rollen gemäß kostumirt, meist travestirt. Da war der Narr neben dem Könige, das Kind neben dem weisen Rathe, der Schlächter neben dem Doktor, der Aufschneider neben dem Koche, der Vogt neben dem Bruder Liederlich, der Prahler mit dem Zahler, der Knauser mit dem Mauser; ja bis zur Thierverwandlung ging's, und Hund und Katze wurden in diesem Schlaraffenstaate mit repräsentirt. Der Widerspruch des Geschlechts und des Alters mit der Rolle belustigte mannigfaltig. Geschick und Ungeschick, beides gab zu lachen; der Possen, Fehler und Bußen war kein Ende. Freiheit und Gleichheit herrschte aber wieder an der reich und schwer besetzten Tafel, obgleich mancher mitten im behaglichsten Genusse, zu seinem Dienst entboten, abbrechen mußte, oder sonst darin geneckt wurde. Ein guter Trunk besonders hielt Alles fortwährend in Fluß, würziges Doppelbier, Lambick genannt, und dampfender Punsch waren geistreiche Suflöre zu diesem Extempore. Das ganze gab ein heiteres Bild des Lebens, welches mit diesem Tage, wo die Weisen und Könige vor dem Gotteskinde knieten, wie die Hirten auf ähnliche Weise von neuem begann.

So war es bis zur Mitternachtsstunde hingegangen, da gedachte man, von den schweren Thaten auszuruhen, und dem Geschichtserzähler oder Reichshistoriographen wurde geboten, sein Amt zu verwalten. Nachdem so mancherlei Geister losgelassen umschwärmten, auch die Stunde der Geister gekommen war, welche zumal in dieser geheimnißvollen Nacht von jeher ihren Spuck treiben, seitdem sie dadurch den Weisen des Morgenlandes ihren leitenden Stern vergeblich zu verdunkeln strebten, so fanden auch hier Alle, besonders die Kinder, Lust am Grauen, und grauliche Geschichten sollten in der Runde erzählt werden. Der Erzähler begann:

„Vor einigen Tagen saßen auch einige lustige Gesellen beisammen, und spät in der Nacht und vom Trunke befeuert, erzählten sie einander ihre Großthaten und überboten sich in Herzhaftigkeit. Zuletzt vermaß sich einer, dem kürzlich gehengten Missethäter ein Stück von dem Sterbekittel abzuschneiden und es als Wahrzeichen zu bringen. Er nimmt ein Messer, geht hin auf den Rabenstein, und schneidet wirklich dem Galgenschwengel einen Zipfel vom Kittel ab. Indem er aber wieder herabsteigt, so springt ihm eine Gestalt auf den Rücken, und als der vom Schreck ergriffene sie abschütteln will, klammert sie sich immer fester um seinen Hals, überschreit sein Angstgeschrei und ruft „nun sollst du mich nach Hause bringen!" und so spornt sie den besinnungslos Laufenden, bis er an der Thüre für todt hinfällt. Er kam wieder ins Leben zurück, war aber wahnsinnig, und hielt den abgeschnittenen Rockzipfel in der vom Krampfe geschlossenen Faust. Das Gespenst war aber ebenfalls ein Wahnwitziger, der sich gewöhnlich nachts am Rabenstein oder auf Kirchhöfen und in Beinhäusern umher zu treiben, und auf solche Art heim zu reiten pflegte. Und einer von den Zechgesellen war ich."

Mehrere bestätigten die Geschichte, und die Meisten tadelten den bestraften Fürwitz. Der Schulmeister, welchen das Loos zum Lustigmacher gemacht hatte, wollte die ernste Lehre durch ein neues Beispiel bestärken, und sprach:

„Ich war früher zum Mönchsleben bestimmt und Noviz im Brigittinen-Kloster, als einer der Mönche plötzlich in den besten Jahren starb. Nach der Klosterordnung sollte ich mit einem andern Novizen, einem muntern und furchtlosen Jüngling, abwechselnd bei der Leiche wachen: wir aber, als gute Gesellen, wollten die ganze Zeit bei einander bleiben. Es war eine kalte Winternacht, und ich kam auf den Gedanken, uns einen erwärmenden Punsch zu bereiten; ich ging deshalb nach der abgelegenen Küche, und jener blieb allein bei der Leiche. Als ich mit dem Getränke zurückkam, fand ich ihn am Tische über einem Buche sitzen; er antwortete nicht auf meinen fröhlichen Zuruf, ich frage ihn: „schläfst du?" keine Antwort. „Du willst mich wohl grauen machen?" Er sitzt hartnäckig stumm und unbeweglich. Nun spritze ich ihm von dem heißen Getränke an den Kopf, und stoße ihn an. Er stürzt vom Stuhle, liegt anfangs starr, regt sich dann allgemach und richtet sich auf: und ich erkenne nun die im Sarge gelegene Leiche, und laufe vor Schrecken hinaus. Bald darauf kömmt auch der auferstandene Mönch in die Zelle; es wird Lärm, und wir gehen nach der Leichenkammer zurück. Da lag der junge Noviz todt im Sarge. Er hatte aber, um mich zu erschrecken, mit der Scheinleiche die Stelle gewechselt, und als diese durch die heiße Besprengung und den schweren Fall wieder lebendig ward, erstarrte er und wurde vom Schlage gerührt. Alle Versuche, ihn ins Leben zurückzurufen, waren vergebens, und so wurde der wirklich Gestorbene in dem Sarge und Grabe des Scheintodten beerdigt. Ich aber konnte nun auch nicht länger im Kloster bleiben."

Diese Geschichte machte Einige von der Gesellschaft schon etwas nachdenklich, und die Kinder drängten sich näher an die Aeltern. Andere aber priesen die belebende Kraft des Punsches, griffen wieder zu den Gläsern und ließen sie tapfer an einander klingen. Dann wurden die Erzählungen fortgesetzt, und der Gerichtshalter des Ortes, welcher gerade in Geschäften aus der Stadt anwesend und eingeladen war, nahm das Wort. Er war ein stattlicher Mann, in den blühendsten Jahren, trug aber schon, nachdem er sich bequem gemacht und die Staatsperücke an den Nagel über ihm gehängt hatte, ganz schneeweißes Haar, bei rabenschwarzen starken Augenbraunen und langen Wimpern: was ihm ein wundersames Ansehn gab. Auf seinen Kopf zeigend, begann er:

„Dieses frühe Grauhaar zeugt auch von einer ähnlichen Geschichte. Als ich, kaum achtzehn Jahr alt, noch Student zu Löwen war, saß ich gewöhnlich tief in die Nacht auf und studirte eifrig. Meinen Genossen in dem großen Kollegiengebäude war solches unbequem, und sie spielten mir gern allerlei Koboldstreiche, welche ich aber stäts furchtlos abwehrte.

Es war Winter, und sie wußten, daß ich oft noch spät aus einer Kammer, am Ende eines langen, von einer Lampe erhellten Ganges, mir selber Holz zu holen pflegte, ohne ein Licht mitzunehmen. Solches benutzten sie zu einem boshaften Possen. Von der Dienerschaft des Kollegiums war jemand gestorben, und lag, zu den Vorlesungen über die Anatomie bestimmt, in dem anatomischen Theater. Diesen Leichnam nahmen sie, und setzten ihn auf den Holzstoß: und als ich um Mitternacht, unbekümmert, mir einige Scheite davon nehmen will, fällt das Gespenst mir leichenschwer und eiskalt über den Hals. Anfangs erstarrt vor Schreck, raffe ich mich doch wieder zusammen, erkenne durch Tasten und beim matten Lampenschimmer durch die geöffnete Thür, das Gräßliche, stürze hinweg, und begrabe mich in mein Bette. Im fürchlichsten Grauen und Fieberschauer lag ich die Nacht, und am Morgen war mein Haar schneeweiß, wie es noch ist. Ich schwieg zwar, und ließ mir nichts merken, aber mein ergrauter Kopf verrieth bald den unweisen Streich, wodurch man mich zu jung der Weisheit in die Arme geworfen hatte."

Damit nahm er die Mütze ab, und Alle verwunderten sich über den jugendlichen Greis. Er sagte darauf: „Ich trage noch andere seltsame Zeichen an mir, welche mich zeitlebens an einen wunderbaren Vorfall erinnern, den ich mir nimmer genügend erklären kann." Alle waren neugierig, und er fuhr fort:

„Vor einigen Jahren weilte ich eines Abends, bei munterer Gesellschaft und gutem Weine, länger als gewöhnlich in meiner Staminé*) ohne jedoch etwa übermäßig zu trinken. Es war ein Gewitter heraufgezogen, welches endlich an das Heimgehen mahnte. Ich ging, anstatt des gewohnten Weges, durch die enge Kirch-Gasse, welche über den Kapellen-Kirchhof kürzer zu meinem Hause am kleinen Sablon-Platze führte. Dennoch ereilte mich das vom Sturme herauf gejagte Gewitter, und schon folgte fast Schlag auf Blitz. Als ich ans Ende der Gasse bei der Kirche komme, sehe ich beim Wetterleuchten, daß ein großer, quervor stehender Wagen sie versperrt. Ich schelte und schimpfe über das Ungeschick, und versuche auf der andern Seite durchzukommen. Ein großer schwarzer Hund hat sich zu mir gefunden, und sucht mit mir einen Durchgang; aber vergebens. Nun entschließe ich mich, über den Wagen weg zu klettern; der Hund überall mir nach: aber, was ich mich mühe und steige, alle Anstrengung ist umsonst: der Wagen scheint immer höher zu werden, die Angst wird immer größer, und das Gewitter immer furchtbarer. Blitze zucken rings umher, ein Stral fährt auf mich selber herab, und ich stürze für todt zu Boden. Wohl nach geraumer Zeit erhole ich mich von der Betäubung, und raffe mich wieder auf. Ich fühle heftigen Schmerz an der Brust, und lösche mein wie Zunder glimmendes Gewand. Das Gewitter tobte noch fort, Wagen und Hund war aber verschwunden, und die Straße ganz frei. Ich rannte nun mit langen Schritten über den Kirchhof, und kam, vom Regen gepeitscht, und von Blitzen heimgeleuchtet, athemlos nach Hause. Hier fand ich unter dem versengten Kleide die blauen Brandmale des Blitzes, welche natürlich genug waren. Was es aber mit dem Wagen für eine Bewandniß hat, habe ich nie ausmitteln können, so eifrig ich auch sogleich am folgenden Morgen darnach forschte. Niemand wollte etwas davon wissen."

Diese Geschichte, so natürlich ihre Zeichen waren, welche auch von Einigen beschaut wurden, hob die Einbildung der Zuhörer noch mehr in das Reich des Wunderbaren, und man fing an, sich in ähnlichen Geschichten zu überbieten. Nach manchem unheimlichen Hin- und Herreden, und nachdem man-

*) So heißen dort die Wein- und auch Bierstuben. Französisch Estaminet.

sich durch neue Herzstärkung der Gegenwart wieder versichert hatte, gab der Wirth und König selber auch eine Erzählung zum Besten:

„Ihr wißt Alle, wie die Christnacht, welche mit unserm heutigen Feste in so genauer Verbindung steht, in der Stadt gefeiert, und in derselben die Christ-Messe gehalten wird, und mancher von uns ist auch wohl in der jüngst vergangenen Christnacht dort gewesen. Das Gedränge nach der St. Gudula-Kirche, besonders auch von dem Landvolke, ist gewöhnlich, bei leidlichem Wetter, sehr groß, und gibt auch nur zu viel Anlaß zu mancherlei Muthwillen und Unordnung. Dieses und die Neugier reizte vor manchen Jahren auch zween Fremde, einen Engländer und einen Deutschen, mit einem einheimischen Bekannten dorthin zu gehen, nachdem sie in einem Weinhause noch Oel ins Feuer gegossen hatten. Sie trieben in der Kirche, im Gewühl, allerlei ärgerlichen Unfug, steckten und nähten die Frauen unvermerkt mit den Röcken zusammen, hefteten Andern allerlei lächerliche Zeichen auf, kurz, betrugen sich ganz, wie auf einem ausgelassenen Maskenballe. Die Andacht war wohl überhaupt nicht groß an diesem Freudenfeste, doch wurde sie selten so frevelhaft gestört. Vergeblich warnte sie ein großes Bild, das, wie ihr wißt, mit mehren andern ähnlichen, in der großen Kapelle des Heiligen Sakraments hängt: wie scheußliche Juden um einen Tisch sitzen und mit Messern und Dolchen in eine Hostie stechen, aus welcher Blut fließt, während ein gräulicher Höllenhund mit glutfunkelnden Augen unter dem Tische hervorglotzt, und schon gierig den Rachen aufsperrt. Die gottlosen Gesellen trieben auch damit ihren Spott, zerrten den Hund und lockten ihn hinter sich her. Endlich wurden sie auch dieses Spaßes in der Kirche überdrüßig, und sie gingen nun auf andere Abenteuer hinaus. In den Gängen des Parks finden sie bald zwo lustwandelnde Schönen, welche sich nach einigen Weigerungen willig finden lassen, sie zu begleiten. Alle fünf gehen in der kalten Nacht in den Gasthof des Engländers, ein helles Kaminfeuer wird sogleich angemacht, und ein starker Punsch bereitet. Die Mädchen sehen beim Lichte gar reizend aus, und sind nicht minder lustig, und es wird mit ihnen gejubelt, gesungen und gespielt. Es wird aber bald Ernst daraus, weil sich die Drei um die Zwei nicht vereinigen können; vergeblich wirft einer mehr Geld auf, als der andere, ein heftiges Gezänke und Geschrei erhebt sich, und droht in Schlägerei auszubrechen. Auf den Lärmen kommt nun der Wirth herbei und sucht Frieden zu stiften. Als er sie etwas besänftigt hat, leuchtet er nach den herabgefallenen Geldstücken auf dem Boden umher: und da erblickt er unter dem Tische die Pferde- und Hahnenfüße der beiden Mädchen. Vor Schrecken läßt er das Licht fallen, eilt sogleich hinaus, läuft zum nahen Karmeliter-Kloster, und ruft um Hülfe. Zween als Teufelsbeschwörer berufene Mönche gehen sogleich hin, wo die teuflische Gesellschaft noch hadernd beisammen ist, und fangen ihre Beschwörungen an; sie werfen den bösen Geistern ihre Skapuliere über und bespritzen sie tüchtig mit dem Weihwedel: da wandeln sich die Mädchen in scheußliche Ungethüme mit glühaugigen Eulenköpfen und Fiedermausflügeln, und packen mit ihren Klauen die Ketzer an; aber stärker und stärker beschworen, müssen sie endlich weichen, und fliegen zum Fenster hinaus, einen höllischen Gestank nachlassend. Den beiden Fremden war dies eine heilsame Lehre; sie bekehrten sich, reisten bald ab, und stifteten daheim Gotteshäuser, so wie unser Landsmann in der Stadt ein Kloster stiftete, welches ihr auch wohl kennt."

Die zwar aufgeregte Gesellschaft hatte jedoch nicht recht Lust, diese Erzählung so ganz zu glauben, und erklärte sie zum Theil für eine der vielen ähnlichen frommen Legenden. Es wird darüber mannigfaltig disputiert, dazwischen getrunken und gescherzt. Die jungen Bursche rühmen sich ihrer Herzhaftigkeit, und im tollen Uebermuthe vermißt sich der Sohn des Schulzen, ein kecker vorlauter Gesell und halber Freigeist, jetzo in der Geisterstunde, den größten Todtenkopf aus dem Beinhause zu holen. Einige mahnen davon ab, aber von andern widersprochen, wettet er mit ihnen auf einen Anker Lambick-Bier, und tritt das Abenteuer an. Er nimmt Mantel und Laterne, und geht in die dunkle von Sternen und Schnee funkelnde Winternacht hinaus. Furchtlos schreitet er über den Kirchhof, tritt in das Beinhaus, und sucht sich den größten und glänzendsten Schädel aus, bringt ihn, freilich auch wohl nicht ganz ohne innern Frost und Schauer, in die unterdeß schon etwas verminderte Gesellschaft, zieht ihn schweigend unter dem Mantel hervor, und setzt ihn zu aller Grauen und Bewunderung auf den Tisch, wo der Todtenkopf unter allen Gläsern und Schüsseln fürchterlich hervorgrinste und augenblicklich fast wie das Haupt der Meduse wirkte. Bald sollte es jedoch noch ärger werden. Der, welchem die Rolle des Narren zugefallen war, hatte sich mit einigen Andern verabredet, den ruhmredigen Helden dennoch graulich zu machen. Er klopft behutsam und abgemessen an die Thür, und alle, selbst die Wissenden, fahren zusammen, und herein tritt eine lange satanische Gestalt mit schwarzem Gesichte, und mit einem Stierfelle angethan. Aber kaum hat man Zeit zu erschrecken; denn in demselben Augenblicke bewegt sich, zu Aller haarsträubendem Schrecken, der der Thür gegenüberstehende Todtenkopf auf dem Tische, fällt herab und rollt auf dem Boden fort. Das auf Stelzen hereingetretene Gespenst stürzt lang in der Stube hin, und Alle fliehen zu allen Thüren hinaus, daß die Tische mit Gläsern und Lichtern klirrend über einander fallen. Wenige bleiben betäubt zurück. Nachdem man sich wieder erholt, und Andere zu Hülfe herbei gekommen waren, wagte man sich endlich an die Untersuchung der Wahlstatt. Der Todtenkopf bewegte sich noch immer; aber eine dreiste Hand ergriff ihn, und man schaute hinein: da sah man, daß ein Rattennest oder Rattenkönig davon Besitz genommen hatte, und die bewegende Unruhe darin war. Nun besorgte man die auf dem Platze Gebliebenen. Der Freigeist, welcher den Schädel geholt hatte, lag starr und stumm da, und zur harten Strafe für den Frevel, erhielt er die Sprache nie wieder. Der Narr, welcher den Teufel gespielt hatte, kam mit einem hitzigen Fieber davon. Der gegenseitige Schreck hatte fast beide tödtlich getroffen.

Ich war selber, als Kind des Hauses, bei dieser Auftritten zugegen, und bei dem Kamine sitzend hatte ich mich zuletzt mit einem Gespielen daneben niedergeworfen, und blieb ohne aufzuschauen liegen, bis Hülfe kam. Das merkte ich aber wohl aus den Erzählungen und Vorfällen dieses Heiligen drei Königs-Abends, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll.

---

## Karl Hahn

ward 1773 zu Berlin geboren und nach vollendeten Studien zuerst als Rektor der dasigen Garnisonschule angestellt, übernahm 1805 das Amt eines Erziehers des Prinzen von Solms-Braunfels, wurde 1810 mecklenburgischer Hofrath, dann Regierungs- und Schulrath zu Erfurt und endlich 1826 in gleicher Eigenschaft nach Magdeburg versetzt.

Er gab heraus:

Sprachlehre. Berlin 1803. 3. Aufl. Ebendas. 1819.
Stoff zur Bildung des Geistes und Herzens. Berlin 1803, neue Ausgabe ebendas. 1804 u. 1810, 3 Thle.
Die Familie Bendheim. Berlin 1804, 2 Thle.
Kinderfreuden. Berlin 1805, 2 Thle.
Theresens Hülfsbuch. Ebendas. 1808.
Wilhelmine. Ebendas. 1809, 2 Thle.
Parabeln. Elberfeld 1811.
Meine Reisen. Ebendas. 1812.
Der Sylvesterabend in der Familie Helwang. Berlin 1812.
Omar, Erbauungsbuch. 2. Ausg. Elberfeld 1820.
Die beiden Freunde. Schauspiel. Leipzig 1819.

Ein ausgezeichneter Schulmann und Jugendschriftsteller, der den rechten Ton vor Allem zu treffen weiß, und seine kleinen Leser eben so dauernd durch Unterhaltung zu fesseln, als durch den leichten und doch gründlichen Vortrag gemeinnütziger Kenntnisse zu belehren versteht; namentlich gehört seine „Familie Bendheim" zu den besten Werken dieser Gattung, nicht bloß in Deutschland, sondern überhaupt, und kann durchgehends als vortreffliches Muster empfohlen werden.

---

## Ludwig Philipp Hahn

ward den 22. März 1746 zu Trippstadt in der Pfalz geboren, erhielt in den vaterländischen gelehrten Anstalten seine wissenschaftliche Bildung und studirte dann die Rechte zu Göttingen, wo er auch Mitglied des dasigen Dichter-Bundes wurde. Dann wurde er als Kammersekretär und Rechnungsrevisor zu Zweybrücken angestellt, und starb 1813 als Präfektursekretär daselbst.

Seine Schriften sind:

Der Aufruhr zu Pisa, Trauerspiel. Ulm 1776.
Graf Karl von Adelsberg, Trauerspiel. Leipzig 1776.
Robert von Hohenecken, Trauerspiel. Ebend. 1778.
Siegfried, Operette. Straßburg 1782.
Wallrad und Evchen, Operette. Ebendas. 1782.
Lyrische Gedichte. Zweybrücken 1786.

Ein keineswegs talentloser, aber doch unklarer Dichter, der, von der Sturm- und Drangperiode in der deutschen Literatur fortgerissen, auch mit dieser verschollen ist.

## Johann Christian Ludwig Haken

ward den 25. März 1767 zu Stolpe in Hinterpommern geboren und wurde, nach wohlvollendeten Studien, an dasiger Kadettenschule als Lehrer angestellt. Darauf kam er als Pfarrer nach Konickow bei Köslin, 1801 in gleicher Eigenschaft nach Simbow bei Stolpe und wurde später Superintendent zu Treptow an der Rega, wo er, kurz zuvor mit den Insignien des rothen Adlerordens III. Classe beehrt, den 5. Juni 1835 starb.

Seine Schriften sind:

Die graue Mappe. Berlin 1790—1793. 4 Thle. Neue Ausgabe Magdeburg 1812.
Romantische Ausstellungen. Danzig 1797. 1798. 2 Thle. Neue Ausgabe Leipzig 1815.
Amaranthen. Magdeburg 1802—1806. 4 Thle.
Phantasus des Morgenlandes. Berlin 1802. 3 Thle. Neue Ausgabe 1819.
Xenophon und die 10,000 Griechen, historischer Versuch. Magdeburg 1805. 2 Thle.
Neue Amaranthen. Ebendas. 1808—1811. 2 Thle.
Gemälde der Kreuzzüge. Frankfurt 1808—1820 3 Thle.
Die Inquiraner. Chemnitz 1810.
Meißner's Julius Cäsar. Frankfurt 1811. 1812. 3. und 4. Theil.
Friedrich von Schill. Leipzig 1824. 2 Thle.

Als gewandter und talentvoller Erzähler, ausgezeichnet durch glückliche Erfindung und Innigkeit und Anmuth der Darstellung bei großer Einfachheit, erwarb sich H. zu seiner Zeit einen bedeutenden Ruf und ward gern und viel gelesen. Trefflicher jedoch als seine novellistischen Arbeiten, sind noch seine historischen Leistungen, in denen er Kraft und Würde der Gedanken mit gründlicher Forschung und Eleganz des Ausdrucks zu verbinden wußte.

### Die Britten auf Tinian*).

Nicht bloß für die müßige Neugier, der leicht jede, zum Spiel hingeworfene Tonne (auch wenn sie leer seyn sollte) für ihre Befriedigung hinreicht, sondern selbst für den denkenden Beobachter giebt es kaum ein interessanteres Schauspiel, als den Menschen selbst im Kampf mit widrigen Verhältnissen, die seine volle Kraft zum Handeln oder zum Dulden in Anspruch nehmen. Der Stoff der Odyssee, die Irrfahrten des herrlichen Dulders von Ithaka — sie sind es ohne Zweifel ebensowohl, was uns an den Gesang des Mäoniden fesselt, als die hohe epische Kunst, womit sein unerreichter Genius denselben ausgestattet hat.

Einen Odysseus indessen könnt' uns auch das kaum abgelaufne Jahrhundert aufstellen, dessen Thaten und Leiden wohl nur ein dreitausendjähriges Alter fehlt, um uns ein würdiger Stoff für einen künftigen Homer zu dünken. Denn, wer, der in dem Alter einer noch ungeschwächten Empfänglichkeit je die Erzählung von des Britten Anson Erdumseglung zur Hand nahm, hat nicht, durch seinen eignen Enthusiasmus, die allgemeine Theilnahme erklärbar gefunden, womit diese Berichte von seinen Zeitgenossen empfangen wurden, und welche selbst durch die glücklichern Nachfolger auf seiner kühnen Bahn späterhin nicht ganz hat können verdrängt werden? Allein wer möchte auch läugnen, daß dieses hohe Interesse hauptsächlich durch die Aehnlichkeit erzeugt und unterhalten wird, welche der nautische Kriegszug des englischen Seehelden mit den Abentheuern des Helden der Odyssee von mehr als Einer Seite aufzustellen vermag, und wodurch derselbe sich zu einer modernen Epopöe eignet — Eine Odyssee, in welcher auf die Fesselung und Erschütterung des Hörers die nemlichen dichterischen Hebel wirken, wie in dem homerischen Gesange?

In der That dürfen die Punkte zur Vergleichung zwischen Beiden nicht erst mühsam aufgesucht werden. Hier, wie dort, strahlt durch das Ganze die Gestalt des herrlichen Dulders hell hervor; hier, wie dort, gilt es den großen Kampf einer männlichen Seele gegen sein Schicksal. Der Plan der Ansoniade — wenn der Name gewagt werden darf — wäre schon an sich selbst durchaus episch. — Es ist die fortschreitende Ausführung eines großen Zwecks im Konflikt mit entgegenstrebenden Kräften, mit den Elementen der Natur, den feindseligen Vorkehrungen des Gegners und selbst den Thorheiten der mitwirkenden Theilhaber, welche durch die ganze Handlung mit eisernem Finger hindurch greifen.

Auch die zufälligern Momente der Aehnlichkeit werden wir hier nicht ganz vermissen. Stürme und Windstillen, Scyllen und Charybden dekoriren, nach Erforderniß, unsern epischen Schauplatz. Die Gärten des Alcinous finden wir auf Juan Fernandez — Circens Zauberinsel auf Tinian wieder. Oder begegnen wir auf letzterem Eilande lieber den seligen Schatten Elysiums, so stoßen uns, zum Gegenstück, als Verdammte des Tartarus, gleich einer Schatten- oder Marionettenwelt, die flachen seelenlosen Chinesen entgegen. Ebensowenig mangelt es an interessanten Episoden, die, von Zeit zu Zeit die Handlung unterbrechend, dennoch mit ihr fortlaufen und den Effekt des Ganzen verstärken. So erinnert Pizarro's vergebliches Bestreben, das Südmeer zu erreichen, an Sysiphus Felslast; so wird der einsiedlerische Ziegenhirt Selkirk auf Juan Fernandez des Polyphemus Genosse; und Byron, sammt seinen schiffbrüchigen Gefährten, irrt die ganze lange Reihe seiner Drangsale hindurch, bis spät sein Unstern versöhnt ist.

Doch, bis er erscheint, der göttliche Sänger, der uns den brittischen Mann singt,

— den Vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt —
Auch im Meere so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft,

sey es dem bescheidnern Rhapsoden erlaubt, ihn uns in einer einzelnen Lage seines wechselvollen Lebens vor's Auge zu führen, wo das Geschick es mit allen Kräften seines Geistes aufnahm, um den Muth des Helden, sammt dem edelsten Mannstrotz, sichtbarlicher in ihm zu bewähren*).

*) Aus: Joh. Christ. Ludw. Haken's „Amaranthen, Magdeburg 1805.

*) Um diese einleitende Rhapsodie über den poetischen Werth von „Ansons Reise" verzeihlich zu finden, müßte, wie der Verf.

Die Spanier im trägen Besitz ihrer Goldländer am Südmeer aufzuschrecken, und sie empfindlich am Herzen ihres politischen Lebens zu verwunden, war im Anbeginn des vierten Jahrzehends der Kommodore Anson von seiner Regierung abgesandt worden. Der Entwurf zu diesem Unternehmen vereinigte die besonnenste Kühnheit mit der glücklichsten Berechnung; und wahrscheinlich wäre dasselbe allein hinreichend gewesen, den eben entglommenen Krieg zwischen den beiden Kronen schnell zu endigen, wenn die Mittel der Ausführung den Ideen des ersten Urhebers, oder den fruchtlos wiederholten Forderungen des dazu ersehenen Anführers entsprochen hätten. Der Seeheld schwamm aus den Häfen Britanniens mit einem Geschwader, das so unbedeutend an Stärke und so nothdürftig bemannt mit brauchbaren Bootsleuten und Soldaten war, daß er nur die unglückliche Wahl hatte, entweder durch Zurückgabe seines Kommando seinen Muth verdächtigt, oder durch eine mangelhafte Ausführung die gespannten Erwartungen seiner Mitbürger, so wie die Wünsche seines eignen patriotischen Herzens, vereitelt zu sehen.

Allein eben dieser Sinn voll glühender Liebe für die Ehre und das Wohl seines Mutterlandes entschied ihn, den Kampf selbst mit der Unmöglichkeit nicht von sich zurückzuweisen. Und sogar dann noch verließ ihn seine Entschlossenheit nicht, als, eh' er noch den Schauplatz erreichte, wo seine Thaten ihn zur Geißel des Feindes machen sollten, Stürme und Krankheiten die Zahl seiner Schiffe, wie seiner Mannschaften, schon bis auf die Hälfte verringert hatten. Mit den Trümmern seiner Macht beunruhigte er beinahe ein Jahr lang die Küsten von Chili, Peru und Mexiko; lähmte den ganzen Seehandel und das wechselseitige Verkehr dieser Provinzen; trotzte jedem Versuch des Widerstandes; trug die zerstörende Kriegsflamme in die Wohnungen von Payta, und zwang gleichwohl durch redende Proben seines Edelmuths und seiner Menschlichkeit die erstaunten Spanier, ihn zu bewundern, und Achtung gegen den brittischen Namen zu fassen.

Ohne Aussicht, den wahren Zweck seiner Sendung, der nicht, wie es verabredet worden, aus mehrern Punkten unterstützt wurde, in diesen Meeren zu erfüllen, und mit neuen kühnen Entwürfen im Busen entschloß sich Anson endlich, die lange und gewagte Fahrt quer über das mit Unrecht durch seinen Namen geschmeichelte stille Meer zu unternehmen; lang, weil die Küsten zweier Welttheile hier um das Drittel des ganzen Umfangs der Erde von einander fliehen; — gewagt für ihn, weil sich mit der Unkunde seines Laufes der Mangel an den wesentlichsten Bedürfnissen des nunmehr auf zwei Schiffe herabgeschmolzenen Geschwaders vereinigte, ihm diesen Weg zu erschweren. Widrige Winde dehnten die Fahrt, ohne einigen Zwischenpunkt von Ruhe, auf die nicht erwartete Dauer von drei Monden aus. Stürme und Meerströme verschlugen zuletzt die Schiffe so weit von ihrem Wege, und richteten sie zugleich so zu, daß die traurige Nothwendigkeit eintrat, den zum rettungslosen Wrack gewordenen Glocester, ein Schiff von funfzig Kanonen, mit seiner erbeuteten reichen Ladung mitten auf dem Weltmeere zu verbrennen, und die Mannschaft in das größere Schiff, den Centurion, herüber zu nehmen.

Doch, noch furchtbarer wüthete unter den kaum geborgenen Resten dieser nun vereinigten Mannschaften ein Widersacher, den sie bereits aus einer frühern höchst traurigen Erfahrung kannten. Es war der Skorbut, dieser damals noch durch keine Maaßregel der Vorsicht zu entfernende Begleiter jeder längern Seereise. Kaum ließ er am Ende des dritten Monats noch so viel gesunde Hände übrig, als zur Regierung des Schiffs und zur Arbeit an den, wegen eines entstandenen Lecks, nie feiernden Pumpen unumgänglich erfordert wurden. Bei jedem Schritt zwischen den Verdecken stieß man auf Kranke oder Sterbende; und es genügt, um sich von dieser trostlosen Lage einen Begriff zu machen, an dem Zusatze, daß von etwa drittehalbhundert Menschen — den traurigen Ueberresten einer Zahl von beinahe tausend Köpfen, die England verließen! — täglich acht, zehn und zuweilen gar zwölf Kranke an dieser gräßlichen Seuche den Geist aufgaben.

Nur eine einzige Hoffnung konnte die Unglücklichen in diesem Gedränge der Noth vor Zaghaftigkeit und Verzweiflung schützen — die Hoffnung, bald einen freundlichen Hafen zu finden, wo sie im Genuß der erquickenden Landluft und frischer Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche das bewährte Mittel gegen den verheerenden Krankheitsstoff gefunden haben würden. Diesen Zufluchtsort konnten ihnen allein die Ladronen gewähren; und mit banger Sehnsucht steuerten sie dieser nahe geglaubten Inselgruppe entgegen. Wirklich auch entdeckten sie einige Küsten, oder vielmehr Klippen, die zur Zahl derselben gehörten. Aber diese unwirthbaren, ja nicht einmal zukömmlichen Felsen zerstörten durch ihre bloße Ansicht unbarmherzig den so lange gepflegten Traum von einer nahen Errettung. Gleichwohl mußten sie diese hier finden: oder binnen wenig Tagen trieb der Centurion als ein von Menschen ausgestorbenes Wrack zum Spiel des Windes und der Wogen im offnen Meere!

So war es denn in Wahrheit ein Glücksfall, auf den sich um so weniger rechnen ließ, als den Unglücklichen diese Weltgegend zu den unbesuchtesten und fremdesten Winkeln der Erde gehörte, daß ein stürmischer Wind sie bei Nacht aus dem Gesicht der entdeckten Felsen trieb, und drei größern Eilanden entgegenführte, unter denen Tinian, die mittelste, ihnen am nächsten lag, und nach welcher sie unverzüglich die Segel richteten. Unter dieser Bemühung entfaltete sich allmählig die Küste dieser Insel immer deutlicher vor ihren Augen. In ihrer hoffnungslosen Lage würde jede rauhe Wildniß ihnen ein Paradies gedäuchtet haben: um wieviel mehr denn mußte der Anblick eines Landes sie bezaubern, welches in allen seinen Theilen ein von Menschenhand gepflegter Garten voll romantischer Mannichfaltigkeit schien: wo grasreiche Ebenen mit waldumkränzten Höhen wechselten, und zahlreiche Rinderheerden am Ufer weideten, während ein Amphitheater bläulicher Berge, das sich stufenweise in der Ferne erhob, immer neue Reize und immer reichere Genüsse in seinen Thälern aufzudecken versprach.

Jedes Herz richtete sich allgemach wieder zu Lebens-Muth und-Hoffnung empor. Selbst die durch ihre sonderbare Lage erzeugte Sorge, daß dies goldne Eyland bewohnt von Menschen seyn könnte, war bereits verschwunden, nachdem sie sich einer feindlichen Barke bemächtigt, von deren Besatzung sie den Namen der Insel, zugleich mit der Nachricht, erfuhren, daß die Spanier von ihren Besitzungen auf der benachbarten Insel Guaham nur zuweilen dergleichen Fahrzeuge hieher sendeten, um Jagd auf das Hornvieh zu machen, und Vorräthe solches Fleisches zu bukanieren*).

Verschiedene Hütten standen zu diesem Geschäft am Ufer aufgerichtet. Dies ersparte der zuerst ans Land geschickten englischen Mannschaft die Mühe, Gezelte für ihre Kranken aufzuschlagen. Die Menschlichkeit forderte den Befehlshaber dringend auf, für diese Unglücklichen zuerst und vor jedem andern Geschäft liebreiche Sorgfalt zu beweisen. Weit über hundert an der Zahl, waren sie größtentheils so entkräftet, daß ihre Füße nicht mehr vermochten, sie in das für sie eingerichtete Hospital zu tragen. Aber rasch und ohne Bedenken lud der Kommodore und luden die geringeren Offiziere die Schwächsten auf ihre Schultern, sie mit edlem Wetteifer aus den Booten in die Krankenhütten zu führen**).

Neue Kraft des Lebens und des Gesundens wehte die ausgemergelten Siechlinge mit dem ersten Athemzuge der elastischen und durchwürzten Landluft an, die sie auf diesem glücklichen Boden schöpften, und mit den mannichfaltigen Früchten, die ihnen von jedem Ast entgegenwinkten. Wie dem Grabe entstiegen, richteten sie sich in unglaublich kurzer Zeit empor aus ihrer Ohnmacht. In weniger, als einer Woche, gab es kaum Einen mehr unter Allen, der nicht genesen, seine Krücke von sich geworfen hätte. Ein und zwanzig Todte waren die beiden letzten Tage ihrer Seereise in die Sterbelisten eingezeichnet worden: nicht mehr als Zehn der Erschöpftesten fanden wäh-

allerdings begreift, der Leser sich mit ihm in dem nemlichen Falle befinden: d. h. — Jenes Werk müßte ebensowohl seine erste und unzählig oft wiederholte Lektüre gewesen seyn, an welche, im Blüthenalter des Lebens, sein sich entwickelnder Geist mit allen Fühlfäden sich innig festgeschlungen. Freilich haben spätere Reiseberichte auch bey dem Schreiber Dieses einen großen Theil der Magie wieder zerstört, womit insonderheit das liebliche Gemählde von Tinian so unwiderstehlich auf seine Imagination einst wirkte. Doch glaubte er, diese Korrekturen von späterer Hand in dem folgenden Aufsatz wohl ignoriren zu dürfen

*) Die bekannte und in Westindien zuerst erfundne Weise frisches Fleisch, ohne die Zuthat des Salzes, durch bloßes Trocknen in der Sonne, oder durch Rösten für einen längern Gebrauch aufzubewahren.

**) Ein reizendes Seitenstück zu Schillers schönem Wort über den Orden der Johanniter:

„Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwerdt steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, den Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt."

rend der beiden folgenden Monate auf Tinian das Grab, dem sie bereits zu nahe standen.

Tinian, das Land der Genesung für die Kranken, war aber nicht minder auch ein Tempe für die wenigen Gesunden, die an seinen Ufern landeten, und mit jedem Fußtritte auf neue genußvolle Reize stießen. Ein leichter Boden setzte an diesem seligen Erdenfleck der geilen Vegetation jener heißern Zone so glückliche Schranken, daß nirgend die Ueppigkeit der Schönheit den Rang ablief. Weite natürliche Wiesen prangten mit dem frischen sammetnen Graswuchs eines englischen Rasenplatzes. Mitten durch zogen sich bald lichte, bald dunklere Haine hochwüchsiger Laubwipfel, durch kein Gestrüpp und keine Schlingpflanzen dem Schritt des Wandrers unwegsam gemacht. Ueberall Frucht- und Waldbäume in der lieblichsten Mischung; überall die Hand der freiwaltenden Natur unverkennbar, und doch ein so täuschender Anschein bedächtiger Kunst über ihre reichen Scenen ausgebreitet! Jede sanfte Erhöhung des Bodens, jeder Vorsprung des Gehölzes überraschte mit einer neuen idyllischen Aussicht. Man war sich's jeden Augenblick gewärtig, auf die glücklichen Bewohner dieses Arkadiens zu stoßen: denn schwer ließ sichs träumen, daß Menschen verschmäht haben sollten, sich in diesen segensreichen Fluren anzusiedeln.

Und in der That waren sie nicht von jeher so öde, als unsre Weltumsegler sie fanden. Noch vor weniger, als einem Menschenalter, lebte ein harmloses Völkchen, dreißigtausend Köpfe stark, auf dieser seligen Erde. Da lagerte sich eine verderbliche Seuche über Tinian und ihre Schwesterinseln her, und drohte, sie sämmtlich zu entvölkern Vor allen war Guaham, mit ihren spanischen Anpflanzungen, wie ausgestorben. Den trägen Kastilianern gebrach es plötzlich an Sclaven, für sie zu arbeiten, und ihren Tyrannenlaunen zum Ziel zu dienen. Sie halfen sich, wie ihre grausame Politik es von jeher gewohnt war, — Sie rissen die sparsamen Reste der Eingebornen auf Tinian hinweg vom väterlichen Heerde, und schleppten sie nach Guaham hinüber. Dort zehrte der Wurm des Grams und eines sehnsüchtigen Heimwehs so unabläßig an den unglücklichen Verbannten, daß sie in wenig Jahren dahinwelkten, und durch ihr allgemeines Aussterben die Absicht ihrer gefühllosen Treiber vereitelten. Ihre abgeschiednen Geister gesellten sich zu den hundert Millionen Gemißhandelter, Entmenschter, Hingewürgter, die einst den großen Vergelter tausendstimmig aufrufen werden, ihre gemordete Seligkeit an diesen goldhungrigen Entdeckern neuer Welten zu rächen.

Noch sprachen die einstmaligen Bewohner Tinians den Wandrer aus überall zerstreuten Ruinen eines nicht ganz kunstlosen Gemäuers an, dessen ursprüngliche Bestimmung zu religiösen Gebäuden nicht verkannt werden mochte. Noch waren ihre zurückgebliebenen Rinderheerden bei einer ungestörten Vermehrung nicht in dem Maaße verwildert, daß es sonderlicher Mühe bedurft hätte, sie einzufangen. Schneeweiß von Farbe, bis auf die dunkel gezeichneten Ohren, weideten sie zu Tausenden auf den grasreichen Fluren, und belebten durch ihren Anblick die keinesweges todte Landschaft. Denn auch eine Menge eben so zahmen Geflügels irrt' und schwärmte zutraulich durch die beschatteten Wälder; und ihr Geschrei unterhielt die liebliche Täuschung, daß man sich stets in der Nähe eines wohlbesetzten Meierhofs glaubte. Nur die Schweine, deren es in dem finstersten Dickigt gab, forderten durch ihre Scheu und grimmige Wildheit das Geschick und den Muth des Waidmanns auf, sie zu erlegen. Aber auch hierbei gesellten sich ihm einige Kuppeln starker Hunde zu, die den gefangnen Spaniern auf der Barke gehörten und zu dieser Jagd mit Fleiß abgerichtet waren.

Hier auch fanden die erschöpften Seefahrer mit freudiger Ueberraschung zum Erstenmal auf ihrem fernen Wege die hochgepriesene Brodtfrucht, die Schöpferinn und Gefährtinn einer mildern Menschheit. Ueber ihrer Süßigkeit liefen sie Gefahr, ungerecht gegen den Kokos, den Palmitokohl, die Guavas, die Bananas und die säuerlich erfrischende Limone zu seyn, die sich von allen Seiten ihnen zum Genusse auslieferten. Ungerecht waren sie in der That gegen den Reichthum an Fischen, welche das Meer an dieser Küste ihnen vergebens darbot, seitdem der Genuß einiger Arten derselben ihnen Unbequemlichkeiten zugezogen hatte, welche wahrscheinlich nur die Folgen ihrer Unmäßigkeit waren.

Was endlich dies Gemählde einer Unschuldswelt vollenden, und was zugleich in seinem eigentlichen Werth nur funfzehn Grade von der Linie weit empfunden werden mag — Ein beständiges abkühlendes Wehen der Seeluft, von Zeit zu Zeit abwechselnd mit kleinen erfrischenden Regengüssen — vergönnte in dieser glücklichen Jahreszeit, den ganzen Segen dieser hochbegünstigten Natur mit ungestörter Wollust zu genießen, und erschuf zugleich eine durchgängige Eßlust, der es keinesweges an Befriedigung fehlte

Doch, um nicht ausschweifend im Lobe dieses Eilands zu scheinen, gebietet die Billigkeit, auch die Unannehmlichkeiten nicht zu verschweigen, welche jenen Reizen in den Augen des glücklichen Finders nur zusehr die Wage halten. Nicht die Schwärme von Moskiten und anderm stechenden Ungeziefer, die zu Zeiten den Spaziergänger belästigten; nicht der Mangel lebendiger fließender Quellen, welche diesem Boden gänzlich abgehn, so sehr sie auch seinen mahlerischen Scenen erst die höchste Vollendung geben würden, und welche durch einige Brunnen und ein paar stehende Weiher nur unvollkommen ersetzt werden: sondern die Unbequemlichkeit und Unsicherheit des einzigen Ankerplatzes an den Gestaden dieser Feeninsel ist es, was den Ankömmling des Genusses ihrer Annehmlichkeiten nicht froh werden läßt, da dieser Genuß jeden Augenblick mit allen Schrecknissen des Zerscheiterns oder des Hinwegtreibens erkauft werden muß. Allen Winden bloßgestellt, die hier oft mit plötzlichen Stößen ungestüm rasen; bedroht von jedem Wechsel der Fluth, die sich täglich mit hohen und schnellen Wogen furchtbar heranwälzt — nagt noch an des Schiffes ausgeworfnen Ankertauen heimlich ein mit scharfgespitzten Korallen-Felsen bedeckter Meeresgrund; und so trifft Alles und Jedes hier zusammen, den Muth des Seemans von einem längern Verweilen zurückzuschrecken.

Nur zubald sollte denn auch dieser Muth auf eine grausame Probe gestellt werden! Denn noch vor dem Verlauf eines vollen Monats rückte die Herbstnachtgleiche heran, welche in diesem, wie in andern Meeren, von den furchtbarsten Stürmen begleitet zu seyn pflegt. Der Kommodore hatte die Zwischenzeit mit dem glücklichsten Fortgang dazu benutzt, seine Kranken durch den Aufenthalt auf dem Lande wiederherzustellen. Ein anderweitiger Versuch, dem Leck des Schiffes beizukommen und ihn zu verstopfen, war zwar nicht von dem erwünschten Erfolg: doch ward derselbe wenigstens gemindert; die Kabeltaue wurden einer Schau unterworfen und neu versichert; die Segelstangen aufs Verdeck herniedergelassen, und überhaupt jede Vorsicht getroffen, um den gefürchteten Sturm vor Anker auszuhalten.

Er blieb nicht aus! Doch nur dann erst erhob er sich, als, nach Verfluß der drohenden Periode, Niemand mehr auf sein Erscheinen rechnete. Die eingestellten Arbeiten des Wasserfüllens am Lande hatten darum bereits auf's neue begonnen, die hergestellten Kranken aber zum Theil sich wieder an Bord begeben, um den täglichen Dienst zu verrichten und die Gesunden abzulösen, die sich nun ihrerseits auf dem Lande ein wenig zu erfrischen hofften. Der Kommodore selbst, der seine Anfälle von Skorbut bisher nicht geachtet hatte, um ganz der Sorge für seine hülfsbedürftigen Gefährten zu leben, gab endlich der Nothwendigkeit nach, das Schiff auf einige Tage zu verlassen, um durch den ländlichen Aufenthalt den beunruhigenden Fortschritten seines Uebels zu wehren.

Unter diesen Umständen stand ein frischer Wind aus Osten auf, der sich so schnell und überraschend zum Sturm verstärkte, daß die empörten Wogen bald jede Gemeinschaft zwischen dem Centurion und der am Ufer befindlichen Mannschaft unterbrachen: denn jedes Boot, daß sich in die schäumende Brandung gewagt hätte, wäre rettungslos verloren gewesen. Vergebens sann der Befehlshaber auf Mittel, sein Schiff wieder zu besteigen, welches er als den Posten betrachtete, wo jede Gefahr ihn finden müßte. Vergebens wünschte er, die Besatzung desselben durch den Kern der Bootsleute, die sich mit ihm in gleicher Lage befanden, zu verstärken, und dann ohne Zeitverlust in See zu gehen. Es waren nicht weniger, als hundert und dreizehn Menschen am Lande, und nur hundert und acht, die unfähigere und kaum genesene Hälfte, wurden am Borde gezählt. Gleichwohl hätte ein Schiff dieses Ranges wenigstens das Vierfache an Köpfen bedurft, um für völlig ausgerüstet zu gelten.

Diese Trennung der Kräfte erlaubte dem Centurion keine andre Maaßregel, als es auf die Gunst des Schicksals ankommen zu lassen, wieviel Widerstand seine Kabeltaus dem Orkan entgegensetzen würden, um nicht von der Ankerstelle hinweggetrieben zu werden. Bald schien diese Frage entschieden. Denn ehe noch die Sonne sank, brach der kleinere Anker von den Beiden, vor welchem das Schiff befestigt lag, in Stücken; und die Verlassenen am Ufer sahen es mit starrem Beben sich auf den besten Buganker schwingen; — sahen bei eintretender Fluth den Centurion, durch die unwiderstehliche Gewalt derselben übermannt, dem Sturm gerade entgentreiben; — sahen die wälzenden Wogen das lange Boot, welches hinter dem Schiffe befestigt schwamm, wie einen Ball auf das Hinterdeck desselben emporschleudern und zertrümmern; — und mußten zuletzt diese herzdurchbohrenden Beobachtungen gezwungen aufgeben, da das zweifelhafte Tageslicht bald der schwärzesten nächtlichen Finsterniß wich, welche die gesammte grause Scene in ihren Mantel hüllte. Immer aber noch verstärkte sich das Tosen der Winde mit eder Minute. Ihr pfeifendes Heulen, und das

Rauschen der brandenden Welle, und das Rollen des Donners betäubten jedes Ohr, während der Regen in Strömen niederschoß und kreuzende Wetterstrahlen unaufhörlich durch den entbrannten Himmel zuckten.

Träg schwand den Bekümmerten diese Nacht des Entsetzens dahin! Noch wüthete der Sturm, als der trübe Tag von neuem aufstieg; und schnell flogen ihre Augen seewärts nach dem Horizont hinaus, und suchten den Centurion auf seiner alten Ankerstelle. Er war fort! er war verschwunden! Das weite Meer bot ihnen nichts, als den öden Anblick einer tausendfach durchpflügten Wasserfläche dar.

Ein ungeheurer Schmerz klammerte sich an jede Brust! Mit dem verlornen Schiffe hatte Jeder seine Hoffnung und jedes Heil des Lebens verloren! Eine dumpfe Bestürzung schloß ihrer Aller Mund; Jeder scheute sich, die Bestätigung seines Verderbens dem Andern abzufragen. Doch schmerzlicher, als sie insgesammt, war durch diese Katastrophe der wackere Befehlshaber gebeugt, dem diese Schreckensnacht mit dem Schiffe, das er, wie jeder Seemann, als das Seinige, aus langer Gewohnheit mit Zärtlichkeit liebte — zugleich die ganze Frucht seiner erduldeten Gefahren, den Lohn seiner Thaten, die Heimkehr ins theure Vaterland und Alles raubte!

Auf ihn indessen war in dieser bedrängten Lage jedes Auge seiner Gefährten allein gerichtet. Von ihm erwarteten sie, daß sein an Hülfsmitteln nie erschöpfter Geist zu ihrer Aller Rettung sich bewähren sollte; und sobald das Entsetzen ihre erstarrten Zungen wieder losgab, bestürmten sie ihn mit Vorstellungen, wie nur die muthloseste Verzweiflung sie einzugeben vermag. Hier drang ein Theil, der den Untergang des Schiffs für entschieden hielt, in ihn, daß er das Boot rings um die Insel schicken solle, um die gescheiterten Trümmer aufzusuchen. Dort wieder klagten Andre, die an eine Möglichkeit seiner Erhaltung glaubten, daß es dennoch ohne einige Hoffnung der Wiederkehr von der Insel abgetrieben seyn möchte, da es sich unter der Windseite derselben befunden. Sie erinnerten ihn an die Schwäche der Besatzung und an die Untüchtigkeit des lecken Centurion selbst, nachdem er schon so lange Monden die See gehalten, nun noch mit diesen stürmischen Winden zu kämpfen. Beide Theile aber jammerten, daß — welches nun auch sein Schicksal gewesen seyn möchte — die Unmöglichkeit, diese Insel jemals wieder zu verlassen, gleich sehr entschieden bliebe.

In Wahrheit auch vereinigte sich nur zu vieles, um diesem Zweifel das Wort zu reden. Wenigstens sechshundert Seemeilen war Makao, der nächste freundschaftliche Hafen, den sie hätten erreichen müssen, entlegen; und um dahin zu gelangen, war kein Fahrzeug in ihren Händen, als jene kleine spanische Barke, die sie gleich bei ihrer ersten Landung auf Tinian hinweggenommen hatten. Diese aber würde höchstens den vierten Mann aus ihrer Anzahl haben aufnehmen können: und was war alsdann das Loos der Zurückbleibenden auf dieser wüsten Erde, wo vor dem Centurion vielleicht noch nie ein europäisches Schiff geankert hatte, und wo sich auch in mehreren Generationen kein ähnlicher Glücksfall wieder erwarten ließ? Diese trostlose Aussicht entkleidete die zauberische Insel plötzlich aller ihrer bisherigen Reize. Auch in einem Paradiese konnten sie nicht froh bleiben, sobald es ihnen zum Kerker ward, der sie ewig von Freunden, Verwandten und allen Freuden der vaterländischen Heimath trennte.

Noch aber war diese lebenslängliche Verbannung nicht das muthmaaßliche höchste Ziel ihres Ungemachs. Guaham, die spanische Niederlassung, lag ihnen zu nahe, als daß sie hätten hoffen dürfen, von dorther unangefochten zu bleiben. Sobald ihre Feinde erfuhren, in welcher mißlichen Lage sie sich befänden, war nichts gewisser, als daß der Befehlshaber dieser Kolonie eine hinreichende Macht herübersenden würde, um sie zu überwältigen, und auf Zeitlebens als Kriegsgefangene von der Insel hinwegzuführen. Denn die Eifersucht und grausame Willkühr der Spanier in diesen fernen Erdstrichen war zu bekannt, als daß eine Auswechselung jemals sich hätte hoffen lassen. Ja, es stand sogar zu fürchten, daß die Feinde aus den eben erwähnten Gründen geneigt seyn möchten, gegen sie als Seeräuber zu verfahren. Und wie wollten sie diese entsetzliche Gefährdung ihrer Ehre und ihres Lebens abwenden, da ihre sämmtlichen Bestallungen am Borde des Centurion zurückgeblieben waren?

Mitten unter diesen niederschlagenden Betrachtungen stand Anson, größer als sein Schicksal, mit unerschütterlicher Fassung da. Vollwichtiger, als irgend einer aus der Zahl der muthlos Jammernden, empfand er den Druck jener Gründe: allein sie beugten die hohe Ruhe seines Gemüthes nicht, womit er unter den sparsamen Mitteln wählte, sich und die Seinen aus dem Gedränge zu ziehen. Sobald er auch nur, einig mit sich selber, seinen schnell gebohrnen Entwurf den verständigern Freunden um ihn her entwickelt und zu dessen Thunlichkeit ihre Stimmen vereinigt hatte, versammelte er auch die gesammte Zahl der Unglücksgenossen zu sich, um seinen Muth und sein kühnes Feuer zur Ausführung in sie überzutragen.

„Freunde," sprach er — „Zum Erstenmale seit zwei Jahren, da uns der Ruf des Vaterlandes und der Ehre vereinigt, lauf' ich heute Gefahr, den Geist brittischer Männer in euch zu verkennen! Wie? Den Centurion haltet ihr für verloren? Hab' ich's denn nicht mehr mit versuchten alten Seeleuten zu thun, daß eine so kindische eitle Sorge euer Herz beengt? Oder habt ihr denn so gar nicht erwogen, wieviel ein Schiff, wie das Unsrige, zu ertragen vermag? Wie hätt' es uns denn wohl bis hieher gebracht, wär' es so übel zusammengefugt, als der Centurion sein müßte, um diesem Sturme nicht zu trotzen? — Er gesunken? er zertrümmert? — Glaubt es nie! Hofft getrost mit eurem Führer, daß wir in wenigen Tagen sein Segel, auf uns hergerichtet, wieder erblicken werden!

„Doch sey es auch sogar, daß wir umsonst nach ihm aussehen! Das Schlimmste was ihm begegnet seyn könnte, wäre doch immer nur, daß die Gewalt des Windes ihn zu weit nach Westen abgetrieben, um sich wieder zu uns heranzuarbeiten. Dann hat er ohne Zweifel seinen Lauf nach der Küste von Schina fortgesetzt, und es liegt nur an uns, ihn in Makao wieder zu erreichen. Auf dieses Aergste laßt uns also, als Männer, gefaßt seyn. Nach Makao und unserm Centurion hin laßt uns unsre Bestrebungen richten! Sie werden nicht fruchtlos seyn: wir werden diese Insel hinter uns schwinden sehen, wenn ihr, wie ich hoffe, zu dem Anschlag eure Hände bieten wollet, den ich mit reifer Ueberlegung ersonnen habe.

„Ihr habt Recht, — Wir besitzen nur diese kleine Barke, um uns von hier zu entfernen: allein was hindert uns, sie ans Land zu ziehen, sie queer durch in ihrer Mitte aus einander zu sägen, und Kiel und Borde um zwölf Fuß zu verlängern? Statt zwölf Tonnen Last wird sie dann vierzig fassen — wird fähig seyn, die hohe See zu halten, und geräumig genug, uns Alle bis auf den Letzten aufzunehmen. Dieser Vorschlag stützt sich auf die einmüthige Versicherung unsrer anwesenden Zimmerleute, welche ihn für leicht und ausführbar erklären. Allein er fordert auch unsern vereinigten Entschluß zur That, und nimmt den angestrengtesten Fleiß jedes Einzelnen unter uns in Anspruch. Freiwillig also und mit voller Kraft seiner Seele bietet Jeder seinen Beistand zum gemeinsamen Werke dar; und ich selbst, wie beschwerlich die Arbeit seyn möge, werde willig und redlich Hand an sie legen.

„Ist dies euer Wille — Wohlan! So laßt uns ungesäumt zur Ausführung schreiten! Unsre Verfassung und die günstige Jahreszeit müssen uns jeden Augenblick kostbar machen; müssen uns treiben, als ob die Hoffnung, den Centurion hier wieder vor Anker zu sehn, ein Unding wäre, damit wir, wenn er nun dennoch erscheint, nichts, als die vergebliche Arbeit einiger wenigen Tage, zu bereuen haben mögen."

Ansons zuversichtlicher Ton verfehlte auch seiner Wirkung auf die versammelten Hörer nicht; — wirkte sogar kräftiger, als seine Absicht war, da er ihre Erwartung, sich mit dem Schiffe nächstens wieder zu vereinigen, bis zu einer solchen Lebendigkeit erhöhte, daß es sie zu der beschloßnen Arbeit lässiger machte, als das Bedürfniß erlaubte. Die vorgeschlagene Erweiterung des spanischen Fahrzeugs war allerdings ein Werk, das nur durch eine nicht gemeine Anstrengung vollführt werden konnte; und je deutlicher sie dies begriffen, je geneigter wurden sie, es viel lieber auf die Gunst eines Zufalls ankommen zu lassen, auf welchen der Kommodore bei sich selbst ungleich weniger zu rechnen wagte, als seine Versicherungen anzudeuten schienen.

Dieser Ausflucht, welche der Arbeitsschen der trägen Gemüther nur zu erwünscht kam, war es hauptsächlich beizumessen, wenn verschiedne Tage hingingen, bevor die Hände der Menge so rasch und willig und mit so vollem Gemeinsinn an die Ausführung gingen, als doch nothwendig vorausgesetzt werden mußte, wofern das beabsichtigte Werk erreicht werden sollte. Bald aber kehrten die Blicke, die so oft und so sehnsüchtig den Rand des fernen Gesichtskreises musterten, zu den nähern Gegenständen zurück, die zu ihren Füßen lagen, und ihrer Axt oder ihrer Säge warteten. Je tiefer ihre zu leichtsinnige Hoffnung sank, je allgemeiner kehrte der Geist der Emsigkeit und der Anstrengung bei ihnen ein, und ermunterte sie, nunmehr bloß ihren eignen Kräften zu vertrauen. Die Frühsonne fand jeden Arbeiter bereits auf seinem angewiesenen Sammelplatz; und das Abendroth überraschte sie bei ihren verschiedenen Verrichtungen noch eben so wacker, als sie begonnen hatten.

Nur einen einzelnen Augenblick gab es seitdem noch, wo die alten Hoffnungen sich wieder hervorwagten, um dann schnell desto grausamer getäuscht zu werden. Es war wenig Tage nach dem Sturme, der sie auf Tinian eingesperrt, als plötzlich unter den Arbeitern der fröhliche Ausruf laut ward: „Ein

Schiff!“ und Aller Blicke mit unwiderstehlicher Kraft nach dem Seeufer hinzog. Ein trunkner Jubel tönte von jeder Lippe: denn Niemand zweifelte, daß es nicht sein Schiff seyn sollte. Während noch der Kommodore eilte, sein Fernrohr herbeizuholen, riefen aber schon mehrere Stimmen, daß noch ein zweites Segel sich erhebe. So war es denn freilich der Centurion nicht, auf den sich die Menge gefreut: aber nur um so weniger ließ sich muthmaaßen, was für eine Bewandniß es mit diesen Fahrzeugen haben könnte?

Unter der Zeit hatte Anson selbst mit pochendem Herzen die beiden kaum erkennbaren Punkte durch seine Gläser beobtet. Ach! Er sah keinen Centurion! Selbst nicht einmal Schiffe ward er gewahr; wohl aber zwei Gegenstände, die er, ihrem Bau und der Form des Segels nach, nur für Boote halten konnte. Gütiger Gott! Wenn es nun die Boote seines Schiffes waren, die mit dem geborgnen Volke wiederkehrten, nachdem der Centurion seinen letzten unglücklichen Tag erlebt! Jetzt — jetzt, unter diesem plötzlichen Gedanken, brachen Muth und Hoffnung in seiner starken Seele zusammen! Der Sturm seiner Empfindungen mahlte sich in seinen Zügen. Stumm und seinem Schmerze hingegeben, wankte er in sein Gezelt zurück, und es brauchte mehrere Minuten der stillen Verborgenheit, bis der Unglückliche seinen Mannsinn wiederfand, um, neu entschlossen, dem verfolgenden Schicksal die Stirne zu bieten.

Gottlob! Seine Ahndung war diesmal zu schwarz gewesen. Als er wieder hervortrat, und die Blicke von neuem auf das Meer hin richtete, überzeugte er sich bald, daß, was er für Schiffsboote zu erkennen geglaubt, nur zwei indianische Proen*) waren, die sich dem Lande zu nähern schienen. Es konnte ihre Absicht seyn, die Insel und ihre neuen Bewohner auszukundschaften. Hurtig ließ er also jeden Gegenstand aus dem Gesichte räumen, der ihnen hätte Argwohn geben, oder die Anwesenheit fremder Gäste verrathen können. Zugleich aber versteckte er verschiedene Hinterhalte in das Dickicht zunächst am Ufer, und jede Vorsicht war genommen, um sich der Proen im Augenblick ihrer Landung zu bemächtigen, und so den feindlichen Anschlag auf die Sicherheit der Mannschaft zu vereiteln. Allein sey es, daß diese Fahrzeuge dennoch Verdacht geschöpft, oder daß sie ihrem Auftrag aus der Ferne eine hinlängliche Genüge zu thun geglaubt, oder endlich, daß sie weit einen andern Zweck verfolgt, als den ihre Erscheinung voraussetzen ließ: — genug, sie hielten in einigem Abstand vom Ufer plötzlich an; lagen zwei Stunden lang unbeweglich still, und gingen dann, ohne weitere Unternehmung, seitwärts unter Segel.

Ungestört, und mit wetteifernder Thätigkeit, ließen seitdem die ausgesetzten Insulaner die Verlängerung ihrer Barke sich angelegen seyn, ohne der sich täglich mehrenden Erschwernisse zu achten. Freilich aber gehörte auch ein nicht geringerer Grad von Enthusiasmus, als wirklich in ihnen lebte, dazu, um dadurch nicht abgeschreckt und derselben durch immer neue Erfindungen der Noth und des Zufalls Meister zu werden. Selbst auf einem englischen Schiffswerft, und im Besitz jeder Bequemlichkeit und jedes verlangten Werkzeugs, würde jene Verwandlung für ein Kunststück gegolten haben: um wieviel mehr denn nicht an diesem wüsten Platze, wo beinahe jedes Werkzeug erst erschaffen werden mußte; bei jedem Schritte der Mangel irgend eines großen oder kleinen Materials sich offenbarte, und das Genie unablässig aufgeboten werden mußte, diese Entbehrnisse durch ungewöhnliche Mittel und Handgriffe zu ersetzen.

Gleichwohl war mit Besiegung dieser Hindernisse immer erst der geringste Theil derselben überstiegen. Auch wenn der Rumpf der erweiterten Barke fertig dastand, blieb noch die Erfindung des dazu nöthigen Tauwerks und der Segel übrig. Ehe man dann in See zu gehen vermochte, fragte sichs noch, woher die zur See ausdaurenden Lebensmittelvorräthe für mehr als hundert Köpfe bezogen werden sollten? Und auch mit dieser Sorge im Rücken, galt es immer noch die Kunst, sich den Weg von dreißig Graden der Länge durch ein Meer voller Inseln, Klippen und Gefahren hindurchzutasten — einen Weg, den Niemand aus der Gesellschaft zuvor versucht, und den zu treffen, es ihnen ebensowohl an Seecharten, als an astronomischen Werkzeugen fehlte. Führwahr, wenn nicht Glück und Zufall — und wer durft' es wagen, sich auf sie zu verlassen? — diese Unmöglichkeiten wieder ausglichen, so hatt' auch diesmal der Enthusiasmus sich verrechnet, und nur zur Verzweiflung konnt' er aus seinen luftigen Träumen erwachen!

Glück und Zufall hatten gleichwohl dafür gesorgt, daß die Zimmerleute, welche sich unter den Zurückgebliebenen befanden, ihre Rüst- und Werkkasten mit sich ans Land genommen hatten. Einen ähnlichen Bedacht hatte auch der Schmidt getragen. Seine Schmiede war aufgeschlagen: nur fehlte es an den Blasebälgen, die ihrer Unbehülflichkeit wegen am Borde zurückgeblieben waren. Seine Kunst in Thätigkeit zu setzen, gehörte unter die wesentlichsten Bedingungen des entworfenen Rettungsplanes. „Schafft mir meine Bälge!„ rief er kleinlaut — „und ich will mit Freuden vor meiner Esse schwitzen!“

Sie wurden ihm geschafft! An Häuten von den erlegten Rindern mangelte es nicht; und die Spanier in der Barke hatten zu eignem Gebrauch einen Vorrath von Muschelkalk bereitet. Schnell legte man eine Gerberei an, deren Produkte zwar die Nase ein wenig beleidigten, übrigens aber doch gefügsam genug ausfielen, um zu ein Paar Blasebälgen verbraucht zu werden, an denen ein Flintenlauf die Stelle der Röhre vertrat. Der erstaunte Schmidt schürte freudig seine Kohlen an, und seine Kunst hielt Wort. Ein jedes Eisengeräth, das die Noth erforderte, gieng rasch und brauchbar aus seinen schöpferischen Händen hervor.

Zu gleicher Zeit war eine andre Abtheilung der Gesellschaft angestellt, Bauholz zu fällen, und Planken daraus zu schneiden. Diese Arbeit war allerdings die mühsamste; bei ihr, vor Allen, mußte die Macht des Beispiels zur Ermuntrung wirken, und edel entschloß sich der Kommodore, sich an ihre Spitze zu stellen. Die Axt erklang in seiner Hand, wie in der Faust des Geringen: wer hätte sich ferner weigern mögen, und dahinten bleiben?

Die vorhabende Vergrößerung des Fahrzeugs erforderte, daß es an Land auf den hiezu bereiteten Stapel gezogen würde. Man war einig geworden, daß dies, in Ermangelung bequemer Maschinen, am füglichsten durch Anwendung untergestreckter Walzen geschehen könnte, wozu die glatten und zirkelrunden Stämme, der Kokosbäume sich ohne mühsame Zurichtung benutzen ließen. Demnächst verlangte die Zerstückung des Gebäudes eine besondere Vorsicht, damit die zersägten Planken in keine Risse splitterten: dies Uebel wurde glücklich vermieden. Noch bedenklicher war die Sorge, welche eine genauere Berechnung nunmehr ergab, daß, selbst nach wirklich ausgeführter Erweiterung der Barke, ihre Geräumigkeit für die starke Menschenzahl und deren Bedürfnisse dennoch unzureichend seyn werde. Nur die Eine Hälfte der Gesellschaft ließ sich dann unter dem Verdecke unterbringen, während die Andre den Einflüssen der Witterung schutzlos ausgesetzt bliebe. Allein diese Ungemächlichkeit litt keinen Wandel, da jene Verlängerung bereits die äußerste Gränze des Möglichen erreichte.

Hiernächst erwog man auch, daß das neue Gebäude, zur Abwehr des eindringenden Wassers, in seinen Fugen kalfatert werden müsse. Dazu fehlte es freilich an Theer: aber man hatte Talg und Kalk im Ueberfluß; und es war eine bekannte Erfahrung, daß ein Gemisch von Beiden die Stelle des Schiffspeches nicht unglücklich zu vertreten pflegt. Endlich mußte man auch noch auf das nöthige Tau- und Segelwerk sinnen. Man hatte zwar einigen Vorrath auf der Barke selbst gefunden; was jedoch noch ferner abgieng, ließ sich aus der Leinwand von des Befehlshabers Gezelt und einigen vergeßnen Tauen des Centurion ergänzen.

Für den täglichen Bedarf an frischen Lebensmitteln wechselte eine bestimmte Anzahl in ihrer Ordnung ab, welche angewiesen war, Vieh zu erlegen und Früchte einzusammlen. Allein man mußte ebensowohl auch auf einen hinlänglichen Reisevorrath für länger als Einen Monat bedacht sein: und hier thürmte sich Verlegenheit auf Verlegenheit. Nicht Ein Faß Mehl — nicht ein einziger Zwieback war aufzubringen, da Jedermann, seit der ersten Landung, die wohlschmeckendere Brodtfrucht vorgezogen hatte, die aber, abgepflückt, nach wenig Tagen, dem Verderben ausgesetzt war, und darum für keine langr Seereise taugte. Der Mangel an Salz machte allen vorhandnen Ueberfluß von frischem Fleische eben so unbrauchbar; abgesehen auch sogar von den Schwierigkeiten, die dem Geschäft des Einpökelns in den heißen Himmelsstrichen entgegen zu stehen pflegen.

So beschränkte sich denn ihr ganzes Proviantmagazin auf die wenigen Stücke bukanirten Rindfleisches, welche sie von der Besatzung der Barke erbeutet hatten, und auf die Erndte von Kokosnüssen, welche sie vor ihrer Abfahrt noch zu halten gedachten. Dem Brodtmangel aber sollte durch einen Vorrath von Reis gesteuert werden, welchen sie sich, im Vorüberfahren auf der nahe liegenden Insel Rota, mit gewaffneter Hand von den Spaniern zu ertrotzen hofften, die, nach den Berichten der Gefangenen, hier durch die Indianer weite Felder dieses Getreides anbauen ließen. Zugleich gab dieser Anschlag die Veranlassung, ihre Streitkräfte und den Bestand ihrer Ammunition näher zu Rathe zu ziehen. Leider wurden nicht mehr als neunzig Ladungen Pulver zusammengebracht! Nicht einmal also jeder Kopf in der Gesellschaft sollte seine Flinte los-

*) Eine besondre Art schnell segelnder Kanots, die in diesen Gegenden, so wie auf den nächsten Inselgruppen des stillen Meeres, üblich sind.

drücken können! Desto mehr aber wurde auf eines Jeden persönlichen Muth gerechnet, um sich den Spaniern dennoch furchtbar zu machen.

Wie abschreckend jedoch diese Aussichten im Ganzen seyn mochten, so ließ sich gleichwohl hoffen, daß sie durch Entschlossenheit, durch Selbstverläugnung und ruhiges Dulden zu erleichtern seyn würden. Allein Bekümmernisse von ungleich ernstlicherer Art stahlen dem Kommodore den Schlaf seiner Nächte und den Frieden in seiner Brust. Während die gesammte Menge mit Vertrauen zu ihm, als ihrem Piloten durch diese unbeschifften Meere, emporsah, und ihr Heil als Pfand in seine Hände legte, rang er im Stillen mit der Unfähigkeit, dieser Verpflichtung nach Würden zu entsprechen, wofern er, ohne Kompaß, ohne Quadranten und andre Handleistungen der Kunst, die Regierung des Fahrzeugs nicht bloß auf ein glückliches Ohngefähr sollte ankommen lassen. Keines der genannten Instrumente war auf der Insel aufzufinden, so sorgfältige Nachfrage auch insgeheim (denn laut durfte dieser bange Zweifel vor der Gesellschaft nicht werden!) darnach geschehen mochte; und acht schmerzliche Tage drückte jene Sorge, gleich einem Alp, auf seiner Seele, bis endlich der Zufall sich auf eine wunderähnliche Weise ins Mittel schlug, ihn davon zu befreien.

Denn an ein Wunder gränzte es wahrlich, daß Jemand beim Durchsuchen einer Kiste, die zu der spanischen Barke gehört hatte, auf einen kleinen Taschenkompaß stieß, der an sich freilich nur als ein nürnberger Spieltand, aber dennoch unter diesen Umständen als ein unschätzbares Kleinod zu betrachten war. Ein paar Tage später hob ein zweiter glücklicher Entdecker am Meeresufer einen hölzernen Quadranten auf, den die Wellen ausgeworfen hatten, und der vorlängst, als Nachlaß eines Verstorbenen, sammt anderm unnützen Geräthe, über Bord gewandert seyn mochte.

Wie nach einer Krone, griff Anson nach dem dargereichten Werkzeuge, das seinen brünstigsten Wunsch erfüllte. Allein wie schnell sank seine Freude, als er auf den zweiten Blick die dazu nöthigen Dioptern vermißte, deren Mangel es für den Gebrauch ohne Nutzen machte! Jetzt mußte ein neues Wunder bald darauf die Neugier eines Dritten anreizen, daß er das Schubfach eines alten wurmstichigen Tisches herauszog, der gleichfalls an Land getrieben war, und diesen Versuch durch den Fund von — den vermißten Diopteru belohnte. Ob sie zu dem Quadranten passen möchten, ward auf der Stelle entschieden. Die Breite von Tinian war bekannt, und das Resultat des Instruments stimmte leidlich mit den früheren Beobachtungen überein. — So waren denn also die Wegweiser durch Nacht und Wellen gefunden.

Mit allen diesen unerläßlichen Vorbereitungen war man endlich, binnen dem Zeitverlauf von vierzehn Tagen, so weit gediehen, daß die Zusammenfügung der Barke wirklich zur Hand genommen werden konnte. Bei der regelmäßigen Vertheilung aller Arbeiten ließ sich's sogar mit Zuversicht bestimmen, wann das Werk vollendet dastehen müßte; und das Ende der sechsten Woche seit ihrem einsiedlerischen Aufenthalte auf Tinian war unwiderruflich zur Abreise festgesetzt. Man konnte dies mit um so mindrer Gefahr, sich zu betrügen, da Ein Sinn und Ein Entschluß die Arbeit belebte. Wahrscheinlich hatte man diesen Geist der Ordnung und Folgsamkeit dem gänzlichen Mangel an starkem Getränk zu danken, denn der Saft der Kokosnüsse, welcher ihnen die Stelle des Rums vertreten mußte, war zwar wohlschmeckend, aber doch nicht geistig genug, den Trinker zu berauschen.

Mitten aber in dieser regen, wimmelnden Geschäftigkeit — Es war am neunzehnten Tage seit ihrem großen Unfall — wechselte plötzlich die Scene duch eine Erscheinung, welche nunmehr auch der kühnste Prophetenglaube sich nicht träumen ließ. Ein Bootsmann, der auf die Jagd nach wildem Geflügel ausgeschickt war, befand sich am hellen Mittage auf einer der erhabensten Anhöhen der Insel, und blickte zufällig ins hohe Meer hinaus. Klar und deutlich fiel ihm ein heransegelndes Schiff in die Augen, und sein aufwallendes Herz weissagte ihm, es müsse der wiederkehrende Centurion seyn. In wilder Hast stürzte er sich die Berge herunter, bis Einige seiner Kameraden ihm aufstießen, denen er in hervorbrechender Fröhlichkeit schon aus der Ferne entgegenjubelte: „Das Schiff! — Freunde, das Schiff! Mit vollen Segeln steuert es gegen die Insel!"

Der Ausdruck seiner Freude war zu unverkennbar ächt, als daß seine Zeitung hätte Mißtrauen erwecken können; — sie war zu erfreulich, diese Zeitung, als daß der früheste Bote derselben nicht auch den vollen Dank des Kommodore hätte verdienen sollen. Rasch also warf sich der Leichtfüßigste unter den staunenden Hörern den Weg hinab, und es gelang ihm unschwer, dem athemlosen ersten Verkündiger zuvorzueilen. „Freude! Freude!" schrie er, als er den Platz erreichte, wo Anson mit seinen Arbeitern am Bau geschäftig war — „Der Centurion kömmt wieder! Unsre Noth hat ein Ende!"

„So liege da, und habe Feierabend!" stammelte der Kommodore, und warf, vom seligsten Entzücken überwältigt, seine Axt zu Boden. Dem Kummer und der schwarzen Sorge hatt' er männlich Stand gehalten: doch gegen die Ueberraschung der Freude war seine Seele minder gepanzert. Wer aber fände den Edlen darum nicht nur noch näher seiner Liebe und verwandter seinem eignen Herzen?

Ansons Gefährten auf dem Zimmerplatze waren auch um nichts mäßiger in ihrem freudigen Enthusiasmus. Sie fielen einander in die Arme; sie tanzten; sie warfen die Hüte in die Luft; sie taumelten vom Werft hinweg, und rannten, ihrer Arbeit vergessend, an den Strand hinab, um ihre schwimmenden Augen am Centurion, wie an einer wiedergefundenen Braut, zu erlaben; indeß Andre wieder den erhabenern Hügel hinaneilten, um von diesem Punkt der ersten Entdeckung aus des lieblichen Anblicks desto gewisser froh zu werden.

Gegen Abend war das Schiff, der gemeinsame Gegenstand des Verlangens, so nahe herangeschwommen, daß Niemand mehr den Centurion in demselben verkennen konnte. Anson schickte den Wiederkehrenden ein Boot mit achtzehn Mann zu ihrer Verstärkung und einen Vorrath von frischen Lebensmitteln zur Erquickung entgegen. Dennoch gelang es ihnen, des schwachen Windes wegen, erst am folgenden Tage, sich an der alten Stelle vor Anker zu legen. Im gleichen Augenblick trat auch der Kommodore an Bord und mitten unter sie. Sie empfingen ihn mit einem unverabredeten Freudengeschrei, wie Freunde, die sich einander auf immer entrissen geglaubt, sich gegenseitig in die Arme fliegen.

Auch ihm aber brannte ein unnennbar seliges Gefühl durch alle Pulse. Er fühlte ja wieder den Boden unter seinen Füßen, den er sein nennen durfte! Seine Hoffnungen, seine tief berechneten Entwürfe zu Sieg und Ehre waren ihm wiedergegeben! Als glücklicher Weltumsegler, als Ueberwinder des spanischen Stolzes sollt' er nun bald seinen Wimpel im Angesicht der vaterländischen Dünen wieder können wehen lassen!

Jetzt, nun alle Schrecken, alle Plagen, alle Anstrengungen der letzten drei Wochen nichts als ein schwerer Traum gewesen zu seyn schienen, hatte man denn endlich auch die ruhige Muße, einander den Bericht von diesem Allen an das theilnehmende Herz zu legen. Hatten die Zurückgelassenen auf Tinian angstvolle Tage durchlebt, so war andrerseits auch das Loos der Davongeführten um nichts beneidenswerther gewesen.

Als jene unselige Nacht sie und ihre Drangsale dem Blick der trostlosen Gefährten am Ufer entzog, und das Rasen des Sturms mit jeder Minute sich verstärkte, war bald ihr zweiter Anker eben so unvermögend, als der schon gebrochene, sie länger zu halten. Das Kabeltau brach, und zagend kappten sie die Seile, die ihren letzten Nothanker am Borde hielten. Zwar faßten seine Arme den Grund, allein sie schwebten bereits so nahe am Rande der Sandbank, daß der erste erneuerte Windstoß ihn wieder lösen, und das Schiff vollends in die hohe See treiben mußte.

Der erste Schiffslieutenant, dem jetzt das Kommando auf demselben anheimfiel, ließ in dieser bedenklichen Lage angezündete Laternen aufstecken, und von Zeit zu Zeit einige Kanonen abfeuern, um dadurch seine Noth zu erkennen zu geben. Von Beidem aber vernahm Anson und seine Gefährten am Lande nicht das Mindeste. Der Donner des Himmels und der Wogen übertäubte des Geschützes Donner; und die durch einander fahrenden Wetterstrahlen verdunkelten den schwachen Schein der Leuchten und selbst den Blitz der abgebrannten Stücke. Um Mitternacht endlich brach der gefürchtete Augenblick ein. Der Pflichtanker wühlte sich aus dem Seegrunde hervor, und ein Ball der Wellen, flog das Schiff, vom Sturme gepeitscht, über die Abgründe dahin.

Alles, was eine solche Lage Trostloses haben kann, schien nunmehr wider die Unglücklichen zu ihrem Verderben mit einander im Bunde. In einem lecken Schiffe; zwei Anker verloren, und den einzigen noch übrigen mehr, als hundert Klaftern, im Grunde schleppend; keine einzige Kanone gehörig befestigt, keine Luke geschlossen; das Tauwerk in Verwirrung, und mit Mühe nur Meister eines einzigen Segels — sollte eine außer allem Verhältniß geringe Bemannung dem Sturme Trotz bieten, ohne zugleich eine einzige Minute von den Pumpen zu weichen. Ihren Muth noch mehr zu lähmen, standen sie in der schrecklichen Vermuthung, gerade gegen die Felsenriffe der benachbarten Insel Aguigan getrieben zu werden. Was für übermenschliche Anstrengungen sie immerhin anwenden mochten, dieser Gefahr des Untergangs durch Beisetzung der Segel zu entweichen; — es war umsonst! Vom Ersten bis zum Letzten, ohne Unterschied des Ranges, keuchten sie an der harten Arbeit. — Sie erbeuteten damit nichts, als die traurige Einsicht ihres Unvermögens, das Schiff zu wenden! Nur erst

der folgende Morgen befreite sie von dieser entsetzlichen Angst. Sie sahen die drohenden Felsen weit hinter sich schäumen. Ein starker Meerstrom hatte sie seitwärts abgetrieben und unwissend gerettet.

Allein diese Meerströme waren es auch, welche nachgehends, da der Sturm endlich schwieg, eben so unerwartet ihre Rechnung täuschten, die Höhe von Tinian in wenig Tagen wieder zu erreichen. Erst am neunzehnten Tage fanden sie das Ziel ihrer Mühen, wie ihrer Trennung, da Tinian, die Ersehnte, ihnen die blauen Bergspitzen in Osten entgegenhob. Die harte Prüfung war überstanden; und Beide, die Verlassenen wie die Verlassenden, fühlten inniger das Band, das zum gemeinsamen Heile sich durch sie Alle schlang, und sanken mit verstärkter Liebe einander in die Arme.

Bald darauf, nach minder wichtigen Erlebnissen, verließen sie das romantische Eiland, um unter ihrem heldenmüthigen Führer neuen Gefahren und kühnen Thaten entgegen zu schwimmen.

---

## Albrecht von Halberstadt, s. Minnesinger.

---

## Halb Suter, s. Meistersänger.

---

## Gerhard Anton von Halem

ward den 2. März 1752 zu Oldenburg geboren und bezog nach vorhergegangener classischer Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zum Behuf des Studiums der Rechte nach einander die Universitäten Frankfurt an der Oder, Straßburg und Kopenhagen. Darauf wurde er zum Landesgerichtsassessor, Kanzlei- und Regierungsrath zu Oldenburg ernannt, unter der französischen Regierung aber 1812 als Appellationsrath nach Hamburg versetzt. Als jedoch Hamburg von den verbündeten Truppen bedroht wurde, ging er zu seinem vaterländischen Fürsten nach Eutin und zog später mit ihm als sein erster Rath wieder in Oldenburg ein, wo er noch zum Präsident der Landesregierung ernannt wurde und den 5. Januar 1819 starb.

Wir haben von ihm:

Gesammelte poetische und prosaische Schriften. Hamburg 1787. 1r Bd. in gr. 8.
Poesie und Prosa. Hamburg 1789 in gr. 8. m. 1 Kpfr.
Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreich. Ebendas. 1791, 2 Thle. in 8.
Dramatische Werke. Rostock 1794 in 8.
Irene. Monatsschrift. 1800 — 1805.
Schriften. Münster und Hannover 1803 — 1810, 9 Thle. in 8.
Lyrische Gedichte. Leipzig 1807.
Kleine historische Schriften. Ebendas. 1808.
Töne der Zeit. Bremen 1814. 1r Band in gr. 8.
Erzählungen und Geschichten. Münster (Leipzig) 1825 in 8.

Einzeln:

Trudelinde, Schauspiel. Hamburg 1780.
Aeschylos Agamemnon. Leipzig 1785.
Wallenstein, Schauspiel. Göttingen 1786.
Geschichte des Herzogthums Oldenburg. Oldenburg 1794 — 1797, 3 Bde. in 8.
Blüthen aus Trümmern. Berlin 1798.
Leben des Grafen Münnich. Oldenburg 1803.
Leben Peters des Großen. Münster und Leipzig 1803 — 1805, 3 Bde. in 4.
Sammlung der wichtigsten Aktenstücke der neuesten Zeitgeschichte. Oldenburg 1806 — 1807, mit Runde herausgegeben.
Jesus der Stifter des Gottesreichs. Hannover 1810, 2 Bde.
Vernunft aus Gott. Lübeck 1818.

v. H. war ein geistreicher, freisinniger und vielseitig gebildeter Mann, der, mit Gewandtheit und Talent der Form begabt, der Poesie seine Mußestunden widmete, sich auf diesem Gebiete jedoch nur, da es ihm an wahrer Productivität und Phantasie fehlte, durch Korrectheit und Anmuth der Darstellung auszeichnete. Weit bedeutender sind dagegen seine historischen und biographischen Leistungen, namentlich seine Geschichte des Herzogthums Oldenburg.

---

### Die Mähr*)
von Aucaßin und Colette.

Es dämmert! Setzt euch um mich her,
Ihr Liebenden alle! Horcht der Mähr,
  Wie unsre Väter liebten:
Denn Mähr und Sang aus alter Zeit
Erhöht des Frohen Fröhlichkeit,
  Und heitert den Betrübten.
Und wär' er krank und litt' er sehr,
Es würde, hört' er meine Mähr,
  Schon wohler ihm zu Sinne.
Denn Liebe geußt, o glaubt mir, glaubt!
Wohl Balsam über jedes Haupt. —
  So horcht denn! ich beginne.

Nicht fern von den Ufern der Rhone erheben sich auf einem schönen Hügel der Languedoc, nur dürftig noch die bemooseten Trümmer einer Burg. Sechshundert Jahre sind's, da wohnt' und herrschte hier Graf Garins von Beauçaire. Einst ein mannhafter Ritter, war er lang' in gewaltigen Fehden das Schrecken seiner Nachbarn. Gern hätt' er jetzt bei herannahendem Alter in Frieden sein Leben beschlossen. Aber sein noch rüstiger Feind, Graf Bongars von Valence, vergönnt' ihm nicht die Ruhe, nach der er sich sehnte. Kein Tag verging, daß Bongars nicht mit seinen Reisigen bis vor die Thore der Burg streifte, Garins Land verheerte und seine Vasallen tödtete. Schwach war des alten Garins Arm. Sein Sohn Aucaßin — wohl hätt' er mit Ruhm den Feind zu bestehen vermocht: denn er war jung und stark und schön zum Bewundern. Aber Schalk Amor, der von je her mit den Menschen sein Spiel treibt, hielt gefesselt die Jugendkraft.

„Um's Himmels Willen," sagten oft Vater und Mutter zu ihm, „lieber Sohn! wirf Dich auf's Pferd, ergreif die Waffen und hilf Deinen Vasallen! Sehn sie Dich an ihrer Spitze, tapfrer vertheidigen sie ihre Mauern, ihr Gut und ihr Leben." —

„Lieber Vater!" antwortete dann der Jüngling, „Ihr wißt ja meinen Entschluß. Gern focht' ich für Euch; doch Vater! gebt mir Colette, die milde, so lieb mir, so lieb! — Besteig' ich eher das Roß, umgürt' ich eher das Schwert, misch' ich mich eher in Kampf und Turnier, dann —! ja! dann erfülle Gott nie einen Wunsch meines Herzens! Vater, gieb mir Colette, die milde, so lieb mir, so lieb!" —

*) Aus: G. A. v. Halem „Kleine prosaische Schriften."

„Wie kann ich?" sprach dann der Vater; „das Mädchen ist nicht für Dich. Da kauft ein Vasall ein Sarazenenkind, läßt's taufen, und nun sollt' es Dein werden? Irgend ein Ackersmann, den seiner Hände Arbeit nährt, führt einst sie heim. Du — willst Du ein Weib nehmen, so sey sie adeliges Blutes. Schau in Frankreich umher und wähle! Da ist kein Sasse des Reichs, der Dir auf Dein Bitten seine Tochter versagt." —

„Ach! Vater!" fiel Aucaßin ein," das Blut giebt nicht adeligen Sinn. Colette ist so gut, so gut. Als Hirtin würde sie die Flur beglücken, wo ihr Schäferstab weilte. Setze sie auf den Thron, und glücklich ist das Reich, wo sie Königin ist." —

Umsonst drang der Vater stärker in ihn. Umsonst vereinte die Mutter ihre Bitten mit der Drohung des Gatten. Aucaßins Antwort blieb: „So mild ist Colette, so gut. Mich hat besiegt ihr liebliches Wesen, und leb' ich, so leb' ich für sie."

Unwillig ging der Alte zu Colettens Pflegevater. „Euer Mädel da macht mir Verdruß. Mein Sohn hat sich in sie vergafft. Lieber! laßt sie von euch!" —

Tief neigte sich der Vasall vor seinem strengen Gebieter. „Fort soll sie," sprach er, „in fernes Land, und nimmer vernehm' er Kunde von ihr."

Doch der Vasall war gut und liebte Colette! „Wie könnt' ich," dacht' er, „das schuldlose Ding so streng behandeln? Aber ich muß Dich verbergen, Collette! vor den Augen Deiner Verfolger, bis ein günstiger Augenblick Dich befreiet."

Ein Kämmerlein auf dem Thurme seiner Wohnung nahm das arme Geschöpf in seine Einsamkeit auf. Ueberflüssig ward sie mit allem Nöthigen versorgt; aber Licht gab ihr nur ein kleines Fenster, das den Blick nach dem Garten gewährte. Da schmachtete nun das süße Mädchen mit den braunen Locken, die, hinab die Schulter sich ringelnd, die schlanke Gestalt umwallten. Niemandem lächelte ihr helles blaues Augenpaar, mit den langen seidnen Wimpern. Keinem hob sich der volle Lilienbusen. Neidisch stahl sich nur des Mondes Licht hinein zu dem Mädchen und trank ihre Reitze. Süße Wehmuth erfüllte dann das Herz der lieben Gefangnen. Oft horchte sie dem Abendliede der Nachtigall, und oft wetteiferte sie so mit ihr im Gesange:

Du Sängerin im Mondenlicht!
Was ist es, was Dich trübt?
Bist du nicht frei und darfst du nicht
Ihn lieben, der dich liebt?

Du klagst wol sie, die jammert hier
Im Thurm, vom Liebchen fern.
Sie stürbe funkelte nicht ihr
Der Hoffnung Wonnestern.

Sie stürbe, wär' es Liebe nicht,
Die Kraft zu dulden giebt!
Du Sängerin im Mondenlicht!
Was ist es, was dich trübt?

Indessen ward Colette vermißt von allen, die sich ihrer Lieblichkeit gefreut hatten. Sie ist entflohn! sagte dieser; ermordet ist sie von Graf Garins! sagte jener. Gleichgültig blieb keiner; aber Aucaßin war untröstlich. Hastig ging er zum Vasallen: „Gieb sie mir wieder, die theurer mir ist, als die Schätze der Erde; mir wieder Colette, die Milde, ohne die mir verhaßt das Leben ist!"

Der arme Aucaßin that so kläglich, daß der Vasall es ihm endlich entdeckte, er hab' auf des Grafen Geheiß Colette entfernen müssen. Doch, wo sie verwahrt sey, das verschwieg er. Verzweifelnd schied Aucaßin, schloß sich ein auf sein Kämmerlein, hing ganz seinem Schmerze nach, und nur seine Harfe gab ihm Trost:

Wo find' ich dich, o meine Taube?
Wo tönt, Colette, meine Braut?
Wie Maigeflüster durch die Laube
Nun deiner süßen Stimme Laut?

An dir, du Milde, wollt' ich hangen.
Du flohst — mein armes Herz ist wund.
Ein Kuß auf deine Rosenwangen,
Dein Lächeln nur macht mich gesund.

Tönt Saiten! wem ward sie zum Raube?
Wem schallt der süßen Stimme Laut?
Wo ist Colette, meine Taube?
Wo ist Colette, meine Braut?

Als Aucaßin so zur Harfe sang, da trat kaum athmend sein Vater herein:

„Du verbirgst Dich hier, der Eule gleich, und ächzest, indeß wir ein Raub des Feindes sind. Graf Bongars umringt mit seiner ganzen Macht die Burg, um uns mit Einem Schlage zu vertilgen. Unsre Ritter und Knappen stehen gerüstet zur Vertheidigung der Mauern und Thore, indeß die Bürger von den Zinnen Pfeile und gespitzte Pfähle auf die Feinde herab regnen. Aber an Anführung fehlts, und wem ziemt sie anders, als Dir. Lieber Sohn! geh' in Dich! Stelle Dich an die Spitze der Vasallen! Deine Gegenwart giebt ihnen Muth und Kraft zum Widerstande, — zum Siege. Auf! schütze Dein Erbtheil! Was bleibt Dir übrig, wenn die Burg Dir genommen wird?" —

„Lieber Vater!" erwiederte Aucaßin, „soll ich wiederhohlen, was ich schwur? Bei Gott! ich kämpfe nicht, du bewilligst mir dann Colette, die Milde."

„Mag dann alles verloren gehen! Nie geb' ichs zu," rief der Graf; und zornig ging er von dannen.

Aucaßin folgt' ihm. „Vater!" sprach er, „wohl, ich will mich bewaffnen und gegen den Feind ziehn. Aber, bringt Gott mich gesund und als Sieger zurück, darf ich dann ein einziges, einziges mal noch sehn Colette, die Milde, so lieb mir, so lieb? Darf ich zwei Worte ihr sagen und einen Kuß auf ihren Rosenmund drücken? Darf ich Vater?"

„Es sey darum!" sprach der Graf. „Du hast mein Wort."

Den Augenblick ward Aucaßin wie umgebildet. „Gebt mir Panzer und Schild!" Er rief's, rüstete sich, schwang sich auf's Roß und flog mit eingelegter Lanze zum Thor' hinaus, wonnetrunken von dem Gedanken, bald die Freundin seiner Seele wieder zu schaun und überglücklich in dem Vorgefühle des verheißenen Kusses. Die Liebe war sein Panier. Einzig beschäftigt mit Colette, der Milden, sah' er nicht, hört' er nicht, spornte nur immer sein Pferd und fand sich auf einmal umringt von feindlichen Haufen. Aucaßin zuckte sein Schwert, hieb um sich gewaltiglich und streute rings das Feld mit Leichen der Feinde. So bahnt' er sich muthig den Weg durch's Gedränge. Schon naht' er in vollem Galop den Thoren der Burg. Da sah er einen Reiter stolz ihm zur Seite dahin sprengen. Graf Bongars war's. Vernommen hatt' er den Ruf der Seinen: „Aucaßin ist gefangen!" Nun eilt' er herzu, seines Triumphs zu genießen. Aucaßin erkannt' ihn am goldnen Helm, wandte sein Pferd und wagt' einen wüthenden Angriff auf ihn. Ein gewaltiger Hieb auf den Helm warf den taumelnden Bongars herab zur Erde. Aucaßin faßt' ihn mit gesammelter Kraft am Visir, schleppt' ihn zur Stadt und stellt' ihn vor seinen Vater.

„Hier ist der Feind, der Euch und den Euren Jahre lang Kummer und Unglück brachte. Ich gebe ihn in Eure Hand."

„Recht so!" rief der alte Garins, „recht so! mein Aucaßin! durch solche Thaten muß man in Deinem Alter sich Namen machen und nicht durch thörigte Liebschaften." —

„Verschont mich, Vater! Ich hielt mein Wort. Die Reih' ist an Euch." —

„Wovon sprichst Du, lieber Sohn?" —

„Ei Vater! hab' ich nicht Euer Wort, mir solle nach der Rückkehr aus der Schlacht Colettens Blick, Colettens Kuß vergönnt seyn? Vergaßet Ihrs, o so vergaß doch ich es nicht."

„Und dennoch mußt Du's vergessen. Mein Sohn, es kann nicht seyn!" —

„Und das ist Euer letztes Wort, Vater?" —

„Bei Gott! das ist es!"

Stracks wandte sich Aucaßin zum Gefangenen. „Graf Bongars! Du bist frei, von nun an frei! folge mir!"

Bongars folgte; und schon war er von Aucaßin mit gewaltigem Arm aus der Burg geführt, ehe die nachgesandten Ritter es zu hindern vermochten. Aber hoch flammte nun des Vaters Zorn. Ergriffen ward Aucaßin und auf des zürnenden Geheiß in's Gefängniß der Burg geworfen. So traf gleiches Schicksal die unglücklich Liebenden, und keiner erfuhr von des andern Noth.

Aber Gott Amor wallte über seine Geweihten. Er gab Coletten den Gedanken der Flucht ein. Der Thurm war hoch und kühn der Gedanke, sich herab zu lassen von seiner Höhe. Aber jeder Tag machte Coletten vertrauter mit der Gefahr: und endlich däucht' ihr das Unternehmen gar leicht. Wohin sie nach der Flucht sich wenden, wo sie Aucaßin sehen würde, das kümmerte sie wenig. Aber fliehen, fliehen, das wollte, das mußte sie.

In einer schönen Mondnacht, da sie, voll des Gedankens, sich auf's Lager geworfen hatte und unruhig schlummerte, da war's, als umtönte sie leiser Gesang:

Auf! lasse dein Bette!
Was weilst du, Colette?
Vernimmst du die Stimme des Liebenden nicht?

Sie tönt dir nicht ferne:
Wohl flimmern die Sterne,
Wohl strahlt der Mond dir so freundliches Licht.

Drum lasse dein Bette!
Was weilst du, Colette?
Lang tönt' dir die Stimme des Liebenden nicht.

Halb träumend sprang Colett' empor, zerschnitt ihre Betttücher, knüpfte sie zusammen, festigte das Ende an den Pfeiler des Fensters, und ließ sich den Thurm herab. Im weißen Nachtgewande, wie sie war, hatte sie nur ein leichtes Röckchen um sich geworfen, und nicht einst ihre Füßchen bedeckt. Amoretten umgaukelten das zerbrechliche Seil. Einige hielten die Knoten und gaben der Bebenden Kraft; andere spielten um ihren schwellenden Busen und umscherzten bescheiden die niedlichen Füßchen, so weit es die oft muthwilligen Weste vergönnten. Erst wie sie glücklich zur Erde gelangte, und ihr zarter Fuß das thaubenetzte Gras berührte, da erst ward sie der Blöße gewahr und schauerte drob. Fort schlüpfte die Schüchterne nun durch die Pforte des Gartens. Leise Ahndung lenkte den Pfad zu den Mauern, die den Freund ihrer Seele umschlossen. Ihr deucht's, als tön' ihr Klagelaut. Sie neigt' ihr Ohr zu einem Risse, den mitleidig die Zeit in's Gemäuer gebrochen hatte. Himmel! wie ward ihr, da sie die Stimme des Geliebten erkannte! Er sang:

O nicht um mich,
Ich klag' um dich,
Colette meine Braut!
Warum mußt' ich dich sehn und lieben?
Wo irrst du nun, umher getrieben
Vom Sturm des Schicksals, auf dem Meer?
Wer leiht dir Muth und Kräfte? wer?

Da nahte Colette die Rosenlippen dem bemooßten Risse des Gemäuers, und sang in gleichen Tönen:

Die Liebe half dem Sturm' entfliehen.
Könnt' ich dich, Trauter, nach mir ziehen!
Die Lieb' ist der Gefahren werth!
Dank dir! du hast sie mich gelehrt.

O nicht um sich,
Es klagt um dich
Colette, deine Braut!

Der nahe Fußtritt der Runde, welche rufend die Mauer der Burg umkreis'te, verscheuchte die Liebende. Doch schnitt' sie in Eil' eine Locke ihres braunen Haars von der Scheitel, warf sie durch die Oeffnung und floh, von Furcht gejagt, mit erneuerter Kraft nun von dannen. Selbst der Graben der Burg hielt sie nicht auf. Sie empfahl sich ihm, der schützet die Unschuld, und begab sich entschlossen hinein. Zum Glück war von der Dürre der Jahreszeit das Wasser meist versiegt. Mühselig erreichte sie das gegenseitige Ufer; aber wund waren die zarten Händ' und Füße vom Streben durch die steinige Tiefe. Schmerzbesiegt und kraftlos sank sie am Ufer nieder und weint', und vermochte lange nicht, den Weg zu verfolgen. Da lag sie, die Schönste der Schönen, im Anblick der schrecklichen Mauern, die den Freund ihrer Seele faßten Ihr war's, als sehe sie, wie er die Locke seiner Colette an sein Herz drückte, und benetzt mit seinen Thränen in den Busen barg; als vernehme sie einen Ruf: Colette, Du Milde! so lieb mir, so lieb! o säume nicht! fliehe! o rette Dich mir! —

Colette raffte sich auf, und wie vom Zauber getrieben, flog sie, eine neue Atalante, über Hügel und Thal, bis sich endlich ein dicker Wald vor ihr schwärzte.

Elfen, so hieß es, hauseten im Walde, und giftige Thiere schadeten dem Wanderer, der sich hinein wagte. Colette schauerte zurück und sank erschöpft hinter eine Hecke, die den Wald einhegte. Ein süßer Schlaf überraschte sie hier, und erst um die Mittagsstunde ward sie von nahen Gesprächen geweckt.

Die Schäfer der Flur hatten in die Gegend ihre Heerden getrieben, und indeß die Schaafe zwischen dem Wald' und dem Flusse graseten, sammelten sich die Hirten am Ufer des nahen Baches, breiteten ein Tuch über's Wiesengrün und begannen ihr Mittagsmahl. Fröhlichkeit und Lachen waren ihre Gäste bei leichtem Mahle von Milch und Brod und Trauben. Auch erzählten sie mitunter sich Geschichten von den Ebentheuern des Waldes, und einer hatte noch mehr des Wunderbaren gesehen, als der andre. Colette horchte dem allen, und, der Harmlosigkeit der Versammelten gewiß, trat sie, schön wie sie war, aus ihrem Gebüsch hervor.

„Siehe da!" so flüsterten ängstlich die Schäfer, „siehe da, die Fee des Hains!"

Sie wollten fliehen: doch hielt sie Colettens traulicher Blick und Wink. „Gott grüß euch, lieben Freunde!" sprach sie. „Saht ihr je den Jüngling Aucaßin?"

„Wie sollten wir nicht?" riefen alle. „Wenn er jagend durch unsere Gefilde streift, o dann umringen wir ihn oft, und streuen ihm Blumen und singen ihm ländliche Lieder des Preises. Denn er ist so gut, wie schön, und unsers Grafen Sohn."

„Ihr Lieben!" sprach Colette, „wenn ihr wieder den Herrlichen seht, dann wird er traurig seyn; aber ich will euch sagen, wie ihr ihn froh machen könnt. Umringt ihn dann, und streut ihm junge Mirthen und singt:

Wir sahen wohl eine Hindin weiß
Zum Zauberwalde eilen:
Erjage sie! es wird zum Preis
Dich Liebe, Liebe heilen."

Sie sang's mit unbeschreiblicher Anmuth, wandte sich grüßend, und floh in den Wald. Die Schäfer wagten nicht, ihr zu folgen. Lange schauten sie der weißen Gestalt, die je und je noch zwischen den Stämmen durchschimmerte, in stillem Entzücken nach.

„Erschienen ist uns die Fee des Hains!" so frohlockten sie endlich laut im Chor, wiederholten sich den Gesang, den die Schöne sie lehrte, und harrten sehnlich der Stunde, da sie Aucaßin begrüßen konnten.

Colettens Hüter hatt' indeß am selbigen Morgen seine schöne Gefangene vermißt. Der bekümmerte Vasall gab sie verloren, und überzeugte nun seinen Gebieter durch falsche Briefe, daß sie in der Fremde gestorben sey. Graf Garins, froh, durch Colettens Tod nun seiner Sorg' entledigt zu seyn, gab bald dem Sohne die Freiheit. Aber was war dem Liebenden die Freiheit ohne Colette? Sein Leben war ein Gedank' an sie, und keine Vergnügungen des Hofes vermochten ihn zu zerstreuen.

Schon hatt' er heimlich in der Gegend umhergestreift, geforscht nach dem Mädchen mit den braunen Locken und dem blauen Augenpaar, und keiner hatte Kunde geben können. Endlich führt' ihn an einem schönen Morgen sein gutes Geschick dem Walde nah auf die Schäferflur. Fern schon erblickten die Hirten ihn, wie er heran streifte, den Bogen und den Jagdspieß in der Hand, und die sonnigen Locken herab über die Schultern verstreut. Schnell versammelten sie sich und verkannten nicht den Kummer, der des Nahenden Antlitz umwölkte. Froh umringten sie ihn im Reihetanz, streuten Mirthen, und sangen von der weissen Hindin die Weise, wie sie Colette gelehrt hatte.

Die Melodie schon, welche dem lieblichen Jäger einst aus Colettens Munde Freud' in's Herz tönte, regte seine Aufmerksamkeit auf; süße Ahndung durchschauert' ihn beim wiederholten Hören des Sanges:

Wir sahn wohl eine Hindin weiß
Zum Zauberwalde eilen.
Erjage sie! es wird zum Preis
Dich Liebe, Liebe heilen.

Und als nun die Hirten ihm in frohem Gewirre die Geschichte von der Fee des Hains erzählten; erzählten, wie sie nach dem Sange von ihnen weg in den Wald geflüchtet sey, da hielt er sich nicht vor Wonne. Viel Goldes streuet' er unter die dankenden Hirten. „Colette! du Milde! so lieb mir, so lieb!" Er rief's und stürzte muthig in den Zauberwald.

Vom goldnen Sterne der Liebe geleitet, fand er den Weg durch's verwachsene Gebüsch. Allenthalben wähnt' er Colettens Tritt zu sehen; zu hören das Rauschen ihres Gewandes. Aber er fand sie nicht. Schon neigte sich die Sonne. Schon web'e sich die Dämmerung aus westlichen Wolken ihr Purpurgewand. Verzweifelnd lehnte sich der ermüdete Jäger an einen Pappelbaum:

Wo find ich dich, o meine Taube?
Wo tönt, Colette! meine Braut,
Wie Maigeflüster durch die Laube,
Nun deiner süßen Stimme Laut?

Er sang's bewegt, indeß der Abendwind melodisch durch's Laub der Pappel rauschte. Da war's, als würden seine Augen aufgethan. Nicht fern erblickt' er eine herrliche Laube. Wonnebebend naht' er sich und fand beim Eintritt — nicht sie, die er suchte; aber die Gewißheit, daß Colette die Bewohnerin sey.

Mit einfachem Schmucke war die Laube gebildet. Der wilde Rosenstrauch schlang seine rothe Blume um die zitternden

Arme der weissen Pappel, und das Geißblatt, das sich gern durch die Lauben der Liebenden windet, duftete Wohlgeruch. Allenthalben fand er, von Mirthenlaub künstlich geflochten und mannigfaltig verschlungen, die Namen Aucaßin und Colette; auf einem hangenden Täfelchen standen geäzt die Worte:

Erjagt ist die Hindin weiß:
Wollst lieber Jäger weilen!
Die Liebe schließt den Zauberkreis;
Kann sie den Jäger heilen?

Er las es entzückt, und sieh'! ihm nahe stand die Heilende. Ihrer Hand entsank die frisch gepflückte Blume und sie — in des Glühenden Arm. — Still feierte rings die Natur, und die Sängerin der Nacht flötete dem liebenden Paare das Brautlied. —

„Laß uns hier weilen!" sprach Colette am Morgen. „Ich suche Dir Wurzeln und Kräuter, und Geflügel giebt uns Dein Geschoß." Lächelnd entküßte Aucaßin die Worte den Lippen der süßen Träumerin. „Glaubest Du denn, meine Colette! daß nur wir in den Wald dringen können? „Glaubest Du, daß man unsrer Spur nicht folgen wird? Fort müssen wir, und jetzt," — „Wohin, mein Aucaßin? Doch, was kümmert's mich? Aucaßin ist mein Geleiter."

Hand in Hand verließen sie mit bethräntem Blick die Laube, verließen den Zauberwald, durchkreuzten manche Städte und Flecken, um einen Hafen zu erreichen; und waren hoch erfreut, da sie endlich in Marseille am Strande des Meers die tausend Wimpel wehen sahn.

Eine Flotte lag gerade bereit, den heiligen Ludewig mit der Blüthe der französischen Ritter und einer gewaltigen Heeresmacht nach Palästina zu führen, wo sie, gleich den Hunderttausenden ihrer Vorgänger, Gut und Blut zur Befreiung des heiligen Landes aufzuopfern bereit waren. Der Glanz des Zuges und der Muth, der aus Aller Blicken strahlte, wirkte mächtig auf Aucaßin.

„Warum," sprach Colette zu ihm, „warum wolltest Du nicht dem Rufe Deines Innern folgen? Nur, Lieber! nimm mich mit Dir! Glaubst Du, daß Colette, die sich ohne Dich vom Thurm herab ließ, die ohne Dich in den Zauberwald drang, nicht mit Dir geharnischt wider die Sarazenen fechten könne?"

Der Schluß war schnell gefaßt. Colette trug Helm und Panzer, als wäre sie längst daran gewöhnt. König Ludewig freute sich der beiden Streiter, die sein Heer vermehrten, und in wenig Tagen ging die Flotte unterm Zujauchzen der ströhmenden Menge in See. Sie landeten zunächst in Cypern, wo das Heer überwinterte, und erst im nächsten Frühling ward der Feldzug in Egypten eröffnet. Glänzend begann er. König Ludewig eroberte die Stadt Damiate mit dem Degen in der Faust. Aber als er zu kühn den Sieg verfolgte, und weiter den Nil hinaufzog, um Kairo, die Hauptstadt des Reichs, zu erobern, da ward er umringt von der Uebermacht der Sarazenen. Das ungewohnte Griechische Feuer, welches sie aus ehernen Röhren unter die Christen spritzten, richtete gewaltige Verheerung an, und die Versuche, es zu löschen, vergrößerten es nur. König Ludewig mußte sich nach den äußersten Anstrengungen der Tapferkeit mit seinem ganzen Heere dem Sultan ergeben: Damiate kam wieder in Feindes Hand, und war der Kerker der Christen-Gefangenen.

Aucaßin und Colette wurden getrennt, so daß keiner von des andern Schicksal erfuhr. König Ludewig befreite sich bald durch großes Lösegeld, und versprach auch seine Ritter zu lösen. Er that's. Doch vermocht' er nur allmählig seine Zusage zu erfüllen. Aucaßin hatte das Glück, unter den ersten Befreiten zu seyn. Er suchte seine Colette, aber alle Nachforschungen waren vergebens.

Traurig verließ er Damiate, und nur die Hoffnung, seine Geliebte unter den Gelöseten im Vaterlande zu finden, konnt' ihn stärken. Nach zweijähriger Abwesenheit kam er nach Marseille zurück, aber ohne Colette. Hier vernahm er den Tod seines Vaters. Er eilte, Besitz von seinem Erbtheil zu nehmen. Seine Unterthanen erkannten ihren Gebieter und führten ihn in frohem Gepränge zur Burg. Aucaßin war Herr von Beaucaire, aber ohne Colette. Es kamen von Zeit zu Zeit gelösete Gefangene zurück aus Egypten. Colette war nicht unter ihnen. Es kamen Waller vom heiligen Grabe. Sie vermochten nicht Kunde zu geben von ihr, die er liebte.

So verfloß ein langes Jahr, und Aucaßin begann zu verzweifeln, daß er je wieder sehe Colette, die Milde. Umsonst doch drangen seine Vasallen in ihn, sich des Kummers zu entschlagen, und eine Gattin zu wählen. „Ich habe gewählt," sprach er; „wird Colette nicht mein, so gewinnt keine je mein Herz."

Einst saß er an einem schönen Sommernachmittage mit seinen Baronen auf dem hochgestuften Söller der Burg. Sein Blick war auf den Wald gerichtet, wo er einige Jahre zuvor Colette, die Milde, gefunden hatte. Das süße Andenken drängte tiefe Seufzer aus seiner Brust und eine volle Thräne, die er zu bergen suchte, rann die Wange herab.

Indeß Aucaßin so in Gedanken verloren war, rief einer der Baronen: „Da kommt ein Leiermann! Der muß uns durch ein Lied erfreuen. Komm näher, guter Freund! was kannst Du singen?" Der Leiermann nahte sich, in einen Mantel gehüllt und das Haar über's Gesicht geringelt, der Marmortreppe. „Ist's gefällig, gnädige Herrn! so sing' ich schlecht und recht zu meiner Geige die Liebschaft von Aucaßin und Colette." Und schon begann er:

Ich sing zu meiner Fidel:
Natur hat mich's gelehrt.
Ihr Herren, hört mein Liedel!
Das Liedel ist's wohl werth.

Nun sang er, wie das Paar sich so innig geliebt, wie Colette sich aus dem Thurme gerettet, wie sie ihren Geliebten wieder gefunden habe; die ganze Geschichte sang er, bis zu der Liebenden Gefangenschaft in Damiate. Dann fuhr er fort:

Colette war am Orte,
Der ihr das Leben gab.
Sie hütete die Pforte
Des Bassen Amadat.

Und gut war der Gebieter,
Er hegte milden Sinn.
Schon wollt' er wohl dem Hüter,
Doch mehr der Hüterin.

Denn ach! sie war verrathen,
Und ihr verhehlter Stand
Entdeckt dem Damiaten,
Vor dem sie Gnade fand.

Einst wurde sie vom Bassen
Gedrängt mit Schmeichelein,
Das Christenthum zu lassen,
Und ganz sich ihm zu weihn.

Doch hielt sie fest am Bunde,
Dacht' Aucaßin, nur ihn,
Und schwur zur selben Stunde,
Wohl über Meer zu fliehn;

Zum Lieblichen zu wallen,
Der Hand und Herz ihr bot,
Und sollt' ihm sie mißfallen,
Zu sinken in den Tod.

Er, der in Höhn und Tiefen
Sie schützte, er entwand,
Als ihre Hüter schliefen,
Sie auch des Bassen Hand.

Zum Strande floh Colette
Im athemlosen Lauf.
Laut rief sie: „rette! rette!"
Ein Schiffer nahm sie auf.

„Wohin, wohin?" — „Ich wohne,"
Sprach mild der Schiffermann,
„Am fernen Strand der Rhone."
„O," rief sie, „wohl mir dann!

Dort harret mein Getreuer.
Wie Gott mich ihm bewahrt
Das sing' ich euch zur Leier,
Zu kürzen unsre Fahrt!"

Gern war ich ihr Gefährte:
Sie sang zu meinem Spiel.
Mit sang ich, was sie lehrte.
Wohl mir, wenn's euch gefiel.

Wer beschreibt Aucaßin's Empfindungen beim Hören der Geschichte? Er bebte die Marmorstufen hinab. „Colette, Du Milde, Du bist's!"

„Aucaßin! Du liebst mich noch!"

Sie riefen's, und sanken sich Freudeweinend in die Arme.

# Ludwig Halirsch

ward 1802 zu Wien geboren, widmete sich dem Studium des Rechts und dem Verwaltungswesen und wurde bei dem Militärdepartement des Kaiserlich-Königlichen Hofraths zu Wien angestellt. Später nach Italien versetzt starb er am 19 März 1832 zu Mailand.

Er gab heraus:

Novellen und Geschichten. Brünn 1827 in 8.
Balladen und lyrische Gedichte. Leipzig 1829. gr. 12.
Dramaturgische Skizzen. Ebendas. 1829. 2 Thle. in gr. 12.

Einzeln:

Petrarka, dram. Gedicht. Leipzig 1823. 8.
Die Demetrier, Trauerspiel. Leipzig 1824. 8.
Der Morgen auf Capri. Dramatisches Gedicht. Leipzig 1829 in gr. 12.
Erinnerungen an den Schneeberg in 40 Reisebildern. Wien 1831 in 16.
Außerdem Romane (die beiden Bilder), Schauspiele (Hans Sachs) und ähnliche Sachen in Sammelwerken (Originalromane 7. Thl., Originaltheater, 1. Bdchen, Dramatische Miscellen), Almanachs u. s. w.

Ein schönes, blühendes, vielversprechendes, mit reicher Phantasie ausgestattetes Talent, das gewiß noch Bedeutendes geleistet hätte, wäre ihm von dem Schicksal längeres Leben und größere Reife verstattet worden. — Am glücklichsten war H. in der Ballade; auch seine Novellen zeichnen sich durch gewandte Erfindung und gute Darstellung aus.

---

## Theobald Schreier's Passions-Tage.*)

Wir reiten in die Kreuz und Quer
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und billt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur — daß wir reiten.

Kläffer.

Aergerlich warf Theobald den Hut auf den Tisch und sich in den alten Lehnstuhl, als er wieder die vier aschgrauen Wände seines Dachstübchens erblickte, die von einem dünnen Lichtstumpf in einem Flaschenhalse eben nicht prächtig erleuchtet wurden. Wild saß er da, den Kopf in die Faust gestemmt, in tiefen Gedanken. — „Hol' der Teufel" — rief er endlich, indem er aufsprang und auf den Tisch schlug — „hol' der Teufel all' die Stuben-Philosophie und engherzige Geckenhaftigkeit, die sich schwarz auf weiß hübsch genug ausnimmt, aber in die Welt nicht taugt, außer allenfalls auf einem elastischen Sopha, bei einer Flasche Wein, schöne Sermone darüber zu halten! Damit komm' ich in meinem Leben nicht weiter. Ich könnte abzehren, um ja was Rechtes zu leisten, eh' die Welt wüßte, daß je ein Erdensohn Schreier geheißen hat. — S' ist entsetzlich! Alle meine Bekannten schreiben und lassen drucken und sind bekannte und angesehene Leute und leben flott. Der Eine arbeitet an allen Zeitschriften des weiland heiligen römischen Reiches, der Andere hat gar Gedichte heraus gegeben; Jener ist als Recensent der Schrecken aller Welt, und Dieser hat sich zum Ueberfluß selbst vor dem Spiegel gemalt, mit fliegenden Haaren und offener Halskrause, wie er einmal in Kupfer gestochen seyn will — und ich allein — weiß ich nicht so viel, als alle diese Kerls zusammen, hab' ich umsonst zwei Monate lang wie ein Philister Tag und Nacht gesessen über dem Kant und Ast und Krug und wie sie Alle heißen?" —

Der Odem verging ihm; er maß mit großen Schritten das kleine Stübchen. Endlich begann er wieder resolut: „Schreiben will ich! Gedruckt will ich mich seh'n! Recensiren will ich! Fort mit all' dem Zeug!" Und somit flog der unschuldige Ast, der ihm gerade zunächst lag, mit Gewalt an den Boden. — Der Sturm seiner Seele hatte sich in diesem Ausbruch entladen und die ganze Bänglichkeit seiner Lage fiel ihm hart auf's Herz. — Von dem benachbarten Dache heulten einige Katzen das Accompagnement zu seiner Wehmuth und neu wurden Pläne auf Pläne gemacht, und rastlos an den Ikarus-Flügeln gearbeitet, die ihn zur Sonne des Ruhms hinauf tragen sollten. — Am nächsten Morgen packte er seine Aesthetika alle zusammen, und wie eine lüsterne Braut ohne Seufzer Vater und Mutter verläßt, auf daß sie dem Manne nachziehe, hatte er die herrlichen Schriften schnell genug mit innigem Behagen bei dem nächsten Antiquar gegen klingende Weisheit vertauscht. — Noch einmal so stolz schritt er nun durch die Gassen, denn er fühlte den magnetischen Lebensstrom in seiner Tasche und eilte ohneweiters in ein Kaffehhaus, um dort das Wesen des Recensenten-Handwerks, das heißt: „den rechten Ton, den feinen Takt" — aus dem Grunde zu studiren.

Glücklicher Weise, wie denn Glück und Genie im ewigen Bunde stehen, fiel ihm gerade das rechte Zeitungsblatt in die Hände, wo Stück und Darstellung auf eine feine Weise mit den Worten des Kalenders: „Regen mit Sonnenschein oder Sonnenschein mit Regen" abgefertigt wurden. Die Nähe der Pallas hatte den Diomedes nie mit so gewaltigem Muthe entflammt, als dieser Unsinn den schreib-, druck- und honorarlustigen Schreier. In der Freude seines Herzens beschloß er sogleich sein Talent nach dem vorliegenden großen Muster zu versuchen, und da er nachgesehen, was im Theater gegeben werde, fing er flugs eine Recension der künftigen Darstellung im Kaffeehause an. Sieh', es gelang ihm wunderbar; — der gewandte Ton, die allgemeinen tiefen Bemerkungen, die für Hamburg und Wien, für Manheim und Lemberg passen — das mystische Halbdunkel, das große ästhetische Geheimnisse erwarten läßt — Alles, Alles gelang ihm wunderbar!

Aber lassen wir den Begeisterten seinen Prüfungsakt vollenden und betrachten wir einstweilen das Gewicht, das auf einmal in die Wage fiel und den demüthigen Schreier zum hoffährtigen Recensenten herab schnellte. Er war, um die Anforderungen seines Magens zu betäuben, zu einem seiner Freunde gegangen, und wie in der Welt nichts ohne Ursache geschieht, wollte zum Heil der Residenz das Glück, daß gerade die vierteljährige Lieferung der Zeitungsblätter und ein Röllchen Dukaten den jungen Autor begrüßten, als Schreier bei ihm eintrat. Solch einen Reichthum hatte der arme Kantz sein Lebtag nicht beisammen gehabt, und als er nun hörte, daß dies nur einige Tropfen aus dem reichen Goldstrom seyen, der seinem Freunde alljährlich zufließe, als dieser mit triumphirender Miene die Menge Einladungs-Schreiben und Honorars-Offerten vor ihm ausbreitete, die er von allen Seiten erhalten: da flammte der Funke des Schriftstellerberufs in der Brust des Neulings auf.

Schreier war entzückt über sein Werk: er las es dreimal noch im Kaffeehause durch und deklamirte es laut auf der Straße. Aber der Bann seiner Wände glich einem Zauberkreise, der, wie dicker Kohlendampf, seinen Autor-Spiritus niederschlug. Trotz allem gediegenen Raisonnement und der mächtigen Beredsamkeit aller zu hoffenden Dukaten, wenn er erst seine Ritterspornen durch irgend einen siegenden Angriff verdient hätte, regte sich doch sein Gewissen, und alle Zweifel und Sorgen kehrten, gleich dem Teufel im Evangelium, mit siebenfach erneuerter Kraft in seine Seele zurück. Er trat an's Fenster, durchbohrte mit seinem Blicke den leuchtenden Thurmknopf, der ihm, hoch über die lange Reihe von Dächern, entgegenflammte, biß die Nägel und reimte ein Sonett vor sich hin, aus dem er ermessen konnte, daß die Fluth der Erbärmlichkeit hoch genug in ihm gestiegen sey für seine Pläne.

Dies Sonett nun, worin eigentlich nichts gesagt war, als daß die Sonne untergegangen, wurde, nebst ähnlicher Waare, dem Herausgeber eines beliebten Blattes übersendet und — schon in einigen Tagen hatte er eine sehr schmeichelhafte Antwort und die Bitte um fernere Beiträge, mit der unendlichen Freude, sich gedruckt zu sehen. — Wie in einer warmen Frühlingsnacht schossen nun die Blüthen seiner Autorschaft üppig empor. Gleich die erste Recension ward, versteht sich mutatis mutandis, für eine neue Darstellung zugeschnitten, und nun folgten Gedichte, Erzählungen, Charaden, Anekdoten, Alles im buntesten Gewimmel auf einander: der Klang der Dukaten, an dem es sein Mäcenas nicht fehlen ließ, stimmte die Lyra, und schwerlich hat ein Preisbewerber je mit

*) Aus: L. Hallrsch „Novellen und Geschichten. Leipzig 1829.

so entschlossener Stirne die Bahn betreten. — Mußte gleich vor der Hand jedes Stück nur eingepascht werden, um einem noch erbärmlicheren Machwerke den Platz zu nehmen, so erschien doch jedes neue bedruckte Quartblatt Schreiern als eine neue Stufe zu der Pyramide seines künftigen Ruhmes.

Der gütige Dämon, der die Aufsicht über die Almanache und Zeitungsblätter, und so gewaltig führt, daß er mit entschiedenem Erfolge die geschmacklose Folianten- und Quartanten-Gelehrsamkeit zu niedlichen Duodez-Bonbons umzugestalten berechtigt ist: der, wie ein warmer Sonnenblick Mücken und Fliegen, Autoren und Dichter ins Leben ruft: derselbe Gott, zu dessen Ehre täglich Millionen Fidibusse dampfen, wußte dem stolz emporstrebenden Genius Schreier's bald den gehörigen Wirkungskreis zu geben. Er erhielt die bedeutende Stelle eines Recensions-Sekretärs, da die Dienstgeschäfte des Hofraths (vulgo Redakteurs) sich so gehäuft hatten, daß dieser nicht im Stande war, die Aktenstücke alle zu erledigen, wenn er auch nur die Titel der Bücher und die Comödienzettel lesen wollte. So aber geschah es, daß sich Schreier plötzlich in seinem eigenthümlichsten Elemente befand und sein Glück begründet ansehen durfte.

---

Den gewaltigen Abstich der neuen Periode, die nun in Schreier's Leben eintritt, mit der Qual der vorigen zu vergleichen, wäre überflüssig, da gar Viele entweder diesen Lebens-Aequator selbst passirt, oder wenigstens halbe oder ganze Bekannte haben, von welchen sie das Nähere leicht erfahren können. Wir halten uns also nicht auf, die Seligkeit des jungen Autors zu beschreiben, als er aus seinem schwarzen dunstigen Kämmerchen plötzlich als glänzender Tagfalter der Sonne des Ruhms entgegen flog, sondern wir wollen sogleich zu wichtigeren und dringenderen Begebenheiten eilen.

Zu den interessantesten Erscheinungen des schöngeistigen Lebens in der Residenz gehörten offenbar die Thee-Zirkel der Madam R., ja, sie waren gewissermaßen der Focus, welcher die durch alle Straßen verbreiteten poetischen Strahlen an sich zog und vereinigte. Da ihre Jugend verblüht war, und der Spätherbst auch ihren theatralischen Ruhm entblättert hatte, so war sie bedacht, durch gelehrte Lorbeern die Mängel zu verdecken, und das beste Mittel hierzu schien ihr, die Madam Stael der Residenz zu werden, da sie keine Ninon seyn konnte. Was Anspruch auf die leichte Schule der gelehrten Oberflächlichkeit machte, die wir in der deutschen Sprache sehr passend Bildung zu nennen belieben, versammelte sich bei Madam R. — April-Herrchen, die, Horazens Ausspruch gemäß, die goldene Mittelstraße der Moden von London und Paris rastlos zu halten bemüht waren, stellten sich ein, nachdem sie aus dem Conversations-Lexikon sich in der Eile mit dem nöthigen Materiale versehen hatten, den Sauerteig der gelehrten Unterhaltung zu kneten; galante Dichter kamen von der Abend-Toilette ihrer Musen herbeigeflogen; Damen, welche Ruf und Bewunderung durch ihre Romane erworben, und also doppelte Gunst, von ihren eigenen und von den Anbetern ihrer Werke zogen: endlich der ganze Priesterchor Melpomenen's und Thalia's stieg von der Höhe des Lebens, dem Theater, in diese Versammlung herab. Daß die Recensenten nicht fehlten, läßt sich denken. Sie waren hier, wie im Staate die Polizei dem Kläger, wie die Advokaten dem Beklagten, unentbehrlich. Und wer die freundliche Güte, die Innigkeit und Herzlichkeit sah, mit welcher diese Herren hier empfangen wurden, ward klar überzeugt von der Milde des menschlichen Herzens, das nur den Fernen haßt, und den Teufel nicht entbehren kann, wenn er einen Scheffel Salz mit ihm genossen, wie das Sprüchwort sagt.

Sehr natürlich ward auch Schreier bald in die Geheimnisse dieser literarischen Mysterien eingeweiht und wie leicht man jede bittere Bemerkung vergesse, davon erhielt er durch die Zartheit, mit der er behandelt wurde, die sprechendsten Beweise. — Als er zum zweiten Male Theil nahm an diesem Musen-Zirkel, wurde er auf die angenehmste Weise überrascht. Er hatte zwei Tage vorher eine Parodie auf das neueste Produkt eines Dichters, der nicht so glücklich war, zu dem Zirkel zu gehören, gedichtet und diese einem Freunde mitgetheilt, der sie zur Abschrift verlangte. Wie fühlt' er sich gerührt, wie ward seine ganze Seele aufgefordert zur Dankbarkeit, als Dem. Eugenie ihn beim Eintritte — er hatte sich etwas verspätet — mit der Deklamation dieses sinnigen Produktes empfing. Trotz ihrer artigen Gestalt hatte er sie bisher sowohl auf dem Theater als hier gänzlich übersehen. Aber jetzt — wie erstaunte er, diese zarte schlanke Gestalt, dieses weiche biegsame Organ, diese seelenvolle Blicke, diese Grazie der Bewegung, diesen ganzen reichen Zauber ihres Wesens, dieses tiefe Gefühl, diese besonnene Wahrheit ihrer Haltung nicht bemerkt zu haben! — Er dankte ihr in den verbindlichsten Ausdrücken, und konnte sich in dem Feuer seiner Begeisterung nicht enthalten, ihre Hand zu fassen. Sein Druck ward auf eine so schalkhafte Weise erwiedert, daß er plötzlich ganz entzückt war von dieser neuen Erscheinung, von der Munterkeit der Madam R., — von dem Witze der ganzen Gesellschaft und fest beschloß, seine Dankbarkeit sollte kein leeres Wort seyn. Mancher Embryo einer Apologie bildete sich augenblicklich in seinem rezensionenschwangeren Hirne; vorzüglich beschloß er das Unrecht, das seine unbegreifliche Unachtsamkeit der Dem. Eugenie zugefügt, auf das glänzendste zu vergüten. Angestrengt sann er auf neue Ausdrücke und Bilder, die der hohen Künstlerinn auch nur einigermaßen würdig wären, und die schlaflose Nacht, die er nach diesem verhängnißvollen Abend zubrachte, empfing in ihrem Schooße die ewige Morgenröthe des Ruhmes, welche von nun an Dem. Eugenie umstrahlen sollte.

Der Erzähler befindet sich hier in der That in der unangenehmen Lage, den interessanten Roman, der sich zwischen beiden Liebenden entspann — und wer zweifelt, daß er sie liebte von dem Augenblicke, da er sie bemerkte; und hätte sie ihn nicht früher geliebt, wie hätte sie auf eine so zarte Weise ihm ein so schmeichelhaftes Compliment gemacht? — Also: der Erzähler befindet sich wirklich in der höchst unangenehmen Lage, den interessanten Roman dieser beiden Liebenden nur in allgemeinen Umrissen bezeichnen zu dürfen. Denn da unsere Zeit, man will's nur nicht recht anerkennen, überall auf Kürze und auf das Wesen der Sache dringt, Abschweifungen aber, wenn sie auch noch so anziehend wären, haßt, so sieht er sich genöthigt, sich bloß auf das zu beschränken, was Schreier, den Rezensenten, angeht, und das Uebrige einem künftigen Biographen zu überlassen. — Doch so viel gehört unumgänglich zur Sache, daß der gane Roman, der in dem Blicke der Dem. Eugenie, als sie Schreiern die Hand drückte, gleichsam im Keime lag, sich auf das Schönste entwickelte, und daß Beide das Ziel der Vollendung zu erreichen strebten, indem sie die zwei Seiten der Menschen-Natur, die sich so schroff entgegenstehen, antike Plastik und romantische Schwärmerei, auf das Geistreichste zu vermählen wußten.

---

Es begab sich zur selbigen Zeit, daß ein fremder Künstler in der Residenz anlangte, um daselbst Gastrollen zu geben. Schreier blieb täglich eine Stunde länger zu Hause, um den Künstler zu empfangen, wenn er komme seine Bekanntschaft zu machen. Vergebens! — Daß diese Vernachlässigung keine vortheilhafte Ahnung von dem feinen Anstandsgefühl des Fremden erweckte, war natürlich, und wie mag ohne dies Gefühl auf der Bühne etwas geleistet werden, das der Rede werth wäre? — vorzüglich in unsern Tagen, wo die plumpe Rohheit so gänzlich vom Theater verbannt ist, daß der Verzweifelnde selbst nicht nur mit Anstand verzweifelt, sondern mit besonnener Ruhe ermordet; denn wie käme er ohne diese ruhige Besonnenheit zu dem schön ausgeführten Bilde, mit welchem er sein Leben aushaucht? — Wie gesagt, es erweckte keine gute Meinung von dem Fremden, daß Schreier ihn erst in dem Zirkel der Madam R. kennen lernte, und diese leise Ahnung ward nur zu sehr bestätigt, indem er auch hier von Schreier so wenig Notiz nahm, als ob er gar nicht in der Welt wäre. Ist es möglich, kann die Verblendung so weit gehen! Ahnte er nicht, welche richterliche Gewalt in diesem Inkognito sich verberge? Aber er war so ruhig und unbefangen, daß ich ihn nicht besser zu vergleichen weiß, als mit einem Menschen, der lächelnd im Grase schläft, indeß eine Schlange schon den tödtlichen Zahn an ihn setzt. Uebrigens ist dieses Gleichniß schon etwas veraltet; da man aber heut zu Tage ohne Bilder keinen Speisezettel drucken läßt und da die Tragödien-Dichter selbst nicht genug alte Bilder einschieben können, wenn sie nur passend sind und schön in die Anschauung fallen, so mag man diesen kleinen Mangel vergeben, wenn man ein altes, gutes Gleichniß nicht lieber für einen Vorzug halten will.

Mit einem Worte, der Fremde erschien als ein Ignorant, der von dem altfränkischen Glauben — als wenn Verdienst allein, ohne Protektion, hinreichend sey, in der Welt sein Glück zu machen — weder durch Geschichts-Studium, noch durch Erfahrung, befreit worden war. Indeß, so sehr Schreier sich von Augenblick zu Augenblick von der gänzlichen Verwahrlosung des Menschen überzeugte, so schien er doch auf die übrige Gesellschaft einen durchaus verschiedenen Eindruck zu machen. Besonders war Dem. Eugenie seit langer Zeit nicht so munter, geistreich und liebenswürdig gewesen, als heute, und sie wurde nicht müde, dem Gaste zu Ehren die Leuchtkugeln ihres Witzes und die Feuerräder sprechender Bilder los zu brennen. Vor Allem aber erwarb ihm eine Liebes-Scene aus einem bekannten Schauspiel, die er mit Dem. Eugenie darstellte und wobei es nicht zu verkennen war, daß von beiden Seiten recht con amore gespielt wurde, den entschiedensten Beifall. Schreier allein stand mit verschränkten Armen da, und sein bittersüßes

Lächeln machte nicht den angenehmsten Commentar zu den Lobeserhebungen, die er in dem allgemeinen Triumphsturm nicht umhin konnte, dem Fremden Anstandshalber zu zollen. Im Grunde hatte er durch diese Scene den gänzlichen Mangel an Talent von Seiten desselben nur zu deutlich erkannt, und die Recension seines Debüts war so gut als fertig.

Als die Mitternacht der geselligen Freude ihre Gränzen setzte, war das gegenseitige Behagen und die gute Laune der Gesellschaft so allgemein, daß man beschlossen, nächstens sie genial zu wiederholen und den heutigen Abend gleichsam für die Wurzelgröße der unendlichen Freudenpotenz gelten zu lassen, die man in einigen Tagen zu erschwingen hoffte. — Es war gerade ein überaus schneeiger, kalter Winter, weshalb man auch einen Thée dansant in einem, einige Stunden entfernten Gasthofe verabredete, wohin die ganze Gesellschaft einen lauten und klingenden Schlitten-Triumph-Zug zu halten beschloß. Daß Schreier auch von der Partie war, versteht sich von selbst.

Der festliche Tag erschien. Auf dem großen Platze vor dem Hause der Madam N., wo sich die ganze Gesellschaft versammeln wollte, um zugleich nach dem Ziele der Freudenbahn auszulaufen, hatten sich die Rennschlitten bereits in zierlicher Reihe aufgestellt, und die bunten Federbüsche der muthigen Rosse, das Knallen der gewaltigen Peitschen, das helle Geklingel unzähliger Schellen, stellte sich gefühlvollen Gemüthern als ein friedliches Bild des idyllischen Alpenlebens dar. — Damen und Herren arrangirten sich jetzt, und Schreier — o Musen! — Schreier, der den nagenden Kummer und Verdruß des letzten Abends diesmal, als Führer seiner Geliebten, durch einen langen Kuß von ihren schönen Lippen, welchen er ihr, dem Schlittenrechte gemäß, vor der ganzen Versammlung zu rauben gedachte, weggehaucht zu sehen hoffte, Schreier — o daß es ein Wort gäbe, seinen Schmerz, seine Erbitterung, seine Wuth, seine Raserei zu schildern! — ward zum Führer der Madam N. ernannt. Der fremde Satan aber schwang sich hinter die holde Eugenie und fuhr wie ein Sturm mit ihr davon. Ja, was das Schwert, das seine Seele durchschnitt, noch mehr schärfte, Eugenie erwiederte den Blick, worin seine ganze Seele lag, so ruhig und heiter, als wäre Alles in der Ordnung, als könne es gar nicht anders seyn. Mit verbissener Wuth und eingekniffener Lippe machte er das Schlittenrecht bei Madam N. geltend, welche, seine Verzweiflung aufs Aeußerste zu treiben, sich noch jüngferlich sträubte, so daß er sanfte Gewalt gebrauchen mußte.

Aber er beschloß, sich zu rächen! — Der Fremde kam den ganzen Abend nicht von Eugenien's Seite; er war ihr erklärter Tänzer und die Gesellschaft schien anzunehmen, daß die Beiden zusammen gehörten.

Dem armen Schreier geschah wie Einem, der im Traume von dem Teufel verfolgt wird, fliehen will und fest steht, schreien will und keinen Laut hervorbringt. Er leerte ein Glas Limonade, den Ingrimm zu kühlen, aber dieser brannte, wie griechisches Feuer, von Minute zu Minute glühender und stechender. — Als man gegen Morgen unter dem tiefblauen reinen Sternenhimmel, in der schönen funkelnden Schneedämmerung, nach Hause fuhr, als durch die allgemeine tiefe Stille die melodischen Schellen erklangen, und nur zuweilen ein lautes fröhliches Gelächter aus einem Schlitten in den andern hinüber tönte, wie ward da Schreiern zu Muthe, wenn er sich dachte, welche königlichen Momente ihm der Fremde auf ewig raubte. Vergebens hatte er sich bemüht, wenigstens hinter ihren Schlitten zu kommen. Madam N. führte den Zug. Statt auf den Weg zu achten, zwang es ihn stets, mit seinem Operngucker rückwärts zu schauen, ob er nicht seine Angebetete bemerken könnte. Lange vergebens! Aber jetzt — jetzt, da die Straße eine Wendung nahm, erblickte er sie! Der Fremde hatte sich in den Schlitten gesetzt, er schien im eifrigen Gespräch mit ihr, und eben — verdammter Anblick! — eben schmiegten ihre Lippen in einem langen Kusse sich zusammen, da — lag Schreier's Schlitten in einem Graben; er selbst flog weit in's Feld hinein. Madam N., welche, in Pelz, Muffe und Fußsäcke eingepreßt, augenblicklich bis über die Ohren im tiefen weichen Schnee saß, war durchaus nicht im Stande, ihre Lage im geringsten zu verändern, konnte nur durch lauten Jammer und Hülferuf ihrer Verzweiflung Luft machen. — Mit einer Wuth, die kein Dichter zu beschreiben vermöchte, eilte Schreier herbei, riß seine Dame auf und warf sie, nicht eben auf das sanfteste, in den Schlitten zurück, gleich darauf wie rasend durch die Nacht dahin sprengend, um wenigstens für den Augenblick den spöttischen Bemerkungen der Gesellschaft zu entrinnen, und sich so bald als möglich seiner jammernden Gefährtinn zu entledigen, die Vapeurs und Migraine, Gicht und den bleichen Tod als unausweichlich vor sich sah.

Mit einer Eile ohne Gleichen lud er endlich die schöne theure Last ab, warf noch einen wüthenden Blick auf seine reizende Ungetreue, durchbohrte gleichzeitig mit ihm den fremden Störefried und stürzte ohne Abschied nach Hause.

Beschämt, zerknirscht, im Innersten der Seele vernichtet, kam er zu Hause an. Bisher hatte er nur die beseligende Wonne seiner Berühmtheit genossen; nun fiel zum ersten Male ihre drückende Last auf seine Seele. Selbst die Gabe der Dichtung, die ihm die Welt mit ihren Kränzen umwunden, kehrte nun alle ihre stechenden Dornen heraus, sein zerrissenes Herz noch mehr zu zerreissen. Die Flammen seiner Phantasie mahlten ihm mit dem entsetzlichsten Leben das Gelächter, die spöttelnden Mienen und Bemerkungen, welche nun in jedem literarischen Zirkel seine tragische Begebenheit bekrittelten. Er dachte sich zurück in die stillen ruhigen Tage, wo er noch unbekannt und unangefochten sich aus der Ferne an der bunten Theaterwelt der Autorschaft ergötzte, ohne selbst als Mitspielender Applaus und Pochen zu fühlen. Wie Rousseau, der verfolgte und gebeugte, hätte er seinen Ruhm hingegeben für das stille Glück ehemaliger Unberühmtheit. Aber wie Cäsar in seiner verewigten Schlacht nur einen Augenblick niedergedonnert ward von der Centnerwuth des Mißgeschickes, dann jedoch seinen Riesengeist bald mit neuer, durch Rache potenzirter Federkraft empor schnellte, so riß sich auch Schreier mannhaft und muthig aus der Tiefe seiner Verzweiflung. — „Rache! Rache!“ rief er aus, und Muth und Kraft kehrten verdoppelt in seine Seele zurück, so daß er keinen Augenblick zweifelte, den glänzendsten Sieg dennoch davon zu tragen.

Am nächsten Abend begannen die Debüts des Fremden. Schreier war seit langer Zeit zum ersten Mal wieder früher da, ehe der Vorhang aufflog, und die gerunzelte Stirn, das satyrische Lächeln, die ganze nachläßig stolze Haltung, mit der er Gallerieen und Parterre und endlich selbst seine Nachbarn musterte, ließen Jedermann in ihm den gefürchteten Rezensenten ahnen oder erkennen. — Das Orchester schwieg endlich und die Vorstellung begann. Schon der erste Auftritt des Fremden bewies, wie wenig er die tiefe Bedeutung seiner Rolle gefaßt hatte. Die Ruhe, beinahe Kälte, mit welcher er manche Rouladen-Donner leicht überging, wo ein Anderer mit galvanischen Schlägen das Publikum ergriffen hätte, gaben nur zu deutlich ein ganz unkünstlerisches Streben nach Effekt zu erkennen; denn er schickte doch offenbar diese Windstille nur voraus, um die volle Sturmesgewalt seiner Stimme auf einzelne Momente zu versparen; er zog nur darum mit entschiedener Selbstverläugnung diesen Nebel um sich her, um endlich mit desto feierlicherem Triumphe, wie Aeneas, daraus hervor zu glänzen, und mit diesen Finten die schwachsinnige Kritik zu täuschen und zu entwaffnen. — Ein an sich so nichtiges Bestreben konnte dennoch bei dem großen Haufen seine Wirkung nicht verfehlen. Aber dreifaches Erz umgab, wie eine erstarrende Aegide, Schreier's Brust, daß alle Pfeile dieser theatralischen Effektjagd davon abprallten und alle Wogen des Entzückens, in denen das Haus aufschäumte, nichtig daran brandeten. Unter dem Jubel der allgemeinen Bewunderung stand er kalt und giftig lächelnd da, wie das böse Verhängniß unter dem Hochzeit-Jubel, der sich am nächsten Morgen zur Leichenfeier verwandeln soll.

Der Fremde suchte die falsche Auffassung seiner Rolle durch scheinbare Einheit so geschickt zu verdecken, daß jeder weniger Unpartheiische dadurch hintergangen werden mußte. Aber Schreier blieb consequent. Die Bewunderung des Publikums, die so weit ging, daß Jener in der Mitte des Stückes hervor gerufen ward, bestach das Urtheil der umsichtigsten Männer; aber Schreier blieb consequent. Er sah darin nur den tiefen Verfall des Geschmacks und verzehrte, mitleidig die Achsel zuckend, eine Masse Eis, indem er mitunter das Glas seines Opernguckers putzte.

Der Vorhang fiel; der Fremde ward noch einmal gerufen und dankte in einfachen Worten, die nur die Affektation beurkundeten, durch etwas Neues, ganz aus der Mode gekommenes, durch die ungeschminkte Wahrheit nämlich, wirken zu wollen. Ein allgemeines freudiges Murmeln, das zuweilen schöner lohnt, als das lauteste Toben des Beifalls, wogte durch die hinausströmenden Zuschauer. Schreier stand noch immer lächelnd da. Endlich zog er behaglich den Mantel dicht zusammen, das ganze Gesicht ward eine einzige bittere Ironie, deutlich sagend: „Sachte! 's ist noch nicht aller Tage Abend!“

Langsam ging er nach Hause, durchmusterte noch einmal die ganze Folterkammer der kritischen Inquisition, glühte die Daumschrauben des Hohns in den Flammen seiner Bosheit, setzte sich, schnitt die Feder spitz, und schrieb mit scharfen deutlichen Buchstaben die Recension. — „Dixi!“ sagte er behaglich, indem er den letzten Zug machte, in sich hinein, und stand, re bene gesta, wichtig und stolz da, wie Apollo, nachdem er die Pythia getödtet.

Am nächsten Morgen betrieb Schreier den Druck des Blattes so eifrig als nur möglich, um das durchgreifende Gelächter aller Schadenfrohen baldigst auf seiner Seite zu haben. Als es endlich erschien, eilte er in dasselbe Kaffeehaus, wo wir ihn vor einigen Monaten das Wesen der neuen Profession studieren sahen, um in langen Zügen sich an dem Strome seines Witzes zu erfreuen; und in der That: kein wunderthätiges Elixier einer gütigen Fee hätte die noch frische Wunde, die der Fremde ihm vor zwei Tagen geschlagen, heilsamer kühlen können, als diese schwarzen Zauber-Charaktere es thaten. — Noch überließ er sich mit kindlichem Entzücken seiner unschuldigen Freude, als ein bejahrter ernster Mann neben ihm Platz nahm, und sich das Blatt erbat, wenn er es gelesen. Schnell überreichte ihm Schreier das Verlangte, denn es gehörte mit zu seinen höchsten Genüssen, insgeheim die Kraft zu belauschen, mit der seine Produkte auf fremde Gemüther einwirkten. Lauernd saß er da, den Augen des Unbekannten ängstlich folgend, die flüchtig über das Ganze hinwegflogen und endlich — endlich auf seinem galligen Extrakt festwurzelten. Finster runzelte der Fremde die Stirne, warf endlich das Journal auf den Tisch und rief ärgerlich: „Abscheulich — das sind Gehässigkeiten und keine Belehrungen!"

Schreier horchte hoch auf, und der Fremde, welcher ihn jetzt erst erblickte, wandte sich zu ihm und fragte: ob er das Blatt gelesen? Der Angesprochene bejahte mit möglichster Unbefangenheit. „Nun denn" — fuhr Jener fort — „was sagen Sie zu der hämischen Recension über den neuen Schauspieler?" — „Je nun," — stotterte Schreier verlegen: „sie ist allerdings — wie sag ich nur? etwas stark — allein der Verfasser scheint es zu verstehen, den Leuten cum grano salis die Wahrheit zu sagen, wie man das jetzt verlangt. Zudem ist auch sein Styl fließend und das Ganze mit vieler Gewandtheit geschrieben!" — „Sagen Sie lieber zusammen geflickt!" entgegnete der Fremde; „ich kenne diese Art Urtheile, welche aus hundert andern fabrizirt und dann mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen für eigene ausgegeben werden. Uebrigens scheint hier noch obendrein Persönlichkeit mit im Spiel; ich sah den Schauspieler und er ist ohne Zweifel ein braver Routinist!" — „Ein braver Routinist!" — fiel Schreier verächtlich ein, und nicht wenig aufgebracht über die Freimüthigkeit des Fremden — „das wird ihm, glaub ich, auch sein Recensent, den ich demungeachtet doch für einen sehr geistreichen Mann halte, zugestehen; aber Routinist und Künstler ist zweierlei, das werden Sie mir denn doch zugeben?" — „Conceditur!" lächelte der Fremde, — „doch wer wird jetzt so strenge Anforderungen machen! Wo, überhaupt, finden Sie gegenwärtig so leicht einen Schauspieler, der den Namen Künstler verdiente, obwohl ihn alle sich anmaßen, während sie in der Mehrzahl erst auf den Bretern ein Paar Kunstgriffe erlernen, womit sie die Enthusiasten blind machen, ohne selbst sehend zu werden. — Den Meisten fehlt die Basis aller Kunst, Produktivität, und ihr einziges Verdienst besteht darin, daß sie den Charakter des Dichters mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit nachzeichnen, wie er ihnen bereits schon vorgezeichnet daliegt. Die größere Geschicklichkeit in diesem Nachzeichnen aber gibt die Routine, d. h. die langjährige Erfahrung, die Gewandtheit auf den Bretern und das Studium gewisser Einzelnheiten und Nüanzirungen, die auf die Menge nie ihren Eindruck verfehlen." Der Fremde hielt hier ein, um seine Pfeife anzuzünden; Schreier aber traute sich kaum Athem zu holen, um ja kein Wort von seiner Weisheit zu verlieren, die für ihn eben so neu als brauchbar schien. — „Deswegen," — fuhr der Sprecher fort, — „ist es ein wahrer Ekel zu sehen, welch' ein Aufheben unsere Zeit mit der Schauspielerei macht, und wie sie darüber ihre eigene Größe und Kraft vergißt, gleich dem Herkules am Spinnrocken. — Auf der einen Seite die thörichte Menge, die nichts sehen, hören und lesen will, als vom Theater; auf der andern Seite steht die Jämmerlichkeit so vieler Journale, die aus dieser Sucht ihren Vortheil zu ziehen strebt, statt mit Ernst und Würde sich ihr entgegen zu stemmen. Die Resultate dieses unlauteren Treibens liegen am Tage. Theater-Correspondenzen und Kritiken füllen alle Blätter; Kleinlichkeiten werden zu Haupt- und Staats-Aktionen empor gehoben, Lob und Tadel bis zur Unverschämtheit getrieben, der Sinn für das Große, Schöne verflacht sich, und selbst zu Besserem und Tüchtigerem geschaffene Geister werden gewaltsam mit in diesen Strudel von Erbärmlichkeiten gezogen. Wehe der deutschen Kunst, wenn das kein Ende nimmt! Der Histrione wird auf den Bretern und im wirklichen Leben den ächten Künstler verdrängen, und die Gemeinheit, von der das Comödien-Wesen nie frei ist — weil ein Jeder, der seine zwölf Kreuzer zahlen kann, das Recht hat, es zu verhöhnen — wird die Idee des Göttlichen beklecksen!"

Der Fremde schwieg hier und Schreier fiel ihm entzückt um den Hals. „Ganz aus meinem Herzen gesprochen!" rief er; „ganz aus meinem Herzen! Sehen Sie, eben darum —." Er konnte nicht weiter sprechen, denn gewaltsam riß sich Jener aus seinen Armen los und unterbrach ihn heftig: „Zwei Schritte vom Leibe, mein Herr, wir sind noch nicht so vertraut! Glauben Sie, ich hatte es auf den ersten Blick weg, daß Sie selbst der Verfasser jener Recension sind, und ich bewundere Ihre Keckheit. Doch das ist die Frucht, wenn man derlei Dinge zum Handwerk macht. Man tritt mit eiserner Stirne der ganzen Welt entgegen. Alles Gefühl wird erdrückt, jede schöne Regung geht unter, das Blut wird zur Galle, die Phantasie vertrocknet, der Verstand zerbröckelt sich in leeren Phrasen, oder, wenn's hoch kommt, in giftigen Ausfällen, und jeder Ehrenmann kehrt dem vertrockneten Skelette den Rücken. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen durch meine Ansicht über den Schauspielerstand das Wort geredet habe. Es trifft nicht Alle, und so lange selbst die Uebrigen dort bleiben, wohin sie gehören, zwischen die Coulissen, lasse ich sie unangetastet; doch vordrängen sollen sie sich nicht, nicht die Aufmerksamkeit verlangen, die für Ernsteres und Größeres erforderlich ist. Wer aber bleibt bei allen diesen Dingen ihr Herold, als eben der Recensent, er mag ihnen nun Lorbeer- oder Dornenkränze flechten. Herr, Sie sind noch jung, Sie können sich noch empor reißen aus dem Schlamm, in welchen Sie freilich auch schon tief genug versunken, Sie können noch ein tüchtiger Mensch im Leben werden; darum Herz gefaßt! Brechen Sie die Ketten, in die Sie sich selbst gefesselt, und glauben Sie mir, Sie werden mir einst den Augenblick danken, in welchem ich Sie, wenn auch etwas unsanft, aus Ihrer unseligen Nichtigkeit gerüttelt habe!" —

Hiermit warf er dem Marqueur ein Silberstück zu und eilte fort. Schreier aber saß wie vernichtet da, in seinem innersten Leben angegriffen, bis er endlich stumm und still seinen Kaffee bezahlte und mit den widersprechendsten Gefühlen nach Hause schlich.

---

Heim gekommen dachte Schreier lange über die Worte des Fremden nach. Ihm war es wie dem Nachtschwärmer, den die Strahlen der Mittagssonne wecken; er fühlte die tiefe Wahrheit des Gehörten. —

Jetzt flog die Thüre seines Zimmers mit Gewalt auf, und das bewußte Zeitungsblatt zu den Füßen des Recensenten. „Haben Sie den Wisch geschrieben?" donnerte ihm das sonore Organ des fremden Schauspielers in die Ohren, das neulich seine unparteiische Seele so wenig gerührt, aber dessen Gewalt nun einen eisigen Schauer über seinen ganzen Körper zog. „Haben Sie den Wisch geschrieben?" donnerte die furchtbare Stimme zum zweiten Mal dem Erschrockenen zu, der in seiner ersten Bestürzung verstummt war. — „Ja!" wollte er dem stürmischen Frager mit dem entschiedensten Ton antworten — stotterte aber nicht ohne Mühe ein demüthiges und leises: „Allerdings!" — Tausend Element!" so begann dieser nun eine Rede, die wir mitzutheilen billigen Anstand nehmen. Erstens, weil beleidigtes Ehrgefühl und zu große Heftigkeit des Temperaments den Fremden seine Worte eben nicht allzu klug wählen ließen: zweitens und besonders, weil wir hier nicht im geringsten etwa jenen Histrionen das Wort reden wollen, die, mit Fug und Recht getadelt, einem würdigen und erfahrnen Mann ihren groben Knittel zwischen die Füße werfen, und arm an Geisteswaffen, thätlich zu Werke gehen wollen. Glücklicher Weise bleibt es nur beim Wollen; denn wir haben Gott sey Dank nicht lauter Schreier, und an den wahren Kunstrichter wagt sich ein in Eitelkeit aufgeblasenes Gesindel nicht, dem die Breter nur der Pranger sind, auf welchem es täglich ausgestellt wird. — „Herr, ich fordere Genugthuung. Solche Recensionen wandern in ihrem Incognito sicher durch die Straßen, während man auf mich mit den Fingern weiset. Haben Sie so scharfe Federn, so will ich einmal erproben, ob Ihr Degen auch geschliffen sey. Morgen um diese Zeit bin ich bei Ihnen — auf Wiederseh'n!" — „Aber mein Gott — wer wird — Freundchen — Schatz! Engel! so hören Sie doch — wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?" — rief Schreier im herzzerreißendsten Jammerton dem Fremden nach; aber umsonst! — ehe Schreier den Nebel, der um seine Augen schwamm, wegrieb, ehe er die Schweißtropfen trocknete, die ihm über die Stirn rannen, war Jener verschwunden.

Sein Auge erstarrte, seine Kniee brachen, er sank halb ohnmächtig in einen Stuhl und alles drehte sich um mit ihm. Schwer ist ein großer Geist aus der Fassung zu bringen; doch geschieht es einmal, so brechen um so grauenhafter alle Fugen auseinander. Mechanisch griff Schreier nach einer halben Stunde, die alles Entsetzen der Hölle vereinigte, nach seiner Feder, die mit wahrer Freundschaft so manchen Kummer wie ein Blitzableiter neben ihm herab auf Andere geleitet hatte.

Aber sollte sie ihm jetzt helfen? Der Degen war ein Gegenzauber, vor welchem alle kleine Hausteufelchen die Flucht

ergriffen. Heiße Thränen drängten sich nun in seine Augen, aber er konnte nicht weinen, seine Brust war voll zum Zerspringen. Mit schnellem Blick durchflog er das ganze Gebiet der Möglichkeiten: ob nicht in dem unscheinbarsten Winkel irgend ein Mittel liege, der drohenden Schande und dem noch furchtbareren Duell zu entgehen. Aber wie Noah's Rabe kehrte er trostlos zurück, und fand keinen Oehlzweig, der Frieden in diesen Streit gebracht hätte.

Ohne einen Bissen zu genießen, ohne mit einem Tropfen die dürre Zunge zu laben, bereitete er sich mit Fasten und frommer Ergebung zu den großen Ereignissen des folgenden Tages. Hörbar maß sein Puls die lange und doch wieder so schrecklich kurze Zeit: er hatte vor Hitze die Fenster geöffnet, so kalt auch der Wind die Schneeflocken herein trieb, und er fing endlich in der steigenden Angst wie Franz Moor, zu beten an: „Höre mich, mein Herr Gott! ich bin kein gemeiner Recensent!"

Da schlug die Glocke der Thurmuhr seine Sterbestunde. Schreier's Blut gefror, die Thür öffnete sich und in seinen Mantel gehüllt trat der Fremde ein. Wie Faust bei dem Anblick des Teufels, wenn dieser den Arm ausstreckt, so schrack Schreier zusammen, als jener den Mantel öffnete und zwei blanke Pistolen und ein Paar eben so blanke Degen ihm entgegen blitzten. Ihm schwindelte, er hörte die Stimme seines unbekannten Warners, er fühlte wie das letzte Fünkchen Muth in seinem kalten Herzen erlosch und mit kraftloser Resignation rief er seinem Peiniger entgegen: „Wohlan, stoßen Sie zu — hier ist meine Brust!" — Doch dieser schlug ein helles Gelächter auf, und maß ihn lange verächtlich. Endlich rief er: „Armer Teufel! 's ist doch wohl kaum der Mühe werth, Dir den Hals zu brechen! Weißt Du was, stelle mir eine Erklärung aus, daß Du ein Schuft seyst, und wir sind quitt!" — „Ein Schuft!" lallten die bleichen Lippen des Zitternden — „nein — eher" — — „Du zögerst noch? — Kannst Du Deine Ehre nicht retten, so bist Du nichts bessers, das weiß ich so gut als Du! Schreibst Du also auch einmal die Wahrheit, so hast Du ja Zeit genug, den Teufel mit neuen Lügen zu besänftigen. Uebrigens bleibt es unter uns, darauf mein Wort!" — Eine flüchtige Schamröthe färbte die blassen Wangen Schreier's, als er aufstand und zum Schreibtisch wankte. Wehmüthig besah er noch einmal die schlanke Feder, die ihn wie ein Schwanen-Fittig zum Olymp getragen hatte, und jetzt — es stand geschrieben mit unsicheren Zügen, aber vollgültig, schwarz auf weiß.

„Brav, armer Sünder, aus Dir kann noch etwas werden!" rief der Fremde, indem er den Zettel zerriß und vor seine Füße warf. „Dem Tode bist Du entgangen, doch wir sind nicht fertig. Ich spiele noch vier Gastrollen; hier sind vier Dukaten, dafür lobst Du mich — nicht wie ich es verdiene, denn davon verstehst Du nichts — aber Du lobst mich! — Ja oder Nein?" — „Ich — Sie — loben?" stammelte Schreier, mehr krampfhaft als muthig und fuhr dann viel gelinder fort — „Herzensfreund, wie können Sie zweifeln, daß ich — mit größtem Vergnügen — aber — sehen Sie — bedenken Sie nur!" — „Was ist da viel zu bedenken! Die Dukaten und Du lobst, oder —" Schreier fuhr zusammen. „Wie Sie sich auch gleich erhitzen! Sollen wir um einer solchen Kleinigkeit willen streiten? — Ich meinte nur, da ich — nachdem, was ich bereits über Sie geschrieben — was wird man sagen?" — „Was man will! Und zudem bist Du ja nicht der Erste, der sein tiefsinniges gelehrtes Urtheil zurücknimmt und sich mit unterschriebenem Namen vor aller Welt für einen — Pinsel erklärt. Also: Ja oder Nein!" — „Ja!" lispelte nun Schreier mit einem tiefen Seufzer. „Da ich so unglücklich war, durch ein bloßes Mißverständniß Ihr tiefes Talent zu übersehen, wie sollte ich nicht auf jede Weise bemüht seyn, diesen Fehler gut zu machen? — Uebrigens darf ich mir schmeicheln, daß mein Urtheil nicht ganz ohne Gewicht sey, und nach unserem jetzigen Uebereinkommen wird der Erfolg gewiß ganz Ihren Wünschen entsprechen!" — Er drückte ihm hiermit die Hand, indem er durch diese Wendung schnell die Miene eines Protektors anzunehmen suchte. Der Fremde nickte mit dem Kopfe, warf die Dukaten auf den Tisch und ging.

---

Wie Einer, der den Teufel gesehen, aber durch einen kräftigen Bann sich seiner noch glücklich erwehrte, saß Schreier da, den starren Blick auf die Stelle geheftet, wo sein Quälgeist gestanden.

Kaum vermochte seine todtenbleiche Hand die Dukaten zu erfassen, und sich zu überzeugen, daß die unbeschnittenen Holländer kein Spuk seyen, sondern ächte Tropfen des Nervengeistes, der das Leben überall zusammen hält. —

Er nahm fürerst rothes Pulver und etwas Kräuterwein, worauf er sich bald in dem behaglichen Zustande der Reconvalescenz nach einer schweren Krankheit fühlte.

Die beiden Tage, bis zum zweiten Debüt des Fremden, waren für die gelehrte Welt so gut als verloren. Sein Vorfall glich einem Gifte, dem zwar durch schleuniges Gegengift alle tödtliche Kraft benommen ist, das aber immer noch fortwirkt, und wie die Drei die geheimnißvollste der Zahlen ist, so brach auch jene Wirkung erst am dritten Tage vollkommen aus. Schreier konnte bei dem besten Willen nicht das Bett verlassen, um den zweiten Triumph des Fremden zu sehen. Doch er war auf Alles gefaßt und entwarf mit christlicher Selbstverleugnung den ersten Panegyricon für seinen furchtbaren Freund, der bald genug aus der Druckerei in alle Kaffeehäuser und aus diesen durch die Straßen der erstaunten Stadt wanderte. —

Der entsetzliche Wendepunkt seines Glückes war gekommen, der mühsam empor gewälzte Sisyphus-Felsen seines Ruhmes stürzte um so schneller herab, je gewaltiger die Höhe war, die er bereits erreicht hatte. — Der ungewöhnlich kalte Winter und die Unvorsichtigkeit des Fremden hatten diesem eine plötzliche Heiserkeit zugezogen, welche sich gegen Abend so vermehrte, daß es ihm völlig unmöglich war, zu spielen. Man entschuldigte ihn, gab ein anderes Stück, und während Schreier tiefsinnig und gründlich bewies, daß Iffland und Schröder ihren Genius in der Kraft eines Menschen vereinigt, lag eben dieser Mensch, gefoltert wie sein Lobredner, auf dem Krankenbette.

Schreier wurde in dem Kaffeehause, in welches er sich bei seinem ersten Ausgange — es war gerade der Tag, wo das Blatt erschienen — begab, mit lautem Gelächter empfangen. Er sah sich plötzlich wieder in seinem Zimmer, ohne zu begreifen, wie er dahin gekommen. Zugleich öffnet sich die Thür, der Diener seines Redakteurs tritt stumm, mit kaltem höhnischen Lächeln ein, überreicht ihm einen Brief, verbeugt sich tief und geht. —

Armer Schreier! es war deine Abdankung in kurzen kräftigen Worten! — Zum zweiten Male öffnet sich die Thür; ein Diener der Madame N. tritt stumm, mit kaltem höhnischen Lächeln ein, überreicht einen Brief, verbeugt sich tief und geht; — sie verbittet sich alle ferneren Besuche im Namen der ganzen Gesellschaft. — Zum dritten und letzten Male öffnet sich die Thür; der Diener des Fremden tritt stumm, mit kaltem höhnischen Lächeln ein, überreicht einen Brief, verbeugt sich tief und geht. — Dieses letzte Schreiben enthielt nichts, als die kurzen Worte:

„Ich danke Ihnen, Sie gaben mir die eclatanteste Genugthuung."

Werfen wir den Vorhang christlicher Liebe über diese Scenen, welche sich die Phantasie des Lesers genugsam ausmalen wird. — Am nächsten Tage fuhr der fremde Schauspieler mit Eugenien zu einem — Schreier mit seinem unbekannten Warner, in dessen offene Freundes-Arme er sich warf, zum andern Thore hinaus. Vielleicht hat dieser die Keime, die ohne Zweifel in ihm lagen, aber zu früh vom wuchernden Unkraut erstickt wurden, entwickelt; so viel darf der Erzähler schließlich versichern: Schreier schrieb keine Recension mehr und legte jedes Blatt zitternd weg, wo ihm aus den ersten Zeilen seine ehemaligen Gemeinplätze entgegen grinzten; — so kann er denn freilich nur wenige der jetzigen Zeitungen und Zeitschriften lesen.

---

## Friedrich Andreas Hallbauer

ward den 13. September 1692 zu Allstedt im Weimarischen geboren, studirte zu Jena Philosophie und Theologie, promovirte 1715 zum Magister artt. lib. und wurde 1721 zum Adjunkt der philosophischen Fakultät an der Landesuniversität ernannt. 1731 wurde er daselbst Professor der Beredsamkeit, 1738 außerordentlicher Professor der Theologie und 1740 Dr. und ordentlicher Professor dieser Wissenschaft. Später erhielt er das Diplom als Eisenachscher Kirchenrath und wurde mit der Beaufsichtigung über die gothaischen und altenburgischen Landeskinder an der Universität Jena beauftragt. Er starb daselbst den 1. März 1750.

Er schrieb:

Anleitung zur verbesserten deutschen Oratorie. 3 Thle. Jena 1725.

Anleitung zur politischen Beredsamkeit Jena 1730.

H's Lehrbücher der Beredsamkeit fanden zu ihrer Zeit großen Beifall und wurden vielfach benutzt, doch bei den Fortschritten in dieser Wissenschaft bald von zeitgemäßen, wenn auch nicht eben besseren Arbeiten verdrängt.

## Albrecht von Haller.

Dieser als Anatom, Physiolog, Botaniker, Literator und Dichter gleich ausgezeichnete Mann, ward den 16. October 1708 zu Bern von patricischen Eltern geboren und verrieth schon in seinem frühesten Kindesalter die gewaltigen Seelenkräfte, die in dem schwächlichen, beständig in sich gekehrten Knaben schlummerten. Denn schon im 4. Jahre hielt er, mit einer schwarzen Schürze statt des Priesterrockes angethan, vom Ofen des Kinderzimmers herab vor seinem Auditorium, dem Hausgesinde seiner Eltern, mit Erstaunen gehörte Predigten, zeichnete und schrieb unter den Spielen seiner 3 ältern Brüder, hatte bereits im 6. Jahre ein ganzes Lexicon von lateinischen Wörtern und Redensarten gefaßt und durch seltene Ausdauer bei dem Niederschreiben alles Merkwürdigen, was er gehört oder gelesen hatte, sich schon als Knabe eine für einen Gelehrten von Fach nicht unbedeutende Masse von Kenntnissen gesammelt. Selbst die deswegen von den Seinigen und seinem kenntnißreichen, aber der alten pedantischen Lehrmethode anhängenden Privatlehrer nicht selten erlittenen Demüthigungen konnten diese unbezwingliche Wißbegierde nicht auslöschen, vielmehr boten Lohensteins Gedichte, die ihm als 10jährigem Schüler zu Bern in die Hände fielen, ihm ein neues Feld seines Fleißes und die Mittel zum Scherzen über seine wissenschaftliche Erziehung dar. Mehr Freiheit erhielt er, als, nach seines Vaters Tode, seine Verwandten ihn auf das Gymnasium zu Biel brachten, wo die Cartesianische Philosophie seinem Geiste Licht und das Studium alter Dichter wie eigne Versuche in der Dichtkunst seinem durch die dasige Schulzucht verwundeten Herzen Trost und Beruhigung gewährten. Der Aufenthalt daselbst bei einem Arzte bestimmte ihn zum Studium der Medicin, um dessentwillen er 1723 die Universität Tübingen bezog. Dort widmete er sich der Anatomie und Botanik mit vorzüglichem Fleiße und ohngeachtet seiner Kurzsichtigkeit und Geruchsschärfe mit großem Erfolge. Das damalige tolle Treiben auf dieser Hochschule und Verdrießlichkeiten mit seinen Commilitonen vermochten ihn 1725 auf die damals in ärztlicher Hinsicht vorzüglich berühmte Universität Leyden zu gehen, wo die gefeierten Aerzte Boerhave und Albinus, wie der auf einer Reise nach Amsterdam ihm befreundet gewordene berühmte Anatomiker Ruysch seinem ungemeinen Fleiße hinlängliche Nahrung gaben. Auf einer 1726 durch Deutschland unternommenen Reise stärkte er dann seine geschwächte, angegriffene Gesundheit wieder, wurde nach Vertheidigung einer gegen die Hypothese des Loschwitzischen Speichelganges gerichteten Schrift Dr. medicinae und bereiste dann London, Oxford und Paris, wodurch er mit dem Ritter Hans Sloane und den beiden größten Anatomikern seines Jahrhunderts, Douglas und Winslow, in genauere Verbindung kam. Die spätere Bekanntschaft mit dem großen Mathematiker Johann Bernoulli zu Basel machte ihn zugleich mit den höchsten Aufgaben der höhern Mathematik vertraut, wie die in Erinnerung an den großen schweizerischen Botaniker Kaspar Bauchin mit dem Zürcher Chorherrn Joh. Geßner in die Alpen unternommene Reise ihm die genaue Kenntniß der Schweizerpflanzen erwarb. Endlich ließ er sich 1729 zu Bern als praktischer Arzt nieder, heirathete eine vermögende liebenswürdige Patricierin, Mariane Wyß, und machte sich durch eine glückliche Praxis, Humanität und allseitig vollendete Schriften so rühmlich bekannt, daß die Schwedische Societät der Wissenschaften zu Upsala ihn bereits 1733 zu ihrem Mitgliede ernannte. Mit Mühe verstattete ihm dagegen seine Vaterstadt, an dem neu errichteten anatomischen Theater öffentliche Gratisvorlesungen zu halten und stellte ihn endlich 1735 als Hospitalarzt und Bibliothekar an. Aber schon 1736 rief ihn der nachherige Schauplatz seiner Größe, die Universität Göttingen, als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik zu sich. Nachdem er 1739 auf einer Reise in seine Vaterstadt seinen verwaisten Kindern eine zweite Mutter geholt und nach deren Tode sich 1741 zum dritten Male verheirathet hatte, verwandte er seine ganze Kraft auf den Anbau der Wissenschaften. Auch wurden seine Verdienste nun bald anerkannt. Die Akademien zu London, Stockholm, Wien, Bologna, Paris und Berlin und die deutsche Gesellschaft zu Leipzig, wie die botanische Societät zu Florenz, ernannten ihn rasch nach einander zu ihrem Mitgliede, sein König 1739 zum Leibmedicus, 1743 zum Hofrath und endlich zum Staatsrath, nachdem ihn Kaiser Franz bereits 1749 mit sammt seiner Nachkommenschaft in den Reichsadelstand erhoben hatte. Auch seine Vaterstadt Bern hatte nun seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn 1745 zum Mitglied des großen Raths erhoben, was seinen Wunsch, dort seine letzten Tage zu verleben, befestigte und der Erfüllung näher führte. Daher lehnte er kurz darauf zwei Rufe nach London und Utrecht ab und schlug später, als er 1753 mit Beibehaltung seiner Würden und seiner akademischen Pension nach Bern zurückgekehrt und daselbst zum Ammann, Director der Salzwerke zu Ber und

Aigle und Mitglied des Sanitätskollegiums und anderer hoher Staatsbedienungen mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt worden war, die vortheilhaften Anerbietungen der Kanzlerstelle 1755 zu Halle, 1767 zu Petersburg und 1770 zu Göttingen standhaft aus. Seinem Vaterlande widmete er nun seine ganze segensreiche Amtswirksamkeit, der Welt aber seine reichen literarischen Schätze. Denn fortwährend stand er mit dieser durch seine folgenden Schriften, seine Recensionen in den Göttinger gelehrten Zeitungen und seine in alle Gegenden Europa's sich erstreckende deutsche, lateinische, englische, französische und italienische Correspondenz in der genauesten Berührung. Daher erlebte er kurz vor seinem Tode auch noch die Freude, 1776 zum Ritter des Nordsternordens ernannt, 1777 vom Kaiser Joseph II. besucht und mit der größten Verehrung unterhalten zu werden. Wegen seiner Schmerzen übermäßig gebrauchtes Opium endete endlich den 12. December 1777 sein glanzvolles, verdienst- und segensreiches Leben.

Groß und schön wie sein Geist, war auch sein Körper, edel und majestätisch sein Ansehen, scharf und feurig sein Auge, sowie, zwar nach der Schwäche seiner Leibeskonstitution oft wechselnd, doch gewöhnlich unwiderstehlich hinreißend seine Haltung und sein Benehmen. Mit an Wunder grenzender Originalität des Gedächtnisses, des Verstandes und der Phantasie verband er rastlose und ausdauernde Thätigkeit, war ein kluger aber redlicher Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein höchst gewissenhafter Beamter und bei allem Enthusiasmus für Ruhm und Ehre ein wahrer Philosoph und frommer Christ.

Von ihm besitzen wir:

Versuch schweizerischer Gedichte. Bern 1732 in 8. (anonym). Fernere vermehrte Ausgaben. Ebendas. 1734 und 1743. Dann: Göttingen 1748, 1749, 1751, 1753, 1758, 1760, 1762, 1768. 11. verm. und verbess. Ausg. Bern 1777 in 8. mit Haller's Portrait und Vignetten, von H. selbst durchfeilt. 12. verm. u. vielverb. Aufl. von seinem Verwandten Rud. Wyß. Bern 1828 in gr. 8. Wurde häufig nachgedruckt und in fremde Sprachen übersetzt. Französisch: von Tscharner. Göttingen 1750 in 8. (in Prosa). Zürich 1760 in 8. (m. deutsch. Texte). Lyon 1752 in 12. Zürich 1758 in 8. (verm. u. verbess.) Bern 1760 in 12. Paris 1760 in 8. Bern 1775 in 8. (mit neuen Vignetten). Italienisch: vom Abbé Soressi. Yverdun 1768 in 8. (nicht alle aber in guten Versen). Englisch: von Frau Howard. London 1793 in 12. (ebenfalls nur das Beste).

Sammlung kleiner Schriften. Bern 1756 in 8. 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendas. 1772. 3 Thle. in 8.

Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst u. s. w. Herausgegeben von J. G. Heinzmann. Bern 1787, 2 Thle. in 8.

Einzeln:

Ueber die Ehre. Lehrode. Schwedisch: Stockholm 1753. Hebräisch: Wien 1794 in 8.

Usong. Morgenländische Geschichte in 4 Büchern. Bern 1771 in kl. 8. Leipzig 1771, 8. Bern 1772, 8. Ebendas. 1774, 8. vermehrt und verb. Ebendas. 1778, 8. m. K. Wurde übersetzt ins Französische: Lausanne 1772, 8. Frankfurt a. M. 1772, 8. Paris 1772, 8. Englische: London 1772, 12. Ebendas. 1773, 8. Ungarische: Presburg 1792, 8. Holländische: Rotterdam 1773, 8. Italienische: Firenze 1776, 8.

Alfred, König der Angelsachsen. Göttingen und Bern 1773. kl. 8. 2. Aufl. Göttingen 1774, 8. Französisch: Lausanne 1775, 8.

Fabius und Kato. Bern und Göttingen 1774, kl. 8.

Von den letztern 3 Schriften finden sich Nachdrücke zu Reutlingen und Karlsruhe. Ferner:

Die Alpen. Bern 1774, gr. 4. Prachtausgabe m. Kupf. Neueste Aufl. mit Vignetten und franz. Uebersetzung. Ebendas. 1795, gr. 4. Französisch: Avignon 1770. 4. Holländisch: Utrecht 1800, gr. 8.

Außerdem eine Menge Recensionen (gegen 12000) und kleinere Schriften in Zeitschriften, Magazinen und m. a. Werken.

Haller's Leistungen als Dichter sind am vorzüglichsten von Bouterweck (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. XI. S. 50 fgde.) gewürdigt worden; wir geben daher das Urtheil dieses feinen und geistreichen Kritikers hier in den Hauptzügen wieder. — Die Grundlage von Haller's Poesie ist didactisch. Mit moralischer Strenge über sich selbst und die Welt reflectirend, suchte er seinen Betrachtungen über die Würde und die Bestimmung der menschlichen Natur eine Form zu geben, die dem Gefühle nicht weniger als dem ernsten und ruhigen Verstande angehörte. Kräftig und wahr dichtete er wie er dachte. Alltägliche Gedanken in wohlklingenden Versen hatten keinen Reiz für ihn. Zwischen dem Excentrischen und dem Gemeinen erhielt er sich in einer glücklichen Mitte, um so leichter, da seine Liebe zu den Naturstudien ihn auch in der Poesie von dem Unnatürlichen entfernte. Der religiöse Sinn, der ihn bei den Naturstudien begleitete, gab auch seinen poetischen Gemälden eine unerkünstelte Feierlichkeit; das gewöhnliche Geschäft seiner Phantasie, wenn er dichtete, war aber nur dieses, die kräftige Sprache seines Verstandes und seines Gefühls durch Bilder zu beleben. Alle Gedichte Haller's sind geistvoll; alle haben einen edeln Ton; aber das moralische Interesse ist in ihnen auf eine solche Art vorherrschend, daß das ästhetische dadurch geschwächt wird. — Die lyrischen Gedichte Haller's sind reich an Wahrheit, Stärke und Tiefe des Gefühls. Kräftige und treffende Gedanken springen überall hervor. — Aber der feierliche Ernst dieser Herzensergießungen wird zuweilen trocken. Die strenge Moral, die immer das Gewissen rührt, hemmt die Phantasie und stört die ästhetische Wirkung. — Die politischen Romane, mit denen Haller seine Laufbahn durch das Gebiet der schönen Literatur beschloß, enthalten treffliche Resultate einer langen Erfahrung und eines fleißigen Studiums der Staaten- und Sittengeschichte. Aber auch nur um der Belehrung mehr Eingang zu verschaffen, gab ihr Haller diese ästhetische Form.

Fügen wir noch hinzu, daß mit Haller eine neue Periode in der Geschichte der deutschen Poesie beginnt, indem er zuerst von der Geschmacklosigkeit der damals herrschenden Schulen sich völlig lossagte und durch Adel der Gesinnungen und des Ausdruckes dieselben weit hinter sich ließ; eigentliche Nachfolger und Nachahmer seiner Weise fand er jedoch nicht.

---

## Die Alpen.*)

Versuchts, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser,
Braucht was die Kunst erfand, und die Natur euch gab;
Belebt die Blumen-Flur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinths Gesetz gehaune Felsen ab;
Umhängt die Marmor-Wand mit Persischen Tapeten,
Speist Tunkins Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Schmaragd;
Schlaft ein beym Saitenspiel, erwachet bey Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd;
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

Die Seele macht ihr Glück, ihr sind die äussern Sachen
Zur Lust und zum Verdruß nur die Gelegenheit:
Ein wohlgesetzt Gemüth kan Galle süsse machen,
Da ein verwehnter Sinn auf alles Wermuth streut!
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Zepter ekelt ihm, wie dem sein Hirten-Stab:
Weh ihm, wann ihn der Geiz, wann ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die um ihn wacht, hält den Verdruß nicht ab:

*) Aus Albr. v. Hallers „Versuch Schweizerischer Gedichte.

Wann aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eidern lieget?

Beglückte güldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in stätem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt:
Nicht, weil freywillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht weil kein kühner Löw die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer misst den äussern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wann Tugend Müh zur Lust, und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch hier kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles das verbessert,
Der Elementen Neid hat euer Glück vergrössert.

Wohl dir vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zählte,
War Brey der Helden Speis, und Holz der Götter Haus;
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber, hüte dich, was grössers zu begehren,
So lang die Einfalt daurt, wird auch der Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Flut, und Milch die meisten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht giebt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu seyn als du!
Dann, wo die Freyheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblühmt, und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bey euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zweytrachtsäpfel reicht:
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;
Hier herrschet die Vernunft von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehrers hält für Last:
Was Epictet gethan, und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan, und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh besetzt die Nacht:
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt des Heutes Freude nie.
Die Freiheit theilt dem Volk, aus milden Mutterhänden,
Mit immergleichem Maaß, Vergnügen, Ruh und Müh.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.

Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man mißt die Strassen nicht von Rom und von Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesätze,
Und niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreysen gehn:
O Witz! des Weisen Tand, wann hast du ihn vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekannt:
Die Wollust wird bey ihm vergällt, und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beeckelt seinen Stand;
Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menschen in das Herz, und nicht ins Hirn gegeben.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit:
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.

Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern mahlt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth.
Der Jahre Lust und Müh ruhn stets auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden,
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh entwunden.

Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Huft um Huft,
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.

Dort eilt ein schnelles Bley in das entfernte Weisse,
Das blitzt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleisse,
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bey einer Dorf-Schallmey;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Tacte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bey.
Das graue Alter selbst setzt hin in langen Reihen,
An seiner Kinder Lust, sich neidloß zu erfreuen.

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth, und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin,
Die Ehrsucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglücks-Kupplerin:
Die Liebe brennt hier frey, und scheut kein Donner-Wetter,
Man liebet für sich selbst, und nicht für seine Vätter.

So bald ein junger Hirt die sanfte Glut empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug in muntern Geistern schürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt;
Sie hört ihn, und, verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut, wornach sie strebt:
Dann zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuth fließt, und durch die Tugend lebt.
Verzüge falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen,
Der Hochmuth hat euch nur zu unsrer Qual geschaffen.

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet Sie, Sie ihn, dieß macht den Heyrath-Schluß.
Die Eh wird oft durch nichts, als beyder Treu, befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie von nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft-geschwollnes Mooß,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooß.
O dreymal selig Paar! Euch muß ein Fürst beneiden,
Dann Liebe balsamt Gras, und Eckel herrscht auf Seiden.

Hier bleibt das Ehbett rein; man dinget keine Hüter,
Weil Keuschheit und Vernunft darum zu Wache stehn:
Ihr Vorwitz spähet nicht auf unerlaubte Güter,
Was man geliebet, bleibt auch beym Besitze schön.
Der keuschen Liebe Hand streut auf die Arbeit Rosen,
Wer für sein liebstes sorgt, findt Reitz in jeder Pflicht,
Und lernt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So klingt auch Stammeln süß, ists nur das Herz, das spricht.
Der Eintracht hold Geleit, Gefälligkeit und Scherzen,
Belebet ihre Küß', und knüpft das Band der Herzen.

Entfernt vom eiteln Tand der mühsamen Geschäfte,
Wohnt hier die Seelen-Ruh, und flieht der Städte Rauch:
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reiffe Kräfte,
Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf, und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht,
In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darinn kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret,
Kein geiles Eiter fault, kein welscher Koch versäuret.

So bald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret,
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt;
So bald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze sprießt:
Das Vieh verläßt den Stall, und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüssen,
Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke giebt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar haßt, doch nicht verschiebt:
Er treibt den trägen Schwarm von schwer-beleibten Kühen,
Mit freudigem Gebrüll, durch den bethauten Steg,
Sie irren langsam um, wo Klee und Muttern blühen,
Und mäh'n das zarte Gras mit scharfen Zungen weg:
Er aber setzet sich bey einem Wasser-Falle,
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

Wann der entfernte Stral die Schatten dann verlängert,
Und nun das müde Licht sich senkt in kühle Ruh,
So eilt die satte Schaar, von Ueberfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Geblöck gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, der sie mit Lust erblicket,
Der Kinder froh Gewühl frolockt und spielt um ihn.
Und, ist der süße Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das matte Paar zu schlechten Speissen hin.
Begierd und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt ins Bett begleitet.

Wann von der Sonne Macht die Wiesen sich entzünden,
Und in dem falben Gras des Volkes Hofnung reift;
So eilt der muntre Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh' noch Aurorens Gold der Berge Höh durchstreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuck der Erde fällt der Sense krummer Lauf,
Ein lieblicher Geruch aus tausenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reyh gehäufter Kräuter auf,
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre Winter-Speise,
Und ein frolockend Lied begleitet ihre Reise.

Bald, wann der trübe Herbst die falben Blätter pflücket,
Und sich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,
So wird der Erde Schooß mit neuer Zier geschmücket,
An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;
Des Frühlings Augen Lust weicht grösserem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüthe stund,
Der Aepfel reifes Gold, durchstriemt mit Purpur-Zügen,
Beugt den gestützten Ast, und nähert sich dem Mund.
Der Birnen süß Geschlecht, die Honig-reiche Pflaume,
Reizt ihres Meisters Hand, und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein jährend Naß gequetschten Beeren ab.
Die Erde hat zum Durst nur Brünnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Saur beschleunigt unser Grab.
Beglückte klaget nicht; Ihr wuchert im verlieren,
Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret ihr.
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.
Für euch, o Selige! will das Verhängniß sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.

Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen findt.
Eh sich der Himmel zeigt, und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn, und ruft dem Felsen-Kind:
Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort:
Dort eilt ein künstlich Bley nach schwergehörnten Böcken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und sinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erztes tödtlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal, und macht den Wald erschallen.

Indessen, daß der Frost sich nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel.
Hier wird auf strenger Glut geschiedner Ziger dicke,
Und dort gerinnt die Milch, und wird ein stehend Oel:
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein jährend Saur das Wasser und das Fett:
Hier kocht der zweyte Raub der Milch dem armen Volke,
Dort bildt den neuen Käß ein rund geschnitten Brett.

Das ganze Haus greift an, und schämt sich leer zu stehen,
Kein Sclaven-Handwerk ist so schwer, als müssiggehen.

Wann aber sich die Welt in starrem Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wann das erschöpfte Feld nun ruht für neue Gaben,
Und ein krystallner Damm der Flüsse Lauf versteckt;
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneyten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt,
Hier zahlt die süsse Ruh, die Müh, die er erlitten,
Der Sorgen-lose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergetzen.

Der eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn,
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn:
Er kennt die Kraft des Monds, die Würkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will:
Er zählt im Merzen schon der fernen Ernde Garben,
Und hält, wenn alles mäht, bey nahem Regen still;
Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm vor tausend Bücher.

Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leyer,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedgen singt,
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt, und nie die Müh erzwingt;
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirten-Liedern,
Im ungeschmückten Lied mahlt er den freyen Sinn;
Auch wann er dichten soll, bleibt er bey seinen Widern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferinn:
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers, und nicht gezählte Töne.

Bald aber spricht ein Greiß, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt,
Die Vorwelt sah' ihn schon, die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümmt:
Er ist ein Beyspiel noch von unsern Helden-Ahnen,
In deren Hand der Blitz, und Gott im Herzen war:
Er mahlt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall, und nennet jede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und zeigt in den Gebärden
Die edle Ungeduld noch löblicher zu werden.

Ein andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesätz, des Volkes Richtschnur ist;
Lehrt wie die feige Welt ins Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht den Mark der Länder frißt:
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertretten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns alles darbt, und hungert in den Ketten,
Und Welschlands Paradies nur nackte Bettler hegt:
Wie Eintracht, Treu und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber schließt ein Kreiß um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht, und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunder-Kraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht, und jedes Mooß benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterirrdsche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft, und sieht die Schwefel- Düfte,
In deren feuchter Schooß gefangner Donner rollt:
Er kennt sein Vaterland, und weiß an dessen Schätzen
Sein immerforschend Aug am Nutzen zu ergetzen.

Dann hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint:
Wahr ists, daß Lybien uns noch mehr neues giebet,
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht:
Allein der Himmel hat dieß Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur was nutzet, blüht:
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände,
Sind selbst zum Nutzen da, und tränken das Gelände.

Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt

Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke,
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmahl, was sein Bezirk enthält:
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Felß und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht:
Bald zeigt ein nah Gebürg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale widerhallt:
Bald scheint ein breiter See ein Meilen langer Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt:
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eiß dem Himmel gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt, voll Futter-reicher Weide,
Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reiffendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen,
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer- gleichen Spitzen,
Ein Wald-Strom eilt hindurch, und stürzet Fall auf Fall.
Der dick-beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall:
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fliessen,
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken giessen.

Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weißheit schärfen,
Durchs weite Reich der Welt, empor zur Wahrheit schwingt;
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum stehn und forschen zwingt.
Macht durch der Weißheit Licht, die Gruft der Erde heiter,
Die Silber-Blumen trägt, und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt;
Ihr werdet alles schön, und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stäts graben, nie ergründen.

Wann dort der Sonne Licht durch flücht'ge Nebel strahlet,
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht gemahlet,
Das auf den Blättern schwebt, und die Natur erfrischt:
Die Luft erfüllet sich mit lauen Ambra-Dämpfen,
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,
Der Blumen scheckicht Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein leichtes Himmel-Blau beschämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebürge scheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbel-Kräuter hin:
Ein ganzes Blumen-Volk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich, und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt mit dem bunten Blitz von feuchtem Diamant:
Gerechtestes Gesätz! daß Kraft sich Ziet vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blat in Kreutze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergüldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,
Auf eine helle Bach den grünen Wiederschein;
Der Blumen zarter Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weisse Strahlen ein:
Smaragd und Rosen blühn, auch auf zertretner Heide,
Und Felsen decken sich mit einem Purpur-Kleide.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hoher Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit versehrt, und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Pfühlen
Wölbt sich der feuchte Thon mit funkelndem Krystall,
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blitzt durch die düstre Luft, und strahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge.

Im Mittel eines Thals von Himmel-hohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt;
Entspriеßt ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras, und sänget, was er netzt.
Sein lauter Wasser rinnt mit flüßigen Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf:
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Fluten wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf:
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feu'r, und seine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Schaum der Strudel-reichen Wellen
Die Wuth des Avançons gestürzte Wälder welzt,
Rinnt der Gebürge Gruft mit unterird'schen Quellen,
Wovon der scharfe Schweiß das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges holer Bauch, gewölbt mit Alabaster,
Schließt zwar dieß kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein sein etzend Naß zermalmt das Marmor-Pflaster,
Dringt durch der Klippen Fug, und eilt gebraucht zu seyn:
Die Würze der Natur, der Länder reichster Segen,
Beut selbst dem Volk sich an, und strömet uns entgegen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo sich in beyde Seen
Europens Wasser-Schatz mit starken Strömen theilt,
Stürzt Nüchtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen,
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner,
Und färbt die weisse Flut mit Königlichem Erzt,
Der Strom fließt schwer von Gold, und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt:
Der Hirt sieht diesen Schatz; er rollt zu seinen Füssen,
O Beyspiel für die Welt, er siehts, und läßt ihn flüssen.

Verblendte Sterbliche! die, bis zum nahen Grabe,
Geitz, Ehr' und Wollust stäts an eitlen Hamen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg und leerer Müh vergällt,
Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet,
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch,
Die ihr zur Nothdurft macht, worum nur Thorheit flehet,
O glaubts, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich.
Seht ein verachtet Volk bey Müh und Armuth lachen,
Die mäßige Natur allein kan glücklich machen.

Elende! rühmet nur den Rauch in grossen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in güldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön.
Noch vor der Sonne reißt die Ehrfurcht ihre Knechte
An das verschloßne Thor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der durchgeseufzten Nächte
Raubt euch der stäte Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bey euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüder-Herzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener-Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürger-Blut:
Verläumdung, Haß und Spott, zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der Gift-geschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut:
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Um deren Rosen-Bett ein naher Donner blitzt:
Der Geitz bebrütet Gold, zu sein und andrer Plage,
Das niemand weniger, als wer es hat, besitzt:
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Bey euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt,
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt:
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt:
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.

Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich, und sterbet wie ihr lebet.

O selig! wer wie Ihr mit selbst gezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt:
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süsser Milch vergnügt:
Der sich bey Zephirs Hauch, und kühlen Wasser-Fällen,
In ungesorgtem Schlaf, auf weichen Rasen streckt:
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zeiten weckt.
Der seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern,
Gewiß der Himmel kann sein Glücke nicht vergrössern.

---

## Die verdorbenen Sitten.

Genug und nur zu viel hab ich die Welt gescholten,
Was zeigt die Wahrheit sich? Wann hat sie was gegolten?
Seht einen Juvenal der Vorwelt Geisel an,
Was hat sein Schmählen guts der Welt und ihm gethan?
Ihn bracht' in Lyblen das Gift der scharfen Feder,
Ein Land wie Tomos fern, und trauriger, und öder.
Rom las, so viel er schrieb, es las, und schwelgte fort.
Was damals Rom gethan, thut jetzt ein jeder Ort.
Seit Boileau den Parnaß von falschem Geist gereinigt,
Hat Reimen und Vernunft in Frankreich sich vereinigt?
Lebt nicht ein Nadal noch? Reimt nicht ein Pelegrin?
Drängt nicht sich ganz Paris zu Scapins Possen hin?
Ich aber, dem sein Stern kein Feuer gab zum Dichten,
Was hab ich für Beruf der Menschen Thun zu richten?
Stellt Falschmund, wann ers liest, sein heimlich Lästern ein?
Sein Haß wird giftiger, sein Herz nicht besser seyn;
Und stünde Thessals Bild gestochen auf dem Titel,
Noch dünkt er sich gelehrt, und schölt' auf andrer Mittel.

Ja rühmen will ich itzt, wofern ich rühmen kan,
Und lache nur mein Geist, du must gewiß daran.
Ein kluger Despreaux hat Dichter nur getadelt,
Und Ludwigs Uebergang mit gleichem Muth geadelt,
Sonst hätt er auf dem Stroh von Gram und Frost gekrümmt,
Zuletzt mit Saint Amand ein Klaglied angestimmt.

Wo aber findet sich der Held für meine Lieder?
Ich geh die Namen durch, ich blättre hin und wieder,
Und finde, wo ich seh, vom Zepter bis zum Pflug
Zum Schelten allzu viel, zum Rühmen nie genug;
Zählt selber, wie August, das Alter und die Jugend,
Fürs Laster ist kein Raum, kein Anfang für die Tugend.

Sag' an Helvetien, du Helden-Vaterland!
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?
Wars oder wars nicht hier? wo Biderbs Degen strahlte,
Der das erhaltne Fahn mit seinem Blute mahlte?
Wo fließt der Muhleren, der Budenberge Blut?
Der Seelen ihres Staats, die mit gesetztem Muth
Fürs Vaterland gelebt, fürs Vaterland gestorben,
Die Feind und Gold verschmäht, und uns den Ruhm erworben,
Den kaum nach langer Zeit der Enkel Abart löscht;
Da Vieh ein Reichthum war, und oft ein Arm gedrescht,
Der sonst den Stab geführt; da Weiber, derer Seelen
Kein heutig Herz erreicht, erkauften mit Juwelen
Den Staat vom Untergang, den Staat, des Schatz uns heut
Zum ofnen Wechsel dient, und Trost der Ueppigkeit.
Wo ist die Ruhm-Begier, die Rom zum Haupt der Erden
Uns groß gemacht aus nichts, Gefahren und Beschwerden
Für Lust und Schuld erkennt, fürs Glück der Nachwelt wacht,
Stirbt, wann der Staat es heischt, die Welt zum Schuldner macht.
Wo ist der edle Geist, der nichts sein eigen nennet,
Nichts wünschet für sich selbst, und keinen Reichthum kennet,
Als den des Vaterlands, der für den Staat sich schätzt,
Die eignen Marchen kürzt, der Bürger weiter setzt?
Ach! sie vergrub die Zeit, und ihren Geist mit ihnen,
Von ihnen bleibt uns nichts, als etwas von den Minen.

Doch also hat uns nicht der Himmel übergeben,
Daß von der güldnen Zeit nicht theure Reste leben,
Die Männer, deren Rom sich nicht zu schämen hat,
Ihr Eifer zeigt sich noch im Wohlseyn unsrer Stadt.
Ein Steiger stützt die Last der wohlerlangten Würde
Auf eigne Schultern hin, und hat den Staat zur Bürde;
Er hat, was herrschen ist, zu lernen erst begehrt,
Nicht, wie die Grossen thun, die ihre Stelle lehrt,
Er sucht im stillen Staub von halbverwesnen Häuten
Des Staates Lebenslauf, die Ebb und Flut der Zeiten;
Sein immer frischer Sinn, in stäter Müh gespannt,
Wacht, weil ein Jüngling schläft, und dient dem Vaterland;
Er läßt des Staates Schatz sich übers Land ergiessen,
Wie aus dem Herzen sonst der Glieder Kräfte fliessen:
Von seinem Angesicht geht niemand traurig hin,
Er liebt die Tugend noch, und auch die Tugend ihn.

Ein Cato lebet noch, der den verdorbnen Zeiten
Sich setzt zum Widerspruch, und kann mit Thaten streiten.
Zwar Pracht und Ueppigkeit, die alles überschwemmt,
Hat das Gesetz und er bißher zu schwach gehemmt:
Doch wie ein fester Damm den Sturm gedrungner Wellen,
Wie sehr ihr Schaum sich bläht, zurücke zwingt zu prellen,
Und nie dem Strome weicht, wann schon der wilde Schwall
Von langem Wachsthum stark, sich stürzet übern Wall:
So hat Helvetien der Durchbruch fremder Sitten
Mit Lastern angefüllt, und Cato nichts gelitten:
Die Einfalt jener Zeit, wo ehrlich höflich war,
Wo reine Tugend Ehr, auch wann sie nackt, gebahr,
Herrscht in dem rauhen Sinn, den nie die List betrogen,
Kein Grosser abgeschreckt, kein Absehn umgebogen:
Hart, wanns Gesetze zürnt, mitleidig, wann er darf,
Gut, wann das Elend klagt, wann Boßheit frevelt, scharf,
Vom Wohl des Vaterlands entschlossen nie zu scheiden,
Kann er das Laster nicht, noch ihn das Laster leiden.
O bleib, unschätzbarer! dein Geist sey stäts bei dir,
Steh' unsern Söhnen einst, wie unsern Vätern für.

Wer kennt die andern nicht? sie sind so leicht zu zählen;
Doch wann einst zugedrückt die werthen Augen fehlen,
Wer ists, auf den man dann den Grund des Staates legt?
Der Wissenschaft im Sinn, im Herzen Tugend trägt?
Der thut, was sie gethan, und die geleerten Plätze,
Auch mit den Tugenden, nicht mit der Zahl ersetze?

Gewiß kein Appius, die prächtige Gestalt,
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt Hoheit und Gewalt;
Des grossen Mannes Thor steht wenig Bürgern offen,
Und einen Blick von ihm kan nicht ein jeder hoffen.
Sein Ansehn dringt durchs Recht, sein Wort wird uns zur Pflicht,
Er ist fast unser Herr, und seiner selber nicht.
Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held gemeiner,
Der Unterscheid von uns ist in dem innern kleiner,
Den aufgehobnen Geist stützt ein gesetzter Sinn,
Ein prächtiger Pallast und leere Sääle drinn.

Gewiß kein Salvius, der Liebling unsrer Frauen,
Dem treflichen Geschmack kan jeder Käufer trauen;
Wer ists, der so wie er, durch alle Monat weiß
Der Mode Lebenslauf, und jedes Bandes Preiß?
Wer haschet listiger der Kleider neuste Arten?
Wer nennt so oft Paris? wer theilt wie er die Karten
Auf Griechisch hurtig aus? wer stellt den Fuß so quer?
Wer weiß so manches Lied? wer flucht so neu als er?
O Säule deines Staats! wo findet sich der Knabe,
Der sich so mancher Kunst dereinst zu schämen habe!
Auch kein Democrates, der Erbe seiner Stadt,
Der sonst kein Vaterland als seine Söhne hat;
Der jeden Stammbaum kennt, der alle Wahlen zählet,
Die Stimmen selber theilt, und keiner Kugel fehlet;
Der Mund und Hand mir heut', und morgen andern schätzt,
Und zwischen Wort und That nur einen Vorhang setzt;
Der Recht um Freundschaft spricht, der Würde tauscht um Würde,
Und, wann er sein Geschlecht dem Staate macht zur Bürde,
Kein Mittel niedrig gläubt, durch alle Häuser rennt,
Droht, schmeichelt, fleht, verspricht, und alles Vetter nennt.

Gewiß kein Rusticus, der von den neuen Sitten
Noch alles ruhiger, als nüchtern seyn, gelitten,
Der Mann von altem Schrot, dem neuer Witz mißdünkt,
Der wie die Vorwelt spricht, und wie die Vorwelt trinkt,
Im Keller prüft den Mann, was wird er dort nicht kennen?
Er wird im Glase noch den Berg und Jahrgang nennen:
Was aber Wissenschaft, was Vaterland und Pflicht,
Was Kirch und Handlung ist, die Grillen kennt er nicht:
Die Welt wird, wann sie will, und nicht sein Kopf sich ändern:
Was fragt er nach dem Recht, der Brut von fremden Ländern?
Recht ist was ihm gefällt, gegründet, was er faßt,
Das schmählen Bürger-Pflicht, ein fremder, wen er haßt.

Gewiß auch kein Stein, der Sauerteig des Standes,
Der Meister guten Raths, der Pachter des Verstandes,

Der nichts vernünftig glaubt, wann es von ihm nicht quillt,
Und seine Meinung selbst in fremdem Munde schilt:
Bald straft man ihm zu hart, bald laufen Laster ledig,
Heut ist der Staat ein Zug, und morgen ein Venedig:
Wer herrscht, der ihm gefällt? vor ihm ist alles schlecht,
Belohnen unverdient, Versagen ungerecht.
So läßt der Frösche Volk sein Quacken in den Röhren,
Noch eh beym Sonnenschein, als wann es wittert, hören.

Auch kein Heliodor, verliebt in Frankreichs Schein,
Der sich zur Schande zählt, daß er kein Sclav darf seyn,
Mißkennt sein Vaterland, des Königs Bildniß spiegelt,
Was unsrer Ahnen Muth, mit Carols Blut versiegelt,
Die Freyheit hält vor Tand, verhöhnt den engen Staat,
Gesäße Bauren läßt, und schämet sich im Rath.
Flieh Sclav! ein freyer Staat bedarf nur freyer Seelen,
Wer selber dienen will, soll Freyen nicht befehlen.

Gewiß kein Härephil, der allgemeine Christ,
Der aller Glauben Glied, und keines eigen ist;
Der Retter aller Schuld, der Schutz-Geist falscher Frommen,
Der, was den Staat verstört, zu schützen übernommen.
Der Boßheit Einfalt nennt, und Heucheln Andacht heißt,
Und dem erzürnten Recht das Schwert aus Händen reißt;
Der Kirch und Gottesdienst mit halben Reden schwärzet,
Und niemals williger als über Priester scherzet
Ein andrer Zweck ist oft an wahrer Liebe statt,
Ein Absehn dringet weit, das Gott zum Fürwort hat;
Sein Gut das er verschmäht, wird nicht vergessen werden,
Im Himmel ist der Sinn, die Hände sind auf Erden.

Wer ists dann? ein Zelot, der Kirchen-Cherubin,
Bereit den Strick am Hals in Himmel mich zu ziehn:
Ein murrender Suren, der nie ein Ja gesprochen,
Und selten sonst gelacht, als wann der Stab gebrochen:
Der leichte Franzen-Aff, der Schnupfer bey der Wahl,
Der bey den Eiden scherzt, und pfeift im großen Saal:
Ein wankender Saufei, dem nie das Rathhaus stehet,
Der von dem Tisch in Rath, vom Rath zu Tische gehet:
Der nie sich selber zeigt, der kluge Larvemann,
Der alle Bürger haßt, und alle küssen kann:
Ein reicher Agnoet, der Feind von allem lernen,
Der Sonnen viereckt macht, und Sterne zu Laternen:
Ein Unselbst, reich an Ja, der seine Stimme ließt,
Und dessen Meynung stets vorher eröfnet ist:
Und so viel andre mehr, der Grossen Leib-Trabanten,
Die Ziffern unsers Staats, im Rath die Consonanten.

Bey solchen Herrschern wird ein Volk nicht glücklich seyn;
Zu Häuptern eines Stands gehöret Hirn darein.
Laßt zehen Jahr sie noch, sich recht zu unterrichten,
In jenem Schatten-Staat gemeßne Sachen schlichten.

Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt,
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugend-Staffeln klimmt,
Der würkt am Wohl des Volks, und nicht an seinem Glücke,
Und ist zum Heil des Lands ein Werkzeug vom Geschicke,
Er setzet seiner Müh die Tugend selbst zum Preiß,
Er kennet seine Pflicht, und thut auch, was er weiß.
Fürs erste lerne der, der groß zu seyn begehret,
Den innerlichen Stand des Staates, der ihn nähret;
Wie Ansehn und Gewalt sich, mit gemeßner Kraft,
Durch alle Staffeln theilt, und Ruh und Ordnung schaft?
Wie zahlreich Volk und Geld? Wie auf den alten Bünden,
Dem Erbe bessrer Zeit, sich Fried und Freundschaft gründen?
Wodurch der Staat geblüht? Wie Macht und Reichthum stieg?
Des Kriegers erste Glut, den wahren Weg zum Sieg,
Die Fehler eines Staats, die innerlichen Beulen,
Die nach und nach das Mark des sichern Landes fäulen;
Was üblich und erlaubt, wie Ernst und männlichs Recht,
Den angelaufnen Schwall des frechen Lasters schwächt?
Wie weit dem Herrscher ziemt der Kirche zu gebieten?
Wie Glaubens-Einigkeit sich schützet ohne Wüten?
Was Kunst und Boden zeugt? was einem Staat ersprießt?
Wodurch der Nachbarn Gold in unsre Dörfer fließt?
Auch was Europa regt? wie die vereinten Machten
In stätem Gleichgewicht sich selbst zu halten trachten?
Wodurch die Handlung blüht? wie alle Welt ihr Gold
Dem zugelaufnen Schwarm verbannter Bettler zollt?
Was Frankreich schrecklich macht? wodurch es sich entnervet?
Wie Kunst und Wissenschaft der Britten Waffen schärfet?
Auch Rom und Sparta hat, was nützlich werden kan,
Die Tugend nimmt sich leicht bey ihrem Beyspiel an.

Bild' aber auch dein Herz, selbst in der ersten Jugend,
Sieh auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend,
Lern, daß nichts selig macht, als die Gewissens-Ruh,
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du;
Daß Geld auch Weise ziert, verdient durch reine Mittel,
Daß Tugend Ehre bringt, und nicht erkaufte Titel,
Daß Maaß und Weisheit mehr, als leere Nahmen sind,
Und daß man auf dem Thron noch jetzt George findt.
Kein Reitz sey stark genug, der deine Pflicht verhindert,
Kein Nutz sey groß genug, der Nüchtlands Wohlfahrt mindert
Such in des Landes Wohl, und nicht beym Pöbel Ruhm,
Sey jedem Bürger hold, und niemand's Eigenthum,
Sey billig und gerecht, erhalt auf gleicher Waage
Des Großen drohend Recht, und eines Bauren Klage.
Bey Würden sieh den Mann, und nicht den Gegen-Dienst,
Mach Arbeit dir zur Lust, und Helfen zum Gewinst.
Thu dieß, und werde groß! liegt schon dein Glück verborgen,
Der Himmel wird für dich, mehr als du selber, sorgen:
Und wann er künftig dich in hohen Aemtern übt,
Und deiner Bürger Heil in deine Hände giebt,
So lebe, daß dich einst die späten Enkel preisen,
Dein Tod den Staat betrübt, und macht dein Volk zum Waysen;
Und schlössen schon dein Land die engsten Schranken ein,
So würdest du mir doch der Helden erster seyn;
In dir zeigt sich der Welt der Gottheit Gnaden-Finger,
Du bist ein grössrer Mann als alle Welt-Bezwinger.

---

## Ueber den Ursprung des Uebels.

### Erstes Buch.

Auf jenen stillen Höhen,
Woraus ein milder Strom von stäten Quellen rinnt,
Bewog mich einst ein sanfter Abend-Wind,
In einem Busche still zu stehen.
Zu meinen Füssen lag ein ausgedähntes Land,
Durch seine Größ' umgränzet,
Worauf das Aug kein Ende fand,
Als wo Jurassus es mit blauen Schatten kränzet.
Die Hügel deckten grüne Wälder,
Wodurch der falbe Schein der Felder
Mit angenehmen Glanze bricht;
Dort schlängelt sich durchs Land, in unterbrochnen Stellen,
Der reinen Aare wallend Licht;
Hier liegt Nüchtlands Haupt in Fried und Zuversicht,
In seinen nie erstiegnen Wällen.
So weit das Auge reicht, herrscht Ruh und Ueberfluß,
Selbst unterm braunen Stroh bemoßter Bauren-Hütten
Wird Freyheit hier gelitten,
Und nach der Müh Genuß.
Mit Schaafen wimmelt dort die Erde,
Davon der bunte Schwarm in Eile frißt und bleckt;
Wann dort der Rinder schwere Heerde
Sich auf den weichen Rasen streckt,
Und den geblümten Klee im Kauen doppelt schmeckt.
Dort springt ein freyes Pferd, mit Sorgen-losem Sinn,
Durch neu-bewachsne Felder hin,
Woran es oft gepflüget:
Und jener Wald, wen läßt er unvergnüget?
Wo dort im rothen Glanz halb nackte Buchen glühn,
Und hier der Tannen fettes Grün
Das bleiche Mooß beschattet:
Wo mancher heller Strahl, auf seine Dunkelheit,
Ein zitternd Licht durch rege Stellen streut,
Und in verschiedner Dichtigkeit,
Sich grüne Nacht mit güldnem Tage gattet.
Wie angenehm ist doch der Büsche Stille,
Wie angenehm ihr Wiederhall!
Wann sich ein Heer glückseliger Geschöpfe,
In Ruh und unbesorgter Fülle,
Vereint in einen Freudenschall;
Und jenes Baches Fall,
Der schlängelnd durch den grünen Rasen,
Die schwachen Wellen murmelnd treibt,
Und plötzlich aufgelößt, in Schnee- und Perlen-Blasen,
Durch gähe Felsen rauschend stäubt.
Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd Bild,
Gleich einem diamantnen Schild,
Da dort das Urbild selbst, vor irrdischem Gesichte,
In einem Strahlen-Meer sein flammend Haupt versteckt,
Und, unsichtbar vor vielem Lichte,
Mit seinem Glanz sich deckt.

Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel,
Durch einen dünnen Wolken-Kranz;
Bestrahlt mit rosenfarbem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.
Ja, alles was ich seh, des Himmels tiefe Höhen,
In dessen lichtem Blau die Erde grundloß schwimmt;
Die in der Luft erhabnen weissen Seen,
Worauf durchsichtig Gold und flüchtig Silber glimmt;
Ja alles was ich seh, sind Gaben vom Geschicke:
Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glücke,
Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
Und alles trägt des höchsten Gutes Spur.

Ich sann in sanfter Ruh dem holden Vorwurf nach,
Bis daß die Dämmerung des Himmels Farben brach,
Die Ruh der Einsamkeit, die Mutter der Erfindung,
Hielt der Begriffe Reyh' in schliessender Verbindung,
Und nach und nach verknüpft, kam mein verwirrter Sinn,
Uneinig mit sich selbst, zu diesen Worten hin:
Und dieses ist die Welt, worüber Weise klagen,
Die man zum Kerker macht, worinn sich Thoren plagen!
Wo mancher Mandewil des Guten Merkmahl mißt,
Die Thaten Boßheit würkt, und Fühlen Leiden ist.
Wie wird mir? Mich durchläuft ein Ausguß kalter Schrecken,
Der Schauplatz unsrer Noth beginnt sich aufzudecken,
Ich seh' die innre Welt, sie ist der Hölle gleich:
Wo Quaal und Laster herrscht, ist da wohl Gottes Reich?
Hier eilt ein schwach Geschlecht, mit immer vollem Herzen
Von eingebildter Ruh, und allzu wahrem Schmerzen,
Wo nagende Begier, und falsche Hofnung wallt,
Zur ernsten Ewigkeit. Im kurzen Aufenthalt
Des nimmer ruhigen und ungefühlten Lebens
Schnappt ihr betrogner Geist nach echtem Gut vergebens.
So wie ein fetter Dunst, der aus dem Sumpfe steigt,
Dem irren Wandersmann sich zum Verführen zeigt:
So lockt ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnsucht färben,
Von Weh zu grösserm Weh, vom Kummer zum Verderben.
Nie mit sich selbst vergnügt sucht jeder aussenher
Die Ruh, die niemand ihm verschaffen kan als er;
Getrieben vom Gespenst stäts hungriger Begierden,
Sucht er in Arbeit Ruh, und Leichterung in Bürden:
Umsonst hält die Vernunft das schwache Steuer an,
Der Lüste wilde See spielt mit dem leichten Kahn,
Bis der auf seichtem Sand, und jener an den Klippen,
Ein untreu Ufer deckt mit trocknenden Gerippen.
Wer ists, der einen Tag von tausenden erlebt,
Dem nicht in seine Brust die Reu mit Feuer gräbt?
Wo ist in seltnem Stern ein seliger gebohren,
Bey dem Verdruß sein Recht auf einen Tag verlohren?
Was hilf's, daß Gott die Welt aufs angenehmste schmückt,
Wann ein verdeckter Feind uns den Genuß entrückt?
Aus unserm Herzen fließt des Unmuths bittre Quelle,
Ein unzufriedner Sinn führt bey sich seine Hölle.
Noch selig, wäre noch der Tage kurze Zahl
Für uns zugleich das Maaß des Lebens und der Qual!
Ach Gott und die Vernunft giebt Gründe größrer Schrecken,
Wer jenem Leben kan kein Grabstein uns bedecken.
Nachdem der matte Geist die Jahre seiner Acht,
Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht,
Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zusammen,
Verzweiflung brennt in ihm mit nie geschwächten Flammen,
Und die Unsterblichkeit, das Vorrecht seiner Art,
Wird ihm zum Henker-Trank, der ihn zur Marter spart:
In Haß mit seinem Gott, mit sich selbst ohne Frieden,
Von allem, was er liebt, auf immer abgeschieden,
Gepreßt von naher Qual, geschreckt von ferner Noth,
Verflucht er ewig sich, und hoffet keinen Tod,

Elende Sterbliche! zur Pein erschaffne Wesen,
O daß Gott aus dem Nichts zum Seyn euch auserlesen!
O daß der wüste Stoff einsamer Ewigkeit,
Noch läg im öden Schlund der alten Dunkelheit!
Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille,
Regiert der Welten Kreiß dein unerforschter Wille,
Dein Rathschluß ist zu hoch, sein Siegel ist zu fest,
Er liegt verwahrt in dir, wer hat ihn aufgelößt?
Dieß weiß ich nur von dir, dein Wesen selbst ist Güte,
Von Gnad und Langmuth wallt dein liebendes Gemüthe,
Du Sonne wirfest ja, mit gleichem Vater-Sinn,
Den holden Lebens-Strahl auf alle Wesen hin.
O Vater! Rach und Haß sind fern von deinem Herzen,
Du hast nicht Lust an Qual, noch Freud an unsern Schmerzen,
Du schufest nicht aus Zorn, die Güte war der Grund,
Weßwegen eine Welt vor nichts den Vorzug fund.

Du warest nicht allein, dem du Vergnügen gönntest,
Du hiessest Wesen seyn, die du beglücken könntest,
Und deine Seligkeit, die aus dir selber fließt,
Schien dir noch seliger, so bald sie sich ergießt.
Wie daß, o Heiliger! du dann die Welt erwählet,
Die ewig sündiget, und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riß im göttlichen Begriff,
Dem der Geschöpfe Glück nicht auch entgegen lief?

Doch wo gerath ich hin? wo werd ich hingerissen?
Gott fodert ja von uns zu thun, und nicht zu wissen,
Sein Will ist uns bekannt, er heißt die Laster fliehn,
Und nicht warum sie sind, vergebens sich bemühn.
Indessen, wann ein Geist, der Gottes Wesen schändet,
Die Einfalt, die ihm traut, mit falschem Licht verblendet,
Und aus der Oberhand des Lasters und der Pein
Lehrt schliessen, wie die Welt, so muß der Schöpfer seyn;
Soll Manes im Triumph Gott und die Wahrheit führen?
Soll Gott verläumdet seyn, und uns kein Eifer rühren?
Ist stummer Glauben gnug, wann Irrthum kämpft mit Witz,
Und ihm zu widerstehn erwarten wir den Blitz?
Nein, also hat sich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,
Daß nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkelt:
So schwach ihr Glanz auch ist, kein Irrwisch bleibt vor ihr,
Ihr Stammeln hat mehr Kraft, als aller Lügen Zier.

O daß die Wahrheit selbst von ihrem Licht mir schenkte!
Daß dieses Himmels-Kind den Kiel mir selber lenkte!
Daß ihr sieghafter Schall, der durch die Herzen dringt,
Beseelte, was mein Mund ihr jetzt zu Ehren singt.

---

## Zweytes Buch.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell und unversiegen rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo nach der Weisheit Rath,
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.
Verschiedner Welten Riß lag vor ihm ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet:
Allein die Weisheit gieng auf die Vollkommenheit,
Der Welten treflichste gewann die Würklichkeit.
Befruchtet mit der Kraft des Wesen-reichen Wortes
Gebiehrt das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschiedner Zeug' die regende Gewalt
Erlieset, trennet, mischt, und schränkt ihn in Gestalt.
Das Dichte zog sich an, das Licht und Feuer ronnen,
Es nahmen ihren Platz die neugebohrnen Sonnen,
Die Welten welzten sich, und zeichneten ihr Gleiß,
Stäts flüchtig, stäts gesenkt, in dem befohlnen Kreiß.
Gott sah und fand es gut, allein das stumme Dichte,
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an seinem Lichte;
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kan,
Gott bließ, und ein Begrif nahm Kraft und Wesen an.
So ward die Geister-Welt. Verschiedne Macht und Ehre
Vertheilt, nach Stuffen Art, die unzälbaren Heere,
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,
In langer Ordnung stehn von Gott zum öden Nichts.
Nach der verschiednen Reyh von fühlenden Gemüthern,
Vertheilte Gott den Trieb nach angemeßnen Gütern:
Der Art Vollkommenheit ward als zum Ziel gesteckt,
Wohin der Geister Wunsch aus eignem Zuge zweckt:
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,
So daß zur Abart selbst das Thor geöfnet bliebe,
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,
Daß nicht sein erster Wink die Wagschal überschlägt.
Dann Gott liebt keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln,
Ist besser als ein Reich von Willen-losen Engeln;
Gott hält vor ungethan, was man gezwungen thut,
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.
Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freyheit führet,
Daß ein Geschöpf sich leicht bey eignem Licht verlieret,
Daß der verbundne Leib zu viel vom Geiste heischt,
Und das Gewühl der Welt den schwachen Sinn beräuscht,
Und ein gemeßner Geist nicht stäts die Kette findet,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund' ersehn, zu edel für die Zeit,
Vergißt er allzu leicht den Wehrt der Ewigkeit:
Des äußern Zauberglanz verdeckt die inn're Blösse,
Die stärkre Gegenwart erdrückt die fernern Grösse;
Wer ists, der allemal der Neigung Stuffe mißt,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwissenheit kan erst unfehlbar machen.

Gott sah dieß alles wohl, und doch schuf er die Welt,
Kan etwas weiser seyn, als das, was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah daß, wann alles nur aus Vorschrift handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremden Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß solten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben:
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu seyn, und nicht aus Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben,
Wir loben Gott nicht mehr, wann er uns zwingt zu loben;
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruhn,
So bald Gott alles würkt, und wir nichts selber thun.
Drum überließ auch Gott die Geister ihrem Willen,
Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen,
Doch so, daß seine Hand der Welten Steur behielt,
Und der Natur ihr Rad muß stehn, wann er befiehlt.

So kamen in die Welt die neu-erschaffnen Geister,
Vollkommenes Geschöpf von dem vollkommnen Meister;
In ihnen war noch nichts, das nicht zum Guten trieb,
Kein Zug, der an die Stirn nicht ihren Ursprung schrieb:
Ein jedes Einzle war in seiner Art vollkommen.
Dem war wohl mehr verliehn, doch jenem nichts benommen.

Der einen Wesen ward vom Irrdischen befreyt,
Sie blieben näher Gott' an Art und Herrlichkeit.
Euch kennt kein Sterblicher ihr himmlischen Naturen!
Von eurer Treflichkeit sind in uns wenig Spuren:
Nur dieses wissen wir, daß, über uns erhöht,
Ihr auf dem ersten Platz der Reyh der Wesen steht.
Vielleicht empfangen wir, bey trüber Dämmrung Klarheit,
Nur durch fünf Oefnungen den schwachen Strahl der Wahrheit;
Da ihr, bey vollem Tag, das heitere Gemüht
Durch tausend Pforten füllt, und alles an euch sieht.
Daß, wie das Licht für uns erst wird mit unsern Augen,
Ihr tausend Wesen kennt, die wir zu sehn nicht taugen;
Und wie sich unser Aug am Kleid der Dinge stößt,
Vor eurem scharfen Blick sich die Natur entblößt.
Vielleicht findt auch bey uns der Eindruck der Begriffe,
Im allzuseichten Sinn, nicht gnug Gehalt und Tieffe,
Da bey euch alles haft, und, sicher vor der Zeit
Sich die lebhafte Spur, so oft ihr wünscht, verneut.
Vielleicht, wie unser Geist, gesperrt in enge Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwey Gedanken,
In euch der ofne Sinn des vielen fähig ist,
Und den zu breiten Raum kein einzler Eindruck mißt.
Doch unser Wissen ist hierüber nur Vermuthen,
Genug der Engel Sinn war ausgerüst zum Guten,
Ihr Trieb zur Tugend war so stark als ihr Verstand,
Sie sehnten sich nach Gott als ihrem Vaterland,
Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren,
War all ihr Wunsch, ihr Licht zu Gottes Ruhm zu mehren.

Fern unter ihnen hat das sterbliche Geschlecht,
Im Himmel und im Nichts, sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen:
Zweydeutig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.

Auch wir, ach! waren gut: der Welt beglückte Jugend
Sah nichts, so weit sie war, als Seligkeit und Tugend;
Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild,
Er schuf uns etwas mehr, als Herren vom Gewild.
Er legte tief in uns zwey unterschiedne Triebe.
Die Liebe für sich selbst, und seines Nächsten Liebe.

Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,
Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Gedult:
Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Ehre kennen,
Sie flammt das Feuer an, womit die Helden brennen,
Und führt im steilen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den Welt-vergeßnen Sinn nach der Vollkommenheit.
Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst, und stört des Trägen Schlummer.
Sie zeiget uns, wie heut für morgen sorgen muß,
Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluß.
Sie dämpft des Kühnen Wuth, sie wafnet die Verzagten;
Sie macht das Leben werth im Auge der Geplagten;
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift;
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift;
Sie bahnete das Meer zur Beyhülf unsres Reisens;
Sie fund den ersten Brand im Zweykampf Stein und Eisens;
Sie grub ein Erzt hervor, das alle Thiere zwung;
Sie kocht aus einem Kraut der Schmerzen Leichterung;
Sie spähte der Natur verborgne Eigenschaften;
Sie wafnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.
O daß sie doch so oft, vor zartem Eifer blind,
In eingebildtem Glück ein würklich Elend findt!

Viel edler ist der Trieb, der uns für andre rühret,
Vom Himmel kömmt sein Brand, der keinen Rauch gebieret;
Von seinem Ebenbild, das Gott den Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein holdes Urbild ab:
Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,
Sie macht uns bürgerlich, und sammelt uns in Städte;
Sie öfnet unser Herz beym Anblick fremder Noth,
Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemisset Brodt,
Und würkt in uns die Lust, vom Titus oft verlanget,
Wann ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget.
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süsse Kost,
Die Gott, in so viel Noth, uns gab zum letzten Trost:
Sie steckt die Fackeln an, bey deren holdem Scheinen,
Zu beyder Seligkeit, zwey Seelen sich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
Ist ein besondrer Zug der allgemeinen Huld.
Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,
Sie macht die Müh zur Lust, die ihre Schwachheit fodert,
Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen fleht,
Und unser innerstes, so bald er spricht, umdreht.
Ja auch dem Himmel zu gehn ihre reinen Flammen,
Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen,
Ihr Trieb zieht ewiglich dem liebenswürd'gen zu,
Und findt erst im Besitz des Höchsten Gutes Ruh.

Noch weiter wollte Gott für unsre Schwachheit sorgen:
Ein wachsames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,
Das nie dem Uebel schweigt, und immer leicht versehrt,
Zur Rache seiner Noth den ganzen Leib empört.
Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,
Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung reichen,
Bräch alles Uebermaaß den schwachen Faden ab,
Und die Gesundheit selbst führt unvermerkt zum Grab.
Allein im weichen Mark der zarten Lebens-Sehnen
Wohnt ein geheimer Reitz, der zwar ein Brunn der Thränen,
Doch auch des Lebens ist, der wider einen Feind
Der sonst wohl unerkannt uns auszuhölen meint,
Uns zwingt zum Widerstand; er schließt die regen Nerven
Vor Frost und Salze zu, verstößet alle Schärfen
Durch Zufluß süssen Safts, und kühlt gesalznes Blut
Durch Zwang vom heissen Durst, mit Strömen dünner Flut.
In allen Arten Noth, die unsre Glieder fäulet,
Ist Schmerz der bittre Trank, womit der Leib sich heilet.

Weit nöthiger liegt noch, im innersten von uns,
Der Werke Richterin, der Probstein unsers Thuns:
Vom Himmel stammt ihr Recht; er hat in dem Gewissen,
Die Pflichten der Natur den Menschen vorgerissen:
Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu,
Und ihren Nachgeschmack die bittre Kost der Reu.
Ein Geist, wo Sünde herrscht, ist ewig ohne Frieden,
Sie macht uns selbst zur Höll' und wird doch nicht gemieden!

Versehn zu Sturm und See, in allem wohl bestellt,
Betraten wir nunmehr das weite Meer der Welt.
Die Werkzeug unsers Glücks sind allen gleich gemessen,
Jedweder hat sein Pfund, und niemand ist vergessen.
Zwar in der Seele selbst herrscht Maaß und Unterscheid,
Das Glück der Sterblichen will die Verschiedenheit;
Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold als Eisen,
Der Staaten schlechtester ist der von eitel Weisen:
Der eingetheilte Witz ist nirgend unfruchtbar,
Und jeder füllt den Ort, der für ihn ledig war.

Dort würkt ein hoher Geist, betrogen vom Geschicke,
Nur um sich selbst besorgt, an seines Landes Glücke:
Wann hier ein niedrer Sinn, mit Schweiß und Brod vergnügt,
Des Grossen Unterhalt im heißen Feld erpflügt.
Hier sucht ein weiser Mann, bey Nacht und stillem Oele,
Des Körpers inn're Kraft, das Wesen seiner Seele,
Wann dort mit schwächrem Licht, gleich nützlich in der That,
Ein Weib sein Hauß beherrscht, und Kinder zieht dem Staat.

Doch nur im Zierrath herrscht der Unterschied der Gaben,
Was jedem nöthig ist, muß auch ein jeder haben:
Kein Mensch verwildert so, dem eingebohrnes Licht,
Nicht, wann er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.

Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen,
Die dort an Mitschigans beschneyten Ufern wohnen,
Und unterm braunen Süd fühlt auch der Hottentott
Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebott.

## Drittes Buch.

O Wahrheit! sage selbst, du Zeugin der Geschichte!
Wer machte Gottes Zweck und unser Glück zu nichte?
Wer war's, der wider Gott die Geister aufgebracht,
Und uns dem Laster hold, uns selber feind gemacht?

Verschieden war der Fall verschiedner Geister Orden:
Der einen Treflichkeit ist ihr Verderben worden,
Die Kenntniß ihres Lichts gebahr ihr Finsterniß,
Sie hielten ihre Kraft für von sich selbst gewiß,
Und voll von ihrem Glanz, verdrüßlich aller Schranken,
Mißkennten sie den Gott, dem sie ihn sollten danken.
Ihr allzu starker Trieb nach der Vollkommenheit
Ward endlich zum Gefühl der eignen Würdigkeit:
Ihr Stolz fieng an in Haß die Furcht vor Gott zu kehren,
Als ohne den sie selbst der Wesen erste wären.
So wich ihr Schwarm von Gott, dem Ursprung seines Lichts,
Ihr Glanz, entlehnt von Gott, fiel bald ins eigne Nichts;
Nichts blieb an ihnen gut. Gott hatten sie verlassen,
Der Liebe wahren Zweck verschwuren sie zu hassen,
Des höchsten Guts Genuß war ewiglich verscherzt,
Der Sinn wurd mißvergnügt, des Urtheils Licht geschwärzt.
In ihrem Wesen selbst, worinn sie sich verstiegen,
Fand sich kein inn'rer Quell von stätigem Vergnügen,
Ihr Aufruhr rächte Gott, ihr Hochmuth ward zur Schmach,
Das Böse war gewählt, das Uebel folgte nach;
Bis daß Reu ohne Buß, Verzweiflung an dem Heile,
Und Mißgunst ohne Macht den Frevlern ward zum Theile,
Da dort die treue Schaar, die niemals Gott verließ,
In seiner Gegenwart, der Geister Paradieß
Und Tag fund ohne Nacht, da ewig hoh und steigend
Ihr Stand der Gottheit nah't, und keinen Eckel zeugend
In der Begierd genießt, und im Genuß begehrt,
Und ihren Geist mit Licht, das Herz mit Wollust nährt,

Das Uebel, dessen Macht den Himmel konnte mindern,
Fund wenig Widerstand bey Adams schwachen Kindern.
Ein stäter Bilder-Kreiß schwebt spielend vor dem Sinn,
Der wählt zur Gegenwart, behält und sendet hin:
Bald hatte Lust und Zier das ernstliche verdrungen,
Der Müh und Tugend Bild schien trocken und gezwungen,
Die Seele hängte sich an Ruh und Lustbarkeit,
Der Tugend Kraft nahm ab durch die Abwesenheit;
Auch lockt der Leib zur Lust mit zärtlicher Verbindung,
Bedacht wich dem Genuß, und Kenntniß der Empfindung;
Zudem was endlich ist, kan nicht unfehlbar seyn,
Das Uebel schlich sich auch in uns durch Irrthum ein.
Der schwache Geist verlohr der Neigungen Verwaltung,
Wir wendeten in Gift die Mittel der Erhaltung,
Die Triebe der Natur mißkennten Ziel und Maaß,
Bis das, was himmlisch war, sein hoh Geschlecht vergaß.
Der Schönheit Liebe trieb zu unerlaubten Lüsten,
Die Sorg' um Unterhalt zu Haß und bittren Zwisten;
Der Ehre rege Sucht schwoll in den Herzen auf.
Gewissen und Vernunft hemmt zwar des Uebels Lauf,
Doch ihr verhaßter Mund, voll unberedter Lehren,
Behielt allein das Recht, zu tadeln, nicht zu wehren.

Wir alle sind verderbt, der allgemeine Gift
Ist beyde Welten durch den Menschen nachgeschift.
Gold, Ehr und Wollust herrscht, so weit der Mensch gebietet,
Und alles was ein Herz, von diesen schwanger, brütet:
Betrug mit falschem Blick, die Lust an andrer Leid,
Verachtung fremden Werths, Verläumdung, Brut vom Neid,
Verführung schwacher Zucht, der Gottesdienst des Bauches,
Fruchtloser Müssiggang, der Hunger eitlen Rauches,
Und so viel Seuchen mehr, von denen undurchwühlt,
Kein Herz mehr übrig bleibt, das echte Frucht erzielt.
Verschiedene Gestalt bedeckt die Ungeheuer,
Die Kunst der Ehrbarkeit leyht manchen ihren Schleyer,
Wann andrer, die die Scheu mit keiner Larve deckt,
Erbohrne Häßlichkeit die Augen trotzt und schreckt.
Geringer Unterschied! der auf der Haut nur lieget,
Nicht in das innre dringt, und niemand mehr betrieget:
Noch Zeit, noch Land, noch Schwang vermag auf die Natur,
Der Quell fliesst überall, der Auslauf ändert nur.

Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten,
Es ist nur jünger schlimm, und minder weit geschritten:
Der Lappen ewig Eiß, wo, allzu tief geneigt,
Die Sonne keinen Reitz zur Ueppigkeit erzeugt,
Schließt nicht die Laster aus, sie sind wie wir hinläßig,
Geil, eitel, geitzig, träg, mißgünstig und gehäßig,
Und was liegt dann daran, bey einem bittren Zwist,
Ob Fisch-Fett oder Gold des Zweyspalts Ursach ist?

Wer von der Tugend weicht, entsaget seinem Glücke:
Und beugt sein Engels-Recht zu eines Thiers Geschicke.
Die Pflichten sind der Weg, den Gott zur Wohlfahrt giebt,
Ein Herz, wo Laster herrscht, hat nie sich selbst geliebt.
Von aussen fliest kein Trost, wann uns das inn're quälet,
Uns eckelt der Genuß, so bald die Nothdurft fehlet:
Die Schätze dieser Welt sind nur des Leibes Heil,
Der wahre Mensch, der Geist, nimmt daran keinen Theil,
So bleibt der müde Geist bey falschen Gütern öde,
Der Eckel im Genuß entdeckt das inn're Blöde,
Nie froh vom itzigen, stäts wechselnd, keinem treu,
Erfährt der Glücklichste, wie nichtig alles sey.
Vergebens übertrift das Schicksal unsre Bitten,
Die Welt hat Philipps Sohn, und nicht die Ruh erstritten:
Ein Thor rennt nach dem Glück, kein Ziel schließt seine Bahn,
Wo er zu enden meint, fängt er von neuem an.

Doch auch das Schatten-Glück erfreut den Menschen selten,
Weil Gold und Ehre nichts als durch den Vorzug gelten:
Die Güter der Natur sind endlich und gezählt,
Die einen werden groß von dem, was andern fehlt:
Ein Sieger wird berühmt durch tausend andrer Leichen,
Und ganzer Dörfer Noth macht einen ein'gen Reichen:
Der Schönen holdes Ja, die einem sich ergiebt,
Verurtheilt die zur Qual, die da, wo er geliebt.

Wir streiten in der Welt um diese falschen Güter,
Der Eifer, nicht der Werth, erhitzet die Gemüther;
Wie Kinder (wer ist nicht in einem Stück ein Kind)
Oft um ein streitig Nichts sich in den Haaren sind,
Bald dieß bald jenes siegt, und trotzet mit dem Ballen,
Bey keinem bleibt die Lust, und der Verdruß bey allen.
Wir schwitzen, kümmern, flehn, verschwenden Zeit und Blut,
Was wir von Gott erpreßt, ist endlich keinem gut.

So findt man wahre Noth, wo man Vergnügen suchet,
Der Zepter wird so oft, als wie der Pflug, verfluchet.
Die Furcht, der Seele Frost, der Flammenstrom, der Zorn,
Die Rachsucht ohne Macht, des Kummers tiefer Dorn,
Die wache Eifersucht, bemüht nach eignem Leide,
Erhitzte Ungedult, der theure Preiß der Freude,
Der Liebe Folter-Bett, der öden Stunden Last,
Fliehn von der Hütten Stroh, und herrschen im Pallast.
Noch stärker peitscht den Geist das zornige Gewissen,
Noch Macht, noch Haß von Gott befreyt von seinen Bissen;
Sein fürchterlicher Ruf dringt in der Fürsten Saal,
In Gold und Purpur bebt Octaviens Gemahl,
Und siehet, wo er geht, so sehr er sucht zu schlafen,
Vor ihm den ofnen Schlund voll unfehlbarer Strafen.

Der Leib, das Meisterstück der körperlichen Pracht,
Folgt seinem Gaste bald, und fühlt des Uebels Macht.
Vollkommen hatt' er einst, geschickt zu Gottes Bilde,
Die Unschuld noch zum Arzt, und Einigkeit zum Schilde,
Dem Tode minder nah, und vielleicht frey davon,
Nahm er Theil an der Lust, und nimmt itzt Theil am Lohn:
Die Zeit muß seit dem Fall ihr Sandglas gäher stürzen,
Die Mordsucht grub ein Erzt, die kurze Frist zu kürzen,
Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erschlifft,
Und unsre Speise macht der Ueberfluß zum Gift.
Der Sorgen Wurm verzehrt den Balsam unsrer Säfte,
Der Wollust gäher Brand verschwendt des Leibes Kräfte,
Gefaulet, abgenutzt, und nur zum Leiden stark
Eilt er zur alten Ruh, und sinket nach dem Sark.

Der Geist von allem fern, womit er sich bethöret,
Sieht sich in einer Welt, wovon ihm nichts gehöret,
Nur geht mit ihm ins Reich der öden Dunkelheit,
Ein unerträglich Bild der eignen Häßlichkeit.
Gold, Ehre, Wollust, Tand, wornach er sich gesehnet,
Verblendung, Selbstbetrug, worauf er sich gelehnet,
Witz, Ansehn, Wissenschaft, der Eigenliebe Spiel,
Von allen bleibt ihm nichts, als des Verlusts Gefühl.

Der Sachen Unterschied ist bey ihm umgedrehet,
Er haßt was er geliebt, und ehrt was er verschmähet,
Und brächte, könnt es seyn, jedweden Augenblick
Worinn er sich versäumt, mit Jahren Pein zurück.
Die Wahrheit, deren Kraft der Welt Gewühl verhindert,
Findt nichts, das ihr Gefühl in dieser Wüste mindert,
Ihr fressend Feu'r durchgräbt das Inn're der Natur,
Und sucht im tiefsten Mark des Uebels mindste Spur:
Das Gute, das versäumt, das Böse, so begangen,
Die Mittel, die verscherzt, sind eitel Folter-Zangen,
Von stäter Nachreu heiß. Er leidet ohne Frist,
Weil er gepeiniget, und auch der Henker ist.
O selig jene Schaar, die von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth, und nicht den Wahn betrachtet,
Und treu dem inn'ren Ruf, der sie zum Heile schreckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten steckt.
Gesetzt, daß Welt und Hohn, und Armuth sie mißhandeln,
Wie angenehm wird einst ihr Schicksal sich verwandeln,
Wann dort, beym reinen Licht, ihr Geist sich selbst gefällt,
Das überwundne Leid zu seiner Wollust hält,
Und innig hold mit Gott, dem Urbild ihrer Gaben,
Sie Gott, das höchste Gut, in stäter Nähe haben.

Indessen ist die Welt, die Gott zu seinem Ruhm,
Und unserm Glücke schuf, des Uebels Eigenthum;
In allen Arten ist das Loos des Guten kleiner,
Wo tausend gehn zur Qual, entrinnt zur Wohlfahrt einer,
Und für ein zeitlich Glück, daß keiner rein geniest,
Folgt ein unendlich Weh, das keine Ruh beschließt.
O Gott voll Gnad' und Recht, darf ein Geschöpfe fragen,
Wie kan mit deiner Huld sich unsre Qual vertragen?
Vergnügt o Vater dich der Kinder Ungemach?
War deine Lieb' erschöpft? war deine Allmacht schwach?
Und konnte keine Welt des Uebels ganz entbehren,
Wie liessest du nicht eh ein ewig Unding währen?

Verborgen sind o Gott! die Wege deiner Huld,
Was in uns Blindheit ist, ist in dir keine Schuld.
Vielleicht, daß dermaleinst die Wahrheit, die ihn peinigt,
Den umgegoßnen Geist durch lange Qualen reinigt,
Und, nun dem Laster feind, durch dessen Frucht gelehrt,
Der Willen, umgewandt, sich ganz zum Guten kehrt:
Daß Gott die späte Reu sich endlich läßt gefallen,
Uns alle zu sich zieht, und alles wird in allen.
Dann seine Güte nimmt, auch wann sein Mund uns droht,
Noch Maaß noch Schranken an, und hasset unsern Todt.
Vielleicht ersetzt das Glück vollkommener Erwählten
Den minder tiefen Grad der Schmerzen der Gequälten;
Vielleicht ist unsre Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel schwimmt, des Uebels Vaterland!
Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister,
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister,
Und dieses Punct der Welt von minder Treflichkeit
Dient in dem grossen All zu der Vollkommenheit:
Und wir, die wir die Welt im kleinsten Theile kennen,
Urtheilen auf ein Stück, das wir von Abhang trennen.

Dann Gott hat uns geliebt, wem ist der Leib bewußt?
Sagt an, was fehlt daran zur Nutzbarkeit und Lust?
Seht den Zusammenhang, die Eintracht in den Kräften,
Wie jedes Glied sich schickt zu menschlichen Geschäften,
Wie jeder Theil für sich, und auch für andre sorgt,
Das Herz vom Hirn den Geist, dieß Blut von jenem borgt:
Wie im bequemsten Raum sich alles schicken müssen,
Wie aus dem ersten Zweck noch andre Nutzen fliessen,
Der Kreiß-Lauf uns belebt, und auch vor Fäulung schützt,
Der ausgebrauchte Theil von uns sich selbst verschwitzt,
Und unser ganzer Bau ein stätes Muster scheinet
Von höchster Wissenschaft, mit höchster Huld vereinet.
Soll Gott, der diesen Leib, der Maden Speis' und Wirth,
So väterlich versorgt, so prächtig ausgeziert,
Soll Gott den Menschen selbst, die Seele nicht mehr schätzen?
Dem Leib sein Wohl zum Ziel, dem Geist sein Elend setzen?

Nein, deine Huld, o Gott! ist allzu offenbar,
Die ganze Schöpfung legt dein liebend Wesen dar:
Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen nicht verstossen,
Im Kleinen ist er groß, unendlich groß im Grossen.

Wer zweifelt dann daran? ein undankbarer Knecht:
Drum werde was du willst, dein Wollen ist gerecht.
Noch Unrecht noch Versehn kan vom Allweisen kommen,
Du bist an Macht, an Gnad, an Weißheit ja vollkommen.
Wann unser Geist gestärkt, dereinst dein Licht verträgt,
Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt,
Wann du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle dich, o Vater! recht verehren,
Und kündig deines Raths, den blinden Spötter schmähn,
In der Gerechtigkeit nur Gnad und Weißheit sehn.

---

## Trauer-Ode,

### beym Absterben seiner geliebten Mariane,*) Nov. 1736.

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Lust, die ich an dir gefunden,
Vergrössert ietzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzu wohl,
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von dir schweigen soll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wann von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichter-Klagen sang ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kan.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergetzt an Trauer-Bildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich seh dich noch wie du erblaßtest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faßtest,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinsten Triebe!
Wie ängstig warst du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh ich hin? in diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich dich verlohren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder ; ; ; Ach! mein Blut muß lodern
Beym zarten Abdruck deiner Zier,
Wann sie dich stammelnd von mir fodern;
Wo flieh ich hin? ach! gern zu dir.

O soll mein Herz nicht um dich weinen!
Hier ist kein Freund dir nah als ich.
Wer riß dich aus dem Schooß der deinen?
Du liessest sie, und wähltest mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das dein Verdienst und Blut dir gab,
Die sind's, wovon ich dich entrücke,
Wohin zu eilen? in dein Grab.

Dort in den bittern Abschieds-Stunden,
Wie deine Schwester an dir hieng,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,
Sie unserm letzten Blick entgieng;
Sprachst du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth stritt;
Ich geh mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kan ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab?
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung lößt mit Wehmuth ab.

*) Aeltester Tochter des Hrn. Samuel Wyß, Herrn zu Mathod und la Mothe, und Marien von Dießbach, die der Verfasser den 19. Febr. 1731 geheyrathet, und den 30. Oct. 1736 durch den Tod verlohren hat, da er eben einen Monat vorher in Göttingen angekommen war.

Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich, allein nach meinen Trieben,
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verließest du die Jugend,
Und flohst die Welt um mein zu seyn;
Du miedst den Weg gemeiner Tugend,
Und warest schön für mich allein.
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für dein Geschick;
Voll Angst, bey meinem kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Muth noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern;
War meine Lust, und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach!
Wie! wann ich Sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch währen,
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmahl deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens stäte Schuld.

Im dicksten Wald, bey finstern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß suchen,
Wo niemand mein Gedächtniß stört.
Ich will dich sehen, wie du giengest
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfiengest;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne,
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird jetzt deine Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft:
Dort schwingt sich aus den alten Gränzen,
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Rath wird Seeligkeit für dich;
Du mischest, mit der Engel Tönen,
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf:
Dort steht die Absicht unsers Scheidens,
Und mein bestimmter Lebens-Lauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark, und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebens-würdig wirst du werden!
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt,
Mich überfällt ein brünstig Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht nein
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu seyn.

---

## D o r i s.

Des Tages Licht hat sich verdunkelt,
Der Purpur, der im Westen funkelt,
Erblasset in ein falbes Grau;
Der Mond erhebt die Silber-Hörner,
Die kühle Nacht streut Schlummer-Körner,
Und tränkt die trockne Welt mit Thau.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Aeste,
Und winket dir liebkosend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume,
Lockt uns in Anmuths-volle Träume,
Worein der Geist sich selber wiegt:
Er zieht die schweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken,
Und lebt mit sich allein vergnügt.

Sprich Doris! fühlst du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süßer sind, als alle Lust!
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder,
Und schwellt die Unschulds-volle Brust?

Ich weiß, daß sich dein Herz befraget,
Und ein Begriff zum andern saget:
Wie wird mir doch? Was fühle ich?
Mein Kind! du wirst es nicht erkennen,
Ich aber werd es leichtlich nennen,
Ich fühle mehr als das für dich.

Du staunst; es regt sich deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht:
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe,
Allein dein Herz verwirft sie nicht.

Mein Kind erheitre deine Blicke,
Ergieb dich nur in dein Geschicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willst du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirst dich doch nicht retten können,
Wer zweifelt, der hat schon gewählt.

Der schönsten Jahre frische Blüthe
Belebt dein aufgeweckt Gemüthe,
Darein kein schlaffer Kaltsinn schleicht;
Der Augen Glut quillt aus dem Herzen,
Du wirst nicht immer fühllos scherzen,
Wen alles liebt, der liebet leicht.

Wie? solte dich die Liebe schrecken!
Mit Schaam mag sich das Laster decken,
Die Liebe war ihm nie verwandt;
Sieh deine freudigen Gespielen,
Du fühlest, was sie alle fühlen,
Dein Brand ist der Natur ihr Brand.

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die zwey Herzen spüren,
Die sich einander zugedacht,
Du fodertest von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

Wann eine Schöne sich ergeben
Für den, der für sie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird ein Scherz:
Wann, nach erkannter Treu des Hirten,
Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft spricht wie das Herz;

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebstal, reitzends Ringen
Mit Wollust beyder Herz beräuscht;
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr schwimmend Aug, voll seichter Thränen,
Was sie verweigert, heimlich heischt.

Wann sich : : : allein, mein Kind, ich schweige;
Von dieser Lust, die ich dir zeige,
Ist, was ich sage, kaum ein Traum;
Erwünschte Wehmuth, sanft Entzücken!
Was wagt der Mund euch auszudrücken?
Das Herz begreift euch selber kaum.

Du seufzest, Doris! wirst du blöde?
O selig! flößte meine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein;
Wie angenehm ist doch die Liebe?
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird das Urbild selber seyn?

Mein Kind, genieß des frühen Lebens,
Sey nicht so schön für dich vergebens,
Sey nicht so schön für uns zur Qual:
Schilt nicht der Liebe Furcht und Kummer,
Des kalten Gleichsinns ekler Schlummer,
Ist unvergnügter tausendmal.

Zu dem, was hast du zu befahren?
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wers besessen, gleich verläßt:
Du bleibst der Seelen ewig Meister,
Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest.

Erwähle nur von unsrer Jugend,
Dein Reich ist ja das Reich der Tugend,
Doch, darf ich rathen, wähle mich.
Was hilft es lang sein Herz verhehlen?
Du kannst von hundert edlern wählen,
Doch keinen, der dich liebt, wie ich.

Ein andrer wird mit Ahnen prahlen,
Der mit erkauftem Glanze strahlen,
Der mahlt sein Feuer künstlich ab:
Ein jeder wird was anders preisen,
Ich aber habe nur zu weisen
Ein Herz, das mir der Himmel gab.

Trau nicht, mein Kind, jedwedem Freyer,
Im Munde trägt er doppelt Feuer,
Ein halbes Herz in seiner Brust:
Der, liebt den Glanz, der dich umgiebet,
Der, liebt dich, weil dich alles liebet,
Und der, liebt in dir seine Lust.

Ich aber liebe, wie man liebte,
Eh sich der Mund zum Seufzen übte,
Und Treu zu schwören ward zur Kunst:
Mein Aug ist nur auf dich gekehret,
Von allem, was man an dir ehret,
Begehr' ich nichts als deine Gunst.

Mein Feuer brennt nicht nur auf Blättern
Ich suche nicht dich zu vergöttern,
Die Menschheit ziert dich allzusehr:
Ein andrer kan gelehrter klagen,
Mein Mund weiß weniger zu sagen,
Allein mein Herz empfindet mehr.

Was siehst du furchtsam hin und wieder,
Und schlägst die holden Blicke nieder?
Es ist kein fremder Zeuge nah:
Mein Kind, kan ich dich nicht erweichen?
Doch ja, dein Mund giebt zwar kein Zeichen,
Allein dein Seufzen sagt mir Ja.

---

## Karl Ludwig von Haller,

der Enkel des großen H., ward den 1. August 1768 zu Bern geboren, und schon 1795 als Sekretär des großen Rathes in seiner Vaterstadt angestellt, wanderte aber in Folge der politischen Umgestaltung seines Vaterlandes 1800 nach Deutschland aus und lebte hier meist in Erlangen und Weimar, seit 1803 aber als Kaiserlicher Hofkriegssekretär zu Wien. Ein Ruf als Professor der Geschichte an der Universität, führte ihn 1806 nach Bern zurück, wo er 1814 noch zum Mitglied des kleinen Stadtraths und des großen Kantonrathes ernannt wurde. Diese Aemter behielt er auch, obwohl nach seinem eignen Bekenntniß seit 1808 im Herzen katholisch und seit seinem am 17. October 1820 wirklich erfolgten geheimen Uebertritt zu der genannten Kirche auch auf wirkliche Verbreitung seines neuen Glaubens bedacht bis Anfangs 1821. In diesem Jahre entsetzte ihn die Berner Regierung in Berücksichtigung seines durch den Schwur des protestantischen Amtseides im December 1820 kund gewordenen Meineides aller seiner Würden und Rechte, bevor noch die gleich darauf folgende öffentliche Erklärung seines Uebertritts von seinem dermaligen Aufenthaltsorte, Paris, aus angelangt war. Seitdem lebte er in Paris, wo er 1824 eine Anstellung im Departement des Auswärtigen und das französische Bürgerrecht erhielt. Kurz vor 1830 wandte er sich nach Solothurn, ward dort ebenfalls mit dem Bürgerrecht beschenkt, kehrte aber bald nach Paris zurück und blieb dort als Professor an der école de chartes, bis die Juliusrevolution ihn nach Solothurn zurücktrieb. Hier verweilt er seitdem mit seinen Planen beschäftigt und 1834 zum Mitglied des kleinen Raths ernannt.

Seine Schriften sind:

- Ueber den Patriotismus. Rede. Bern 1794.
- Geschichte der Wirkungen und Folgen des östreichischen Feldzugs in der Schweiz. Weimar 1801. 2 Thle.
- Denkmal der Wahrheit auf Lavater. Ebend. 1801.
- Handbuch der allgemeinen Staatenkunde. Winterthur 1808.
- Restauration der Staatswissenschaft. Ebendas. 1816 — 1820. 6 Band. Ebendas. 1825, der 5. Band noch nicht erschienen.
- Ueber die Konstitution der spanischen Kortes Ebendas. 1820.
- Lettre à sa famille, pour lui déclarer son retour à l'église catholique, apostolique et romaine. Paris 1821. Französisch und deutsch mit Anmerkungen von Paulus. Stuttgart 1821. Deutsch von Studer. Bern 1821.

Da ein Urtheil über die Schriften dieses Mannes nicht gefällt werden kann, ohne seine Persönlichkeit und seine Handlungen scharf zu beleuchten, wir also jedenfalls die uns gezogenen Schranken überschreiten müßten und als Mitlebender keineswegs unpartheiisch zu bleiben vermöchten, so enthalten wir uns desselben durchaus, es der strengen aber unbestechlich richtenden Nachwelt überlassend, denn die Acten über ihn, so viele Gegner und Ankläger sich auch fanden, sind noch nicht geschlossen, und unsere Zeit ist noch viel zu aufgeregt, als daß sie selbst den nach Unpartheilichkeit Strebenden vor Irrungen bewahren könnte.

---

## Johann Christian Hallmann

ward 1650 in Schlesien geboren, studirte nach beendigter Schulbildung zu Breslau und Jena die Rechte, ließ sich darauf in Breslau als Advocat nieder und gerieth durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche in mancherlei unangenehme dauernde Verhältnisse mit seinen Gönnern und Verwandten. Er starb daselbst im Jahre 1704.

Von ihm hat man:

Trauer-, Freuden- und Schäferspiele. Breslau 1672. Ebendas. 1684.

Einige Schauspiele und Kleinigkeiten in damaligen Zeitschriften u. s. w.

Ein durchaus mittelmäßiger Jünger der Hoffmannswaldau-Lohensteinischen Schule.

---

## Christian Gottlob Haltaus

ward 1702 zu Leipzig geboren, studirte auf den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt Philologie, ward Mag. derselben und vielleicht durch Mitwirkung seines besondern Gönners, des Hofraths Menke, 1734 zum Tertius an der dasigen Nikolaischule ernannt, stieg 1746 zum Konrektor und 1751 zum Rektor derselben und starb daselbst, wegen seiner Redlichkeit allgemein geliebt und betrauert, den 11. Februar 1758.

In lateinischer Sprache erschien von ihm:

Calendarium medii aevi, praecipue germanicum. Lipsiae 1729. Deutsch m. Zusätzen u. Berichtigungen v. Scheffer. Erlangen 1797, in 4.

Glossarium germanicum medii aevi cum praefatione J. G. Böhmii. Lipsiae 1759, 2 Vol. fol.

Wenn auch nicht als deutscher Schriftsteller, machte er sich doch als Forscher und Sammler sehr verdient um die gründlichere Kenntniß unserer Sprache und ihrer Bildung.

---

## Johann Georg Hamann.

Dieser bei seinem Leben nicht ohne eigne Schuld so häufig verkannte originelle Denker und Magus des Nordens, wie er sich als Schriftsteller richtig bezeichnete, ward den 27 August 1730 zu Königsberg geboren und widmete sich anfangs, dem Wunsche seines Vaters gemäß, auf der dasigen Universität der Theologie. Aber Schwerfälligkeit der Zunge, schwaches Gedächtniß und Vorliebe für Kritik, Poesie und Philologie vermochte ihn, sich vorzüglich mit diesen Wissenschaften zu beschäftigen und die Rechte wenigstens dem Namen nach zu seinen Berufsstudien zu machen. Nach Vollendung derselben kam er als Hofmeister 1752 in das Haus der Baronin von Budberg in Kurland, 1753 in das des Generals von Witten und 1755 zu einer Kaufmannsfamilie in Riga, wo die Gelegenheit ihn mit der Politik und den Handlungswissenschaften so vertraut machte, daß er 1756 zu commerciellen Zwecken Reisen nach Berlin, Lübeck, Holland und England unternehmen konnte. Der ungünstige Erfolg derselben versetzte ihn in London in tiefen Mißmuth, führte ihn aber auch zur Religion und Sittlichkeit zurück, worauf er bis 1759 ruhig in Riga lebte. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt widmete er bis 1762 seine Muße der alten Literatur und den orientalischen Sprachen und trat zur Sicherung seiner Zukunft als unbesoldeter Schreiber in die Dienste der Stadt und des Staats. Allein 1764 entsagte er dieser seinen Körper und Geist erdrückenden Beschäftigung, machte eine Reise durch Deutschland, Elsaß und die Schweiz und ging als Hofmeister mit seinem kurländischen Principal nach Warschau. Nach seiner 1767 erfolgten Zurückkunft nach Königsberg wurde er bei der dasigen Zolldirection 1777, auch als Packhofverwalter bei dem königlichen Licent daselbst angestellt und hätte, 1784 durch einen wohlwollenden Gönner in eine sorgenfreie Lage versetzt, sich mit Ruhe seinen Studien widmen können, wenn nicht seine zerrüttete Gesundheit eine neue Reise gefordert hätte. Er nahm daher 1787 seinen Abschied und starb nach öfterem Wechsel seines Aufenthaltes endlich bei seinem Wohlthäter zu Münster den 21. Juni 1788.

Von ihm erschien:

Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin 1821 — 25. 7 Bde. in 8.

(Die vollständigste Sammlung der schriftstellerischen Leistungen Hamann's, von denen viele, da sie meist als Brochüren erschienen, äußerst selten geworden sind, zudem da H. meist pseudonym auftrat, und sich bald Evagathus Petlus, bald Telonarcha oder der Magus des Nordens u. s. w. nannte.)

Einzeln:

Golgatha und Scheblimini! Von einem Prediger in der Wüste. Dresden 1784. Neue verbesserte Ausgabe mit Vorrede und Anmerkungen von Jaschem (J. Fr. W. Meyer). Ebendas. 1816. in 8.

Sybillinische Blätter des Magus im Norden. Von Fried. Cramer. Leipzig 1819. m. H's Portrait.

Ein eigenes Schicksal waltete über den Leistungen dieses merkwürdigen und genialen Mannes, und erst lange nach seinem Tode fing man allmählig an, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; doch bedurfte es dazu wiederholter Anregung von Seiten bedeutender Stimmführer in unserer Literatur, wie z. B. Herder's, Jacobi's, Jean Paul Friedrich Richter's und Goethe's. — Während seines Lebens galt er für einen Sonderling und Mystiker, und doch war er das Erstere nur durch eine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit, so wie das Letztere durch eine feste Anhänglichkeit an das biblische Christenthum; seine originale Schreibart voll tiefer Gedankenblitze, seltnem Wissen aber auch seltsamen Wendungen und Bildern, bot der Masse der Leser zu große Schwierigkeiten dar, so daß diese ihn lieber als unverständlich von vorn herein erklärte, als daß sie sich bemüht hätte, mit Ernst und Eifer in den Geist derselben einzudringen. Was Hamann hier leistete, das wird am Treffendsten von Herder (Fragmente zur deutschen Literatur I, 11) mit folgenden Worten charakterisirt: Der Kern seiner (Hamann's) Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schaale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich

seines eigenen Zeugnisses bediene, und seine Manier gleichsam nach seiner Manier schildere: *gelesen* und allerdings viel, weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multum et multa legit), allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der britischen Laune vermischt, sind um ihn zu einer Wolke geworden u. s. w.; *beobachtet*: Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt; hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, oft auf einem Wortspiel hafte, der sein Auge, seine Laune zu diesen Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellungen, und Schimmel statt eines mikroskopischen Wäldchens; *gedacht*: wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme hat: so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte; *angenehme Worte gesucht und gefunden*: seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelernten Regeln, seine Fehler sind sogar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen, und Licht und Schatten bei ihm regelmäßige Fehler. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart u. s. w.

Vgl. Ueber H's Leben seine eigene Schrift in der Sammlung Th. I. S. 149, so wie die in den folgenden Bänden befindlichen Briefe desselben.

## Neue Apologie des Buchstabens h *).

Zu gegenwärtigen Betrachtungen über die Orthographie giebt mir ein *außerordentlicher Religionslehrer*, mit den ersten Buchstaben C. T. D. Anlaß, „der von sich „sagt, er sey von der allgemeinen, gesunden und praktischen „Menschenvernunft bevollmächtigt, unsern deutschen Köpfen „*neuerlich zu sagen*, wie der Buchstabe h, der nie aus„gesprochen wird, von *unachtsamen*, *undenkenden* „*Brodschreibern* und sogenannten Kanzellisten *zwischen* „*die Sylben* eingeschoben worden sey, und daß diese Schreib„art desselben Buchstabens h als eine unnütze, ungegründete, „in den Augen aller Ausländer barbarisch erscheinende und „unserer Nation schimpfliche Gewohnheit abgeschafft wer„den müsse."

Bey aller Sanftmuth seiner ächten Religion, bey aller Gründlichkeit, womit er die Beschuldigung einer *Enthusiasterey* zu widerlegen sucht, schilt er alle deutsche Köpfe, die ein nie ausgesprochenes h in der *Mitte* und *am Ende* einer Sylbe oder Worts schreiben, für Sclaven! — Ja, er beschließt seine *zufälligen, zur Hauptsache sich passenden Gedanken* mit dem Orakelspruche: „Wer in der „Orthographie des kleinen Buchstabens h nicht treu ist, der ist „auch in den *großen* Offenbarungen und Geheimnissen der „allgemeinen, gesunden und praktischen Menschenreligion gerne „*untreu und ungerecht*."

Der Verfasser giebt sich zwar selbst das rühmliche Zeugniß, „daß er überall auf die bestimmteste Deutlichkeit der Ge„danken dringe, jedes Wort ganz genau erkläre, mit keiner „Satzung was zu thun habe, deren Grund sich nicht absehen „ließe, von keinen *unmöglichen* und *übertriebenen* „Postulaten was wissen wolle u. s. w." Aller dieser Selbstruhm ist aber desto unverschämter, da er die ganze Last seiner Methode in der obwaltenden Sache des Buchstabens h nicht mit einem Finger berührt. Eine so handgreifliche *Untreue* und schreyende *Ungerechtigkeit* bey einer orthographischen und beynahe kindischen Pedanterie, wird die *verständigsten Personen in der ganzen Nation* überzeugen, was der *ausserordentliche Religionslehrer* für ein armer Sünder in den Augen seiner eigenen sogenannten allgemeinen, gesunden und geübten Menschenvernunft sey, und wie wenig Gnade er selbst vor ihrem barmherzigen Richterthrone sich zu versprechen habe.

Wenn ein *Enthusiast* auf deutsch ein *Begeisterter* heißt: so scheint der Verfasser der *zufältigen, zur Hauptsache sich passenden Gedanken* über den Buchstaben h „aus der Eingebung seiner hochgelobten Menschenvernunft die „*ungewöhnlichsten und undeutlichsten* Sprüche her„vorzubringen, und in einem allzustarken Triebe eines Affects „oder in einer übertriebenen Vorstellung" das *Cruciat* gegen einen unschuldigen Hauch zu predigen, den einige Sprachgrübler nicht einmal für einen Buchstaben haben erkennen wollen.

Geneigter Leser! ich bin kein abgedankter noch abgesetzter, wiewohl ein bereits ziemlich bejahrter Schulmeister. Aus einigen flüchtigen Blättern, die ich als ein *der Jugend wahres Bestes suchender Lehrer* habe abdrucken lassen, ist es jedermänniglich bekannt, wie es immer mein *einziges* Augenmerk gewesen, meine Schüler, deren Anzahl sich gegenwärtig auf 120 beläuft, zu einer anständigen Rechtschreibung in unserer Muttersprache anzuführen. Von meiner lieben Ehefrau und ältesten Tochter in meinem Schweiß- und Blutsauren Amte unterstützt, esse ich mein Salz und Brod mit Freuden, und trinke, nach verrichteter Arbeit, mein Kännchen Bier mit gutem Muth. Der liebe *Vater in der Höhe* wolle mich auf meine alten Tage vor der dreyfachen Versuchung bewahren, „mir durch außerordentliches Büchermachen Lebensmittel zu „verschaffen, in ein fleischliches und pharisäisches Vertrauen auf „die Orthoëpie meiner Orthographie zu fallen und eine solche „Buchstabenmengerey, als der ausserordentliche Religionslehrer „unter die Nationen Deutschlands einzuführen im Schilde trägt, „bey der mir anvertrauten Heerde beyderley Geschlechts zu „verstatten."

Ich kenne den Namen meines Gegners bloß nach seinen drey Anfangsbuchstaben. Dem geneigten Leser, der ihn noch weniger kennen mag, will ich aus der vor mir liegenden Urkunde einen kleinen Auszug von desselben *Leben* und *Meinungen* mittheilen, um mich zu rechtfertigen, wenn ich ihn für einen Mann halte, mit dem ich mich hoffentlich nicht schämen darf, ein paar gedruckte Bogen zu wechseln oder mich in einen orthographischen Zweykampf mit ihm einzulassen.

„Herr C. T. D. hat vor etlichen 40 bis 50 Jahren auf „einer etwas verdächtigen Universität, wie es scheint, etwas „kümmerlich studirt. — Er hat, bey freyern Umständen, die „Schriften eines unsterblichen *Wolf* in deutscher und latei„nischer Sprache, einige Jahre hindurch, in einer der besten „und dazu unverändert bestimmten Tagesstunden mit mecha„nischem Bedacht durchgegangen, um zur Erkenntniß desjeni„gen zu kommen, was *Begriffe*, was *Zusammenhang* „*der Gedanken*, was *denken* heiße — Er hat viel hun„dertmal wider sein besser Wissen und Gewissen, wie er gegen„wärtig schreibt, damals öffentlich gepredigt; ausser einigen „griechischen und lateinischen Büchern, das neue Testament „und einige Stücke desselben mehr als einmal übersetzt und er„läutert" — Ist es nicht Jammer und Schade, daß ein so rühmlich angewandtes *Leben* durch die ärgste Verrätherey gegen einen unschuldigen Buchstaben verdunkelt werden soll?

Ungeachtet nach dem eigenen Geständnisse des Verfassers seine Meinungen weder *neu* noch *unbekannt* sind, so scheinen sie doch alle ziemlich der Würde eines außerordentlichen Religionslehrers und dem Geschmack seines erleuchteten Jahrhunderts angemessen zu seyn. Er hält seine Seele „für eine „Eigenschaft seines äußerst künstlich und weise eingerichteten „Leibes," der aber ehester Tagen, wie ein wüstes, unbewohntes, „altes Haus einfallen wird. Eine abstammende Eigenschaft jener „leiblichen Eigenschaft ist seine Vernunft," groß wie die Diana der Epheser, wunderthätig wie ihr vom Himmel gefallenes Bild, und eine eben so unbefleckte heilige Jungfrau. „In einer „sorgfältigen Ausübung des *dunkelsten* Instincts besteht seine „allgemeine, gesunde praktische Religion und der klare *Vater*„*wille GOttes* über alles *Ungeziefer* und *Unkraut* „der Erde" — Unter allen unbegreiflichen, sich einander widersprechenden und unfruchtbaren Betrachtungen über seine Menschenreligion ist die seltsame Erscheinung eines orthographischen Kanons, ein wahrer Gott ex machina, dem meine gegenwärtigen Betrachtungen eigentlich gewidmet sind.

Weil Buchstaben nicht nur Zeichen *articulirter Töne* sind, sondern auch oft *Sylben* und bisweilen *Wörter*, ja sogar den *Namen* eines *ausserordentlichen Religionslehrers* vorstellen können: so ist leicht zu erachten, daß kein philosophischer Begriff von einem Buchstaben allgemein genug seyn wird, auch auf einen bloßen Hauch oder Spiritum zu passen.

Nun laßt uns zur Hauptsache schreiten und versuchen, ob es uns gelingen wird, den zureichenden Grund des Satzes *abzusehen*, daß der Buchstabe h weder in der Mitte noch am Ende einer Sylbe geschrieben werden müsse.

---

*) Aus: J. G. Hamann's Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. 4. Theil. Berlin 1823.

Erste mögliche Antwort: weil er nicht ausgesprochen wird.

Ich gebe diese Antwort für nichts als möglich aus, ohne solche meinem Gegner wirklich aufzubürden, damit ich mich nicht zu früh seiner zu schämen anfangen müßte, wenn er es im Ernst für einen Grundsatz unserer Orthographie und der allgemeinen Menschenvernunft ausgeben wollte; „daß kein „Buchstabe, der nicht ausgesprochen wird, geschrieben werden, „und folglich die Aussprache der Buchstaben die einzige und „höchste Schiedsrichterin der Rechtschreibung für deutsche Köpfe „seyn müßte.“

Wenn das h in der Mitte und am Ende der Sylben deswegen ausgelassen werden soll, weil es nicht ausgesprochen wird: so müßte noch vielmehr jede Verdoppelung eines Mitlauters am Ende jeder Sylbe wegfallen. Ist es wohl einer noch so allgemeinen, gesunden und geübten Menschenzunge möglich, ein ll, ff, tt, mm, nn, auszusprechen? Demungeachtet bedient sich der Verfasser einer ausserordentlichen ihm eigenen Verdoppelung in dem Vorwörtchen ann, ohne daß ich ihm ein anderes Wunder in der Aussprache dieses doppelten Mitlauters als durch die Modification des Selbstlauters zutraue. Sollte aber zu einer etwanigen Modification in der Aussprache der Selbstlauter nicht das Zeichen der Aspiration geschickter seyn, als die für die Zunge eben so unmögliche Verdoppelung eines bestimmten articulirten Tons?

Der Kanon, keinen Buchstaben, welcher nicht ausgesprochen wird, zu schreiben, ist das unmöglichste und übertriebenste Postulat in der Ausübung. Wozu ist der Verfasser selbst, nicht nur in Ansehung aller übrigen Buchstaben, sondern sogar des h, seinen eigenen Satzungen untreu, und warum schreibt er nicht in anstatt ihn und inn anstatt in oder ir anstatt ihr und tun anstatt thun, um wenigstens dem Schein einer Analogie Genüge zu leisten? Welcher Grund läßt sich aber absehen von seiner partevischen Ausnahme aller übrigen Buchstaben und seiner ungerechten Strenge gegen einen Hauch, der kein artikulirter Ton ist?

Sollte die Aussprache der Buchstaben auf einen so allgemeinen Richterthron über die Rechtschreibung erhoben werden, als sich die sogenannte Menschenvernunft über die Religion unter dem Deckmantel der Freyheit anmaßt: so läßt sich das Schicksal unserer Muttersprache absehen. Welche Spaltungen! welche Babylonische Verwirrung! welche Buchstabenmengerey! Alle Mannigfaltigkeit der Dialecte und Mundarten und ihrer Siboleths würde sich in die Bücher jeder Provinz ergiessen, und welcher Damm würde dieser orthographischen Sündfluth widerstehen können? Das aus der rauhen Mitternacht Deutschlands verstoßene h würde sich in den Schriften größerer und milderer Nationen des heiligen römischen Reichs mit solcher Ueppigkeit vervielfältigen thuen, die mit der weisen Freygebigkeit eines berühmten Uebersetzers heiliger Pergamentrollen in sehr einzelnen Fällen, sich gar nicht vergleichen ließe. — Kurz, alles gesellschaftliche Band der Litteratur würde unter den Nationen Deutschlands in wenig Jahren zerrissen werden, zum größten Nachtheil der ächten, allgemeinen praktischen Religion, ihrer Ausbreitung und des durch sie verheißenen Friedens — —

Mit was für Gewissen aber kann ein Mann, der so sehr auf die bestimmteste Deutlichkeit der Gedanken und eine sorgfältige Treue in Kleinigkeiten dringt, die kleinen orthographischen Hilfsmittel zur Deutlichkeit und besseren Bestimmung der Begriffe aus dem Wege räumen? — Ein deutscher Kopf, mit dessen Kalbe Wolf sich unsterblich gepflügt, hielt alle Wurzeln unserer Muttersprache für einsylbig und die Befehlsweise für die Wurzel der Zeitwörter. Führ ist also der Stamm des Zeitwortes führen. Warum sollte die etymologische Eigenschaft der Buchstaben, welche der Verfasser noch gar nicht scheint verläugnet oder abgeschworen zu haben, nicht dem h vorzüglich zu statten kommen, um den Unterschied in nachstehenden zwo Zeilen eines alten Kirchenliedes sinnlich und augenscheinlich zu machen:

Der du für mich gestorben.
Führ auch mein Herz und Sinn.

Bestimmt aber die Aussprache der bloßen Buchstaben schon die Aussprache eines Worts? wie sollte die bloße Aussprache der Buchstaben die Rechtschreibung bestimmen können? Kann denn ein Kind lesen, sobald es mit dem Abc fertig ist? Ja, kann es einem außerordentlichen Religionslehrer seines erleuchteten Jahrhunderts unbekannt seyn, daß alle Kinder buchstabiren müssen, ehe sie lesen lernen, und eben so gut unterrichtet werden, Sylben als Buchstaben gehörig auszusprechen? —

Geneigter Leser! Ungeachtet meines ernstlichen Vorsatzes, mich aller zufälligen, sich zur Hauptsache noch so passenden Gedanken zu entschlagen, und ihnen als so viel leidigen Versuchungen dunkler Vorstellungskräfte ritterlich zu widerstehen, muß ich nur dieses eine mal im Vorbeygehen anführen, daß ich willens bin, meinem Gegner weit mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als er von gewissen politischen Thorschreibern der deutschen Litteratur in ihren allgemeinen, kaltsinnigen und gleichgültigen Recensionen erwarten darf; welche zu ihrer privilegirten Untreue und Ungerechtigkeit im Urtheilen noch den gröbsten Undank gegen den außerordentlichen Religionslehrer ihres erleuchteten Publici häufen, unterdessen sie mit dem Nietenfette seiner Meinungen ihre Romane, Wörterbücher, Provincialbriefe und Versuche betreufen, um alle Heiden und Thoren in Deutschland zum Freytische ihres neuen Himmels einzuladen, und sämmtliche Weisen nach dem Fleisch, sämmtliche Gewaltigen, sämmtliche Edlen so selig im Geist zu machen, als, nach einem bekannten Liederdichter ihrer allgemeinen Kirche, der weiland unverdrossene Hercules bey der Freudentafel seines jovialischen Vaters sich es schmecken läßt. *)

Es ist allerdings nicht ohne, daß das kleine h ein großer Stein des Anstoßes ist, und daß überhaupt das mühselige Joch des Buchstabirens durch den Kanon der Auslassung aller Buchstaben, die nicht ausgesprochen werden, besonders aber des kleinen unbedeutenden h unsäglich erleichtert werden möchte. Ein Schriftsteller, der, wie unser Verfasser, keinen Buchstaben ohne Nachdenken und Ueberlegung geschrieben, hat diese Schwierigkeit für Buchstabierschützen im starken Lichte der Menschenvernunft deutlicher und lebhafter empfunden, als es undenkende Brodschreiber nöthig haben und fähig sind. Daher ist er auf den gutherzigen Einfall gerathen, diesen Fels der Aergerniß seinen Lesern, so gut er gekonnt, aus dem Wege zu räumen.

Meine Absicht ist es gar nicht, auf irgend eine Art unsern deutschen Köpfen zu nahe zu treten; wiewohl ich in Einfalt glaube, daß es weder allen Schriftstellern, noch selbst Kunstrichtern unsers erleuchteten Jahrhunderts gelingen dürfte, den zureichenden Grund deutlich abzusehen, warum man o: ha buchstabiret und dennoch ein bloßes o ausspricht und warum man s: i: e: ha durch ein bloßes si verlauten läßt!

Es würde daher eine sehr würdige Unternehmung eines für die allgemeine, gesunde, praktische Menschenvernunft patriotisch gesinnten Verlegers seyn, eine neue Ausgabe der Betrachtungen über die Religion durch C. T. D. im strengsten Geiste des neuen orthographischen Kanons und mit gänzlicher Auslassung aller nicht ausgesprochenen Buchstaben, ohne Ansehen der Person eines Selbst- oder Mitlauters, zum allgemeinen Schulbuche auszuarbeiten. Durch eine solche Ausgabe würde das bisherige Joch der Lehrer und Schüler, und alle Ceremonien der Buchstabirung überflüssig werden.

Einer bereits vom weisen Aristoteles **) gemachten Beobachtung zufolge, wird der erste Same des verderblichen Glaubens, ohne Einsicht des zureichenden Grundes, beim Buchstabiren ausgestreut, wo ein Kind auf guten Glauben eine Sylbe von drey Buchstaben z. E. s: e: ha wie ein einziges s aussprechen lernt. Hier wird also der Anfang gemacht, die unbegreiflichsten, aller Kindervernunft widersprechenden und zugleich unfruchtbarsten, Satzungen blindlings nachbeten zu lehren, und sie Schülern einzubläuen.

Ferner bekommt die Seele eines Kindes mit dem Luxus der Buchstaben die allerersten Eindrücke des schädlichen Ueberflusses und der Ueppigkeit in Moden des künstlichen Fleisses und Witzes, die der allgemeinen, gesunden und praktischen Menschenvernunft, Religion und Orthographie leider! ins Fäustchen lachen.

Eine solche, im strengsten Geiste des orthographischen Kanons von der Aussprache, mit Sorgfalt in Ansehung der Rechtschreibung ausgearbeitete, neue Ausgabe der Betrachtungen würde bald alle Nationen Deutschlands über den wahren Namen und Character des außerordentlichen Religionslehrers vereinigen. Alle bisherigen Spaltungen und Schismen: „ob der Mensch ein gläubiger oder ungläubiger — ore — „aner — iste oder ein bloßer quod dicere nolo sey? würde auf einmal entschieden und gleichsam abgeschnitten seyn. Ganz Deutschland würde mit einmüthiger Stimme das Wahlzeichen der allgemeinen, gesunden, praktischen Vernunft in der bloßen Orthograhie ihres Propheten erkennen, ihn laut segnen und sein außerordentliches Verdienst durch ein mildthätiges Prytaneum verewigen für ihn und seine warmen Brüder im Geist, welche das System der allgemeinen Menschenvernunft durch Romane, Wörterbücher, Provinzialbriefe und kleine Versuche zu beschneiden, zu schnäuzen,

*) — — Sic Jovis interest
— — optatis impiger Hercules.

**) ΔΕΙ γαρ πιστεύειν τὸν μανθάνοντα. Περὶ σοφιστικῶν ἐλέγχων. I. 2.

zu läutern und zu erbauen unermüdet sind, um die enge Pforte und den schmalen Weg zum Leben weit und breit, ja selbst ein heiliges Ministerium, wider die ganze Bestimmung seiner Natur gemeinnützig zu machen, sämmtlichen Heiden und Thoren unter den Nationen Deutschlands — —

Doch ich will zehnmal lieber mit einem Blindgebornen vom ersten und vierten Tagewerk der mosaischen Schöpfungsgeschichte, oder mit einem Taubgebornen von der Harmonie einer winzigen Nachtigall und eines welschen Verschnittenen mich aus dem Othem in den Wind reden, als länger mit meinem Gegner mich überwerfen, der nicht einmal fähig ist einzusehen, daß eine allgemeine, gesunde, praktische Menschensprache, und Menschenvernunft und Menschenreligion ohne willkührliche Grundsätze sein eigener Backofen von Eis sind. Ich eile daher zur

zwoten wirklichen Antwort:

„das nie ausgesprochene h ist von unachtsamen „Schreibern zwischen die Sylben eingeschoben „worden. Es ist der Gebrauch der „sogenannten Kanzellisten und die Gewohnheit „undenkender Brodschreiber. Ein „Mensch, der mit Gedanken schreibt, soll „sich nach solchen Leuten nicht richten. Es „ist eine ungegründete, in den Augen der „Ausländer barbarisch erscheinende, also „unserer Nation schimpfliche Gewohnheit, „deren Fesseln sich nicht schicken für die „Freyheit deutscher Köpfe, Augen und „Finger.“

Geneigter Leser! ich kenne einen Menschen — Ob er ein Bösewicht oder ein bloßer Geck sey, weiß der allwissende Herzenskündiger besser als ich und du — Dieser Mensch hat auf zwo Kanzleyen einen Monat und sechs Monate umsonst gedient — Er konnte zu dem bescheidenen Glück, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Thorschreiber zu werden, nicht gelangen, vor überlegener Concurrenz invalider Schuhputzer und Broddiebe. Gegenwärtig ist er ein der Jugend wahres Bestes suchender Schulmeister, welches im Grunde venerabler ist, als, ein wohlbestallter Landplacker, Stuttenmäckler und Jordan Mamamuschi von drey Schlafmützen ohne Kopf, außer zur Geldsächserey zu seyn — —

Unsere deutschen Köpfe auch zu rühmen: so bleiben selbst die Kanzellisten und Schönschreiber der allgemeinen Menschenvernunft und Religion, noch bis auf den heutigen Tag dem Sprachgebrauch in der Schreibart des kleinen Buchstabens h treu, und schämen sich mehr der orthographischen Freyheit, als aller übrigen außerordentlichen Meynungen ihres lahmen Meister Martin — —

Wenn aber nach seinem eigenen Glaubensbekenntniß sich die Sprache und ihre Rechtschreibung „auf den Gebrauch der „verständigsten Personen in der ganzen Nation gründet“ wie hat es in aller Welt einigen undenkenden Brodschreibern und sogenannten Kanzellisten gelingen können, eine solche barbarische und schimpfliche Plusmacherey des Buchstabens h allgemein zu machen? War denn kein einziger gewissenhafter Kanzleyrath oder Kanzleydirector, der diesem Unfuge steuerte? Waren die Augen aller Leser so bezaubert als die Finger einiger undenkenden Brodschreiber? Bestand der ganze Staat aus Philosophen à la Turque? Eine poetische Erzählung dieser Begebenheit ohne Zeit und Ort würde für die historische Andacht unsers politischen Jahrhunderts ungemein unterhaltend seyn — —

Welche Ausländer meynt aber der außerordentliche Prophet? Wozu redet er nicht deutlich und bestimmt? Meynt er die Franzosen? — — Ich habe mich von Jugend auf vor ihrer Sprache wegen des verhaßten zweydeutigen Namens gefürchtet — — Meynt er die Engländer? — — Als Schulmeister habe ich die englische Krankheit, doch Gott Lob! an keinem meiner leiblichen Kinder, kennen gelernt; aber ihre Sprache war zu meiner Zeit auch nicht Mode.

Ich weiß also freylich nicht, ob diese beiden Nationen in der That so gewissenhaft seyn mögen, jedes geschriebene h mit bestimmter Deutlichkeit und alta voce distincte, wie jener lustige Lateiner, auszusprechen; gleichwohl habe ich in meinem armen Vaterlande ungemein viel große und kleine Franzosen deutsch sprechen gehört, die eben so unverantwortlich, wie der außerordentliche Religionslehrer, unser deutsches h gemißhandelt haben, und überhaupt habe ich gegen beide Nationen zu viel Vorurtheil, daß ich sie mit unsern deutschen Köpfen gar nicht vergleichen mag.

Sind es also etwa Holländer, die uns wegen eines kleinen Buchstabens für Barbaren schelten? — —

Geneigter Leser! so ein großer Freund ich noch bis auf den heutigen Tag von Tabagien bin: so habe ich doch ein für allemal das Gelübde gethan, mich in keine holländischen Streitigkeiten, sie mögen die Orthographie oder Orthodoxie betreffen, jemals in meinem Leben einzulassen — Es hat mir leider! mehr als ein blaues Auge gekostet. Diese Barbaren verstehen weder Scherz noch Christenthum; sondern sind mit einem Worte Holländer! Ihre Zunge ist ein blankes Messer — Ich komme nunmehro mit gerührter Feder zur

letzten blos wahrscheinlichen Beantwortung der Frage: „wie der außerordentliche Religions„lehrer auf die orthographische Ketzerey „verfallen, das h, weil es nicht ausgespro„chen wird, in der Mitte und am Ende der „Sylben (alle ausländische Wörter und „einige willkührliche Kleinigkeiten ausge„nommen) auszulassen und die Rechtschrei„bung seiner Muttersprache durch eine so „ungegründete als unbefugte, den Augen „aller verständigen Leser abgeschmackt er„scheinende, und selbst den Fingern des Ver„fassers schimpfliche Veruntreuung und „Unterdrückung eines kleinen Buchstabens „zu verhunzen?

Meinen bisherigen Betrachtungen und dem Anhange von den Wirkungen dunkler Vorstellungen zu folge, ist nicht anders zu vermuthen, als daß ein so außerordentlicher Verfolgungsgeist in Ansehung eines unschuldigen Buchstabens, eine Wirkung der gröbsten Unwissenheit und possierlichsten Eitelkeit seyn müße.

Es giebt eine Art von Unwissenheit im Willen, welche weder durch Christian-Wolfische Verdienste in lateinischer und deutscher Sprache, noch durch die sorgfältigsten Uebersetzungen und Erläuterungen heiliger Schrift geheilt werden kann. Diese Art von Unwissenheit „dünkt sich „rein und ist doch von ihrem Kothe nicht gewaschen.“ „Sie „trägt ihre Augen hoch und hält ihre Augenlieder empor,“ anstatt sich ihrer Schande zu schämen. Diese Art von Unwissenheit bläht sich und spricht mit pausenden Backen: „Un„sere Vernunft ist allgemein, gesund und genugsam geübt!“ ohne zu wissen, „daß sie ist elend und jämmerlich, arm, blind „und bloß.“ Ist es, menschlich zu reden, wohl möglich, daß ein solcher jemals zum klaren Bewußtseyn eines seiner Seele vermuthlich beym ersten Daseyn, ja vielleicht schon in der Gebährmutter seines künstlichen Leibes eingepflanzten Idiotismus gelangen könne, ungeachtet sich selbiger so augenscheinlich in seinem ganzen Leben als in den von ihm an Kindesstatt angenommenen Meynungen offenbaren mag; aber seinen eigenen Augen ist er verborgen. — —

Die gröbste Unwissenheit und frechste Eitelkeit! Kräftige Irrthümer und ein mehr als wunderthätiger Aberglaube an Lügen und Geheimnisse der Finsterniß und Bosheit! — — Halsstarrige Stupidität in pallio philosophico und eine reissende Brutalität in Schafskleidern gegen den allein wahren Gott und das Ebenbild seines unsichtbaren Wesens in menschlicher Natur! — — Stumme Gräuel und Seelenmord! — — Ein Taumelkelch — — trunkener, löckender Vernunft, der, wegen ihres verdorbenen Magens oder Herzens, das Blut der Zeugen JEsu, die Kraft ihrer Beweise, in den Scheitel gestiegen. — — —

O du unwissender Schmäher göttlicher Vorsehung und allgemeiner Menschenvernunft! sieh es nicht für ein blindes Spiel des Zufalls an, daß die Orthographie des außerordentlichen Religionslehrers sich eben so sehr zur Hauptsache paßt, als zum Geiste seines erleuchteten Jahrhunderts, dessen philosophische und politische Geschichte ein wahrer Dithyramb für den historischen Glauben jener altvettelischen Geschöpfe ist, welche zittern! und deren Daseyn, ungeachtet des handgreiflichen Einflusses ihrer Eingebung, der Prediger ihres historischen Glaubens bloß deshalb läugnete, weil der graue Wolfianer damals eben in Gedanken schrieb. — —

Geneigter Leser! Meine drey Classen warten auf mich, und ich muß von dir Abschied nehmen ohne einige Hoffnung, dein Antlitz jemals wieder zu sehen. Mein Geschlechtsname wird aus dem Buche des Lebens bald genug ausgestrichen werden, und mit der verjährten lutherischen Bibelübersetzung zugleich untergehen, wo du ihn noch, wenn dir was daran gelegen, in den Weissagungen des Jeremia gegen

Moab XLVIII. 12. finden kannst. Der kleine Buchstabe h, mit dem sich mein guter Taufname Heinrich anfängt, mag für sich selbst reden, wenn ein Othem in seiner Nase ist. Ich will mich weder um sein künftiges Schicksal, noch um die ganze Welt, die im Argen liegt, weiter bekümmern, und sehe jeden Abend dem Schlaf und seinem Bruder bey meinem Pfeifchen und Kännchen entgegen. Mein Vater in der Höhe wird schon für meine arme Wittwe und unmündigen Kinder sorgen, ohne daß sie nöthig haben werden, vor Baal und seinen Ministern und Pfaffen das Knie zu beugen, oder außerordentliche Buchstaben-Vernunft- und Religionsmenger zu werden — Lebe wohl! ja ewig wohl!

---

## Neue Apologie des Buchstabens h von ihm selbst.

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! Wundert euch nicht, daß ich mit Menschenstimme, gleich jenem stummen lastbaren Thiere, zu euch rede, um eure Uebertretung zu strafen. Euer Leben ist das, was ich bin — ein Hauch. Denkt also nur nicht, daß ich vor euch kriechen, um meine Erhaltung winseln oder es bejammern soll, aus euren Schriften ganz und gar verbannt oder ausgerottet zu seyn. Ich sehe es für eine Ehre und Wohlthat an, dem Dienst eurer Eitelkeit weniger als meine selbst- und mitlautenden Brüder unterworfen zu seyn.

Mein Daseyn und meine Erhaltung ist die Sache desjenigen, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Worte, und der geschworen und gesagt: „Bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstab noch ein Tüttel. —

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! ich sehe auch, daß ihr in allen Stücken allzuabergläubisch seyd. Der unsichtbare und folglich euch unbekannte GOtt ist freylich der Vater der Vernunft und Religion, die aber Geist und Wahrheit, euren Sinnen daher eben so verborgen sind, als der unsichtbare und folglich euch unbekannte GOTT.

„Das kein Auge gesehen hat, das kein Ohr gehört hat „und in keines Menschen Herz gekommen ist" — Hierin besteht die einzige Religion, die eines höchsten Wesens würdig und ihm anständig ist, und die GOtt für diejenigen bereitet hat, welche Ihn lieben.

Ist aber wohl menschliche Liebe ohne Bekanntschaft und Sympathie möglich? — Ihr rühmt euch, Gott zu kennen; wie seyd ihr zu dieser rühmlichen Erkenntniß gekommen? — Durch Betrachtung seiner Werke — Woher wißt ihr, daß diese Werke ihn besser kennen als ihr selbst, und sind sie nicht weit unfähiger, als ihr selbst, dieser hohen Offenbarung, und euch solche mitzutheilen? Um einen bloßen Menschen — und den vertraulichsten von allen — euch selbst kennen zu lernen, würdet ihr euch wohl auf äußerliche Werke verlassen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widersprechend sind selbige nicht den Tiefen des inwendigen im Herzen verborgenen Menschen!

Lügt also nicht gegen die Wahrheit mit eurer praletischen Kenntniß von GOtt; denn Lügen gehören zur Weisheit, die irdisch, menschlich und teuflisch ist. Lügen sind alle Satzungen eurer sogenannten allgemeinen, gesunden und geübten Vernunft — unbegreiflicher, widersprechender und unfruchtbarer als alle Geheimnisse, Wunder und Zeichen des allerheiligsten Glaubens, den ihr eben so umsonst verfolget, als der außerordentlichste Religionslehrer eures Jahrhunderts in seinen zufälligen zur Hauptsache passenden Gedanken mich, der ich mit euch rede, gleich jenem stummen lastbaren Thier, um der Thorheit des Propheten zu wehren, den es trug, und das er schlug im Affect seines Unglaubens oder seiner noch übertriebeneren Leichtgläubigkeit.

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! um die Erkenntniß des höchsten Wesens auf eurem kleinen Irrstern, wie ihr ihn selbst nennt, wirklich hervorzubringen, bleibt wohl kein natürlicheres und vernünftigeres Mittel übrig, als daß einer eurer Brüder selbst hinauf gen Himmel fahre, und wieder hinabfahre in den Abgrund der Todten; denn GOtt ist nicht ein GOtt der Todten, sondern der Lebendigen. Ihr aber seyd lebendig todt und eure wahre Bestimmung ist, durch den Tod erst zum Leben hindurch zu dringen.

Lästert nicht mit falscher Zunge, die von der Hölle entzündet den ganzen künstlichen Mechanismum eures Wandels schwarz macht. Euer Haß gegen GOtt ist, wie sein Zorn über euch, unendlich; jener Wurm, unsterblich und dieses Feuer unauslöschlich. Denn, denn erst redet von natürlicher Liebe zu GOtt, wenn alle Körper eurer Erde die Kraft ihrer Trägheit und die Grundgesetze der Schwere verläugnen werden durch die Schnur eurer Wunderstimme.

Der Hang aller eurer Neigungen, das Dichten und Trachten eures Herzens von Jugend auf zielt zum Mittelpunkt der Erde. Eine ungehinderte Aeußerung eurer Wirksamkeit würde euch ins unendliche Leere vom Vater des Lichts entfernen, ohne seine höhere, gnädige, unmittelbare Anziehungskraft von oben; weil alles was in der Welt ist, nicht vom Vater, sondern von der Welt ist. Ihr aber gehört zur Welt, und wer nicht von der Welt ist, dessen Sprache kennt ihr nicht, und könnt seine Worte nicht hören.

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! der Gegenstand eurer Betrachtungen und Andacht ist nicht GOtt, sondern ein bloßes Bildwort, wie eure allgemeine Menschenvernunft, die ihr durch eine mehr als poetische Licenz zu einer wirklichen Person vergöttert, und dergleichen Götter und Personen macht ihr durch die Transsubstantiation eurer Bildwörter so viel, daß das gröbste Heidenthum und blindeste Pabstthum in Vergleichung eurer philosophischen Idololatrie am jüngsten Gerichte gerechtfertigt und vielleicht losgesprochen seyn wird.

Ist denn die Eigenschaft jener Bildwörter euch eben so unbekannt, als der eifersüchtige GOTT, an dessen Namen und Ehre ihr euch, wie Diebe und Mörder, vergreift? Ist eure ganze Menschenvernunft etwas anderes als Ueberlieferung und Tradition, und gehört denn viel dazu, das Geschlechtregister eurer abgedroschenen kahlen und zweymal erstorbenen Meynungen bis auf die Wurzel des Stammbaums nachzuweisen? Ist eure Menschenvernunft kein unbestimmtes Organ, keine wächserne Nase, kein Wetterhahn, dem wenigstens der einmal geschriebene und bis jetzt gebliebene Buchstabe eines heiligen Kanons vorzuziehen ist? Ist das berühmte *Principium coincidentiae oppositorum* euch gänzlich unbekannt? Der Geist ist es, der lebendig macht; der Buchstabe ist Fleisch und eure Wörterbücher sind Heu!

Ihr kleinen Propheten von Böhmisch-Breda! Wer verlangt von euch Brief und Siegel, daß ihr euch um Nachwelt und Wahrheit nicht einen Pfifferlings werth bekümmert, und daß die Mehrheit der Stimmen und Heller euer Herz und höchstes Gut sey. Ihr sprecht: „Unsere Väter lehrten den Schlendrian ihrer Zeit; uns „jucken die Ohren, die wir kützeln müssen." Ihr Heuchler! gebt ihr nicht selbst Zeugniß, daß ihr Kinder seyd eurer Väter, und brecht den Stab über sie und euch selbst! — —

Ein Flügelmann seines Seculi, wie Saul — und ein ihm ähnliches Parterre, mögen sich immerhin mit dem Puppenspiel eines todten Propheten und alten Weibes abspeisen lassen; aber einem so kleinen Buchstaben, wie ich bin, eine so neue Apologie, als meine, einzuhauchen, ist, wahrlich! gar nicht euer Ding, ihr großen Propheten von Böhmisch-Breda!

---

# Christian von Hameln, s. Minnesinger.

---

# Joseph von Hammer,

einer der ausgezeichnetsten Kenner des Orients, ward den 9. Juni 1774 zu Grätz in Steiermark geboren, wo sein vom Kaiser Joseph hochgeschätzter Vater später als Gubernialrath angestellt war. Im Barbarastift zu Wien, wohin der mit ausgezeichneten Sprachfähigkeiten begabte Knabe 1787 kam, entwickelte sich sein Geist so schnell, daß er bereits 1788 in die dasige orientalische Akademie aufgenommen, kurz darauf als Referent bei der Section des Orients im Ministerium des Auswärtigen angestellt und von seinem Chef, dem Freiherrn von Jenisch, selbst bei Herausgabe des arabisch-persisch-türkischen Lexikons von Meninsky zugezogen wurde. 1796 wurde er wirklicher Sekretär des Freiherrn von Jenisch, schloß 1798 mit Johannes Müller eine genaue Freundschaft und kam 1799 zu dem gelehrten Internuncius, Freiherrn von Herbert als Sprachknabe nach Konstantinopel. Von diesem nach der Convention der Franzosen von El-Arisch mit Aufträgen nach Aegypten gesandt, machte er dort als Dolmetsch und Sekretär gegen Menou den Feldzug mit und kam nach Beendigung desselben mit reicher literarischer und antiquarischer Ausbeute über Malta, Gibraltar und England 1802 in Wien wieder an. Doch schon im August desselben Jahres ging er als Legationssekretair mit dem österreichischen Gesandten, Baron von Stürmer, von neuem nach Konstantinopel und erwarb sich 1806 als Consulatagent in der Moldau die Hochachtung des dasigen französischen Gesandten, Graf Reinhardt. Seit 1807 blieb er in Wien angestellt, wurde 1811 wirklicher Rath und Hofdolmetsch bei der Hof- und Staatskanzlei und 1815 nach glücklicher Wiedererlangung der von den Franzosen geraubten orientalischen Schätze der kaiserlichen Hofbibliothek daselbst zum ersten Custos desselben, 1817 aber zum kaiserlichen wirklichen Hofrath ernannt. Sein großes Verdienst wurde noch ehrend anerkannt durch die Ertheilung des russischen St. Annen-, östreichischen Leopolds-, dänischen Danebrog- und konstantinischen St. Georgsordens und der Mitgliedschaft mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften, wozu 1834 der Schah von Persien die Insignien des Sonnen- und Löwenordens fügte. — Nach dem Aussterben eines Zweiges der Purgstall'schen Familie ward er Erbe derselben, nahm den Namen von Hammer-Purgstall an und ist in neuester Zeit zum Erbland-Vorschneider von Steyermark erhoben worden.

Seine Schriften sind:

Die Befreiung von Akri, ein historisches Gedicht. Wien 1796 in 4.
Die Posaune des heiligen Krieges. Herausgegeben von Johann Müller. Leipzig 1806.
Schirin. Morgenländisches Gedicht. Ebend. 1809. 2 Thle. 8.
Fungruben des Orients. Mit Graf Wenzel Rzewuski. Wien 1810 — 1819. 6 Bde.
Topographische Ansichten. Wien 1811.
Des Hafiz Divan, aus dem Persischen übersetzt. Tübingen 1812 u. 1813. 2 Thle. in 8
Dschafer, oder der Sturz des Barmegiden. Historisches Trauerspiel. Wien 1813 in 8.
Rosenöl, oder Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttgart 1814 u. 1815. 2 Bdchen in 8.
Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Tübingen 1816. 2 Bde. in 8.
Spensers Sonnette. Ebendas. 1816.
Geschichte der schönen Redekünste Persiens. Nach persischen Werken mit einer persischen Anthologie. Wien u. Tübingen 1818. gr. 4.
Umblick auf einer Reise von Konstantinopel aus. Tübingen 1818.
Geschichte der Assassinen. Stuttgart 1818.
Morgenländisches Kleeblatt, aus persischen, arabischen und türkischen Gedichten. Wien 1818. kl. 4. mit Kupfern u. Vignetten.
Konstantinopel und der Bosporus, örtlich und geschichtlich beschrieben. Pesth 1821. 2 Bde.
Memnons Dreiklang. Wien 1823.
Motenebbi, aus dem Arabischen übersetzt. Ebendas. 1823.
Mohammed, oder die Eroberung von Mekka. Historisches Schauspiel. Berlin 1823. in 8.
Tausend und eine Nacht. Stuttgart 1824. 3 Thle.
Bakis Divan, aus dem Arabischen übersetzt. Wien 1825.
Berichtigung der orientalischen Namen Schiltbergers. München 1825. gr. 4.
Geschichte des osmanischen Reichs. Pesth 1827 — 1834. 10 Bde. 2. verb. Aufl. Pesth 1834, 1 — 6 Hft.
Wiens erste türkische Belagerung. Wien 1830.
Italia, in 101 Ständchen. Darmstadt 1830. gr. 8.
Betrachtungen des Mark Aurel, ins Persische übersetzt. Wien 1831. Zugleich Griechisch.
Wanick und Asra. Das älteste persische romantische Gedicht. Wien 1833. gr. 8.
Fetli's Gül und Bulbül. Türkisch-romantisches Gedicht ins Deutsche übersetzt. Pesth 1834. in Lex. 8. m. Vignetten.
Samachschari's goldene Halsbänder. Arabisch und deutsch. Wien 1835. in 8.

Einzelne Abhandlungen, Recensionen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Die ausgebreitete Belesenheit, das vielseitige Wissen und der feine dichterische Geschmack, die die Bemühungen begleiten, durch welche dieser geistreiche Mann sich ausgezeichnete Verdienste um die genauere und allgemeinere Kenntniß der morgenländischen Literatur und Geschichte in Deutschland erwarb, werden stets, so groß die Fortschritte auch seyn mögen, die wir auf diesem Felde der Wissenschaft machen, die dankbarste Anerkennung finden.

---

# Karl Hammerdörfer

ward 1758 zu Leipzig geboren und bildete sich auf den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt für den philosophischen Beruf. Nachdem Schriftstellerei sein Leben bis dahin gefristet hatte, wurde er 1787 als außerordenlicher Professor der Philosophie nach Jena berufen, starb aber 1794 den 17. April daselbst in der größten Armuth und ohne eine Vorlesung gehalten zu haben.

Er gab heraus:

Juliens und Karls gesammelte Briefe. Leipzig 1780.
Geographisches Lesebuch. Ebendas. 1784 — 1788. 4 Thle.
Leben Friedrichs des Großen. Ebendas. 1786. Neue Ausg. 1787.
Gallerie von Menschenhandlungen. Ebendas. 1786 u. ff. 4 Thle.
Allgemeine Weltgeschichte. Halle 1789 — 1791. 4 Thle.
Die Liebe. Leipzig 1791. 2 Thle.
Geschichte der Reformation und des deutschen Krieges. Halle 1791. 1r. Thl.
Die Familie Wendelheim. Leipzig 1792.
Geschichte des Königreichs Polen. Dresden 1792 — 1794. 8 Thle.
Neuer sächsischer Robinson. Leipzig 1793.

Ein fleißiger und talentvoller Mann, der aber leider um des Broderwerbes willen schreiben mußte, und dem es daher mehr um eine fließende und anmuthige Darstellung als um gründliche, genaue Forschung zu thun war.

## Gottfried Benjamin Hanke.

Von ihm weiß man nur, daß er gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu Breslau geboren wurde, von seinem Vater, dem dasigen Philologen und Inspektor, Martin H., und auf den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt seine wissenschaftliche Bildung erhielt und in Dresden als Accisesekretär angestellt wurde, wo er an dem Grafen von Spork einen großen Gönner fand und gegen 1750 starb.

Von ihm hat man:

Geistliche und moralische Gedichte. Schweidnitz 1723. Neue Ausg. Dresden 1731 — 1735. 4 Bde.
Cantica sacra, ex germana in latinam linguam translata. Ebendas. 1728 in 12.

Ein höchst mittelmäßiger Reimer, der zwar seiner Zeit der Menge gefiel, aber auch sehr schnell wieder vergessen wurde.

## Henriettte Wilhelmine Hanke,

die Tochter des Kaufmanns Arndt zu Jauer, wurde den 24. Juni 1783 zu Jauer geboren und verweilte bis zu ihrer Verheirathung mit dem Prediger H. zu Deherrnfurth, wo sie bei der Ministerin von Hoym mit dem Leben der höhern Stände bekannt wurde, im beschränkten Kreise ihrer Familie. Dahin zog sie sich nach dem 1819 erfolgten Tode ihres Mannes zurück und war seitdem mit der Pflege ihrer Mutter und als Schriftstellerin beschäftigt

Ihre Schriften sind:

Die Pflegetochter. Liegnitz 1821. 2. umgearbeitete Aufl. Ebendas. 1832. gr. 12.
Die 12 Monate des Jahres. Ebendas. 1821, 2 Thle. 2. verb. Aufl. Ebendas. 1832. gr. 12.
Das Jagdschloß Diana und Wallys Garten. Ebendas. 1822. gr. 12.
Bilder des Herzens und der Welt. Ebendas. 1822 — 1825. 4 Bdchen. in 12.
Klaudie. Ebendas. 1823. 3 Thle. in gr. 12.
Der Christbaum. Ebendas. 1824. gr. 12.
Die Freundinnen. Ebendas. 1825 — 1826. 3 Thle. gr. 12.
Blumenkranz für Freundinnen der Natur. Hannover 1826, 1827. 2 Thle. in 8.
Die Familie Jacobi. Liegnitz 1827. 2 Thle. in gr. 12.
Erholungsstunden. Ebendas. 1828 u. 1829. 2 Bdchen in gr. 12.
Die Perlen. Hannover 1828. 2 Thle. in gr. 8. 2 Aufl. Ebendas. 1836.
Die Vergeltungen. Berlin 1829 u. 1830. 2 Thle.
Die Schwiegermutter. Hannover 1830. 2 Thle.
Der letzte Wille. Liegnitz 1830.
Die Schriftstellerin und der Schutzpatron. Liegnitz 1831. gr. 12.
Die Schwester. Hannover 1831. 8.
Tante und Nichte. Und: Die 3. Frau. Liegnitz 1832. gr. 12.
Elisabeth. Berlin 1833. in 8.
Die Wittwen. Hannover 1833. 2 Thle. in gr. 12.
Die Schwägerinnen. Ebendas. 1835 u. 1836. 2 Thle. in gr. 12.
Der Colibri und die Ruine. Liegnitz 1835. gr. 12.
Einzelne Erzählungen u. s. w.

Eine leichte und anmuthige Darstellung, Einfachheit, Lebenskenntniß und ein warmes und tiefes religiöses Gefühl geben den Leistungen dieser trefflichen Frau bleibenden Werth und haben ihr mit Recht die Liebe und Achtung der lesenden Welt, besonders des weiblichen Theils derselben erworben.

## Gottfried August Ludwig Hanstein

ward den 7. September 1761 zu Magdeburg geboren, studirte in seiner Vaterstadt und zu Halle Theologie und wurde später als Prediger zu Tangermünde angestellt. Von hier kam er als Superintendent nach Brandenburg an der Havel und 1805 als Dr. der Theologie, Probst zu Köln an der Spree, Oberconsistorial- und Schulrath nach Berlin. Nachdem der König sein Verdienst noch durch Ertheilung des rothen Adlerordens III. ausgezeichnet hatte, starb er daselbst den 25. Februar 1821.

Von ihm erschienen:

Predigten. Einzeln und in Sammlungen. Berlin 1787 ff.
Christliche Belehrungen und Ermunterungen. Berlin 1808.
Die ernste Zeit. Magdeburg 1815.
Erinnerungen an Jesus Christus, mit 4 Fortsetzungen. Neue Ausg. Berlin 1815 — 1820.
Gott und Vorsehung. Berlin 1819.

In Gemeinschaft mit Sucro, Pischon, Dräseke und Eylert:

Homiletisch-kritische Blätter. Stendal 1791 ff.
Neue homiletisch-kritische Blätter. Ebendas. 1803 — 1805.
Neuestes Magazin von Fest-, Gelegenheits- und andern Predigten. Magdeburg 1816 ff.

Außer mehrern kleinern Schriften auch einzelne Gedichte in den genannten und andern Sammelwerken, Zeitschriften u.s.w.

Ein eben so gründlicher Gelehrter, als klarer, tieffühlender und begeisterter Kanzelredner, dessen Vorträge sich besonders noch einer sehr anschaulichen, lichtvollen, reinen und correcten Sprache erfreuen.

### Auch Mißgeschick und Noth kann nachtheilig auf Frömmigkeit und Tugend wirken.*)

#### Am Sonntage Seragesimä 1806.

An dem göttlichen Worte, an den Belehrungen der Religion selbst kann es wohl nicht liegen, wenn dadurch nicht so allgemein gewirkt wird, was man davon erwarten sollte. Das Wort der Wahrheit spricht überall, dringt zu aller Zeit mit gleicher Kraft und Wärme an die Gewissen und in die Gemüther der Menschen, und kann der göttlichen Kraft, selig zu machen, Alle, die es hören, und die daran glauben, nie und nirgend ermangeln. Zweyerley nur muß man dabey voraussetzen dürfen, daß es nämlich würdig ausgesprochen, und willig aufgenommen werde.

*) Aus: G. A. L. Hanstein's „Predigten." Berlin 1808.

Allerdings kommt immer schon Vieles auf die Art an, wie man das Wort Gottes mittheilt und ausspricht. Wer es mit kalter Herzlosigkeit, oder mit falschberühmter Kunst thut, und die so einfachen und verständlichen Wahrheiten der Religion in einer Sprache ausdrückt, die Niemand oder nur ein kleiner Theil versteht, sie in einen Schleier hüllt, den Mkmand oder nur allenfalls der Weise und Gelehrte durchschauet, wie kann der Eindruck auf die Gemüther, Segen für die Herzen und für das Leben der Zuhörer auch nur erwarten! Aber die Einfalt wird sich jedem schlichten gesunden Menschenverstande offenbaren, und auch dem Weisen willkommen seyn; die Kraft und Wärme und Herzlichkeit wird an jedes unverdorbene Herz ansprechen, und oft selbst den Leichtsinnigen erschüttern, selbst den kaltsinnigen erwärmen und rühren.

Das Meiste indeß kommt immer an auf die Annahme Dessen, was dem Menschen, im Namen Gottes und der Religion gegeben und verkündiget wird. — Sey der Saame, der ausgestreut wird, auch noch so rein und gut, der Säemann, der ihn ausstreuen soll, auch noch so erfahren und gewissenhaft in seinem Geschäft, es wird nun immer noch die Frage seyn, ob der Boden, der Acker, der den Saamen aufnehmen und zur Frucht entwickeln soll, dafür empfänglich und geeignet, dazu bearbeitet und angebauet ist, und ob der Himmel sein Gedeihen giebt durch Regen und fruchtbare Zeiten. Streue den herrlichsten Saamen auf ein hartes, unaufgelockertes, festgetretenes Ackerfeld — er wird liegen bleiben, und von den Vögeln des Himmels gefunden werden; oder in einen steinigten Boden — er wird zwar eindringen, zwar schnell aufgehen, aber, weil er unmöglich tief wurzeln, und von allen Seiten her Nahrungssaft ziehen kann, eben so schnell wieder dahin welken, so bald die Hitze des Tages, und die Unfreundlichkeit der Witterung ihn trifft; oder in ein Feld voll Unkrautsamen, und — er wird aufgehen, aber das Unkraut mit ihm, und dieß wird nur zu bald die gute Saat überwältigen, und die Frucht ersticken, welche nur da gedeihet und wuchert, wo das Land, gereinigt von Steinen und Unkraut, wohlangebauet und fleißig bearbeitet, den Saamen empfieng.

Sehet da das Gleichniß, dessen sich Jesus Christus, der gewaltig predigte, und mit unwiderstehlicher Einfalt und Kraft an die Gemüther sprach, sich nach dem heutigen Evangelium bediente, um die so verschiedene Aufnahme und Wirkung des göttlichen Worts erklärlich und begreiflich zu machen.

An dem Worte selbst kann es nicht liegen, wenn es so häufig nicht wirkt, was es wirken soll. Der Saame ist gut und rein. Aber der Boden, das Menschenherz, welches ihn aufnimmt — freylich: ist Das verhärtet, unzugänglich, unempfindlich gegen die Antriebe und Belehrungen der Religion; ist Das wankelmüthig und unbeständig, sobald die Wahrheit Opfer fordert, und die Tugend Kampf kostet; ist Das vereitelt in den Genüssen des Lebens, oder betäubt durch die Sorgen der Zeit; so läßt sich das Ausbleiben der reifen und schönen Frucht erklären! Diese gedeihet nur in dem frommen, redlichen, guten Herzen, welches das Wort willig höret und treu bewahret.

Es würde uns über die Grenzen der angewiesenen Zeit hinausführen, wenn wir die Hindernisse alle erwägen wollten, auf welche Jesu treffliche Gleichnißrede uns aufmerksam macht. Lasset uns daher dieses Mal nur bey dem Einen Umstande verweilen, daß so häufig Anfechtung und Trübsale, Sorgen und Leiden dieser Zeit daran Schuld sind, wenn das Wort der Religion unwirksam bleibt, oder „daß so Viele zur Zeit der Anfechtung abfallen", und die Saat des Guten unter der Hitze der Leiden und Sorgen hinwelkt und verdorrt.

### Evangelium Lukas 8, 4 — 15.

4. „Da nun viel Volk bey einander war, und aus den
„Städten zu ihm eileten, sprach er durch ein Gleich-
5. „niß: Es ging ein Säemann aus zu säen seinen
„Saamen; und indem er säete fiel etwas auf den
„Weg, und ward vertreten, und die Vögel unter
6. „dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf
„den Fels; und da es aufging, verdorrte es, darum,
7. „daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten
„unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf
8. „und erstickten es; und etliches fiel auf ein gutes
„Land; und es ging auf, und trug hundertfältige
„Frucht. Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat,
9. „zu hören, der höre! Es fragten ihn aber seine
„Jünger und sprachen, was dieses Gleichniß wäre?
10. „Er aber sprach: Euch ist es gegeben, zu wissen, das
„Geheimniß des Reichs Gottes; den andern aber in
„Gleichnissen, daß sie es nicht sehen, ob sie es schon
„sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören. Das
11. „ist aber das Gleichniß: der Saame ist das Wort
12. „Gottes. Die aber an dem Wege sind, das sind, die
„es hören; darnach kommt der Teufel, und nimmt
„das Wort von ihrem Herzen, auf daß sie nicht glau-
13. „ben und selig werden. Die aber auf dem Fels sind
„die, wenn sie es hören; nehmen sie das Wort mit
„Freuden an; und sie haben nicht Wurzel, eine Zeit-
„lang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung
14. „fallen sie ab. Das aber unter die Dornen fiel, sind
„die, so es hören, und gehen hin unter den Sorgen,
„Reichthum und Wohllust dieses Lebens, und ersticken,
15. „und bringen keine Frucht. Das aber auf dem guten
„Lande, sind die das Wort hören und behalten in
„einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht
„in Geduld."

---

Es ist der dreyzehnte Vers in dieser lehrreichen Gleichnißrede Jesu Christi, welcher dieses Mal unsere Andacht beschäftigen soll. So mancher fällt zur Zeit der Anfechtung ab, wenn er auch das Wort mit Freuden aufnahm und eine Zeitlang glaubte. So welkt die Saat, welche aus steinigtem Boden schnell hervorgieng, weil sie nicht tief lag, zur Zeit der Hitze dahin, weil sie nicht Wurzel hatte. Also:

Auch Mißgeschick und Noth kann, so unglaublich Das auch scheint, auf unsere Frömmigkeit und Tugend sehr nachtheilig wirken.

1. Kaum sollte man Das glauben, vielmehr im Gegentheil erwarten, daß Leiden und Trübsal den Menschen weiser und frömmer, tugendhafter, besser machen müßten; allein:
2. Es ist dennoch wahr, daß auch Mißgeschick und Noth der frommen und tugendhaften Gesinnung oft hinderlich wird.

Uns dieß zu erklären, und daraus einige wichtige Folgerungen für unser Uttheil und Verhalten abzuleiten, sey das Geschäft unserer Andacht, welche Gott segnen möge zum bleibenden Guten!

---

Kaum sollte man von der Noth und dem Mißgeschick des Lebens nachtheilige Wirkungen auf unsere Frömmigkeit und Tugend erwarten; vielmehr unbedenklich glauben, daß Leiden und Trübsale den Menschen weiser und besonnener, gottesfürchtiger und frömmer, tugendhafter und besser machen würden.

So scheint es wenigstens, meine Zuhörer, und so sollte es billig nach dem Rathe des großen Erziehers und Vaters der Menschen seyn! Denn, wie auch Regentage und unfreundliche Witterung, wie auch Sturm und Gewitter zur Befruchtung des Bodens, zur Entwickelung der Saat, zur Reifung der Frucht des Ackers heilsam, so gar unentbehrlich sind, so soll auch der Saame des göttlichen Worts, diese Saat der Weisheit, Frömmigkeit und Tugend, unter den Stürmen des Lebens — den Leiden und Sorgen — gedeihen, und nur desto reifere und reichere Früchte treiben. So sollte, und — es scheint in der That — so müßte es seyn!

Was kann nämlich, dem ersten Anscheine nach, zuvörderst bedächtiger und besonnener machen, als das Gefühl der Noth; was fürs Andere näher zu Gott hintreiben, als die Empfindung der Verlassenheit und des Bedürfnisses der Hülfe; was endlich mehr in der Tugendübung stärken, als die mannichfache Gelegenheit, welche an bösen Tagen dazu auffordert!

Was kann zuvörderst, dem ersten Anscheine nach, besonnener und bedächtiger machen, als das Gefühl der Noth! Wenn Krankheit und körperlicher Schmerz den Einen in die Stille führt; wenn harter Verlust, drückender Gemüthskummer, wenn bedeutendes Unglück Andere aus dem gewohnten Geräusch der Zerstreuungen, des Weltgenusses, der lärmenden Ueppigkeiten und schwelgerischen Mahle herausreißen, und gleichsam zu sich selbst bringen: — wer sollte nicht glauben, daß dieser Stillstand, den die Noth erzwingt, nun auch die vielleicht lange schon leichtsinnig-vergessene Besonnenheit und Bedachtsamkeit wieder einmal begünstigen; daß, wer so gewaltsam aufgehalten wird auf dem Wege des Taumels und der Verwilderung, nun endlich einmal in sich selbst zurückkehren, und sich fragen werde: wer er sey — wohin er wolle

— wohin der gewohnte Gang ihn führen werde? Zumal, wenn nun das Leiden, das ihn traf, selbst verschuldet war, wenn er sich selbst durch ein wüstes, regelloses Leben in diese Verlegenheiten verwickelt, in dieses Unglück gestürzt, sich selbst diese Krankheit, dieses Schmerzgefühl, diese Schmach vor der Welt zugezogen hatte? O es ist, als müsse man es dem menschlichen Gefühl zutrauen, es werde der Noth, zumal der selbst verschuldeten, gelingen, das Gewissen des Unbesonnenen anzuregen, die Gedanken des Leichtsinnigen zu sammeln, den ins Verderben Eilenden auf seinem Wege aufzuhalten, dem Verblendeten die Augen zu öffnen, und auf das, bis dahin verwilderte und verhärtete, Gemüth einen heilsamen Eindruck zu machen!

Und doch lehrt nun die Erfahrung leider so häufig das gerade Gegentheil; doch raubt gerade die Ueberraschung durch ein Unglück, das man nicht ahnen konnte, durch einen Verlust, auf den man sich nicht bereit hielt, durch einen Schlag des Schicksals, den man nicht erwartete, sehr häufig alle Besonnenheit und Geistesgegenwart, betäubt das Gemüth, hemmt die Ueberlegung so ganz und gar, daß es an Fassung und gesundem Entschlusse nur zu sichtbar mangelt.

Ein anders scheint es zu seyn, wenn von Gewissensregung, von moralischer Besonnenhit oder Besinnung, von dem Stillstand auf dem Wege des Leichtsinns, oder wohl gar des Lasters, die Frage ist. Allein auch da, meine Zuhörer, ist der Mensch nur zu oft blind gegen sich selbst, gegen seine eigene Verschuldung, gegen die Fehler seines Temperaments und seines Herzens. welche ihm Noth und Unglück zuzogen. Ehe er sich selbst nach Gebühr anklagen sollte, beklagt er sein Schicksal, macht er der Vorsehung Vorwürfe, bricht er in murrende Unzufriedenheit mit seinem, wie er es nennt, ungünstigen, unverdienten Geschick aus, und ist weit davon entfernt, seinen Gang zu ändern, damit sein Schicksal anders werde, sein Leben zu bessern, damit ihm nichts noch Aergeres widerfahre.

Gemüther dieser Art, anstatt durch Leidenserfahrungen sich weiser und besonnener machen zu lassen, betäuben gerade dann, wenn sich die Sünde an ihnen rächt, und das Gewissen zu ihnen reden will, die Stimme dieses innern Zeugen und Richters; werfen gerade dann, wenn sie die Einsamkeit suchen, und sich mit Selbstbeschämung vor Gott und sich selbst beugen sollten, sich in den Tumult des Lebens hinein, um in dem üppigen Genusse der Welt ihrer selbst zu vergessen, ihr Schicksal sich aus dem Sinne zu schlagen, und das schon gefühllose Herz nur immer mehr zu verhärten, bis endlich der Saame der guten Gedanken und frommen Gefühle — gleich jenem, der auf hartgetretenes Land fiel — gar nicht mehr in dasselbe eindringen kann.

---

Eine ähnliche Erscheinung, meine Zuhörer, wird uns entgegen kommen, wenn wir fürs andere nach dem Eindruck fragen, den Noth und Leiden, in Absicht der eigentlich frommen Gedanken und gottesfürchtigen Gefühle auf das menschliche Gemüth zu machen pflegen. Man sollte auch da wiederum nichts für natürlicher halten, als, daß Mißgeschick und Lebensnoth zu Gott hintreiben, an den Allmächtigen wenigstens erinnern werden, in dessen Händen das Schicksal unseres Lebens ruhet; daß das Gefühl der Verlassenheit, das Bedürfniß der Hülfe, die so oft in unserer Nähe nicht gefunden, von Menschen nicht geleistet werden kann, jenes fromme Gottvertrauen und jene heilige Gottergebung in uns erwecken und anregen werde, wobey allein dem Dulder Trost und Friede, Hoffnung und Ruhe gesichert wird. Sagt es doch auch unser heiliges Buch in jenen bekannten Stellen: „Anfechtung lehret aufs „Wort merken." „Wenn Trübsal da ist, Herr, „so sucht man dich, wenn du sie züchtigst, so rufen sie ängstlich um Hülfe." Heißt es doch in dem Buche Hiob, dieses Mannes, der selbst durch Anfechtung bewährt wurde: (Hiob 36. 15.) „Im Trübsal öffnest du „den Armen das Ohr," zur Leidenszeit machst du den Unglücklichen geneigt, auf deine Stimme zu hören.

Ja, kaum scheint etwas natürlicher, als daß Der, welcher leichtsinnig und ohne Gott — als bedürfe er des hohen Schutzes und der allwaltenden Gnade nicht — seinen glücklichen Lebensgang bis dahin gemacht hatte, ernster zum Himmel blickt, auf Gott und Gottes Leitung aufmerksamer wird, und des lange vielleicht vergessenen Gebets zu ihm, des lange vielleicht versäumten Kirchenbesuchs sich wieder erinnert, wenn irgend ein Mißgeschick, ein Kummer des Gemüths, eine Sorge des Lebens, ein häusliches Leiden die Freude in Traurigkeit verwandelt, und die Sonne des Glücks in Wolken hüllt. Denn, gerade, wenn es uns nicht nach Wunsch geht, wenn unsere schönen Hoffnungen vereitelt, unsere Lieblingsentwürfe vernichtet werden, — gerade dann fällts ja wohl auch dem blödesten Verstande ins Auge, daß eine verborgene Hand das Leben regiert, daß die Gedanken dieser höheren Regierung sehr oft nicht unsere Gedanken, und unsere Wege und Anschläge oft nicht die Ihrigen sind. Denn gerade dann, wenn um Trost uns bange ist, wir um Hülfe verlegen sind und um Rettung, sollten wir billig und natürlich unsere Zuflucht zu dem Gott nehmen, der da hilft, zu dem Herrn, der auch vom Tode errettet; sollten wir uns billig und natürlich an sein Wort erinnern: „Rufe mich an „in der Noth, so will ich dich erretten, und du „wirst mich preisen!"

Aber wie täuschet uns hier wieder in so vielen Fällen unsere Erwartung; wie ganz anders spricht auch hier die gemeine Erfahrung unter den Menschen! o nur zu leicht fällt zur Zeit der Anfechtung selbst Der von Gott ab, der eine Zeit lang glaubte. Eine Zeitlang, so lange ihm nämlich ward, was sein Herz sich wünschte; so lange er in der günstigen Lage stand, deren er werth zu seyn glaubte; so lange noch das Glück ihm wohlwollte, sein Vermögensstand blühend war, die Ehre ihm lächelte, die Freude des Lebens seine Begleiterinn und Freundinn war. Aber lasset nun das wechselnde Glück ihn auch einmal verlassen, die Ehre vor Menschen ihm geschmälert, das Vermögen gefährdet, die Freude gekränkt, die ganze äußere Lage verschoben werden — und, siehe da! der sich so fest an Gott zu halten schien, vergißt seiner, weil er sich von ihm vergessen glaubt; wirft das Vertrauen weg, weil er meint, der Herr habe ihn verlassen, der im Himmel achte seiner nicht; wird zaghaft und muthlos, verzweifelt an Gottes Naheit und Obhut, Vatergüte und Allmacht, Weisheit und Vorsehung, und läßt mit diesem Glauben auch die Ruhe und den Frieden fahren, der höher ist, als alle Vernunft, auch den Trost und die Hoffnung aus dem Herzen weichen, wodurch der sinkende Muth gestützt, und die schwach werdende Freudigkeit gestärkt wird unter Sorgen und Noth, selbst in Gefahr und im Tode. Ja nicht mit Unrecht sagt Jesus: Eine Zeitlang glauben sie, und zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab. So welkt die Blume in der Sonnenhitze, wenn es ihr an Saft und Wurzel fehlt; so verdorret die Saat auf dem Fruchtacker zur Zeit der Dürre, wenn die Wurzel nicht Tiefe und Haltung fand!

---

Und eben so nun, meine Zuhörer, werden die Menschen durch Noth und Widerwärtigkeit auch nicht immer besser und tugendhafter. Zwar sollte man auch Das — und nicht ohne Grund erwarten. Denn nicht genug, daß die Noth des Lebens so manche Art von Versündigung unmöglich macht, sie öffnet auch so mancher bewährten Tugend erst die Gelegenheit und Veranlassung. Es ist nicht mehr möglich, in dem Geräusch des Lebens Gottes und seiner Selbst, seiner Pflicht und seines Berufs zu vergessen, und wüsten Ausschweifungen und Lüsten sich hinzugeben, wenn uns die Krankheit auf das Lager wirft, und von der Menschengesellschaft trennt; nicht mehr möglich, durch Geiz und Härte Andern beschwerlich und überlästig zu werden, wenn unser Vermögen zusammenschmolz, und unsere Gewalt gelähmt ward. Es ist die Zeit der Noth, welche den Mißbrauch der Ehre und des Geldes, den Mißbrauch der Kräfte und des Lebens, und das Uebermaaß der Freuden und Genüsse beschränkt und hemmt; und so zwingt oft die Noth dahin, wohin Gewissen und Ueberlegung nicht zu führen vermogten.

Aber, wie? meine Zuhörer, ist eine erzwungene Enthaltsamkeit, eine durch äußere Nöthigung erzwungene Mäßigung der Leidenschaften und Begierden, oder vielleicht nur die Unmöglichkeit, diese immer noch wachen und lebendigen Leidenschaften und Begierden zu stillen, ist das auch Tugend? Tugend beruht auf dem freyen Entschlusse und auf dem eigenen festen Willen des Menschen und ist nie und in keinem Falle das Werk der Nöthigung und des Zwanges! Wer den Sünden der Jugend abstarb, weil er alt oder siech ward, wer nicht mehr verschwenden kann, weil ihm das Unglück die Macht dazu nahm, Der ist darum nicht tugendhaft!

Und wie? wenn auf der andern Seite die Noth des Lebens vielleicht eben so mannichfaltige Gelegenheit zum Bösesthun darböte Dem, der sie sucht und benutzt? Ward nicht mancher aus Noth zum Betrüger, und vergriff sich aus Mangel der Nothdurft an dem ihm vertrauten Erbe der Wittwen und Waisen? Fachte nicht unverschuldete Verlästerung, böser Leumund, Verrätherey des Freundes vielleicht den ersten Gedanken der Rache in dem Gemüthe des schuldlos Verrathenen und Verlästerten an? Bewaffnete nicht mehr als Einen das Gefühl des unerträglichen Schmerzes, oder der unüber-

windlichen Schmach, oder der Verlegenheit, woraus er keinen Ausgang und keine Rettung vor sich sah, die Hand, sie gegen sich selbst zu richten? Entschuldigt nicht Mancher sogar das Uebelsthun, das Stehlen und Rauben, das Plündern und Morden mit der Noth und dem Elende, welches Krieg und Bedrückung und theure Zeit in so mancher Gegend herbeyführt?

Allerdings, meine Zuhörer, ist es dagegen wieder das Leiden des Lebens, welches so manche liebenswürdige Tugend uns erst recht nahe bringt und möglich macht. Wer kennt, wer ehrt, wer preiset nicht die Tugenden der Geduld und Stille, des Vertrauens zu Gott, der Hoffnung auf das Ewige, der dankbaren Freundlichkeit gegen unsere Wohlthäter, Freunde, Aerzte, Helfer in der Noth! Nun ist es ja aber Trübsal, welche Geduld lehrt, weil es Geduld nöthig macht, Trübsal, welches die Menschen zusammenführt, und hier zu den Erweisungen der Liebe, der Anhänglichkeit, der Sorge, der Treue, zu Verleugnungen und Aufopferungen, da zu den Aeußerungen der Freundlichkeit, der Dankbarkeit, der Hingebung und Gegenliebe auffordert und drängt!

Aber, wie? meine Freunde, wenn nicht alle Dulder, nicht alle Kranken, nicht alle Unglücklichleidenden diese Stimme zur Tugendübung vernähmen und achteten? Zeigt uns nicht die Erfahrung auch der Ungeduldigen, der Unfreundlichen, der Undankbaren, der Unverträglichen, Derer, die Gottes vergessen, und die ihren Getreuesten zur Last und Qual leben, eine große Zahl unter den Kranken und Leidenden aller Art? Ist nicht hier das Temperament, dort der Schmerz, da eine üble Gewöhnung Schuld daran, daß das Leiden das Gegentheil von Dem wirkt, was es wirken sollte: Ungeduld statt der Geduld; Erschwerung der Last, die wir Andern machen, statt der Erleichterung und des Danks!

O, meine Zuhörer, nur zu häufig sind auch Mißgeschick und Noth, so sehr sie auch dazu geschickt und dazu bestimmt sind, den Menschen weiser und besonnener, gottergebener und frömmer, tugendhafter und besser zu machen, dennoch im Gegentheil der Weisheit, der Frömmigkeit und der Tugend hinderlich. Ihrer Viele fallen zur Zeit der Anfechtung ab, und auch unter den Sorgen des Lebens erstickt so manche gute Saat und bringt keine Frucht.

---

Es ist sehr wichtig, meine Zuhörer, daß wir zum Schlusse dieser Betrachtung unserem Herzen die Folgerungen recht tief einprägen, welche wir zur Berichtigung unseres Urtheils und zur Leitung unseres Verhaltens daraus zu entnehmen haben.

Zuerst eine Bemerkung, die unser Urtheil leiten, und wo es noth thut, berichtigen und befestigen möge. Wir sahen, daß unter Anfechtung und Leiden, unter den Einflüssen der Noth und des Elends die Menschen beydes werden konnten, bedächtiger oder leichtsinniger, gottergebener oder gottvergessener, tugendhafter und besser, oder lasterhafter und schlimmer! Die eigentliche Schuld, die eigentliche Ursache davon kann also unmöglich in dem ungünstigen äußern Geschick selbst, in den Leiden und Uebeln des Lebens selbst liegen. Denn wenn es den Einen zu Gott und zur Tugend hin, den Andern davon abführt, den Einen verbessert, den Andern verschlimmert, so muß — daß nun Dieses oder Jenes erfolgt, seinen Grund anderswo haben, als in der Widerwärtigkeit und dem Trübsal! Und worin nun? Was ist es, daß die Noth den Einen besser und frömmer, den Andern böser und gottvergessener macht?

Was ist, wenn derselbe gute Saame hier aufgeht, und dort zurückbleibt, hier kärglich, dort reichlich Frucht treibt, hier in aller Pracht der Blüthe prangt, dort vor der Zeit hinwelkt und erstirbt, — was ist von dieser widersprechenden Erscheinung die Schuld? Der Saame nicht — aber der Boden, der ihn empfieng! Was ist, wenn Einem Felde jegliche Witterung zusagt, Sonnenschein und Regen, Sturm und Gewitter — dem andern jeder heiße Tag Gefahr droht, jeder Sonnenstrahl Verdorrung bereitet, — was ist die Schuld? Der Saame nicht, aber der Boden! Wo die Saat nicht tief genug wurzelte, nicht Saft genug an sich zog, nicht auf wohlbebautes, bereitetes, gereinigtes Ackerland ausgestreuet ward — ja da wird sie von der Hitze versengt, von dem Unkraut überwältigt!

Jetzt ohne Bild: Es ist das Herz, es ist der Sinn des Menschen, an dem es einzig liegt, ob die Leiden und Sorgen Gutes oder Böses auf sein Gemüth und Verhalten bewirken. Das fromme, gute Herz bewahrt den Saamen der Frömmigkeit und Tugend und Weisheit unter allen Stürmen des Lebens; trägt Frucht, gute, schöne Frucht der Tugend unter allen Sorgen und Bekümmerungen dieser Zeit! Das fromme, gute Herz, das heißt der redliche, gewissenhafte, fromme Sinn! O wo Der einmal da ist, da, meine Freunde, kann weder Freude noch Leid, weder Glück noch Unglück, weder der Sonnenglanz des günstigen Geschicks, noch die Hitze des Mißgeschicks, der Tugend und Gottesfurcht auf die Dauer gefährlich werden. Erschüttert kann auch dein fester, edler, frommer, gerechter, menschenfreundlicher, heiliger Sinn werden, du Freund der Tugend und Gottes, — erschüttert, aber nicht untergraben, nicht umgestürzt. Es ist das Herz, welches gegen die Gefahren der Tugend, auch gegen die, welche im Gefolge der Noth sind, fest macht. Welch ein Gewinn denn, und welch ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde!

Und damit es Das werde und auch im Leiden bleibe, so lasset uns (Das ist die Folgerung, die wir zur Leitung unseres Verhaltens aus der angestellten Betrachtung entnehmen,) nie vergessen, daß der eigentliche Zweck der Leiden kein anderer seyn könne und dürfe, als Der, die Menschen weiser und besser und frömmer zu bilden! O wie könnte sie sonst der Weise, der Gütige, der unser Vater ist und Erzieher seiner Kinder, über uns verhängen? „Gleich wie das Gold durchs „Feuer, sagt die heilige Schrift, (Sir. 2. 5.) also werden „Die, so Gott gefallen, durchs Feuer der Trübsal bewähret.“ — „Ihr seyd traurig unter mancherley Anfechtung“, spricht Petrus (I, 1, 7.) „auf „daß euer Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde, denn das vergängliche „Gold, das durch das Feuer geläutert wird.“ — „Freude, erfreulich dünkt uns die Züchtigung nicht, „wenn sie da ist,“ heißt es, Hebräer 12, 11., „sondern „Traurigkeit und betrübend; aber darnach wird sie „geben eine heilsame Frucht der Gerechtigkeit „und der Tugend, Denen, die dadurch geübet sind.“

Also Uebungsschule, Erziehungsmittel, Gelegenheit zur Tugendübung, Geduldsprüfung und Glaubensprobe soll uns die Noth des Lebens seyn, damit wir besser werden, damit auch an bösen Tagen die Frucht der Heiligung bey uns gedeihe. Das ist der Wille Gottes!

Den, den laßt uns im Auge behalten, auch wenn der Weg unseres Schicksals rauh und dunkel wird. Rein und fest laßt unser Herz uns bewahren, auch wenn uns Lebenskummer drückt, und Schmerz und Unglück uns beugte.

Dann wird auch das Uebel uns zum Heile gereichen; dann wird Trübsal Geduld bringen, Geduld Erfahrung wirken, Erfahrung Hoffnung geben, — und Diese läßt nimmer zu Schanden werden.

Dann, o dann sind wir selig, wenn wir zur Zeit der Anfechtung erdulden. Denn, wer dadurch geläutert und bewähret ward, Der wird empfahen die Krone des Lebens, welche Gott verheißen hat Denen, die ihn lieb haben! Amen.

---

# Ernst Werner Happel.

Vom Leben dieses Mannes wissen wir nur, daß er **1649** zu Marburg geboren wurde, nach vollendeten Studien sich in Hamburg niederließ und dort wie Francisci zuerst sich von Schriftstellerei ernährte. Er starb daselbst **den 15. Mai 1690.**

Seine Schriften sind:

Der sächsische Wittekind.
Der asiatische Onogambo.
Der italienische Spinelli.
Der schwäbische Ariovist.
Der deutsche Carol.
Der insularische Mandorell.
Der spanische Quintana.
Der baierische Maximilian.
Der engelländische Eduard.
Der afrikanische Tarnolast.
Der ottomannische Bajazeth.
Der französische Cormantin.
Der europäische Toroan.
Der ungarische Kriegsroman.
Akademischer Roman.
Christlicher Potentaten Kriegsroman u. s. w.
Fast alle 4 Bände stark, und in den Jahren von 1680 bis 1692 zu Ulm oder Freiberg erschienen.
Relationes curiosae. Hamburg 1683, 5 Bde. in 4.

Happel's Romane fanden zu ihrer Zeit großen Beifall. Da es ihnen nicht an Wechsel und Reichthum der Erfindung, so wie an Fülle des Stoffes fehlte, indem ihr Verfasser zugleich die Spiele seiner oft ausschweifenden Phantasie durch den bedeutenden Vorrath seiner ausgebreiteten Belesenheit zu unterstützen und zu würzen verstand, so daß sein Publikum sich durch ihn ergötzt und belehrt sah. — Seine Darstellung ist dagegen matt und breit, seine eingestreuten Reflexionen sind alltäglich und schaal, und da es ihm an wahrer geistiger Gediegenheit und poetischer Tiefe fehlte, da er ferner eben durch seine Vielschreiberei seine Kräfte nicht zu concentriren verstand, so erlosch bald nach seinem Tode sein Ruhm eben so schnell wieder, als derselbe sich rasch während seines Lebens gebildet hatte.

---

## Das dritte Haupt-Stück *).

Ein grosses Turnir wird gehalten, wo Herr Wallach das beste Kleinod erlanget. Es ward eine weiläuffige Rede vom Ursprung des Turnirs und andern Sachen geredet.

Nachdeme sie nun so eine Zeitlang mit einander geredet, ward es Zeit zur Tafel zu gehen, und musten beede Herrn Ritter, Herr Livorno und Herr Wallach, (der nun nicht mehr Herrn Livorno Hofmeister, sondern von dem Groß-Hertzog an Hof genommen ward,) an die oberste Tafel nechst dem Groß-Hertzogen, beneben den vornehmsten Hofbedienten zu Tisch sitzen, und kennet den Herrn Livorno kein Mensch, weil er sich in den 5. Jahren, seit er ausgewesen, sehr verändert, und noch darzu ein falsch Haar trug, der gantze Hof aber verwunderte sich über Herrn Wallach demüthige Sitten und Geschicklichkeit, daß ihm jederman am Hof, sonderlich aber der Groß-Hertzog sehr hold war, der war auch willens ihn mit einem Schloß und 4. Dörffern in Hetrurien zu verehren, und eine vornehme Gräfin zuzuheurathen. Unterdessen machte sich jederman auf das künfftige Fürstl. Beylager, und beym verordneten Turnir fertig, und wolte jeder das beste Kleinod erhalten, keinen auswärtigen Ritter davon tragen lassen, sie übeten sich an Hof auf der Renn-Bahn gar offt im Turniren, aber Herr Livorno und Herr Wallach nahmen sich nicht an, als ob sie etwas von Turniren wüsten, ritten derowegen niemalen mit, sondern sahen mit angenommener Verwunderung denselben zu, und kam da einer da, der andere dort, und wolten sie bereden, sie möchten sich doch auch in diesen Sachen üben, das würde ihnen ein grosses Lob seyn, aber diese antworteten, sie getraueten es mit ihnen nicht anzugehen, in Betrachtung, daß sie schon gar fertig darinn wären, und besorgten sich, man möchte sie es mit grossem Schaden lehren, dann sie wol wüsten, und mehr gesehen hätten, wie mancher so künstlich aus dem Sattel gehoben, und auf den Erdboden geworffen, daß ihm wol eine Rippe davon zersprungen: jene aber verlachten diese, sagende, man müsse solchen geringen Rauch sich nicht beissen lassen, und das schiene gar verzagt, daß man sich vor Fallen entsetzen wolte, man wüste wohl daß keiner kein Meister gebohren würde, sie hätten auch dergleichen Gefahr müssen ausstehen, aber nicht umsonst, massen sie nun so weit kommen, daß sie keinem eintzigen einen Ritt zu turniren versagen wolten, hätten auch manches Kleinod davon getragen. Herr Livorno und Herr Wallach stelleten sich immer gar fremde dazu. Unterdessen spatzirten beede Ritter nebenst ihren Dienern in die Stadt, und besahen die herrliche Gebäu, prächtige Gassen und Märkte, samt den stoltzierenden Pallästen, dann man dafür hält, daß Florentz die allerzierlichste und schönste Stadt unter allen Städten nicht allein in Italien, sondern fast in der gantzen Welt sey, sie giengen aber auch des Herrn Cantzlers Herrn Joan de Livorno sein Hauß vorbey, und als sie nahe dabey, sehen sie daß er selbsten in der Thür stehet, nebenst seinem jüngsten Töchterlein, so etwa 14. Jahr hinter sich möchte geleget haben, kehrete sich derowegen Herr Livorno der Ritter eilend zu Hn. Wallach, und bath ihn, weil dieses sein Herr Vatter, er möchte Gelegenheit nehmen, und mit ihm von allerhand Sachen reden, er selber wolte aber nicht reden, weil er besorgte, die Sprach möcht ihn verrathen, er wolte aber doch bey ihm bleiben; als sie nun nahe hinzu kamen, sprach Herr Wallach und Herr Livorno dem Herrn Cantzler freundlich zu, der ihnen auch gar tief danckete, dann er hielte sie, sonderlich Herrn Wallach, vor einen vornehmen Herren, wegen seiner Schönheit, und daß er einen schwartzen Africaner hinter sich hatte hergehen, fragte derowegen nach gebetener Vergebung, wie ihnen dieser Ort gefiele, weil er sehe, daß sie fremd allhier, und die Stadt besehen, dem Herr Wallach antwortete: In Wahrheit mein Herr wisse, daß ich jederzeit dafür gehalten, mein Vatterland Neapolis hätte ihres gleichen nicht, aber ich befinde das Gegentheil, weil mir diese Stadt in vielen Sachen schöner gefällt; so sind die Herren, sagte der Cantzler, Neapolitaner, ja sagte Herr Wallach, ich zwar bin auch aus Neapolis, mein Gefehrt aber ist in Calabrien bürtig, und weil der Herr Groß-Hertzog ein allgemeines Turnir ausschreiben lassen, sind wir auch kommen demselben zu zusehen, und etwas dabey zu lernen worauf der Cantzler sagte, es wird gewiß eine zimliche Ritterschafft zusammenkommen, massen sich schon etliche hundert die nechste Tage her allhier eingefunden, und ich hab meinem Sohn, so vor 5. Jahren in Frankreich allda zu studiren gereiset, auch beschrieben bey diesem Fürstl. Beylager und dem Turnir zu seyn, massen ich auch deßwegen ein zimliches an ihn gehengt. Herr Wallach sprach hierauf, wir möchten wünschen mit jemand bekannt zu seyn, der uns die Turnir-Gesetze und dabey gebräuchliche Sitten in etwas bekannt machete, und wenn deß Herrn Sohn kommt, werden wir Gelegenheit suchen denselben zu besprechen, und sich an ihn zu halten, um die zierliche Manier bei ihm zu erfahren. Ja, antwortete der Herr Cantzler, ich hoffe er werde sich wo nicht diesen Abend, doch morgen gewiß, laut seines Schreibens herbey machen, dann können sich die Herren seiner nach Nothdurfft gebrauchen. Hierauf nahmen sie Abschied, und giengen weiter, kamen auch zu dem Rathhause, so einem Fürstlichen Schloß sehr ähnlich, da über der Gassen-Thür folgende Wort in alter München-Schrift zu lesen waren: Heilig Rom, Edel Neapolis, schön Florenz, reich Venedig, hoffärtig Genua, groß Mayland, feist Bononien, alt Ravenna. Von dannen giengen sie weiter, und besahen ein zimlich Stück, massen die Stadt fast groß, und in einem Tage nicht wol kan durch alle Gassen besehen werden, sie kehreten wieder nach Hof, und verwunderte sich Hr. Livorno, daß ihn weder sein Vatter noch sein kleineste Schwester kennet, doch kam ihm dieses nicht so fremd vor, weil seine Schwester bey seinem Abzug nur 9. Jahr alt war, und seine Gestalt leichtlich entfallen lassen können. Als sich nun jederman auf den folgenden Tag, als an welchem das Fürstl. Beylager und Turnir solte gehalten werden, gefaßt gemachet, beredeten sich unsere beyde Ritter auch, wie sie sich zu diesem allem geschickt machen möchten, und sagte Herr Wallach, weil er Herr Livorno ein Stadt-Kind, möchte er auch das Kleinod und dieselbe Ehr erhalten, sofern kein Erfahrner als er, das er doch nicht hoffen wolte, von der Stadt-Ritterschafft dabey seyn würde, hergegen antwortete Herr Livorno, so müste er vor

*) Aus Eu. Gv. Happelii Portugalische Clara und Afrikanischer Tarnolast. Ulm 1780. Buch I. S. 58. folgende.

den Hof stehen, und von wegen deß Groß-Hertzogen Ritterschafft den besten Preiß davon tragen, dann ich weiß, sagte er, daß ihm keiner am gantzen Hofe überlegen, ob sie sich zwar ein weit anders überreden. Als nun der folgende Tag anbrach, erschienen die Gesandten in grosser Menge, dem Fürstl. Beylager beyzuwohnen, und denen beeden jungen Gesponsten Glück zu wünschen, als nemlich Julius Rufinus Legatus Apostolicus, ein Gesandter von Rom, Monsieur de Lion, aus Frankreich, Don Ferdinandus Tortoas, aus Hispanien, Graf Theobald, von Hanau, von wegen des Kaisers, als welcher mit dem Groß-Hertzog in grosser Freundschafft stunde, und andere unzehlich viel Gesandten mehr, und unter diesen führeten die Fürstliche Braut der Römische und Käiserliche Gesandte, und da das Beylager mit grosser Solennität verrichtet, ward sobald ein köstliches Banquet, und eine offene Tafel gehalten, da jederman, wer der auch seyn mochte, zugelassen ward, nach diesem allen wurde um 2. Uhr die Renn-Bahn eröffnet, und zum Turnir geblasen, und erschien der Groß-Hertzog samt allen Gesandten und vielem Frauenzimmer, auf einer künstlich aufgeführten Schaubühne, denen Rittern zu zusehen, nach diesem folgten auf 280. wackere und wolgeharnischte Ritter, so sich aus fernen Orten zusammen geworffen, und turniren wolten, denen wurden etliche Leges offentlich vorgelesen, und darauf forderten je zwey und zwey zum Turnir aus, da gab es nun lustige Kurtzweil, da sahe man wie ungleiche Meister es in der Welt giebt, bald stürtzte das Pferd, bald der Mann, bald Mann und Pferd zugleich. Als nun des Groß-Hertzogen seine Hof-Bursch und Vornehmsten sich auch einfunden, und diese Ritter Herrn Livorno und Wallach in köstlichem Harnisch auf der Renn-Bahn sahen, meineten jene, diese müsten thöricht seyn, daß sie sich (wie jene glaubten,) als Unerfahrne in dieses Spiel dörfften einmengen, warneten also unsere beede Ritter, sie möchten sich vorsehen, daß sie nicht von einigen zum Kampff ausgefördert würden, und müsten sie alsdann wie Butter an der Sonnen bestehen: denen aber Herr Wallach gar bescheidentlich antwortete: Sie hätten sich ja müssen schämen, daß sie allein zu Hauß bleiben, und nicht diese Kurtzweil mit ansehen sollen, und wann sie schon von einem andern zum Speer-Rennen ausgefordert würden, so wolten sie sich schon so viel schützen, als sie könnten. Es hatte nun eine zimliche Zahl turniret, als zwey fast mit den köstlichsten Harnischen angethane Ritter herfür stachen, und waren beede mit den Spanischen Gesandten kommen, und fast von den Vornehmsten am Hof, der eine Don Lacus, ein gebohrner Graff, und in dem Spanischen Hof in grossem Ansehen, der ander Don Ernibas, mit in gleichem Stand und Ansehen, und weil sie an dem Spanischen Hof jederzeit den Vorzug im Turnir-Rennen gehabt, waren sie nur herkommen ihre Kunst sehen zu lassen, dann sie beständig meineten, es könnte ihnen keiner bastandt seyn. Diese nun stachen als hochtrabende Ritter herfür, tummelten ihre Spanische Klepper aufs zierlichste sie möchten, und war doch geringe Anmuth; sie forderten also unsere beede Ritter vor den Speer, und das um deßwegen, weil der eine von jenen Namens Lacus, zugehöret, als des Groß-Hertzogen Ritter einer mit unsern beeden Rittern ihrer Künheit halben geredt, und dieselbige gewarnet, so meineten nun diese ihre Tapfferkeit an unsern Rittern sehen zu lassen, und wolte jeder seinen Gentheil im ersten Ritt abheben, aber es war unsern Herren ein gemachter Handel, und sehr lieb, daß sie etwas Rechtschaffenes antroffen, ritten derowegen gantz freudig herfür, und tummelten ihre Pferde mit sonderlicher Zierlichkeit, und sonderlich sahen sie alle auf Herrn Wallach mit Verwunderung, wie der seinen Klepper auf Mauritanische Lehr herum arbeitete. Als sie nun ihre Schrancken eingenommen, stunde der Spanische Gesandte von seinem Sessel auf, um seinen Rittern recht zuzusehen, und weil er sie kennete, zeigte er sie dem Groß-Hertzog, und erzehlete dabey, daß sie vor die besten Ritter in gantz Hispanien gehalten würden, der Hertzog aber kante sobald ihre Gegentheile, Herrn Livorno und Herrn Wallach, und war ihm leid, daß diese eben an die tapfferste Ritter gerathen wären, dann er besorgete sich, sie möchten abgehoben werden, stunde derowegen um diesem Kampff zuzusehen, auch vom Sessel auf, und als die andern Herrn auf der Schaubühne sahen, daß sich diese gestellet, muthmasseten sie, daß diese Ritter etwas Vornehmes, und vor andern tapffer würden seyn, sahen deßwegen mit allem Fleiß, wohin der Sieg sich wolte lencken, auch diese gantze Ritterschafft wusten wol was diese Spanischen vor einen Namen hatten in allen umligenden Ländern, und taurete sie alle da unsere Ritter von den ruhmräthigen Hispaniern solten angegriffen werden, sonderlich war es des Hertzogen Rittern sehr leid, daß sie, wie sie meineten, Schande damit an ihrem Hof bekämen. Als derowegen die beede stoltze Ritter sahen, daß jedermann fleissig acht auf diesen Ritt geben wolte, wolten sie sich überaus tapffer sehen lassen, und nahmen beyderseits ihre Schrancken ein, so daß Wallach auf Lacus, und Livorno auf Ernibas, der wol Kopffs grösser als sein Gegentheil, traffen, da nun jeder seinen Widerpart vor sich sahe, ritten sie beederseits mit Gebühr aufeinander loß, daß Herr Wallach den Lacus mit samt seinem Sattel von seinem Wallachen stieß, Wallach aber blieb unbeweglich sitzen, Ernibas aber ward von seinem Gegenpart gantz hinten an deß Pferdts Glatze geschickt, daß er sich an die Mähne zu fassen und zu halten, gezwungen ward, Herr Livorno passirte ihn annoch steiff sitzend vorbey, das verdroß nun die Spanier dermassen, daß sie so von den ungeübten, und wie sie meineten, jungen Maulaffen solten überwunden seyn, daß auch Herr Lacus ausdrücklich protestirte, als er aufstund, nicht er, sondern sein Jung wäre schuldig, daß er abgestochen, weil derselbe die Sattelgurte nicht recht verwahret, und hätte er also mit dem unfest angemachten Sattel leicht stürtzen müssen; als dieses der Groß-Hertzog und der Spanische Gesandte, nebenst allen andern vornehmen Herren angehöret, rieff der Hertzog selber von der Schaubühne herunter diesen sämtlichen Herren zu, wann sie allerseits rechtschaffene Ritter wären, solten sie noch einen Ritt miteinander wagen; das aber war ihnen allen ein gemachter Handel, und muste sich Herr Wallach ein andern Speer reichen lassen, weil der vorige an seines Gegentheils Harnisch einen Bruch bekommen, sie machten sich derowegen einer dem andern noch eines Bescheid zu thun fertig, und ehe sie noch ihre Schrancken wiederum einnahmen, rieff der Hertzog dem Cantzler, Herrn Livorno, daß er zu ihm käme, als derselbe nun bald für ihn kam, sagte er zu ihm, ob er diesen Ritt gesehen, und wie er ihm gefallen, derselbe nun sagte, wie er von andern gehöret, so wären die Abgesetzte vor die vornehmsten und tapffersten Ritter auf diesem Platz ausgeschrien worden, und hätten sich alle Ritter mit ihnen zu turniren gescheuet, weil er aber nun sehe, daß sie von diesen, die ihm noch unbekannt, überwunden, hielte er gäntzlich davor, daß es wol diesen beeden Uberwündern so leichtlich keiner würde bevor thun, und weiß auch gewißlich, sprach er weiter, sie werden sich in diesem zweyten Ritt, gleich wie im ersten, gar nicht beschimpffen lassen, sondern den Sieg nochmalen davon tragen, und geschichts wie ich gesagt, wüste ich nicht, wie man, meinem geringen Verstand nach, diesen beeden die beste Kleinod solte vorenthalten; Wolan sagte der Hertzog, bleibet bey uns allhier, und sehet diesem zweiten Ritt recht zu, daß ihr zeugen könnt, wie sie sich verhalten, dann sie sind mir nahe angewandt, hierauf nahme nun ein jeder seine Schrancken wie zuvor wiederum ein, und traffen die Spanischen aus lauter rachgierigem Muth, unsere Ritter aber aus grosser Tapfferkeit dermassen nochmal aufeinander, daß Herr Livorno seinen Gegenpart ohne einige Mühe zur Erden stürtzte, und in einer harten Ohnmacht liegen ließ, der dann bald von seinen Dienern abgeholet und erquicket ward. Als aber Herr Wallach auf den Lacus gerieth, traff er ihn so künstlich, daß Mann und Roß, gleich wären sie von dem Blitz getroffen, zur Erden stürtzeten, und blieb das Pferd sobald ohne Zückung eines Fusses todt, Herr Lacus aber hatte den rechten Schenckel verrenckt, auch war er im Fallen auf das Schild gestürtzt, daß ihm die lincke Seite sehr schmertzete, doch hätte er dieses alles nicht geachtet, wann ihm nur der Schimpff nicht so wehe gethan, und als er nun hinweg getragen samt dem Pferde, waren unsere Ritter mit grossem Ruhm von den andern absolvirt, begaben sich derowegen an ihren vorigen Stand, die andere Ritter aber an des Groß-Hertzogs Hofe waren auch annoch daselbst, die hatten sich nun am meisten verwundert, und da diese wieder zu ihnen sich begaben, wünscheten sie ihnen Glück zu den besten Kleinodien; der Spanische Gesandte zog ihm aber diesen Schimpff so sehr zu Hertzen, daß er mit den Zähnen knirrete, weil er nicht gehoffet, daß einer seinen Rittern bastandt seyn könte, wie er dann auch wol wuste, daß sie in gantz Hispanien den Vorzug bisher gehabt. Der Groß-Hertzog fieng unterdessen zu seinem Cantzler an, und sagte? wie düncket euch nun um diese Obsieger, sind sie nicht grosser Ehren werth, weil sie, wie ich hoffen will, den besten Ruhm auf diesem Turnir davon tragen: Ja, antwortete jener, daran ist nicht zu zweifeln, und möchte ich wol die Gnade haben mit diesen Rittern zu sprechen; wol sagte der Hertzog, ihr sollet wol mit ihnen zu reden kommen, ehe sie noch von dannen scheiden. Nach diesem kamen noch viel Ritter herfür, die sich auch sehen liessen, und gab noch viel wunderliche Bocks-Sprünge, unter diesen folgenden ließ sich sonderlich sehen ein Venetianer, so auf einen von den Teutschen Rittern traff, da sie sich dann beederseits im ersten Ritt so verhielten, daß man keinen vor den Uberwinder halten kunte. Sie hielten aber nochmalen einen Ritt, da traff der Venetianer den von Hohenlohe in ein Gewerb am Harnisch durch und durch, daß man den todten Cörper sobald muste zur Renn-Bahn hinaus tragen lassen, der aber von Venedig ritte wiederum an seinen Ort. Diesem folgete ein Oesterreicher und Burgundier, und ward dieser von jenem mit grosser Belustigung deß Umstands abgehoben. Nach diesen tur-

nirten noch viel andere, aber es begab sich nichts erhebliches darinnen, biß endlich die Sonne sich neigete, und die Renn-Bahn zu verlassen sie sämtlichen anmahnete, da ließ der Groß-Hertzog durch etliche Trompeter zum Abzug blasen, und wurde der gantzen Ritterschafft angezeiget, morgenden Tag zu acht Uhren wieder zu erscheinen, und nach Beliebung sich zu üben, und weil über hundert gar nicht turniret, wurden dieselben sonderlich auf Morgen wiederum eingeladen. Alsobald begab sich jederman nach seiner Herberge, auch ward der Groß-Hertzog mit den frembden Herren Gesandten und einer zierlichen Suite Diener nach Hof begleitet, und wurde denselben Abend ein köstlich Mahl gehalten, da machten sich nun die Hof-Ritter zu Florentz erst recht bekannt mit den beeden Fremdlingen, doch gab sich Herr Livorno noch zur Zeit niemand zu erkennen, und wunderten sich diese, daß sie sich so frembd zum Turnir gestellet, daß jederman gemeinet, diese einfältige Schäflein wüsten nichts von solchen Sachen. Jederman nun, der ihre Thaten auf der Renn-Bahn gethan, gesehen oder davon gehöret, ehrete diese beede Ritter, und wurden von dem gantzen Hof so sehr geliebet und hoch gehalten, daß sich sonderlich Herr Vallach, als welcher gleich einem Grafen am Hof gehalten, und geehret ward, nicht darein zu schicken wuste, massen er, seit er sein Vatterland verlassen, solche Ehre noch nie gehabt, doch konte er sich leicht als einer von Jugend auf darinn erzogen, wol darein schicken, und hatte ihn sein Diener Tassibal so lieb, daß er sich offt verlauten ließ, wann er gleich wüste ein grosser Herr in Algir zu werden, und solte auch wieder frey gelassen nach Hause ziehen, so wolt er doch lieber bey seinem Herrn bleiben, und sein Leben vor denselben zu wagen, sich vor eine sonderliche Ehre schätzen, derowegen hielte auch Vallach viel auf ihn, über das waren sie auch angräntzende Landes-Leut. Viel Ritter nun so mit denen Abgesandten ankommen waren, wurden zu Hofe gespeiset, und musten Herr Livorno und Herr Vallach dißmal mit ihnen zur Tafel gehen, da suchte nun jeder sich bekannt und zu Freunde mit diesen zu machen, ohne die stoltze Spanier, welche aus Haß und Verdruß, ja Schimpff so sie von ihnen bekommen und erlitten, sich ihrer gar nichts annehmen wolten, wornach die Unsern auch nicht groß fragten. Uber der Tafel gab es noch viel Reden, und ward sonderlich von den Hertzogen discurrirt, wo sie ihren Ursprung her hätten, und warum dieser Hertzog zu Florentz ein Groß-Hertzog genennet würde? Worunter ein Frantzösischer Ritter Namens Claude Fauchet, und noch ein ander, Levinus Lemnius de Zelandia genannt, in der Meinung stunden, der Nam Hertzog sey ein zusammen gesetzt Wort, und hätte seinen Ursprung von dem Wörtlein Heer, das ist, ein Krieges-Heer, und Zog, gleich als hätten die Hertzogen vor Alters die Krieges-Heer ziehen, oder (besser) führen müssen, und davon sey der Name noch übrig, und in eine gewisse Würde und Stand nach und nach verwandelt. Ein ander aber Namens Besold wolte, das Wort Hertzog käme von dem alten Wort Heer her, dann er sagte Heer, wäre so viel als eine Gemeinschafft, als wie noch auß den Worten Heerberg, und Heerweg, oder eine Landstrasse zusehen, darinn und darauf jederman einkehren und wandern kunte, weil sie beede gemein, und daher, sagte er, hielte er davor, sey auch Hertzog, das ist, ein Herr der Gemeinschafft. Etliche andere aber, worunter ein Ritter Liptus, ein Römer, wolte, das Wort Hertzog hätte seinen Ursprung von den Römern, bei denen Dux oder Hertzog ein gewisses Amt gewesen, und waren die Duces bey denselben noch über die Tribunos, aber unter den Gesandten gewesen, Molineus ein Spanischer Ritter sagte, daß in Hispanien der Nam Hertzog, nicht auf die Kinder geerbet würde, wann schon ihr Vatter ein Hertzog gewesen, es sey dann, daß sie es auch bey dem Könige erlanget. Als aber die Ursach erfraget ward, warum man die Hertzoge zu Florentz Groß-Hertzoge nennete, antwortete Herr Livorno, als der wol studirt, und in gelehrten Discursen sich sehr beliebt konte machen, sagend: Die Groß-Hertzogen von Florentz wären vor diesem Grafen gewesen, der jetzige Käiser Carolus der V. hätte Alexandrum Medicäum zum Fürsten oder Hertzogen, der Pabst Pius V. aber zum Groß-Hertzogen gemacht: Wie ingleichem auch der Groß-Hertzog aus Moscau vergebens nicht Widiknezi, das ist Groß-Hertzog, so dann auch die Groß-Hertzoge von Littau, mit eben diesem vermehrten Hertzogs-Namen genennet werden, weil sie, wie jederman weiß, an Ehr und Macht allen andern angräntzenden Hertzogen weit überlegen. Als Herr Livorno ausgeredt, und seinen Hertzog bester massen defendiret, fieng einer von den Teutschen Rittern an, so mit dem Römischen Gesandten ankommen, und sagte: Ich glaube zwar, und weiß gar wol, daß die Groß-Hertzoge denen andern gemeinen Hertzogen allezeit vorgehen, ob sie aber denen Ertzhertzogen vorgehen, befinde ich nicht bey mir, dann wann man nach dem Namen Ertz-Hertzog gehen will (als welchen die Hertzoge von Oesterreich von dem Römischen Käiser Friderich, dem Dritten, bekommen und damit begnädiget seyn:) so werden solche ohne allen Zweifel von Rechtswegen über alle, und gar über die Groß-Hertzoge gehen, dann das Wörtlein Ertz, wann es mit einem andern zusammen gesetzt, heisset es den Vornehmsten unter denselben, als ein Ertzbischoff, welcher ohne Zweifel allen gemeinen Bischöffen vorgehet. Diesem konte keiner widersprechen, doch wolte sich ein Venetianer, Namens Joseph Mattheaccius, wider Herrn Livorno setzen, und den Venetianischen Hertzog dem Florentiner vorziehen, dann sagte er: Der Hertzog zu Venedig kan unter die gröste Könige gezehlet werden, nicht allein weil er das Haupt in Venedig, als welche ein Beherrscherin vieler Provintzien und Reiche, wie auch deß gantzen Adriatischen Meers, und die von ihrem Ursprung an frey ist, und sich mit ihren Waffen und Klugheit wol gegen die Feinde zu erhalten getrauet, sondern auch, weil selbiger Hertzog mit Königlichem Zierrath bekleidet, und weiß ich keinen andern Unterscheid zwischen ihm und den Königen, als daß seine Kinder diese Ehre nicht erben, sondern er wird von seiner Tugend erwehlet, und ich weiß auch nicht, warum er nicht allen andern Hertzogen billich solte vorgehen, in Betrachtung, daß er viel älter als alle Hertzogen, Marggraffen und Grafen, dann er ist gewesen schon vor 1100. Jahren, und wann man aus den Tituln von Macht und Ehren etwas erhalten und beybringen kan, erinnere ich mich, daß ein Venetianischer Hertzog sich also nennete: Johannes von GOttes Gnaden, Hertzog zu Venedig, Dalmatien und Croatien, Herr des vierdten, und des halben Theils des gantzen Römischen Reichs. Hierauf antwortete ein anderer von deß Groß-Hertzogen von Florentz seiner Rittern einer, genannt Rolde, und sprach: Ich habe mehrmalen gehöret, daß der Hertzog von Venedig in Pracht und seinem Aufzug zwar ein Fürst sey, auf dem Rathhauß aber nur ein Rathherr, ausserhalb der Stadt Venedig könne er von jederman verklagt werden, in der Stadt seye er gleich einem Gefangenen, dann er dürffe ohne Verlaubnüß nicht aus der Stadt ziehen.

Mit dergleichen Reden nun ward die gantze Mahlzeit vollbracht, biß es Zeit war, ein jeder seinen Ort einzunehmen, und sich zu Ruhe zu begeben, jederman aber verlangete biß auf den folgenden Tag, bis man wieder turniren möchte, sonderlich aber waren zwey Ritter, so den vorigen Tag noch nicht turnirten, deren einer aus Genua, Namens Grandesse, der ander aus Padua, Sallon genannt; diese beede waren einander nahe verwandt, massen sie sich beede Leerat schrieben, sie waren aber zu ihrer Zeit vor die tapfferste Ritter in ihrer Gegend gehalten, daß sich jederman verwundert, warum sie sich nicht hätten sehen lassen, diese nun, weil sie sahen, daß Herr Vallach und Livorno grossen Ruhm von ihrem Turniren bekommen, wolten sie ihnen nichts nachlassen, noch im geringsten weichen, sondern ein Turnir mit ihnen wagen, und sie den folgenden Tag ausfordern, und verlangte sie über alle massen sehr, biß man den Tag wieder scheinen sahe. Als sie nun derowegen die herfürbrechende Sonne den Federn zu entgehen, miteinander aufmahnete, machte man sich allenthalben fertig und geschickt, um gegen acht Uhr dem Turnir wiederum beyzuwohnen, kaum aber hatte der Hammer sieben abgezehlet, als alle Ritter zu Hofe, schon in vollem Harnisch spatzirten, und als solches der Groß-Hertzog auß seinem Fenster oben herab sahe, rieff er Herrn Vallach und Livorno zu sich auf sein Gemach, dieselbe waren kaum eingetretten, als er sie also anredete: Einen guten Morgen, mein liebste Herrn Ritter, es wird bald Zeit seyn auf die Rennbahn zu marchiren, und wiederum wie gestern zu chargiren, derowegen habe ich euch zu mir geruffen, weil ich gestern mit höchster Vergnügen gesehen, daß ihr beede euch sowol, sonderlich gegen die hochtrabende Spanier, verhalten, und viel von den Rittern gestern noch nicht, und also heute turniren werden, dieselben aber haben gesehen, wie ihr euch gestern verhalten, so werden sich ohne Zweiffel die tapffersten unter ihnen heut an euch wiederum machen, und nicht zugeben wollen, daß wir den Ruhm an unserm Hof behalten, so hab ich euch nun erinnern wollen, heut als gestern euch nochmal tapffer zu halten, damit die Ehre an unserm Hof behalten werden möge, so hab ich nicht allein Gefallen, und alle andere Ritter Verwunderung daran, sondern euer wird die gröste Ehre nicht ohne Nutzen seyn. Herr Vallach antwortete hierauf in Eil also: Unserm gnädigsten Herrn sind wir in allen auch in den geringsten Sachen seine Ehre zuhandhaben schuldig, und möchten wir wünschen, daß wir uns jederzeit auch tüchtig hierzu befinden: daß aber Eure Durchl. unß eben alleine noch vor allen andern Rittern den Ruhm geben, geschicht meines Erachtens mehr auß Schertz, als Ernst, unterdessen wollen wir doch diese Erinnerung für ein steiffes Gebot annehmen, und nach Möglichkeit bewerckstelligen, worzu wie wir hoffen, Eure Durchl. uns allen Vorschub gnädigst thun werden, und scheue ich mich nicht an dieselben um ein wolgeübtes Pferd zu bitten, wann meines so ich von gegenwärtigem Herrn Livorno bekommen, etwas bey Jahren, und von Jugend

an kein Schul-Klepper gewesen: last euch, sagte der Groß-Hertzog, einen auß meinem Marstall geben, und habt die Wahl unter allen: worauf sich Herr Ballach gantz zierlich bedancket, nebst Herrn Livorno Abschied nahm, und ward dem Stallmeister alsbald befohlen, Herrn Ballach in den Stall zu führen, uud einen Caball aussehen zu lassen, trat derowegen in den Stall, und nahm sich einen lang-beinichten Granschimmel mit gläsern Augen auß, worauf, weil er wuste daß dieser sehr geübt, er sich nun besser getrauete sehen zu lassen. Die achte Stunde hatte sich nun hören lassen, sasse derowegen jederman zu Pferd, nnd begab sich auf die Turnir-Bahn, der Groß-Hertzog aber nahm nebst den Herren Gesandten und allen Frauen-Zimmer die Schau-Bühne wiederum ein, auch muste der Vice-Cantzlar Herr Livorno zu nächst hinter dem Groß-Hertzog stehende zu sehen, wie er dann dessen außtrücklichen Befehl hatte. Unterdessen turnirten ihrer viel ohne sonderliche Begebenheit, ohne daß eines Lombardischen Ritters auß Mayland sein Pferd mit einem Speer durch und durch gestossen, seinen Geist sobald auffgab, er aber hatte sobald ein anders zur Seite, wagte noch eins mit seinem Gegentheil, weil er sich der Revanche gebrauchen wolte, wurde aber im zweyten Ritt, doch ohne einige Verletzung seiner und deß Pferds abgehoben, das dann einem seiner gegenwärtigen Verwandten, weil sie beede von vornehmen Geschlecht waren, dermassen verdroß, daß er unversehens auf seines Vetters Gegenpart zurennete, ehe er aber vollends denselben erreichet, wurd dieser jenes gewahr, stellete sich zur Wehr, und nachdem beederseits Speere zerstücket und untüchtig gemacht, geriethen sie mit Schwerdtern aneinander, doch ward deß Mayländischen sein Pferd in den Halß so starck verwundet, daß es stürtzet, und weil der Groß-Hertzog diese Unbilligkeit wolte straffen lassen, und kein Gebot diesen Streit aufzuheben, außgehen ließ, stieg dieser auch vom Pferd, und hielten den Schwerd-Streit vollends zu Fuß, biß der Mayländer todt auf dem Platz blieb, sein Gegentheil aber welcher von Pisa war, und Hallo hieß, begab sich wieder zu Pferde, und mengte sich der Ritterschafft ein, und ward wegen seiner Thaten gelobet, weil er nemlich diesem wider Ritter-Gesetz handelend, seinen verdienten Lohn mitgetheilet. Nach diesen kamen zween Ritter, tummelten in dem Platz einer dem andern zu Hohn, und weil sie die ärgsten Feinde, massen der eine von Spoletto Namens Sebulon, der ander auß Ancona, Ilhas genannt, hatten sie sich auß Eyffer und Rache einander herauß gefordert, und begegnet einer dem andern so, daß jederman sahe daß sie nicht als tapffere Ritter, sondern vielmehr als Desperate einander begehrten, und dieser seine Lust an des andern Blut sehen wolte, traffen auch mit solchem Eyffer auf einander, daß deß Ilhas sein Pferd darnider gerennet, und zu Boden todt ligen blieben, Sebulon aber war auch in die lincke Flemen getroffen, daß ihm noch einen Ritt zu thun unmöglich war: ward derowegen von seinem Diener zu Pferd abgeholet, dem Ilhas aber auch ein frischer Klepper untergezogen, und begaben sich beede dem Turnir vollends ein Ende abzuerwarten, in der Zuseher Gesellschafft, vortrugen sich auch nach gehaltenem Turnir, und wurden solche Freunde, daß einer deß andern Schwester, Sebulon deß Ilhas, und dieser jenes zur Ehe genommen, und hätte sich einer vor den andern dem Tod zu überlieffern vor das grössest Glück gerechnet. Hierauf nun kamen Grandesse der Genueser und Sallon, der Ritter von Padua, auf den Plan, tummelten als wolerfahrne Ritter ihre Pferde dermassen, daß jederman Verlangen trug, zu sehen, welche diese zum Kampff ausfordern würden, auch wurde dem Groß-Hertzoge und allen Gesandten von denen bey sich habenden Dienern angesagt, daß diese von denen ihrer Zeit in ihrem Vatterland und den angräntzenden Landen gesessenen Rittern sehr gescheuet, und vor die tapfferste gehalten würden, das den die gantze Schaubühne zu fleissiger Anmerck- und Zusehung veranlassete. Als sie nun in dem Tummeln sowol ihre als der Pferde Geschicklichkeit guten Theils sehen lassen, kehreten sie sich beede um, und winckete dieser dem Herrn Livorno, der ander aber Herrn Ballach zum Kampff aus, die darauf dann, als welche sich auf allen Fall noch einmal gefaßt gemacht, und mit zimlichen Speeren versehen, den jenigen zu willen zu seyn, heraus gestochen kamen, und ihre Pferde noch viel zierlicher als jene tummelten, sonderlich Herr Ballach wuste des Groß-Hertzogen Grauschimmel dergestalt zu lencken, daß der Groß-Hertzog nicht wuste wie er es verstehen solte, und was er endlich aus ihm machen solte, massen er seinem Bereuter darinn weit überlegen. Sie nahmen ihre Schrancken sämtlichen ein, nnd bekam Herr Ballach den Grandesse von Genua, Livorno aber Sallon vor sich. Sie ritten aber mit zimlicher vorsichtiger Krafft aufeinander, und als Herr Ballach auf seinen Gegentheil stieß, sprangen beeder Speere so bald in Stücker, und ward keiner verletzt, ohne daß der Ritter Grandesse etwas hinter sich wancken muste, Herr Livorno aber und sein Gegenpart traffen einander, daß diesem sein Speer zerscheitert dahin sprang, und von jenem gezwungen ward den Sattel-Knopff zu fassen, sich deß Falls zu enthalten, nnd als sie diesen Ritt allerseits ohne Schaden ausgehalten, waren sie sobald willens noch eines miteinander zu versuchen, und kame also zum zweyten mal Herr Livorno auf seinen Gegentheil mit solcher Stärck, daß sich Sallon bis auf seinen Rücken zurücke auf sein Pferd werffen muste lassen, doch enthielt er sich, wiewol schwerlich, deß Fallens, Herr Livorno aber wanckete im geringsten nicht; die beeden anderen aber geriethen mit ungleicher Stärcke aneinander, dann Herr Ballach hub den Ritter Grandesse mit grosser Behendigkeit, gleich wäre er ein Vogel, aus dem Sattel, doch bekam der Genueser keinen Schaden, wiewol er unsanfft darnieder fiel, er war aber bald wieder auf seinem Pferd, und begab sich mit grosser Schamröthe der Compagnie wieder ein, dem unser Herr auch folgete, und jeder seinen Ort einnahm. Der Groß-Hertzog aber und die übrige Gesellschafft konten sich dieser Ritter (Herren Ballach und Livorno nemlich,) Hurtigkeit nicht genug verwundern, sonderlich fieng der Paduanische Gesandte an, und sagte: Nun Sallon, du hast doch einmal deinen Herrn funden, dann zu Padua und daselbst herum hast du eine Zeithero jederman den Trotz gebotten, und die Kleinod noch allezeit davon getragen.

Nach diesen nun tummelten die übrigen, worunter ein Edelman aus Calabrien auf einen Ritter aus der Marck Ancona stieß, und weil keiner den andern mit dem Speer traff, ergriff einer den andern bey dem Leib, und wurffen sich beede von ihren Pferden, weil aber der ans Ancona in dem Stiegreiff behangen blieb, ward ihm das Bein verwundet, und von seinen Dienern aufgehoben, der Ritter aus Calabrien aber kam unbeschädiget davon. Als nun alles vorüber, und das Turnir ein Ende bekommen, wurden die Kleinodien ausgetheilet unter die so sich am besten und tapffersten hatten sehen lassen, diese wurden durch einen Herold zu dem Groß-Hertzogen vor die Schaubühne gefordert, und war der Erste Herr Ballach, dem nicht allein der Groß-Hertzog, sondern alle Gesandten und Herren den besten Preiß, auf Befragung, mittheilten; Dieser nun hatte sich dessen nicht versehen, tantzete derowegen mit seinem Grauschimmel in vollen Freuden, und hinter ihm sein Diener Tassibal, biß ohngefehr 30. Schritt von der Schaubühne, da stieg er von seinem Pferde, ließ es dem Diener an der Hand, und gieng mit aufgeschlagenem Helm in demüthigen Gebärden unten an die Schaubühne, er wolte allda fernerer Resolution gewärtig seyn, aber ward sobald zu dem Groß-Hertzogen und andern Fürstl. Personen gefordert, und als er oben hinauf kommen, tritt ihm Fräulein Eleonora, des Groß-Hertzogen Fräulein Schwester, welche Herr Ballach und Herr Livorno vor wenigen Tagen von denen Räubern erlöset, entgegen, setzet ihm einen Lorbeer-Krantz mit köstlichen Edelgesteinen versetzet, auf seinen Helm, und präsentiret ihm einen köstlichen Zaum mit silbernen Stangen, mit diesen Worten: Da nehmet hin, tapfferer und tapfferster Ritter, diesen Zaum, und zugleich das hierzu verordnete Pferd, so hierunten eurer wartet, ein mehrers zwar verdienen, und haben schon verdienet eure ritterliche Thaten, in Betrachtung, daß ihr auch euer Leben vor mich zu lassen, ohnlängst willig gewesen, aber nehmet jetzt mit diesem geringen Geschenck, und unserm jederzeit geneigten Willen, vor dißmal vorlieb, nnd last euch vielmehr an der Ehre, so ihr dißmal fast unter drey hundert Rittern davon traget, begnügen. Hierauf nahm Ballach dem Fräulein den köstlichen Zaum ab, und bedanckte sich also: Wann ich mich, gnädigste Fräulein, jemalen stumm hätte wünschen wollen, so hätte ich jetzund die grösseste Ursach, dann ich fast ohne diß nicht weiß, was meine blöde und erschröckte Zung auf dieses mir unverdiente Geschenck und Lob, vor Entschuldigungs- und Bedanckens-Wort, noch erdencken soll, so kan ich mich auch nicht recht besinnen, warum man mir diese beste Kleinod vor andern zustellet, der ich mich doch nach wie vor, einen Schüler vor allen erfahrnen Rittern freywillig bekenne, doch nehme ich dieses alles zu einem Zeichen eines gnädigen gegen mich gesinnten Willens an, bittende, denselben fürters, wie bißher, fortzupflantzen, so werden Eure Gnaden also leichtlich sehen, daß ich Tag und Nacht um einige Gelegenheit, wie ich mich dieser Geschencken nnd deß gnädigen Willens in etwas möchte theilhafftig machen, inständig bitten werde. Hieranf küssete er dem Fräulein ihre Hand, (die ihm aber lieber die Leffzen geboten,) und nach tieff genommenem Abschied, begab er sich noch mit dem Zaum zu seinem gezeigten Kleinod, als er aber vor die Schaubühne unten hinkam, führete der Bereuter einen köstlich geschmückten schönen Hengst daher, an einer seidenen Halffter, der Bereuter nahm sobald den Zaum vom Herrn Ballach, und thäte ihn dem Pferd an, der Sattel auf dem Pferd war von Scharlaken mit Gold verbremet, und mit Perlen und Edelgesteinen durch und durch gesticket, so daß das Pferd mit dem Sattel, Zaum und silbernen Steigreiffen, wie auch dem köstlich besetzten Lorbeer-Krantz, auf vier tausend Cronen geschätzet ward: so bald aber das Pferd Herrn Ballach gesehen von der

Schaubühne kommen, fieng es an zu wieheren, und gab seine Liebe zu ihm zu verstehen. Herr Vallach nun bedanckte sich gegen dem Bereuter, und schwung sich hurtig auf den Blancken, und als das Pferd seinen Herrn auf ihm fühlete, tantzete es dermassen zierlich, als wolte es mit seinem Herrn prangen, und verwunderte sich der Groß-Hertzog, und sprach zu denen Gesandten, nun hat sich mein Bereuter diesen Blancken zu reuten, jederzeit gescheuet, weil er sich nicht allein nicht gern besteigen lassen, sondern auch jederzeit darnach getrachtet, wie er seinen Besitzer abheben möchte, jetzund aber thut er deren keines: daß ich also schliesse, das Pferd müsse eine sonderliche Zuneigung zu diesem Ritter tragen, die es auch mit seine Wiehe-ren zu verstehen geben, als aber Herr Vallach ein weil turniret, begab er sich unter die Ritter-Gesellschafft mit seinem Diener und dem Blancken. Nach ihm ward Herr Livorno das zweyte Kleinod zu empfangen gefordert, der ihn im Anfang ein solches nicht träumen lassen, massen er sich schon übrig vergnügt befand, daß Herr Vallach, als welchen er mehr dann seinen Bruder liebte, den besten Preiß und Gabe davon getragen, doch tummelte er seinen Kesten-braunen Wallachen, und hinter ihm sein Page auf einem Rappen, stieg aber als er bald die Bühn erreichet ab, und gieng mit aufgeschlagenem Helm die Stieg hinauf zu den Fürstlichen Personen, und weil der Groß-Hertzog wuste daß ihn sein Vatter noch nicht kante, muste der Vice-Cantzlar Herr Livorno seinem unbekannten Sohn Ritter Livorno entgegen gehend mit einem auch köstlich-gezierten Kräntzlein bekrönen, und überliefferte ihm hierauf einen Schild so Himmel-blauer Farben, und mit güldenen und silbernen eingeätzten Rößlein sehr künstlich außgearbeitet, und auf 3200. Cronen geschätzet ward, mit diesen Worten: Nehmet hin Edler Ritter von meiner unwürdigen Hand, was euch euer Tugend zu wegen gebracht, und wisset daß ihr euch neben diesem wenigen unsers allerseits gnädigsten Groß-Hertzogs Gnaden und beharrlichen Gunst hiermit versichern sollet, werdet auch euch ferner ritterlich in Tugend, und sonderlich der in Tapfferkeit zu üben hiermit ernstlich vermahnet, damit ihr euren Vatterlande zur Zeit der Noth mit mächtiger Hand beispringen, und wider alle unrechte Gewalt schützen helffen könnet. Als der Vice-Cantzlar noch also redet, schickte der Groß-Hertzog einen Page zu dem jungen Herren Livorno und ließ ihm sagen, er solte sich nun seinem Vatter zu erkennen geben. Der antwortete nun dem Vice-Cantzlar seinem Herrn Vatter also: Gegen meinen gnädigsten Groß-Hertzog, wehrtester Herr, bedancket sich dessen Diener mit schuldigster Demuth, denn darauß spüret er, daß gedachter Groß-Hertzog von Florentz ihn seiner Gnaden jederzeit werde anbefohlen seyn lassen, weiß aber unterdessen nicht die geringste Ursach, warum mein hochgeehrter Herr sich seines Sohns gar entschlägt, daß er denselben nicht einmal seinen Sohn sondern mit dem Namen eines unbekannten Ritters begrüsset. Der Vice-Cantzlar wuste nicht mehr was er hierauf antworten solte, stunde derowegen gleich als entzucket biß der Groß-Hertzog selbst hinzu trat, und den Ritter Livorno bey der Hand ergreiffend, seinem Herren Vatter mit diesen Worten zu führete: Was besinnet ihr euch noch lang, mein lieber Cantzlar, wolt ihr dann euren Sohn nicht erkennen, der euch und unserm Hof vor dißmal so grosse Ehre und Ruhm erhalten, ich hab ihm mit Fleiß verbotten, er solte sich seinen Eltern nicht zu erkennen geben, biß zu guter Gelegenheit, nehmet derowegen diesen tapffern Ritter vor einen Sohn, welcher vor 5. Jahren verreiset, und vor etlichen Tagen zu meiner Fräulein Schwester grossem Glück wieder ankommen, und nebst ihm Herr Vallach der auch ein tapfferer Held, so mit seinem hertzhafften Muth und Hurtigkeit allewell den geschmückten Blancken zum Kleinod erhalten; dann ihr wisset, daß mein Fräulein Schwester Eleonora auf 3. Tag zu meiner Bettlägerigen Frau Mutter auf ihren Wittib-Sitz und Schloß Flack dieselbe zu besuchen, und wann es möglich mit auf mein Beylager anhero zu bringen, nebst etlichen Dienern gefahren, als sie aber auf der Rück-Reyse ein Meil oder 5. von hier in einen tieffen Thal kommen, stossen etliche Africanische See-Räuber auf sie, so sich von Padua, allwo sie außgestiegen, in das feste Land gemacht, und etliche Zeit mit morden grassirt, sie haben auch ihr Vorhaben desto besser zu bewerckstelligen, und weil sie schwach an Mannschafft, etliche Italiänische Bandites um ihren Sold gedinget, welche ihnen treulich beygestanden, die vier vornehmsten Führer aber unter diesen sind geharnischt gewesen, und als sie unsre der Fräulein Reuter, als welchen sie an Mannschafft zimlich überlegen gewesen, biß aufs Haupt, ja alle gantz darvon ermordet, sprungen gedachte vier geharnischte als Obersten von den Pferden, um sich deß Raubs in der Kutschen zu bemächtigen: und wäre meine Fräulein Schwester samt ihren zwey bei sich habenden Kammer-Jungfern ihren Klauen und schändlichen Muthwillen gewißlich nicht entkommen, wann nicht euer gegenwärtiger Sohn und Herr Vallach als beyde tapffere Cavallier, mit ihren zween Dienern durch Gottes Engel den Meinen zur mercklichen Hülff geschicket, und sie durch ihre mächtige Faust und scharffe Schwerdter dem Feinde widerstanden, dann wie Uns unsere Fräulein Schwester hernach selber erzehlet, so haben sie vor allen Dingen die vier geharnischte Obersten nicht zu Pferde kommen lassen, und unterdessen in dero ungeharnischte Diener dermassen grassiret, daß hier ein Kopff, dort ein Arm gefallen, und hier ein Mann, dort ein Pferd gestürtzet, da diese zwey Ritter nebst den zween Dienern noch endlich den kürtzern ziehen, und die Flucht, wegen der Menge des Feindes hätten nehmen müssen, wann nicht ihre sonderliche Vorsichtigkeit sie erinnert, ehe sie Unserm Fräulein Schwester zu Hülffe kommen, und sich von dem Feinde sehen lassen, ein Diener in das nechstgelegene Dorff, selbige Bauern in unserm Namen mit Gewehr zu folgen, und den Unsern beyzuspringen, abzuschicken, denn es kamen ihnen noch 24. mit Gabeln, Hacken und Karsten versehene Bauern zu Hülffe, wodurch die Mörder vollends in die Flucht geschlagen, 3. aber von den Obersten sind auch durch ihr Läster-Maul ums Leben kommen, der Vierdte aber ist demüthig gewesen, und weil er um Gnade und das Leben gebeten, auch Verbesserung seines Lebens, und dessen allen zur gewissen Versicherung das Christenthum anzunehmen sich erboten und verheissen, ist er dem Tod entrissen, und hat ihn Herr Vallach zu einem Diener angenommen. Als dieses der Groß-Hertzog erzehlete, verwunderte sich nicht allein der Herr Vice-Cantzlar, sondern alle anwesende Gesandten, sowol über diese unerhörte mördrische That, als auch und zwar noch mehr über dieser Ritter Tapfferkeit, auch wurde Ritter Livorno nunmehr von seinem Vatter als ein Sohn bewillkommet, und mit Freuden angenommen, dann, sagte er, ich hätte ihn nimmermehr nicht erkennet, so sehr hat er sich in den fünff Jahren verändert, wiewol ich mich nun der Sprache etwas kundig befinde: hierauf nahm der Ritter seinen Abschied, und trat mit seinem Kleinod wieder zu seinem Pferd, und als er sich selbst besteigreiffet, tummelt er mit demselben Trupp-ein. Hierauf kam wieder ein Herold, und fordert den Ritter Hohenlohe, ein Kleinod von dem Groß-Hertzogen zu empfangen; und weil derselbe den Preiß allein unter den Teutschen hatte, tummelte er mit Begierde auß dem Trupp hervor, und als gleich den andern nahe der Schau-Bühne, ließ er dem Diener sein Pferd, und trat mit aufgeschlagenem Helm die Bühne hinauf, dem ein Gräflich Fräulein einen silbernen und mit Perlen wol-besetzten Helm, der auf 2183. Cronen geschätzet ward, überliefferte, sagend: Eure Tapfferkeit, hochgeborner Ritter, habt ihr in diesem Turnir vor vielen mercken lassen, und nun zur Anreitzung daß ihr in diesem Ritter-Stand euch je mehr und mehr tapffer und eurem Lande nützlich erzeigen möchtet, ist euch diß geringe Kleinod zu einem Recompens präsentiret worden: worauf der Graf von Hohenlohe den köstlichen Helm nahme, und sich also bedanckete: Die Ehre, werthes Fräulein, die ich von ihr und vielmehr durch sie von Ihrer Durchl. dem Groß-Hertzog erlange, ist mit meiner That und Tapfferkeit weit nicht zu vergleichen, und halte ich davor, wann man sie recht auf einer richtigen Waagen wigen wolte, würde diese wie eine Feder gegen jener zu halten seyn, doch nehme ich dieses liebe Kleinod von meiner hochgebornen Fräulein lieben Händen zu tieffsten Danck an, hoffende, dieselbe werde ihrem Diener mit Affection zugethan bleiben, und bei dem Groß-Hertzog derenthalben bestermassen recommendiren: küssete darauf ihre Hand, neigte sich gegen dem Groß-Hertzog und den Fürstlichen Gesandten biß auf die Erde, und trat also wieder von der Schau-Bühne, allwo er seinem Diener seinen Helm überliefferte, und den zum Kleinod verehrten auffsetzte, tummelte darauf wieder zur Compagnie. Bald hierauf als Hohenlohe in den Trupp kam, erhebt sich ein Streit zwischen Hallo dem Ritter von Pisa, und dem Mayländischen, welche zuvor mit einander gekämpffet, und dieser von jenem abgehoben worden, der Mayländische aber als welcher ein rachgieriger Geist, wolte sein Leben ehe hundertmal verlieren, als diesen Schimpff auf sich sitzen lassen, und als einer dem andern mit harten Worten scharff zugeredet, kamen sie endlich von den Worten zu Waffen, stachen unter dem Hauffen hervor, und rennet einer auf den andern wie die Löwen loß, und wurde der Mayländer noch einmal mit grosser Schande abgehoben, dennoch wolte er nicht nachlassen, sondern den Schwerdt-Streit zu Fuß vollziehen, dem der Pisaner, weil ihm schon von dem Groß-Hertzog diese Bestie recht abzustraffen vergönnet, zu Gefallen auch abstieg, und gingen also nun mit den Schwerdten so verzweiffelt loß, daß jederman meynet, der Mayländer würde obsiegen, weil er die stärckesten Streiche auf sein Gegentheil führete, dieser aber ließ ihn immer toben, und gebrauchte sich mehrentheils seines Schildes, die harten Streich damit aufzufangen, bis sie fast eine viertel Stunde an einander gewesen, da ließ der Mayländer auß Mattigkeit seine Streiche etwas geringer fallen; und weil Hallo noch seine Kräffte alle beysammen hatte, dann er keinen rechten Streich auf jenen

geführet, fänget er nun an sich seines Schwerdts offensive auch recht zu gebrauchen, und schlug damit sehr tapffer zu, daß er dem Mayländer den lincken Arm abhauet, worvon der auch zur Erden stürtzete, und wolte ihn Hallo pardonniren, aber jener erachtete sich deß Lebens unwürdig, massen, weil er sein Schild, als er schon lag, nach Herrn Hallo zuwarff, und denselben die Scheibe dermassen traff, daß das Blut hernach trang, und hinter sich stürtzete, und als dieses der Verwundete sahe, er geschwind über ihn her wolte, aber Hallo kam ihm auch zuvor, und schlug ihm auß wolverdienten Lohn den Kopff ab, sagend: also muß man unbändige Kälber schlachten, sonsten verführen sie eine gantze Heerde: nimmt hernach den Kopff und eilt damit zu der Schau-Bühne, und als er hinzukommt, redet er den Groß-Hertzog also an: Nun gnädigster Hertzog, stelle ich mich zur Straffe hin, weil nunmehr der Wütherich gefallen, und durch mein Schwerdt umkommen, ich weiß wol der Turnir-Gesetze und Regeln, daß man sich auf dem hierzu geordneten Platz auß Eyffer und Zorn zu keinem Duell außfordern, viel weniger einer dem andern das Leben mit Muthwillen nehmen darff, ich aber habe dem zuwider leben müssen, dannoch hoffe ich in Ansehung und fleissiger Erwegung, daß ich mich meines Gegentheils mit Ehren nicht können enthalten, weßwegen mir die gantze Ritterschafft warhafft Zeugniß geben wird, und dann auch, weil das Recht der Natur zulässet, der unbillichen Gewalt mit Gewalt zu widerstreben, als hoffet dieser Schuldige ein gnädiges Urtheil, und weil er sich selbst schuldig erkennet, demnach nach Ritters-Manier vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als nun der Hertzog seine Entschuldigung angehöret, auch gesehen, wie er gezwungen gewesen zu diesem Kampff, und daß er nicht ohne Verletzung der Ehren, so bey den Rittern mehr als das Leben ist, vorbey gekönnt, über das auch, daß er Herrn Hallo zu gesprochen, diese Bestie recht abzustraffen, antwortete er ihm selbst von oben herab also: Nicht so, tapfferer Ritter, wer wolte euch euer Leben, als welches ihr allerweil mit grosser Gefahr erretten müssen, so unverschuldeter Sachen nehmen? Meynet ihr, wir wären willens, auß Gerechtigkeit Rachgierigkeit zu machen? das sey ferne, und weil ihr eure Ehre und Leben zuschützen verbunden, und von Rechtswegen daran gehalten seyd, wie kan man denn diß, was das Recht zulässet, straffen, trettet vielmehr herauf und empfanget von uns das vierdte Ritter-Kleinod, als zu welchem ihr nun mit gutem Fug der nächste seyd. Als dieses Hallo höret, warff er deß Mayländers Kopff auf die Bahn, schlug seinen Helm auf, und ging mit grosser Freude auf die Schau-Bühne, und da er nahe bey den Fürstlichen Personen, schickete ihm der Groß-Hertzog mit seinen Leib-Pagen einem vornehmen Freyherren ein paar silberne Sporen mit güldenen Rädlein, und Rücken, die waren wegen der künstlichen Arbeit auf 1360. Cronen gehalten, und redet der Groß-Hertzog weiter zu ihm; Weil ihr nun, tapfferer Ritter, mehr Anfechtung, als einige andere auf diesem Turnir gehabt, deme doch eure Tapfferkeit jederzeit überlegen, und allen Unfall überwunden, so habt ihr nicht unbillich bey diesem geringen Kleinod unsern geneigten Willen und beharrliche Gnade spühren sollen, versichert euch dessen und verharret ferner, wie bißhero, so wird die grosse Ehre und Nutzen euer eigen seyn, und seyd hiermit von dem vergossenen Blut erlediget und loßgesprochen. Hierauf nahm Herr Hallo die Sporen an, mit diesen wenigen Worten: So sollen denn auch Euere Durchl. eines willigsten Dieners an mir versichert seyn, nahm auch deßwegen dieses wiewol unverdiente Kleinod zu einem Zeichen und Pfande dero beharrlichen Gnaden an: hierauf wolte er den Hertzog den Rock küssen, der ihm aber die Hand bott, und trat also wieder auf den Platz, da ihm sein Diener das Pferd entgegen brachte, und als er sich besteigreiffet, zog er mit höchster vergnügender Freude zu der Ritterschafft, und ward von ihr hoch geehret. Bald waren vier Herolden abgeordnet vom Groß-Hertzog, die musten vor die gantze Ritterschafft auf den Platz reuten, und unter ihnen das Turnir auffkündigen, und den Abzug anmelden, und nachdem sie dieses mit zimlicher Wolredenheit vorbracht, forderte er die 4. Ritter heraus, und redet sie also an; Unser allerseits gnädigster Groß-Hertzog lässet die Herren Ritter auß grosser Zuneigung und Gunst diesen Abend mit ihm zur Fürstlichen Tafel zu gehen, bitten, welches denn auch keiner abschlagen kunte, in Betrachtung, der vorstehenden grossen Gnade, so ihn hierdurch geschahe, und zogen also nun alle Ritter wieder nach ihrer Herberg, der Groß-Hertzog machte sich mit den Fürstl. Herren Gesandten, auch einem grossen Hauffen Diener wieder gen Hofe, und ward auf den Abend ein sehr köstlich Panquet angestellet, der Herr Vice-Cantzlar aber nahm seinen Sohn, Herrn Livorno samt dem Ritter Vallach mit nach Hause, um seinen Sohn allda recht zu bewillkommen, und der Mutter samt seinen Geschwistern ihren respectiven Sohn und Bruder mit Freude wieder einzulieffern, deßwegen beede Ritter Herr Vallach und Livorno nach abgelegten Harnischen köstliche Kleider anlegten, und muste des Livorno Leib-Page den köstlichen Schild so ihm zum Kleinod eingehändigt, samt dem zierlichen Lorbeer-Krantz ihm nachtragen. Als sie nun in das Hauß kommen, und die Mutter der Ritter ansichtig worden, erschrickt sie sehr, und weil sie ihr noch unbekannt, meynet sie ihr Herr Cantzlar hätte sie etwa zu Gast gebeten, dannoch empfänget sie selbige gar höflich, und fragte der Cantzlar so bald nach den übrigen Kindern, die so bald herbey kamen, und muste sich Herr Livorno zu erkennen geben, da erhub sich nun eine solche Freude, ob seiner glücklichen Ankunfft, daß sie nicht zu beschreiben; und als sie noch darzu vernahmen, wie daß 4. Ritter, worunter er der andere gewesen, die besten Kleinodien im Turnir erhalten, ward die Freude noch grösser: die Cantzlerin war geschäfftig wie die Martha, und wolte ein Gastmahl anstellen, weil aber der Vice-Cantzlar auch zur Fürstlichen Taffel gebeten, ward sie ihrer Ungelegenheit vor dißmal überhoben, unterdessen verbrachten sie die Zeit im Brett, biß sie die Eß-Stund nacher Hof forderte, ward also der Vice-Cantzlar vom Herrn Vallach zur Rechten, wie er sich zwar dessen wegerte und Herrn Livorno die Ehre lassen wollte, dieser aber wiche ihm willig, weil Herr Vallach nunmehr am Hof und vom Groß-Hertzog angenommen, deßwegen er auch die lincke Seite seines Herren Vatters beschloß, begleitet biß sie in den Hof kamen, und die Herren Gesandten schon alle in dem Eß-Saal, eileten sie daß man ihrer nicht länger warten muste, zum Saal, allwo der Herr Vice-Cantzlar zu nächst nach den Gesandten, nebst dem Herren Vallach, darnach Herr Livorno, diesem nach der Graf von Hohenlohe und zuletzt Ritter Hallo gesetzet wurden, und ward die Taffel mit einer zierlichen Music belustiget, und fielen allerley Gespräch unter den Gästen vor, worinn ein jeder seine Wissenschafft sehen ließ, sonderlich aber kam man auf das annoch im frischen Gedächtniß schwebende Turniren, woher das nemlich seinen Anfang, und wolte der Käiserliche Teutsche Gesandte, Namens Cuspinianus, der Käiser Henricus Auceps hätte dem Turnir seinen Anfang gegegeben: dem aber (weil sonst niemand darzu redete,) der Grafe von Hohenlohe widersprach und sagte: Ich habe in einem Turnir-Buch gelesen, daß hochgedachter Käiser Henricus Auceps mit seinem Cantzlar Philippo geredet, daß man das Turniren so er bey andern Nationen gesehen, auch am Käiserlichen Hof einführen möchte, hätte man es nun bey andern Nationen gesehen, so könte dieser Käiser wol nicht unbillich ein Einführer in Teutschland, aber nicht ein Erfinder, und Anfänger des Turnirens genennet werden: eben dieser Meynung war auch der Frantzösische Gesandte André Faceym genannt, der diesem also beyfiel: Es ist meiner Meynung nach ein gemeiner Irrthum, der auf keinem gewissen Fundament stehet, daß man will sagen, das Turniren habe seinen Ursprung auß Teutschland, und zwar von Henrico Aucupe, dann ich hab in denen Teutschen Historien gelesen, als gedachter Käyser auß Hungarn im Jahr nach Christi Geburt 930. wiederkommen, (wohin er wider die Hunnos mit Krieges-Macht außgezogen, die seine Grentze sehr anfochten:) habe er sich so bald auf Mittel bedacht, wie er die Teutschen zum Krieg und Reuten etwas geschickter machen möchte, und damit er seines Vorhabens Zweck erreichen möchte, habe er den Fürsten und Herren im Römischen Reich vorgehalten, daß sie sich durch das Turniren im Krieg erfahren machten, als aber dieses ein vornehmer am Käiserlichen Hof gehöret, habe er gesagt, das wäre unmöglich, massen sie sämtliche sothane Ubungen in Teutschland nicht gesehen, noch ihnen bekannt, ja es wären auch in Teutschland solche niemalen gehalten worden, in Franckreich aber und Engelland hätten sie ihren ordentlichen Fortgang. Worauß denn klärlich zu sehen daß dieser Kayser das Turniren von andern Nationen erlernet, dann er hat ein offentlich Edict an alle angrentzende grosse Herrschafften, Fürsten, Grafen und Freyherren lassen außgehen, daß er nemlich ein öffentlich Turniren halten wolte, und das thät er nur darum, daß die Teutschen Fürsten und Herren von den Außländischen Rittern das Turniren lernen, und hinführo sich auch fleissig darinn üben solten. Ein ander Venetianischer Gesandter Pancirollus genannt wolte behaupten, daß das Turnieren seinen Anfang vom Manuele Comneno einem Constantinopolitan. Käyser habe, dann sagte er, ich habe bey dem Niceta Chromata, welcher jetzt gemeldten Constantinopolitanischen Käysers Thaten am besten beschrieben, unter andern gelesen diese Wort: Als aber der Käyser gesehen, wie die Welschen Soldaten mit ihren hurtigen Speeren und Spiessen stoltzierend sich sehen liessen, hat er ein Turnir mit Speeren angestellet, und als der Tag des Turnirens kam, hat er seine Verwandten mit zum Kampff angeredet und vermahnet, er selber der Käyser Comnenus begab sich seiner Gewohnheit nach mit lächelndem Munde in ein grosses flaches Feld, allwo schon alle Ritter versammlet waren, er hielte seinen Speer aufgericht, und hatte einen langen Talar an, welcher auf der rechten Achsel angenesselt war, auf daß

der Arm desto freyer seye: Saß auf einem muthigen Hengst der köstlich gezieret, daß er seinem Besitzer an Zierath und Edelgesteinen nichts nachgab, der Hengst hielte seinen Kopff gleich den Ungarn in die Höhe, und scharrete mit einem fördern Fuß, gab damit seine Lust zum lauffen zu verstehen: Der Käyser befahl auch seinen Rittern die mit den Welschen kämpffen wolten, daß sie ihre köstlichen Kleider anlegten, und machte sich auch der Printz Gotthardus selbst herbey, der saß auf einem schneeweissen Caballen, hat einen mit Gold gestickten Rock an, so ihm biß an die Füsse reichete, hatte einen vergüldeten Hut auf seinem Haupte, so nach Art einer Bischoffs-Mütze gebogen, er hatte einen zimlichen Hauffen Ritter bey sich, die waren alle schöne erwachsene und tapffere Kerl; Endlich ging der Kampff an, da gingen ihrer viel mit allen Kräfften aufeinander, da solte man gesehen haben, wie etliche auf dem Rücken ligend, die Beine in die Höhe kehreten, etliche lagen auf dem Bauch, dieser wurde auß dem Sattel gehoben, jener gab Versen-Geld, etliche erschracken für den Speeren, und verbargen sich hinter ihre Schilde, andere waren frölich, weil sie sahen, daß sich ihre Gegentheile für ihnen entsetzeten. Die Lufft wurde bewegt durch dieses Rennen und Lauffen der Pferde, so daß die Fahnen sich schwenckten, und nicht still hangen kunten, daß man daher wol hätte sagen können, Venus und Mars, ja Bellona und die Gratien hätten mit einander gestritten, eine solche Verwechselung und Zierlichkeit war da zu sehen. Hierauf als Pancirollus aufhöret, fing der Herr Graf von Hohenlohe abermal an und sagte: Das alles laß ich auf seinem Werth beruhen, und ob ich gleich aus keiner Historien weiß, daß man jemals vor Comneni Zeiten mit Speeren gestritten, so unterstehe ich mich doch nicht, etwas gewisses hiervon zu sagen, dann man kan gar schwerlich von so alten Sachen den Ursprung haben. Und ist uns ja auch so hoch nicht dran gelegen, ob wir der Turnir Ursprung wissen oder nicht, gnug ists, daß wir wissen daß hochgedachter Käyser Henricus Auceps dieselbe nach erhaltenem Hunnischen Sieg zum erstenmal in Teutschland eingeführet, dann wie mir bewust, so ist das Erste im Jahr nach Christi Geburt 935. zu Magdeburg gehalten worden, das Andere zu Rotenburg, Anno 942. das Dritte zu Costnitz, Anno 948. das Vierdte zu Martisburg, Anno 969. das Fünffte zu Braunschweig, Anno 996. das Sechste zu Trier, A. 1019. das Siebende zu Hall in Schwaben, Anno 1042. das Achte zu Augspurg Anno 1080. das Neundte zu Göttingen, Anno 1119. das Zehende zu Zürch, Anno 1165. das Eilffte zu Cölln, Anno 1179. das Zwölffte zu Nürnberg, Anno 1198, das Dreyzehende zu Wormbs, Anno 1209. das Vierzehende zu Würtzburg, Anno 1235. das Funffzehende zu Regenspurg, Anno 1284. das Sechszehende, zu Schweinfurt, Anno 1296. das Siebendzehende zu Ravenspurg, Anno 1311. das Achtzehende zu Ingelheim, Anno 1337. das Neunzehende zu Bamberg, Anno 1362. das Zwantzigste zu Eßlingen, Anno 1374. das Ein und Zwantzigste zu Schaafhausen, Anno 1392. das Zwey und zwantzigste zu Regenspurg, Anno 1396. das Drey und Zwantzigste zu Darmstadt, Anno 1403. das Vier und Zwantzigste zu Heilbrunn, 1408. das Fünff und Zwantzigste zu Regenspurg, Anno 1412. das Sechs und Zwantzigste zu Stutgart, Anno 1436. das Sieben und Zwantzigste zu Landshut, Anno 1534. das Acht und Zwantzigste zu Würtzburg, Anno 1479. das Neun und Zwantzigste zu Metz, Anno 1480. das Dreyßigste zu Heidelberg, Anno 1481. das Ein und Dreyßigste zu Stutgart, Anno 1484. das Zwey und Dreyssigste zu Ingelstadt, Anno 1484. Das Drey und Dreyßigste zu Anspach, Anno 1485. das Vier und Dreyssigste zu Bamberg, Anno 1486. das Fünff und Dreyssigste zu Regenspurg, Anno 1487. das Sechs und Dreyssigste zu Wormbs, Anno 1487. und nach diesen noch sehr viel andere, welche mir aber alle zu erzehlen lang fallen würde. Jederman verwunderte sich nun über diesen Grafen von Hohenloh, daß er solche Wissenschafft von dem Turniren hatte, ward deßwegen auch sehr geehrt: mit diesen und dergleichen Reden ward die Mahlzeit vollbracht, und nach derselben ein Fürstl. Tantz gehalten, worinn jeder seine Hurtigkeit sehen liesse.

---

## Der Hardegger, s. Minnesinger.

---

## Friedrich Ludwig von Hardenberg.

Dieser unter dem Namen Novalis bekannte Dichter ward den 2. März 1772 zu Wiederstedt im Mannsfeldischen geboren, studirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg bis 1794 Philosophie und Staatswirthschaft und wurde 1795 als Salinenauditeur zu Weißenfels angestellt. Der Wunsch einer gründlichen Bergwerkskunde führte ihn 1797 nach Freiberg, worauf er 1799 als Salinenassessor nach Weißenfels zurückkehrte. Schon in Jena mit Fichte und F. Schlegel bekannt geworden, kam er nun auch mit A. W. Schlegel, Tieck, J. P. Richter und Schelling in nähere freundschaftliche Berührung. 1800 wurde er zum Amtshauptmann über Thüringen erhoben, starb aber schon den 25. März 1801.

Von ihm erschienen;

N's Schriften. Herausgegeben von Fr. Schlegel und Ludwig Tieck. Berlin 1802, 2 Bde. in 8. 4. Ausgabe. Ebendas. 1826.

Der Richtung der sogenannten ersten romantischen Schule in der deutschen Poesie mit vollster Liebe und Hingebung sich zuwendend, galt F. v. H., oder wie er als Schriftsteller (nach einem seiner Familie zugehörigen Gute) allgemein genannt wurde, Novalis bald als eine der wirksamsten und bedeutendsten Stützen derselben, da er nächst Tieck unbedingt das meiste poetische Talent besaß, und, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, gewiß, in seiner Eigenthümlichkeit ausgebildet, Vorzüglichstes geleistet haben würde. — Reichthum der Anschauung, Tiefe und Innigkeit des Gefühls, religiöse Begeisterung, wie sie der wahre Mystiker besitzen muß, Anmuth in Behandlung der Formen und Wohllaut der Rede waren ihm wie nur Wenigen gegeben, und wurden durch ein sehr ernstes Streben nach Universalität trefflich gehoben. — Leider ist das Meiste von ihm, besonders sein Roman Heinrich von Ofterdingen, unvollendet geblieben; nur eine Reihe geistlicher Lieder und Hymnen steht abgeschlossen da, und gehört in jeder Hinsicht zu dem Vollendetsten, was wir in dieser Gattung aufzuweisen haben.

---

### Bergmanns-Leben*).

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsen-Glieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

---

*) Aus dem „Musenalmanach" für das Jahr 1802. Herausgegeben von A. W. Schlegel u. L. Tieck. Tübingen 1802.

Sie sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiß und Plage;
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verflossnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht.
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den Glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig,
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebürgen
Der frohe Herr der Welt.

---

## Lob des Weins.

Auf grünen Bergen wird gebohren,
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkohren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß.
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr Luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten,
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunkelm Schooße
Erscheint er im Krystallgewand,
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm, als Geist der goldnen Zeiten,
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

---

## Geistliche Lieder.

### 1.

Was wär ich ohne dich gewesen!
Was würd' ich ohne dich nicht seyn?
Zu Furcht und Aengsten auserlesen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien' mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungslosen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kund gegeben,
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsterniß.
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst in Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben wird zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust.
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frey und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demuthvolles Kind,
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwey auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein.
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bey uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die Eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgethan.

Ein alter, schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu seyn,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drinn;
Und wards in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerdte
Verschlang der Hoffnung Ueberrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreyer,
Ein Menschensohn, voll Lieb' und Macht;
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sahn wir erst den Himmel offen
Als unser altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bey uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber, wie ein sel'ger Traum,
Und ew'ger Lieb' und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift,
Und in sein Herz mit aufgenommen
Zur Frucht des Paradieses reift.

2.

Fern in Osten wird es heller,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle,
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung.

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längst verstiebte Funken hier zusammen.

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut,
Ew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensfluth;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Lasse seine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von seinem ewgen Glücke
Sollst du dich ergriffen sehn.
Alle Herzen, Geister und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreist nach seinen Händen,
Präge dir sein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenschein;
Wirst du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unser ist sie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erschreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime rasch geweckt;
Und so laßt im vollen Gottesgarten
Treu uns jede Knosp' und Blüthe warten.

3.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer,
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunter zieht; —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm —
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm.

Ich fall ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst, wie dir, zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein —
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlohrst, hat er gefunden;
Du triffst bey ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wiedergiebt.

4.

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und wegverlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein gehoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah, und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden
Ewig heiter, offen stehn.

5.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir seyn,

Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleyer hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

6.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bey,
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig seyn mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

7.

Hymne.

Wenige wissen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unersättlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
Wem heilige Gluth
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
In himmlischem Blute
Schwimmt das selige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das süße Mahl,
Nie sättigt die Liebe sich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann sie haben den Geliebten.
Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genossene
Inniglicher und näher.
Heißere Wollust
Durchbebt die Seele.
Durstiger und hungriger
Wird das Herz:
Und so währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekostet,
Alles verließen sie,
Und setzten sich zu uns
An den Tisch der Sehnsucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und priesen die Nahrung
Von Leib und Blut.

---

## Georg Anton von Hardenberg,

als Dichter Sylvester genannt, ward den 28. Juli 1773 zu Schlöben im Altenburgischen geboren und wurde nach vollendeten Studien als Königlich Preußischer Oberkammerherr und Landrath zu Oberwiederstedt bei Eisleben in der Nähe seines vorgenannten Bruders angestellt. Er starb daselbst den 10. Juli 1825.

Er lieferte:

Beiträge zu Rostorf's Dichtergarten. S. K. G. A. v. Hardenberg.

G. A. v. H. folgte der Richtung seines Bruders, F. v. H. (Novalis), nicht ohne Talent, aber ohne Tiefe, und zeigte sich mit Geschick in lyrischen Poesien, ließ es indessen bei diesen Jugendversuchen bewenden.

---

## Karl Gottlieb Andreas von Hardenberg,

Bruder und Liebling des Dichters Novalis, ward den 13. März 1776 zu Oberwiederstedt im Mansfeldischen geboren, besuchte wie sein Bruder zum Behuf des Studiums der Rechte die gelehrten Anstalten Sachsens und wurde bei des Letztern Tode zum Königlich Sächsischen Amtshauptmann zu Weißenfels ernannt. Er starb daselbst den 28. Mai 1813. Als Dichter nannte er sich Rostorf.

Seine Schriften sind:

Die Pilgrimschaft nach Eleusis. Ein Roman. Berlin 1804 in 8.

Rostorf's Dichtergarten. Würzburg 1807 in 12. Gemeinschaftlich mit G. Anton v. H. verfaßt und von K. G. A. v. H. herausgegeben.

K. G. A. v. H. folgte ebenfalls der von seinen Brüdern eingeschlagenen Richtung, und lieferte vorzüglich gelungene lyrische Poesien, von denen die hier mitgetheilte eine der glücklichsten ist.

### Die Wellen.

Die Woge spielt in tausend klaren Wellen
Und leiser eilt sie fort zum stillen See;
Der Tropfen will sich gern zum Strom gesellen,
Die Sehnsucht macht ihn auf und nieder schwellen!
Er geht und eilt und schläft im stillen See.

Dem Ufer möcht' er gern noch Manches sagen,
Er schleicht und flüstert ihm die Worte zu;
Und leis und still als dürft' er es nicht wagen,
Vertraut er ihm die süß'ten Liebesklagen
Und plaudert fort bis in die sanfte Ruh.

Am Felsen brechen sich die hellen Wogen;
Sie reden dort mit wildem Jugend-Sinn;
Und immer weiter werden sie gezogen,
Und immer schöner glänzt der blaue Bogen,
Sie schwimmen zu dem Silber-Meere hin.

Dort schlafen ihre schönen Jugendträume,
Voraus ereilten sie das stille Grab;
Doch daß das Aethergold sie stets umsäume
Und ew'ge Jugend ihrem Schooß entkeime,
So steigen sie und stürzen tief hinab.

---

## Konrad Harder, s. Meistersänger.

---

## Arnold von Harffe, s. Meistersänger.

---

## Georg Wilhelm Heinrich Häring,

als Schriftsteller unter dem Namen Wilibald Alexis bekannt, ward den 29. Juni 1788 zu Breslau geboren, erwarb sich nach daselbst vollendeten Studien die Würde eines Dr. der Philosophie und wurde zuerst als Kammergerichtsreferendar zu Berlin angestellt. Später gab er diese Anstellung auf, privatisirte daselbst, sich belletristischen Beschäftigungen widmend, und übernahm nach Kuhn's Tode die Redaktion des Freimüthigen, die er jedoch später, nachdem diese Zeitschrift mehrere Schicksale erlitten, wieder aufgab.

Er schrieb unter dem Namen Wilibald Alexis:

Die Treibjagd, scherzhaftes idyllisches Epos. Berlin 1820. gr. 12.

Die Schlacht bei Torgau und der Schatz der Tempelherren. 2 Novellen. Berlin 1823 in 8.

Scotts Jungfrau vom See. Zwickau 1822. Neue Ausgabe 1827, 2 Bde.

Scotts Lied des letzten Minstrels. Ebendas. 1824. 2 Bde.

Heer- und Querstraßen, aus dem Englischen. Berlin 1824 — 1827, 5 Thle. 8.

Waladmor. Frei nach dem Englischen des W. Scott. 2. verb. Aufl. Berlin 1824, 3 Bde. in 16, mit 1 Steindr.

Die Geächteten. Novelle. Berlin 1825 in gr. 12.

Schloß Avalon. Frei nach dem Englischen des W. Scott. Leipzig 1827. 3 Bde.

Herbstreise durch Scandinavien. Berlin 1828, 2 Thle. in 8.

Wanderungen im Süden. Berlin 1828 in 8.

Novellen. Berlin 1830 u. 1831, 4 Bde. in 8.

Der Freimüthige. Berliner Conversationsblatt, 27. — 32. Jahrgang. Berlin 1830 — 1835 in gr. 4.

Cabanis. Roman in 6 Büchern. Berlin 1832, 6 Bde. 8.

Wiener Bilder. Leipzig 1833 in gr. 12.

Schattenrisse aus Süddeutschland. Berlin 1834 in 8.

Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Leipzig 1835, 2 Bde. in 8.

Außerdem Schriften geringern Umfangs in Jahrbüchern (z. B. die Sonnette und Aennchen von Tharau im Jahrbuch deutscher Bühnenspiele Jahrg. 7. u. 8.) und andern Zeitschriften, mehrere dramatische Arbeiten u. A. m.

Bei großer Gewandtheit der Darstellung, leichter und gefälliger Schilderung und einem schönen Talent der Beobachtung und Auffassung, fehlt es diesem vorzüglichen und vielseitigen Romandichter doch an Originalität, productiver Kraft und Tiefe, und seine Leistungen sind sämmtlich mehr Erzeugnisse des combinirenden und berechnenden Verstandes, als echter Phantasie und Schöpfung. Er hat daher auch bis jetzt noch keine eigentlich feste Stellung gewonnen, und seine Arbeiten bleiben in höherem oder geringerem Grade stets (vielleicht unbewußte) Nachahmungen bedeutender Vorbilder. — Wo er dies absichtlich erzielt, ist er demzufolge auch am Glücklichsten, wie dies sein Roman Walladmor beweist, der für ein Werk Walter Scott's ausgegeben, auch eine Zeitlang wirklich dafür galt, sogar die Aufmerksamkeit des großen englischen Dichters, dessen Weise er so treu copirte, auf sich lenkte, und, als Nachahmung betrachtet, wirklich die trefflichste Leistung ist, welche die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. — W. A. ist, besonders um seiner politischen Ansichten willen, in der letztern Zeit vielfach angegriffen und angefeindet worden; seine Gegner haben aber nicht bedacht, daß er hier aus vollster Ueberzeugung schreibt und handelt, und wie überhaupt als Schriftsteller, so auch in dieser Hinsicht die größte Achtung verdient. — Seine sämmtlichen Leistungen werden ihm, wie seiner Nation, stets Ehre machen.

---

### Die ehrlichen Leute*).

Aus einer frühern Einleitung des Autors, welche Zeitereignissen angehörte, stehe hier nur Folgendes enthoben.

Eines Abends klopfte es an, und ein junger Mensch trat ein. Er mochte zwischen zwanzig und vier und zwanzig Jahr alt seyn, hatte ein blühendes, offenes Gesicht, obgleich ein schielender Zug zwischen den Augen mir seltsam vorkam. Während er mit der Hand in die Tasche griff, und eine Papier-Rolle zu betasten schien, drehte er verlegen das Gespräch im

*) Aus: W. Alexis „Gesammelte Novellen." 2. Band. Berlin 1830.

Kreise, ohne zum Ziele zu kommen. Endlich brachte er sein Gesuch zugleich mit der Rolle zum Vorschein. Es bestand in nichts anderm, als der Bitte, seine Lebensgeschichte, etwa in Form einer Novelle, zu schreiben, und zu diesem Behufe sein eigenes Memoriale durchzulesen. Auf meine über das Sonderbare dieses Antrages geäußerte Verwunderung, erklärte er, ein besonderes Zutrauen zu mir zu hegen, und bat mich, auf der Stelle sein Manuscript durchzublättern.

Nachdem dieß geschehen, erwiederte ich ihm: „Ich muß mich wundern, mein Herr, wie Sie irgend Jemanden anmuthen können, Ihr Leben zu schreiben?"

„Nicht irgend Jemanden, sondern Ihnen," erwiederte er.

„Ihr Leben taugt ganz und gar nicht, um durch den Druck verherrlicht zu werden. Weshalb soll ich nun zu der Ehre kommen, Sie zum Helden einer Novelle zu machen?"

„Weil die Helden Ihrer bisherigen Novellen auch nichts taugen," erwiederte er kaltblütig.

Es war ein schlagendes Argument.

---

Durch die breiten Straßen der schönen und großen Residenz ging zögernden Schrittes ein junger Mensch. Während er sich der Prachtgebäude und reichen Läden freute, schien sein eigener freundlicher Anblick, der schlanke Wuchs, die frischen Wangen und die regelmäßigen Züge manchen Vorübergehenden ebenso zu erfreuen. Des Weges ungewiß, sah er sich jetzt um nach Jemanden, der ihm antworten könnte, als ein hübsches junges Mädchen, seine Noth errathend, ihn anredete:

„Der Herr ist wol auch noch nicht lange hier?"

„Seit einer halben Stunde — antwortete der Gefragte — gehe ich nun schon durch die Stadt, und glaubte mit jedem Schritte zum andern Thore hinauszukommen, aber immer gerade ich in eine neue Straße, die wo möglich länger ist, als alle vorigen. Das hatte man mir in London nicht gesagt. Sie meinten dort, eine deutsche Stadt könne man in die Paulskirche stecken."

„Gott bewahre! von London kommen der Herr! Das ist wol erschrecklich weit?"

„Ja, mein schönes Kind. Viel hundert Meilen weit über die See."

Das freundliche Mädchen schüttelte den Kopf, und sah den jungen Menschen nun noch freundlicher an.

„Ich komme nur von Meißen her seit 'nem halben Jahre, und wie muß nun Einem zu Muthe seyn, der hundert Meilen kommt über die See. 'S ist hier nicht so wie zu Hause, das wird Er bald merken."

Der junge Mensch lächelte mit einem fragenden Blicke.

„'S ist ganz was Apartes in der Stadt; ein ehrlicher Mensch weiß nicht, wie er dran ist. Hübsch und häßlich ist Alles durcheinander."

„Mir ist doch nur Hübsches begegnet," sagte der Fremde mit einer feinen Bewegung.

„Nein, nein, nein!" rief das Mädchen, „so ist's nicht gemeint. Wenn, was honette Leute sind, auch recht polirt aussieht, so glaub' Er mir, die Leute sind so grob, und wenn man fragt, so antworten sie nicht, und 'nen Fremden lachen sie aus. Ich weiß, wie mir's ging vor sechs Monaten mit den schnippischen Antworten. Drum, wenn ich jetzt 'nen Fremden auf den Straßen sehe, ist's mir immer, als müßt' ich ihn fragen und zurecht weisen, daß Er nicht solch 'nen groben Straßenjungen braucht anzureden."

Der Fremde sah höchst verwundert die hübsche Sächsin an, denn seinem Kennerblick entging es nicht, daß er sich in ihr getäuscht hatte. Als sie ihn noch einmal vor den Buben gewarnt, die nichts im Sinne hätten, als ehrliche Leute foppen, erhielt er auf die etwas beleidigend gestellte Frage:

„Was thust Du, meine Schöne?" — eine so derbe Zurechtweisung, daß er jeden Verkehr für abgebrochen halten mußte. Aber noch einmal, als sie schon einige Schritte um die Ecke war, kehrte sie um, und faßte ihn freundlich bei der Hand, zutrauliche Besorglichkeit im Blicke:

„Er ist ein junges, unschuldiges Blut, das sieht man Ihm an; drum nehm Er sich ja recht in Acht. Ich weiß nicht, ob sie in London auch stehlen, aber bei uns müßte man sich die Taschen zuhalten, so arg ist's. Man sieht's ihnen oft gar nicht an, die's thun, den schlechten Menschen; aber eh' Er sich's versieht, haben sie's weg, und an ein Wiederkriegen ist nicht zu denken."

Der Fremde aus Britannien stand so betroffen, und glotzte dem Mädchen so nach, daß kein Gilray und kein Cruikshank ein besseres Original zu einer Karrikatur gefunden hätte, wenn er einmal seine Landsleute zeichnen wollte, wie wir sie uns auf dem Continent denken. Noch stand er so da, mit offenem Munde, was sein hübsches Gesicht sehr entstellte, als ein junger, anständig gekleideter Mann, der schon geraume Zeit dem Paare gefolgt war, mit der Frage an ihn herantrat: „Sie kommen von London, mein Herr? und zu Fuße? Das heißt, für einen Engländer, sich über große Vorurtheile wegsetzen."

Der Jüngling erröthete. Der Andere, es bemerkend, fuhr sogleich fort: „Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen. Ich selbst bin ein leidenschaftlicher Verehrer der Fußwanderungen, und freue mich herzlich, wenn ein gebildeter Mann sich über thörige Ansichten wegsetzt. Zudem liebe ich Alles, was Englisch heißt, bis auf die englischen Diebe. Sie sind ohne Zweifel ein Literatus, und auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen?" Der Fremde nickte bescheiden. Jener fuhr fort: „Es heißt, Walter Scott würde nach Deutschland kommen."

„So heißt es," antwortete der Jüngling.

„Ich bin sehr neugierig, ihn zu sehen," sagte der Deutsche, und fuhr in einem angenehmen Flusse von Fragen fort, welche den Anglomanen verriethen. Er behauptete, der große Schotte würde auch in Deutschland Stoff finden, namentlich zu seinen Diebes- und Schmugglerscenen, wenn er nur eine Reise durch die Gefängnisse und Criminalgerichte unternähme. Wenige ahneten, welche Schätze dort verborgen lägen. — Er ließ sich aus über die Deutschlands Dieben eigenthümliche Rothwälsche Sprache, und klagte, daß der Dialect im Norddeutschen weniger cultivirt sey. Er sprach über das Verhältniß zwischen christlichen und jüdischen Dieben und Raubmördern, wie in dem Unterschiede doch etwas liege, was als Surrogat zu brauchen für Schottlands Hochländer und Niedersachsen.

Der Fremde, der beiläufig gesagt, das Deutsche recht gut, aber mit einem ausländischen Dialect sprach, hörte ihm aufmerksam, doch in stummer Verwunderung zu. Den Engländer hätte man auch darin erkannt, daß er weniger als die Deutschen redete. Erst als der junge Einwohner sich nach den Politicis und dem Zustande der Freiheit in London erkundigte, antwortete er mit einem Stoßseufzer:

„Alles verloren, Alles vorbei! Die Tyrannen haben uns niedergemetzelt. Castlereagh oder Canning! Es läuft Alles auf eins heraus. Alle verschworen gegen die Armen. Mit Alt-England ist's aus!"

„Sie gehören zu den Reformern. Hüten Sie sich."

„God dam!" sagte der Engländer, und blieb einen Augenblick auf der langen Brücke stehen, indem er mit Lust auf das von der herbstlichen Abendsonne beschienene Schloß hinsah. Der Deutsche sagte: „Dieß ist das einzige schöne und alte Gebäude in der Stadt. Aber wenn Sie ein Reformer sind, haben Sie wol wenig Sinn für gothische Alterthümer?"

„Es kommt drauf an — entgegnete der Andere mit einem verfänglichen Blicke — ob sie nur vergoldet sind, oder echt. In dem Altfränkischen ist gewöhnlich mehr Reelles. Wo man wählen muß, ohne zu prüfen, greife ich lieber zum Antiken."

„Sie sind ein würdiger Kunstjünger," sagte der Einwohner, der als Herr Pomponius von einem Vorübergehenden gegrüßt wurde, mit Bedeutung; — und mit eben solcher Bedeutung entgegnete der Fremde:

„Nun nennen Sie mir ein Wirthshaus, wo ich meines Gleichen treffe?"

„Ihres Gleichen, das wird schwer halten, denn wir haben keine Reformer. Aber in sofern die Reformer Wein und Luxus verschmähen, möchte ich Ihnen jenes Wirthshaus empfehlen — Sie gehen rechts am Wasser lang, biegen links ein" —

„Ich weiß zu finden," unterbrach ihn lächelnd der Fremde, und rückte etwas am Hut. Aber er wußte nicht zu finden, denn mit seinem richtigen Blick ward er sogleich inne, daß dieß nicht das Haus sey, welches er suchte.

„Sonderbar," sprach er, sich in das Gewühl einer benachbarten Straße mischend, „daß mich in meiner Vaterstadt Niemand verstehen will, oder ich sie nicht verstehe!"

---

Bald erscholl hier aus der Menge der in der Volkssprache der Residenz wohlbekannte Ruf: „Halt den Dieb!" — Die Leute sprengten auseinander. In wilder Verwirrung lief man die Straße hinauf. „So unverschämt zu seyn, — schrie eine stämmige Bürgersfrau — bei hellerlichtem Tage einem die volle Börse aus der Hand zu reißen!" — „Hier ist der Dieb!" — rief noch lauter der Reisende aus Britannien. Er überlieferte dabei einen jungen Menschen, den er am Kragen gefaßt, der Masse, welche gar nicht geneigt war, auf die Betheurungen seiner Unschuld zu achten. Eine herbeieilende Polizei schützte indessen den Gefangenen vor ihren Mißhandlungen.

Der Fremde entfernte sich, noch ehe ihn die Polizei als Zeugen befragen und seinen Namen notiren konnte. Bald hätte man ihn in einem entlegenen Theile der Stadt sehen können, wo er wohlgefällig im langsamen Spazirengehen murmelte: „Dank meinem seligen Vormunde! Hier kann ich doch mein

Glück machen." Aber als er in einem Winkel-Conditorladen seine Börse nachzählte, schüttelte er den Kopf: „Lauter schlechte Silbermünze! Diese Groschen drücken schwerer die Taschen, als sie werth sind. Indessen, der Continent will einen andern Maaßstab, als das großherzige Albion."

Der Abend kam heran, und fand den Jüngling noch immer ohne Obdach auf den Straßen umherirrend. Wol fand er bald, daß die hübsche Sächsin ihm Wahrheit berichtet hatte. Denn je zerlumpter die Buben auf der Straße aussahen, um so ungezogener betrugen sie sich gegen den Fremden, wenn er nach ihnen wohlbekannten Dingen fragte. Der Witz vergnügte sich, ihn irre zu führen. Und bei dem Spott war doch keine Lustigkeit.

Der Mond ging auf, und die Straßen wurden leer. Endlich bemerkte der Reisende aus Britannien nur einen einzigen Menschen, außer sich, auf dem geräumigen Lustgarten umherspaziren. Nachdem Beide eine Weile schweigend in den Pappelalleen auf und nieder gegangen waren, trat der Andere, eine schlanke jugendliche Gestalt in einem grünen abgetragenen Ueberrocke, an ihn heran, zog mit höflicher Schelmerei den Hut ab, und fragte:

„Ew. Gnaden geht es vielleicht, wie mir? Unsre Equipage läßt uns im Stich."

„Errathen! Ich hatte bestimmt beordert. Aber ist wol Kutschern zu trauen," sagte der Fremde, der in den Ton einging.

„Sagen Sie lieber, all' dem Domestiquenpack. Kutscher, Bediente, alles unter einer Decke, den Herrn zu betrügen. Erst heute habe ich den Kammerdiener fortgejagt, weil er mich mit zwei Löchern auf den Elbogen ausgehen ließ. Es ist eine Schande. Sind die Stiefeln wol geputzt?"

„Auf Ehre nicht! In London würde man sogar meinen, sie wären mit Thran geschmiert."

„Man muß selbst Hand anlegen, Gnaden, selbst! ich glaube, ich habe sie mir heut eigenhändig geschmiert, wenn's überall geschehen ist."

„Schmieren ist überall gut," sagte der Britannier, an eine Pappel gelehnt.

„'S kommt nur drauf an, wer's bekommt und wer's giebt," entgegnete der Einwohner. „Wo wohnen Ew. Gnaden?"

„Ich bin ein Fremder, weiß aber jetzt auf Ehre nicht, wie mein Hotel heißt, und wo es liegt."

„Was ist angenehmer für einen freien Mann! Wer ein Haus hat, kann nichts für sich thun. Tausend Leute, die einem auf die Finger sehen. Vom Dach bis zum Keller, sie rechnen uns Alle nach."

„Sie haben also kein Logis; ich wollte sagen Palais?"

„Ew. Gnaden werden lachen, wenn ich sage, daß ich es selbst nicht weiß. Ich halte mich meistens in den Provinzen auf, und bin eigentlich nur während des Carnevals in der Residenz. Zu der Zeit hat man's doch immer nur mit der Nacht zu thun. Alle echte Feten um Mitternacht. Wahrhaftig, ich habe seit drei Monaten keine Straße im Tageslicht gesehen. Unsereiner muß des Tages schlafen, um die Kräfte zu sammeln."

„Sie kommen aus der Provinz, mein Herr, wo liegen da Ihre Güter? Denn um Geschäfte zu machen, wie Männer, die es verstehen, dazu, meinte ich, wäre hier allein die Residenz tauglich."

„Wo ich herkomme, habe ich auch nicht eigentlich Geschäfte abgemacht. Nur einige Rechnungen abgeschlossen, oder Reste abgetragen. Es ist ein großer, schöner Palast — nicht eigentlich mein Eigenthum. Er gehört dem Staate; indessen werden alle Freigesinnten dort gastfrei aufgenommen, wenn sie von den Gerichten ein Attest einreichen, daß sie würdig sind. Dazu gehört wirklich nicht viel. Und wenn man's auch noch nicht recht wäre, da in der Gesellschaft wird man's. Sie ist immer auserlesen. Alles, was man wünscht, findet man. Ich war sechs Monat dort, und es gefiel mir so wohl, daß ich nicht ein einziges Mal während der Zeit ausgegangen bin. Ew. Gnaden sind fremd hier — werden aber mit der Zeit auch schon in Spandow bekannt werden."

„Es frägt sich doch," sagte der Britannier, an dem Halstuch rückend. „Mein Vormund hat mir zwar viel Gutes von dem Orte gesagt. — Doch, wo bringt man die Nacht zu? — Giebt es hier keine Gelegenheit?"

„Hält schwer, Ew. Gnaden! für einen Fremden des Nachts."

„Nimmt man vielleicht einen Fiacre?"

„Zu den Droschken würde ich nicht rathen, Gnaden. Mit denen holt man nichts ein."

„Gut, so bleiben wir im Freien. Die Nacht ist mondhell. Ich bin ein Freund der Natur — wer kommt da?"

„Gnaden! Polizei mit dem Nachtwächter. Folgen Sie mir."

Beide waren in einem Satze über das eiserne Geländer des Lustgartens gesprungen, und liefen durch das Schloß in die eigentliche Stadt, bis sie in einer der dunkelsten Nebengassen athemlos still standen. „Ist hier das Palais?" fragte betonend der Britannier. „Nein, Bester, doch hoffe ich Freunde anzutreffen, die uns sagen, wo was los ist. Geben Sie mir etwas klein Geld, für den Nothfall Victualien anzuschaffen. Denn wahrhaftig, sie haben mir in Spandau nichts auf den Weg gegeben, als vier gute Groschen." Der Britannier zahlte einige Groschen, und bald kam der Andere mit einigen Semmeln und einer breiten Flasche zurück. Aber schon aus der hellen Glasthüre des Brandweinladens winkte er dem Gefährten Stille zu, und flüsterte ihm, am Arm ihn fortziehend, in's Ohr: „Es ist aber Alles verdächtig." Beide durchstreiften noch eine halbe Stunde die entlegneren Straßen, bis sie in die Vorstadt kamen, wo die einzeln stehenden Häuser durch große Gärten und Felder getrennt liegen.

„Es ist kein Obst mehr auf den Bäumen," sagte der Einheimische, „und die Wächter sind nicht mehr in den Gärten. Hier ist der Zaun nicht hoch. Steigen Ew. Gnaden auf meine Schultern, und klettern hinüber, ich folge nach." Der Reisende aus Britannien folgte leicht dem Rathe, und sprang mit einem Satze in den Garten hinunter. Kaum aber war er dort auf den Beinen, als ein Bullenbeißer laut klaffend ihn anfiel. Er griff umher und zum Glück eine Bohnenstange, mit welcher er sich so trefflich in der Dunkelheit vertheidigte, daß ein Stoß in den Rachen das Thier für einen Augenblick stumm machte. Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon hörte er die Stimme der Knechte, welche auf das Klaffen des Hundes herbei eilten. Der junge Mensch versuchte umsonst sich auf den Zaun zu schwingen. Den Freund draußen hörte er sein Heil in den Hacken suchen. Nur ein Ausweg blieb dem Verrathenen übrig, der gefährlichste. Er schlich den nahenden Knechten im Schatten einer Hecke entgegen, legte sich platt auf den Boden, bis sie vorüber waren, und rannte dann dem erleuchteten Punkte zu, von dem sie ausgegangen. Das Gartenthor eines großen Hauses stand offen. Er ging gerade durch den Flur, aber die Hausthür nach der Straße war verschlossen. Kühn trat er seitwärts in die erleuchtete Küche, wo nur eine Köchin beim Heerde Hühner pflückte. Schon hatte er die Magd mit einem katzenähnlichen Seitensprunge, ehe sie ihn bemerkte, in den Nacken gefaßt, als er die hübsche Meißnerin erkannte. Sein Griff war so fest, daß sie nur mit gepreßter Stimme: „Mord! Erbarmen!" rufen konnte. Da fühlte sie sich schnell losgelassen, und sah, wer es war.

„Um des Himmels willen, was macht Er hier? will Er mein Leben?" sprach die Erschrockene, schwer aufathmend.

„Nur Deinen Hausschlüssel, Engelskind."

„Wofür sieht Er mich an?"

„Für ein gutes Mädchen, das mich nicht an den Galgen bringen will."

„Galgen!" rief das leichenblasse Mädchen, und sah willenlos zitternd den jungen Menschen an, jetzt erst ahnend, was es bedeuten könne.

Man hörte die Knechte, die Hunde draußen. Aber im nächsten Augenblicke drehte sich der Hausschlüssel in der Thüre, und die Sächsin schob ihn hinaus. Ihren letzten Blick konnte er nicht sehen, aber als die Thür wieder verschlossen war, hörte er ihr Schluchzen. Es kam ihm vor, als wolle es sagen: „Daß der junge Mensch auch ein Dieb ist!"

Zwei Momente blieb er auf der Rinnsteinbrücke stehen, gerade so lange, als nöthig war, um: „Sonderbar!" für sich auszurufen, und sich das Haus zu merken; dann eilte er mit hastigen Schritten in die dunkle Nacht.

---

Er war, von Müdigkeit und Hunger begleitet, durch die Stadt schon wieder nach einer andern Vorstadt durchgedrungen, als es mit einemmale von der Seite dem Verirrten zurief: „Pst! Ew. Gnaden! — Hinter einem niedrigen Zaune hob Jemand seinen Kopf auf: es war der Freund vom Lustgarten. Schnell war der junge Mann hinübergesetzt. „Hier ist mein Sommerpalast, Ew. Gnaden." Einige Schritte entfernt, lag, halb in die Erde gegraben, mit Stroh bedeckt, eine verlassene Wächterhütte. Kaum konnten zwei Personen darin bequem liegen, noch schwieriger aufrecht sitzen. Der aus Britannien meinte, es wäre ein sehr schlechter Palast; der Deutsche aber versicherte, hier verbringe er im Frühjahr und Herbste oft ganze Wochen, und könne innerhalb der Ringmauern einer Stadt kein besseres Sanssouci sich denken. Jener bequemte sich, und beide krochen in die Hütte, nachdem sie den Boden, so gut es sich thun ließ, mit welken Blättern ausgepolstert hatten. Dann stopften sie noch mit Stroh und Gras die Oeffnung zu und bald empfand der Britte die Wohlthat dieser sorgenfreien warmen Hütte, während draußen der Herbstreif fiel, und ein kalter Wind blies. Der Deutsche bot ihm Semmel und Brand-

wein an; er nahm aber nur von der erstern, indem er versicherte, Männern von ihrer Lage zieme die höchste Besonnenheit und Klarheit. Seinen unvergeßlichen Vormund habe er noch vor dessen ernstem Tode erklären gehört, wie geistige Getränke die Moralität untergrüben. Ein Glas Brandwein habe schon oft die kühnsten Unternehmungen zu Schanden gemacht. Der Andere, welcher dafür desto eifriger der Flasche zusprach, fragte ihn, was das für ein Vormund sey, der so nüchterne Grundsätze gepredigt hätte? „Es war einer der tüchtigsten Männer seiner Zeit," antwortete der Jüngling. „Und Dank sey es der vorsorgenden Liebe meines Vaters, meine Erziehung diesem vielseitigen Manne anvertraut zu haben. Er hat redlich Wort gehalten. Seinen eigenen Vortheil hintansetzend, zog er mit mir dahin, wo ich am meisten lernen konnte. Seine Rathschläge waren Gold, seine Worte gediegene Wahrheit, sein Beispiel unerreichbar." —

„Was treibst Du denn für ein Handwerk?" fragte der Andere.

„Eine Kunst — sagte der Britte etwas ärgerlich — eine Kunst, nicht getrennt von der Wissenschaft. Mit Recht prägte mir mein Vormund beständig ein, die rohe Empirik, das bloße Naturalisiren zu verabscheuen, und, immer die Idee vor Augen behaltend, wissenschaftlich an jedes Werk zu gehen."

„Das mag ein rechter kluger Kerl gewesen seyn," sagte der Einheimische mit parodischem Tone.

„Nein, Alles, was er sagte, hat sich als Wahrheit bewährt. Ach, und der Edle hat sich für mich aufgeopfert, für mich ging er nach England — wir Beide sind deutscher Abkunft — und für mich mußte er dort sterben. Aber sein Name wird nicht untergehn, denn selbst die neidischen Engländer mußten zuletzt den vollendeten Künstler, ja, den Meister in ihm erkennen. Zehnmal stand er vor der Jury, und wurde zehnmal freigesprochen. Seine Grundsätze waren ganz rein. Freiheit und Gleichheit sein Lebensprincip. Obgleich selbst für die Grundsätze der Reformer eingenommen, wenn er in seinem Berufe arbeitete, waren sie ihm nicht mehr nicht weniger, als ein gleißnerischer Whig oder ein selbstischer Tory. Er kannte nicht allein, wie wir Alle, keinen Unterschied zwischen dem Mein und Dein, sondern auch zwischen dem Dein allein. Ich erinnere mich noch, daß er am Tage der Hinrichtung des unvergeßlichen Arthur Thistlewood zugleich dem Lord Oberrichter eine goldne Dose, und dem einen Gefangenen seine Apfelsine entwandte. So war vor seiner großen Seele kein Unterschied der Parthei, des Glaubens, des Reichthums. Schon hatte er ein bedeutendes Vermögen zurückgelegt, schon brauchte er die Kunst nicht mehr als Erwerb auszuüben; er beschäftigte sich damit, junge Engländer, die von den besten Familien als Pensionaire ihm zuströmten, zu unterrichten, als zwei boshafte Irländer, deren Schulen er durch seinen Ruf leer von Schülern gemacht, bei einem großen Unternehmen am Krönungstage ihn in die Hände des Constables führten. Er ergab sich, und rief uns nur zu: entflieht! Nichts half ihm seine genaue Kenntniß der Gesetze, nichts, daß ihn Englands erste Rechtskundige vertheidigten, die Jury sprach das Schuldig. Dennoch glaubte halb London, die Begnadigung eines so ausgezeichneten Kopfes könne nicht fehlen; man ging Wetten ein, selbst der Hof war getheilt. Da kam der Recorder aus Windsor zurück, er las die Liste der Begnadigten — mein Vormund war nicht darunter. Er ward hinausgeschleppt unter gemeinen Verbrechern. Die Gnade war ausgeblieben; an seinem letzten Ehrentage blieben auch seine Freunde aus. Solche Verkennung des Verdienstes, eine solche Undankbarkeit kränkte ihn tief. Der Schmerz siegte über seine Liebe für Alt-Englands Gesetze, und er sprach zu mir, von der letzten Staffel herab, diese Worte, die mir unvergeßlich bleiben werden, obgleich sie nicht mit in seiner last dying speech aufgenommen sind: „Junge! Bei Deinem guten todten Vater sage ich Dir, verlaß dieß undankbare Eiland, das große Männer erzeugt, sie aber nicht achtet. Die Gesetze, aus den Zeiten der Barbarei, kosten Deinem zweiten Vater das Leben. Geh' in Dein Vaterland zurück, dort herrschen humane Gesetze, und wenn auch weniger zu lernen und zu verdienen ist, so ist doch weniger Gefahr!" — Kaum hatte er diese bittern Worte, traurige Reste eines frühern Materialismus, welche nur der äußerste Unmuth seiner sonst so kühnen Seele auspressen konnte, gesprochen, als das Brett fortgezogen wurde, und mein Wohlthäter in den Lüften schwebte."

„Wo ist denn aber sein Geld geblieben?" fragte der Andere.

„Das ist sein geringster Nachlaß. Es wird von Obervormundschafts wegen für die minorennen Kinder des Verblichenen verwaltet. Sein besserer, seine Kenntniß, ist auf seine Schüler übergegangen."

Der Einheimische kraute sich im Kopfe: „Ueberlief mich's doch ordentlich, wie Du vom Galgen sprachst, als könnte mir selbst so was passiren; und 's ist doch purer Aberglaube. Ich bin siebenmal vor Gericht gewesen, und komme vielleicht noch zwanzigmal vor, aber gehangen werde ich in meinem Leben nicht."

„Es läßt sich viel dafür und dagegen sagen, ob es nicht besser wäre," bemerkte der aus Britannien; — aber da es schon nach Mitternacht war, kamen Beide überein, lieber zu schlafen und die Disputation auf ein andermal zu verschieben.

---

Als der Fremde am andern Morgen erwachte, war sein Kamerad verschwunden. Und mit ihm des Britten gestern erworbene Börse, alle Wäsche, die er in der Tasche trug; ja sogar sein Halstuch hatte der Schurke ihm im Schlafe abgebunden. Weniger der Verlust, als die Art desselben, kränkte ihn; denn er rief aus: „Wenn Diebe nicht ehrlich sind, wer soll es seyn? — Glücklicher Weise fand er das Bildniß seines seligen Vaters noch in der Tasche. Er küßte es, und gelobte, nach der nächsten gelungenen That ihm eine würdigere Einfassung zu geben. Im Morgennebel ging er in der Stadt spaziren, und schon um zehn Uhr, als er bei'm Konditor frühstückte, war er mit dem Fehlenden und einer weit größern Summe Geldes versehen. Er kaufte sich elegantere Kleider, brachte das Portrait zu einem Juwelier, und suchte auf Promenaden und Kaffeehäusern Localität und Menschen kennen zu lernen. Sein geübtes Auge unterschied bald die Diebe von den Nichtdieben. Unendliches Mitleid, ja Widerwillen bemächtigte sich des Jünglings, wenn er sah, wie tief hier ein Stand herabgesunken war, den er aus vollem Beruf ergriffen, und wie die öffentliche Meinung über einen Beruf urtheilte, welcher einst Männer begeistert, deren Namen jetzt in Englands Geschichte und Poesie glänzen. Bettlerarmuth, Verworfenheit, Dummheit charakterisirten in seiner Meinung die, welchen er sich anschließen sollte. Dagegen bemerkte er mit Vergnügen, daß die Beamten der Polizei eben so humane als charmante Leute waren.

Am Abende des ersten Tages kannte er von der Residenz und ihren Bewohnern mehr, als ein Gelehrter, welcher sein Leben hier zugebracht hat. Er wollte eben das Theater besuchen, als er vor der schönen Fronte desselben einen Mann bemerkte, der, ruhig in dem wogenden Gewühle stehend, mit gefalteten Händen nach der Säulenhalle seine Blicke richtete. Er war in mittleren Jahren, schlicht gekleidet, und trug gescheiteltes Haar. Mit dem Gedanken, hier ein Geschäft zu machen, näherte sich ihm der Jüngling. Als Menschenkenner tarirte er nicht nach der äußern Erscheinung; die fast demüthige Stellung, die freundlich sichern Blicke des Mannes sprachen von einem tiefern Werth, als ihn die Augen des Neulings zu tariren wissen. Aber der Mann ließ sich auch nicht so leicht angehen. Der aus Britannien lernte hier zuerst Einen von einer Secte kennen, wie sie freilich über die ganze nördliche Welt verbreitet ist, in jedem Lande jedoch einen andern Ausdruck gewinnt. Er legte die freundlich unschuldigste Miene an, indem er den andern zu sondiren begann.

„Was ist das für ein schönes, großes Haus?" fing er das Gespräch an.

„Ein großes Sündenhaus!" seufzte der Andere.

„Ich bin fremd in der Stadt."

„Wohl denen, die fremd sind in Sodom und Gomorrha! Aber Sodom und Gomorrha, mein lieber junger Mensch, waren doch nicht so arg, denn sie hatten noch kein Theater. Und hier sind sie nicht mit einem zufrieden; die Weltlust ist geschäftig und wird ein zweites aufbauen. Herr, vergieb der Obrigkeit, denn sie weiß nicht, was sie thut."

„Also ein Theater!" seufzte der Britannier, die Hände faltend, „so viel Steine und so viel Luft zu einem Theater. Und wie viel Fenster zum Hineinsehen!"

„Zum Heraussehen," rief der Andere, „und hinter jedem Loche schielt der Erbfeind, und aus jeder Scheibe guckt ein Bockshorn. Er ist geschäftig und läßt sich Tempel bauen von den Weltmenschen, die da meinen in ihrer Arglosigkeit, es sey Alles Lust und Freude, wo unten schon die rothe Flamme leckt und die leichte Decke unter ihren Füßen einstürzt zum ewigen Grundpfuhl."

„Eine Stadt voll reicher Weltmenschen!" sagte der Fremde.

Der Andere fuhr in seinem predigenden Jargon fort: „Sardanapalus war reicher als der Großtürke, und mußte doch verderben! Ja, wie das alte Lied sagt: „„Wollen wir, Herre, Dich preisen im Stillen, sagt man, es sey das nur eigener Willen!"" Alle Menschen wollen wir lieben. Aber wo thun sie's denn, die leidigen Seelenhändler? Der Mammon ist ihr Gott, und Lucifer ihre Freude, und ihre Himmelsbraut kennen sie nicht, wenn sie vor ihnen steht im silberblauen Kleide, und ihnen die Hand reicht. Sind das Prediger, sind das Priester, denen das Weltvolk und die geputzten Weibs-

bilder nachlaufen, und um die Kanzel das Maul aufsperren, als würde ein Bärentanz aufgeführt. Der verkrüppelte Höllenbrand! Schwarz ist er, weil er durch und durch verbrannt ist. Ja, wäre er noch von einem christlichen Satanas besessen; aber durch und durch spukt ein leidiger heidnischer Platonius, wie ihn unser Herr Pastor nennt."

Der Britannier hatte mit Theilnahme die Hand des Biedermannes gedrückt, und während er die gerührten Blicke zu Boden senkte, die Tiefe seiner Taschen gemessen. Er klagte über die Schlechtigkeit der Welt, und so gewann sein einfach herzlicher Ton den Aeltern, daß dieser ihn an die Brust drückte und ihm zuflüsterte: „Es giebt noch ein Häuflein Gerechte hier, ihretwillen steht die sündige Weltstadt noch eine Weile." Und eine Weile lagen Beide einander in den Armen und weinten, von Rührung überwältigt. Als sie von einander abließen, hatte der Held dieser Geschichte aus der Rocktasche des ältern Freundes zwei Tabacksdosen und drei Schnupftücher zum Andenken gezogen.

Mit seiner Beute eilte er schnell in das Gewühl der Theatergänger. Der Andere verfolgte ihn nicht. Dagegen fesselte ihn an der Kasse ein Wortwechsel. Ein Jüngling von zärtlicher Natur stritt sich mit dem robustern Pomponius, welcher ihm einst bei'm Eintritt in die Residenz so seltsame Fragen stellte. Man war uneinig, ob man die letzten Parquet- oder Parterre-Plätze zu nehmen habe. Der Feinere, für jenes gestimmt, sagte, sich sträubend: „Bester Pomponius, bedenke meine ausgebreitete Familie! Wenn mich eine Seele im Parterre erblickte! Es giebt Rücksichten, die man nicht immer mit Genialität überwinden darf." —

„Bist Du von Perlemutter oder indianischem Vogelnest? — fragte Pomponius erbittert. — „Für einen Mann, der Bildung und Urtheilskraft haben will, ist nur das Parterre ein schicklicher Ort. Da bewegt sich frei der Freie, da findet der Gesinnte den Gleichgesinnten, da entsteht allein ein wahres Publikum, eine öffentliche Meinung, da herrscht keine Polizei, ganz wie in England; es bildet sich eine vox populi, eine vox dei, ein nationaler Geschmack!"

„Alles recht gut, lieber Pomponius, aber wozu ist der Geschmack nöthig? Laß doch den den Recensenten, und uns Bequemlichkeit und Anstand im Sperrsitz."

„Sperr' Dich ein, sperr' Dich los, sperr' Dich ab, und der Dämon der Langenweile spinne sich um Dein Colibri-Gehirn."

„Es ist nur Achtung für meine Familie. Ich selbst würde mich ja gern —"

„In einen Backofen setzen — unterbrach ihn der pistolisirende Pomponius — und aushecken lassen von der Mama und den Cousinen zu einem Societätsstehaufmännchen mit Bleipedal und Hollundermark. Laß Dich braten, brüten, brennen, brauchen; aber ein Mann im Theater ist nur der, der im Parterre steht und Herr seiner Füße ist, wenn's Noth thut."

„Und wenn's die Polizei erlaubt. Und dann — flüsterte der zarte Cajus dem Freunde in's Ohr, — aber der Reisende hatte für solche Zuflüsterungen auch Ohr — dann, meine Brieftasche mit den Tresorscheinen! Du weißt aus Erfahrung, daß im Parterre —"

„Ein Parterrebillet!" schrie Pomponius an der Kasse.

Cajus bat um das eine Parquetbillet; das letzte wurde für seinen Gulden dem aus Britannien zugeschlagen. Beide fanden neben einander Platz. Der Britte suchte die Belehrung des Andern über Kunstangelegenheiten, und nicht ohne Früchte, denn als er nach dem zweiten Akte das Theater verließ, war er um eine Brieftasche und funfzig Tresorscheine reicher.

---

Unter der Laterne in einem der Kirchenwinkel besah er die Beute des Tages, und packte die Schnupftücher, Tabacksdosen, die Brieftasche u. s. w. zusammen. Bis jetzt hatte ihm nur etwas gefehlt, eine Trödlerin von geprüften Grundsätzen. In diesem Augenblicke vermißte er mehr — das neugefaßte Bild seines Vaters. Seine Taschen hatten keine Löcher, und es war doch fort. Er war mit Niemanden in Berührung gekommen, als dem Frommen und dem Zarten, und es war doch fort. „Dummkopf!" rief er, sich vor die Stirn schlagend, daß Du nicht beachtetest, als Cajus den linken Arm um Deine Schulter legte, einen Freund zu begrüßen, daß Du auf die Versicherung von seiner ausgezeichneten Familie etwas gabst! Aber wer hätte in dieser unveränderlich gutmüthigen, in dieser phlegmatischen Miene nicht einen ehrlichen Mann vermuthen dürfen!"

Aber er hatte doch funfzig Tresorscheine, und ehe funfzig Secunden vergangen, ein anderes Gesicht, wenigstens anders als das demüthig dumme, unter dem ihn der bestohlene Cajus kannte. So saß er am Abende mit gespitzten Ohren im ersten Kaffeehause, wo er seine Residenzstudien fortzusetzen pflegte. Was ihn dazu vermocht, weiß er nicht, aber er brummte für sich eine spanische Romanze, deren englische Uebersetzung in London sehr gebräuchlich ist. Sie wird auf den Gassen gesungen, und schon an der Melodie erkennen sich Leute vom Metier:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
An des stolzen Flusses Wogen,
Nach Sevilla möcht' ich pilgern,
Wo einst stolze Mohren wohnten.
Jetzo wandeln durch Sevilla
Schlaue Mädchen, kühne Burschen.

In Sevilla, in Sevilla,
In der Straße nach dem Ufer,
In der nächtlich tiefen Stille
Schreitet auf und ab bedächtig,
Tief verhüllt in der Mantilla,
Immer nach des Mondes Strahlen
Und der Giebel Schatten blickend,
Immer lauschend, ob kein Fenster
Auf der dunkeln Seite klirret;
Also schleicht der kühnste Majo,
In den Händen keine Zither,
Sondern eine lange Leiter.

Aus Sevilla, aus Sevilla!
Ruft ihm aus dem Giebelfenster
Eine wohlbekannte Stimme.
Donna Marcia, Don Antonio,
Esteban, der lange Lümmel,
Auch der Hausknecht Guachareros
Und die keifende Sibylle;
Alle steh'n mit Bohnenstangen
Und mit Knitteln, dich zu grüßen.
Ob's der Teufel ihnen sagte,
Mag der Teufel selber wissen,
Aber, Cochadillo, los ist
Ach des Teufels ganze Sippschaft,
Und du bist auf's Haar bekannt ja.

Aus Sevilla, aus Sevilla,
Andalusiens bester Majo!
Auch in Malaga giebt's Kisten,
Und viel reich're noch in Cadix.
Alles altkatholischen Christen,
Wohl erworben, zugehörig,
Und mein Herr ist, mußt Du wissen,
Enkel von getauften Juden.
Wenn Du ausräumst Judenkisten,
Weißt Du, ob's Dein Heiliger gern sieht,
Daß Du, Sohn, von alten Christen,
Schleppst Dich mit beschnitt'nen Schätzen!

Aus Sevilla, aus Sevilla,
Cochadillo, bester Majo!
Schlimm ist, mußt Du längst ja wissen,
Mit der Polizei zu spaßen.

Er hatte nicht geglaubt, als er das Lied bei sich brummte, daß die Melodie auch hier bekannt wäre. Aber das „Guten Abend!" eines Stutzers, dessen flüchtige Bekanntschaft er heut Morgen gemacht, überzeugte ihn davon. Der Incomparable, dessen Gesicht in der gethürmten Halsbinde versank, eine, wie er längst anerkannt, sehr nützliche Tracht für Leute seines Standes, klopfte ihm freundlich nickend auf die Schulter.

„Versteh' ich gleich nicht spanisch," sagte er, „habe ich doch lange die Melodie nicht so eindringlich singen hören. Wenn Sie, Verehrtester, sie auch deutsch können, so begleiten Sie mich in eine Gesellschaft, wo das hingehört. Ihr Lied soll Wunderdinge thun, und ich schätze mir's zum Vergnügen, einen solchen Fremden bei unsern Bekannten einzuführen."

Das war eine Einladung in bester Form. Der aus Britannien drückte die Hand des Stutzers mit dem Zeichen, das am Guadalquivir wie an der Themse für die vom Handwerk gilt. Endlich hoffte er Männer zu sehen, die er Brüder nennen durfte; endlich glaubte er, auch in Deutschland die Ehre zu finden, an die ihn die zerlumpten Straßendiebe bis jetzt hatten zweifeln lassen. In der Droschke sprachen Beide von gleichgültigen Dingen, wie es unter Männern von Welt stillschweigendes Uebereinkommen ist, um nicht den roheren Antheil des Enthusiasmus zu verrathen.

Die Droschke hielt. Sie traten ein — ein in ein hellerleuchtetes Haus — ein in einen brillanten Saal. Astrallampen, Kronleuchter, Kreise von Damen in Sammt, Seide, Feder-

hüten; schwarze Herren in gedankenvollen Winkeln ambulirend. Der Fremde aus Britannien, leichthin als Erfinder, als Verbesserer der Dampfmaschinen, der Dame des Hauses, dem Wirthe vorgestellt, war aufgenommen, war hineingezogen in die Kreise liebenswürdiger und ernster Unterhaltung, ehe er wußte, wo seine Sinne geblieben. War sein Vaterland in der Cultur so fortgeschritten, daß die glänzendsten Assembléen seiner Standesgenossen in London gegen diese Versammlung wie ein Dorfball gegen ein Hoffest erschienen!

Warum drückte man ihm nicht wieder die Hand? Verstand man ihn nicht? Warum sprachen die ernsten Herren so ungläubig vom Dampfwesen, warum äußerten sie sich so entschieden gegen allen Dunst und Dampf? Warum schäkerten die Damen um so ganz gleichgültige Gegenstände? Warum war eine solche Verstellung in einem solchen Kreise nöthig? Einmal glaubte er, daß das Gespräch zur Wissenschaftlichkeit, zum Berufe zurückkehren werde, als man mit allgemeiner Theilnahme die Anekdote von einem Hausschlüssel besprach. Es kam aber nichts weiter heraus, als daß ein Ecossaisentänzer beim gestrigen Balle den langen, schweren Hausschlüssel in der Rocktasche vergessen. Man lachte nur über die komische Figur des fliegenden Rockzipfels bei'm Herauf- und Hinuntertanzen. Jede ernste Anwendung unterblieb. Er war abermals getäuscht.

Man forderte ihn zu einer Bostonpartie auf. Aber unbegreifliche Angst faßte den Jüngling, als er sich niedersetzen wollte. Der erste Zweifel. Man hatte silberne Marken gelegt. Sein Beruf trieb ihn, jetzt nachdem er wußte, wo er sich befand, sie einzustecken; eine andere Stimme sagte ihm: dies wäre hier unschicklich. Dem tödtlichen Kampfe zwischen einer doppelten Pflicht zu entgehen, riß er sich los, vorgebend, die englischen Bostongesetze wären verschieden von den deutschen.

Es ward Musik gemacht und gesungen. Leicht wäre es ihm gewesen, die Taschen der aufmerksamen Hörer zu visitiren; aber auch hier rief ihm die innere Stimme unbegreiflicher Weise zu: „Du darfst nicht." In dieser Höllenpein wurde er beständig um seine Meinung gefragt. Er mußte loben, ohne das Geringste zu verstehen, und die Angst wuchs mit jedem Momente, wenn er die um sich her erkannte. „Bravo, bravo!" klatschte ein zierlicher Discantmann, und hob sich auf den Zehen. Der Britte erkannte in ihm Einen, dem er gestern eine Uhr genommen. Eine Dame ging vorüber, er hatte ihr einen Pompadur entrissen. Die Thür ging auf, und Cajus trat mit dem Notenblatt herein. Cajus hatte ihm zwar, wie er vermuthete, das Portrait des Vaters, aber hatte er ihm nicht funfzig Tresorscheine entliehen! Kaum hielt er sich mehr auf den Füßen. Da sang man:

Nach Sevilla, nach Sevilla —

und es brauste ihm durch das siedende Hirn. Man klatschte, man überhäufte den Sänger mit Lob. Aber der Sänger, derselbe Stutzer, der ihn eingeführt, flüsterte denen um ihn etwas in's Ohr, und Aller Augen richteten sich auf den hocherröthenden Jüngling. „Nach Sevilla! Nach Sevilla!" tönte es von allen Seiten. Die jungen Damen faßten ihn bei der Hand, die Herren eilten, ihnen beizustehen. „Das ist der wahre Sänger des spanischen Sevillaliedes!" scholl es durch den ganzen Saal. Da sank ein Schleier über die Augen des Fremden, der Boden unter ihm wankte, eine helle Flamme zischte durch den Saal, das Bild eines vaterländischen Galgens stieg aus dem Gluthmeer auf; er riß sich gewaltsam aus den Händen der erschreckten Schönen, und sprang in's Nebenzimmer, wie ein Rasender. Dort erschreckte er ein Dienstmädchen, daß sie ein Brett mit Punschgläsern fallen ließ. Aber ehe die Gäste ihn fassen konnten, hatte der Fremde, zu ihrem unendlichen Erstaunen, das Fenster aufgerissen, und war mit einem Satz hinuntergesprungen in die dunkle, regnigte Nacht.

---

„Warum denn nicht? Warum denn nicht?" rief der Jüngling, gepeitscht, zerrissen von innerer Angst. So lief er durch die Gassen, unachtsam, daß er sich von unten bis oben bespritzte. „Woher dieser Zweifel, woher diese Ungewißheit? Will mein Dämon mich versuchen? Ist denn meine Ueberzeugung erschüttert? Hab' ich meinen Beruf verkannt? — Mit nichten. Und woran scheiterte ich? — An den Regeln, den elenden Gesetzen einer oberflächlichen Convenienz. Manneskraft, reife Plane, tief Gefühltes, an der dürftigen Sitte eines dürftigen Lebens, ohne moralische Kraft."

Lange raisonnirte er gegen die usurpirte Macht der sogenannten geselligen Rücksichten, und doch fühlte er, daß ihm, selbst das einemal, als er vor der Jury gestanden, nicht so beklommen zu Muthe gewesen, als in dieser Gesellschaft. Und er lief mit bloßem Kopfe, ohne Mantel, im Dunkel umher. Da wuchs in ihm der Ingrimm, er rief die Schlauheit zu Hülfe. Die Rache erschien. Er erinnerte sich, daß eine Schöne lächelnd zum eleganten Discantmanne geäußert hatte: „Und Sie tragen heute einen Schatz bei sich, Herr Doctor?" Der Elegante hatte erröthend sich verbeugt, und die Schöne darauf gesagt: „Hüten sie sich, daß er Ihnen nicht gestohlen wird, ich sah ihn draußen aus Ihrer Manteltasche vorblicken." Der Britte beschloß, dem Doctor aufzulauern. Er wartete zwei Stunden, bis der reiche Mann, die Gesellschaft verlassend, mit leicht umgehängten Mantel nach Hause eilte. Er ihm nach. Im Augenblicke, wo er den Hausschlüssel umdrehte, entriß ihm der Britte von hinten den Mantel, und floh windschnell um die Ecke. Bei mitternächtlichem Laternenscheine zog er den Schatz heraus — „ein Trauerspiel in fünf Akten von Doctor N. N. Manuscript." Aergerlich warf er die Rolle in den Kanal, und suchte sein gestriges Nachtlager auf. Beim Hineinkriechen fühlte er, daß es schon besetzt sey. Der Schlummernde erwachte, es war der junge Freund vom Lustgarten.

„Ha, Schändlicher!" rief der Britte. „Wo ist mein Geld?"

„In alle Welt verflogen," lachte der Andere.

Der Britte wollte zürnen, die trockne Gleichgültigkeit löschte den Zorn. Der Einheimische theilte mit ihm die letzte Semmel und die letzte Wurst, denn den Fremden mahnte die Mitternacht, daß er nur Thee und Zuckerwerk genossen, und der Friede war geschlossen. Der Engel desselben breitete seinen Fittig über die Häupter der Schlummernden aus.

---

Nach einer kalten Nacht standen Beide frierend und hungrig auf. „Ich will verdammt seyn, schlaf' ich hier noch eine Nacht, — sagte der Einheimische — willst Du mit mir kommen, verschaff' ich Dir ein gut Quartier und warmes Frühstück." —

„Wo denn?"

„Ich stehle aus einem offenen Laden etwas weg, lasse mich greifen und gleich auf die Polizei bringen."

„Bist Du wahnsinnig?"

„Au contraire! sehr nüchtern. Das thun viele von uns, wenn sie nichts Besseres gefunden haben. Was können sie mit thun um 'ne Gießkanne oder 'nen Kamm? Während vier Wochen Untersuchung eine warme Stube, warmes Essen, gar nichts zu arbeiten und gute Gesellschaft — nachher müssen sie mich doch einmal los lassen. Lebe wohl. Viel Vergnügen!"

Es geschah, wie er es angegeben.

„Elender Bube!" sprach der aus Britannien für sich. „Heißt: nichts liegen lassen, stehlen! Dann wäre es freilich leicht, zu Ruf zu kommen. Und unter diesem Gesindel, das weder Ruf noch Beruf kennt, nicht Sitte, nicht Gemeinsinn, soll ich meine Tage verbringen! Keine Ehre winkt, keine Gefahr schreckt. — Wie oft verklagten wir in den Tavernen der City die Barbarei der altbrittischen Gesetze. Heil ihnen, denn die Aussicht des Galgens macht dort Diebe zu Männern."

So monologisirte er, als ihn plötzlich Jemand mit gedämpfter Stimme anredete:

„Wie können Sie denn hier stehlen?"

Erschreckt blickte er sich um, zu sehen, nach welcher Seite er der Polizei am besten entkommen dürfte. Es war aber nur ein trotziger Straßenbube. „Ich weiß nicht, wer hier ein Recht hat, sich um mich zu bekümmern? Ich bin doch ein Mann, der über den Verdacht hinaus ist."

„Doch haben Sie gestern und heute so viel gestohlen, als nie Sitte und Recht war bei uns."

„Sind Sie von der geheimen Polizei?"

„Nein. Aber wenn Sie das Stehlen nicht unterlassen, könnte es Ihnen schlimm gehn."

„Wer will mir denn meine Kunst verbieten?"

„Unser Altmeister legt jedem Pfuscher das Gewerk."

„Was! Ist Stehlen hier keine freie Kunst? Ist es ein Handwerk geworden, dem Zunftzwange unterworfen? Herrscht nicht im Lande Gewerbefreiheit?"

„Hat Alles seine Richtigkeit. Ein Patentmeister ist aber hier noch nie auf den grünen Zweig gekommen, und ich wollt's Ihnen nicht rathen."

„Weshalb nicht? Was profitirt man als Zunftgenosse?" —

„Das kann ich Ihnen nicht so genau auseinandersetzen. Meine Sache ist's nur, Achtung in diesem Viertel zu geben auf Alles, was vorgeht. Aber kommen Sie zur Frau Drachen."

Der Bube führte ihn in einen entlegenen Trödelkeller. Als er die schmutzigen Stufen durch eine Masse alter Kleidungsstücke hinuntergestiegen war, kam ihm ein Satan von Weib entgegen. Klein, mit zwei Höckern, schmutzig, fast ohne Haar, und mit einem Gesichte, auf dem alle Leidenschaften Spuren hinterlassen hatten. Mit aller Heftigkeit, deren eine gedämpfte Stimme fähig ist, redete sie den Eintretenden an:

Aber Goldjüngelchen, bei allem Kreuzmohrenelement und der Trompete von Jerusalem, — wie kannst Du solch' Zeug hier aufstellen, daß wir Alle in puren Ruin kommen möchten, und honetter Erwerb aus ist? — Hat doch der Kicksdiewelt zusammengetragen und gestohlen, als lägen in der Residenz die Schätze von drei Mohrenreichen! — Was bist Du denn für ein Satanskind? — Kommt vorgestern splitternackt her, und denkt, er sey ein Potentat. Modestie, Modestie, Jüngelchen! Laß Andern auch was. — Glaube, Er hat noch kein einzig Mal gesessen, und will solche Apartität hier anfangen! — War doch alle Polizei wie toll. Dreimal haben sie meinen Keller visitirt, und nichts gefunden, und die Drachen hat gezittert und gelacht. — Das, Musje, untersteh' Er sich nicht wieder. Manches hab' ich erlebt, aber zuviel ist zuviel. So ein Bransekopf möchte die ganze Welt gleich umstoßen, aber warte, Er stößt sich den eigenen Kopf an der nächsten Mauer." —

Der Britte antwortete der Hexe mit gleich hohem Tone, trotzend auf das Recht der Freiheit. Doch fragte er, welche Vortheile der Zunftzwang gewähre?

„Goldjüngelchen, nimmst Du Vernunft an? — antwortete sie — So ist's recht. Du mußt nicht denken, daß unsere Polizei wie Eure in England ist. — Wo solch' ein Blaurock ehrliche Leute wittert, — und er wittert immer fort — da kriegt er's auch mal 'raus. Probier's, und lauf' noch zwei Tage 'rum, so fangen sie Dich, nicht um's Metier, sondern weil Du 'rumläufst. Bei uns aber hilft Einer dem Andern, und da läßt sich wol Sand den Spitzbuben in's Auge werfen. Zweitens, wenn Du nun attrapirt wirst, wer hilft Dir aus der Schlinge? He? Für 'nen Patentmeister zeugt keine Seele. Und wenn sich das vornehme Volk gegen uns verschwören thut, dann müssen die ehrlichen Leute auch zusammenstehn. Verstanden?"

Nachdem der Britte seinen Willen erklärt, und die Frau versprochen hatte, ihn nach Tische in die Versammlung einzuführen, bestand sie vor Allem darauf, daß er den vornehmen Rock ausziehe, denn solche Kleider lockten nur den Teufel an, und die Polizei wäre ihm schon auf der Spur. Unser Held folgte nicht ungern der Anweisung, da er gestern ein Haar am vornehmen Leben gefunden hatte. Als es dämmerte, sprang der wachthabende Straßenjunge hastig in den Keller hinunter, und verkündete: die Meister wären zusammen, und der Fremde möchte kommen. „Nun nimm Dich zusammen — sagte die Drachen — das sind Dir kluge Herren, die werden Dich in's Gebet nehmen, aber sey dreist, so lernst Du was, wenn Du einst in's Criminal kommst" —

In einem Hinterhause der engsten Quergasse mußte der Jüngling warten. Ueberall sah es verdächtig aus. Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Drachen freudig zurück: „Geh' hinein, Goldjüngelchen, Alles ist richtig, der Doctor ist sehr gnädig. Sie haben viel Gutes von Dir gesprochen. Sey dreist." — Es öffnete sich eine Thür, und der Britte trat in ein ziemlich geräumiges, doch niedriges Zimmer. Es schien eine Spinnstube zu seyn, wenigstens saßen ringsumher schmutzige Weibsbilder am Rocken. Aeltliche Männer und einige jüngere Kerle standen, meist in zerrissenen Kitteln, Wenige in abgeriebenen Ueberröcken in den Winkeln und in der Nähe der Fenster. Nur Einer von jenen, eine Art Vorsteher, saß an einem Tische. Sein widriges, heimtückisch grinsendes Gesicht wurde durch die rothe Nase und verrostete Brille noch mehr entstellt. Er schrieb, ohne auf den Eintretenden zu achten, und die Anwesenden schienen solchen Respekt vor ihm zu haben, daß sie nur leise einander zuflüsterten. Endlich legte er die Feder nieder, räusperte sich und hub an:

Es muß hier einmal bemerkt werden, daß der Doctor, nach der Angabe des Helden dieser Geschichte, seine Worte weniger an die ganze Versammlung, als an einen Ausschuß derselben richtete, daher gewählter und gelehrter sprechen konnte; dann aber, daß wir die Rede nur aus dem Berichte eben des Helden kennen, dessen wissenschaftlich gebildeter Sinn vielleicht mehr hineingelegt hat, als der sogenannte Doctor, ein Winkelconsulent, anderwärts Straßenschreiber, für die Genossenschaft für passend achtete.

„Verehrte Freunde! Bei diesem Erinnerungsfeste einer wohllöblichen Zunft laßt uns mit Ernst eingedenk seyn unseres Berufes. Nichts will ich sagen von jenen philosophischen Erklärungen, als wäre es ein Stand der Nothwehr, eine Verbindung der Armen zur Einsammlung milder Beiträge von den Reichen, ein Aderlaß für den Uebermuth; nichts sage ich von jenen nichtigen Theorien; ich sage, unser Stand ist der älteste in der Welt, er hat sich überall gezeigt, und wird nie ausgehn; damit ist er vor Gott und Menschen gerechtfertigt. Womit kamen Adam und Eva auf die Welt? Mit nichts. Sie nahmen, was sie fanden. Womit fängt die alte Geschichte an? Mit Raub. Fürsten und Völker haben sich Länder geraubt, und sie werden nicht abgehn von dieser alten Gewohnheit. Wurde nicht in einem alten heidnischen Staate der Dieb von Staats wegen belohnt? Gab es je einen Staat ohne Diebe? Alles, was ist, das kommt von oben. Ich berufe mich auf das natürliche Gefühl. Ist dem Kinde, dem Wilden die Lust nicht angeboren, das Fremde zu nehmen? Warum den Instinkt unterdrücken? Haben wir nicht reiche Leute gesehn, die aus bloßer Leidenschaft stahlen? Ist es eine Schande, zu seyn, was wir heißen? Wie weit griffe die Schande über die Welt! Wie Viele, die vor unserm Namen zurückschaudern, übertreffen uns durch die That! Wir tragen die Schande, sie ernten. Aber es wird anders werden. Die Zeit der Restauration wird kommen, wo man uns wird ehrliche Leute nennen, und die Kinder sich nach unseren Schulen drängen! Aber es ist die Aufgabe unseres Standes, aus wilden Herumläufern, aus uncivilisirten Räubern gesittete Künstler zu machen; es ist der Zweck der Zunft, zu berechnen, wie mit den geringsten Mitteln das Größte gefördert werde. Verehrte Freunde! alle Welt eifert jetzt gegen die Zünfte, es sind die schlimmen Zeiten der Neuerungen eingerissen. Wir aber wollen festhalten am Alten. — Noch etwas. Nicht, wer da spricht: ich will, der kann, sondern wer dazu geboren ist. Geboren wird die Kunst, und geboren wird der Beruf. Nur wem dieser laut im Busen schlägt, der kann ein ehrlicher Mann werden. Darum tritt auch Du, Jüngling, uns näher, uns um so werther, je ferner Du herkommst."

Der Redner netzte sich die Kehle mit einem Glase Brandwein, und fuhr in minder pathetischem Tone fort: „Uns ist sehr viel von Deiner Geschicklichkeit berichtet worden, aber wem große Kräfte gegeben sind, der muß sie nicht als sein betrachten, sondern für das allgemeine Wohl verwenden. Darum muß, wer unter uns aufgenommen ist, einen Theil seines Gewinnstes in die Gemeinkasse werfen, von welcher wir Vorsteher gebührende Rechnung legen. Mein Sohn, wie heißest Du, und woher bist Du gebürtig?" —

„Eduard Walter, und hier aus der Residenz."

„Walter!" rief der Doctor aus, und rieb sich die Stirn. „Walter, Eduard! Welche Erinnerungen erwachen da!"

„Unmöglich!" sagte der aus Britannien, „schon als Knaben führte mein Vormund mich nach England, denn mein Vater starb —"

„Im Arbeitshause" — fuhr der Doctor entzückt auf.

„Zu Straußberg," fiel Eduard ein, „vor zwei und zwanzig Jahren; ich ließ nur in London das Attest des Inspectors zurück."

„Sohn des großen Mannes, an mein Herz!" rief, überwältigt von freudigen Gefühlen, der Vorsteher, und schloß ihn in seine Arme. „O, wenn Du dies noch sähest, würdiger Freund! Ja, Sohn des Verklärten, Dein Vater war ein feiner, edler Mann in jener rohen Zeit. Er strebte dahin, die Gesetzlichkeit in unserm Stande einzuführen, aber, ach! er mußte, kaum mit Hoffnung einer bessern Zukunft, dahin gehn, und ließ mich als Erben seiner großen Gedanken. Du hast ihm Ehre gemacht, Du hast Dich brav gebildet, wenn auch im Auslande. Ich bin gegen ausländische Erziehung, aber Heil ihr, wenn sie uns solche unverdorbene Gemüther zurückschickt. Freunde, es hat wohl keinen Zweifel, daß wir dem Sohne des großen Walter, abgesehen von der eigenen, von uns kaum erblickten Geschicklichkeit im Taschendiebstahl, die Probejahre schenken und ihn gleich zum Gesellen machen? Hier ist wahrer Adel, was die heidnischen Dichter nannten: paterna virtus!"

Eduard erröthete, denn er mußte sich gestehen, daß jenes Lob ihm nicht gebühre, da er selbst in dem Taschendiebe Cajus einen Meister gefunden. Es ging ein Murmeln durch den Saal, der Vorsteher fuhr fort:

„Somit spreche ich Dich, Eduard Walter, vom Lehrburschen los, und nehme Dich auf als Gesellen in die Innung der ehrlichen Leute. Deine Fähigkeiten, mein Bruder, sind groß, aber mit ihnen steigen Deine Verpflichtungen. Nicht erst brauche ich Dir Achtung für eine Kunst einzuflößen, die Du aus wahrem Beruf ergriffen. Redlichkeit sey die Basis Deiner Handlungen, denke immer an die Gesetze der Ehre und des Staates, verwechsle nie diese Kunst mit dem rohen Handwerk eines Räubers und Mörders. Nur die Noth hat Entschuldigungen dafür, der Kunst gehören sie nicht mehr an. Uebrigens sey standhaft im Unglück, und nicht außer Dir, wenn Du von der Polizei ertappt wirst, was einmal über kurz oder lang geschehen muß. Die Strafen sind mild und menschlich, wie es in einem civilisirten Staate seyn muß. Und nun schlage ein, daß Du die Gesetze halten und keinen Bruder verrathen willst."

Kaum war dieser Aktus vorbei, als ein stämmiger, zerlumpter Kerl ohne Anmeldung hereinstürzte. „Herr Gott! — Ludwig Pritzke — Ludewig!" rief man von allen Seiten. „Wo kommst Du her?" schrie eine Schöne, und fiel ihm um

den Hals. „Wir glaubten, Du wärst auf sechs Jahre nach Spandau."

„Verurtheilt war ich's auch."

„Und Du bist doch nicht entsprungen, gegen Deine gesetzliche Obrigkeit, um uns in Ruin zu stürzen?" sagte bestürzt der Meister.

„Ne, Doctor, ich habe appellirt, und da bin ich freigesprochen; wie's kam, weiß ich noch nicht."

„Siehst Du, Ludewig, — sagte jener mit gewichtiger Miene — wie das gut ist mit Protokollen und Gesetzen und Schriften, worauf Du Ungelehrter immer so schimpfest? Hätte's nicht drin so gestanden, möchtest Du noch sitzen." —

„Der Teufel, Doctor, hat doch die Schriften erfunden, um ehrliche Leute zu verderben. Und Ihm werden sie auch noch auf's Dach steigen, Doctor, wegen seines Consulirens und Schriftsetzens. Das merk' Er sich. Haben die Gerichte 'nen ehrlichen Kerl 'mal in der Schlinge, so schreiben sie nach aller Welt Enden, und wenn die Gerichte und fremden Länder sich auch spinnefeind sind, die Akten schicken sie einander ellenhoch zu, denn einen ehrlichen Kerl zu verderben, sind sie Alle gut Freund. Der Teufel hol's Schreiben, und Ihn dazu."

Der Vorsteher fluchte, schlug auf den Tisch und gebot dem Eisenfresser, augenblicklich sich zu entfernen, da seine Nähe immer gefährlich werde. Ludewig — von dem es hieß, daß ihm kein Schloß zu fest sey, und wär' es mit Ketten am Himmel genagelt — hatte aber eine Parthei, besonders unter den Schönen; er fluchte nicht minder, und Reden flogen umher, wie: „Winkelschreiber! Tintenklecksер! der viel spricht und schreibt, sich aber hinter'm Weiberrock verkriecht, wenn's gilt." Die gesetzten Männer fluchten mit dem Doctor. Die Drachen schimpfte auf beide Theile. Endlich kam es von Worten zu Schlägen, und der allgemeine Tumult hätte zum Schlimmsten führen können, wären nicht zwei große Männer eingetreten. Trotz den abgetragenen Ueberröcken und den ausgeblichenen Hüten schienen sie doch von großer Bedeutung, und nicht allein der Militairkreuze wegen, welche sie an langen Bändern auf der Rockklappe trugen. Mit zurückgeworfenem bedecktem Haupte, den rechten Arm in der Brusttasche unter dem Orden haltend, traten sie zwischen die Streitenden, und geboten in vornehmem Tone Ruhe. Man flüsterte: „die Herren sind da!" und gehorchte. In wenigen Minuten war Alles in Ordnung. Ohne sich unter der Menge umzusehn oder nach der Ursache des Streites zu erkundigen, äußerte nur der Eine: „Seyd Ihr toll? Draußen ging die Patrouille vorüber. Hätten wir nicht unser Ansehn interponirt, wären sie 'rein gekommen. Wir wollen Geld haben." — Der Vorsteher beeilte sich, ihnen zu zahlen. Sie strichen das Silbergeld ein, und entfernten sich, ohne den Hut zu berühren, oder zu danken.

„Sind das auch Diebe?" — fragte Eduard die Drachen. — „Bei Leibe nicht! — war die Antwort — das sind reputable Herren. Gewaltige Haudegen. Denen kann Niemand was anhaben. Sie möchten Dich todt stechen, wenn Du ihnen so was in's Gesicht sagtest. Aber wie sie ehrlichen Leuten helfen, wirst Du schon noch erfahren."

Hierauf wurde über die Thaten der vorigen Woche Bericht abgestattet. Namentlich mußten die Bezirkswächter über die Patent- oder Freimeister referiren. Unter den wenigen war auch der vorige Schlafkamerad unseres Helden. Der Vorsteher nannte ihn einen feigen, nichtsnutzigen Gesellen, den seine Trägheit vom Guten zurückhalte, einen schlaffen Menschen ohne Begriff, dem das Stehlen nur zur andern Natur geworden. Unfähig, jemals in der Gemeinschaft aufgenommen zu werden, gleich jedem, der nicht so viel Geisteskraft besitze, sie zu sparen zu einem Unternehmen. Unzuverlässig sey er in Privatfreundschaft wie in den Angelegenheiten der Allgemeinheit. Weil er nichts liegen lassen könne, sey er eigentlich unfähig, zu stehlen. Denn auf dem Wege zu einem Einbruch, der Tausende bedeute, müsse er den Zahnstocher, der ihm in die Hände fällt, mitnehmen. Er fange immer an, ohne je zum Ende zu kommen, und sey eben so unfähig zum Besitz als zum Erwerb, kurz ein verlorenes Subjekt, dessen Umgang jedem ehrlichen Manne Gefahr bringe. Dieses Resumé des Präsidenten wurde so ausführlich, um den jugendlichen Gemüthern in der Versammlung zur Warnung zu dienen. Zuletzt fragte der Doctor noch, ob irgend jemand sonst von einer gesetzlosen That etwas wisse, worauf Eduard die kühne und schlaue Entwendung seines Portraits durch Cajus erzählte.

Der Vorsteher fragte sehr aufgebracht: „Wer hatte gestern die Wache im Parquet?" Eine Schöne stand auf. — „Was ist gestern dort entfernt worden?"

„Außer einigen Schnupftüchern und einem Perspektive durch unsere Leute nichts." —

„Aber wer hat sonst gestohlen, frag ich?" —

Das Mädchen versicherte, Niemanden bemerkt zu haben. Der Doctor, der ein Glas nach dem andern getrunken hatte, gerieth in die äußerste Wuth: „Wozu hast Du Augen, Du Haderwisch? Ich muß ihn wissen. Das ist ein gefährlicher Dieb. Seit Menschengedenken ist so was nicht passirt. Du mußt es wissen, oder ich lasse Dich gerben wie Deine Schwester. Du mußt es wissen, ich will es wissen." Er warf das Dintenfaß dem Mädchen vor die Füße, und stieß den Tisch um. Als er mit einem Stocke auf sie losstürzen wollte, kam aber athemlos ein kleiner Junge hereingestürzt, und rief: „die Polizei!" — Ein elektrischer Schlag durchfuhr die Anwesenden. Man sprang zu Fenster und Thüre hinaus und zerstreute sich über die Felder und durch die Quergassen. Eduard wollte nach dem Keller der Frau Drachen, als ihn Jemand am Rockschoß faßte. Es war seine Freundin selbst: „Goldsjüngelchen, hier ist ein Brief, den gieb morgen ab, und merk' Dir's, daß Du Niemand kennen mußt, der nicht will gekannt seyn." —

---

Am frühen schönen Herbstmorgen stand er vor der Stubenthür des Nadlermeisters Bidermann, an welchen seine Adresse lautete. Er klopfte, aber der Einwohner ließ sich in seinem Morgenliede nicht stören, und erst, nachdem er das ganze:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Seinen Wegen ab.

gesungen hatte, öffnete der fromme Mann dem Diebe die Thür: „Herein, mein Freund! Der Gerechte tritt über die Schwelle des Sünders." Mit Schrecken erkannte Eduard den schlichten Mann, welchen er vor dem Theater bestohlen hatte; indessen war an Umkehren nicht mehr zu denken, und der Nadlermeister schien ihn nicht mehr zu kennen. Nachdem er den Brief gelesen, faltete er die Hände und sprach:

„Mein Sohn kommt aus einer gar ruchlosen Gesellschaft, wo der Brandwein mehr gilt, als des Herren Wort!"

„Sind Sie auch mit den Herrn dort verwandt, Herr Bidermann?" —

„So wie Abel Kain's Bruder war und Joseph von den elf Andern, und Loth Bürger von Sodom. — Die achten nichts da, für die giebt's keinen Sonntag und keinen Werkeltag, kein Gebot und keine Strafe, kein Gesetz und keine Liebe, keinen Wandel und keine Erbauung. Sie leben in den Tag hinein und saufen."

„Aber der Herr Doctor hält doch auf Gesetz und Ordnung?" —

„Aber er rebellirt gegen die hohe Obrigkeit, und fügt sich nie in die Gesetze des Herren. Ein Winkelconsulent, der friedliche Bürger zu Processen hetzt. Schriften verfertigt er gegen die Regierung und Gerichte, voller Gift und Galle, läßt sich bezahlen und drückt die Armen. Und der saubere Ludwig Pritzke! Der ist mit keinem Bescheid, mit keiner Strafe von der Obrigkeit zufrieden, der muß immer appelliren und Recht haben, bis er sich an den Leibhaftigen selbst verappellirt hat. Und wie mag das mit unserer Kasse zugehn? Ob sie wol ein Schärflein den Armen geben? — Ich glaube, keinen rothen Heller. Ich werfe alle Sonntag meinen Zehnten in den Klingelbeutel, gebe obenein drei Bettlern Almosen, und an jedem ersten Feiertage an sieben. Wir sind alle sündige Menschen, aber der Gerechte bittet nicht umsonst. — Doch es ist gut, mein lieber junger Mensch, daß sie Dich zu mir geschickt haben, denn Du kommst aus einem Lande, wo es noch stille Leute giebt und scheinst mir selbst noch nicht so verdorben, daß das Weizenkorn bei Dir Unkraut trüge. Heute bleibe Du ruhig im Dachkämmerlein, am Abend wollen wir sehn, was uns bescheert ist." —

Er faltete die Hände und führte ihn hinauf in das still verschlossene Kämmerlein, wo unser Held volle Muße zum Nachdenken fand. Wie reizten hier den Künstler die Geräthschaften des Nadlers. Er erkannte Hauptschlüssel, Dietriche, Hakenstöcke, um Abends die Fenster des Erdgeschosses einzudrücken und Sachen herauszufischen, alles in musterhafter Ordnung. Gegen Abend holte ihn sein Wirth herunter und führte ihn durch mehrere Straßen in ein großes Haus, wo sich Beide auf einem Heuboden verbargen. „Das Haus ist leer, und Alle sind auf dem Ball" — flüsterte er ihm nach einer Stunde zu. Sie schlichen hinaus, und die Drachen führte Beide zur Thüre einer Parterrewohnung. Leise probirte man die Schlüssel, und schon der zweite schloß. Noch aber widerstand die Thüre dem Drucke. „Was ist das? — rief der Nadler bestürzt — das muß zugeriegelt seyn." — Er versuchte nochmals. — „Ja, ein Riegel!" — rief er erblassend aus und ließ die Hand sinken.

Die Drachen fluchte und wiederholte den Spruch der Diebe: „Die Schlösser hat Gott gemacht, aber der Teufel die Riegel.“ —

„Alles, Frau Drachen — sagte Bidermann — hat Er gemacht, und auch die Riegel sind von ihm. Er läßt die Seinen nicht im Stiche. Eduard, mein Sohn, klettre durch's Hoffenster.“

Eduard, kunstgeübt, schwang sich empor, drückte eine Scheibe ein, öffnete das Fenster, stieg hinein, und öffnete von innen die Thür. In der reichen, verlassenen Wohnung fand man vieles Nehmenswerthe, doch wurde fast nur Geld und Geldeswerth zusammengepackt, und letzteres einem auf der Straße harrenden Mädchen zugeworfen. In einer halben Stunde war Alles in Ordnung, und die Drei kletterten nach einander auf die Straße hinaus. Kaum aber fühlte der letzte das Pflaster unter seinen Füßen, als es hinter ihnen rief: „Diebe! Diebe! O les maudits!“ Im Rennen blickte sich Eduard um, und bemerkte ein ältliches Weib, die hageren Arme aus den Fenstern der kaum beraubten Wohnung ausstreckend, und nach Gott, Polizei und Nachtwächtern rufend. Als er des Nadlers Wohnung erreichte, fand er diesen in der entsetzlichsten Angst. Er rang die Hände, und beschwor Eduard, ihn nicht zu verrathen. Eduard konnte sich des Lächelns nicht erwehren über die Muthlosigkeit des immer Gefaßten, als auch seine Miene sich verzog. Die Polizei trat ein und arretirte Beide. Bidermann wurde schnell wieder der Heilige. Mit den Worten: „Was meine hohe Obrigkeit befiehlt, ist gut und recht; thue Gutes und fürchte Niemand“ — folgte er in das Gefängniß.

---

In England tragen die Richter hohe Perüken und feierliche Amtskleidung, wenn sie Gericht halten. Auch soll die Stimme der Meisten so furchtbar tönen, daß sie durch ganz London gehört wird. Eine solche Herkulesgestalt, mit Donnerkeilen im Mund, mit Blitzen in den Augen, mit Staubwolken zu beiden Seiten, wenn sie den Kopf bewegt, kurz das Schrecken aller ehrlichen Leute, — erwartete Eduard zu sehen, als ihn der Gefangenwärter nach drei Tagen in die Verhörstube rief: „Dort sitzt der Referendarius!“ — Eduard blickte auf, und sah einen zarten, elegant gekleideten jungen Mann die Feder schneiden, einen Bogen falten, eintauchen, und sich mit der sanftesten Stimme zu ihm wenden: „Wie heißen Sie?“ — Die donnerndste Anrede hätte den Jüngling nicht so überraschen können; aber größer wurde sein Schreck, als er in dem inquirirenden Referendarius seinen Nachbar im Theater, jenen Cajus erkannte, der ihm das Portrait gestohlen hatte. Er wurde blaß, aber auch Cajus warf einen ungewiß schüchternen Blick auf den schweigenden Inquisiten. Er fuhr indessen mit milder, langsamer Stimme fort: — „Lieber Freund! Nicht hinter'm Berge gehalten. Wir wissen schon Alles; gestehen Sie lieber, und die Strafe wird leichter. Sie haben in der — straße die Shawls entfernt. Erzählen Sie, wie es dabei zuging!“ —

So unerwartet ihm der Anfang dieser Inquisition erschien, ließ der Britte sich doch nicht aus der Fassung bringen, und rief mit lauter Stimme, und keck den Inquirenten anblickend:

„Beweisen Sie mir's!“

Der Referendarius ließ vor Schreck die Feder fallen, welche einen großen schwarzen Fleck auf das Protokoll machte. Sein Mund stand halb geöffnet, seine kleinen, sanften Augen wurden größer. Solche Frechheit war ihm noch nie vorgekommen.

„Schaffen Sie Zeugen,“ fuhr der Inquisit fort, „so will ich Ihnen Alles erzählen. Eher keine Sylbe, Foltern giebt's nicht.“

Aus der steigenden Verlegenheit riß den Inquirenten sein College, der, rasch eintretend, die Thüre hinter sich zuwarf. Cajus, mit leichtem Anflug von Roth auf der Stirn, schob das Protokoll bei Seite, und streckte ihm die Hand entgegen:

„Wie geht es Dir, Pomponius?“

„Schlecht! Mordschlecht! In der ganzen Woche ist nichts Ordentliches vorgefallen. Lumpereien! Ein gestohlener Regenschirm, höchstens eine Uhr! — So groß die Residenz ist, können wir doch Jahre lang auf was Großes warten. Ein bedeutender Einbruch, Straßenraub, Mord, Brandstiftung — wo findet man die? — Nur die Traditionen aus bessern, originellern Zeiten. Cultur raubt alle Kraft zum Zeugen von Männern. Wer sich recht anstrengt, bringt's höchstens zu 'nem Wunderkinde; um Franz und Karl Moors zu produciren, sind wir gleich schwach. — Könnt' ich nur den Menschen treffen, der Dir neulich im Parquet die Brieftasche stahl! Es war wenigstens ein schlauer Taschendieb, an denen es hier auch fehlt. Aber was hast Du hier zu inquiriren?“

Eduard erröthete über das ihm gespendete Lob. Indessen blätterte Pomponius in Cajus' Akten, und rief plötzlich:

„Glückseliger! Wie — Der schönste Einbruch seit sieben Wochen, den hast Du gekriegt? — Läuft's gleich auch nur auf Diebstahl 'raus, es könnte doch eine Probearbeit werden. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, irgend auf eine Bande zu stoßen; aber bei uns sind die seltener als ein vierblätteriges Kleeblatt.“ Dann unsern Helden musternd, fuhr er fort: „Ist dieß Einer der Thäter? — Wie? — Seh' ich recht — Sie, Sie? — O das thut mir wehe. — Ich hatte eine bessere Idee von Ihnen, vor acht Tagen.“

„Ja, lieber Pomponius,“ sagte Cajus, „obgleich der Mensch hartnäckig schweigt, ist er doch ganz gewiß dabei gewesen, denn die französische Mamsell hat ihn und den Nadlermeister erkannt.“

„Ach, Du verstehst mich nicht, Cajus,“ rief Pomponius; dabei möchte er gewesen seyn, aber, aber —“

„Daß er so hartnäckig läugnet,“ unterbrach Cajus.

„Nein, da thut er recht dran. Er ist ein Engländer, er handelt ganz nach seinen Gesetzen. Ein Selbstgeständniß ist nichts, es muß ihm bewiesen werden. Der englische Richter warnt selbst jeden Inquisiten, sich nicht gefangen zu geben. Als ob bei einer Hetzjagd der Hirsch gleich Anfangs umkehrte, niederknieete, und die Brust hinhielte zum Todesstoß! Pfui, es wäre keine Ehre und keine Lust. — Aber das thut mir leid, junger Mann, daß Sie bei Ihrer einnehmenden Physiognomie sich nicht über den Dieb emporgeschwungen haben. Ein gemeiner — Spitzbube, der furchtsam, nächtlich heranschleicht, und feig mit der Beute entflieht. Ein Räuber, das ist was anderes. Da gilt Kraft. Da ist gewissermaßen eine Wette — wer obsiegt, der gewinnt. La bourse, ou la vie, wie Schiller sagt. Er hat immer den Rabenstein vor Augen, und das adelt sein Leben zur Tragödie und zum Heroismus. Die englische Vorzeit hat große und gefeierte Räuber, wie den Robin Hood und seine Schaar. Aber auch Ihre Highwaymen sind eine nicht zu verachtende Erscheinung. Auf abgetriebenen Rennern, selbst durch Hunger, Durst und Strapazen halbe Skelette, fliegen sie über die Landstraßen, fordern, gleich den Rittern des Mittelalters, nach Faustrecht den Zoll von den Reisenden, und beobachten doch alle Gesetze der Ehre. Ja, wenn es so etwas bei uns gäbe!“ —

Der junge Mann hat mich versichert, in seinem ganzen Leben sey ihm nie etwas Kränkenderes widerfahren, als diese Anrede des Referendarius Pomponius. Bis in die Fingerspitzen habe es ihn gebrannt, diese rohe, materialistische Ansicht seiner Kunst, mit aller Begeisterung eines jungen Künstlers, zu widerlegen. Nur das Gefühl der Schicklichkeit hätte ihn zurückgehalten. Er habe sich aber damals vorgenommen, sobald er durch redlichen Erwerb zu einiger Selbstständigkeit gelangt wäre, eine Universität zu beziehen, und nach dem, dann gerade neuesten philosophischen Systeme ein Werk zu schreiben: „Der Diebstahl, wissenschaftlich begründet, oder die Kunst, ein Spitzbube zu seyn.“ — Hierin sollten die rohen Vertheidiger der romantischen Räuberei seine Geissel fühlen. Er hat aber den Vorsatz, der Censur wegen, wieder aufgegeben.

---

Da Cajus dem Inquisiten kein Geständniß ablocken konnte, wurde er dem Inquisitionsrath Zeibig übergeben, einem ebenfalls noch jungen und zarten, aber ernsteren Mann. Er trug gescheiteltes, glatt heruntergekämmtes Haar, und sprach mit einiger Salbung, aber auch auf diese Art wurde Eduard zu keinem Bekenntniß gebracht, und der schlaue Held entdeckte bald aus den Fragen, daß auch seine Mitschuldigen mußten reinen Mund gehalten haben.

Als er nach einigen Tagen vorgelassen wurde, stand schon die Drachen im Verhörzimmer. Der Rath fragte: „Kennt Sie jenen Menschen dort?“ — Mit ihrem widrigen Trotze entgegnete das Weib:

„Da müßte die Drachen älter seyn, als alle Spittelweiber, wenn sie jeden Maulaffen, der's Pflaster tritt, kennen sollte. Ich habe ihn nie gesehn, und seh' ihn nicht, ich werde ihn nicht sehn, und wenn mir die Justizien eine Brille auf die Nase nageln: ehrlich währt am längsten!“

„Frau Drachen, Sie hat einen gottlosen Mund, und es sind so viel Akten über Sie geschrieben, als Sterne am Himmel sind.“

„Was? — fuhr die Hexe auf — stämmte die Arme in die Seiten, und durchbohrte mit ihren Blicken den Richter. — Akten haben sie über mich geschrieben — höher, wie der Marienthurm, als der Herr Justiz noch in den Windeln lag — Akten werden sie schreiben, so lange die Ungerechtigkeit regiert und 's Gänse giebt zu Federbesen und Justizien. Funfzigmal hab' ich vor der Justiz gestanden — und versteh' den Rummel so gut, als ein Dintenkleckser am grünen Tische, aber Recht

muß doch Recht bleiben, — wie der große Friedrich sagt — und die Zeit kann kommen, wo sich die ehrlichen Leute freuen. — He! Wie war's denn vor vierzig Jahren, als die Drachen vor'm Criminal stand! — In Ketten und Eisen haben sie mich gelegt, und ich habe gelacht und geweint, aber nicht gestanden. Die Herren wurden schwarz, wie Zunder, und kriegten rothe Perücken, aber ich lachte doch noch. — Holla! Wie wurd's mit dem Criminale da? — Der Müller hat kein Wasser und soll doch mahlen. He, womit soll er denn mahlen? womit soll er denn zahlen? — Holla, hoppei! Das ganze Hoppeichen kam auf die Festung — das ganze Criminal wurde leer, und ich unschuldig. Es lebe der König!"

Der Richter legte, aufgebracht über die Ruchlosigkeit, die Feder fort, und entließ die Gefangene. Bald nach ihr trat aber ein anderer Bekannter unseres Helden ein. Der Nadlermeister wischte sich die Stirn, verbeugte sich tief, und faltete die Hände. Der Richter fragte ihn mild: „Kennst Du diesen Menschen?"

„Kennen, Herr Inquisitionsrath? — Ich kenne ihn nicht — aber ich liebe ihn, weil er mein Bruder ist, wie alle durch den Einen meine Brüder sind. Ich habe ihn nie gesehn, bis er den Abend bei mir eintrat, und die Polizei nachkam."

„Bidermann! aber man hat Dich gesehen, wie Du mit ihm in der — schen Wohnung die Koffer erbrachst" —

Der Nadler blickte zum Himmel, weinte einige Augenblicke, und sprach dann sehr sanft und milde:

„Ich gehe nie nach 7 Uhr aus meinem Kämmerlein — da bete ich still für die sündige Welt. — Hat mich aber Jemand gesehn, wie ich einen Koffer erbrach, so war's der Leibhaftige, der mächtig ist über die Sünder. Was muß ich es seyn, wenn Einer aussieht durch ihn, wie ich? Ja, mein hoher und gerechter Herr Richter, Bidermann hat viel Feinde, und der Versucher ist nicht der Geringste unter ihnen, aber der schlichte Bidermann hat auch hohe Freunde, die ihn nicht werden zu Schanden kommen lassen."

Der Rath klingelte, und aus einer Nebenthür trat einer der beiden bekreuzten Bravo's, welche wir in der Versammlung der ehrlichen Leute sahen, fast so trotzig wie dort, blickte den Nadler an, und erklärte dem Richter: „Das ist der Mensch, welchen ich Sonnabend vor 8 Tagen um 9 Uhr Abends in seiner Wohnung traf."

Der andere Bravo beschwor, daß er die ganze Zeit über bei ihm in der Stube gesessen. Bidermann hörte die Aussagen, ohne eine Bewegung zu verrathen, an. Erst als die beiden Männer mit einem Blick auf Eduard, wobei sie dem Richter zunickten, das Zimmer verlassen, und der Inquisitionsrath, des Nadlers Hand ergreifend, sprach: „Sie haben nicht mehr gesagt, als was mein Herz längst gesprochen," hub er an, die Arme über dem Kopf zusammenschlagend:

„O mein Herr Inquisitionsrath — was mein Herr Richter sagt, das geschehe! Wenn meine hohe Obrigkeit sagt: Gehe in's Gefängniß! so gehe ich gern hin, denn was hilft es vor dem, der Alles sieht, wenn der Sünder sagt: Ich bin unschuldig! Ich appellire nicht, ich habe keinen Willen, ich dulde gern, und bitte nur, daß ich mir aus meinem Hause Schmolke's Wegweiser darf holen lassen, der in jenes Jerusalem führt, von dem kein Gitter trennt, keine Mauer scheidet."

„Nein, mein Bruder," erwiederte der Inquirent, wie paßte solcher Sinn zu Ketten und Banden! Es ist sehr wahrscheinlich, daß die französische Mamsell, die Hauptzeugin gegen Euch, den Diebstahl selbst begangen hat, denn eine Trödlerin erkennt sie für diejenige Person, welche ihr von der gestohlenen Waare angeboten und sich darauf schnell wieder entfernt hat. Bei der auffallenden körperlichen Entstellung dieser Person ist an eine Verwechselung nicht gut zu denken. Zudem wurde uns angezeigt, daß der gottlose Ludwig Pritzke wieder hier ist und von der gestohlnen Waare am Leibe trägt. Er ist eingezogen, Alles wird sich auflösen — indessen habe ich Macht, Dich wieder in Freiheit zu setzen. Möge gegen jeden ehrlichen Mann so der Verdacht verschwinden, wie ich im Herzen längst von Deiner Unschuld überzeugt war.

„Amen, Amen!" sagte Bidermann.

„Auch von diesem jungen Menschen," fuhr der Rath fort, „ist das Alibi beinahe erwiesen. Aber welche Verstocktheit in dem Herzen, das ein so freundlich Schild im Gesichte trägt! Er giebt ja selbst nicht einmal an, wo er am Abende gewesen. Wie kann ich ihn da frei lassen, wo er durch sein hartnäckig Schweigen den stärksten Verdacht auf sich ladet."

„Mein Herr Richter, überlassen Sie ihn mir nur drei Minuten, und ich will sehn, ob der Geist nicht auch bei ihm stärker ist, als das Fleisch."

Nach einem stillen Gespräch von drei Minuten zwischen Bidermann und Eduard, ging der letztere in sich. Er weinte heftig und anhaltend, und bekannte darauf dem Richter unter Schluchzen, wie er an dem verhängnißvollen Abend auf einem Tanzboden sich herumgetrieben.

„Richtig!" sagte der Rath mit bedenklicher Miene, „aber warum weint Er bei dem Bekenntnisse, warum kostet es Ihm so viel Mühe, es auszusprechen?"

„Die Moralität, Herr Inquisitionsrath," sagte Bidermann. „Er schämt sich des lüderlichen Ortes. Ueberlassen Sie mir den jungen Menschen; aus ihm kann noch etwas werden."

Sie waren frei, und zwei Ecken um das Gefängniß, als Eduard Walter stehn blieb, und, die Hände in beide Hüften gestemmt, ganz gegen den britannischen Ernst, aus voller Brust an zu lachen fing. Bidermann sah sich bedenklich um:

„Ist das in England Mode, mein junger Herr, zu lachen, wenn uns die Vorsehung aus der Schlinge herausgezogen hat?"

„Nein, wahrhaftig nicht, denn da thut sie's niemals. Mir wenigstens ist das noch nicht passirt, daß ich gehangen, und sie mich noch bei Zeiten abgeschnitten hätten. Das heißt dem Gericht eine Nase gedreht, und der Zufall hat gut gespielt."

„Eine gottlose Rede! Da hat kein Mensch geholfen, keine Schulweisheit, kein heidnischer Zufall — sondern das Gebet frommer Menschen. Wie würde ich's mit meinen schwachen Kräften, mit meinem schlichten Kopfe so lange vor dem hochgelehrten Richter ausgehalten haben, hätte mir nicht ein Höherer geholfen."

„Zum Leugnen!" parodirte Eduard.

„Du sündiger Weltmensch! Ich habe wol gehört von Deinem Dünkel. Aufgebläht von Schulgelehrtheit, will solch' ein junger Herr Alles erklären und ergründen und besser machen. Dünkel kommt vor'm Falle, aber die Demuth ist die Wurzel alles Guten. Geh' in Dich, mein Sohn."

„Noch etwas, Meister, — sagte Eduard — ich bin zwar für die Aufklärung, aber es geht doch über alle Begriffe, daß selbst Diebe hier zu Gericht sitzen. Der Referendarius, welcher mich verhörte, war derselbe, welcher an jenem Tage, wo ich Euch zuerst sah, mir das Portrait meines Vaters aus der Tasche entwandte." — Der Meister lächelte:

„Ist das all' Deine Klugheit? Geht die Weisheit Deiner Bücher nicht weiter? — Da siehst Du, mein Sohn, wie der Herr Einen geblendet hat, der sehen wollte und nicht glauben. Ich selbst, mit schwachen Kräften, aber vertrauend, zog Dir, als wir einander in den Armen lagen, das goldgefaßte Bild aus der Rocktasche. Du kannst es bei mir einlösen. Gott befohlen!"

---

Mit mancherlei Gedanken schlenderte Eduard am Abende durch die Straßen. Er suchte nach einem gelegentlichen Nachtquartiere. Aus seinen Träumereien erwachte er bei'm Anblick eines Kellerhalses, — es war die Trödlerbude der Drachen. Er stieg die dunklen Treppen hinunter, und fand, zu seiner Verwunderung, die Bewohnerin zu Hause:

„Wie! Mutter Drachen, entsprungen?"

„Goldjüngelchen! Entspringen ist Thorheit, denn die Polizei hat Fallstricke, die über Meer und Berg reichen, und sie holt den Vogel aus der Luft zurück. Aber durchgebissen hab' ich mich, und ohne Zähne — Worte schneiden mehr. Doch Mühe hat's gekostet, Euch, rare Brut, los zu kriegen. Thut nichts, der französischen Mamsell mit der garstigen Kehle gönn' ich das freie Quartier."

„Also die Unschuldige muß leiden?"

„Damit die Unschuldigen unter uns unschuldig bleiben können. Um jeden Sperling machen wir nicht solche Faxen. Aber der Bidermann hat Reputation und Gönner, und kann uns helfen; darum mußte dran gesetzt werden, was da war. Meine Muhme, die von einer alten Liebschaft etwas französisch abgekriegt hat, stopfte sich vorn und hinten aus, und wackelte mit den Shawls zur Judenfrau, und that so furchtsam, just wie die Mamsell, und es gelang ehrlichen Leuten auch 'mal was. Den Ludwig Pritzke aber, der nichts mehr verlieren kann, zeigte der Altmeister im sononymen Briefe, wie sie's heißen, wo man verkehrt schreibt, — nämlich das hat er weg — an's Gericht an, und die beiden Herren haben geschworen, und der Meister hat dem Richter vorgeweint, und ich ihm die Hölle heiß gemacht." —

„Und so sind wir gerettet — sagte Eduard — und können sicher seyn."

„Wenn nicht das Kind, die Mine, die unten mit der Schürze am Fenster stand und auffing, was uns der liebe Herrgott beschert hatte, wenn die mir nur nicht weich wird. 'S ist ein liebes Ding, kann keinem was abschlagen, und wenn sie hört, daß wir den Ludwig Pritzke in's Prison gebracht haben, ist sie capabel, Alles zu verrathen. Sie sitzt noch, und wenn sie die recht in die Klemme nehmen, da steh' ich für nichts."

„Da ist's in England besser," dachte der Jüngling bei sich, als er auf dem einsamen Nachtlager saß; „der Spruch

der Jury: „Nicht schuldig!“ ist ein Triumph für den Freigesprochenen, ein Trompetenstoß, der die Nebel vor der Zukunft fortweht, daß sie hinter uns sich zu einem dichten Schleier über die Vergangenheit zusammenziehen. Alles ist vergessen und vergeben, während hier das ganze, lange, vergangene Leben mit allen seinen Unglücksfällen wie eine bleierne Schleppe dem Menschen nachzieht, und ihn am freien Fluge, am frohen Genusse des Augenblickes und an der Aussicht in die Zukunft hindert!“

---

Ernst und Betriebsamkeit fördern das Glück des Menschen. Auch unser Held verscheuchte bald durch rastloses Wirken in seinem Berufe jene Sorgen. Es verging kein Tag, von dem er hätte sagen müssen, er sey verloren. So blieb er durch angestrengte Thätigkeit und immer frohen Muth in beständigem Erwerben. Aber Reichthum ist nicht das höchste Gut des Lebens. Es giebt höhere, die nicht mit Diamanten beider Indien erkauft werden.

Drei Betrachtungen nagten an seiner Zufriedenheit. — Er war abgegangen vom Pfade der Wahrheit. Er hatte gelogen, geflissentlich gelogen, als er dem Richter angegeben, er sey während des Diebstahls auf dem Tanzboden gewesen. Es war die erste Lüge in seinem Leben. Die Erinnerung verwundete ihn tief. — Im Verlauf der Zeit kam sein früherer Schlafcamerad, der Zunftlose, wieder frei. Zerlumpt, unthätig trieb er sich im Sonnenschein und Nebel umher, und in der Erzählung seines Schicksals erkannte Eduard das traurige Loos Aller, die sich in diesem Staate seiner Kunst widmen. Ein Kreislauf von Niederträchtigkeit und Elend; keine Pläne, keine Aussicht. Wer zehn Jahr im Zuchthause gelebt, tritt wieder in die Welt, seine Freunde sind todt, seine Connexionen gelöst, selbst die Schlösser der Häuser sind abgeändert, wie erst die Ansichten und Vorsichtsmaaßregeln! Nichts hat er, als vier gute Groschen, zum Zehrgeld bei'm Abschiede erhalten, und damit steht er einer feindlichen Welt und tausend Vorurtheilen gegenüber. Von jeder Thür zurückgewiesen, bleibt ihm nichts übrig, als von der nächsten Hecke die trocknenden Lumpen zu stehlen, um den Rückweg zum vorigen Unterkommen zu finden. Der Zunftlose hatte gar kein Hehl, daß er es nie weiter zu bringen denke, als wieder bis zum Zuchthause. Er hüte sich nur, allzuviel auf einmal zu stehlen, damit er nicht allzu lange hintereinander sitzen müsse. Mit gelegentlichen Freilassungen sey dieß das bequemste Leben. —

Ein dritter Gedanke griff tiefer ein. Er liebte. — Wie er auch mit aller Gewalt sich dessen zu entschlagen suchte, immer kehrte er mit verstärkter Macht wieder. Es überschlich ihn, daß die hübsche Meißnerin ihn verabscheuen müsse, wenn sie ihn ganz kennte. Wie konnte er hoffen, sie von diesem eingewurzelten Vorurtheil zu überzeugen. Er fühlte, Liebe und Kunst waren unvereinbar, und es kostete ihn alle Anstrengung seiner Jugendkraft, der süßen Wehmuth zu widerstehen, und treu zu bleiben dem, was er als Beruf erkannte.

Der Winter nahte, die Nächte wurden kälter, und noch immer hatte Eduard fast kein anderes Obdach, als jene Hunde- und Wächterhütte, wo er unter Stroh und welkem Rasen seine Ersparnisse verbarg. Zu spät bereuete er, ohne Paß oder Legitimation hergereiset zu seyn. Ohne alle Documente war es ihm unmöglich, für die Dauer eine Wohnung zu finden, und zu häufiges Uebernachten in den Gasthöfen durfte ihn verrathen. Zwar wäre bei seiner Geschicklichkeit es ihm leicht geworden, irgend ein Document sich zu verfertigen, aber mit edlem Unwillen verwarf er den kaum aufgestiegenen Gedanken. Er hatte nie betrogen. Aber sein Unmuth, wie eine giftige Unkrautstaude in feuchtem Boden, wuchs. In einer kalten, einsamen Nacht, als der Frost an Händen und Füßen ihm den Schlaf verwehrte, hielt er folgendes Selbstgespräch, worin er zusammenfaßte, was ihn längst an Zweifeln gequält, und was er auch hie und da schon im Einzelnen ausgesprochen.

„Glückseliges Albion! lustiges Alt-England! warum verließ ich Dich? — Um die Gesellschaft von Gentlemen zu fliehen und unter Lumpengesindel der Einzige zu seyn, der mit Bewußtseyn lebt und handelt? Kann Stehlen Kunst seyn, wo es so entsetzlich leicht gemacht wird durch die Unerfahrenheit der Bestohlenen? Kann es Ehre seyn, wenn der Dieb sich vor den milden Gesetzen nicht zu fürchten hat? — Ohne Opposition gedeiht nichts Gutes. Wahrheit muß durch Feuer und Schwert hindurch. Selbst praktische Fertigkeit verliert sich, wo Alles in die Hände getragen wird. Weichlichkeit reißt ein, wo keine Gefahr droht. Alt-Englands hölzerne Galgen stählten den Muth. Was giebt es hier dafür? — Eine Zunft — einen trunkenen Rabulisten — einen Frömmler, beide ohne Geist der Wissenschaftlichkeit. Gelingt es doch kaum, die einfachste Assecuranzgesellschaft einzuführen! Und was wird für alle Nachtheile geboten? Brandmarkung! Die öffentliche Meinung wird nie den Dieb in Deutschland adeln.“

---

Sein Beschluß war gefaßt. Er wollte die Residenz verlassen. Noch einmal schlenderte er über den bunten Markt, der so oft Zeuge seiner ungewöhnlichen Thaten war, als er einen Zettel von hinten in die Hand gedrückt fühlte. Es war eine Bestellung auf heut Abend zur Versammlung der ehrlichen Leute: „Ed. W. soll sein Meisterstück machen“ stand unterstrichen am Ende.

Alles ist verloren, nur die Ehre nicht, rief Franz I. nach der Schlacht bei Pavia. Alles hätte auch Eduard im Stiche gelassen, um sich von den Dieben hier zu trennen, nur die Ehre nicht. „Ich will Meister unter den ehrlichen Leuten, und dann ehrlich unter den Anderen werden“ schrieb er in sein Tagebuch, und betrat am Abende die Versammlung.

Hier herrschte gewaltiger Lärm und große Bestürzung. Der Altmeister drohte und flehte, die Weiber mit ihm; die Männer suchten einen aus ihrer Mitte zu beschwichtigen. Nur nach vielem Fragen erfuhr Eduard, daß Ludwig Pritzke, aus dem Gefängniß entsprungen, Rechenschaft für den begangenen Verrath fordere. Kein Zureden, durch längeres Verweilen die Gesellschaft nicht in Gefahr zu bringen, half. Selbst dargebotenes Geld konnte den Tobenden nicht besänftigen. „Ich will keine Vernunft, ich will kein Geld, ich will keinen Trost — schrie er — ich will Euch Alle in's Unglück bringen. Daran ist mir gerade gelegen, das will ich partout, das freut mich, das hilft mir, das soll geschehn!“

Jetzt brauchte man andere Mittel. Zwei freundliche Schwestern aus der Gesellschaft mußten den Unbändigen durch Schmeichelreden und Liebkosungen beschwichtigen, und seine wilde Kraft beugte sich in so weit vor der Schönheit, daß er in gemäßigterem Tone fortfuhr:

„'S ist nicht das allein. Das ganze Criminal hätt' ich mögen erwürgen, und Euch dazu. Als ich saß, unschuldig wie ein neugeborn Kind von wegen dem, entdeckten sie bei der Gelegenheit, daß ich drei Tage vorher, am Mittage, in 'nen Geldladen gebrochen war, indeß der Wechsler auf der Börse saß. Das gab ein Leben, die Lumperei nannten sie 'ne entsetzliche Frechheit, und — hört doch die Unverschämtheit an — nachdem sie mir tausendmal im Urtel eine härtere Strafe darum gediktirt hatten, weil ich des Nachts gestohlen, schärften sie dießmal die Strafe, weil's am hellen Mittage geschehen. Das machte mich toll, und ich fragte sie: „Wann soll man denn stehlen?“

Der Erzählende wurde hier so wüthend, daß er mit den Fäusten um sich schlug, und selbst die zarten Mädchen nicht schonte. Es gab kein anderes Mittel mehr, den Rasenden zu beruhigen, als vermöge künstlicher Steigerung der einmal gereizten Leidenschaft, sie durch Uebermaaß zu vernichten. Man reichte ihm so viel Brandwein, bis er taumelte, und endlich ohne Besinnung auf dem Boden lag, um wie ein Stein des Anstoßes leicht gehoben zu werden.

„Es gilt heut, meine Freunde — sagte der Altmeister, als sich die Versammelten um ihn drängten — das große Unternehmen. Die längst gehoffte Stunde erscheint, wo die — schen Eheleute zusammen im Theater sind. Im ganzen zweiten Stocke ist Niemand zu Hause, drinnen aber liegt aufgeschachtelt und aufgehäuft eine Erbschaft, welche die Tausende überschreitet. Je gefährlicher das Unternehmen ist, um so nöthiger wird es, daß wir Alle mitwirken. Alle für Einen! — Einer für Alle! Jedermann wird als Wächter, als Leiter, als Auffänger, wie es ist, gebraucht, ja, wenn es zum Schlimmsten käme, sind unserer so viel, um gleichsam einen Volksauflauf zu bilden, durch welchen der, den die Polizei ergreift, entkommen mag. Aber Einer allein muß die Hauptthat ausführen. Da es unmöglich ist, durch Hausthüre und Treppen in die Wohnung einzubrechen, muß der Kühne über Dächer fort, durch einen Schornstein sich hinunterlassen in die Schatzgrube. Ihm allein wird das Aufbrechen der Koffer, das Sondiren, das Wählen und das Hinauswerfen auf die Straße übertragen. Er fühle, der Eine, welches Vertrauen in seine Redlichkeit, in seine Kenntnisse, in seinen Geschmack die Genossenschaft setzt. Nur einem ausgezeichneten Kopfe, nur einem äußerst geschickten und schon bewährten Bruder konnte solche Ausführung überlassen werden, und, Eduard Walter, die versammelten Väter haben Dir dieß Geschäft als Probearbeit zugedacht.“

Ein Gemurmel ging durch den Saal, der Jüngling erröthete, denn solche Anerkennung des Verdienstes war ihm noch nie geworden. „Muthig, mein junger Freund,“ sagte der Nadler; — „wem Viel gegeben ist, von dem wird auch Viel gefordert.“

Man theilte das Losungswort aus: „Ehrlich währt am längsten." Es war keine Zeit zu verlieren. Mit speciellen Anweisungen der Vorsteher und unter den Gebeten des Nadlers ward Eduard in die Wohnung einer seiner Schwestern geführt. Nachdem er vier Treppen bis in das Bodenkämmerlein der Schönen gestiegen, öffnete sie das kleine schräge Fenster; der muthige Jüngling schwang sich hinaus und klomm bis auf die Spitze des hohen Daches.

In alten Zeiten war es eine Strafe, auf dem scharfen Rücken eines hölzernen Esels zu reiten. Eine größere wäre es gewesen, gleich unserm Helden, reitend auf der äußersten Kante der, nach alter Bauart, spitzen Dächer, über drei Häuser hinweg zu rutschen, um zu dem bestimmten Schornsteine zu gelangen. Aber über alle Gefahren siegt das Ehrgefühl. — Eduard war nicht unbewandert in der neuesten deutschen Literatur geblieben. Sein praktischer Scharfblick erinnerte sich aller Derer, welche über Dächer und was dahin gehört, geschrieben hatten. Er dachte an Hoffmann's Kater Murr und wünschte sich die Geschicklichkeit dieses edlen Thieres, als er mit Angst und Schweiß, balancirend, den schweren Ritt begann. — „Allerliebster Junge! nur nicht gefallen!" flüsterte die Schöne aus dem Dachfenster ihm herauf. Irdische Rücksichten konnten ihn nicht mehr fesseln.

Aber plötzlich strahlte der Mond hinter einer Wolke vor, und übergoß mit seinem Silberlichte den reitenden Jüngling und die Scenerie ringsum. Mit Schrecken bemerkte ersterer, daß er von mehreren Häusern aus gesehen werden könne, und die Gegend war eine der bewohntesten in der Residenz. Er rutschte und rutschte weiter, und gelangte auf das zweite noch höhere Haus. Der Mond und er waren jetzt die erhabensten Gegenstände. Beide deutsche Männer sahen sich bei'm Rendezvous groß an. Feindlich, dürfte man sagen, denn niemals herrschte ein gutes Verständniß zwischen Merkurs Schützlingen und der keuschen Luna. Aber der Mond ist aus der Mode gekommen. Alles schien in dem Geisterlichte freier zu athmen. Welche Hieroglyphenschrift in den erleuchteten Giebeln! Plötzlich tönten die Glocken auf den hohen, schwarzen Kirchthürmen, denen der aufsteigende Mond nur allmählig ein weißes Hemde überwarf. Es schlug Sieben. Raubvögel flogen krächzend, durch den Klang aufgeschreckt, von den Thurmspitzen, und ein Habicht streifte, Raub suchend, die Haare des einsamen Pilgers. Die Kälte, die Nachtluft erstarrten seine Finger. Er blickte in die Tiefe, wie viel tausend flimmernde Lichter zeugten vom Gewerbsfleiß der Bürger. Er blickte aufwärts in den klaren Vollmond, und fuhr erschreckt zurück, denn das Gesicht darin warf ihm einen verwundenden Blick zu. Es zückte ihm etwas durch's Herz, als sey er nicht auf rechten Wegen, und er war doch, durch eine gute Erziehung, frei von Aberglauben. Da glücklicher Weise pfiff es von der Straße herauf, ein Zeichen, daß seine Helfershelfer heranrückten; da rief er sich ermannend zu: „Die Pflicht gebeut!" und rutschte weiter, bis er an den verhängnißvollen Schornstein kam. Wie der Jüngling Caledoniens auf der Eiderjagd rückwärts jähe Felswände emporklimmt, so stieg Eduard beherzt den Rauchfang hinauf, warf einige Ziegelsteine von der Bedeckung ab, und fuhr in den Schlot hinein, bis sein Gefühl ihm sagte, daß er im zweiten Stocke sey. Hier hielt er an. Doch rief ihm plötzlich die Stimme des Zweifels, immer geschäftig bei großen Unternehmungen, zu: „Ist dieß auch der rechte Schornstein?" Er tappte umher, fühlte das bezeichnete Ofenloch, kroch hindurch, und stand zu seiner Freude aufrecht in einem Ofen. Er horchte. Es regte sich Niemand in dem Zimmer, und er drückte mit fester Hand eine Ofenkachel nach außen ein, so daß sein ganzes Gesicht einen freien Ueberblick des Zimmes gewann.

---

Versetze Dich, geneigter Leser, in Eduards Lage. Wenn Dir nun, wie jenem, ein heller Lichtschein entgegen gedrungen wäre, und Du bei'm Nähtisch jemand emsig arbeitend gesehen, was hättest Du gethan? Das junge Mädchen ließ erschreckt das feine Kleid ihrer Herrschaft fallen, und sah sich um, woher der Knall käme. Mit dem Licht an den Ofen tretend, gewahrte sie den Kopf des Diebes, und fuhr im ersten Augenblick entsetzt zurück. In solchen Lagen allein bewährt sich der Mann. Weniger auf dem Schlachtfelde; — da zeigt sich, was Entschlossenheit vermag, wie Geistesgegenwart von keiner Widerwärtigkeit zu überwinden ist.

„Um Vergebung, Mamsell," fragte Eduard, „wo komme ich nach der verlornen Gasse?" —

An allen Gliedern zitternd, aber eine zweite Johanna, setzte das Mädchen das Licht nieder, und suchte nach einer Waffe. Sie fand nur ihre Nähnadel, und fuhr, in entsetzlicher Wuth die Furcht verbergend, auf das Gesicht des unglücklichen Abenteurers los. Stich auf Stich folgte, und es war beim engen Raume des Ofens dem Helden unmöglich, sich zurückzubiegen, oder schnell unterzutauchen. Er schrie:

„Aber, Röschen! Röschen! Ich bin's ja. Kennst Du mich denn nicht, Röschen?" —

Das Mädchen hielt inne, und erkannte den Jüngling. Ein heller Schrei nach der ersten Pause des geisterhaften Erstaunens machte ihren Gefühlen Luft.

„Bösewicht!" schrie sie heraus, und es war kein Bösewicht eines freudig erschrockenen Mädchens, das der lauernde Schalk im Dunkeln gefangen hält.

„Dienst Du jetzt hier? Das ist mir ja lieb zu wissen," sagte er umherforschend.

„Seit meine vorige Herrschaft mich auf die Gasse stieß, weil ich Dir aufgeschlossen," rief sie schluchzend.

„Liebes, gutes Kind! wenn ich das gewußt hätte! Ich glaubte, Du wärest im Freischützen. Aber ich errathe, es wird gewiß zu voll gewesen seyn. Hättest Du Dich nur an mich gewandt. Das nächste Mal gehst Du mit mir hinein. Versprich mir das."

Aber das Mädchen hatte sich ermannt. Rüstig ging sie auf die Sache los, und fragte mit geschwungener Nadel: „Du unverschämter Spitzbube! Warum steigst Du hier ein?" —

Es wäre ihm leicht geworden, durch den Vorwand eines heimlichen Besuches bei der Geliebten sich zu entschuldigen; seine Situation wäre dann natürlich, seine Rettung wahrscheinlich gewesen. Doch, wie schon erwähnt, Unwahrheit war der Seele des Jünglings fremd. Er verstummte. Das Mädchen brach in helle Thränen aus.

„Ach, Du bist ein Dieb, ein gottloser Dieb, wie ich's gleich dachte — und ich habe manche Nacht um Dich geweint, weil Du auf immer verloren bist."

„Liebes Röschen! Du hast um mich geweint? — Hilf mir nur diesmal wieder aus der Klemme heraus, dann wollen wir zusammen weinen."

„Nein, Patron, nicht zum zweiten Mal. Dießmal geb' ich Dich an, denn Du kannst durch Strafe vielleicht noch gebessert werden."

„Aber, liebes Röschen, habe ich denn eine Sünde begangen?"

„Was? hast Du nicht die Bibel gelesen? Steht nicht in den Geboten: „„Du sollst nicht stehlen!"""

„Einige Gelehrten meinen, das könnte eine falsche Lesart seyn." —

„O Du Gotteslästerer! Versteht sich's denn nicht schon von selbst, daß die Menschen ehrlich sollen seyn, denn wozu wären denn sonst die Galgen? Und wozu sind Schlösser- und Riegelmacher? Und wie kann man denn fromm seyn, wenn man nicht ehrlich ist!"

Eine innere Wuth, ähnlich dem Fanatismus der Liebe, die sich selbst martert, durchzuckte das Mädchen. Sie weinte bitterlich, und fuhr mit der feinen Nadel in den kleinen Fingern auf ihn los. Ihn immer in's Gesicht stoßend, rief sie „Willst Du wol ehrlich werden?"

Er schwieg, bis sein stummer Schmerz die Peinigerin tiefer schmerzte, als den Gestochenen.

„Bestes Röschen," sagte er, als sie inne hielt, „Du weißt in Deiner Unschuld nichts von der Spanischen Inquisition; aber Gewalt kann keine Ueberzeugung widerlegen, Ueberzeugung fordert zur Widerlegung Ueberzeugung."

„Dann werde ich Leute rufen, und der Richter wird Dich überzeugen."

„Röschen! ruf nicht die Leute, — zeige mich nicht an! Du bist so hübsch, Du wirst mich selbst überzeugen können, — gieb mir Unterricht."

Indem hörte Eduard von der Straße herauf dreimal pfeifen, ein Zeichen, daß die Einwohner sich näherten. Er befand sich in der schlimmsten Lage, denn an einen Rückzug durch den Schornstein war nicht zu denken. — „Röscher, Röschen! laß mich durch, laß mich entschlüpfen, ich will gewiß besser werden, ich will ehrlich werden, was Du darunter verstehest. Ich fürchte mich nie vor dem Richter, aber ich schäme mich vor ihn zu treten. — Röschen, laß mich nur dießmal los."

„Nein, so leicht wird Dir's nicht. Du dauerst mich recht sehr, aber ich traue Dir noch nicht. Ich will Dich jetzt nicht verrathen, aber Du magst hier eingesperrt bleiben zur Strafe, und bis Du Dich überzeugst. Morgen Abend um diese Zeit frage ich wieder nach." Es pfiff jetzt viermal, ein Zeichen, daß die Einwohner in's Haus getreten waren.

„Grausame! — rief der Jüngling — mein ganzes Glück, meine Hoffnung liegt nur in Deiner Hand. Gieb mir die Ofenkachel. Ich verspreche Dir, mich zu bessern, und nicht zu entfliehn." —

„O dafür ist gesorgt," sagte das Mädchen, „die Thüre verschließe und verriegle ich in der Nacht, und durch die eisernen Fenstergitter entspringt kein Dieb."

Kaum war die Kachel eingesetzt, als die Herrschaft aus dem Theater zurückkehrte. Herr und Frau unterhielten sich über den Freischützen. Sie gehörten zu den Aufgeklärten und waren der Meinung, daß die öffentliche Darstellung solches Aberglaubens verderblich für das Volk sey. Was Eduard mehr Freude machte, war Röschens musterhaftes Benehmen auf die Fragen ihrer Herrschaft. Ohne zu lügen, verbarg sie ihr Geheimniß, und Eduard schwur bei sich: „Dieses Mädchen will ich heirathen und glücklich machen!

Aber die Leute unterredeten sich so langweilig, und Eduard wollte in seinen Gedanken nicht gestört werden. Jugendlicher Muthwille wurde auch von dieser gepreßten Lage nicht unterdrückt. Gerade während die alternden Eheleute über die Thörigkeit des Spukes sich weitläufig ausließen, fing er zu spuken an. Er war ein Menschenkenner. Sein Seufzen, Röcheln, Stöhnen, sein ferner Wehruf verscheuchte die Aufgeklärten, und um Mitternacht war Eduard mit sich und seinen Gedanken allein; die Thüre aber war fest verschlossen. — Doch die Nacht war lang, und er müde vom Stehen. Er versuchte sich niederzukauern, es war unmöglich in dem engen Gefängnisse. Die Qual der Langeweile vermehrte, daß durch den offenen Schornstein jeder Glockenschlag ihm in's Ohr gellte. Wie viel Schläge sollten noch tönen bis zu seiner Befreiung! Am Morgen gegen drei Uhr weckte ihn ein Geräusch aus einem leichten Schlummer. Es schien, als spräche Jemand in großer Entfernung zu ihm. Doch, aller Anstrengung ungeachtet, konnte er nichts verstehen. Jetzt rasselte etwas den Schornstein herab und fiel neben ihm nieder. Eduard, welcher alle Präparate bei sich trug, zündete mittelst seiner Phosphorflasche ein Wachsende an, und sah nach. In der Schornsteinöffnung lag ein Papier, an einem Steinchen durch eine Schnur befestigt, welche in die Höhe reichte. Eduard entfaltete den Zettel und las folgende Worte:

„Bruder! wir wissen Deine Noth. Zwei Bursche werden Dir vom Dache herab ein Seil zuwerfen, durch welches Du leicht den Schornstein hinaufklimmst. Vertrau! — Ehrlich währt am längsten."

Ohne sich zu besinnen, schrieb Eduard auf den Zettel mit Bleistift: „Ein Ehrenwort hält mich gefangen, und die Ueberzeugung zwingt mich, hier zu bleiben. Schont Eure Kräfte. E. W."

Er schnellte den Bindfaden in die Höhe, und war froh. Man zog die Schnur hinauf, und kaum fühlte auf viele Stunden der edle Gefangene die unbequeme Lage seines Körpers, Durst und Hunger. Sein Geist war frei.

Um 8 Uhr am folgenden Abend öffnete Röschen die kleine Ofenthür, und rief hinein: „Willst Du nun ehrlich und fromm werden?" — Der Gefangene erwiederte: „Alles will ich werden und thun, liebes Röschen! nur nichts gegen meine Ueberzeugung." Schnell klappte das Mädchen die Thüre wieder zu, indem sie rief: „Dann bleibe nur noch vier und zwanzig Stunden bis die Ueberzeugung fort ist."

Acht und vierzig Stunden hungern, dürsten, mit zerstoßenen Gliedern auf scharfen Ecken ruhen, und dazu noch fürchten und lieben, hat wol schon eisernere Ueberzeugungen, als die unseres Helden, überwältigt. Als am nächsten Abende Röschen fragte: „Was ist Stehlen?" so antwortete eine sehr klägliche Stimme: „Stehlen ist eine Sünde, welche ich mir nie mehr will zu Schulden kommen lassen, wie ich Dir, liebes Röschen, feierlich an diesem feierlichen Orte verspreche."

„Dann magst Du 'rauskommen" — sagte sie. Mit dem Sagen war es indessen nicht allein gethan, sie mußte selbst Hand anlegen, um dem fast Verkommenen durch die kleine Ofenthüre herauszuhelfen. Als er nun vor ihr stand, hätte sie weinen mögen über die klägliche Gestalt des hübschen Jungen, und sie fiel ihm mit Thränen in den Augen um den Hals, indem sie fragte: „Und Du wirst doch gewiß auch nicht mehr stehlen?" — „Ein Wort ist ein Wort," antwortete er.

Röschen erquickte mit ersparten Leckerbissen den Verhungerten, und nachdem sich Beide ewige Treue gelobt, ließ ihn die hübsche Sächsin zur Flurthür hinaus, und er rannte, glücklicher als der entkommene Galeerensclave, in's Freie.

Nach einem erquickenden Schlafe eilte er zum Versammlungsorte der ehrlichen Leute, um auf offene, redliche Weise von ihnen zu scheiden. Zu seiner Verwunderung fand er Niemand im ganzen Hause, wo sonst wenigstens drei bis vier alte Weiber Wache hielten. Auch begegnete ihm kein Bezirkswächter. Der Nadlermeister war der erste Bekannte, den er zu Hause traf. Wie verwunderte ihn aber dessen Anrede:

„Ich kenne Sie nicht; was wollen Sie bei mir?"

„Ich bin Eduard Walter, Ihr Zögling."

„Fort, fort," rief Bidermann, „sündige Erinnerung."

„Bist Du nicht der Nadlermeister Bidermann?" fragte Eduard.

„Ja, Kind, das war ich. Jetzt bin ich ein neuer Mensch."

„Kein Dieb mehr?" —

„Pfui, das bin ich nie gewesen; nur aufbewahrt habe ich dann und wann, was man zu mir trug. Ich habe meinem Nächsten geholfen. Wenn das Sünde war, so war ich mit Blindheit geschlagen."

„Und wo sind die andern Diebe?"

„Die Polizei hat sie abgeführt, ich kenne keinen mehr."

„Wie kam das?"

„Weil Satanas Macht hatte durch's sündige Fleisch über den unsterblichen Geist, — das sündige Weibsbild, die Mine, mit den rothen Backen und freundlichen Augen, hinter welchen die Schlange lauerte, die immer dem Saufbold Pritzke anhing — die vergaffte sich in die hohe Obrigkeit, als sie inquirirte, in das zarte Gesicht des Referendarius Cajus, und da redete er ihr denn zu, bis sie Alles ausplauderte, — Alle verrieth, und die Polizei uns bei den Haaren griff. Kaum rettete mich mein unbescholtener Lebenswandel. Es war eine schlimme Zeit — lieber Eduard — aber Alles war vielleicht nur Trug und List. Sieh' mal, weiß doch der Mensch kaum, wenn er wacht, ob er nicht träumt, und wenn er träumt, ob er nicht wacht. So beschleicht uns die Sünde in unserer Schwachheit. Wir wissen nicht was wir thun. Da kommt mir so der Gedanke, ob ich nicht von der gottlosen Gesellschaft nur geträumt habe, und daß die lieben Engel mich vielleicht nur in süßen Schlaf gewiegt haben, um mich recht von der Schändlichkeit des Diebegesindels zu überzeugen! Nun bin ich aufgewacht!"

„Ueberzeugen? — fiel Eduard ein — à propos ich bin auch überzeugt, daß Stehlen nicht ganz recht ist, und will künftig ehrlich werden, wie sie's in der Welt verstehn."

Bidermann schlang die Hände um den Wiedergewonnenen: „So stehen hier zwei Ueberzeugte, die ein neues Leben anfangen wollen."

Er reichte ihm das Portrait seines Vaters, ermahnte aber noch den Scheidenden, daß, wenn auch, was sie bisher darunter verstanden, keine Ehrlichkeit gewesen, doch auch die Ehrlichkeit, was die Welt darunter versteht, nicht über alle Zweifel erhaben sey.

Eduard, als ich ihn zuletzt sah, war im Begriff, aller Verfolgungen ledig, ein ordentliches Leben zu führen und das schöne Röschen, seine Belehrerin, zu heirathen. Er hoffte auf eine Anstellung bei'm Theaterwesen, wozu ihn einerseits seine Geschicklichkeit im Maschinerienwesen, andererseits der Umstand berechtigte, daß er das Manuscript jenes Trauerspiels vernichtet, ein Dienst, den die General-Intendantur ihm sehr hoch anschlägt.

---

# Emilie Harms,

Abkömmling der adelichen Familie von Oppel, ward 1757 zu Gotha geboren, heirathete den durch seine Streitigkeiten mit Hannover bekannten 1818 zu Erfurt verstorbenen Landrichter von Berlepsch, ließ sich aber von ihm scheiden und gab im Jahre 1801 ihre Hand dem Amts- und Domänenrath Harms zu Redirin bei Schwerin. Nachdem sie seit 1807 bis 1813 auf dem Gute Erlebach am Zürcher-See gelebt hatte, kehrte sie nach Schwerin zurück, begab sich von dort 1828 nach Lauenburg und starb daselbst am 27. Juli 1830.

Von ihr haben wir:

Sammlung kleiner Schriften und Poesien. Göttingen 1787. 1 Thl.

Sommerstunden 1r. (einziger) Band. Zürich 1794. Neue Ausg. Zürich 1811.

Kaledonia. Hamburg 1802—1804, 4 Bde. in 8.

Einige Bemerkungen zur richtigen Beurtheilung der erzwungenen Schweizer-Revolution u. s. w. Leipzig 1799.

Einzelne Gedichte, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

Eine edle und treffliche Frau, deren Andenken in jeder Hinsicht verdient, vor der Vergessenheit bewahrt zu

werden. Als Schriftstellerin zeichnet sie sich besonders durch die Feinheit und Reife ihrer Ansichten, einen äußerst gebildeten Styl und eine sehr hübsche und gewandte Darstellungsgabe aus. — Ihre poetischen Leistungen sind correct und fließend aber nicht eben bedeutend: ihr größeres Werk Kaledonia gehört dagegen noch jetzt zu den besten und unterhaltendsten Beschreibungen dieses eben so merkwürdigen als interessanten Landes.

---

## Klaus Harms,

ward den 25. Mai 1778 zu Fahrstedt im Holsteinschen geboren, wurde bis zu seiner Confirmation in der dasigen Elementarschule und von dem Prediger seines Geburtsortes in den Anfangsgründen der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet und unterstützte dann erst seinen Vater und zuletzt seine Mutter bis 1797 in der Mühlen- und Landwirthschaft. Nun aber erwachte mächtiger als je in ihm die Neigung für wissenschaftliche Studien, weshalb er nach Verkauf der Mühle die Schule zu Meldorf bezog und seit 1799 zu Kiel Theologie studirte. Nach Absolvirung seiner Studien und Bekleidung einer Hauslehrerstelle wählte ihn die Gemeinde zu Lauden in Norderdithmarschen 1806 zu ihrem Diakonus, worauf er 1816 als Archidiakonus nach Kiel kam. Die Universität ertheilte ihm später die Würde eines Doctors der Theologie, und die Regierung ernannte ihn an des gestorbenen Consistorialraths Fock Stelle 1835 zum Kirchenpropst und Hauptpastor zu St. Nicolai daselbst.

Er gab heraus:

Winterpostille. Kiel 1808. 4. Aufl. 1820.
Sommerpostille. Ebendas. 1815, 2 Thle. Neue Aufl. 1826.
Die 95 Theses Luthers mit andern 95 Sätzen begleitet. Kiel 1817. (Ein Anschlag an die dasige Universitätskirche zur Feier der Reformation und als Rüge der Gebrechen der protestantischen Kirche.)
Vermischte Aufsätze. Kiel 1817.
Zwei Reformationspredigten. Ebendas. 1817.
Briefe, meine Theses betreffend. Ebendas. 1818.
Christologische Predigten. Ebendas. 1821.
Predigten über das Abendmahl. Ebendas. 1822.
Neue Winterpostille. Ebendas. 1822.
Neue Sommerpostille. Ebendas. 1827.
Gesänge für die Andacht. Schleswig 1829.
Pastoraltheolgie. Kiel 1830—1831. 2 Bde.
Von der Heiligung. — In neun Predigten. Kiel 1833.

Außerdem einzeln:

Daß es mit der Vernunftreligion nichts ist. Kiel 1819.
Von der Erlösung. Ebendas. 1830.
Einzelne Predigten, Controversschriften u. s. w.

Streng orthodox aber echt fromm hat Harms einen großen Theil seines Lebens dem Kampfe für die Reinheit des Glaubens und der Kirche nach seinen Ansichten geweiht, und ist, wenn auch nicht stets siegreich, doch stets höchst ehrenwerth aus demselben hervorgegangen. Was er auf diesem Felde geleistet, kommt uns zu beurtheilen nicht zu, da es über die Grenzen dieses Werkes hinausgeht. — Als Kanzelredner aber zeichnet er sich aus durch echt religiöse Begeisterung, Wärme, Innigkeit, Reichthum der Anschauung und gewaltige Kraft der Sprache. —

---

## Wilhelm Harnisch

ward den 28. August 1786 zu Wilsnack im Brandenburgischen geboren, widmete sich nach vorhergegangener wissenschaftlicher Vorbereitung dem Studium der Philosophie und Pädagogik, wurde Dr. der Philosophie und Director des Schullehrerseminars zu Breslau, von wo er in gleicher Eigenschaft nach Weißenfels versetzt wurde.

Seine Schriften sind:

Der Schulrath an der Oder. Breslau 1814 ff. mit Daniel Krüger.
Leben des 50jährigen Hauslehrer's Felix Kaskorbi. Breslau 1817. 2 Thle.
Erstes und zweites Sprachbuch. Ebendas. 1818. N. 1832.
Die Aufsatzlehre. Ebendas. 1819.
Handbuch für's deutsche Volksschulwesen. Leipzig 1820. 2. Ausgabe 1829.
Land- und Seereisen für die Jugend. Ebendas. 1821 ff.
Der Volksschullehrer, Fortsetzung. Halle 1823 ff.
Die Weltkunde. Breslau 1817; 4. Aufl. Breslau 1827, 3 Thle.
Das preußische Sachsenland. Weißenfels 1827, 2 Thle.
Der Himmelsgarten. Ebendas. 1827.
Sonntagerzählungen des Grafen Ruggenroth. Ebendas. 1827.
Anweisung zum Unterricht im Christenthum. Halle 1828.
Die deutsche Bürgerschule. Halle 1830.
Vollständiger Unterricht im evangelischen Christenthum. Halle 1831. 2 Thle.

Ein sehr tüchtiger Schulmann, der durch That wie Schrift ausgezeichnet wirkte; namentlich ist sein Leben des Hauslehrers Kaskorbi ein, auch für das größere Publikum höchst beachtenswerthes Werk.

---

## Johann Georg Karl Harrys.

Von ihm ist bloß bekannt, daß er den 19. Januar 1781 zu Hannover geboren wurde, größere Reisen machte und dann in seiner Vaterstadt eine Anstellung als Hospitalinspektor erhielt, wo er jetzt nach erfolgter Pensionirung seinen belletristischen Neigungen lebt.

Er schrieb:

Politisches Quodlibet oder musikalische Prokekarte. Schwank. Hannover 1814 in gr. 8, mit 37 Holzschnitten.
Das Guckkästchen. Ebendas. 1814.
Taschenbuch militärischer Gesänge. Ebendas. 1822.
Blitzableiter für melancholische Gewissensschauer. Ebendas. 1823 in 8.
Taschenbuch dramatischer Blüthen. Ebendaselbst 1825—1827. 3 Jahrg. in 16.
Das Buch mit 4 Titeln. Leipzig 1826. in 8.
Zur bunten Lachtaube. Ebendas. 1829, 2 Bde. in gr. 12.

Gift gegen Lange-Weile. Celle 1834. 2 Thle. in 8.
Die Posaune. Zeitschrift. Hannover 1834. Fgde.

Ein hübsches, gefälliges, harmloses Talent, das sich besonders in kleinen Lustspielen und dramatischen Possen, meist nach dem Französischen, mit Erfolg versuchte.

---

## Georg Philipp Harsdörfer,

Sprößling eines böhmischen Adelsgeschlechtes, das sich schon seit dem 13. Jahrhundert in Schwaben ausgebreitet und in den dortigen Reichsstädten die höchsten Aemter bekleidet hatte, ward den 1. November 1607 zu Nürnberg geboren. Von seinem durch Gelehrsamkeit und auf vieljährigen Reisen gesammelte Menschenkenntnisse ausgezeichneten Vater erhielt er bei eignen Talenten eine so treffliche Erziehung, daß er schon 1623 mit Nutzen die Universität zu Altorf und 1626 die zu Straßburg besuchen konnte. Nachdem er dann durch 5jährige Reisen in Frankreich, England, Holland und Italien sich sprachlich, wissenschaftlich und für die Welt ausgebildet, sandte ihn der Rath seiner Vaterstadt 1631 mit deren Abgeordneten nach Frankfurt, wo er sich des ihm geschenkten Vertrauens so würdig bewies, daß er zuerst Assessor beim Untergericht und kurz darauf Mitglied des hohen Rathes zu Nürnberg wurde. Seinem vielseitigen nützlichen Wirken als Staatsmann, Mitglied des Palmordens, der deutschgesinnten Genossenschaft und der von ihm 1644 mit seinem Freunde Johann Klaj (Clajus) gestifteten Gesellschaft der Pegnitzschäfer setzte sein früher Tod ein Ziel. Er starb den 22. September 1658 geschätzt und gepriesen von seinen Mitbürgern und Fremden, Fürsten und Untergebenen, wegen seiner ungewöhnlichen, vielseitigen sprachlichen, wissenschaftlichen und humanistischen Kenntnisse und geliebt wegen seiner Humanität, Rechtschaffenheit und Tugend.

Wir haben von ihm:

Diana, aus dem Spanischen. Nürnberg 1634 in 8.
Frauenzimmergesprächspiele. Ebendas. 1641. 2 Thle. Neu und vermehrt herausgegeben als Gesprächspiele. Nürnberg 1642—1649, 8 Thle. in 12.
Der schönen Diana 3. Theil, aus dem Spanischen. Nürnberg 1646 in 12.
Der königliche Katechismus, aus dem Französischen. Nürnberg 1648 in 8.
Herzbewegliche Sonntagsandachten nach den Evangelien rc. Nürnberg 1649 in 8.
Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst in 6 Stunden einzugießen. Ebendas. 1650—1653. 3 Thle. in 8.
Großer Schauplatz Lust- und lehrreicher Geschichten. Frankfurt 1650. 1651. 2 Thle. in 12. Hamburg 1669 in 8, Holländisch. Utrecht 1670 in 8.
Nathan, Jotham und Simson. Nürnberg 1650 u. 1651, 2 Thle. in 8.
Herzbewegliche Sonntagsandachten nach den Epistelterten ausgemahlet rc. Ebendas. 1651 in 8.
Die Fortpflanzung der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft. Ebendas. 1651 in 4.
Philosophische und mathematische Erquickstunden. Nürnberg 1651 und 1653, 2. und 3. Thl. in 4. (der 1. Theil war Ebendas. 1636 in 4. von Daniel Schwenter herausgegeben worden.)
Großer Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten. Frankfurt 1652. 8 Thle in 12. Hamburg 1666. Holländisch. Utrecht 1670 in 8.
Historisches Fünfeck des Herrn von Bellag rc., aus dem Französischen. Frankfurt 1632 in 12.
Heraklitus und Demokritus rc. Nürnberg 1652 in 12.
Groß Tricinir- oder Vorlegebuch, zum 2. Mal vermehrt und mit neuen Kupfern gezieret. Ebendas. 1652. in 8.
Die Offenbarung der verborgenen Wohlthaten Gottes. Frankfurt 1653, 12.
Der Mäßigkeit Wohlleben und der Trunkenheit Selbstmord. Ulm 1653 in 12.
Geschichtspiegel oder hundert denkwürdige Begebenheiten. Nürnberg 1654 in 12.
Refuge's kluger Hofmann. Nürnberg 1655 in 8.
Ars apophthegmatica, oder Kunstquelle denkwürdiger Lehrsprüche und ergötzlicher Hofreden. Nürnberg 1655. 1656, 2 Thle. in 8.
Deutscher Secretarius. Nürnberg 1656, 2 Thle. in 8. Vermehrte neue Aufl. Ebendas. 1659. in 8.
Die hohe Schule geist- und sinnreicher Gedanken, vorgestellt durch Dorotheum Eleutherum Meletephilum. Nürnberg 1656 in 12.
Hundert Andachtsgemälde. Ebendas. 1656 in 4.
Unter dem Namen Strefon mit Clajus.
Pegnitzisches Schäfergedicht. Ebendas. 1644 in 4.

Seine wichtigsten lateinischen Schriften sind:

Cato Noricus, in obitum J. F. Löffelholzii. Norimbergae 1604. 4.
Porticus virtutis. Ibidem 1641. 4.
Specimen philologiae Germanicae. Ibidem. 1646. 12.
Sophista sive Pseudopolitica et Logica sub schemate Comoediae repraesentata. Ibidem 1647. 12.
De quadratura Circuli. Ibidem 1652. 4.

Harsdörfer's Wesen und Leistungen werden von Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit. Th. 10. S. 180. folgde.) treffend mit folgenden Worten characterisirt: Für einen vortrefflichen Dichter wurde H. zu seiner Zeit, eben so allgemein als für einen großen Gelehrten, gehalten. Er war weder das Eine noch das Andere; denn seine Gelehrsamkeit bestand nur in einer sehr ausgebreiteten, aber auch sehr oberflächlichen Belesenheit, von der er als gewandter Schriftsteller reichlichen Vortheil zu ziehen wußte; und seine poetischen Schriften sind, ein Paar Liedchen ausgenommen, nur Versuche, gemeinnützige Wahrheiten, nach seinem Geschmacke, auf eine sinnreiche Art einzukleiden. Ueberhaupt galt diesem lebhaften Kopfe das Sinnreiche nächst dem Gemeinnützigen über Alles. In jedem seiner poetischen sowohl als prosaischen Producte sollte sich eine besondere Art von Witz zeigen. Seine Muster waren die damals glänzenden, schönen Geister aus den witzelnden Schulen des Marino und Loredano. Aber ungeachtet der vielen, oft kleinlichen, oft ganz geschmacklosen Spielereien, denen Harsdörfer, um immer geistreich zu erscheinen, sich hingab, blieb er ein verdienstvoller Mann von kräftigem und gesundem Verstande.

Vergl. — Ueber Harsdörfer's Leben und Schriften in Meißner's Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lecture, Jahrgang 1783. St. II.

---

### Die verliebte Selbst-Mörderin*).

Die Liebes-Neigung bey der Jugend kan mit Fug blind genennet werden, indem der Verstand dardurch so geblendet und vertunckelt wird, daß ein solcher auch wieder sich selbsten zu wüten und zu rasen pfleget, daher Sirach recht ermahnet, man solle doch in allen Sachen das Ende bedencken, so werde uns solches von den Sünden abhalten. Wann man aber dollkühn durchbrechen will, so setzet man sich unbedacht in Leibs und Seelen Gefahr, wie unter andern, auch auß folgender Geschichte zu ersehen seyn wird.

2. Ein Rechtsgelährter zu Orleans hatte eine sehr schöne

*) Aus G. P. Harsdörfer's großem Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte. Hamburg 1666. S. 511 fgde.

Tochter, Namens Margarita, welcher höffliche und holdselige Sitten über alle massen liebte ein Student, Wilhelm genannt, dessen Jugend gute Geberden und Verstand der Jungfrauen nicht entgegen waren. Einsten, als sie mit andrer Gesellschafft spatzierten, und dem Studenten zu singen auffgeleget wurde, sein Pfand in dem Gesprächspiele wieder zu lösen, hat er ein Liedlein folgendes Innhalts von dem Irrgarten, bey welchem sie waren, hören lassen.

1.

Meine Sinne sind verwirret,
und auff jedem Weg verirret,
mehr als dieser Labyrinth.
Ich pfleg' hin und her zu wallen,
bald zu stehen, bald zu fallen,
folgend einem blinden Kind.

2.

Ich bin Theseus welcher irret,
den der Zweiffel-Gang verwirret;
aber auß dem Labyrinth,
werd' ich durch den Faden wallen,
Ariadne zu gefallen,
den ich an den Eingang bind.

4. Nach deme nun unter diesen zweyen auß der Kundschafft Freundschafft, auß der Freundschafft Vertraulichkeit, auß der Vertraulichkeit brünstige Liebe worden, sind sie bey einer Basen der Margareta vielmals zusammen gekommen, weil ihr Vatter ein ernstlicher Mann, und die Studenten in seinem Hause nicht gerne gesehen, sondern als unverschämte Mucken von dem Honig-Waß verjaget. Beeder Verliebten Absehen war der H. Ehestand, und hetten lieber tausend Tod gewünschet, als sich sündlich zu vergreiffen. Auff einem Abend sange er in sein Lautenspiel folgende Verßlein.

## Sonnet oder Klingreimen.

Du bist mein treuer/Zeug, O finstre Schatten Nacht!
Du weist was ich erdult' in meinem jungen Hertzen.
Du hörest meine Klag' indem ich bin erwacht,
und weist wie mich der Traum pflegt in dem Schlaff zu schertzen.
Ich spüre fort und fort der Liebe starcke Macht,
ich schau, als mich bedünckt, Cupido Flammen Kertzen.
Wann ich die schöne Sonn' entschlaffend hab betracht,
so brennet mich die Glut mit angenehmen Schmertzen.
Wann kommet doch der Tag, der meine Plage heilet?
Wann kommet doch die Zeit, die meinen Sinn vergnüget?
Was mir das Liecht versagt, der Schatten Traum ertheilet,
und mit der Liebsten Bild erfreuet und betrüget.
Wann kommet doch die Stund, das Monat oder Jahr,
Daß dieser falsche Traum im Wercke werde wahr.

5. Hierdurch wurde auch anders theils die Liebes-Neigung ausgewürcket, daß diese beede je mehr und mehr entbrannten durch die Poetischen Gedichte (welche jener mit Fug der Liebe Zunder und Schwefel-Holtz genennet) gleichsam angezündet. Diese papierene Waare, ich sage die Verse, sind dem Studenten unschwer gefallen, und hat er keine Begebenheit unterlassen, solche anzubringen. Als sie auff eine Zeit mit einander spatzierten, und Margareten Rößlein angetroffen, hat er ohne vorsinnen, folgendes Innhalts gesungen.

1.

Mir behaget lieb zu kosen
diese Margariten Rosen,
aller Blumen Ruhm und Preiß.
Ich betrachte mit verlangen
ihre Farbe roth und weiß
wie der Margariten Wangen.
Dieser holden Blumen Ruch',
ist mein allerliebstes Buch.

2.

Eine Musa mir beliebet,
die mich in den Versen übet.
Was die andren mögen seyn,
laß ich in der Schule stehen,
als gemalter Göttin-Stein:
Diese pflegt mit mir zu gehen.
Sie erfreuet meinen Mut,
mit der Schönheit Heurat-Gut.

3.

Mir behaget ihre Tugend,
ihr Verstand und ihre Jugend,
ihre Stimm und roter Mund,
ihre Lippen und Geberden
weisen ihres Hertzen Grund,
dem Verliebsten auff der Erden,
doch verlang' ich nichts nicht mehr,
als was willigt Zucht und Ehr.

7. Also hat sich dieser, beeden jungen Leuten Liebe wohl angefangen, und wie wir melden wollen, sehr übel geendet. Ich sage junge Leute, dann die Jungfrau nicht über 18. der Student aber bey 20. Jahren auff sich hatte. Als sie nun fast täglich miteinander Sprache zu halten pflegten, ist bey vielen so sie gesehen, ungleicher Verdacht entstanden, daß die Base, in welcher Behausung sie zusammen gekommen, Margaritam gewarnet, sie solte zu böser Nachrede nicht Ursach geben, und gedencken, daß solche ihrem Herrn Vattern zu Ohren, und sie dardurch in grosse Ungunst kommen konte. Die Jungfrau antwortete, daß ihre Liebe zu ehlicher Verbündniß ziele, und in den Schrancke der Erbarkeit verbleibe, daß sie sich also dieses Studenten nicht zu schämen. Diese Base verwunderte sich, über diesen Schluß, und wiese sie auff ihre Eltern Einwilligen, unter welcher Gewalt sie were, und nicht leicht geschehen lassen würden, daß sie ein Fremder solte ausser Land führen rc.

8. Nachdem ihr nun die Base versprochen, mit ihrem Bruder von ihrer Verehlichung zu reden, fügte sich, daß der alte Mousson, der Margarita Vatter im verbeygehen seine Tochter in deß Studenten Armen ersihet, deßwegen er sich zwar sehr erzörnet, doch vorbey gegangen und seinen Grimm außzuschütten andre Gelegenheit erwartet. Als er nun nachgefraget, wer dieses Studenten Eltern, und erfahren daß es eine anständige Heurat für seine Tochter, hat er doch verschworen, sie jhme nicht zu lassen, weil er jhn nicht ansprechen, und wie gebräuchlich, die Werbung bey jhme eh angebracht, als er zu ungleichen Gedancken und bösen Nachreden Ursach gegeben.

9. So bald nun Margareta nach Hause kommet, verbietet ihr Vatter, daß sie ohne Gesellschafft ihrer Mutter nicht mehr auß dem Hause gehen solte, bei Verlust seiner Gunsten, und Enterbung seiner Güter. Hierauff antwortete sie gar sehr verständig, daß ihme, als einem Vatter gebühre Gesetze fürzuschreiben, ihr als seine Tochter demselben zugehorsamen. Der Mutter hatte er auch Befehl gethan, sie solte dieser den Zaum nicht mehr so lang lassen, daß die Freyheit der Jugend ein rechter Irrgarten, darinnen sie sich leichtlich verlieren können.

10. Was nun vorgegangen, berichtete Margareta an ihren Studenten, und sendete jhm den Brief durch ihre vertraute Magd zu, benebens Versicherung, daß sie in ihrer Liebe beständig bleiben wolte, und keinen, oder jhn zu einem Ehegatten haben. Er hingegen verschriebe sich zu ihrem leibeignen Knecht, der biß in den Tod der ihrige verbleiben würde, rc. So bald sie solches verstanden, hat sie sich endlich entschlossen, lieber zu sterben, als einen andern zu freyen, und ein Denckmal zu hinterlassen, daß die Eltern der Kinder Willen nicht tyrannisiren, und ohne genugsame Ursachen, zwingen und gewältigen sollen.

11. Der Vatter hatte sie nun einem andern versprochen, deme sie nicht wiedersprechen dörffen, und wurde der Tag ihrer Trauung benennet, darauff sie sich auch gefast machte, und die Nacht darvor an ihren Vatter und an ihren Liebsten Briefe geschrieben, in welchen sie von jhnen mit erbärmlichen Worten Urlaub nahme, und in ihren schönsten Kleidern, als eine Braut geschmücket in dem Hof auff- und abspatziret, und sich nach etlichen vermeintlich andächtigen Gebetlein, von dem bösen Geist so verblenden lassen, daß sie sich in den Brunnen zu stürtzen gewillet, und als sie ihre Magd von sich geschicket ein Betbuch zu holen, hat sie gesagt: Mein Liebster, weil ich mit dem Munde gewilliget, einen andern als dich zu lieben, so will ich auch mit dem Munde büssen, und dardurch mein Leben enden.

12. Nach diesen Worten wendet sie sich gegen ihres Vatters Schlaffkammer, und schrye mit lauter Stimme: Komm nun du tyrannischer Kinder-Mörder, schaue an das Opffer deiner einigen Tochter! Wann du meinen Tod bereuest, so soltu wissen, daß deine Grausamkeit dergleiche verdienet hat. Mit diesen Worten, weil sie ein Geräusch in der Kammer gehört, und ihre Magd wider kommen, hat sie sich in den Brunnen gestürtzet. Die Magd und der Vatter sind zwar fast unbekleidet zugelauffen, haben ihr zugeruffen, und sie gebetten, sie solte sich an die Brunnen Eimer halten und versprochen, alles zu thun was sie wolte, solte doch nur sich selbsten nicht vmb das Leben bringen. Sie aber hat geschryen: Mein Gott erbarm dich meiner! und so starck sich an dem Brunnen Seil gehalten, daß der Vatter und die Magd sie widerumb herauß gezogen.

13. Weil sie sich nun zerstossen und zerfallen hatte, war

zwar der Vatter widerumb ein wenig getröstet, liesse sie in ihr Kammer tragen, und verhoffte ihre Genesung; sie aber erkennte ihre Sünde die sie wider Gott, ihre Eltern, und wider sich selbst begangen, begehrte deswegen ihren Beichtvatter, der sie nach wahren Zeichen der Busse, Gottes Barmhertzigkeit versichert, und hat sie also mit anbrechendem Morgen ihren Geist auffgegeben. Der Vatter hat den hinderbliebenen Brief gelesen, und bitterlich darüber geweinet, wie auch ihre Mutter, die doch an der That nicht schuldig ware, und ihrem Mann vielmals gesagt, daß er in seinem hohen Alter noch nicht studiret, wie einer verliebten Jungfrauen umb das Hertz sey. Uber diesen Todesfall hat sich am meisten betrübet der Student, welcher auß den hinderlassenen Brieflein verstanden, daß sie wegen seiner lieber sterben, als einem andern zu theil werden wollen, darüber er folgende Grabschrifft gestellet.

14. Unter den berühmten Frauen,
hat Lucretia die Ehr:
so der reinen Keuschheit Lehr.
durch den Selbstmord lassen schauen.
Aber unter den Jungfrauen
hat die Margaris den Preiß
die beständig ohn Geheiß.
ihr den Tod selbst wollen trauen.

---

## Johann Hartlieb. f. Meistersänger.

---

## Andreas Hartmann.

Von ihm weiß man bloß, daß er gegen Mitte des 17. Jahrhunderts zu Leipzig geboren wurde und als Geheimsekretär des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz starb.

Er schrieb unter dem Namen Hylas:

Lustiger Schauplatz von einer hindischen Gesellschaft. Hamburg 1650,

eine Sammlung von komischen Poesieen, die nicht ohne Talent gedichtet sind.

---

## Anton Theodor Hartmann

ward 1765 zu Düsseldorf geboren, studirte Philologie und Theologie und wurde 1797 am Gymnasium zu Soest als Konrektor angestellt. 1799 erhielt er den Ruf als Prorektor des Friedrichsgymnasium zu Herford und kam von hier 1811 als Dr. der Theologie und ordentlicher Professor der Theologie nach Rostock, wo er 1815 zum Konsistorialrath und Universitätsbibliothekar ernannt wurde.

Er schrieb:

Das Ideal weiblicher Schönheit bei den Morgenländern. Düsseldorf 1798 in 8., mit 1 Titelkupfer.
Asiatische Perlenschnur. Berlin 1800. 2 Thle. in 8.
Micha, übersetzt. Lemgo 1800.
Morgenländische Blumenlese. Berlin 1802. Neue Aufl. Leipzig 1806 in 8. mit 1 Kupfer.
Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel. Münster 1802, in 8.
Früchte des asiatischen Geistes. Ebendas. 1803. 2 Thle. in 8.
Aufklärung über Asien. Oldenburg 1806. 2 Thle.
Die Hebräerin am Putztische und als Braut. Amsterdam 1809. 1810. 3 Thle. in 8. mit 9 Kupf.
Oluf Gerhard Tychsen. Bremen 1818 u. 1819. 2 Thle. mit 1 Beilage.

H. erwarb sich ausgezeichnete Verdienste um die nähere Kenntniß des Orients und der Literatur desselben, die er nicht bloß dem Gelehrten vom Fach, sondern jedem Gebildeten zugänglich zu machen suchte; er entwickelte bei diesen Bestrebungen eben so gründliche Gelehrsamkeit als feinen Geschmack.

---

## Johann David Hartmann

ward den 1. Juni 1761 zu Aschersleben geboren, studirte zu Helmstädt und Halle Philologie und Theologie und wurde, nachdem er mehrere Jahre als untergeordneter Lehrer an ähnlichen Anstalten zu Halberstadt und Berlin angestellt gewesen war, 1790 Direktor des Gymnasiums zu Bielefeld, 1794 wurde er zum Prior von Amelungborn und Direktor und Professor der vereinigten Kloster- und Stadtschule zu Holzminden ernannt und starb daselbst den 4. December 1801.

Seine Schriften sind:

Komische Erzählungen in Versen. Berlin 1785.
Der Patriot am Grabe Friedrichs. Ebendas. 1786.
Merkwürdige Geschichte eines niedersächsischen Edelmannes. Ebendas. 1789. 2 Thle.
Handbuch für Deutschlands Söhne und Töchter. Ebendas. 1790.
Kulturgeschichte der vornehmsten Völker Griechenlands. Lemgo 1796—1800. 2 Thle.
Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an. Leipzig 1797, 1798. 2 Bde. in gr. 8.

Ein geistreicher, gründlich gebildeter Schriftsteller, wußte sich H. zu seiner Zeit die Gunst des Publikums, namentlich durch seinen „Patrioten am Grabe Friedrichs II." zu erwerben. Seine historischen Schriften sind dagegen zwar die Früchte tiefer und mannichfaltiger Studien, es fehlt ihnen aber an gewandter Anordnung und klarer Zusammenstellung. —

---

## Gottlieb David Hartmann

ward 1752 zu Ludwigsburg geboren, studirte zu Tübingen Philosophie und Theologie und wurde durch Vermittlung Sulzers am Gymnasium zu Mitau in Kurland als Professor der Philosophie angestellt. Er starb daselbst den 5. November 1775.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Pförthen 1777. 2 Thle.

Hinterlassene Schriften, herausgegeben von C. J. Wagenseil. Gotha 1779 in 8.

Hartmann's Gedichte beurkunden Talent und Kraft, namentlich im Gebiete der Ode; leider aber verhinderte sein frühzeitiger Tod die Entwickelung und Reife seiner glücklichen Anlagen.

## Lorenz Leopold Haschka

ward den 1. September 1749 zu Wien geboren, wurde Jesuit und nach Aufhebung dieses Ordens Kustos an der kaiserlich königlichen Bibliothek und Professor an der theresianischen Ritteracademie zu Wien. Er starb daselbst als Pensionär den 3. August 1827.

Er gab heraus:

Gedicht auf Ritter Gluck. Wien 1775 in 4.

Am Huldigungstage den 6. April. Ebendas. 1790 in 4.

Laudon besungen. Ebendas. 1790.

Das gerettete Deutschland. Ebendas. 1795.

Epinikion auf Stark. Ebendas. 1789.

Ehrenrettung des Kaisers und Klopstocks. Ebendas. 1782.

Aufruf der deutschen Schriftsteller wider Nicolai. Ebendas. 1787. Außerdem mehrere Gedichte in Zeitschriften, Almanachs u. s. w.

Ein unbeholfener und geistloser Nachahmer der Odendichter Mastalier und Denis, seiner Landsleute, ist H. schon bei seinen Lebzeiten wieder in Vergessenheit gesunken, und wird nur noch genannt, wenn Literär-Historiker die Dichter und neben diesen auch die Verskünstler aufzählen, welche das vorige Jahrhundert in Oesterreich hervorbrachte.

## Friedrich Traugott Hase

ward den 16. Februar 1754 zu Steinbach im Schönburgischen geboren und studirte, nachdem er auf der Schule zu Altenburg sich classisch vorbereitet hatte, zu Leipzig die Rechte. Er wurde dann als Registrator und Viceaktuar beim Justizamte zu Dresden angestellt, erhielt 1788 eine Geheimsekretärstelle im Domestiquen-Departement, wurde 1807 Kriegsrath, 1808 geheimer Kabinetssekretär und starb daselbst den 9. Februar 1823.

Von ihm erschien:

Die ehrsüchtige Stiefmutter, Trauerspiel aus dem Englischen. Frankfurt und Leipzig 1773.

Der Mißverstand, Lustspiel nach dem Englischen. Dresden 1779.

Gustav Aldermann, dramat. Roman. Leipzig 1779. 2 Thle.

Friedrich Mahler. Ebendas. 1781. 2 Thle.

Musenalmanach, herausgegeben von. Leipzig 1776—1778.

Seine unbedeutenden poetischen Leistungen, die einen sehr niederen Rang einnehmen, geriethen noch vor dem Tode ihres Verfassers bereits in völlige Vergessenheit.

## Karl Hase

wurde am 25. August 1800 zu Steinbach im Königreich Sachsen, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Er studirte in Leipzig, Erlangen und Tübingen, ward auf der letzteren Universität 1823 Privatdocent, 1829 aber außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig und 1830 außerordentlicher Professor der Theologie in Jena. Nach dem Tode des Geh. Kirchenrath Schott trat er hier 1836 als ordentlicher Professor in die theologische Facultät und lehrt fortwährend mit großem Beifall.

Seine Schriften sind:

Des alten Pfarrers Testament. Tübingen 1824.

Lehrbuch der evangelischen Dogmatik. Stuttgart 1826.

Vom Justizmorde, ein Votum der Kirche. Leipzig 1826.

Gnosis oder Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde. Leipzig 1827—1829. 3 Bde.

Die Leipziger Disputation. Leipzig 1827.

Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelischen Kirche. Leipzig 1829. 3. A. Ebendas. 1836.

Das Leben Jesu. Lehrbuch für akademische Vorlesungen. Leipzig 1829. 2. A. Ebendas. 1835.

Sachsen und seine Hoffnungen, von Karl von Steinbach. Leipzig 1830.

Theologische Streitschriften. Leipzig 1834—37. 3 Hefte.

Kirchengeschichte. Leipzig 1834. 3. A. Ebendas. 1837.

In seiner theologischen Bildung hat sich H. zunächst an Herder angeschlossen: seine Richtung ist vorzugsweise eine zwischen Geschichte und Philosophie, Glauben und Wissen, alter und neuer Zeit, versöhnende, wobei ihm doch geschehen ist, daß er mit den Häuptern der einander entgegengesetzten theologischen Schulen in einen offen und würdig geführten literarischen Streit gerieth. — Scharfsinn, Klarheit, Kraft der Rede und ein dem behandelten Gegenstande stets angemessener, oft begeisterter und bilderreicher Styl sind seinen Schriften eigenthümlich und machen sie auch für Laien zu einer eben so belehrenden als anziehenden Lecture.

## Von der heiligen Schrift*).

Den Hauptgegensatz wider die katholische Auctorität der Kirche, und wider die Hingabe der Mystiker an den dunkeln Trieb einer vermeinten wunderbaren Erleuchtung, enthält der altprotestantische Grundsatz von der höchsten Auctorität der Schrift, sowohl zur Feststellung von Glaubensartikeln, als zur Entscheidung bei Streitigkeiten über dieselben. In dieser ursprünglichen Bedeutung eines Gegensatzes steht er unverrückt, innerhalb der Kirche aber mußte seine Bedeutung, die in ihrer Unbedingtheit auch allezeit mehr dem Worte als der That nach gegolten hat, mit dem Zweifel an wörtlicher Eingebung der Schrift sich eigenthümlich gestalten: denn unbedingt in seinem Glauben kann sich ein freies Wesen nur der göttlichen und unfehlbar überlieferten Wahrheit hingeben, und auch ihr nur darum, weil sie der Wahrheit in seinem eignen Gemüthe entspricht. Daher dürfte man wohl fragen, ob denn dieser Grundsatz vom alleinigen Ansehn der H. Schrift in ihr selbst ausgesprochen sey? wie er es nicht ist, und nach den geschichtlichen Verhältnissen der Abfassung ihrer einzelnen Bestandtheile nicht seyn kann. Wenn aber nicht, so hat ihn noch weniger die Kirche dictiren können, denn dieses wäre ja eben ihre unbedingte Machtvollkommenheit, daß sie das höchste Gesetz des Glaubens willkürlich aufstellte. Seine bestimmte Geltung kann also nur durch die Macht der Intelligenz selbst aus innerer Nothwendigkeit anerkannt werden, und diese besteht darin, daß wir kein andres Denkmal haben, in welchem uns das ursprüngliche Christenthum sicher überbracht worden wäre, als die H. Schrift. Da nun das Christenthum einestheils die Religion selbst, anderntheils eine bestimmte historisch von Christo ausgegangne Religion ist: so kann sich ein christlicher Glaubenssatz nach seiner innern und religiösen Beziehung allerdings im religiösen Gemüthe allein als wahr erweisen, nach seiner äußern und historischen Seite aber nur durch seine bestimmte Verbindung mit dem im Neuen Testamente verbürgten Christenthume. Eine unbedingte Ewigkeit der Höllenstrafen z. B. wird jetzt unter den Zeitgenossen allgemein bezweifelt kraft des religiösen Gemüthes, das dieselbe weder mit dem Glauben an menschliche Freiheit, noch an göttliche Barmherzigkeit zu vereinigen weiß; forschen wir aber in der Schrift, so entscheidet diese zwar nicht durchaus in genauen Ausdrücken, aber in alle Weise mehr für, als gegen die Ewigkeit. Dagegen die Verehrung Marias kann im religiösen Gemüthe nirgends als nothwendig erwiesen werden. Fragen wir wegen ihrer historischen Beziehung beim Neuen Testamente an, so finden wir in demselben, erst eine in sich gekehrte jungfräuliche Herrlichkeit, dann ein treues Mutterherz; eine Himmelsköniginn nirgends: und verwerfen daher jene Verehrung mit gutem Rechte. Solches bedingte Ansehn der H. Schrift ist schon früher als eine historische Nothwendigkeit dargethan worden; **) in seiner Unbedingtheit aber, wie es von einigen Kirchenlehrern eigentlich nur gegen Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, bei der Verzweiflung an der Kirchenlehre, geltend gemacht wurde, war es doch nur eine Erstarrung, wenn auch in einer schönen Vergangenheit, während das Christenthum eine starke und lebendige Gegenwart seyn will, nicht beschlossen in der Schrift, sondern lebendig in jedem Christenherzen. Wenn wir aber in diesem die höchste Entscheidung über religiöse Wahrheit suchen, so ist zu bedenken, daß es ja nicht der vereinzelte menschliche Geist ist, sondern der im Christenthume erzogne, vom christlichen Geiste erfüllte, sonach das Christenthum oder der H. Geist selbst in seiner individuellen Wirklichkeit, der über den christlichen Glauben entscheidet; entscheidet eben für seinen individuellen Glauben und für alle diejenigen, die sich von der Wahrheit seines Wortes überzeugen, also frei entscheiden gleich ihm. Und so hat es Christus verheißen, nicht daß die Schrift, sondern daß der Geist uns in alle Wahrheit führen solle. ***)

Das herrlichste Denkmal dieses Geistes aber ist die H. Schrift. Der Sieg unsrer Kirche ist großentheils auf die Macht der Einsicht und öffentlichen Meinung gegründet, welche Luther durch die deutsche Bibelübersetzung gewann. Der Abfall des Papstthums vom wahren Christenthume wurde dadurch allem Volke klar. Deßhalb ist in unsrer Kirche vom Anfange üblich gewesen, das Lesen in der Schrift auf alle Weise zu begünstigen, und wir behaupten in dieser Beziehung die Wirksamkeit derselben zur Lehre, Beßrung und Beruhigung. Die katholische Kirche dagegen hat seit den Zeiten des Papstes Innocenz III. mehrmals Bibelverbote erlassen; denn früher von den Kirchenvätern wurde das Lesen der H. Schrift vielfach empfohlen und befördert, wenn es schon bei dem hohen Preise geschriebner Exemplare und bei der Seltenheit literarischer Bildung überhaupt nicht verbreitet seyn konnte. Das katholische Verbot bezieht sich aber weder auf den Grundtext, noch auf die alte lateinische Uebersetzung, welche unter dem Namen der Vulgata in der römischen Kirche herkömmlich ist, und nach dem Concilium von Trident über dem Grundtexte steht, nach den neuern gelehrteren Theologen demselben nur als die beste von den vorhandnen Uebersetzungen beigeordnet ist: sondern es betrifft Uebersetzungen in die Volkssprache, und macht das Lesen derselben für Laien von dem Ermessen ihres Beichtvaters abhängig. Es wird gerechtfertigt, oder entschuldigt, dadurch, daß die Bibel für die Kirche, nicht für den Einzelnen bestimmt sey, und zum rechten Verständnisse der kirchlichen Auslegung bedürfe. Den katholischen Bischöfen ist in der That eine gewisse Scheu vor der H. Schrift nicht ganz zu verdenken, denn sie ist allezeit die treue Bundesgenossinn des Protestantismus gewesen, und wie damals in der großen Volksbewegung der Reformation, so hat noch oft im kleinen Kreise eine Bibel, die in ein Haus kam, uns Freunde geworben: dennoch, nachdem durch die Sitte der deutschen und gallicanischen Kirche Bibelübersetzungen allgemein in die Hände des Volkes gekommen sind, mußte es für eine sonst der römischen Curie nicht gewöhnliche Unklugheit gehalten werden, daß in unsern Tagen Pius VII. noch einmal wagte, ein Bibelverbot ausgehen zu lassen. Denn, mögen dergleichen Maßregeln noch so sehr aus dem Grundsatze dieser Kirche gerechtfertigt werden, so ist es doch für den gesunden Volksverstand anstößig, daß Gottes Wort zu lesen verboten seyn soll. Zumal ist unklug, gehäßige Maßregeln zu ergreifen, wenn ihre Ausführung unmöglich ist, wie diese gegen den Einfluß der Bibelgesellschaft. Wir aber mögen uns ihrer freuen, die das Evangelium verkündet, wie einst am ersten Pfingstfeste, in allen Sprachen der Völker mit den feurigen Zungen der Presse. Mehr zwar, als daß die brittischen Secretäre dieser Gesellschaft vom Pfennige des Armen reiche Gehalte ziehen, ist zu bedauern, daß nicht zugleich durch Einleitungen und kurze Anmerkungen für das Verständniß der Schrift gesorgt wird, da, wenn man früge: Verstehest du auch, was du liesest? wohl mehr als ein Aethiopier antworten würde: Wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet? *) Jedenfalls ist die gewöhnliche Ausflucht der Bibelgesellschaft, daß zu Gottes Wort keine Menschenzuthat kommen solle, nur eine fromme Redensart. Denn, was man auch unter Gottes Wort verstehe, wenn nicht Menschenzuthat hinzukommt, d. h. wenn nicht Menschen es in sich aufnehmen, verstehen und einander erläutern: so liegt das Gotteswort, bei aller Ehrfurcht, unter der Bank. Indeß bei dem Zwiespalte der theologischen Meinungen würde ohne dieses Aufgeben einer jeden Zuthat allerdings unmöglich seyn, daß die Bibelgesellschaft die Kräfte der verschiedensten Parteien für ihren welthistorischen Zweck vereinte; daher unbillig wäre, über dem Wunsche des Bessern das Gute zu verkennen. Mögen sie das Wort verbreiten, zu seiner Zeit wird's auch erklärt werden.

Durch das gemeine Christenrecht, die ganze Schrift zu lesen, ist aber der Nutzen von Bibelauszügen keineswegs aufgehoben, wenn sie nur gemacht werden in eben so großartigen, als der Weise unsers Volkes vertrautem Sinne. Zwar hat Reinhard mit Recht behauptet, daß kein Jota in der H. Schrift vergeblich stehe, die Geister sind verschieden, den Einen ergreift das Erhabene: „Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht; oder: Gott ward Fleisch; Gott ist die Liebe;“ den Andern das Kleinliche, wenn Paulus schreibt: „Trink nicht mehr Wasser, sondern brauch ein wenig Weines um deines Magens willen:“ es kommt ihm rührend vor, daß der Apostel, mit dem Blicke, der nur gen Himmel gewandt ist, und der hoch über Leben und Tod um kein Heil sich kümmert, als um das ewige, doch mit so freundlichem Sinne auch das kleine irdische Bedürfniß seines jungen Freundes beachtet. Dennoch enthält das Alte Testament Sitten des Morgenlandes und Verbrechen eines hartnäckigen Volkes in einer nackten Darstellung, die dem Geschichtsforscher von hohem Werthe, aber für ein Volsbuch ungeeignet ist. Man hat Bibeln in die Gefängnisse vertheilt: die Verbrecher haben sich an jene anstößigen Geschichten gehalten, und mit hochgefeierten Personen des Alten Testamentes, die sie als Genossen ihrer Thaten aufgespürt hatten, ihre Richter in nicht geringe Verlegenheit gesezt. Das Alte Testament ist nur in einem Auszuge zu verbreiten, der nicht übergeht, was als Denkmal einer wahren Frömmigkeit und als Bild des hebräischen Volkslebens angesehen werden kann. Das Neue Testament hingegen ist nach Abfassung und Inhalt für die ganze Christenheit geeignet; nur der Brief an die Hebräer und die Offenbarung Johannis, so schön und bedeutungsvoll in ihrem wahren Verständnisse sie stehen als Säulen der Vergangenheit und der Zukunft, sind doch wegen ihres

*) Aus Hase's Gnosis Bd. III.

**) B. I. §. 34.

***) Joh. XVI 13.

*) Apost. Gesch. VIII; 30 f.

naheliegenden Mißverständnisses schon in den ersten Jahrhunderten vom kirchlichen Gebrauche meist ausgeschlossen worden.

Es ist aber eine große Sache um dieses bibelfeste Wesen, wie es noch heutzutage auf dem Lande ist, und allgemein unter unsern Vätern war. Unsers Volkes edelste Bildung ist davon ausgegangen. Die Griechen achteten mit Recht für ein großes Glück, daß ihr ganzes Volk mit dem Heldengedichte Homers vertraut war, denn das ganze Volk wurde dadurch aufgenommen in einen Kreis gleichmäßiger Bildung, innerhalb dessen jede Beziehung, so geistreich sie auch war, verstanden wurde. Ich halte es für ein größeres Glück, daß unser Volk vertraut ist mit dem Heldengedichte Gottes und der Menschheit, jeder Anklang an dasselbe klingt wieder in des Volkes Herzen, und ein Mann des Volkes, der seine Bibel recht versteht, kann es darauf wagen, für jedes Verhältniß des Lebens durch biblische Beziehungen ein sicheres Verständniß zu finden. Darum wer wissen will, was die H. Schrift ist, Lehre, Trost, Beruhigung, Strafe, Weisheit, der gehe in die Häuser unsers Volkes, oder wo irgend 2 oder 3, wären es auch Separatisten, in Jesu Namen versammelt sind. Mancher hat mit dem kleinen Bereiche seiner Dorferfahrung und dem großen seiner Bibelfestigkeit, so weise gesprochen, so edel gehandelt, und ist so heiter gestorben, als mancher Weltweise. Da ist keine Frage, die nicht eine Antwort in der Schrift, keine Lage, die nicht ein Beispiel und in demselben ihre milde Lösung fände. Wie viele Jünglinge hat nicht Joseph bewahrt, wie viele Dulder Hiob gestärkt, und der barmherzige Samariter hat eine Nachkommenschaft, so groß als sie Abraham verheißen war. Denn das ist dem Volksverstande, der Leben und Begriff nicht zu scheiden liebt, eigenthümlich, daß nicht die allgemeine Lehre ihn ergreift im Augenblicke der Entscheidung, wohl aber der lebensfrische Spruch und das lebendige Beispiel. Eine Glaubenslehre ist ein Herbarium vivum, d. h. eine wohlgeordnete Sammlung eingelegter, vertrockneter Blumen; in der H. Schrift ist der ganze Frühling. Man könnte dieß als eine fast wunderbare Art der Deutlichkeit beschreiben, daß jeder Grad eines nur irgend gesunden Menschenverstandes und Herzens sein höchstes Maß von Verständniß und Erbauung in der H. Schrift finde, wenn nicht Aehnliches auch bei andern guten Büchern vorkäme, daß in den Tagen unsrer ersten Jugend sie unser ganzes Herz erfüllten, wir meinten ihnen genug zu thun, weil sie uns genug thaten: als wir aber nach Jahren sie wieder lasen, da waren sie groß gewachsen mit uns, ihr Gesichtskreis hatte sich erweitert wie der unsre; und das sind wohl eigentlich die rechten Bücher. Es ist mit der Bibel vielleicht jedem, der eine Weile mit ihr gelebt hat, geschehen, daß er mit irgend einem Spruche recht eigentlich vertraut war, und dennoch als ihm selbst ein neues Gefühl und eine neue Beziehung des Lebens aufging, offenbarte auch der Spruch eine ungekannte Tiefe, dadurch das erste Verständniß nicht falsch, aber doch nicht allseitig erschien, und dahinter liegt's noch ahnungsreich. Die H. Schrift ist wie der Himmel, von dem sie stammt, oder doch zeugt: das blödeste Auge sieht hinauf, sieht Sterne, sie leuchten auch durch das Auge in's Herz und reden von der Unendlichkeit; der Adlerblick sieht dieselben Sterne, nur mehr, nur klarer; und das mit aller Kunst der Wissenschaft geschärfte Auge sieht wiederum Sterne, erkennt ihre Gesetze, mißt ihre Bahnen, trägt neue und neue Gestirne ein in unsre Himmelskarte, steigt höher und höher, aber darüber liegt immer noch das Unendliche.

---

## Ueber das Verhältniß von Kirche und Staat.

Betrachten wir den Staat blos als Sicherungsanstalt des Rechts durch Gewalt, so ist seine Unterscheidung von der Kirche vollkommen klar: er gewährt und beschützt, nach der Ansicht unsrer Vorfahren, die leiblichen, sie die geistigen Güter. Allein offenbar hat das wirkliche Staatsleben diese Theorie bereits überschritten, welche allein noch von einigen liberalen Lehrern des Staatsrechts vertheidigt wird, aus Sorge, einem tyrannischen Einfluße des Staates auf alle Verhältnisse des Lebens das Wort zu reden, indem sie nicht bedenken, daß, wenn der Zweck des Staates über die blose Rechtssicherung hinaus geht, seine Wirksamkeit auch durch ihre Gegenstände eigenthümlich bedingt wird und nicht in bloser Zwangsgewalt bestehn kann. So wird die Beförderung des Handels und der Wissenschaft, ohne die ein Staat in unsrer Zeit seinem Untergange entgegengeht, aus blos rechtlichem Gesichtspunkte nur künstlich und unzureichend als Staatspflicht erwiesen, aber ihrer Natur nach schließt sie auch jeden Zwang aus. Daß nun ein Staat nicht blos durch Gewalt bestehe, sondern vielmehr ursprünglich auf sittlichen Kräften ruhe, durch die, wenn ein Heer vernichtet ist, ein Volk in den Waffen steht, das hat die Geschichte, und zumal die unsre, mit großem Ernste erwiesen. Wenden wir uns dagegen zur neuern und idealen Ansicht des Staates als einer Gemeinschaft für die gesammte menschliche Bildung, so ist offenbar auch die Kirche im Staate begriffen. Aber der Staat ist seiner Natur nach auf bestimmte Landesgränzen und Völkerscheiden beschränkt, eine Weltmonarchie ist sinnlos, jedes Streben darnach verderblich; die Kirche kennt solche Gränzsteine nicht, das Reich Gottes ist seiner Natur nach Weltmonarchie, der christliche Bruderbund hebt alle Völkerscheiden auf. Der Staat kann unter gewissen historischen Verhältnissen nur als Monarchie seine volle Kraft entwickeln; die Kirche ist ihrem Wesen nach demokratisch, vor Gott d. h. in religiösen Dingen ist jeder gleich und frei, darum Christus das monarchische Princip im Kirchenregimente ohne weitres verworfen hat.*) Wie hier die Kirche im Großen, so scheiden sich im Kleinen mannigfache Zwecke und Gemeinschaften aus dem allgemeinen Zwecke des Staats, der in jener Allthätigkeit sich selbst und jede heitre Regsamkeit des Privatlebens verstören würde. Wir werden daher in der rechten Mitte zwischen jenen engen Gränzen und dieser vagen Allgemeinheit, in idealer Herrlichkeit und doch in der rechten Wirklichkeit, den Staat darstellen, wenn wir ihn beschreiben als das geordnete Volksleben, seinen Zweck als die Erreichung alles desjenigen, was ein Volk durch gemeinsame Kraft zu erreichen hat. Der Staat ist daher keine blose Rechts- und Polizei-Anstalt, der willig oder unwillig die Sporteln bezahlt werden, noch eine allgemein menschliche Gesellschaft, die man andrer Orten auch finden kann, sondern er ist das Vaterland, dem Gut und Blut gehört. Der fortwährende Mittelpunkt des Staatszweckes ist allerdings Sicherung des Rechtszustandes, als der Bedingung alles bürgerlichen Lebens, aber wechselnd nach der Bildung und Geschichte des Volkes werden mannigfache Zwecke des Gemeinwesens hieran sich reihn. Manches kann auch dem ganzen Volke zu Nutz und Frommen seyn, auf das aber dennoch die ordnende Kraft des Staates, die Regierung, öffentliche Mittel nicht zu verwenden hat, weil es durch Privatmittel ausgeführt wird. Ein Staat bedarf z. B. einer Universität: finden sich Privatmänner, die, angemessen den Bedürfnissen der Zeit, aus eignen Mitteln sie gründen, wie jezt in London geschah, so wird eine weise Regierung nicht einschreiten. In der Nationalökonomie ist allgemein anerkannt, daß die größten Unternehmungen der Landescultur durch Privatgesellschaften vollbracht wurden und am glücklichsten vollbracht werden können; ein Staat ist um so blühender, jemehr der Volksgeist die Privaten zu solchen Unternehmungen veranlaßt. Ein Land, größer und reicher als England, wird von einer Compagnie von Kaufleuten regiert, die Minister Sr. Majestät, zufrieden mit einem mäßigen Einfluße, haben nie daran gedacht, daß die Macht oder Ehre des Staates hierdurch verlezt werde. Es verhält sich auf ähnliche Weise mit der Kirche. Ein Staat, der keine religiösen Anstalten vorfände, müßte sie gründen. Denn wie ein weiser Heide einst schrieb: „Wenn du die Erde durchwandelst, magst du Städte ohne Mauern, ohne König, ohne Theater und ohne Gymnasium finden, aber nie wirst du erblicken eine Stadt ohne Gott, ohne Gebet, ohne Orakel, ohne Opfer. Ehe mag eine Stadt ohne Boden stehn, als ein Staat ohne den Glauben an Götter sich erhalten. Dieser ist das Bindemittel aller Gemeinschaft und die Stütze aller Gesetzgebung.“ Wo aber der Staat eine Religionsanstalt bereits vorfindet als eine weit über seine Gränzen hinausreichende Gemeinschaft, eigenthümlich in ihrem Ursprunge und ihrer Geschichte, höchstens hie und da in Gefahr, dem Staate unterworfen zu werden: da fragt sich blos, ob der Staat in dieser Unterwerfung und Auflösung der Kirche fortfahren, oder ob er vielmehr ihre Selbstständigkeit anerkennen und sichern solle? Nach dem bereits angedeuteten wesentlichen Unterschiede beider Institutionen behaupten wir das Leztere ebensosehr um der Kirche als um des Staats willen.

Religiöse und politische Interessen sind, nicht im Großen und Allgemeinen, aber im einzelnen Falle oft verschieden. Um nur, statt des Nahen und Verletzenden, des Entfernten zu gedenken: nach ihrem religiösen Interesse wünschen alle christliche Nationen die Befreiung Griechenlands, nach ihrem politischen Interesse fürchten sie einige. Es kann nicht fehlen, daß, wenn die Verwaltung der religiösen Angelegenheiten unmittelbar von der Staatsbehörde ausgeht, das politische Interesse vorwalte. Es giebt Staatsmänner, die weiter oder vielmehr höher sehen, aber auf dem gewöhnlichen Standpunkte wird ihnen die Religion das sicherste Mittel zur Bezähmung der Volksleidenschaft, die Kirche eine höhere Polizeianstalt seyn. Diese aber, weil auf dem Standpunkte unsrer Bildung dem Volke eine solche Ansicht nie verborgen bleibt, wird ihre Gewalt über die Herzen verlieren, durch welche sie allerdings, aber nur in wahrer Selbständigkeit, auch in dieser Hinsicht den Staatszweck sehr befördern kann. Grade diejenige Seite der Religion, welche in

---

*) Matth. XX. 25 ff. XXIII. 8 ff.

geheimnißvoller Scheu vor der Gottheit besteht, war in Rom so ausgebildet als je in einem Volke: dennoch wurde sie in der Verwaltung durch Staatsbehörden zur Grimasse entwürdigt, so daß ein Augur dem andern nicht ohne Lächeln begegnete; das Mittel hatte durch seinen Mißbrauch sich selbst vernichtet. Vorzüglich zwei Fälle sind in unsrer Zeit möglich. Entweder die Regierung ist der Religion des Volkes, im Ganzen, oder zum Theile, fremd: dann wäre die Verwaltung dieser Religion durch den Staat eine unnütze Tyrannei; selbst der Sultan hat keine bischöflichen Rechte über die griechische Kirche verlangt, und die unbedingtesten Vertheidiger des Majestätsrechtes in Kirchensachen mußten zugestehn, daß ein katholischer Fürst nicht Bischof einer protestantischen Kirche seyn könne; worin freilich als in einem klaren Exempel das Unhaltbare dieses ganzen Systemes erscheint: denn ist das Kirchenregiment dem Staatsregenten wesentlich, so gehört es ihm unter jeder Bedingung und durch Verzichtung darauf ist die Staatsgewalt wesentlich verlezt. Oder die Regierung bekennt sich zum Glauben des Volkes, die Religion wird Staatsreligion, als solche Bedingung des vollkommnen Staatsbürgerrechts, und wie es dann nicht wohl anders möglich ist, auf ein bestimmtes Bekenntniß begründet. Diesen glänzenden Zustand erkauft die Kirche durch eine Abhängigkeit von der Politik, deren Folgen bereits dargestellt sind; durch die Unbeweglichkeit, mit der sie an ihr Bekenntniß, als an einen bürgerlichen Vertrag, gebunden ist, und durch die Heuchler in ihrer Mitte, die, wo der Vortheil an den Glauben geknüpft ist, niemals fehlen, verliert sie die Kraft, um diese Folgen abzuwenden, und überhaupt dem Staate durch ihre geistige Kraft dasjenige zu leisten, was dieser von ihr zu erwarten hat. Daher ist die Selbständigkeit der Kirche auch der Vortheil des Staats. Meine niemand, daß seine wahrhafte Kraft durch ihre Unterwerfung oder Verschmelzung erhöht werde: es giebt Erwerbungen, die kein Heil bringen. Denn vorerst ist es nun einmal im Volke althergebrachte Ansicht, die, gesezt wir suchten sie auch in Vergessenheit zu bringen, durch die Stellung der katholischen Kirche uns allezeit in Erinnerung gebracht wird, daß der Regierung keine Macht gebühre über kirchliche Einrichtungen: daher jede Verordnung über dieselben, die von diesem Quelle ausgeht, mit ungünstigem Vorurtheile angesehn wird; und weit entfernt, daß dem Staate dadurch eine wirkliche Macht d. h. eine Gewalt über die Geister zuwüchse, denn alle andre Macht ist nur scheinbar und vorübergehend, werden die Herzen vielmehr von ihm entfernt. Sodann, gesezt die Regierung vergäße nie, daß Kirchengesetze ihrer Natur nach nicht mit der zwingenden Gewalt andrer Gesetze durchgesezt werden können; gesezt sie vergäße nicht einmal, daß der gewöhnliche ministerielle Einfluß durch Geschenke, Orden und andre bürgerliche Begünstigungen nur dienen könne, die Geistlichen, die dadurch bewegt würden gegen die eigne oder gegen die Ueberzeugung ihrer Gemeinde eine Einrichtung durchzuführen, mit ihren Gemeinden zu entzweien, und so das kirchliche Leben zu zerrütten: gesezt eine Regierung vergäße dieß nie, obwohl es, bei der steten Versuchung dazu, fast zu viel gefordert scheint: so wird sie doch selbst bei dem besten Willen und der klarsten Einsicht durch ihre Einmischung in Religionsangelegenheiten unnöthigerweise sich die Gemüther entfremden. Denn meint sich eine Partei durch eine Verordnung dieser Art irgendwie in ihrem Glauben verlezt, so fühlt ein jeder sich berechtigt zum innern oder äußern Widerstande, und glaubt sich in seinem Gewissen verpflichtet, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, so sehr es auch blos sein Vorurtheil sey, daß die Verordnung wider Gottes Gesetz streite. Geht sie aber aus von einer rein kirchlichen Behörde, so findet einestheils schon ein größeres Vertraun zur christlichen Einsicht derselben statt, das um so größer ist, jemehr das christliche Volk in dieser Behörde eine Stellvertretung seiner selbst anzuerkennen gewohnt ist; anderntheils, wenn der Zwiespalt mit ihren Beschlüssen dennoch hervortritt als Unzufriedenheit, die selbst bis zum Separatismus fortschreiten kann, so wird dadurch eben der Staat nicht berührt. Weil aber fast alle Kirchengesetze in entfernter Beziehung auf den Glauben stehn, wie denn schon jede Ordnung über den äußern Gottesdienst religiöse Ansichten berühren muß, so kann die Regierung, zumal in unsrer Zeit, wo die Gegensätze der Lehrmeinungen hart wider einander getreten sind, sich dem Kampfe der Parteien gar nicht entziehn, sobald sie einmal in die innern Beziehungen des Kirchenwesens sich eingelassen hat. Die furchtbaren Bewegungen, welche das römische Reich vom 4. bis zum 7. Jahrhunderte erschütterten, zunächst deßhalb, weil die Kaiser Bischöfe spielen wollten, und sich einließen in die Glaubensstreitigkeiten der Theologen, geben dem Staate für alle Zeiten eine ernste Lehre. Daher ist es auch irrig zu meinen, daß die Majestät der Fürsten durch die bischöfliche Hoheit erhöht werde. Was den Geistlichen ehrwürdig macht, ist die Predigt und die unmittelbare Verwaltung der Heiligthümer. Beides ziemt einem Fürsten nicht, er müßte denn wie die griechischen Kaiser mit dem Volke katechisiren wollen. Durch die kirchliche Gesetzgebung aber, wenn sie unmittelbar von ihm selbst ausgehn sollte, würde ein Fürst die Erbitterung der Parteien unmittelbar auf seine Person ziehn, und noch dazu seine Arbeiten mit einem gewissen Scheine des Rechtes, weil sie theologische Kenntniße erfordern, von den Theologen beurtheilt sehn müssen. Justinian, dieser theologische Kaiser, der umfassende Einsichten besaß, es mit der Kirche sehr wohl meinte, und dennoch mit seinen theologischen Edicten Staat und Kirche beunruhigte, ist ein warnendes Exempel für alle Fürsten. Nicht also darin besteht der wahre Vortheil eines Monarchen, daß er eine unheilvolle Herrschaft über die Kirche behauptet, sondern darin, daß er als ihr getreuer Sohn vor Gott mit allen andern Gliedern der Gemeinde seine vollkommne Gleichheit anerkennt. Denjenigen sieht das Volk mit Vertrauen erhaben über alle menschliche Gesetze, der seine Unterwerfung unter das göttliche Gesetz öffentlich anerkennt, und dadurch seinem Volke die sicherste Bürgschaft leistet, die er äußerlich zu leisten vermag. Schutzherr also, nicht Herr der Kirche, was Christus sich allein vorbehalten hat, soll ein christlicher Fürst seyn, d. h. sie schützen in allen ihren wohlerworbnen Rechten und Gütern, wie jede andre rechtliche Corporation im Staate; er selbst wird als Mensch und Christ ihren Ordnungen sich unterwerfen, als Fürst muß er klar und unbewegt stehn über allen Bewegungen innerhalb der Kirche und über allen Streitigkeiten der verschiedenen Religionsgesellschaften des Reichs. Denn darin hat der Souverän ohne weitres die höchste Zwangsgewalt, zu verhüten, daß niemand in seinen bürgerlichen Rechten durch die Kirche verlezt werde; und dieß ist das wahrhafte, unveräußerliche Majestätsrecht, zuzusehn, daß weder der Staat, noch der einzelne Bürger durch die Kirche beschädigt werde. Diese dagegen hat das Recht, zu fordern, daß in allen aus der Religion hervorgehenden Verhältnissen, die den Staat nicht beeinträchtigen, ihre Freiheit unbedingt geehrt werde; und grade in dieser freiesten Entwicklung vermag sie's, jene sittliche und geistige Kraft zu erhalten, auf der allein der Staat wahrhaft gegründet ist, sichrer, als auf seinem Heere, sichrer selbst, als auf seiner Constitution; dadurch allein vermag sie's, dem Staate als einer göttlichen Satzung, und dem Fürsten, als dem Gesalbten des Herrn, eine aufopfernde Liebe zu gewinnen als um Gottes Willen, wie kein Staatsgesetz sie zu erzwingen vermag. Der Altar kann nicht fallen ohne den Thron, d. h. nicht, wie man es neuerlich komisch gnug übersezt hat: die Bourbonen können nicht bestehen ohne die Jesuiten! sondern, wie Frankreich, nachdem es den größten seiner Siege, den über sich selbst gewonnen hat, dieses heut mit uns versteht: der Staat muß untergehn, wenn er nicht auf sittlich-religiösen Grundvesten ruht. Auf diese Weise, in gegenseitiger Freiheit und Förderung, die allerdings durch Herkommen oder Vertrag weit bestimmter ausgesprochen seyn kann, gewähren beide Institutionen, grade in ihrer Trennung einig, der Menschheit die höchsten Güter, und der alte heilige Grundsatz, daß Gott zwischen weltliche und geistliche Gewalt alles Regiment vertheilt habe, findet auch in dieser rein natürlichen Betrachtung seine volle Wahrheit.

---

# Friedrich Christian August Hasse

ward den 4. Januar 1773 zu Rehfeld im ehemaligen sächsischen Kurkreise geboren, studirte die Rechte und Philosophie zu Wittenberg und verwaltete darauf die Aemter eines Notars, Advocaten, Amtsaccessisten und Repetenten daselbst. Nachdem er seit 1795 Erzieher der schönburgischen Prinzen zu Waldenburg gewesen war, 1798 eine außerordentliche und seit 1803 eine ordentliche Professur der Moral und Geschichte an der Ritteracademie zu Dresden bekleidet hatte, wurde er 1828 als Dr. und ordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig berufen.

Er schrieb;

Tharand's Umgebungen. Meißen 1801.

Dresden und die umliegende Gegend, Pirna 1801. Neue Ausg. Dresden 1804, 2 Thle.

Rede am Grabe des Generals Christiani. Dresden 1804.
Ueber das militärische Verdienst. Ebendas. 1805.
Notizen für Reisende nach Warschau. Ebendaselbst 1808.
Politisches Gemählde von Europa nach der Schlacht bei Leipzig. Deutschland 1814.
Deutsche Taschen-Encyclopädie. Leipzig 1816—1820. 4 Thle.
Johann Viktor Moreau. Dresden 1816.
Arthur von Wellington. Leipzig 1817.
Gestaltung Europa's seit dem Ende des Mittelalters. Leipzig 1818.
Leben Gerhard's von Kügelchen. Ebendas. 1824.
Die Zeitgenossen, biographisches Magazin. Ebendas.
Allgemeine historische Taschenbibliothek. Dresden 1825 ff.

Einzelne Aufsätze, Abhandlungen u. s. w.

H. hat sich als Historiker, namentlich aber als Biograph große Verdienste erworben, da er mit gründlichen Studien und scharfem Blicke in Welt und Leben, eine sehr anmuthige und dem von ihm behandelten Gegenstande stets angemessene Darstellung verbindet. Seine Biographie des genialen Malers von Kügelchen, die mit eben so viel Sachkenntniß als Humanität und Wahrheitsliebe geschrieben worden, ist vor Allem als ein höchst vorzügliches Werk zu empfehlen.

## Johann Heinrich Hassel.

Dieser fleißige Statistiker wurde am 30. December 1770 zu Wolfenbüttel geboren, und erhielt durch seinen Vater, den dasigen Consistorialrath H., eine gute Erziehung. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt classisch gebildet, bezog er 1789 die Universität Helmstädt, wo er neben seinen juristischen Berufsstudien, besonders denen der Geschichte und Geographie mit vorzüglichem Eifer oblag. Nach Aufgabe seiner deshalb erhaltenen Anstellung als Amtsactuar zu Wolfenbüttel, lebte er seit 1806 in Nürnberg, Göttingen und Weimar nur diesen Lieblingswissenschaften, bis der westphälische Minister, Graf von Wolfradt ihn als Divisionschef im Bureau des Departement des Innern anstellte. Nach Auflösung dieses Königreichs ging er 1815 als braunschweigischer Kommissär nach Paris und zog sich 1816, bei dem Herzog verläumdet, nach Weimar zurück. Hier führte er wegen eines 1806 erhaltenen Rufes nach Rußland den Professortitel und lebte bis an seinen den 18. Januar 1829 erfolgten plötzlichen Tod mit statistischen und andern literarischen Arbeiten beschäftigt.

Er gab heraus:

Statistischer Umriß sämmtlicher europäischer Staaten. Braunschweig 1805, 2 Hefte in Fol.
Statistischer Abriß von Oestreich. Nürnberg und Leipzig 1807.
Statistischer Abriß von Rußland. Ebendas. 1807.
Geographisch-statistischer Abriß von Westphalen. Weimar 1809.
Statistischer Abriß von Holland. Ebendas. 1809.
Lehrbuch der Statistik der europäischen Staaten. Weimar 1812.
Statistischer Abriß von Frankreich. Ebendas. 1819.
Statistischer Abriß von Hannover, Braunschweig und Oldenburg. Ebendas. 1819 ff.
Vollständiges Handbuch der neusten Erdbeschreibung und Statistik. Berlin 1816. 1817. 2 Abth.
Allgemeines geographisch-statistisches Lexikon. Weimar 1817. 1818. 2 Thle.
Allgemeines europäisches Staats- und Adreßhandbuch. Ebendas. 1817. 1818. 4 Bde.

Mit andern Gelehrten und mit seinen Freunden:

Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. Braunschweig 1802. 2 Bde. mit Justizamtmann Bege zu Helmstädt.
Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Weimar 1819 ff. 24 Thle. mit Gaspari, Cannabich, Gutsmuths u. Uckert.
Genealogisch-historisch-statistischer Almanach. Ebendas. 1825 — 1829.

Außerdem hatte er großen Antheil an den: „Geographischen Ephemeriden,“ der: „Allgemeinen Encyclopädie“ von Ersch und Gruber und andern hierher gehörigen Schriften.

Ein äußerst fleißiger, aber nicht immer gründlicher und genauer Statistiker und Geograph, dessen Schriften früher sehr viel gebraucht wurden, allmählig aber von besseren und exacteren Leistungen verdrängt werden.

## Johann Heinrich Häßlein

ward den 21. Februar 1737 zu Nürnberg geboren und gelangte, obwohl früh genöthigt, sein Leben durch Abschreiben zu fristen, auf ungewöhnlichem Wege zu wissenschaftlicher Bildung und Ansehen. Er wurde Registrator und Rechnungssyndikus im Departement der Finanzen der Reichsstadt Nürnberg und starb daselbst den 24. October 1796.

Von ihm haben wir:

Hans Sachs Gedichte in einem Auszuge mit Worterklärungen. Nürnberg 1781 in 8.

Gemeinschaftlich mit Gräter:

Bragur, literarisches Magazin für Deutschland x. Leipzig und Breslau 1794, 3. Band.

Als Literärhistoriker und fleißiger Sammler hat sich H. manches Verdienst um die genauere Kenntniß der älteren deutschen Literatur erworben.

## Wilhelm Hauff

ward den 29. November 1802 zu Stuttgart geboren und nach seines Vaters frühem Tode seit 1809 von seiner Mutter in Tübingen erzogen, wo er bereits durch kleine Erzählungen sein Talent auszubilden begann. Nach gehöriger Vorbildung in der Klosterschule zu Blaubeuern bezog er 1820 als Student der Theologie die Universität Tübingen, ward hierauf Hauslehrer bei dem Kriegsrathspräsidenten von Hügel in Stuttgart und privatisirte dann

daselbst, mit seinen belletristischen Studien beschäftigt. Nach einer Reise nach Paris und durch Norddeutschland übernahm er 1827 die Redaction des Morgenblattes, starb aber schon den 17. November 1827 zu Stuttgart.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Schriften, geordnet und mit einem Vorworte versehen von G. Schwab. Stuttgart 1830. 1831. 36 Bdchen in kl. 16. mit H's. Portrait.

Einzeln:

Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Stuttgart 1826 — 1829. 3 Thle. in 8. Der 3. Theil von Wit, genannt van Dörring herausgegeben. 2. Ausg. der beiden ersten Theile. Ebendas. 1827.

Märchenalmanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände. Stuttgart 1826 — 1828, 3 Jahrgänge in 12. 2. Aufl. Ebendas. 1832 — 1833 in 12. m. Kupfern.

Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde, gehalten vor dem deutschen Publikum. Ebendas. 1826 in 8.

Lichtenstein. Romantische Sage aus der Würtembergischen Geschichte. Ebendas. 1826. 3 Bde. gr. 12.

Phantasien im Bremer Rathskeller. Ebend. 1827.

Novellen. Ebendas. 1827 — 1828. 3 Bde. in 8.

Phantasien und Skizzen. Stuttgart 1828. gr. 12.

Unter dem Namen: H. Clauren:

Der Mann im Monde, oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Stuttgart 1825.

Ein begabtes, gewandtes Talent, mit reicher, gefälliger Phantasie, Geschmeidigkeit und glücklicher Laune neben echter, deutscher Innigkeit ausgestattet, wußte H. sehr schnell die Gunst des lesenden Publicums zu gewinnen, und schritt auf der eingeschlagenen Bahn mit um so größerm Erfolge weiter, als er einen hellen und klaren Blick für die poetische Seite der Zeitinteressen hatte, und diese in seinen Dichtungen wohl zu benutzen wußte. Leider entriß ihn der Tod zu früh seinen Freunden und Verehrern, die mit Recht noch manches Schöne von ihm hoffen durften, da jede seiner späteren Leistungen deutliche Beweise seiner Fortschritte lieferte. Zu seinen gelungensten Arbeiten gehören: „Lichtenstein": „das Bild des Kaisers" und vor Allem die echt deutschen originellen „Phantasien im Bremer Rathskeller"; — seine lyrischen Poesieen sind dagegen unbedeutend.

---

## Das Bild des Kaisers*).

### Erstes Bändchen.

### 1.

In dem Cabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reißten vor einigen Jahren an einem der schönsten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der Eine von ihnen war erst eine Station hinter Darmstadt eingestiegen und hatte dem früheren Passagier schon beim ersten Anblick durch sein schmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er sich neben ihn setzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarschaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reise bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er seinen Reisegefährten für einen wohlgezogenen, anständigen Mann hielt. Was er sprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verständig; nicht selten sogar überraschten den Reisenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken seines Nachbars, die von feiner Bildung, gesellschaftlicher Erfahrung und einer Belesenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unscheinbaren Ledermütze nicht gesucht hätte. Ueberhaupt däuchte es diesem Reisenden, er müsse, je öfter er im Süden vordrang, desto öfter und nicht ohne Beschämung dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne vom Hörensagen, besonders in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, so leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieses Land im Brandenburgischen geschildert worden! Manche Reisende hatten zwar diese Bergstraße, dieses Neckarthal gelobt, doch erschien dann ihre Beschreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welcher sie auf dieser Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in seiner Heimath nur eine Stimme. Hier, bald hinter Darmstadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reisenden in Berlin mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der diese Länder besuchen wolle. Da geht alles gesellschaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes, ungesittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutsch sprechen kann. Und leider! nicht nur die untersten Klassen leiden an diesem Mangel, auch die besseren Stände haben einen Anstrich von eingeschränktem, ungalantem Wesen und reden so elendes Deutsch, daß sie vor Fremden, um nicht erröthen zu müssen, französisch sprechen. Das war der Reisepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen und romantischen Kopf des jungen Brandenburgers hatten diese Sagen sich endlich während der schönen Muße, die ihm die Sandkunststraßen und die schnapsenden Postillons seines Vaterlandes gönnten, so sonderbar gestaltet, daß er sich selbst wie einer jener wohlerzogenen jungen Herren in einem Scottischen Roman erschien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinsten Zirkel, an Theater und alle Genüsse der großen Welt erfüllt, von London ausreisen, um das Hochland und seine barbarischen Bewohner zu besuchen.

Doch, als die herrliche Welt jener Berge voll Obst und Wein und jene gesegneten Thäler sich vor seinen Blicken aufthaten, als die schönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen, fröhlichen Menschen seinem erstaunten Auge sich zeigten, als da und dort zwischen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit schimmernden Fenstern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er strömte über von Lob und Bewunderung und bemitleidete die arme, flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tausende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben gesehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub schimmerten, und ein schwacher Trost für seinen Patriotismus war, daß die Natur seine Landsleute durch höhere Einsicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in Etwas wenigstens entschädigt habe.

Der junge Mann an seiner Seite schien übrigens, obgleich man seiner Sprache den südlichen Accent anfühlte, die Gesetze des Anstandes nicht minder gut zu verstehen als der Brandenburger; zum mindesten verrieth keine seiner Fragen Neugierde, über dessen Stand, Vaterland und Reisezweck etwas zu erfahren, er benahm sich zuvorkommend, aber würdig, schien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne sich dadurch belästigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geschichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der junge Mann im Jagdkleid über diese Dinge Aufschluß gab, so waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger sprach. Einmal, als sein Nebensitzer über die gute Gesellschaft in Schwaben einige seiner sonderbaren Begriffe preisgab, sah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege schon früher in Schwaben gewesen sey, und als jener es verneinte, erwiederte er:

„Ich weiß, man macht sich hin und wieder, besonders in Norddeutschland, sonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie selbst entscheiden, wenn Sie einige Zeit in unserer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle solcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewisse nachtheilige Ansicht über mein Vaterland seit Jahrhunderten besteht; zum mindesten sind die Schwabenstreiche nicht erst in unseren Tagen bekannt geworden. Doch scheint ein großer Theil dieser aberwitzigen Dinge aus einer gewissen Eifersucht der Volksstämme hervorzugehen, und aus der Kleinstädterei, die von jeher in unserem lieben Deutschland herrschte. In Schwaben z. B. erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die Andere uns aufbürden, von den Oestreichern; daß aber dieses Vorurtheil selbst in neueren Zeiten, selbst durch die Fortschritte der Kultur und das regere gesellige Leben nicht geschwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutschland."

„Bitte!" rief der Brandenburgische Reisende etwas ungläubig, „ich sollte doch nicht denken —"

„Man beurtheilt unsere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutschland sieht. Wenn nun diese auch die vernünftigsten Menschen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die sie in Ihren Augen in Nachtheil setzen Einmal die Sprache —"

---

*) Aus: Wilhelm Hauff's sämmtlichen Schriften. 14. Bdchen. Stuttgart 1830.

„Bitte!“ erwiederte sein Gefährte verbindlich. „Nicht alle, Sie zum Beispiel drücken sich allerliebst aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und so macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders aussprechen als ihr, die Endsylben entweder nach unserer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen übereilen, klingt euch unsere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meisten Schwaben, die Sie bei sich sehen, sind junge Männer, die von der Universität kommen und die Anstalten in Norddeutschland besuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Diesen Menschen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maasstab an und thun sehr Unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußern Formen und dem Benehmen des Knaben [und des Jünglings einige geschenkt, er wird sehr bald in die geselligen Kreise gezogen; bei uns findet dieß vielleicht erst um acht oder zehen Jahre später statt.“

„Nun das ist es ja gerade, was ich sagte,“ entgegnete jener; „diese Formen gewinnt Keiner durch sich selbst, und dies ist also ein Fehler Ihrer Erziehung —“

„Vorausgesetzt, daß jene Formen wirklich so trefflich, daß sie das sind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor Allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen ist.“

„Das soll es ja nicht! aber so auf dem Wege mitnehmen kann er sie doch wohl,“ meinte der Fremde.

„Wenn er sie nur so mitnimmt, verliert er sie auch gelegentlich,“ erwiederte der Schwabe. „Doch das ist nicht der Punkt, wovon wir sprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutschland Unrecht, unsere Sitten und unsere Gesellschaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Gesellschaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geschickt wurden, um ihre Sitten abzuschleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studierstube zu Ihnen kamen und sich vielleicht ungeschickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieser Menschen beurtheilen?“

„Gewiß nicht, aber gestehen Sie selbst, man hört doch selbst von der guten Gesellschaft in Schwaben so sonderbare Gerüchte, von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Frauen und Mädchen.“

„Vielleicht kaum so sonderbar,“ versetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unsere Mädchen stellen sich die norddeutschen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland sind aber Ihre reisenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältnisse unseres Familienlebens. In Norddeutschland fällt es nicht schwer, in Familienkreisen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben ist das anders: man ist heiter, gesellig unter sich, der Fremde wird als etwas Fremdes angestaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für diese scheinbare Kälte immer eine Entschädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber selten das Herz; meine Schwaben sind vorsichtiger, aber sie schließen sich an den, welchen sie liebgewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künstlichen verfeinerten Sitten umsonst suchen.“

„Und also liegt eine zweite Quelle unserer Vorurtheile,“ fragte der Fremde „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren Kreisen einheimisch wurden?“

„Gewiß!“ sagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreise unserer bessern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, lassen Sie sich nicht durch Ihre eigenen Ansichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anschlägt, sich mit den Gebildetsten zu messen, vernünftig genug, um die Gränzen guter Sitten fest zu halten, und das Lächerliche der Unsitte zu belächeln.“

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt sein Land,“ dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht sinken lassen will oder Besseres nie gesehen hat.“ Er entschuldigte bei sich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konte er es sich nicht versagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Uebung, über ein Nichts schnell und vieles zu sprechen, — die man im Norden unseres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen soll — auf andere große Vorzüge aufmerksam, welche die nördlichen Provinzen Deutschlands vor den südlichen voraushaben. Er zählte immer zwanzig Schriftsteller und Dichter seiner Heimath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall seiner Beredsamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als sie um eine Ecke der Landstraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete sie staunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmassen waren von der sinkenden Herbstsonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Gesträuche, die in den verfallenen Mauern wachsen, im dunkelsten, wundervollsten Grün erscheinen. Durch die hohen, offenen Fensterbogen blickte der schwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenständen so eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab spiegelten sich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelbaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben Sie solche Poesie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde schien es nicht zu hören, unverwandt hingen seine Blicke an diesem reizenden Schauspiel, er mochte fühlen, daß es sich an solchen Stellen über Poesie nicht gut streiten lasse.

Nach diesem Vorfall kehrte übrigens auf dem Gesicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück; er stritt über keinen Gegenstand, schien sogar über manche Dinge sich behutsam auszudrücken.

Als aber das Gespräch unter den beiden Reisenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerksamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereignisse und auf Politik kam, schien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge seines Nachbars nicht mehr gut unterscheiden konnte, sein Athem gehe schneller, seine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Interesse sey. Man sprach von der Gestalt und der innern Kraft Deutschlands. Mit einer gewissen Erbitterung zog jener eine Parallele zwischen Jetzt und Sonst, die nicht gerade zum Vortheil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, dessen Grundsätze im Ganzen nicht mit diesen Ansichten übereinstimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbstgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weise fing er seinen Satz: „Ich bin ein Preuße“ an, und reizte dadurch unwillkührlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieser vergaß nun jede Rücksicht der Klugheit; mit einer Beredsamkeit, die an jedem andern Orte dienlich gewesen wäre, suchte er seine Meinung durchzuführen, und Nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit seinem eigenen Maßstab gemessen hätte. Der Preuße, der solche Leute nur vom Hörensagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker“ kannte, erschrak über diese Aeußerungen. Konnte nicht der Postillon, konnte nicht ein Passagier im Bauch des Wagens diese Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle möglichen festen Plätze schwebten vor seiner aufgeregten Phantasie, und das beste Mittel, seinen Nachbar zum Stillschweigen zu bringen, schien ihm, wenn er sich in die Ecke drückte und sich schlafend stellte.

## 2.

Als die beiden Reisenden am Morgen nach dieser gefährlichen Nacht erwachten, sahen sie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt,“ sagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete, „und Ihnen danke ich es,“ setzte er mit einem freundlichen Blick auf seinen Nachbar hinzu, „daß ich dießmal diesen Wagen ungern verlasse. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Gesellschaft vergangen!“

„Dies ist mein Loos schon seit vierzehn Tagen gewesen,“ erwiederte der Brandenburger. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menschen, welche vielleicht in einer größern Stadt, selbst wenn sie Zimmernachbarn gewesen wären, Jahre lang unter sich kein Wort gewechselt hätten, treten sich nahe durch den so natürlichen Drang nach Mittheilung. Der Platz an meiner Seite wechselte öfter, als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünschen, Sie wenigstens so lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben, denn so bin ich auf die angenehmste Weise in Ihr Vaterland eingeführt worden.“

„Werden Sie länger in Würtemberg verweilen?“

„Ich besuche Verwandte meiner Mutter,“ erwiederte der Fremde; „je nachdem sie und die Residenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen.“

„Wir werden uns schwerlich wieder sehen,“ sagte der Grüne, „ich wüßte wenigstens nicht, was mich nach Stuttgart treiben sollte. Vergessen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute sagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten sich ein wenig richten, so werden Sie überall gesucht und willkommen seyn. Unsern Damen sind Sie dann als Fremder nur um so interessanter und unsern Männern — nun da kömmt es immer auf den Zirkel an, in welchem Sie leben; nur müssen Sie,“ setzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwischen Ironie und gutmüthiger Freundlichkeit schwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen — —“

„Nun?“ rief der Fremde erwartungsvoll, als jener innehielt

„Daß Sie kein Deutscher, sondern ein Preuße sind.“

Das schmetternde Horn des Postillons und das Rasseln des schweren Wagens auf dem Steinweg übertönte die Antwort des Fremden. Den Passagieren ward in dieser Stadt eine kleine Rast vergönnt, und der Fremde wollte seinen Nachbar vom Eilwagen noch einmal zum Frühstück einladen. Doch schon unter der Thüre des Posthauses überreichte diesem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen hastig, erröthend auf, und sein Reisegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handschrift einer Dame sey. Der Fremde trat etwas verstimmt in dem Wirthshaus an's Fenster; er sah den Jäger angelegentlich mit seinem Diener sprechen und bald darauf führte man zwei schöne Pferde vor. In demselben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, seine Augen suchten und fanden den Reisegefährten, er trat zu ihm, doch nur um schnell, aber herzlich von ihm Abschied zu nehmen; und so konnte ihn der Brandenburger zu seinem großen Verdruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Käthchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er sich unter seinen Reisenotizen aufgezeichnet und doppelt unterstrichen hatte. Doch der Anblick des Jägers, wie er sich so leicht in den Sattel des schönen, stolzen Pferdes schwang, wie er so majestätisch über den Markt hinsprengte, söhnten ihn mit der beinahe unhöflichen Hast aus, womit jener von ihm Abschied genommen hatte. Er gestand sich, selten eine so wohlgebaute Gestalt mit einem so schönen, ausdrucksvollen Gesicht vereint gesehen zu haben.

„Wer war dieser Herr im grünen Kleid?“ fragte er den Kellner, der am andern Fenster dem Reiter nachblickte.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen,“ antwortete jener; „ich weiß nur, daß man ihn „Herr Baron“ nennt, daß sein Vater einige Stunden von hier am Neckar Güter hat, und daß sie sehr reich seyn sollen; in die Stadt kömmt er selten.“

Nicht ganz zufrieden mit dieser Erklärung setzte sich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in diesem Lande gewesen war, hatte ihm so viel Sonderbares von schwäbischen Baronen erzählt, daß er in seinem liebenswürdigen und gewandten Reisegefährten keinen solchen vermuthet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm in der ersten Viertelstunde vertraute, daß er ein Hopfenhändler aus Baiern sey, machte ihm den Verlust, den er erlitten, nur um so fühlbarer, und da er am Hopfenbau wenig Unterhaltung fand, beschäftigte er sich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlassen hatte, nachzudenken, und dann noch einmal alle Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er sich von seinen Verwandten, zu welchen er reiste, gemacht hatte. Von dem Oheim versprach er sich für seine Unterhaltung wenig; er mußte nach seiner Berechnung ein vorgerückter Sechziger seyn; mürrisch, ungesellig und eigensinnig hatte ihn sein Vater schon vor fünf und zwanzig Jahren gekannt, und solche Eigenschaften pflegen sich im Alter nicht zu verbessern. Desto mehr versprach sich der junge Mann von Fräulein Anna, seiner Cousine. Von einem seiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war sie ihm als eine Zierde dieses Landes genannt worden. Ein angenehmes, trauliches Verhältniß von fünf bis sechs Wochen schien ihm ganz wünschenswerth, und so eifrig war seine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot standen, sich liebenswürdig zu zeigen, so gewiß war er sich des Eindrucks bewußt, den seine Person, sein Wesen unfehlbar machen müsse, für so leicht zu erobern hielt er das Herz eines Fräuleins in Schwaben, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die schöne Cousine Anna könne sich vielleicht schon versehen haben.

Er ließ sich, in der Residenz angekommen, sogleich nach dem Hause führen, wo sein Oheim sonst gewohnt hatte,

aber mit dem Donnerworte
ward ihm aufgethan:
die Du suchest —

wohnen schon seit langer Zeit auf einem Landgut, sie werden auch im nächsten Winter nicht zurückkehren, und selbst dieß Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reisende aus Brandenburg war schnell entschlossen. Er benützte diesen Tag, um sich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denselben Weg, welchen er hergekommen war, zurück, nach dem untern Neckarthal, wo der Landsitz seines Oheims lag.

Je näher er dieser reizenden Gegend kam, desto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen sollte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgeschnitten von den Zerstreuungen der Stadt und jener Formen enthoben, die man dort für schön und nothwendig, hier für überflüssig und lästig hält, schnell bekannt und befreundet wird, daß man sich, auf eine kleine Gesellschaft beschränkt, schneller nahe rückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptstraße ab. Der Kutscher, den er gemiethet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg wende sich um den ganzen Berg her, sagte er, doch auf diesem Pfad könne man zu Fuß in bei weitem kürzerer Zeit zum Slchoß Thierberg hinaufgelangen. Der junge Mann stieg aus; er war bisher auf einem Bergrücken gefahren, sah nun eine mäßige, mit Wald bewachsene Anhöhe vor sich, und schloß, weil er gehört hatte, das Schloß seines Oheims liege im Neckarthal, man müsse von dieser Höhe eine weite Aussicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und stieg den Seitenpfad hinan. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er diesen Baum so kräftig, so majestätisch gesehen, zwischen durch erblickte er hie und da Eichen und schöne Eschen und zu seiner nicht geringen Verwunderung Waldkirschbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen schwerer; der Berg schien sich auf einmal steiler zu erheben, und er war oft versucht, die unbequeme Eleganz zu verwünschen, in welche ihn sein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, aber noch öffnete sich keine Aussicht. Die Bäume schienen dichter zu werden, je mehr sich der Pfad wieder senkte, und als sich, um seine Ungeduld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere theilte, die nach verschiedenen Richtungen liefen, schmähte er auf den Kutscher und auf seine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald sich zu verirren. Er schlug endlich den Weg rechts ein und sah, nachdem er einige Hundert Schritte gegangen war, zu seiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub schimmern.

Er verdoppelte seine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame stand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank saß. Sie hatte ein Buch in der Hand, von welchem sie, als sein Schritt in den abgefallenen Blättern rauschte, langsam und ruhig ihre schönen Augen erhob; doch auch sie schien betroffen, als es ein junger, städtisch gekleideter Herr war, den sie in dieser Einsamkeit vor sich sah; sie erröthete flüchtig, aber sie senkte ihren Blick nicht, der fragend an dem unerwarteten Besuch hing. Der junge Mann verbeugte sich einigemal, ehe er recht wußte, was er sagen sollte. „Ist wohl das schöne Mädchen Cousine Anna?“ war Alles, was er in diesem Augenblick zu denken und sich zu fragen vermochte, und erst als er sich diese Frage schnell bejaht hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indessen ihr Buch schloß und von ihrem Bänkchen aufstand. „Bitte um Vergebung,“ sagte er, „wenn ich Sie gestört haben sollte; ich fürchte, von dem Wege abgekommen zu seyn. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“

„Auf diesem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt sind,“ erwiederte sie mit einer klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelassen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte sich nach diesen Worten, und der junge Mann ging seinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, so zog ihn ein unwiderstehliches Gefühl zurück. Das schöne Mädchen stand noch einmal von ihrem Sitz auf, als sie ihn zurückkehren sah, doch dießmal schien Bestürzung ihre Wangen zu färben, und eine gewisse Aengstlichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, fragte der Reisende, ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu sprechen?

„Ich heiße so,“ antwortete sie etwas befangen.

„Eh bien, ma chère cousine!“ sagte er lächelnd, indem er sich artig verbeugte; „so habe ich das Vergnügen, Ihnen Vetter Rantow vorzustellen.“

„Wie, Vetter Albert!“ rief sie freudig, „so haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird sich der Vater freuen! Und was macht Onkel und die liebe Tante, und wie sind Sie gereist?“ So drängte sich eine Frage nach der andern über die schönen Lippen, und Vetter Rantow fand, verloren in sein Glück, eine schöne Muhme zu besitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie naiv klang ihm die Sprache! Er konnte nicht sagen, daß sie gegen irgend eine Regel des Styls gesündigt hätte, und doch dünchte es ihm, es seyen ganz andere Worte, ganz andere Töne, als die er in seinem Vaterland gehört hatte. Er fühlte, er sey zu schnell gereist, als daß er allmählig auf diesen Kontrast vorbereitet worden wäre.

„Dieß ist mein Lieblingsspaziergang,“ sagte sie, indem sie langsam neben ihm herging. „Zwar ist der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht schöne Windungen, alte Burgen schmücken die Höhen — und die unsrige spielt dabei nicht die schlechteste Rolle, wenigstens was das Alterthum betrifft — Dörfer und sogar ein Städtchen sieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg in's Schloß hinauf ist dann so steil

und mühsam, und auf der Straße gehen mir zu viel Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und ist dann so köstlich einsam, als säße man in seinem Boudoir bei verschlossenen Thüren."

„Bis dann der Zufall einen Vetter aus Preußen hereinwehen muß, der die köstliche Einsamkeit stört," unterbrach sie Rantow.

„Im Ganzen genommen," fuhr sie fort, „ist es im Schloß gerade auch nicht geräuschvoll. Es ist so einsam als irgend ein bezaubertes Schloß in Tausend und eine Nacht. Außer der Dienerschaft und im hintern Flügel dem Amtmann, den man nie zu sehen bekömmt, sind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja die Einsamkeit im Schloß ist oft so schrecklich und traurig, daß ich mich lieber in die Waldeinsamkeit flüchte, wo das Rauschen der Bäume und der Gesang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden."

### 3.

Ueberrascht stand der junge Mann stille, als sie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüberstanden. Die Bewohner des südlichen Deutschlands sind von Jugend auf an Anblicke dieser Art gewöhnt. Man trifft in Franken und Schwaben selten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum mindesten ein gebrochener Thurm und ein halbes Thor herabschauten. Die natürliche Beschaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüsse, überdieß die eigenthümliche Verfassung des zahlreichen Landadels begünstigten oder nöthigten in früherer Zeit zu diesen befestigten Wohnungen. Aber der Norden unseres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieser alten Zeit; die weiten Ebenen boten keine so natürliche Befestigung, wie die Felsen und Gebirgsausläufer des Süden, und hatte auch hier und dort eine solche Veste im platten Land gestanden, so war sie nur desto schneller dem Verfall und der Zerstörung preisgegeben. Die Nachbarn theilten sich brüderlich in die theuren Steine, und ihr Gedächtniß verwehte der Wind, der über die Ebene hinstrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein so überraschender Anblick, sich in solcher Nähe einer dieser alterthümlichen Burgen gegenüberzusehen, um so überraschender, da er durch diese düsteren, tiefen Thore als Gast einziehen, in jenem alterthümlichen Gemäuer wohnen sollte. Doch bald erfüllte kein anderer Gedanke mehr als der malerische Anblick, der sich ihm darbot, seine Seele. Der alte schwärzlich graue Wartthurm war auf der Mittagsseite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Epheu umhängt. Aus den Ritzen der Mauer sproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog sich ein breites Rebengeländer, dessen zarte Blätter und Fasern sich mit sanfter Gewalt um die rostigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geschlungen hatten. Zur rechten Seite des Schlosses hinderte der dunkle Wald die Aussicht, aber links, an den hohen Mauern vorüber tauchte das Auge hinab in die Tiefe des schönen fruchtbaren Neckarthals, schweifte hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern und Weilern und weit über die Weinberge hin nach fernen blauen Gebirgen.

„Das ist unser Thierberg," sagte das Fräulein; „es scheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Vetter, und ich möchte Ihnen wahrlich rathen, recht oft aus dem Fenster zu sehen, um vor unserer Einsamkeit und diesem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erschrecken!"

„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie diese alte Burg?" rief der Gast; „kann man etwas Romantischeres sehen, als diese Thürme mit Epheu bewachsen, diesen Thorweg mit den alten Wappen, diese Zugbrücke, diese Wälle und Graben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgend ein anderes aus Scottischen Romanen zu sehen? Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Thor entgegentreten —"

„Für dießmal höchstens ein Thierberg," erwiederte das Fräulein lachend, „und auch von diesen spuckt nur noch einer in den fatalen Mauern. Dergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer gestochen, aber zwischen diesen Mauern zu wohnen, so einsam, und Winters, wenn der Wind um diese Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr sieht, als jenen Eppich dort am Thurme — Vetter! mich friert schon jetzt wieder, wenn ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch selbst einführen."

Der düstere, schattenreiche Hof, in welchen sie traten, kühlte etwas die warme Begeisterung des Gastes. Er sah sich flüchtig um, als sie hindurchgingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug gewesen seyn müsse, erschrack vor einem halb zerstörten Thurm, dessen Rudera drohend über die Mauer hereingingen, erstaunte über den scharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Risse genagt und dem Auge eine freie Aussicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in seinem Herzen schon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch schlecht verwahrte Fenster blies, der Bemerkung seiner Cousine über die Wohnlichkeit des Hauses vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen, mit Backsteinen gepflasterten Halle das Fräulein mit freundlichem Klaffen und Wedeln, und ein gefesselter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange saß, stieß ein unangenehmes Geschrei aus und schwenkte die Flügel. „Das ist nun unsere Antichambre, unser Hofgesinde," sagte Anna, indem sie lächelnd auf die Thiere zeigte; „verwünschte Prinzen und Prinzessinnen, die Sie entzaubern können. Doch lassen Sie uns jetzt eintreten," setzte sie nach einer Weile ernster hinzu, „in diesem Zimmer ist der Vater."

Sie öffnete eine hohe, schwere Flügelthüre, und durch das altfränkisch ausstaffirte Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten Mann, der in einer tiefen Fensterwölbung saß, wie es schien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß seiner Tochter sah er sich um, und als er den Fremden erblickte und Anna seinen Namen nannte, stand er auf und ging ihm langsam, aber festen Schrittes entgegen. Mit Bewunderung sah sein Neffe die hohe, gebietende Gestalt, die ihn unwillkührlich an jenen Wartthurm dieser Burg erinnerte, den so viele Jahre nicht einzustürzen vermochten, und dessen Alter nur der Epheu anzeigte, der sich an ihm emporgeschlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in diese fünfundsechzigjährige Stirn Furchen gegraben, um die Schläfe fielen dünne graue Haare und der Bart und die Augenbrauen waren silberweiß geworden, aber das Auge leuchtete noch ungetrübt, und der Nacken trug den Kopf noch so aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab einen beinahe kräftigeren Druck, als der Neffe zu erwiedern vermochte.

„Bist willkommen in Schwaben," sagte er mit tiefer, kräftiger Stimme; „'s war ein vernünftiger Einfall meiner Frau Schwester, daß sie dich heraus schickte; mach Dir's bequem; setz' Dich zu mir an's Fenster, und Du, Anna, bringe Wein."

So war der Empfang auf Thierberg; so herzlich und offen er aber auch seyn mochte, so konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte sich den Oheim ganz anders gedacht; er glaubte nach der Beschreibung, die ihm sein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der seine Hasen hezt, mit Laune die Händel seiner Bauern schlichtet, von seinen Kleppern gerne erzählt und zuweilen mit seinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durst trinkt; er bedachte nicht, wie fünfundzwanzig Jahre und eine so verhängnißvolle Zeit, wie die, welche dazwischen lag, auf diesen Mann gewirkt haben konnten. Das ruhige, ernste Auge des Oheims, das prüfend auf seinen Zügen zu ruhen schien, die ungesuchten, aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über sein bisheriges Leben und Treiben in's Gebet nahm, das ironische Lächeln, das hie und da bei einer Aeußerung des jungen Mannes um seinen Mund blizte, dieß Alles, und das ganze gewichtige Wesen des Alten imponirten ihm auf eine Weise, die ihm höchst unbequem war; er konnte sich kein Herz fassen, den Oheim eben so traulich zu behandeln, wie jener ihn, er kam sich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Minister Audienz giebt, und es war dieß zu seinem nicht geringen Verdruß das zweite Mal, daß er sich über die Landjunker in Schwaben getäuscht sah.

Auch seine Base erschien ihm ganz anders, als er sie gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene, ungesuchte Wesen, was man ihm an den Töchtern dieses Landes gerühmt hatte, aber diese Unbefangenheit schien nicht aus Unwissenheit, sondern aus einem feinen, sichern Takt hervor zu gehen, und was sie sprach, zeugte von einem so vortrefflich gebildeten Geist, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu bestehen schien, daß sie alles Geistreiche; sey es witzig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angebornes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Gesuchtes erschien. Am ärgerlichsten war es ihm, daß sie ihn schon nach den ersten Stunden zu durchschauen schien; die ausgesuchten Artigkeiten, die er ihr sagte, zog sie in's Komische, den feineren Komplimenten wich sie auf unbegreifliche Art aus, wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, so nannte sie ihn gewiß immer Herrn von Rantow. Und dennoch mußte er sich gestehen, daß er nie so viel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Gestalt und der Stimme gesehen habe; ihr ganzes Wesen erschien ihm wie das Hauskleid, das sie jetzt eben trug. Es war einfach und von bescheidenen Farben, und dennoch kleidete es ihre feine,

schlanke Gestalt mit jener geschmackvollen Eleganz, die auch dem anspruchlosesten Gewand einen geheimnißvollen Zauber verleiht; ein Toilettengeheimniß, worüber, so viel der junge Mann sich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufschluß gab, und das ihm mehr das Zeichen und Symbol einer harmonischen Seele, als die Folge einer sorgfältigen Erziehung zu seyn schien.

Dieselbe Uebereinstimmung glaubte er zwischen dem alten Herrn und dem Gemach zu finden, in welches er zuerst geführt worden war. Es war der verblichene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegen blickte. Die schweren gewirkten Tapeten, mit Leisten befestigt, die einst vergoldet waren und deren Farbe jetzt in's Dunkelbraune spielte; die breiten Armstühle mit ausgeschweiften, zierlich geschnitzten Beinen, die Polster, mit grellen Farben künstlich ausgenäht, mit Papagayen, Blumentöpfen und den Bildern längst begrabenener Schooshündchen geziert. Wie manchen Wintertag mochten seine Ahnfrauen über dieser mühsamen Arbeit gesessen seyn, die ihnen vielleicht einst für das Vollendetste galt, was der menschliche Geschmack je ersonnen, und die jetzt ihrem Urenkel geschmacklos, schwerfällig, und hätten sich nicht so ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erschien. Und doch kam ihm dieß alles, der ehrwürdigen Gestalt seines Oheims gegenüber, wie durch Alterthum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor. Er sah, man sey in Thierberg erhaben über den Wechsel der Mode, und wenn er hinzufügte, was ihm sein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umstände, worin sich der Oheim befand, gesagt hatte, so fühlte er sich beschämt, daß er diese Umgebung nur einen Augenblick habe grotesk und sonderbar finden können: er fühlte, daß er unverschuldeter Armuth, wenn sie sich in so ernstem und würdigem Gewande zeige, seine Achtung nicht versagen könne; ja, vor diesen Wänden, diesem Geräthe, und vor dem unscheinbaren, groben Hausrock des Oheims erschien er sich selbst, wenn er einen Blick auf seine modische und höchst unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrscht von einem Phantom, das ein Weiser lächelnd an sich vorüber gleiten läßt.

Dieß waren die Eindrücke, welche der erste Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernst sie aber am Ende auch seyn mochten, so konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlag acht Uhr, den die alte Schloßuhr zögernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am Ende des Zimmers aufsprang, ein kleiner Kerl in einem verschossenen, bortirten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, sich dreimal verbeugte und dann feierlich sprach: „le souper est servi."

„S'il vous plait?" sagte der Alte mit ernsthaftem Gesicht und einer Verbeugung zu seinem Neffen, reichte seinen Arm der schönen Anna und ging langsamen Schrittes dem Speisezimmer zu.

4.

Mit den Flügelthüren des Speisesaals und dem ersten Blick, den er hinein warf, hatte sich übrigens dem Gast aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von diesem gemalten Plafond, der die Erschaffung der Welt vorstellte, von dem schweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von schwerer Seide hatte ihm seine Mutter oft gesprochen, wenn sie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem ungemeinen Glanz erzählte, welcher einst durch ihre hochselige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Ministers, in die Familie und in die schöneren Appartements zu Thierberg gekommen sey. Schon seine Mutter hatte in ihrer Kindheit diese Prachtstücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Alterthum betrachtet, und seit dieser Zeit hatten sie zum mindesten dreißig bis vierzig Jahre gesehen.

„Das ist der Familiensaal," sagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke sah, womit sein Neffe dieses Gemach musterte. „Vor Zeiten soll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherrn pflegten hier zu trinken. Mein Großvater selig ließ es aber also einrichten und schmücken; er war ein Mann von vielem Geschmack, und hatte in seiner Jugend mehrere Jahre am Hof Ludwigs XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame, und sie beide haben das Innere des Schlosses auf diese Art eingetheilt und dekorirt."

„Am Hofe Ludwigs XIV.!" rief der junge Mann mit Staunen. „Das ist eine schöne Zeit her; wie mancherlei Gäste mag dieser Saal seit jener Zeit gesehen haben!"

„Viele Menschen und wunderbare Zeiten," erwiederte der alte Herr. „Ja, es ging einst glänzend zu auf Thierberg, und unsere Gäste befanden sich bei uns nicht schlimmer, als bei jedem Fürsten des Reichs. Man konnte kein fröhlicheres Leben finden, als das auf diesen Schlössern, so lange unsere Ritterschaft noch blühte. Da galt noch unser Ansehen, unsere Stimme; man war ein Edelmann so gut als der König von Frankreich, und ein Freiherr war ein freier Mann, der Nichts über sich kannte als seinen gnädigen Herrn, den Kaiser, und Gott; jetzt —"

„Vater!" unterbrach ihn Anna, als sie sah, wie die Ader auf seiner Stirne anschwoll, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf seinen Wangen aufzog. „Vater!" rief sie mit zärtlichen Tönen, indem sie seine Hand ergriff, „Nichts mehr über dieß Thema; Sie wissen, wie es Sie immer angreift!"

„Thörigtes Mädchen!" erwiederte der alte Herr, halb unwillig, halb gerührt von der bittenden Stimme seiner schönen Tochter; „warum sollte ein Mann nicht stark genug seyn, nach Jahren von dem zu sprechen, was er zu dulden und zu tragen stark genug war? Der Vetter kennt nur unsere Verhältnisse, wie sie jetzt sind. Er ist geboren zu einer Zeit, wo diese Stürme gerade am heftigsten wütheten, und aufgewachsen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längst schon anders war; er kann sich also nicht recht denken, was die Vorfahren seiner Mutter waren, und deßhalb will ich ihn belehren."

Der Freiherr nahm nach diesen Worten sein großes Glas, auf dessen Deckel die Wappenschilde seines Hauses, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu seiner Belehrung zu sammeln, einen langen, tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna sah an ihm vorüber den Gast mit besorglichen, bittenden Blicken an; er verstand diesen Wink und suchte den Oheim von dieser Materie abzubringen.

„Es ist wahr," fiel er ein, noch ehe jener das Glas wieder auf den Tisch gesetzt hatte, „in Preußen sind die Verhältnisse anders und sind seit langer Zeit anders gewesen. Aber sagen Sie selbst, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterlande gliche? Ich gebe zu, daß andere Länder, an Flächeninhalt, an Seelenzahl und bei weitem überwiegen, aber nirgends trifft man auf so kleinem Raum eine so kräftige, durch innere Tugend imponirende Macht: es ist das Sparta der neuen Zeit. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirken so Großes; sondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geschaffen, weil sie es verstanden, die schlummernden Kräfte zu wecken, und dem Volke selbst zeigten, welche Stellung es einnehmen müsse; weil sie Preußen geworden sind, ist auch ein Preußen erstanden."

Der alte Herr hatte seinem Neffen ruhig zugehört, bei den letzten Worten aber zog sich sein Gesicht zu solcher Ironie zusammen, daß der Brandenburger erröthete. „Der Sohn meines Nachbars, des Generals von Willy, würde sagen, wenn er Dich hörte: „O Deutschland, Deutschland, da sieht man, wie dein Elend aus deiner eigenen Zersplitterung hervorgeht! sie wollen nicht mehr Griechen, sondern Platäer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen!" „Ich wünsche nur," setzte er lächelnd hinzu, „daß die Spartaner nicht zum zweiten Mal einen Epaminondas im Felde finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meisterstück der Kriegskunst unserer modernen Spartaner."

„Unser Unglück bei Jena," sagte der junge Mann verdrießlich, „kann man weder dem Volk, noch dem Könige zuschreiben, und ich glaube, wir haben uns an Napoleon hinlänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutschland wieder frei gemacht, sondern ihn selbst entthront."

„So? Das seyd ihr gewesen?" fragte der Oheim; „Gott weiß, ich that bis jetzt sehr Unrecht, daß ich dieses Ereigniß der halben Million Soldaten zuschrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zusammenhezte. Warst Du vielleicht selbst mit dabei, Neffe? Du kannst wahrscheinlich als Augenzeuge reden?"

Der Neffe erröthete und schickte einen ängstlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. „Ich war damals noch auf der Schule," antwortete er, „und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht dabei war. Ich gebe zu, daß die Andern auch mitgeholfen haben, aber in allen Schlachten waren es nur die Preußen, die entschieden haben; denken Sie nur an Waterloo."

„Seyd überzeugt, ich denke daran," erwiederte der alte Herr mit großem Ernst, und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes ist, so bin ich es; denn er hat uns und Alles unglücklich gemacht, und das alte schöne Reich umgekehrt wie einen Handschuh. Aber das mit Deinen Landsleuten weißt Du denn doch nicht recht. Ich glaube schwerlich, daß eure jungen Soldaten, wenn sie auch wirklich so begeistert waren, wie man sagte, so viele Stöße auf ihr Centrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die schon in allen Welttheilen gedient hatten."

„Nicht die Jahre sind es," sagte jener, „die in solchen Augenblicken Kraft geben, sondern das Selbstbewußtseyn, der Stolz einer Nation und die Begeisterung des Soldaten für seine Sache; und die hat der Preuße vollauf."

„Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient," entgegnete der Oheim; „Anno 85 bei den Kreistruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeistert, darum kenne ich das Ding nicht. Nächstens wird mich aber mein Nachbar, der General, besuchen, mit diesem mußt Du darüber sprechen."

„Wie dem auch sey," fuhr der Gast fort, „es freut mich innig, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzosen und im Haß gegen diesen Corsen, mit mir übereinstimmen. Bei uns zu Hause behauptet man, daß er in Süddeutschland leider noch immer als eine Art Heros angesehen, und es ist lächerlich zu sagen, von Vielen sogar als ein Beglücker der Menschheit verehrt werde."

„Sprich nicht zu laut, Freund," erwiederte der alte Herr, „wenn Du es nicht mit dieser jungen Dame hier gänzlich verderben willst. Sie ist gewaltig Napoleonisch gesinnt."

„Sie werden darum nicht schlechter von mir denken," sagte Anna hocherröthend, „weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, dessen unverzeihlicher Fehler der ist, daß er ein großer Mensch war."

„Großer Mensch!" rief der Alte mit blitzenden Augen, „den Teufel auch, großer Mensch! was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erspähte, um wie ein Dieb eine Krone zu stehlen? Daß er mit seinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf, seine herrliche natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen! großer Mensch!"

„Sie sprechen so, weil —"

„Anna, Anna!" fiel er seiner Tochter in die Rede, „meinst Du, ich spreche nur darum so, weil er uns elend machte? weil er dieses Thal und den Wald mir entriß, weil er diese Menschen, die mir und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen Andern verschenkte? weil die ungebetenen Gäste, die er uns schickte, das Bißchen aufzehrten oder einsteckten, was mir noch geblieben war? Es ist wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und schätzte, meine Weinberge nach dem Schuh ausmaß, meine Wälder lichtete und die erste Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage sah ich nur mich und den Fall meines Hauses; aber ging es der ganzen Reichsritterschaft besser, mußten wir nicht sogar erleben, daß ein Mann von der Insel Corsika erklärte, es gebe keinen deutschen Kaiser und kein Deutschland mehr?"

„Gott sey es geklagt!" sagte der junge Rantow, „und uns wahrhaftig hat er es nicht besser gemacht."

„Ihr, gerade ihr seyd selbst Schuld daran," fuhr der alte Herr immer heftiger fort. „Ihr hattet euch längst losgesagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben und thatet euch viel darauf zu gut. Ihr sahet es vielleicht sogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, so lange die übrigen Speere ein Band umschlang. Habt ihr nicht gesehen, wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammt sey dieses Jahrhundert der Selbstsucht und Zwietracht, verdammt diese Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrschsucht Größe nennt!"

„Aber lieber Vater —" wollte das Fräulein besänftigend einfallen, doch der alte Herr war bei seinen letzten Worten schnell aufgestanden, und der kleine Mensch in der thierbergischen Livree eilte auf seinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

„Gute Nacht," wandte er sich noch einmal zu seinem Neffen; „stoße Dich nicht daran, wenn Du mich zuweilen heftig siehst; 's ist so meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!" setzte er ruhiger hinzu, „wenn die Gegenwart schlecht ist, muß man von besseren Zeiten träumen." Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Gestalt des alten Herrn schritt langsam der Thüre zu. Rantow war so betroffen von Allem, was er gehört und gesehen, daß es ihm sogar entging, welche komische Figur der Diener machte, der seinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatslivree, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bortirten Aufschläge bedeckten völlig die Hände, welche die silbernen Leuchter trugen. Er war anzusehen wie ein großer Pilgrim, der einen Calvarienberg hinan auf den Knieen rutscht. Um so erhabener war der Contrast des Mannes, der ihm folgte; er erschien, als er durch den altfränkischen Saal unter den Familiengemälden seiner Ahnen vorbei schritt, wie ein wandelndes Bild der guten alten Zeit.

Als der alte Herr das Gemach verlassen hatte, stand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gast auf und trat in ein Fenster. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er diesen Abend Saiten berührt haben müsse, die man anzutasten sonst vielleicht sorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht und Rantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie sich Mißverständnisse leichter lösen, wenn man sie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernst oder Wehmuth darüber spricht. Mit solch einem Scherz wollte er Anna versöhnen; doch als er zu ihr an's Fenster trat, war der Anblick, der sich ihm darbot, so überraschend, daß kein heiteres Wort über seine Lippen schlüpfen konnte. Das tiefe, schwärzliche und doch so reine Blau, das nur ein südlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie gesehen. Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond seltsame Streiflichter und im Thal schimmerten seinen Glanz nur die zitternden Wellen des Neckars und die Spitze des dunkeln Kirchthurms zurück. Der falbe Schein dieses Lichtes der Nacht hatte Anna's Züge gebleicht und in ihren schönen Augen schwamm eine Thräne. Jetzt erst, als Alles so still und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und diese Klänge verbanden sich so sanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben versucht war, es seyen seine Strahlen, die so melodisch sich auf die Erde niedersenkten. Ein seliges Lächeln zog über Anna's Gesicht; ihr glänzender Blick hing an einer Waldspitze, die weit in das Thal vorsprang und ihre tieferen Athemzüge schienen der Flöte zu antworten.

„Wie prachtvoll ist selbst die Nacht in Ihrem Thal!" sprach nach einer Weile der Gast. „Wie schön wölbt sich der Himmel darüber hin, und der Mond scheint nur für diesen stillen Winkel der Erde geschaffen zu seyn."

Anna öffnete das hohe Bogenfenster. „Wie warm und mild es noch draußen ist!" sagte sie, indem sie freundlich in das Thal hinabschaute. „Kein Lüftchen weht."

„Aber die Bäume neigen sich doch her und hin," erwiederte er, „sie rauschen gewiß vom Wind bewegt."

„Kein Lüftchen weht!" wiederholte sie, und hielt ihr weißes Tuch hinaus. „Sehen Sie, nicht einmal dieses leichte Tuch bewegt sich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? nicht der Nachtwind ist es, der ihre Blätter bewegt, sie flüstern jetzt und erzählen sich, und wer nur ihre Sprache verstünde, könnte manches Geheimniß erfahren."

„Vielleicht könnte man dann auch erfahren, wer der Flötenspieler ist," sagte der Vetter, indem er Anna schärfer ansah; denn schon war er so eifersüchtig auf seine schöne Base geworden, daß ihm die süßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das sie noch immer aus dem Fenster hielt, in Wechselwirkung zu stehen schienen.

„Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verrathen," erwiederte sie lächelnd, indem sie das Tuch zurücknahm. „Das ist ein munterer Jägerbursche, der seinem Mädchen einen guten Abend spielt."

„Dazu ist aber die Entfernung doch beinahe zu groß," fuhr er fort, „manche Töne werden nicht ganz deutlich."

„Im Dorf unten hört man es besser als hier oben," sagte sie gleichgültig und schloß das Fenster; „überdieß sagt ja das Sprichwort: das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohns."

„Schön gesagt," rief der junge Mann, „doch das Auge des Argwohns sieht weiter, als das der Liebe."

„Sie haben Recht," entgegnete sie, „aber nur bei Tag, nicht bei Nacht."

Diese, wie es schien, ganz absichtlos gesagten Worte überraschten den jungen Mann so sehr, daß er beschämt die Augen niederschlug. Er warf sich seine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es sey ein Liebhaber dieses arglosen Kindes, der dort im Walde musicire.

„Und nun gute Nacht, Vetter," fuhr Anna fort, indem sie eine Kerze ergriff. „Träumen Sie etwas recht Schönes, man sagt ja, der erste Traum in einem Hause werde wahr; Hans! leuchte dem Herrn Baron in's rechte Thurmzimmer! Und dieß noch," setzte sie auf Französisch hinzu, als der Diener näher trat; „vermeiden Sie mit meinem Vater über Dinge zu sprechen, die ihn so tief berühren. Er ist sehr heftig, doch gilt sein Zorn nie der Person, sondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe, morgen will ich nähere Instruktionen ertheilen. — Gute Nacht!"

Sinnend über dieses sonderbare und doch so liebenswürdige Wesen folgte der Gast dem Diener, und die dumpfhallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckige, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das alterthümliche Gardinenbette, so manche Gegenstände, die er sonst so aufmerksam betrachtet hätte, blieben dießmal ohne Eindruck auf seine Seele, die nur eifrig beschäftigt war, den Charakter und das Benehmen Anna's zu prüfen und zu mustern.

5.

Als der Gast am folgenden Morgen nach einer sorgfältigen Toilette hinab ging, um mit seinen Verwandten zu frühstücken, konnte er sich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht finden. Ein Diener, auf welchen er stieß, führte ihn dem Saal zu, und an den Gängen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erst, was ihm gestern nicht aufgefallen war, daß er im entlegensten Theile dieser Burg geschlafen habe. Auf sein Befragen gestand ihm der Diener, daß sein Gemach das einzige sey, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Thurm, wo Fräulein Anna wohne, sey nur noch das ungeheure Bedienstenzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer seyen entweder schon halb eingestürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der stolze Sinn des Oheims und die fröhliche Anmuth seiner Tochter standen in sonderbarem Widerspruch mit diesen öden Mauern und verfallenen Treppen, mit diesen sprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewisse reinliche Eleganz in seiner Umgebung selbst an den Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, seine Verwandten, die in so großer, augenscheinlicher Entbehrung lebten, für sehr unglücklich zu halten. Das romantische Interesse, das der erste Anblick dieser Burg für ihn gehabt hatte, verschwand vor dieser traurigen Wirklichkeit, und wenn er sich dachte, wie die Mauerrisse und Spalten, durch welche jezt nur die warme Morgensonne herein fiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang lassen mußten, war ihm Anna's Furcht vor dieser Jahrszeit wohl erklärlich.

„Und ein so zartes Wesen diesen rauhen Stürmen ausgesezt," sagte er zu sich, „ein so reicher und gebildeter Geist ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in diesen Mauern vom Schnee und Wetter gefangen gehalten, einsam bei dem ernsten, feierlichen, alten Mann! Und dieser ehrwürdige Alte, der einst bessere Tage gesehen, durch die Ungunst der Zeit in unverschuldete Dürftigkeit und Entbehrung versezt!" Von so gutmüthiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thüre des Saales halb und halb den Entschluß faßte, um die schöne Anna zu freien, sie in die Mark zu führen und wenn ihm das Leben in Schwaben besser gefallen sollte, mit ihr in die Residenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in Stand sezen zu lassen.

Der Alte empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß und derben Händedruck, und Anna erschien ihm heute noch freundlicher und zutraulicher, als gestern. Das Tagewerk der Knechte wurde in seiner Gegenwart angeordnet und mit Wonne sah er Anna eine Geschäftigkeit im Hauswesen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geschäfte sprachen die Bewohner des Schlosses. Der Alte wollte Vormittags mit seinem Verwalter rechnen, Anna den Gast unterhalten und einen Spaziergang mit ihm in's Thal hinab machen. Nach Tisch wollte sie bei einigen Damen in der Nachbarschaft Besuche abstatten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen gehörte, mustern und Albert sollte ihn begleiten. Der Abend sollte sie alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Aussicht war, einen ganzen Vormittag mit der schönen Cousine zu verleben, so erschreckte ihn doch ein so langer Spaziergang mit dem ernsten Onkel, der alle Augenblicke die sonderbarsten, vielseitigsten Kenntnisse verrieth, und in so hohem Alter noch ein Wortgedächtniß hatte, vor welchem jenem graute. „Wie wenn er dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was du gelernt hast!" sagte er zu sich. „Wie schnöde wird es dann an den Tag kommen, welche Lehrstühle und Säle in Berlin du nicht besucht, und wie schnell wird er ahnen, welche du besucht hast." Einiger Trost für ihn war seine geläufige Zunge und ein wenig Disputirkunst, das Einzige, was ihm von seinem Hofmeister übrig geblieben war. Doch wie einen zum Galgen Verdammten das Henkermahl noch erfreut, das ihm der Nachrichter zu- und anrichten muß, so richtete sich seine geängstigte Seele an der schönen Gegenwart auf. Und welcher Himmel ging ihm erst auf, als der Onkel, nachdem er schon Hut und Stock ergriffen hatte, sich noch einmal zu seinem Neffen wandte. „Noch Etwas!" sagte er zu ihm; „so lange Thierberg steht, ist es Sitte, daß die nächsten Verwandten gleicher Linie mit Du unter sich reden; ich denke, Du wirst mit Anna keine Ausnahme machen, weil Du hundert Meilen nördlicher geboren bist."

Anna lächelte und schien es ganz in der Ordnung zu finden, aber mit freudeglühenden Wangen sagte der junge Mann zu; dankbar blickte er dem alten Oheim nach, der ihm in diesem Augenblick wie ein Bote der Liebe erschien. Leider vergaß er dabei, daß dieses Du nicht das süße, heimliche Du der Liebe sey, und daß ein so nahes Verhältniß zwar der Freundschaft förderlich, für die entstehende Liebe aber ein Hinderniß seyn könnte.

„Und Du wolltest mir gestern Abend noch Instruktionen geben," sagte er, indem er sich in das Fenster zu dem Fräulein sezte. „Es ist mir angenehm, wenn Du mir recht viel vom Onkel sagst, ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wohl gestern Abend mein Mißgriff."

„Wie hast Du Dir ihn denn gedacht?" fragte Anna.

„Nun, ich sezte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zusammen, das nun freilich nicht paßt. Seit mein Vater Kammerjunker an eurem Hofe war und nachher die Mutter nach Preußen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahre seyn. Damals war wohl Onkel etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, und man nannte ihn noch immer den Junker, denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater beschreibt ihn nun gar komisch, wenn er auf ihn zu sprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachsen, unter der Aufsicht seines Herrn Papa und seiner Frau Mama. Die guten Großeltern könnte ich malen. Sie müßten in den geblümten und ausgenähten Fauteuils sitzen, aufrecht und anständig frisirt; die Großmama in einem blauseidenen Reifrock, der Großpapa in einem verschossenen Hofkleid. Sie sind die regierende Familie in ihrem Land, der Amtmann und der Pastor ihr Hofstaat. Der Erbprinz lernte hier nicht viel mehr, als sich anständig verbeugen, die Hand küssen, reiten und jagen, und die Prinzessinnen sollen ihn an Bildung weit übertroffen haben. Die zwei Jahre Garnisonsleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und so soll er immer zur größten Lust der Verwandten gedient haben, wenn er um die Zeit, da man alljährlich die Remonterpferde von Leipzig brachte, in die Residenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Onkel Wernau erzogen und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann Dein Vater im Herbst zu Besuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen sey, um die schönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Bereitern und in den Ställen umher, freute sich, mit seiner großen Pferdekenntniß glänzen zu können, und unterhielt Abends die glänzende Gesellschaft bei Wernau's durch sein sonderbares Wesen, das zwar nie linkisch oder unanständig, aber im höchsten Grad naiv, ungezwungen und komisch war. Mein Vater sagte oft: „er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener steifen Zeit, wo man den Hofton und die Reifröcke in jedem Winkel des Landes affektirte, sondern einer viel früheren. Er war das Muster eines schwäbischen Landjunkers."

Der junge Mann hielt inne in seiner Beschreibung, als er sah, daß seine Zuhörerin lächelte. „Du findest vielleicht diese Züge unwahr," sagte er, „weil sie auf heute nicht mehr passen, und doch versichere ich —"

„Mir fiel nur," erwiederte sie, „als Du dies das Bild eines schwäbischen Landjunkers nanntest, jenes Buch ein, das beinahe mit denselben Zügen einen Landjunker in — Pommern schildert. Du versetzst nun dieses Bild in mein Vaterland, in dieses Schloß sogar; sonderbar ist es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gutgemalten Bild eines Jünglings muß man sogar die Züge des Greisen wieder erkennen, doch hier —"

„Das wollte ich ja eben sagen; ich fand den Onkel so ganz und durchaus anders, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie er einst jener muntere, naive Junge habe seyn können."

„Ich spreche ungern mit Männern über Männer, ich meine, es passe nicht für Mädchen," nahm Anna das Wort; „über meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie gesprochen," setzte sie erröthend hinzu, „doch mit Dir will ich eine Ausnahme machen. Ich zwar kenne den Vater nicht anders, als wie er jetzt ist; es ist möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war, aber bedenke, Vetter Albert, durch welche Schule er ging! Alles, Alles, was ihm einst lieb und werth war, hat diese furchtbare Zeit niedergewühlt. Oder meinst Du, jene Verhältnisse, so sonderbar und unnatürlich sie vielleicht erscheinen, seyen ihm nicht theuer gewesen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterschaft im Saal waren und sich besprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greisen, die sich nun so schwer in diese neuen Gestaltungen finden!"

„Aber ging es ganz Europa besser? denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutschland," erwiederte der Gast.

„Ich weiß, was Du sagen willst," fuhr sie eifrig fort; „man soll über dem Unglück und der Umwühlung eines Welttheils so kleine Schmerzen vergessen; aber wahrlich, so weit

sind wir Menschen noch nicht. Auf diesen Standpunkt erhebe sich wer kann, und ich meine, er wird auch in seiner Großherzigkeit wenig Trost, weder für sich noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdieß noch behaupten, daß unter Allen, die überall gelitten haben, vielleicht gerade diese Ritterschaft nicht am wenigsten litt. Andere Wunden, die man nur dem Vermögen schlägt, heilen mit der Zeit, doch wo, nicht durch Revolution, sondern im Namen gesezlicher Gewalt, so alte, lang gewöhnte Bande zersprengt, und Formen, die auf ewig gegründet schienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin das andere dorthin gerissen, — werden die theuersten Interessen in innerster Seele verwundet. Wenn so die alten Hauptleute und Räthe der Ritterschaft, einige Komthure und deutsche Ritter um die Tafel sitzen, so glaubt man oft Gespenster, Schatten aus einer andern Welt zu sehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dieß alles, was sie einst erfreute, so lange vor ihnen zu Grabe ging, und diese Titel von der jungen Welt nicht mehr verstanden werden, so kann man mit ihnen recht traurig werden."

„Es ist wahr," bemerkte der Gast, „und man muß gerecht seyn; sie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alten Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im ersten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und Alles auflöste; und wie schwer ist es, alten Gewohnheiten zu entsagen, alte Vorurtheile abzulegen!"

„Um so schwerer," setzte Anna hinzu, „wenn man ein Recht und gesetzliche Ansprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande sanft gelöst, man würde sich nach und nach gewöhnt haben; so aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Ansehen und Würden gingen zugleich verloren und Mancher wurde geflissentlich gekränkt. So wurde der Unmuth über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft erzählt, wie sie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden gerissen, das Vieh geschätzt, Pferde weggeführt, die Braupfannen versiegelt und für Staatseigenthum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater außer sich gebracht durch höhnische Behandlung der neuen Beamten, und um das Unglück vollkommen zu machen, legten sie fünf und siebenzig Franzosen in dieses Schloß, die nicht plündern, aber ungestraft stehlen durften, und wenn sie weiter zogen, nur eben so viel neuen Gästen Platz machten."

„Wahrhaftig!" rief Albert, „ein solches Schicksal hätte wohl auch den fröhlichsten Junker ernst machen müssen!"

„Wie es ging, weiß ich nicht; nur so viel nahm ich mir aus Gesprächen ab, daß er seit jener Zeit ganz verändert sey. Er hielt sich meistens zu Hause, las viel und studirte Manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rath geben. Doch um auf die Instruktionen zu kommen, die ich Dir ertheilen wollte, so kannst Du sie aus dem, was ich Dir erzählte, selbst abnehmen. Berühre nie die früheren politischen Verhältnisse, wenn Du ihn nicht wehmüthig machen willst, sprich nie von dem Kaiser —"

„Von welchem Kaiser?" unterbrach sie der Vetter.

„Nun von Napoleon, wollte ich sagen; er sieht ihn als den Urheber aller seiner Leiden an, und wenn etwa der General in diesen Tagen kommen sollte, laß Dich in keinen politischen Diskurs ein; sie sind schon so heftig an einander gerathen."

„Wer ist denn der General?" fragte Albert, „hat nicht Dein Vater mich gestern aufgefordert, mit ihm über die neuere Kriegszucht zu sprechen?"

„Der General Willi ist unser Nachbar," erwiederte Anna, „und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Neckar abwärts. Er gehört so sehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm seine Art zu denken eben so wenig verargen, als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine sehr schnelle Carriere, und der Kaiser selbst soll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unsern Dienst zu verlassen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog sich nachher gänzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, ist ein sehr vermöglicher Mann und lebt im Stillen seinen Erinnerungen. Du kannst Dir denken, daß ein Mann, der in solchen Verhältnissen seine schönsten Jahre lebte, wohl auch noch heute von der Sache, für welche er einst focht, eingenommen ist; er ist, was man so nennt, ein eigensinniger Napoleonist, und hat wenigstens so gut als irgend einer Grund dazu."

„Wenn er ein Franzose wäre," entgegnete Albert, „dann möchte es ihm hingehen. Aber für einen Deutschen schickt es sich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er focht, sondern ein Phantom."

„Streiten wir nicht darüber," fiel ihm Anna in's Wort. „Ich bin überzeugt, wenn Du diesen liebenswürdigen, edlen Mann kennen lernst, wirst Du ihm seinen Enthusiasmus vergeben."

„Wie alt ist er denn?" fragte jener befangen.

„Ein guter Fünfziger," erwiederte Anna lächelnd. „Mir aber scheint er, wie gesagt, für seine Gesinnungen ein so gutes Recht zu haben als der Vater. Wurde ja doch auch, was ihm groß und erhaben deuchte, zerstört und verhöhnt, und Du weißt, daß dieß nicht der Weg ist, die Menschen mit dem Neueren auszusöhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich sie in ihren Meinungen so schroff einander gegenüber stehen. Oft kömmt es unter ihnen zu so heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältnisse voraussehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie so weit kommen, aber leider hat auch der General vor einigen Jahren seine Frau verloren. Sie war eine treffliche Frau, und meine Mutter schätzte sie sehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß sie eine Bürgerliche war, und seine Schwester, die jezt eben bei ihm ist, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren."

Der alte Thierberg, der in diesem Augenblick von seinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieses Gespräch, das der junge Mann noch lange hätte fortsetzen mögen; denn Base Anna erschien ihm, wenn sie lebhaft sprach, wenn ihre Augen während ihrer Rede immer heller glänzten, und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abspiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren schien, nicht mit Unrecht einen günstigen Schluß für sich ziehen zu dürfen.

## 6.

Von allen seinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung, oder wie man es dort nannte, die Präsentation des Schulmeisters übrig geblieben, und er verwünschte auch diesen letzten Rest ehemaliger Größe und Gewalt, als er Nachmittags zwei Schulamtskandidaten mit dem Thierberger Prediger in's Schloß treten sah. Er hieß seinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und versprach bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langsam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerst geführt hatte. Oft stand er stille und sah zurück auf diese alterthümliche Burg, und gerne verweilte sein Auge auf jenem Thurm, in dessen Zimmerchen Anna wohnte. Wie liebte er dieses klare, ruhige, natürliche Wesen, gepaart mit so viel Anstand und mit so feiner Bildung! Er konnte sich auf nichts Aehnliches besinnen. Oft wollten zwar in seiner Erinnerung die Damen der Mark diesem Schwabenkind den Vorrang streitig machen. Es dünkte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen gesehen, gewandter, zierlicher sprechen gehört, er rief sich jede einzelne Schönheit, die ihn sonst bezauberte, zurück, aber er bekannte, daß es gerade diese Unbefangenheit, diese Ruhe sey, was ihm so überraschend, so neu, so liebenswürdig erschien. „Sie ist zu verständig, zu ruhig, zu klar, um jemals recht lieben zu können," fuhr er in seinen Gedanken fort, „aber schätzen wird sie mich, sie wird Interesse an mir finden. Und gerade diese Klarheit, diese Art, über das Leben zu denken, muß ihr andere, bessere Verhältnisse längst wünschenswerth gemacht haben. Bequeme, elegante Wohnung, eine geschmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgesuchte Bibliothek, das sind die Dinge, welche in einem solchen kalten Herzen die Liebe ersetzen; so unbefangen sie ist, so weiß sie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu spielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Rantow allerliebst stehen!"

Der junge Mann war unter diesen Träumen einer schönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Theil des reizenden Neckarthales überschauen konnte. Vorwärts zu seiner Linken gewahrte er eine Waldspitze, die weit vorsprang und ihm die Aussicht auf den andern Theil des Thales verdeckte. Er verglich sie mit der Lage des Schlosses und fand, es müsse dieselbe Bergspitze seyn, von welcher gestern jene süßen Flötenklänge herüber tönten. Von dort aus, hatte ihm Anna gesagt, könne man einen weiten, freien Blick über das ganze Thal genießen, und rasch beschloß er, nicht erst den Oheim abzuwarten, sondern im Genuß einer herrlichen Aussicht auf jener Waldecke seinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte sich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, so trat er auf diesen reizenden Platz heraus. Das Thal schwenkte sich in einem schönen Bogen an Thierberg vorüber um diese Bergecke. Rechts und bei weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldschlucht von dieser Stelle getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich in die Fenster von Thierberg sehen, und der junge Mann ergötzte sich eine Zeitlang an den Zügen des Pastors und seines

Oheims, die in eifrigem Gespräch an der Fensterbrüstung standen. Auch Anna's Thurmfenster war geöffnet, aber statt ihrer holden Züge sah man nur einen kleinen Orangenbaum, den sie an die Sonne gestellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleineren Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinseln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in dessen Fenstern sich die Mittagssonne spiegelte. Es war in gefälligem, italienischem Styl aufgebaut, die Säulen und der Balkon, schlank und zierlich, machten einen sonderbaren Kontrast mit den dunkeln schweren Mauern des Thierbergs zu seiner Rechten, und wie diese Burg auf der Nordseite des Gebirges auf einem steilen Waldberg hing, so ruhte jenes schöne Lustschloß auf der Südseite gegenüber einem sanften Rebhügel, dessen reinlich und nett angelegten Geländer und Spaliere sich bis an den Fluß herabzogen. Albert war in diesen reizenden Anblick versunken und dachte nach über diesen Gegensatz, welchen die beiden Schlösser, wie Bilder der alten und neuen Zeit, hervorbrachten, als feste Männertritte hinter ihm durch das Gebüsch rauschten und ihn aus seinen Betrachtungen weckten. Er wandte sich um, und war vielleicht nicht weniger erstaunt, als der Mann, der jetzt durch die letzten Büsche brach und vor ihm stand. — Es war sein Gefährte vom Eilwagen. Er hatte eine Jagdtasche übergeworfen, trug eine Büchse unter dem Arm, und zwei große Windhunde stürzten hinter ihm aus dem Gebüsch.

„Wie! ist es möglich!" rief der Jäger, und blieb verwunderungsvoll stehen; „ich hätte mir noch eher einfallen lassen, hier auf einen Adler, denn auf Sie zu stoßen!"

„Sie sehen, ich benütze Ihren Rath," erwiederte der junge Mann, „ich durchspühre jeden Winkel Ihres Landes nach schönen Aussichten —"

„Aber wie kommen Sie hieher?" fuhr jener fort, indem er ihn aufmerksamer betrachtete, „und Sie sind auch nicht auf der Reise, wie ich sehe; haben Sie sich in der Nähe eingemiethet?"

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. „Dort — und gestehen Sie," sagte er, „ich hätte keinen schönern Punkt wählen können."

„In Thierberg?" rief der Jäger mit steigendem Erstaunen, indem er auf einen Augenblick leicht erröthete; „wie ist es möglich, in Thierberg? oder sind vielleicht gar Thierbergs die Verwandten, die —"

„Die ich in der Stadt besuchen wollte und hier auf ihrem Landsitz traf. Ich segne übrigens diesen Geschmack meines Oheims," setzte Albert mit einer Verbeugung hinzu, da er mich auf's Neue in die Nähe meines angenehmen Reisegesellschafters führte."

„So wären Sie vielleicht ein Rantow aus Preußen?" fragte der Jäger auf's Neue.

„Allerdings," antwortete der Gefragte, „aber wie folgern Sie dieß? sind Sie vielleicht mit meinem Oheim bekannt?"

„Ich besuche ihn zuweilen," sagte jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß, „ich bin gerne dort; doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntschaft noch früher zu machen; ich reiste vor einem Jahr in Ihre Heimath, und auf den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Brief an Ihre Eltern versehen, mit einem Brief von Ihrem Oheim selbst. — Aber habe ich zu viel gesagt, wenn ich von den Reizen unseres Neckarthales sprach? Finden Sie nicht Alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünschen kann?"

„Ich dachte schon vorhin darüber nach," versetzte Rantow, „wie verschieden ist der Charakter dieser beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieser dunkle Wald, mit Schluchten und Felsenrissen, durch welche sich Bäche herabgießen, die alte Burg, halb Ruine, auf diese jäh abbrechende Wand hinausgerückt. Jenseits die sanften, wellenförmigen Rebhügel, mit bläulichrother Erde und dem sanften Grün des Weinstocks. Und diese Kontraste durch das lieblichste Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin bald dorthin zu den Bergen sich wendet! Wahrhaftig, es müßte nichts Angenehmeres seyn, als auf einer dieser grünen Halbinseln ein einsames Idyllenleben zu führen!"

„Ja," entgegnete der Jäger lächelnd, „wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahre austräte, und Damon, die Hütte und — seine Daphne zu entführen drohte! Aber waren Sie schon unten im Thal?"

„Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gerne begleiten."

Der Jäger lockte seine Hunde und schlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Rantow, der hinter ihm ging, bewunderte den schlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einigemal versucht zu fragen, wer er sey, wo er wohne; aber es lag etwas so Bestimmtes, Ueberwiegendes in seinem ganzen Wesen, daß er diese Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verschob. Im Thal wandte sich der Jäger stromabwärts; Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich; Manche blieben wohl auch stehen und schauten ihm nach. Oft stand er stille und machte den Fremden auf jeden schönen Punkt aufmerksam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Festen.

Der Weg bog jetzt um den Berg, und plötzlich standen sie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von der Höhe herab gesehen hatte. „Welch' herrliches Gebäude!" rief er, „wie malerisch liegt es in diesen Weinbergen! Wem gehört dieses Schloß?"

„Meinem Vater," erwiederte der Jäger freundlich. „Ich denke, Sie gehen mit mir über und versuchen den Wein, der auf diesen Hügeln wächst."

Gerne folgte der junge Mann dieser einfachen Einladung; sie gingen an's Ufer, wo der Jäger einen Kahn losband; er ließ seinen Gast einsteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies bestreuten Wegen, durch hohe Spaliere von Wein gingen sie dem Schloß zu, dessen einfach schöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem schattigen Portal, das vier Säulen bildeten, saß ein Mann, der aufmerksam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, stand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und hager, und etwa zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt. Ein schwarzes, blinzendes Auge, eine kühn gebogene Nase, die dunkelbraune Gesichtsfarbe und eine hohe, gebietende Stirne, wie seine ganze Haltung, gaben ihm etwas Auffallendes, Ueberraschendes. Er trug einen einfachen militärischen Ueberrock, ein rothes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgestellt wurde, wußte der junge Rantow aus diesem Allem, daß es der General Willi sey, vor welchem er stand. Ihn selbst stellte der junge Willi als Vetter der Thierbergs und als seinen Reisegefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: „Mein Sohn hat mir von Ihnen gesagt; Ihre Mutter kenne ich wohl, habe sie früher in der Residenz gesehen. Als wir nach Schlesien marschirten, wurde ich nach Berlin geschickt; ich blieb vier Wochen bei der Feldpost dort, und ritt während dieser Zeit mehrere Mal nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu besuchen."

„Wahrhaftig!" rief der junge Mann; „ich erinnere mich, mehrere französische und deutsche Offiziere damals in unserem Haus gesehen zu haben; es müßte mich Alles täuschen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und schwarz, und einen großen grünen Busch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Rappen."

„Ach ja, die alte Leda!" sagte der General; „sie hat treu ausgehalten bis an die Beresina; dort liegt sie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Thier, und in der Garde nannte man sie le diable noir. — Grüne Büsche sagen Sie? — richtig, ich diente damals unter den schwarzen Jägern von Würtemberg. Ein braves Corps, bei Gott! Wie haben sich diese Leute bei Linz geschlagen!"

„War es damals," bemerkte Rantow, „als Marschall Vandamme, den Gott verdamme, äußerte: ces bougres là se battent comme nous?"

„Sie haben da eine sonderbare Uebersetzung des Namens Vandamme, doch — ach! Sie sind ein Preuße, gut! ich gebe zu, der General Vandamme war verhaßt, besonders in der süddeutschen Armee; er wußte es auch recht gut; seine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können."

Sie waren unter diesen Worten bis unter das Portal des Hauses getreten; ein Buch lag dort aufgeschlagen, der junge Willi sah es lächelnd an und sagte: „Zum sechsten Mal, mein Vater?"

„Zum sechsten Mal," erwiederte jener, indem auch durch seine ernsten Züge ein leichtes Lächeln ging. „Sie sehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß sie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewisse Bücher oft lese; und doch ist es ein guter Grundsatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu lesen."

„Sie haben Recht," erwiederte Rantow, „und darf ich wissen, welches Buch Sie zum sechsten Mal lesen?" Der General bot es ihm schweigend.

„Ah! die schöne Fabel von 1812," rief Albert, „der Feldzug des Grafen Segur! Nun, ein Gedicht wie dieses darf man immer wieder lesen, besonders wenn man wie Sie den Gegenstand kennen gelernt hat."

„Sie nennen es Gedicht?“ fragte der General. „Da Sie nicht aus Erfahrung sprechen können, ist wohl General Gourgand Ihr Gewährsmann. Aber ich kann Sie versichern, in diesem Buch ist so furchtbare Wahrheit, so traurige Gewißheit, daß man das Wenige, was Dichtung ist, darüber vergessen kann. Die Figuren in diesem Gemälde leben, man sieht ihren schwankenden Marsch über die Eisfelder, man sieht brave Kameraden im Schnee verscheiden, man sieht ein Riesenwerk, jene große, kampfgeübte Armee, durch die Ungunst des Schicksals in viele Tausend traurige Trümmer zerschlagen. Aber ich liebe es, unter diesen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinschwankenden Männer mich anzuschließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt.“

„Ich bewundere nur Deine Geduld, Vater,“ erwiederte der Sohn; „Du kannst diese französischen Tiraden, die, wenn man sie in nüchternes Deutsch auflöst, beinahe lächerlich erscheinen, lesen und immer wieder lesen! Ich erinnere mich aus diesem berühmten Buch einer solchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl besticht, nachher, mich wenigstens, lächeln machte. Die Armee hat sich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Russen sind auf den Fersen. Eine Zeitlang imponirt ihnen noch die Nachhut des Heeres, aber bald löset sich auch diese auf, und die Ersten der Russen, indem sie einen Hohlweg heraufdringen, mischen sich schon mit den Letzten der Franzosen. Segur schließt seine Periode mit den Worten: „Ach! es gibt keine französische Armee mehr!“ — „Doch es gibt noch eine,“ fährt er fort; „Ney lebt noch; er reißt dem Nächsten das Gewehr aus der Hand, u. s. w.“ Kurz, der edle Marschall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüsse auf den Feind und repräsentirt gleichsam in sich selbst die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland in's Feld führte. Ist dieß nicht mehr als dichterisch, ist dieß nicht lächerlich überstiegen?“

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und so grausam unser Schicksal, so gedrängt unser Rückzug war, so ließ er uns doch einige Augenblicke frei, diesem Krieger und seiner wahrhaft antiken Größe unsere Bewunderung zu zollen. Wenn Du bedenkst, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapferen jenes Defilé eine Zeitlang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinen allerdings in diesem Augenblick noch die einzigen wirklichen Combattanten waren, die den Russen die Spitze boten, so wird Dich jener Ausdruck weniger befremden; ich wenigstens danke es Segur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkstein setzte.“

„Also ist jene Scene wahr?“ fragte Rantow.

„Gewiß! und eine schöne, großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Russen schlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm sogar aus diesem Rückzug sproßte, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergessen ließ. Er war, wie Hannibal, der Letzte beim Rückzug.“

„Was sagen Sie aber über jenen, welcher der Erste in der Armee und der Erste beim Rückzug war?“ bemerkte Rantow. „Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit seinen Garden vertheidigt —“

„Und zwanzig Jahre später vielleicht auch,“ fiel ihm der General in's Wort, und wäre vielleicht als Greis eines schönen Todes mit seinen Garden gestorben. Anno 13, werden Sie aber wohl wissen, war er Kaiser eines Landes, von welchem er, ohne Nachricht, ohne Hülfe, auf so viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unser Unglück entschieden war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Aehnliches, wie den Abfall Ihres York, geahnt hat! Mußte er nicht in Frankreich frische Mannschaft holen?“

„Warum zog er gegen Asien zu Feld, der neue Alexander,“ sagte Rantow spöttisch lächelnd, „wenn er ahnte, daß das Preußenvolk in seinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesstreich zu geben? War dieß die gerühmte Klugheit des ersten Mannes des Jahrhunderts?“

„Glauben Sie, junger Mann,“ erwiederte der General, „der Kaiser war erhaben über einen solchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre sey, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte auch, daß Preußen zu klug sey, um à la Don Quixote die große Armee allein anzugreifen.“

„Preußen war ihm nichts schuldig,“ rief der junge Mann erröthend; „man weiß, wie Buonaparte selbst seine Friedensbündnisse gehalten hat; man war nicht schuldig, zu warten, bis es dem großen Mann gefällig sey, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Gefesselte hat das Recht, in jedem günstigen Augenblicke seine Fesseln zu zerreißen, und sollte er auch den damit zertrümmern müssen, der sie ihm anlegte.“

„Nun, Vater,“ setzte der junge Willi hinzu, „das ist es ja, was ich schon lange sagte, wenn ich den Aufstand des ganzen Deutschlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzosen das Recht, uns in Ketten und Bande zu schlagen? Unsere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwert zu entwinden und die Spitze gegen sie selbst zu wenden? Ihre Thorheit und unsere Macht.“

„Ich gebe zu,“ antwortete der General mit Ruhe, „daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern, also spricht und sprechen darf. Niemals aber darf der Soldat diese Sprache führen, um eine schlechte That zu beschönigen. Es gibt manche glänzende Verräthereien in der Geschichte; die Zeiten, wo sie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart so sehr beschäftigt, daß man die Verräther gepriesen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenstände in hellerem Lichte sieht, hat immer gerecht gerichtet und manchen glänzenden Namen in's schwarze Register geschrieben. Auch die Sache des Kaisers wird die Nachwelt führen. So viel ist aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten gibt, einer, der seine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird.“

„Ich gebe dieß zu,“ erwiederte Rantow, „nur sehe ich nicht ein, wie dies den übereilten Zug nach Rußland entschuldigen könnte.“

„Meinen Sie denn, der Zustand Preußens sey uns so unbekannt geblieben?“ fragte der General; „man wußte so ziemlich, wie es dort aussah. Ich war von Mainz bis Smolensk im Gefolge des Kaisers und namentlich in deutschen Provinzen oft an seiner Seite, weil ich die Gegenden kannte, und manchmal in seinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den preußischen Stammprovinzen fiel ihm und uns Allen die Haltung und das Ansehen der jungen Leute auf. Das ganze Land schien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Haare waren ihnen militärisch verschnitten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; sie standen selten wie faule, müßige Gaffer da, wenn der Kaiser und sein Gefolge vorüberzog. Nein, sie machten Front, wenn sie ihn sahen, die Füße standen eingewurzelt, der linke Arm straff angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung und die rechte Hand machte ihren Soldatengruß. Es waren dies keine Bauerburschen mehr, sondern Soldaten, und der Kaiser wußte wenigstens, daß nicht die ganze preußische Armee mit ihm ziehe.“

„Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in seinem Rücken,“ bemerkte Rantow.

„Ein gefährlicher Feind, Herr von Rantow, ist etwa eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das preußische Heer hatte sich mit der großen Armee vereinigt, und sobald dies geschehen war, stand sie unter dem Oberbefehl des ersten Kriegers dieser Armee; in dieser Eigenschaft hatten wir weder von ihnen noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Untergebenen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräsentanten dieser Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus diesem natürlichen Gesichtspunkt betrachten wollen, so werden Sie am Betragen des Kaisers bei Beginn dieses unglücklichen Feldzuges nichts Uebereiltes oder Unkluges finden.“

„Das preußische Heer, das gezwungen mit ausrückte,“ erwiederte der junge Mann, „gehörte nicht diesem Kaiser der Franzosen, sondern seinem rechtmäßigen König, und in demselben Augenblick, als dieser sie ihrer Pflichten gegen jenen ersten Krieger entband —“

„Konnten sie gegen uns selbst die Waffen richten,“ fiel der General ein; „da haben Sie vollkommen Recht; sie konnten ihre Quarrés bilden, uns den Gehorsam weigern, und, im Fall des Zwanges, Feuer auf unsere Colonnen geben, sie konnten sich im Angesicht der Armee mit den Russen vereinigen, sie durften dies Alles thun —“

„Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte. —“

„Nein, Herr! das war es nicht,“ fuhr jener eifrig fort. „Nur erst, verstehen Sie wohl, nur dann erst, wann ihr König sie ihres Eides entband, konnten sie den Gehorsam verweigern, sie mußten es sogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen. So lange dies nicht der Fall war, handelten sie, wenn sie feindlich auftraten, als Verräther an ihrer Ehre und sogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Befehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichsam für ihr Betragen.“

„Nun, wenn ich auch dies von den Befehlshabern zugebe,“ erwiederte Rantow, „so hat wenigstens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan.“

„In diesem Fall nimmermehr!“ rief der General; „wenn der Chef keinen Befehl seines Herrn vorweisen kann, um seine Schritte zu entschuldigen, und dennoch seine Schuldigkeit nicht thut, oder sogar zum Verräther wird, und zum Verräther, nicht für sich allein, sondern mit einem ganzen Corps, so hat jeder Offizier, jeder Soldat hat das Recht, ihn vor der Front vom Pferd zu schießen!“

„Ey, Vater! —“ rief der junge Will.

„Mein Gott, dies denn doch nicht,“ rief zugleich der Fremde; „einen Général en chef vom Pferde zu schießen!“

„Und wenn man es unterlassen hat,“ fuhr jener mit blitzenden Augen fort, „so hat man seine Pflicht versäumt. Aber ich kenne noch recht wohl jene schändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menschen lenkten; Wölfe und Tiger waren sie geworden, die menschliche Natur hatte man ausgezogen, Treue, Ehre, Glauben, Alles verloren, und für Heroismus galt damals, was sonst für eine Schandthat gegolten hätte!“

„Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was sich damals offenbarte, werden Sie doch nicht läugnen können,“ sprach der Märker; „der allgemeine Enthusiasmus, womit das ganze Volk aufstand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!“

„Das ganze Volk? — aufstand?“ rief der General bitter lachend, „da müßte Deutschland erst auferstehen, ehe die Deutschen aufstünden. Es war bei Manchem ein schöner, aber unkluger Eifer, bei Einigen Haß, bei Vielen Uebermuth, bei den Meisten war es Sache der Mode; und Sie vergessen, daß Oestreich, Bayern, Würtemberg, daß Schwaben und Franken nicht, was Sie sagen, aufstanden, und denn doch auch zu Deutschland gehörten. Und Ihre Enthusiasten selbst! vor diesen wären wir gewiß nie aus Sachsen gewichen!“

„Wenn es ihnen auch an jenen gerühmten Eigenschaften eines alten, gedienten Soldaten gebrach, wahrhaftig, ihr Wille war schön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung ersetzte Vieles —“

„Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war schon auf französischem Boden, einmal ein solches Individuum gefangen. Es war ein junger, schön geputzter Mann. Der Kaiser hatte von diesen Volontärs sprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komisch beschrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieser den Kaiser erblickte, gerieth er in augenscheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er selbst Soldat geworden sey und gegen den größten Krieger zu Feld ziehe, sondern er nahm seinen Tschako am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher, bürgerlicher Weise vom Kopf, daß der schöne Federbusch elendiglich in den Koth hing, und kratzte mit dem Fuß hinten aus. Der Kaiser ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutschen Freiwilligen diene? Jener aber verbeugte sich noch einmal und sagte: „Ich bin vom Frankfurter Corps der Rache.“ Der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er sich noch einmal um. Der Sohn der Rache stand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzosen, und jetzt erst schien er aus einem Traum zu erwachen, er mochte sich auf die schöne Zeile zurückwünschen. Der arme Teufel sah aus, als wäre er ein Volontaire malgré lui, als hätte er nur seinem Schatz zu Gefallen sich in dem Corps der Rache einschreiben lassen. Und dieser Rächer kehrte nicht mehr hinter den Ladentisch seines Vaters heim. Ich sah ihn sechs Tage nachher, ohne Beine, sterbend wieder, seine eigenen Landsleute hatten ihn in unsern Reihen getödtet. Und von solchen Menschen verlangen Sie Einheit, Aufopferung?“

Der Preuße hatte dem General unmuthig zugehört; es kam ihm vor, als liege in den Zügen dieses Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas Ungeheures, Welthistorisches, Großartiges zu betrachten gewöhnt gewesen war. Der junge Will sah diese unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Rantows Brust zu kämpfen schienen. Er nahm daher schnell das Wort und sagte: „Du warst damals auf feindlicher Partei, lieber Vater, Du sahst Alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht eure jungen Conscribirten sich auf ähnliche Weise benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer, und jedem unbefangenen Auge noch jetzt sichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geist unter dem Volke, hauptsächlich im Norden wehte; die Mittelstände vorzüglich haben gezeigt, daß sie einer bewunderungswürdigen Kraftäußerung fähig seyen, und darauf, so schlecht auch die Zeiten sind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen.“

Rantow sah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er sich diesen Satz nicht zu erklären; doch erfreut, seine eigenen Gesinnungen wiederholt zu hören, wandte er sich wieder an den General. „Er hat Recht,“ sagte er, „auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieser Aufopferung nicht so genau kennen lernen. Aber die großen Worte unserer Redner, die feurigen, aufrufenden Lieder unserer Sänger, die begeisternde Aufopferung unserer Frauen, sie gaben, verbunden mit dem Muth, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hingebung unserer Jünglinge und Männer, Scenen, die eben so erhaben als unvergeßlich sind.“

„Und wofür denn dieses Alles?“ fragte der alte Soldat, „wozu so große Aufopferungen, was hat man damit erreicht und errungen? ließ sich dies Alles nicht voraussehen?“

„Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das ist einmal das Schicksal alles menschlichen Lebens und Treibens, daß man kämpft, sich hingibt, aufopfert, um am Ende Nichts, oder Wenig zu erreichen. Zwanzig Jahre haben Sie jenem Mann geweiht, jenem Eigensüchtigen, der nur sich und immer nur sich bedachte! Jetzt liegt er auf einem öden Felsen, seine Genossen sind zerstreut aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?“

„Ein Endchen rothes Band und die Erinnerung,“ antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf seine Brust herabsah. Es lag etwas so Ergreifendes, Erhabenes in dem Wesen des Mannes, als er diese Worte sprach, daß Rantow, erröthend, als hätte er eine Thorheit gesagt, seine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn ansah. Doch dieser schien nicht auf das Gespräch zu merken, er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüsch am Fluß, von welchem man eben das Plätschern eines Ruders vernahm: jetzt theilten sich die Zweige der Weiden, und ein schöner Mädchenkopf bog sich lächelnd daraus hervor.

---

# Johann Christoph Friedrich Haug

ward den 19. März 1761 zu Niederstotzingen im Würtembergischen geboren und von seinem Vater, dem nachmaligen Pfarrer in Magstatt, so wie auf den Gymnasien zu Ludwigsburg und Stuttgart wissenschaftlich gebildet. Um die Rechte zu studiren kam er dann auf die hohe Karlsschule zu Stuttgart, wo er mit Schiller und Andern in freundschaftliche Verbindung trat und durch Lesen von Epigrammen sein eigenes epigrammatisches Talent ausbildete. 13 Preismedaillen, die er in den dort stattfindenden Prüfungen als Auszeichnung seines Genies gewann, erwarben ihm den academischen Orden und die Gunst des Herzogs, in Folge deren er 1783 zum Sekretär im geheimen Kabinet, 1791 zum Kaiserlichen Hof- und Pfalzgraf, 1794 zum Geheimsekretär und 1817 zum Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart ernannt wurde. Er starb daselbst am 30. Januar 1829.

Wir haben von ihm:

Taschenbuch für Geist und Herz aufs Jahr 1801. Ludwigsburg 1800 in 16.

Epigrammen und vermischte Gedichte. Berlin 1805. 2 Bde. in 8.

Epigrammatische Spiele. Zürich 1807 in 8.

Epigrammatische Anthologie. Zürich 1807—1809, 10 Bdchen in 12. mit C. F. Weißer.

Poetischer Lustwald. Tübingen 1819, gr. 8. mit 1 Kupfer.

Panorama des Scherzes. Brünn 1820, 2 Bdchen. in 12.

Bachus, Antimomus, Jocus und Sphynx. Ulm. 1823 in 8.

200 Fabeln für die gebildete Jugend. Ulm 1823 in 8. 2. Aufl. Brünn 1823 in 16.

Spiele der Laune und des Witzes. Tübingen 1826 in 8.

Gedichte. Leipzig 1827, 2 Bde. in gr. 8.

Fabeln für Jung und Alt. Heidelberg 1828 in 16. mit 1 Titelkpf.

Unter dem Namen Friedrich Hophthalmos.

Sinngedichte. Tübingen 1791 in 8.

200 Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase, in erbauliche hochdeutsche Reime gebracht. Stuttgart 1804. 2. Aufl. Brünn 1822 in 16.

Huldigung des würdigsten und schönen Geschlechts. Stuttgart 1817 in 12.

Magische Laterne. Brünn 1820 in 12.

Neujahrsbüchlein für das Arbeitskästchen holder Frauen und Jungfrauen. Brünn 1820 in 12. m. Kupf.
Auserlesene Sammlung der besten deutschen Gesellschaftslieder. Neue sehr verm. Aufl. Heidelberg 1828, m. Titelkupf. Auch unter dem Titel; Allgemeines Heidelberger Commersbuch. 2. Aufl.
100 Epigramme für Aerzte die keine sind. Zürich 1820 in 8.
Charaden und Logogryphen. Eine Centurie. Stuttgart o. J. 12.
Taschenbuch, dem Bachus und Jocus geweiht. Stuttgart in 12. o. J.

Auch hatte er Theil an den von Grillparzer u. s. w. herausgegebenen dramatischen Miscellen (Wien 1830 in 12.).

Haug ist mit Recht als der talentvollste und fruchtbarste unter den neueren deutschen Epigrammendichtern zu betrachten; er war unerschöpflich an witzigen und komischen aber stets harmlosen Einfällen, die Niemanden verletzten, sondern Jedem durch die glückliche und geschickte Verbindung von Inhalt und Form Vergnügen machten. Auch im Liede, besonders in der Nachahmung des alten deutschen Minnegesanges hat er sich mit Erfolg versucht.

---

### An Wahl.

In Marmor Dich zu hau'n, vermag der Künstler nicht:
Es fehlt an Stein, an Raum, an Zeit, am Gleichgewicht.

---

### Warnung.

Lasst euch nicht fahen, ihr Ratten und Mäuse:
Weil er barbarisch das Leben euch kürzt,
Und, wie Verbrecher, nach römischer Weise,
Euch von dem Wahlischen Nasengehäuse,
Dem zweiten tarpejischen Felsen, stürzt.

---

### Rüge.

Er trägt — wie frech und sittenlos!
Den größten Theil des Körpers blos.

---

### Nothhülfe.

Wenn Feinde Dich um Arm' und Beine brächten,
Du könntest noch mit Deiner Nase fechten!

---

### Notiz.

Hör' Einen seiner klügsten Streiche,
Du, schönste neue Welt!
Herr Wahl errichtet eine Bleiche
Auf seinem Nasenfeld.

---

### Mondsteine.

Kund sey den Physikern und Antiquaren allen,
Daß, wenn vom Monde Lavasteine fallen,
Herr Wahl mit seinem Nasenspies
Muthwillig sie herunterstieß.

---

### An Wahl.

Die Ewigkeit — Ohne Periphrase —
Dau'rt etwas länger, als Deine Nase.

---

### Optischer Betrug.

Als Du jüngsthin schlummertest im Grase,
Ragte himmelan die Wundernase,
Und die Dorfbewohner weit umher
Zählten staunend einen Kirchthurm mehr.

---

### Wahls Aerger.

Ich ärg're mich und rase —
Mich hindert meine Nase,
Die Wälder zu beschau'n,
Ja, nur darin zu gehen,
Es wären denn Alleen
Gerade durchgehau'n.

---

### Anecdote.

Ich sah heraus
Aus meinem Haus!
Ein Schiffer spähte,
Was oben sey,
Und rief: Ei ei?
Zwei umgedrehte
Kanonenböte!

---

### Bitte.

Verbirg vor jedem schwanger'n Weibe
O Freund! aus Menschenliebe Dich!
Denn wie Dein Zöpfchen sich zum Leibe,
Verhält Dein Leib zur Nase sich.

---

### Rath.

Willst Du, wie die Braminen pflegen,
Auf Deine Nasenspitze seh'n,
So kann es, der Entfernung wegen,
Nur durch ein Teleskop gescheh'n.

---

### Kostspieliger Plan.

Laß, willst Du den festlichen Tag im Jahr,
Der Dein holdes und liebes Weibchen gebar,
Groß und verschwenderisch celebriren,
Dein Nasen-Münster illuminiren!

---

### Glosse.

Wenn Luft für Wasser gilt, ist nach dem äußern Scheine
Die Nase Wahls der größten Inseln Eine.

---

### List.

Dir hat zum Glücke jüngst ein Dieb,
Der schlau sein Gaunerwesen trieb,
Die Dose vor der Nase weggenommen.
Der Vorsprung war zu groß. Er mußt' entkommen.

---

### Rath.

Freund! Deine Nas' ist halb im Ausland. Sey kein Thor!
Behalt ihr den Regreß in patriam bevor!

---

### Redliche Vorstellung.

So reich Du bist — der Aufwand käme doch
Für einen Nasen-Paraplüie zu hoch.

---

### Terrorismus.

Wie vor der Kinder Israel Schar
Die Wolkensäule perpendikular,
So schwebt vor Deinen Kindern, o Wahl!
Die Nasensäule, nur horizontal.

### Täuschung.

Er stand, und sprach vor seinem Haus;
Da hielt ein Güterwagen an.
„Heh! rief der trunk'ne Fuhrmann aus,
„Den neuen Schlagbaum aufgethan!"

### Kunstnase.

Die Nase, vor welcher uns Endlichen graut,
Ist, wenn man sie Gegendenweise beschaut,
Oft griechisch, oft jüdisch, oft römisch gebaut.

### Dannecker an Wahls Gattinn.

Das Nasenprodigium Deines Manns —
Darstellen soll ich's in Marmor Dir.
Zwar scheint's unmöglich; allein ich kann's,
Verschreibest Du ganz Carrara mir.

### Schauerscene.

Mit einem geschleuderten Stein
Wußt oben am Nasenbein
Ein Bösewicht Dich zu versehren.
Wie schmerzlich, wie fürchterlich schön,
Die Blutkataracte zu sehn,
Und ihr wildes Gebrause zu hören!

### Wie bequem.

Was die Registratur enthält,
Könnt' alles füglich d'rauf steh'n,
Und wenn er auf die Nase fällt,
So darf er gar nicht aufsteh'n.

### Erfüllte Weissagung eines Griechen. *)

Seines Nasen-Unholds Ende
Steht so ferne vom Gesicht' —
Unerreichbar ist's für seine Hände;
Wenn er niest, so hört er's nicht.

*) S. die griechische Anthologie, B. II. Cent. 8. Epigr. 15.

### Ein Wunder, und doch keines.

Von Wahls Geburt hat mir die Base
Des Accoucheurs erzählt:
Zwei Tage lang kam seine Nase,
Am dritten Er zur Welt.

### Geruchsfülle.

Deine Wohlgeruchsertase
Muß beneidenswürdig seyn;
Denn Du schnüffelst mit der Nase
Husch! den ganzen Frühling ein.

### An die Künstler.

Wahl's Nasen-Ungethüm mit seiner grellen
Unübersehbarkeit uns in Modellen
Und Mahlerei'n vollendet darzustellen,
Vermögt Ihr nicht in dieser Spanne Zeit.
Vielleicht erreicht Ihr's in der Ewigkeit.

### Unabwendbar.

Wer ungeseh'n, wer ungescheut
Dich ärgern will, mein Lieber,
Entfernt sich heimlich meilenweit,
Und gibt Dir Nasenstüber.

### Ursprung der Wahlischen Nase.

Als die Natur uns Lilliputern grollte,
Und ihrer Hand, die Riesen schaffen wollte,
Schon eine Polyphemusnas' entrollte,
Gereute sie der liebelose Plan;
Doch mochte sie die Nasigste der Nasen
Zu Staube nicht mehr gern zerblasen,
Und — flickte Dein Körperchen an.

### Gesuch um eine Viceseele.

„Nein!" rief die Seele Wahls. „So eifervoll ich bin —
„Bis zu den ganz entlegensten Revieren
„Von seinem Nasenlandstrich hin
„Kann meine Kraft nicht emaniren.
„O setze, Zeus, dieß Monstrum zu regieren,
„Dort eine Amtsverweserinn!"

## Luise, Gräfin von Haugwitz,

Tochter des preußischen Hauptmanns von Rohr, ward den 5. Juni 1782 zu Daber bei Stettin geboren, auf dem Gute ihres Vaters in Mecklenburg-Schwerin erzogen und 1804 mit dem preußischen Forstrath, Graf Karl von Haugwitz zu Twerczimirke in Schlesien vermählt, der ebenfalls durch dichterische Versuche bekannt geworden ist.

Von ihr erschienen, theilweise unter dem Namen Arminia:

Nanny und Adelinde, oder die Macht der Sympathie. Breslau 1808 in 8.

Waldblumen, in Tannenheims Thälern gesammelt. Breslau 1809 in 8.

Bergblumen, gepflückt in den Trümmern des Kynast's. Ebendas. 1812 in 8.

Der Veilchenkranz. Ebendas. 1815 in 8.

Der goldene Schleier. Sage aus dem Riesengebirge. Hirschberg 1821. 2. wohlf. Ausg. Leipzig 1824 in 8.

Weltsinn und Gemüth. Erzählung. Liegnitz 1823, 12.

Die Stiefmutter. Erzählung. Leipzig 1826.

Das Dreiblatt. Erzählungen. Ebendas. 1827 in 8.

Eine talentvolle Erzählerin, deren Schriften den Leser durch glückliche Erfindung, anmuthige Darstellung und Innigkeit des Gefühls anziehen und vorzüglich den Frauen als eine angenehme und bildende Lectüre zu empfehlen sind.

## Kora und Minona.*)

### Altwasser.

Ein lauer friedlicher Augustabend hüllte das Bergumschloßne Altwasser schon in tiefere Schatten, als der Doktor Ahlfeld die Anhöhe zu seiner Wohnung hinanstieg. Er hatte eine Fußreise gemacht, mit welcher er die Absicht verband, ein anmuthig gelegenes ländliches Besitzthum zu besehen, das feilgeboten ward, und das er zu einem künftigen Sommeraufenthalt zu erstehen gedachte. Vor der Thüre saß Elise, seine Gattin, die ihn, als er ihren freundlichen Gruß erwiedert hatte, sogleich um Alles befragte, was der Zweck seiner dreitägigen Wanderung gewesen war.

Ich habe, entgegnete ihr der Doktor, besonders in Hinsicht meines Kaufplans, die Umstände fast alle erwünscht gefunden. Die kleine Besitzung, von welcher wir schon so viel Angenehmes hörten, liegt wirklich in einem der anmuthigsten Thäler; das Haus ist wohnlich und sauber, der Garten wohlangelegt, nur jetzt etwas vernachläßigt, und das Ganze wird, wie man glaubt, um einen billigen Preis veräußert werden. Ja, wir können sogar, wenn das Geschick uns wohl will, auch freundliche Nachbaren bekommen, denn auf der einen Seite grenzt mit unserm künftigen Lustschloß, eine ähnliche, etwas größere Besitzung, die ebenfalls verkauft werden soll, und auf der andern, fast dicht an die dunklen Berge gelehnt, liegt so romantisch und lieblich ein kleines zierliches Haus, daß ich unwillkührlich im Vorübergehen stehen blieb, von der bezaubernden Umgebung gefesselt. Ein üppiger Blumenreichthum, besonders eine Menge von Rosen und weißen Lilien, schmückten den Garten, der sich weiter hin an den nahen Berg hinaufzog. Als ich die anmuthige Anlage betrachtete, hörte ich Guitarrentöne im Innern des Hauses erklingen, und eine schöne Tenorstimme sang dazu des Jägers Nachtlied von Göthe. Später erfuhr ich, daß ein junger Mann hier wohne, von dem man mir aber nicht viel mehr sagen konnte, als daß er eingezogen lebe, und von irgend einem Kummer gedrückt zu werden scheine. Auf dem Rückwege, der mich wieder dort vorüberführte, sah ich den Einsiedler selbst im Garten. Er saß auf einer Bank, hielt ein aufgeschlagnes Buch in der Hand, und beugte das schwarzumlockte Haupt zu einem Hunde herab, der vor ihm stand, weßhalb ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Doch schien mir etwas sehr Edles in seiner Gestalt und seinen Geberden zu liegen.

Du hast den künftigen Nachbar anziehend genug geschildert, lächelte Elise, denn er steht schon so liebenswürdig vor meinen geistigen Augen, daß es nur Deine Schuld ist, wenn ich mich täusche.

Ein vorwitziger Schluß, nach — Frauenart! neckte der Doktor.

Daß ich nicht wüßte, vertheidigte sich Elise, denn mein Urtheil unbekannterweise ruhet auf Gründen, die Dir selbst einleuchten müssen. Rosen und Lilien umblühen die Wohnung des namenlosen Mannes — das deutet auf Geschmack und Schönheitssinn; Guitarrentöne und Gesang ließ er vernehmen, ein Buch trug er in der Hand — dadurch spricht er Sinn für Dichtkunst und Musik aus; er liebkoste seinen Hund — darin offenbart sich ein wohlwollendes freundliches Gemüth — was kannst Du also dagegen einwenden, wenn ich den Unbekannten zu den guten Nachbaren zu zählen mich bewogen fühle?

Natürlich gar nichts, denn die Frauen behalten ja am Ende immer Recht, und sind beneidenswerth um den Zauberspiegel ihrer Einbildungskraft, der ihnen Alles im Rosenlicht zeigt, und ihnen nicht selten den bösen Dämon zum Engel verklärt, scherzte der Doktor, der sich hier unterbrechend, Elisen nach dem kleinen Albert fragte, und zu wissen begehrte, wie sie mit ihm während seiner Abwesenheit gelebt habe?

Er schläft schon, entgegnete Elise, und war nach seiner Gewohnheit größtentheils folgsam und gut. Was mich jedoch anbetrifft, fuhr sie fort, so habe ich während Deiner Abwesenheit lauter stille Erinnerungsfeste gefeiert, indem ich mir die Zeit zurückrief, wo wir vor neun Jahren uns zum Erstenmal hier befanden. Da wurde denn so manches liebe Bild aus jenen Tagen wieder frisch und lebendig in meinem Gemüth, was ich anschaute und mich daran ergötzte; aber freundlicher als Alle trat mir Asta's holde Gestalt entgegen, und ein inniges Sehnen nach ihr ergriff mich, das zur Ahnung eines Wiedersehens ward, als ich der vielen Beispiele gedachte, wo Badeörter Getrenntes wieder vereinten.

*) Aus „das Dreiblatt. Erzählungen von Arminia." Leipz. 1827.

### Kora.

Elise hatte eben die letzten Worte gesprochen, als der laute Ausruf: Klothar! und die Erwiederung: Emil! ihre Blicke hinabwärts zog, wo sie nicht fern zwei hohe, wie es schien, noch jugendliche Männergestalten, einander umfassen sah.

Sieh da, meine Rede verwirklicht sich, ein Wiedersehen wird dort gefeiert, sagte Elise.

Nicht wahr, das ist ein günstiges Vorzeichen für Deine Sehnsucht und Ahnung? lächelte der Doktor.

Allerdings! versicherte Elise, als eben ihre Dienerin erschien, die mit der Meldung, daß der Thee bereit stehe, das Gespräch unterbrach, worauf das Paar ins Haus trat.

Die beiden jungen Männer aber giengen nach den ersten freudigen Grüßen, Arm in Arm den Fichtengang hinab und wieder hinauf, was sie noch mehrmals wiederholten, bis sie sich endlich unfern vom Tanzsaal auf eine Bank niederließen. Beide waren auf der hohen Schule vertraute Freunde gewesen, aber seitdem vom Geschick weit auseinander geworfen worden, so daß schon seit mehreren Jahren einer von dem Andern nichts mehr wußte, da Emils Unlust am Schreiben gar keine regelmäßigen schriftlichen Mittheilungen in den Gang kommen ließ. Es war daher natürlich, daß jetzt jeder von dem bisherigen Ergehen des Freundes etwas zu erfahren begehrte, weshalb denn auch, wie das gewöhnlich nach langen Trennungen der Fall zu seyn pflegt, der wechselseitige Redestrom sich aufs Lebendigste ergoß. Um so mehr mußte es daher Emil auffallen, daß, als sich Beide gesetzt hatten, Klothar sichtlich zerstreut und wortarm ward, und alle Theilnahme an den Erzählungen seines Freundes aufzugeben schien. Vergebens bestrebte sich jener, dem plötzlich so schweigsam gewordenen wieder Aufmerksamkeit abzugewinnen, und als ihm das nicht gelingen wollte, nahm er sich, nach seiner gewohnten geraden Weise, ohne Umstände die Freiheit, ihn nach der Ursache seiner Verstimmung zu fragen.

Warum sollte ich es Dir verbergen, entgegnete Klothar, daß mich hier an diesem Platz eine meiner liebsten Erinnerungen befängt — ja daß ich eigentlich heute hierher kam, um die Stelle zu begrüßen, wo die unvergeßlichste Erscheinung meines Lebens mir zum Erstenmal flüchtig vorüberschwebte.

Laß hören die Geschichte, forderte Emil, der das Bedürfniß des Freundes, von seinen Erinnerungen zu sprechen, empfand.

Recht gerne, wenn Du sie wissen magst, entgegnete Klothar, und Du geduldig genug bist, Dich mit mir zuvor noch auf einige Augenblicke auf die hohe Schule zurückzubegeben, damit ich den Faden meiner Erzählung dort so recht ordentlich anknüpfen und fortspinnen kann, wie Du es von jeher gerne hattest.

Du erinnerst Dich gewiß noch der lieblichen Eveline, die damals der Inbegriff all meines Wünschens, Hoffens und Sehnens war, aber Du warest bereits abgegangen, als ich unerwartet aus meinen Himmeln herabgestürzt ward. Evelinens Eltern entdeckten unsere Liebe, als eben ein reicher Freier sich um diese bewarb, und zwangen das Mädchen, demselben ihre Hand zu geben. Dir, der Du die ganze Gluth dieser Liebe kanntest, darf ich nicht erst meinen damaligen Gemüthszustand beschreiben, als ich von einer Ferienreise zurückkehrend Evelinen vermählt fand. Ein hitziges Fieber war die erste Folge dieser Begebenheit, und kaum fühlte ich mich genesen, als ich auch, so schnell es sich thun ließ, die hohe Schule zu H. mit der zu B. vertauschte, da ich es nicht ertragen zu können glaubte, Evelinen als die Gattin eines Andern zu sehen.

Als ich in B. einheimisch geworden war, überredeten mich einige neue Freunde, sie in den nächsten Sommerferien auf einer Fußreise ins Gebirge zu begleiten, was denn auch zur bestimmten Zeit geschah.

An einem schönen Abend — gerade heute vor acht Jahren, langten wir hier an. Meine Gefährten waren ermüdet, aber ich fühlte mich noch kräftig genug, nach dem eingenommenen erquicklichen Abendessen, ins Freie zu gehen. Dieser düstre Fichtengang, durch dessen verschlungne Zweige die Sterne gleichsam verstohlen auf mich niederschauten, die tiefe Stille, nur vom leisen Geschwirr der Feldgrillen unterbrochen, zog mich wundersam an, und versenkte mich in ein tiefes träumerisches Sinnen, dem ich mich von jeher gerne mit einer ganz eignen stillen Lust hingab. Als ich bis hierher gekommen war, weckte mich jedoch der Klang einer frischen fröhlichen Tanzmusik, die aus dem Gesellschaftssaal erklang, aus meinen Träumen. Unwillkührlich blieb ich stehen, und sah die geschmückten Gestalten an den Fenstern vorüberschweben, als hier über die Brücke, die nach dem Oberbrunnen führt, zwei schlanke Frauengestalten nebst einem jungen Mann herschritten. Die eine derselben, weiß gekleidet mit Blumen im Haar, was mir der Lichtschein der Fenster verrieth, gehörte sichtlich der frohen Versammlung des Saals an, die andere, dunkel gekleidet und etwas kleiner, schmiegte sich an sie an.

Hier müssen wir scheiden! sprach jetzt eine sanfte Stimme,

und Beide umschlangen einander innig und lange, unter leisem Geflüster.

Lebe wohl, meine einzige Erwina! erklang es nun wieder vernehmlich, aber von einer andern in Wehmuth erbebenden Stimme.

Lebe wohl — ach vielleicht auf immer! ertönte die Erwiederung, aber wenn ich Dich auch nie wieder sehen sollte — Dein Bild scheidet nicht von mir, und wo der Name Kora mir unter irgend einer lieblichen Dichtung entgegenleuchtet, wirst Du geistig mir immerdar nahe seyn!

Beide trennten sich unter leisen, halberstickten Scheidegrüßen. Die weiß gekleidete schlüpfte in die Thüre des Ballhauses, die dunkle kehrte mit dem Begleiter über die Brücke zurück.

Während dieß geschah, ward im Saal ein schöner langsamer Walzer gespielt, der in schmelzenden, zärtlichen Tönen in die stille Nacht hinaushallte, gleichsam als wolle er Trost zusprechen den Scheidenden, und ein fernes Wiedersehen verheißen. Ich blieb stehen, bis der letzte Ton desselben verklang, worauf ich mich zu meinen Gefährten in den Gasthof begab, die ich alle schon schlafend fand, ein Beispiel, dem ich zu folgen nun auch nicht länger säumte.

Hoffentlich wirst Du von mir nicht glauben, daß ich mich in eine der nächtlichen Erscheinungen auf der Stelle verliebt hatte, und gleich einem schmachtenden Schäfer, die Nacht durchseufzte — daher brauche ich Dir wohl kaum zu sagen, daß ich gut schlief, und am folgenden Morgen meine Reise durchaus nicht schwermüthiger fortsetzte, als ich sie begonnen hatte.

Bald nach dieser Reise, bei deren weiterer Beschreibung ich jetzt nicht verweilen will, verließ ich die hohe Schule, von wo ich zu meinem Vater zurückkehrte, der seit einiger Zeit kränkelnd, meines Beistandes bei seinen vielen Geschäften höchst nöthig bedurfte. Da mein Vater ein ansehnliches Vermögen besaß, so ward nicht eben ernstlich darauf gedacht, eine Anstellung für mich zu suchen, und es war noch nichts in dieser Angelegenheit geschehen, als nach einigen Jahren das Handelshaus, wo das Erwähnte stand, plötzlich zu zahlen aufhörte. Dieser Schlag endete zugleich das Leben meines Vaters, das ohnehin dem Erlöschen schon nahe war, und ich mußte es unter diesen Umständen für ein besonderes Glück achten, als ich einem Landrath — den ich von Wiburg nennen will — zum Geheimschreiber empfohlen ward.

Viel früher, als dieß Letzte geschah, traf ich einst in einer Zeitschrift auf ein Gedicht, von welchem ich mich so wunderbar angesprochen fand, daß mein Innerstes in nieempfundener Rührung davon erbebte. Alles was seit der Trennung von Eveiinen in mir geglühet hatte — aller Schmerz der Entsagung — das hoffnungslose und doch so heiße Sehnen, was seitdem meine Brust erfüllte, und ich noch in keinem Liede mir selbstgenügend hatte wiedergeben können — das war hier aufs Zarteste und Innigste in den wohlklingendsten Versen ausgesprochen, die so rein und lieblich dahinflossen, wie ein sanftrauschender Bergquell. Erst als ich das Gedicht zum Zweitenmal durchgelesen hatte, fiel es mir auf, dasselbe mit dem Namen Kora unterzeichnet zu finden, was mich an die nächtlichen Erscheinungen in Altwasser erinnerte, deren ich lange nicht mehr gedacht hatte. Höchstwahrscheinlich war eine von diesen die Dichterin, und da Du, guter Emil, meine Liebe zur Dichtkunst kennst, so wirst Du Dich nicht wundern, wenn ich Dir gestehe, daß ich viel darum gegeben hätte, um es mit Bestimmtheit zu wissen, welche von beiden die Verfasserin des Liedes war, das mir wie der schönere Nachhall meiner eignen Gefühle vorkam.

Es geschah nun öfter, daß ich in Zeitschriften Gedichte von Kora suchte und fand. Alle sprachen mich an, wie zarte Grüße aus der Heimath meiner Seele, und entzündeten, mir selbst fast unbewußt, ein tiefes, namenloses Sehnen in mir, dessen Bedeutung mir erst klar ward, als ich meinen geheimen Wunsch erfüllt sah.

Ich war erst einige Wochen in dem Hause des Landraths, und beiläufig gesagt, mit meiner neuen Lage wohlzufrieden, als ich denselben zum Erstenmal in eine Gesellschaft begleitete, wo es so bunt und lustig herging, daß endlich der jüngere Theil derselben von einer unwiderstehlichen Tanzlust angewandelt ward. Frau von Wiburg, eine noch jugendlich heitre Frau in den ersten Dreißigen, die überall jede gesellige Freude gern befördern half, bat mich sogleich, einige Tänze auf dem Flügel zu spielen. Ohne Säumen begann ich mit dem Walzer, den ich an dem erwähnten Abend hier vernommen hatte, dessen Musik mir später in die Hände fiel, und den ich bei allen Gelegenheiten immer mit einer gewissen Vorliebe hören ließ. Bald drehte sich neben mir die ganze fröhliche Jugend der Versammlung, selbst die Gesetzteren mischten sich, von den lieblichen Tönen gelockt, in den Tanz, und es mußte mir daher wohl einigermaßen auffallen, als ich einen zufälligen Blick in das offenstehende Nebenzimmer warf, dort eine holde Frauengestalt wahrzunehmen, die emsig schreibend an einem Tisch saß. Sie schien, sehr vertieft in ihre Beschäftigung, für die lustige Umgebung wenig Sinn zu haben. Bald jedoch schien sie fertig zu seyn, denn sie überlas das Geschriebene, aber in dem Augenblick stand auch Frau von Wiburg neben ihr. Schöne Streiche! rief sie ihr scherzend zu, ich glaube, Kora dichtet hier, während wir eine Tänzerin vermissen, denn einer unserer tanzbaren Herren sitzt noch unversorgt im Winkel, weshalb denn die Erwähnte für heute förmlich aus der Gesellschaft verwiesen wird in ihr einsames Kämmerlein, wo niemand als der keusche Mond sie belauscht — indem ich das sittige Fräulein auf den Tanzplatz führe! Sie hatte während dem den übrigen Herren gewinkt, nahm der Freundin ohne Umstände das beschriebene Blatt weg, und gab es, als auch sie nach einigen Augenblicken aufgefordert ward, mir zum Aufheben. Desselben ward nun unter dem fröhlichen Getümmel aber nicht weiter gedacht, und auch mir fiel der ganze Vorgang erst wieder ein, als ich es am andern Morgen in meiner Westentasche, und folgende flüchtig darauf geschriebene Verse fand:

> Was spricht zu mir im zarten Saitenklang?
> Was kömmt von fernen Bergen hergezogen,
> Mild rauschend, wie des Stromes Silberwogen,
> Süß flüsternd, wie der Quelle Nachtgesang?
>
> Das sind die Laute aus dem Sehnsuchtland,
> Die Geistergrüße aus verblühten Tagen —
> Das sind der Stunde bange Scheideklagen,
> Wo sich Erwina meinem Arm entwand!
>
> Es dämmert auf aus trüben Nebelfernen —
> Die stolzen Höh'n, umstrahlt von hellen Sternen,
> Sie steigen in den Tönen mir empor!
>
> Und während mich Erinnerungen mahnen,
> Durchklingt's die Brust, wie schaurig süßes Ahnen:
> Dort find' ich wieder, was ich einst verlor!

Als Klothar die Verse gesprochen hatte, ward beiden Freunden ein leises Geräusch hörbar, worauf sie, sich umsehend, eine dunkle Gestalt wahrnahmen, die aber sogleich unsichtbar ward.

Wir sind, wie es scheint, belauscht worden, bemerkte Klothar.

Und gestört, entgegnete Emil, was für den Augenblick nicht übel ist; denn ich gestehe, ich hatte über Deine Mittheilungen fast des Freundes vergessen, mit welchem ich hierhergekommen bin, und der wahrscheinlich schon meiner wartet, um den Rückweg anzutreten. Gehab Dich also wohl, auf Wiedersehn, denn nächstens siehst Du mich bei Dir, wo ich mir die Fortsetzung Deiner Erzählung ausbitten werde. Damit schieden die Freunde.

## Hofrath.

Als am folgenden Morgen das Ahlfeldsche Ehepaar in den Brunnen trat, ward es von dem Hofrath Blume begrüßt, der in Altwasser der Hausgenosse desselben, aber am vorigen Tage abwesend gewesen war.

Sie sind wohl recht spät von Salzbrunn zurückgekehrt, sagte Elise, denn wir haben nichts mehr von Ihnen gehört, obgleich wir erst lange nach zehn Uhr zu Bette giengen.

Das Schauspiel in Salzbrunn währte etwas lange, entgegnete der Hofrath.

Was ward denn gestern gegeben? fragte Elise.

Was gegeben ward — besann sich der Hofrath — nun das — ja das habe ich wirklich schon vergessen!

Schon vergessen! wunderte sich Elise, und der Doktor lachte.

Sie werden das so unnatürlich nicht finden, entschuldigte sich der Hofrath, wenn ich Ihnen die angenehme Ueberraschung mittheile, die mir noch gestern Abend nach meiner Rückkehr wiederfuhr — denn was kann wohl leicht so süß überraschen, als den Gegenstand unserer Liebe nach Verdienst gewürdigt und bewundert zu finden!

Also ein solches Heil geschah Ihnen? lächelte Elise.

Allerdings, und zwar im Finstern, denn der, welcher von meiner Erwählten sprach, wußte nichts von meiner Gegenwart, und war noch obendrein so gefällig, ein zartes himmlisches Gedicht von ihr herzusagen: Ich bedaure nur, daß ich den Anfang des Gespräches nicht vernahm, und daß ein Geräusch, was ich durch mein Näherteten verursachte, dasselbe unterbrach.

Sie erregen in uns den Wunsch, mehr von Ihrer Liebe und Ihrem gestrigen Abentheuer zu erfahren, äußerte, nicht ohne Schalkheit, der Doktor.

Derselbe ließe sich wohl noch erfüllen, entgegnete der beglückte Hofrath, der mit Entzücken die Gelegenheit ergriff, sein volles Herz auszuschütten.

Haben Sie, fuhr er fort, schon von der Dichterin Concordia Thal gehört? Es ist bekannt, daß sie ein sehr ausgezeichnetes Talent für die Dichtkunst besitzt, aber sich aus zu zarter Bescheidenheit unter einem angenommenen Namen verbirgt, der bisher aller Welt, und mir selbst unbekannt war. Gestern nun ward es mir auf einmal klar, daß dieser Name kein anderer als Kora ist, was aus dem erwähnten Gespräch hervorgieng.

Also die lieblichen Lieder, die mit dem Namen Kora unterzeichnet sind, hat Ihre Braut gedichtet? fragte Elise.

Braut — nun das wohl für den Augenblick noch so eigentlich nicht — aber in einigen Tagen oder Wochen höchstwahrscheinlich, erläuterte der Hofrath, der nun dahin gelangt, wo er eigentlich seyn wollte, sich in eine so tiefsinnige und entzückte Schilderung von Concordiens hohem Geist und himmlischem Gemüth verlor, daß er jetzt gar nicht mehr Worte genug dafür finden konnte, weßhalb denn der Doktor, um seine Verlegenheit zu enden, ihn wieder an sein gestriges Abentheuer erinnerte.

Ja so, das hätte ich bald vergessen, erinnerte sich der Begeisterte, worauf er sehr umständlich berichtete, wie er am vorigen Abend, spät von Salzbrunn zurückkehrend, zufällig ein Zeuge des Gesprächs zweier Unbekannten ward, treulich wiederholend, was ihm von demselben in dem Sinn geblieben war.

Aber mich dünkt, bemerkte der Doktor, aus dem Gespräch gienge hervor, daß Kora dem Erzählenden nicht gleichgültig war, und Sie haben am Ende einen Nebenbuhler, vielleicht gar einen glücklichen?

Das fürchte ich kaum, entgegnete süßlächelnd der Hofrath, denn ich kenne sie seit Jahren, wo sie sich mir immer hold und freundlich erzeigte. Ueberdem glaube ich nicht, daß ihr leicht ein Glück geboten werden kann, wie ich es ihr bieten zu können mit Grund hoffen darf, was doch bei ihr nothwendig in Betracht kommen muß, da sie als Dichterin, nur dem Reich des Schönen angehörend, natürlich streben wird, sich in eine Lage zu versetzen, die sie der drückenden Sorgen des Lebens, und der niedern Geschäfte des Haushalts überhebt.

Sie haben gewiß das große Loos gewonnen! scherzte Elise, die es von dem Hofrath selbst wußte, daß seine gegenwärtige Lage durchaus nicht glänzend war.

Ich werde es gewinnen, entgegnete dieser, obwohl nicht in der Lotterie, sondern durch die Anwendung meiner geistigen Kräfte. Ich arbeite nehmlich, fuhr er fort, an einer Abhandlung, über die erneuerte Eröffnung der verschütteten Goldgruben in unserm Gebirge, in welcher ich eine Art der Bearbeitung derselben zeige, auf die man noch gar nicht verfallen ist. Glauben Sie mir, man wird nicht genug eilen können, in meine Vorschläge einzugehen, und mich sogleich bei den neueröffneten Bergwerken anstellen, um die Geschäfte nach meiner Einsicht zu leiten, woraus mir natürlich ein bedeutender Gewinn erwachsen muß. Außerdem aber schreibe ich noch an einem vielumfassenden Werk von mehreren Bänden, über die nothwendige allgemeine Sittenverbesserung — eine Schrift, wie wir bis jetzt noch keine haben, die ungeheures Aufsehen erregen, und mir leicht 30 bis 40000 Thaler einbringen kann.

Ich bewundere Ihre Thätigkeit, die sich neben Ihren Berufsgeschäften noch ein so weites Feld zu ihrer Wirksamkeit sucht, versetzte der Doktor.

Erzeigen Sie derselben keine zu große Ehre, entgegnete der Hofrath, denn ich habe vor Kurzem meine Stelle niedergelegt, um mich, ganz ungestört von allem Fremdartigen, der Bearbeitung der erwähnten Gegenstände widmen zu können, da ich besonders die Abhandlung über die Goldgruben der Presse zu übergeben eile, denn über ein Jahr muß der neue Bau schon begonnen —

Und Kora die Königin des neuentdeckten Peru seyn! fiel ihm der Doktor in die Rede, indem Elise ein kleines muthwilliges Lächeln geschickt unter ihrem Strohhut versteckte.

Einige Bekannte, die jetzt hinzutraten, unterbrachen hier das Gespräch.

## Leier.

Väterchen, hörst Du wohl die schöne Leier? schmeichelte der kleine Albert; laß uns doch noch ein wenig spazieren gehen, fuhr er fort, damit wir sie näher hören! Es ist ja noch so hübsch und der Himmel glänzt, als wenn er von Gold wäre komme doch, Väterchen!

Nun, da Du heute so fleißig und artig gewesen bist, so will ich Dir den Gefallen schon thun, wenn anders die Mutter nichts dagegen hat; entgegnete der Doktor, indem er einen fragenden Blick an Elisen richtete, und freundlich nickte diese ihre Zustimmung mit dem Zusatz: daß sie selbst schon diesen Vorschlag im Sinn getragen habe, weil der Abend so ausnehmend warm und lieblich sey.

Alle giengen hinaus, Albert lustig vor den Eltern daherhüpfend, bis sie auf den Platz vor dem Löwenhause kamen, wo der Leiermann sich vernehmen ließ.

Ach sieh, Vater, der arme Mann hat nur einen Fuß — rief Albert, auf denselben hinweisend — und sieh — o sieh, Mutter, die Dame mit den schönen Blumen auf dem Hut, die warf ihm ein blankes Stück Geld in die Mütze — nun der wird sich freuen!

Da hast Du auch etwas für ihn, sagte der Doktor, Albert eine Gabe reichend, der nun in vollen Sprüngen zu dem Leiermann flog, aber sich so übereilte, daß er dort anlangend, der erwähnten Dame seiner ganzen Länge nach zu Füßen fiel. Während diese ihm aufhalf, war Elise herbeigeeilt, die, der Fremden ins Antlitz schauend, mit dem Ausruf: Asta! in ihre Arme fiel.

Was sagst Du nun zu meinen Ahnungen und Vorzeichen? rief Elise scherzend dem Doktor entgegen, der eilig herzugekommen war, um an der heitern Ueberraschung Theil zu nehmen.

Es ist einmal mein Verhängniß, den Frauen immer Recht geben zu müssen, entgegnete er eben so, worauf er sich zu Asta wandte, die, wie es sich ergab, erst vor einigen Stunden angekommen war, und jetzt ihre Freude über das unerwartete Wiederfinden so werther Bekannten aufs Lebhafteste aussprach. Alle wandelten nun unter mancherlei Mittheilungen den dunklen Fichtengang miteinander auf und ab, bis die späte Abenddämmerung endlich für heute den freundlichen Verein trennte.

## Perückenstock.

Als am folgenden Morgen der Doktor mit Elisen in den Brunnen kam, trat ihnen Asta schon entgegen, und der Erste fand sich veranlaßt, ihr zu sagen, daß die Jahre, die zwischen ihrer ersten Bekanntschaft und heute lägen, durchaus keine Veränderung in ihren Zügen und ihrer Gestalt hervorgebracht hätten, ja daß ihr Antlitz recht füglich mit diesem heitern Morgen zu vergleichen sey, so hell und freundlich leuchte es ihm entgegen.

Das Letzte will ich allenfalls glauben, entgegnete Asta, denn was die erste gütige Bemerkung anbetrifft, so kann ich mich von deren Richtigkeit nicht recht überzeugen, da man in dem Alter von acht und zwanzig Jahren nothwendig doch anders aussehen muß, als damals, wo man erst neunzehn zählte. Aber, um zu Ihrer letzten Beobachtung zurückzukehren, fuhr sie fort, so mag dieselbe wohl gegründet seyn, denn ich fühle mich recht innerlich heiter, was sich natürlich auch auf meinem Gesicht ausdrücken mag — mir ist, als hätte die frische Bergluft, die ich so lange nicht athmete, alle Nebel der Schwermuth hinweggehaucht, die mein Leben in den letzten Jahren oft mehr verfinsterten, als ich zu sagen vermag. Ich weiß selbst nicht recht, wie mir geschieht, aber ich fühle mich in eine Stimmung versetzt, in welcher ich mich an den unbedeutendsten Gegenständen ergötzen könnte, und Sie würden lachen, wenn ich Ihnen mittheile, was mich vor wenig Augenblicken belustigte.

Lassen Sie es mich daher wissen, bat der Doktor, denn ich rechne ein heitres Lachen mit unter meine Lebensgenüsse.

Es war, sagte Asta, der Mann im braunen Ueberrock, der sich eben wieder dort am Fenster zeigt. Ich sah ihn vorhin einen Perückenstock mit einer schön gelockten Perücke auf denselben hinstellen, sich damit beschäftigen, dann ihn wieder wegnehmen, und bald darauf ihn selbst mit der Perücke auf dem Kopf und dem Spiegel in der Hand wieder erscheinen. Er betrachtete sich mit sichtbarem Wohlgefallen, indem er bemüht schien, sein eignes Haar sorgfältig unter das Lockennetz zu verbergen. Mir fiel der Hofrath Schnippel in dem Mädchen aus der Fliedermühle ein, denn der Perückenmann hat wirklich in seinem lichtbraunen Rock eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Zimmtstengel, und es würde mir schwer werden, ihn anders, als mit: Herr Hofrath! anzureden.

Ich muß Ihr Ahnungsvermögen bewundern, erwiederte der lachende Doktor, denn der Mann dort ist wirklich Hofrath und heißt Blume. Obwohl kaum erst ein Vierziger, erlebt er schon die Kränkung, daß unter seinen schwarzen Haaren schon hie und da ein graues Häärchen sich zeigt, weßhalb er denn sein Haupt mit falschen Locken bedeckt, um durch die erwähnten grauen Sprößlinge das Auge seiner Geliebten nicht zu verletzen.

Ist diese auch hier anwesend? fragte Asta.

Nein, entgegnete Elise, aber sie ist nicht fern. Es ist nehmlich Concordia Thal, der wir, wie der Hofrath in Er-

fahrung gebracht hat, die artigen Gedichte verdanken, die sich, mit dem Namen Kora unterzeichnet, in mehr als einer Zeitschrift finden.

Also eine Liebe unbekannterweise? sagte Asta, die eine kleine Betroffenheit nicht gänzlich verbergen konnte.

O nein, zu einer solchen Liebe ist der gute Hofrath doch wohl nicht poetisch genug, berichtigte der Doktor, denn er kennt nicht allein den Gegenstand seiner Wünsche schon lange, sondern wird auch in wenig Tagen zu einer förmlichen Bewerbung ausziehen, wozu er bereits schon eine wohlgesetzte Rede abgefaßt hat.

So muß ich ihn bedauern, bemerkte Asta, denn er wird mit einem unwillkommenen Geschenk zurückkehren.

Wie können Sie das so zuversichtlich behaupten? äußerte etwas befremdet Elise.

Weil ich Concordien kenne, versetzte Asta, und es von ihr selbst weiß, daß sie nie eine Verbindung schließen wird, denn sie fühlt es wohl, daß solche nur zerstörend auf ein so zartes Gemüth, wie das ihre, einwirken kann. Von ihrer frühesten Kindheit an nur gewohnt, in Milde und Liebe zu athmen, nur Gutes und Schönes zu üben, hat sie es nicht gelernt, Männern zu trotzen, Mägde zu schelten, und sich in alle die übrigen anmuthigen Kraftäußerungen und würdigen Beschäftigungen, die der ehrsame Hausstand mit sich führt, mit dem gehörigen edlen Anstand zu schicken. Dazu sind recht eigentlich nur die guten derben Wesen geboren, die nichts fühlen, wenig denken, und jede ihnen zugefügte Unbilde eben so gleichmüthig abschütteln, wie den Staub von ihrem Mantel.

Nun, diese Ansicht vom Ehestande ist keineswegs poetisch, bemerkte der Doktor, der nicht ohne Staunen die Bitterkeit wahrnahm, mit der Asta den Schluß ihrer Rede sprach, indem einer trüben Wolke gleich, der Ausdruck eines tiefen Weh's sichtlich über ihr heitres Antlitz flog.

Nur ihnen, entgegnete Asta, und Elisen darf ich sagen, was ich sagte, da es nicht meinem Gedächtniß entschwunden ist, daß Sie die Würde und die Rechte der Frauen zu ehren, und den Geist und das Gemüth Ihrer Gattin zu würdigen wissen, was nur sehr Wenige Ihres Geschlechts verstehen.

Asta ist wohl gar eine Männerfeindin geworden? lächelte Elise.

Das nicht, denn der Umgang mit gebildeten Männern gewährt mir so viel Vergnügen, und beschäftigt meinen Geist so anziehend, daß die Feindschaft keinen Raum findet, gab Asta unbefangen zurück.

Und mit diesen Ansichten finden Sie dennoch keinen Mann Ihrer Liebe und Ihrer Hand werth? sagte Elise.

Ueber die Liebe der Frauen waltet oft ein unseliges Verhängniß, erwiederte Asta, und sie wird selten dem Würdigen zu Theil, wie ich, setzte sie hinzu, das aus einer sehr trüben Erfahrung weiß, weshalb ich es denn auch frey gestehe, daß ich die Ehe scheue, und sie, in den meisten Fällen, geradezu für das Grab der Liebe erkläre.

Ich hätte wohl Lust — denn ich bin durch Elisen ein Verehrer der Ehe geworden — gegen Ihre Meinung ins Feld zu rücken, aber dazu müßte ich zuvor mit der Erfahrung bekannt werden, die so seltne Ansichten in Ihnen entwickelt hat; versetzte der Doktor.

Nicht wahr, Sie möchten wohl am liebsten seltsame oder gar abentheuerliche Ansichten sagen? entgegnete Asta.

Das läßt meine Unbekanntschaft mit den erwähnten Erfahrungen nicht zu, deren Mittheilung ich mir nicht erbitten, sondern nur als freiwilliges Geschenk von Ihnen empfangen dürfte; äußerte der Doktor.

Asta schaute einige Augenblicke sinnend vor sich hin. Ich wüßte nicht, wendete sie sich dann wieder zu den Freunden, was mich hindern könnte, Ihnen einige kleine Begebenheiten aus meinem Leben mitzutheilen, wenn Sie es wünschen, und ich will es daher gerne thun, wenn wir einmal ungestört beisammen sind. Vielleicht, setzte sie hinzu, werden Sie, Herr Doktor, dann meine Ansichten weniger seltsam finden, wenn Sie mich auf dem Wege begleiten, der mich zu meinem jetzigen Standpunkt führte.

Hier erschien der Hofrath, und nachdem der Doktor ihn und Asta einander vorgestellt, und in dieser ihm eine Freundin Concordiens genannt hatte, ward sie im Lauf des Gesprächs auch alsbald die Mitvertraute aller seiner Pläne, Wünsche und Hoffnungen.

## Berg.

Nachmittags hatte Elise Asta eingeladen, mit ihr auf einem nahgelegnen Berg Kaffee zu trinken. Der schöne Tag begünstigte das Vorhaben, und so erstieg man bald nach beendetem Mittagsmahl die Höhe, wo man sich durch eine sehr anmuthige Aussicht und ein freundliches Schattenplätzchen erfreut fand.

Sehen Sie doch, sprach der Doktor, der zufällig einer frisch und kräftig grünenden Buche näher getreten war — eine Inschrift!

Asta trat zu ihm, und fand die Buchstaben A. v. B. und K. St. in die glatte Rinde des Stammes zierlich eingeschnitten. Um beide Namenzüge zogen sich, gleich einem Kranz, die Worte: Getrennt — aber unzertrennlich!

Die Schrift kann noch kein Jahr alt geworden seyn, denn sie ist noch nicht verwachsen, bemerkte der Doktor, dem der rege Antheil nicht entgieng, mit welchem Asta dieselbe betrachtete.

Ist es, sagte diese endlich, wohl mehr als ein schöner Wahn, daß Getrenntes dennoch unzertrennlich bleibt, wenn auch Raum und Zeit sich zwischen die vereinten Seelen legen, und das Leben uns mit sich fortreißt, immerdar sein buntes Wechselspiel mit uns treibend, und zahllose neue Bilder an uns vorüberführend — wie das besonders den Männern fast immer geschieht, die vielleicht schon deshalb kein geliebtes Bild festzuhalten vermögen?

Sie war während dieser Worte sehr ernst geworden, und wendete den Kopf seitwärts, um dem Doktor den feuchten Schimmer ihrer Augen zu entziehen. Diesem war derselbe jedoch nicht entgangen, und schweigend folgte er mit ihr dem Ruf Elisens, die während dem den Kaffee bereitet und aufgestellt hatte.

Still leerte Asta die ihr dargereichte Tasse, ihre Blicke unwillkührlich auf die Buche mit den Namenzügen richtend. Elise wunderte sich im Stillen über die veränderte Stimmung der Freundin, und als der Doktor einige mißlungene Versuche gemacht hatte, ein heiteres Gespräch einzuleiten, hielt er es für das Beste, Asta an ihr gegebenes Versprechen zu erinnern.

## Flinsberg.

Sie haben die rechte Stunde getroffen, entgegnete Asta, mich zu mahnen, denn so wird es mir am ersten gelingen, eine Anwandlung von Wehmuth zu unterdrücken, die nur der Einsamkeit angehörend, nicht die gesellige Heiterkeit unterbrechen sollte.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, fuhr sie fort, daß ich das Jahr darauf, als ich Sie hier kennen lernte, abermals mit meiner Tante Altwasser besuchte, wo ich auch dießmal recht heitre Tage verlebte, indem ich hier ein holdes Wesen fand, das Ihnen, meine Elise, ähnelte, und welches sich mit der innigsten Neigung mir anschloß. Auf die Gesundheit meiner Tante wollte jedoch unser damaliger Aufenthalt hier nicht so erwünschten Einfluß gewinnen, als es das Jahr vorher den Anschein hatte. Sie befand sich nach unserer Heimkehr durchaus nicht besser, weshalb ihr der Arzt im folgenden Sommer Flinsberg anrieth, dessen reinere Luft ihr, wie er sich versprach, besser zusagen würde.

Nie werde ich des Tages vergessen, an welchem wir in Flinsberg anlangten. Ich war noch nie dort gewesen, und fand mich wunderbar angesprochen von diesen Thälern und Höhen, als wir langsam durch die Thalschlucht fuhren, wo das freundliche Dorf hineingebauet ist. Der Queis rauschte neben dem Wege frisch und lebendig durch das Gestein, Rosen blüheten noch in allen Gärten, und als wir endlich die freie Anhöhe hinanfuhren, von der uns die Badegebäude entgegenleuchteten, hinter denen die wild romantischen Iserberge empor steigen, da war es mir, als begrüße ich eine liebe wiedergefundene Heimath, nach der ich mich lange gesehnt habe.

Wir wurden in wenig Tagen unter der kleinen, aber wirklich auserlesenen Badegesellschaft bekannt und einheimisch, so daß fast kein Abend vergieng, wo wir uns nicht im Gesellschaftssaal versammelt fanden, und kein heitrer Tag, an welchem nicht gemeinschaftliche Spaziergänge unternommen wurden.

## Der grüne Hirt.

Einer der beliebtesten derselben ist der Weg zum grünen Hirten. Der grüne Hirt wird nehmlich ein Forellenfischer genannt, der ehemals unter den grünen Husaren diente, zu welchem die Flinsberger Badegäste fleißig lustwandeln, um dort Forellen zu essen. Auch wir wurden bald eingeladen, an solch einer Wanderung Theil zu nehmen.

Es war ein höchst anmuthiger Tag, als dieß geschah, und nicht leicht mag eine fröhlichere Gesellschaft als die unsrige unter den Bäumen vor der Fischerhütte gesessen haben. Unsere Mahlzeit hatte schon begonnen, als zwei Fremde erschienen, die grüßend an uns vorüber ins Haus giengen. Ihrer Kleidung

nach waren es Fußreisende, die über das Gebirge kamen, und die ausgezeichnet edle Gestalt des einen erregte sogleich eine allgemeine Aufmerksamkeit. Nach wenig Augenblicken traten sie wieder heraus, von der Fischerin begleitet, die in einiger Entfernung einen kleinen Tisch für sie deckte. Sie nahmen an demselben Platz, und ließen es sich wohl schmecken, ohne sich um uns weiter zu bekümmern, zum großen Verdruß einiger neugierigen jungen Mädchen, die gern die neuen Erscheinungen ein wenig näher ins Auge gefaßt hätten.

## Blaue Augen.

Mit uns zugleich endeten die Fremden ihr Abendessen. Ich muß ihn doch in der Nähe sehen, seiner unerlaubten Sprödigkeit zum Trotz; sagte ein muthwilliges Mädchen, als wir eben unsre Sachen zusammennahmen, um den Rückweg anzutreten, und indem sie ihre Arbeit aufzuheben bemüht schien, ließ sie mit bewundernswürdiger Gewandtheit ihren Strickknaul den Berghang hinunterrollen, den eben die Fremden hinabstiegen. Das Erwartete geschah. Der, auf den sie vorzüglich ihr Augenmerk gerichtet hatte, hob den Knaul auf, und kehrte damit zurück. Auch ich packte eben mein Strickzeug zusammen, was ihn zu dem Irrthum veranlaßte, daß mir das Verlorne entfallen sey, was ich jedoch nicht früher bemerkte, als bis er mit den Worten: Hier ist Ihr verlornes Eigenthum, vor mir stand. Ueberrascht schaute ich von meiner Beschäftigung empor, fast erschreckend vor dem Glanz, den ein Paar wunderherrliche **blaue Augen** mir entgegenstrahlten. Nicht ohne eine sonderbare, nie zuvor empfundene Befangenheit, vermochte ich ihn über seinen Irrthum aufzuklären, indem die kleine Muthwillige herzutrat, die sich, während sie ihm eine sehr förmliche und wortreiche Danksagung abstattete, volle Zeit nahm, den schönen Fremdling zu betrachten. Artig, aber flüchtig endete dieser das Gespräch, und entschwand bald unsern Blicken, da er mit seinen Gefährten einen andern Weg als den unsrigen einschlug.

## Hündchen.

Die hohe Gestalt und die anmuthigen Züge des Fremden waren das allgemeine Gespräch auf dem Rückwege. Ich sagte nur wenig dazu, aber ich empfand um so tiefer den mir noch ganz neuen Eindruck dieser Erscheinung, da früher noch nie Männerschönheit mein Herz gerührt hatte. Während die andern Mädchen mich mit meiner Kälte neckten, ahnete ich nur dunkel, daß in den Strahlen seiner Augen mir eine neue Welt aufgegangen war.

Als wir vor unserer Wohnung ankamen, bemerkte ich erst, daß sich mein **Hündchen** verloren hatte, das sich, so oft und laut ich auch seinen Namen rief, nicht wieder zu mir finden wollte, weshalb ich mich schnell entschloß, es auf dem zurückgelegten Wege zu suchen. Vergebens machte mich meine Tante auf die Gewitterwolken aufmerksam, die sich über die Berge heranfdrängten, ich versprach ihr, den Rückweg durch das Dorf zu nehmen, wo ich im Nothfall immer ein Obdach finden konnte, und eilte davon. Ich war, ohne meinen Liebling zu finden, bis zum grünen Hirten zurückgegangen, und eilte nun — denn es fieng an sehr stark zu donnern — noch immer suchend ins Dorf hinab. Als ich an die Försterwohnung kam, erhob sich der Sturm, und der Regen stürzte herab. Mir blieb nichts übrig, als hier einzutreten. Ein erfreuliches: Herein! beantwortete mein Klopfen, und ich trat in ein reinliches hübsches Gemach, das von einem Kaminfeuer erleuchtet ward, wo Förster und Försterin mich freundlich begrüßten. Am Kamin aber erhob sich bei meinem Eintritt der schöne Fremde, und von seinen Knien herab sprang mir mein Hündchen entgegen. Freudig überrascht, aber von namenloser Verwirrung befangen, stand ich wortlos dem Staunenden gegenüber, der sich solch eine Erscheinung im Gewittersturm nicht füglich erklären konnte. Nur mit Anstrengung gelang es mir, der Försterin — denn an ihn vermochte ich die Rede nicht zu richten — die Ursache meines späten Umherirrens mitzutheilen. Der Fremde mischte sich nun in das Gespräch. Er sagte mir, daß er, weil im Bade alle Wohnungen besetzt wären, hier mit seinem Gefährten — der einer Unpäßlichkeit wegen schon zur Ruhe gegangen sey — ein Unterkommen gesucht und gefunden habe. Auf dem Wege hierher, fuhr er fort, gesellte sich das Hündchen zu uns, das wir mitnahmen, um es dem Förster anzuvertrauen, damit er es sicher in die rechten Hände zurückstelle.

Während ich dem Unbekannten für die freundliche Sorge dankte, die er für meinen Liebling getragen hatte, trug die Försterin einen Stuhl für mich an den Kamin, wo ich nach wenig Augenblicken ihm gegenüber saß, und mich in eben so kurzer Zeit in ein anziehendes Gespräch verwickelt fand. Das Alles fügte sich so leicht und natürlich, daß ich gar nicht beachten konnte, wie es geschah, daß unsere Unterredung immer heitrer und lebendiger ward, und wir staunten beide, als wir hörten, daß das Gewitter schon eine ganze Weile vorüber sey. Ich sandte nun sogleich einen Boten zu meiner Tante, die ich bitten ließ, mir einen Wagen zu senden. Wunderbar aber erschreckte es mich, als derselbe ziemlich spät endlich ankam. Mit einem Gefühl, als solle ich von Licht und Leben scheiden, reichte ich dem Fremden meinen Arm, um mich von ihm zum Wagen führen zu lassen. Als er mich hineingehoben hatte, und mir mein Hündchen nachreichte, sagte er scherzend: er hoffe, daß ich seiner freundlich gedenken werde, denn er habe meinem kleinen Liebling aufgetragen, mich zuweilen an ihn zu erinnern.

Noch jetzt, meine Freunde, unterbrach Asta ihre Erzählung, erröthe ich bei dem Geständniß, daß ich mich sehr geneigt fand, in dieser Scherzrede eine tiefere Bedeutung zu suchen, so sehr ich auch von jeher die thörichte Eitelkeit haßte, die in jedem unbefangnen Wort und in jedem flüchtigen Blick eines liebenswerthen Mannes einen Sinn zu finden strebt, der ihr schmeichelt. Doch, fuhr sie fort, muß ich es mir auch zum Ruhm nachsagen, daß ich mich dieser Anwandlung schon von Herzen schämte, als ich vor meiner Wohnung ankam.

Am andern Tage suchten meine Augen überall, wohin ich kam, fast unwillkührlich den schönen Fremdling, doch er war und blieb in der Außenwelt mir entschwunden; in meiner innern stillen Welt aber lebte allgegenwärtig sein Bild, mit aller Schönheit des Gemüths und aller Herrlichkeit des Geistes geschmückt, die eine glühende Einbildungskraft nur erfinden kann, um sich den Gegenstand ihrer Träume zu verklären.

Sie erlassen mir gewiß, meine Freunde, sprach Asta weiter, die nähere Schilderung meiner kleinen Liebesthorheiten und Schwärmereien — das Alles ist alt und bekannt, aber es erneuert sich in jedem liebenden Herzen. Mir selbst erschien, als ich plötzlich von der Krankheit des meinigen mich geheilt fand, mein damaliger Zustand wie ein Fieberwahn, der uns schöne bunte Bilder und liebliche Täuschungen vorgaukelt, wofür, wenn sie verschwinden, uns aber oft das volle Gefühl der zurückgekehrten Gesundheit keinen gänzlichen Ersatz zu geben vermag.

Wohl, unterbrach hier der Doktor die Redende, mag die Liebe mit Recht ein Traum genannt werden, aber mit eben so vielem Recht muß sie auch unseres Lebens **schönster** Traum heißen — ja sie ist mehr als das, sie ist die Sonne, an der die Blüthe des Geistes sich entfaltet — in deren milden Strahlen sich das Gemüth bildet und veredelt, und die äußere Liebenswürdigkeit sich anmuthiger gestaltet.

Ich will dieser Behauptung nicht widersprechen, versetzte Elise, wenn Du mir zugiebst, daß diese Sonne nur in edlere Seelen ihre verklärenden Strahlen sendet — denn ich gestehe, daß ich schon manche Liebe zu beobachten Gelegenheit fand, die mir langweilig, lächerlich und abgeschmackt vorkam.

Solcherlei Tändeleien pflege ich auch nicht mit dem Namen **Liebe** zu beehren, entgegnete der Doktor — doch, wandte er sich zu Asta, entschuldigen Sie die Unterbrechung, und erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß Sie vorher von der Heilung Ihrer Herzenskrankheit sprachen — und daß wir gar nicht gesonnen sind, Ihnen die Geschichte derselben zu erlassen.

Zu dieser aber, versetzte Asta, gelangen wir erst auf einem Umwege.

Schlagen Sie denselben nur ungesäumt ein, wir begleiten Sie gern, sagte Elise.

## Bild.

Ich glaube, nahm Asta wieder das Wort, Ihnen schon gesagt zu haben, daß nach dem frühen Tode unserer Eltern, die beiden Schwestern unseres Vaters die Sorge für meine Schwester und mich übernahmen, so daß jede von ihnen eine der Verwaiseten an Kindesstatt annahm. Die ältere unserer Tanten, die tief in Preußen reich verheirathet war, wählte für sich Melanie, so hieß meine Schwester, die sie als Kind gesehen und liebgewonnen hatte, als ich noch nicht geboren war.

Die Ehe dieser Tante war kinderlos geblieben, sie selbst ward bald nach Melaniens Aufnahme Wittwe, und diese öffentlich für ihre künftige alleinige Erbin erklärt.

Ein junger, wenig begüterter Mann lernte Melanie kennen, und es gelang ihm um so leichter, die Einwilligung der Tante zu erhalten, als er sich um die Hand meiner Schwester bewarb, da diese zur Verwaltung ihrer Güter eines männlichen Beistandes bedurfte.

Melaniens Gatte gefiel sich nicht in Preußens öden Wäldern — er war als ein Fremdling dahin gekommen, und wünschte sich in die freundlichere Heimath zurück. Als daher nach einigen Jahren die Tante starb, war es sein erstes Geschäft, Mela-

niens Besitzungen zu verkaufen, und sich in Sachsen anzusiedeln.

Dieß war eben geschehen, als ich mit meiner Tante nach Flinsberg reisete. Als wir von dort zurückkamen, fanden wir einen Brief meines Schwagers, in welchem er uns meldete, daß er uns vergebens in unserm Wohnort aufgesucht habe. Er schloß mit der Bitte um unsern baldigen Besuch.

Der folgende Frühling ward zu diesem bestimmt — doch meiner guten Tante war diese Freude nicht mehr beschieden — sie starb während dem Lauf des Winters.

In Asta's Augen glänzte bei diesen Worten der Schimmer einer wehmüthigen Erinnerung, aber die trübe Regung bekämpfend, sprach sie schnell weiter:

Als ich meiner Schwester unsern Verlust gemeldet hatte, kam sie selbst, um mich für immer zu sich abzuholen. Ihre Erscheinung überraschte mich aufs Angenehmste. In früher Kindheit von Melanien getrennt, die zehn Jahre mehr zählte, als ich, war mir kein bestimmtes Bild von ihr im Gedächtniß geblieben. Jetzt trat mir eine edle Gestalt mit einem höchstanziehenden Antlitz entgegen, und kündigte sich mir mit herzgewinnender Innigkeit als meine Schwester an. Wenige Tage des Beisammenseyns reichten hin, ein festes Band der Liebe zwischen uns zu weben, so daß wir bald so vertraut und einig waren, als hätten wir alle Spiele der Kindheit, und alle Freuden der Jugend miteinander getheilt. Wie im Triumph führte sie mich endlich mit sich fort, indem sie mit zarter Milde unablässig bemüht war, den Schmerz zu mildern und zu zerstreuen, der bei dem Abschied von der Heimath mein Innerstes durchdrang, und allen Abwechselungen einer angenehmen Reise nicht gänzlich weichen wollte.

Es war später Abend, als wir nach einigen Tagen auf dem Landgut meines Schwagers anlangten, der gerade in Geschäften abwesend war. Am folgenden Morgen ließ Melanie mich bitten, mit ihr vor ihrem Bette zu frühstücken, das sie einer kleinen Unpäßlichkeit wegen noch nicht verlassen wollte. Man wies mich durch einige Zimmer, die ich Abends vorher noch nicht betreten hatte. Als ich die Thüre des einen öffnete, fiel mir sogleich ein großes Oelgemälde an einer Wand desselben auf und ich trat unwillkührlich näher und erkannte das Bild des schönen Fremden aus Flinsberg.

Meine Füße wurzelten an den Boden — ich kam mir vor, als sey ich, und Alles um mich her, verzaubert — und in einer, mir selbst noch unverständlichen schrecklichen Ahnung, starrte ich vor mich hin, als die Jungfer eintrat, die, mir die Thüre in Melaniens Schlafzimmer zeigend, mit einem Blick auf das Bild hinzusetzte: das ist unser gnädiger Herr! —

Ein Ausruf des Entsetzens erstarb zum Glück auf meinen Lippen, aber betäubt an allen Sinnen schritt ich in Melaniens Gemach, wo ich blaß und zitternd auf dem Stuhl vor ihrem Bette hinsank, unvermögend, auch nur den Morgengruß auszusprechen. Melanie hielt meinen Zustand natürlich für eine Anwandlung von Uebelseyn, und unter ihren ängstlichen Erkundigungen nach meinem Befinden, kam mir allgemach die Besinnung wieder, und ich fand so viel Worte, meiner Schwester sagen zu können, daß das ein, bei mir nicht ungewöhnlicher Zufall sey, der aber in der Regel ohne weitere böse Folgen vorübergehe, worauf ich, mich mit Gewalt zusammennehmend, das Frühstück besorgte und genoß, so wenig ich auch in diesen Augenblicken das Verlangen nach Speise und Trank empfand. Nie aber war mein Sehnen nach Einsamkeit heißer als diesen Morgen.

Wie soll ich es aber beschreiben, mit welchem Gefühl ich einem Wiedersehen entgegenbebte, das mir noch vor wenig Stunden, wenn ich es mir als möglich gedacht hätte, als die schönste Gabe des Schicksals erschienen wäre! — Wie vermag ich es zu schildern, wie mir bangte vor meinem schwachen Herzen — wie ich meiner unseligen Neigung zürnte, die ich nicht zu besiegen vermochte, und wie ich vor der Möglichkeit erschauderte, daß vielleicht eine Regung von Mißgunst gegen die geliebte, überglückliche Schwester in mir aufwallen könnte! — Was ich damals empfand, läßt sich nicht in Worte fassen, und in der schmerzlichen Verwirrung meines Innern ward mir für jetzt nichts weiter klar, als der Entschluß, mein unseliges Geheimniß fest in meiner Brust zu verschließen, und lieber den Tod zu erleiden, als auch nur durch einen Blick es ahnen zu lassen.

Mein Schwager kam Abends zu Hause. Er erkannte mich sogleich, und scherzte über unser Zusammentreffen in Flinsberg, indem er mir auf eine artige Weise andeutete, daß es ihn freue, in mir die nahe Verwandte zu begrüßen, die er damals vergebens in der Heimath gesucht, ohne zu wissen, daß er sie schon gesehen habe. Ich gewann es über mich, in den Scherz einzustimmen, und noch außerdem allerlei heitres Geschwätz auf die Bahn zu bringen, wodurch es mir glücklich gelang, den Schmerz zu betäuben, der mit verzehrender Gluth in den Tiefen meiner Brust brannte. Wir bildeten einen heitern Familienkreis, und als wir spät auseinandergegangen waren, durfte ich es mir gestehen, daß ich Ursache hatte, mit mir zufrieden zu seyn.

Sie haben sich, bemerkte hier der Doktor, so gut im ersten Kampf gehalten, daß ich Ihnen auf der Stelle ein Lorbeerblatt brechen würde, wenn hier auf diesen Bergen ein so edles Reis grünte.

Damit könnten Sie sich doch ein wenig übereilt haben, lächelte Asta; denn nicht immer bestand ich in der Folge so glorreich in der Prüfung, und so achtsam ich auch über mein Betragen, und über die Regungen meines Herzens wachte, so lockte mich doch nicht selten die Stimme des Geliebten ans Fenster, wenn ich dieselbe im Hof oder Garten vernahm, recht oft glaubte ich da, wo er sich eben befand, etwas zu thun, oder zu holen zu haben, und mehr als einmal, wenn er von einem Besuch oder einem Geschäft zurückerwartet ward, befand ich mich auf dem Wege, auf welchem er heimkehren mußte, ohne so recht zu wissen, wie ich dahin gekommen war — kurz, ich gedachte öfter erst dann meiner Vorsätze, wenn ich sie eben übertrat.

Während ich mich jedoch unablässig bestrebte, froh und unbefangen zu erscheinen, drang sich mir die schmerzliche Ueberzeugung auf, daß Melaniens Gemüth an einer mir unerklärbaren Verstimmung litt, ja daß sie keinen Sinn für ihr Glück, und keine Fähigkeit zum Genuß desselben hatte. Fast immer lag eine Wolke des Mißmuths auf ihrem reizenden Antlitz, die niemand als ich zuweilen zu verscheuchen vermochte, denn es war sichtlich, daß sie oft nur mir zu gefallen sprach, oder an einem geselligen Vergnügen Theil nahm. Ich versuchte es, sie auf die Annehmlichkeiten ihrer Verhältnisse aufmerksam zu machen, aber ich erhielt bei solchen Gelegenheiten nur ein trübes Lächeln, oder eine wehmüthige Liebkosung zur Antwort.

## Haubenschachtel.

Wir waren nun schon einige Wochen an meinem neuen Wohnort verflossen, als wir von einem Verwandten meines Schwagers zu einem Fest eingeladen wurden, das dieser Melanien zu Ehren veranstaltet hatte, die in der Familie ihres Gemahls überall mit Auszeichnung aufgenommen ward. Da das Schloß des Erwähnten mehrere Meilen von uns entfernt war, so sollte unser Aufenthalt daselbst einige Tage dauern, und machte mancherlei kleine Anstalten nöthig, die zu meiner Verwunderung von Melanien mit einer Eile und Aengstlichkeit betrieben wurden, die ich von ihr, so wie überhaupt von keiner verständigen Frau erwarten konnte. Sie schien jedoch die Befremdung nicht zu bemerken, die ihr Benehmen in mir erweckte, indem sie nur bemüht war, mich zu einem gleichen Eifer zu ermuntern, und mich mehr als einmal so dringend, als hienge des Reiches Wohlfahrt davon ab, zu bitten: doch ja zur bestimmten Stunde fertig zu seyn. Ich that nach ihrem Wunsch, und mit dem festgesetzten Glockenschlage begann ganz gemüthlich unsere Reise. Kaum aber waren wir eine halbe Stunde gefahren, als Melaniens Haubenschachtel, die unter den Rücksitz geschoben und schlecht befestigt war, vorwärts rückte, und meines Schwagers Füßen zu nahe kam. Also doch wieder eine verfluchte Schachtel, rief dieser, nachdem ich schon so oft gesagt habe, daß ich dergleichen nicht dulden will? — Melanie erblaßte, und bewies ihm mit sanften Worten, daß sie durchaus zu der bevorstehenden Festlichkeit eines Aufsatzes bedürfe, da sie, wie er wisse, sich nach einer Krankheit das Haar habe abschneiden müssen. Das gilt mir gleich, Du kannst Dich eben so gut als vor zehn Jahren mit einem Tituskopf zeigen, wenn Du nicht thöricht nur der Mode fröhnen und mich ärgern wolltest; entgegnete rauh der Zürnende, indem er ohne Umstände die Schachtel aus dem Wagen und geradesweges in den Teich schleuderte, an welchem wir eben vorbeifuhren.

Seltsam betäubt gedachte ich in diesem Augenblick nur Melaniens Verlegenheit, wenn sie den neuen Aufsatz entbehren mußte, den sie erst zu der bevorstehenden Gelegenheit sich aus der Hauptstadt kommen ließ, und rief deshalb dem Kutscher ein lautes: Halt! zu. Ist nicht von Nöthen — fahr zu! befahl mein Schwager, und der Kutscher gehorchte. Melanie saß leichenblaß vor innerlichem Verdruß an meiner Seite, aber kein Wort gieng über ihre Lippen. Ich werde Dir, nahm mein Schwager nach einem kurzen Stillschweigen das Wort, den Werth Deines Verlustes ersetzen, aber ich werde es jedesmal so machen, wie heute, wenn ich Dich wieder auf der Ungezogenheit ertappe; Schächteln mitzuschleppen. Melanie erwiederte nichts, aber sie warf einen Blick auf ihren Gemahl, vor dem ich erschauderte. Was mich betraf, ich wußte nicht, wie mir geschehen war, aber als die Betäubung des Schreckens

und Unwillens von mir wich, und ich wieder zu klarer Besonnenheit gelangte, fand ich mich plötzlich genesen von der Krankheit meines Herzens.

Wahrlich, unter allen Mitteln gegen die Liebe, wäre mir die Haubenschachtel wohl zuletzt eingefallen, unterbrach der Doktor die Erzählerin.

Mögen Sie immerhin das etwas lächerlich finden, entgegnete diese, es giebt dergleichen zwar seltsame, aber dennoch unfehlbare Heilmittel mehr als Sie glauben, und eine Menge liebewunder Mädchenherzen würden gleich dem meinigen aus dem Grunde geheilt werden, wenn die verblendeten Augen nur Zeit und Gelegenheit hätten, ihre Götzenbilder im häuslichen Leben zu beschauen. Ich wenigstens entdeckte, nachdem der Vergötterte mir auf eine so rauhe Art Amors Binde abgerissen hatte, noch mancherlei liebenswürdige Schwachheiten und schöne Fehler an ihm, die mir aber durchaus weder schön noch liebenswürdig erscheinen mochten, und mich nur mit einer tiefen wehmüthigen Theilnahme an Melaniens trübem Geschick erfüllten. Oft wollte es mir fast scheinen, als fände mein Schwager einen eigentlichen Genuß darin, diese zu quälen, denn ich hatte niemals Kleinigkeiten so wichtig behandeln sehen als von ihm. Bei jeder Ausfahrt, wo Melanie nicht mit dem bestimmten Stundenschlage im Wagen saß, bei jedem Mittags- oder Abendessen, was einige Augenblicke zu spät aufgetragen ward, fuhr er sie an, und über Alles, was ohne ihre Schuld Ungehöriges im Hause geschah, zog er sie stürmisch zur Rechenschaft, während er sich gegen seine andern Umgebungen fast immer nachsichtig und gütig bezeigte, selbst da, wo ernstliche Rügen erforderlich gewesen wären. Nur über Melanie ergoß er seine bösen Launen, ohne sie jemals mit seinen liebenswertheren Eigenschaften zu erfreuen, die alle nur für Fremde vorhanden waren, und nicht selten hatte er kurze Zeit zuvor wie ein Orkan getobt, wenn er, in eine Gesellschaft eingetreten, durch Geist und Witz Alles ergötzte, und durch freundliche Gutmüthigkeit Alles an sich zog.

Aber wie war es möglich, daß Ihr Schwager die arme Melanie so bitter hassen konnte, wenn sie ihm keine erhebliche Veranlassung dazu gegeben hatte? unterbrach die staunende Elise Asta's Rede.

Glauben Sie ja nicht, daß sein Benehmen aus Haß entstand, erläuterte diese, denn dieß war keinesweges der Fall, er hatte sogar eine Art von Zuneigung für Melanie, aber er hielt es unter seiner Würde, ihr anders zu begegnen, weil er sich fast kindisch fürchtete, daß die Welt glauben könne, er stehe unter der Herrschaft seiner Frau, wenn er dieser freundlich und gefällig begegne. Dagegen verlangte er aber von dieser, daß ihr für ihn kein Opfer zu groß, keine Mühwaltung zu schwer seyn sollte. Ueberhaupt waren die Frauen in seinen Augen nur untergeordnete Geschöpfe, für die er keine höhere Bestimmung anerkannte, als den Männern das Leben recht bequem und angenehm zu gestalten.

Doch, unterbrach sich Asta, ich habe wohl genug von den Wunderlichkeiten eines, übrigens allgemein als rechtlich und geistreich anerkannten Mannes gesprochen, um Sie zu überzeugen, daß mein Mißtrauen gegen die Männer, und meine Abneigung gegen einen Stand, den man sehr fälschlich einen heiligen nennt, nicht ein leeres Wahngebilde meiner Einbildung ist. Was Melanie anbetrifft, so ertrug sie die Launen ihres Gatten mit äußerer Geduld, aber mit einer heißen innerlichen Erbitterung, die sichtlich an ihrem Leben nagte. Als ich ihr Verhältniß klar erkannt hatte, mit welchem sie mich nicht früher bekannt machen wollte, als es der Zufall mir darstellen würde, war mein eifrigstes Streben darauf gerichtet, ihre Leiden zu erleichtern, und es gehörte unter meine innigsten Freuden, wenn ich ihr eine heitre Stunde bereiten, oder ein häusliches Ungewitter von ihr abwenden konnte. Nach einiger Zeit gieng auch ein neues schönes Licht meinem Leben auf, und in dem Umgang mit der geliebten Schwester und einem mit uns gleichgestimmten Freund, verfloß mir eine lange Reihe glücklicher Tage, wie mir solche nie wiederkehren werden.

Hier endete Asta, mit der Bemerkung, daß es schon kühl zu werden beginne, und die scharfe Bergluft Elisen schädlich werden könne, schnell abbrechend, ihre Erzählung.

Sehr richtig bemerkt, gab der Doktor zurück, aber ich glaube auch richtig zu bemerken, wenn ich vermuthe, daß unsere Freundin uns das schöne Licht nicht enthüllen will, was ihr Leben so lieblich umstrahlte.

Woran sie vielleicht auch wohl thun würde, da es doch sehr möglich ist, daß es nur ein Irrlicht war, versetzte Asta erröthend.

Aber, fragte Elise, sich zum Aufbruch bereitend, wie ist es denn mit der armen Melanie geworden — ist es ihr nicht möglich, sich von ihrem Quälgeist zu trennen, und so den Frieden wiederzufinden, den er ihr so grausam raubt?

Ach, entgegnete Asta erglühend, Sie kennen die unmenschliche Härte unserer Gesetze nicht — Sie wissen nicht, daß der Gatte das Leben seiner Gattin zur Hölle machen kann, wenn er nur kein öffentliches Verbrechen begeht! Melanie aber wußte das sehr wohl und schwieg, bis sich ein höherer Richter ihrer erbarmte und ihr den Befreier sandte. Sie ist todt! — setzte sie mit schmerzlicher Anstrengung hinzu.

Todt! wiederholte Elise bewegt, und das trauliche Kleeblatt stieg in wehmüthiger Stille die Höhe hinab.

## Tabakspfeife.

Vor des Doktors Wohnung anlangend, begegnete die kleine Gesellschaft dem Hofrath, der eben von einer Lustfahrt nach Charlottenbrunn zurückkam.

Sehen Sie einmal, was ich gefunden habe! rief er dem Doktor entgegen, und zeigte ihm eine Tabakspfeife, deren Kopf mit einer vorzüglich schönen Malerei geziert war.

Unwillkührlich hatte Asta ihm denselben aus der Hand genommen, ihn genau betrachtend, indem sie merklich die Farbe wechselte.

Entschuldigen Sie, flüsterte sie, sich besinnend, indem sie dem Hofrath seinen Fund zurückgab, das kleine Blumengemälde ist ausgezeichnet schön! — Die wenigen Worte schienen ihr jedoch allen Athem gekostet zu haben, denn sie schwieg und wandte sich abwärts, um die tiefe Bewegung zu verbergen, die dem scharfblickenden Doktor schon sichtbar geworden war.

Dieser fragte daher, Asta's stillen Wunsch errathend, den Hofrath: wo er die Tabakspfeife gefunden habe? worauf dieser erzählte, daß dieselbe auf dem Wege von Charlottenbrunn nach Tannhausen seitwärts im Grase gelegen habe, was er so ausführlich beschrieb, daß Asta Zeit genug gewann, sich von ihrer Verwirrung zu erholen, und in das Gespräch eingehen konnte.

## Tannhausen.

So lächerlich es mir auch oft schon vorgekommen ist, die Unterhaltung mit dem Wetter zu beginnen, sagte Asta, als sie am folgenden Morgen mit dem Doktor und Elisen zusammentraf, so erscheint mir doch heute das reine, tiefe Himmelsblau so herrlich, der Sonnenschein so erquickend, und der stille Frieden, der heute so recht fühlbar in der ganzen Natur waltet, so anziehend, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Auch wird das Wetter nur dann ein unwichtiger und lächerlicher Gegenstand des Gesprächs, gab der Doktor zurück, wenn ein Einfaltspinsel uns damit langweilt; aber recht gerne kann es, besonders hier in einem Brunnenort, zuweilen besprochen werden, wo ein so großer Theil des Wohlseyns und der Erheiterung davon abhängt. Um so mehr, fügte er hinzu, gönne ich einem schönen Tage dieses Recht, wenn ein Naturliebendes Gemüth seine Milde und Klarheit in sich aufnimmt, und ein freundliches Auge sie abspiegelt, wie heute das Ihrige, mein Fräulein, den lieblichen Morgen zurückzustrahlen scheint.

Du hast sehr Recht, sagte Elise, und es scheint mir, als müßten wir diesen holden Tag billig durch mehr als leere Lobsprüche ehren, denn wir können wohl keine mildere Luft und keine freundlichere Stimmung zu unserer vorhabenden Fahrt nach Tannhausen erwarten, wenn nehmlich, setzte sie hinzu, Asta und Du, meiner Meinung beipflichten.

Der Doktor bemerkte, daß Asta's Augen bei diesem Vorschlage noch freudiger als vorher strahlten, ja es wollte ihm fast vorkommen, als habe sie nicht ganz absichtlos den heitern Morgen gepriesen, weshalb er sich denn veranlaßt fand, sich sogleich nach einem Kutscher umzusehen.

Unter heiterm Geplauder legte man Nachmittags den Weg bis Charlottenbrunn zurück, wo man am Brunnen ausstieg, um sich durch einen Trank aus dem kühlen Quell zu erquicken. Asta fragte die Brunnenmeisterin, welche geschäftig die Gläser füllte, mit sichtlichem Eifer nach den anwesenden Brunnengästen, und gab zur Rechtfertigung ihrer Wißbegier an, daß unter denselben sehr wahrscheinlich sich ein Verwandter einer ihrer Freundinnen befinde, den sie zu sprechen wünsche. Wirklich fand es sich auch so, aber es schien dem Doktor doch, als ob sie nicht ganz befriedigt den Brunnen verließe, nachdem sie die Brunnenmeisterin gebeten hatte, dem Erfragten ihre Anwesenheit in Altwasser, und ihren Wunsch, ihn zu sehen, so bald als möglich zu melden.

In Tannhausen verfloß unter dem Genuß einer frischen Milch, und einem langen Spaziergang durch das reizende Thal, der übrige Theil des Tages. Als die kleine Gesellschaft, um abzufahren, in den Gasthof zurückkehrte, berichtete die Wirthin: es sey unterdessen ein Herr zu Pferde dagewesen, der sich sehr angelegentlich nach derselben erkundigt habe, und darauf eilig wieder fortgesprengt sey, um sie zu suchen.

Unfehlbar der Vetter meiner Freundin; bemerkte Asta, mit einer Gluth auf den Wangen, die sie in den Verdacht brachte, daß sie einen viel innigern Antheil an demselben nehme, als der Vetter einer Freundin in der Regel einzuflößen pflegt. Was jenen Verdacht noch bestätigte, waren die trüben Wolken, die sich während der Rückfahrt auf ihrer Stirne sammelten, und die sie nicht gänzlich verscheuchen konnte, so sehr sie sich auch bestrebte, den Freunden ein heitres Antlitz zu zeigen.

## Haarbeutel.

Ich muß Dir doch vor allen Dingen einen seltsamen Vorfall mittheilen, der mir gestern begegnete, sagte Klothar zu Emil, der ihn besuchte, als beide an dem Kaffeetisch Platz nahmen, den Klothars alte Muhme geschäftig in die Laube getragen hatte.

Du weißt, ich bin ohnehin als einfordernder Schuldner hier, scherzte Emil, daher denke ernstlich an die Zahlung.

Immer noch Deine alte Sucht nach Liebesgeschichten, mit der wir Dich schon auf der hohen Schule immer neckten, murrte Klothar; an Dir ist der Lesewelt ein tüchtiger Romanenschreiber verloren gegangen.

Wer weiß, was noch geschieht, wenn Du mich mit einem artigen Stoff versorgst, was ich allerdings noch hoffen kann, da man von jeher eine gute Anlage zu einem Romanhelden an Dir wahrnahm — doch zuerst Dein gestriges Abentheuer, wenn ich bitten darf, entgegnete Emil.

Ein kleines Geschäft, begann Klothar, führte mich gestern nach Altwasser, wo ich einen Bekannten antraf, der mich zu einer Flasche Wein in der Dir bekannten Trinkanstalt einlud. Wir fanden dort schon einige Herren, unter welchen sich Einer durch eine Lebhaftigkeit auszeichnete, die es sogleich verrieth, daß er sich schon einen kleinen Haarbeutel angetrunken hatte. Ich merkte Anfangs nicht auf ihn, aber denke Dir mein Erstaunen, als ich vernahm, wie er seine beiden Gesellschafter von seiner nahen Bewerbung um die Dichterin Kora unterhielt, wovon er in einem Ton sprach, der es nur zu deutlich verrieth, daß er seiner Sache fast vollkommen gewiß war. Lange mochte ich meinen Ohren nicht trauen, und wollte mir dann mit Gewalt einbilden, es müsse noch eine andere Kora geben. Aber der verhaßte Mensch säumte nicht, auch diesen Wahn zu zerstören, denn er zog ein beschriebenes Blatt aus seiner Busentasche, und las ein mir wohlbekanntes Gedicht von Kora seinen Gesellschaftern so vernehmlich vor, daß ich jedes Wort verstand. Darauf sprach er von höchst glänzenden Aussichten, die sich ihm eröffneten, und schilderte mit wortreicher Begeisterung sein künftiges Glück als Kora's Gatte. Ich wußte wirklich kaum, ob ich wachte, oder ob ein böser Traum mir die Sinne verwirrte — Schmerz und Zorn preßten mir die Brust zusammen, so daß ich keines Wortes mächtig blieb, und indem ich bewußtlos ein Glas nach dem andern leerte, nur damit umging, dem widerwärtigen Unbekannten etwas anzuhaben, dem ich am liebsten mit dem Degen in der Hand gegenüber gestanden hätte. Doch derselbe verließ nun die Laube, wo wir tranken; er trat auf den Weg hinaus, wo eben ein Wagen vorüberfuhr, in welchen er zierliche Grüße sandte. Die Fahrenden erwiederten dieselben, und ich vernahm ein: guten Abend, Herr Hofrath! das, wie mich dünkte, keine andern als Kora's Lippen so lieblich und wohlklingend aussprechen konnten. Bis ins Innerste erschüttert stürzte ich hinaus, aber der Wagen rollte schon fern, und der Verhaßte folgte demselben mit Sturmschritten.

Laß sie fahren, wenn ihre Treue so wankend ist! Das ist der beste Rath, den ich Dir geben kann, versetzte Emil.

Treue? wiederholte Klothar, die habe ich von ihr nicht zu fordern, denn sie hat mir keine gelobt; aber ich Thor schmeichelte mir mit dem albernen Wahn, daß sie mein Bild still im Herzen tragen würde, wie ich das ihre in mir bewahre — daß sie und ich Eins wären, fest und unzertrennlich, wie feindlich auch Raum und Zeit sich zwischen uns stellen mochten! — Es war ein Irrthum! setzte er bitter hinzu, finster vor sich hinausschauend in die abendhelle Ferne.

Das mag ein ziemlich wunderliches Verhältniß gewesen seyn zwischen Dir und Kora, wozu ein Ungeweihter natürlich nicht viel Vernünftiges zu sagen vermag, entgegnete Emil, daher zahle lieber, ohne dem Mahner zu zürnen, Deine Schuld — es kann sich, wenn man genau unterrichtet ist, vielleicht noch Alles zu einem erwünschten Ende führen lassen.

Nicht wahr, das wäre wieder einmal ein würdiges Feld für Deine Thätigkeit! erwiederte Klothar, der sich mitten im Verdruß des Lachens nicht erwehren konnte, als er den Freund noch seiner alten Lieblingsneigung nachhängen sah, die von jeher darin bestand, den freundlichen Vermittler zwischen entzweiten Liebenden zu machen. Du wirst Dich aber dießmal doch verrechnen, setzte er hinzu, so wie Du Dich auch in der Hoffnung auf eine lange und breite abentheuerliche Liebesgeschichte täuschest, was Dir ganz klar werden wird, so bald ich Deinem Verlangen genügen werde, welches jedoch, um Dir wenigstens den guten Willen zu zeigen, ohne Säumen geschehen soll.

## Sternenpaar.

Du erinnerst Dich wohl noch, fuhr er darauf fort, wie und wo ich das Wesen wiederfand und erkannte, nach dessen Anschauen ich mich schon lange mit einer, mir selbst unerklärbaren Innigkeit gesehnt hatte. Du kannst es Dir daher leicht denken, wie erfreulich ich überrascht ward, als ich am folgenden Tage durch Frau von Wiburg erfuhr, daß Kora einem nahe benachbarten Hause angehöre, welches mit dem ihrigen fast in beständigem Verkehr stehe, der nur seit einigen Wochen durch eine Unpäßlichkeit der Hausfrau unterbrochen worden sey.

Unter solchen Verhältnissen konnte es mir nicht an Gelegenheit fehlen, mich Kora zu nähern, und wir beide empfanden bald unsere geistige Verwandtschaft, deren wir uns immer klarer bewußt wurden, da fast jedes unserer Gespräche die Bande derselben fester knüpfte, denn jedes meiner Gefühle fand in ihrer Brust das verschwisterte, und jeden meiner Gedanken gaben ihre Worte mir zarter und anmuthiger zurück. Vergebens jedoch würde ich es versuchen, Dir den stillen Seelenverein zu schildern, der sich, ohne irgend ein Wort der Erklärung, zwischen uns gebildet hatte — vergebens würde ich streben, Dir die schönen Stunden gegenseitiger Mittheilung vorüberzuführen, die uns aus dieser innern Uebereinstimmung erblühten, aber das Leben hat nichts mehr, was mich so gänzlich befriedigen, so reich beseligen könnte, als der Umgang mit Kora. Das Bild, das ich einst mit stürmischer Jugendgluth umfaßt hatte, war in die Schatten der Ferne zurückgetreten vor dem reineren Gefühl, das nun meine Brust erfüllte, und Kora's Augen waren das freundliche Sternenpaar, das mild und heilverheißend meinem Leben leuchtete.

Kora lebte im Hause eines Verwandten, den ich Eberhard nennen will — denn Du vergönnst mir wohl, seinen und Kora's eigentlichen Namen für mich zu behalten — dessen Gattin oft unpäßlich, und deshalb an dem häufigen Besuch geselliger Versammlungen verhindert war. Kora leistete ihr alsdann fast immer Gesellschaft, wo mir, wenn ich wollte, der Zutritt zu den Frauen gestattet war, eine Vergünstigung, die ich jeder andern Zerstreuung vorzog, da auch die holde Kranke ein geist- und gemüthvolles Wesen war, die oft recht sinnig und anmuthig an unserer Unterhaltung Theil nahm.

So waren fast zwei Jahre verflossen, als diese plötzlich starb. Kora erlag fast dem Schmerz, denn die Verstorbene war ihr unendlich theuer, und die einzige nahe Verwandte, die sie noch besaß. Sie fand sich durch dieß Ereigniß veranlaßt, Eberhards Haus mit einem andern Aufenthalt zu vertauschen, weshalb ihr Wiburgs das ihrige anboten, ein Vorschlag, den sie freundlich anzunehmen nicht lange säumte.

Nach einigen Monaten, während denen sich Kora's Schmerz in milde Wehmuth aufgelöset hatte, bemerkten wir alle, daß Eberhard das Wiburgsche Haus öfter noch, als es bisher geschehen war, zu besuchen und Kora auszuzeichnen begann. Daneben warf er mir oft finstere Blicke, oder bittere Worte zu, und bezeigte sich fast eben so trocken und schroff gegen mich, als er mir früher wohlwollend und freundlich entgegenkam. Es ging damit so weit, daß sein Bestreben mich zu beleidigen sichtbar ward, und es gewiß zwischen uns zu unangenehmen Erklärungen gekommen wäre, wenn der Landrath es nicht immer auf eine geschickte Art abzuwenden gewußt hätte. Bald erzählte sich die ganze Gegend, daß Eberhard um Kora's Hand zu werben gedenke, was mir sein Benehmen schon früher deutlich verrathen hatte.

Für den Zeitraum von einigen Jahren, bemerkte hier Emil, ist, was die Begebenheiten anbetrifft, Deine Geschichte eben nicht reich ausgestattet.

Sagte ich es Dir doch vorher, lächelte Klothar, daß Du Deine Rechnung nicht finden würdest, und ich bedaure Dich wirklich, wenn Dir das Ende meiner Erzählung eben so wenig, als der Anfang, gefallen sollte. Doch, setzte er hinzu, vielleicht darf ich noch hoffen, daß jenes Dich mehr befriedigt — denn es kommt darin wenigstens eine Begebenheit vor, der wir unser dießmaliges Wiedersehen verdanken.

So laß mich dieselbe ungesäumt vernehmen, da sie schon als die Ursache dieses erfreulichen Ereignisses meine Theilnahme in Anspruch nimmt, entgegnete Emil.

## Entenjagd.

Zu der Besitzung des Landraths Wiburg, begann aufs neue Klothar, gehörte auch ein großer, in einer anmuthigen Waldgegend gelegener Teich, der von einer Menge Wassergeflügel bewohnt ward. Auf demselben veranstaltete er gewöhnlich in jedem Sommer eine Entenjagd, wozu er die ganze Gegend einzuladen pflegte. Dieß geschah auch vor zwei Jahren. Am Ufer des Teiches, unter weitschattenden Eichen und Buchen, war von Fichtenzweigen eine mit Blumengewinden geschmückte Laube errichtet, wo nach der Jagd das Mittagsmahl eingenommen ward, zu welchem sich auch die Frauen einfanden. Wir saßen lange an der Tafel, wo es so fröhlich herging, daß Scherz und Gespräch gar kein Ende nehmen wollten. Als wir endlich aufgestanden waren, bat mich Kora, sie an ihren Wagen zu begleiten, und ihr aus demselben eine Flasche Wein nebst einigen andern Kleinigkeiten zu reichen, die sie dort aufgehoben hatte, und jetzt in einen Korb packte. Sie sagte mir, während dem sie damit beschäftigt war, daß sie dies Alles der Försterin bringen wollte, einer jungen Frau, die früher in ihrem Dienst gestanden hatte, und jetzt an einer langwierigen Krankheit darniederlag. Sie setzte hinzu, daß sie zum Thee, den man dort im Freien zu trinken beschlossen hatte, unfehlbar wieder da seyn werde, worauf sie, meine Begleitung ablehnend, den Weg nach der Försterwohnung einschlug.

Eine kleine Weile später, als ich zu der frohen Versammlung in der Laube zurückgekehrt war, erscholl draußen plötzlich der Ruf: ein toller Hund! Ich stand dem Ausgang der Laube gegenüber, und sah wirklich in demselben Augenblick einen großen Hund auf dem Wege hinlaufen, den Kora genommen hatte, und ein namenloses Entsetzen faßte mich. Außer mir, sprang ich in den Winkel der Laube, wo die Gewehre hingestellt waren, und riß des Landraths noch geladene Doppelflinte hervor. Dieß that ich jedoch in der Angst so unvorsichtig, daß sich ein Hahn an derselben aufzog, der, als ich sie im Arm faßte, losgieng, und Erhards Sohn, einen zehnjährigen Knaben, zu Boden stürzte.

Denke Dir, wenn Du kannst, das Entsetzen und die Verwirrung der Gesellschaft! Alles stürzte zu dem Getroffenen — ich allein hatte keinen andern Gedanken, als Kora's Gefahr. Mit wüthender Gewalt drang ich durch das Getümmel, und eilte dem Hunde nach. Dieser war jedoch so schnell gewesen, daß ich zur Försterwohnung gelangte, ohne ihn gesehen zu haben. Athemlos schwankte ich hinein, um Kora zu warnen. Diese aber saß, als ich die Thüre öffnete, ruhig an dem Bette der Kranken, wo der verfolgte Hund mit lang heraushängender Zunge zu ihren Füßen lag. Das Blut erstarrte mir bei diesem Anblick in den Adern. Um Gotteswillen, retten Sie sich — der Hund ist toll! rief ich mit der letzten Kraftanstrengung, die mir zu Gebot stand. Kora fuhr bei diesen Worten heftig zusammen, doch eben so schnell kehrte auch ihre Fassung zurück. Was ist Ihnen in den Sinn gekommen, sprach sie mit sichtlichem Mißfallen, daß Sie die arme Kranke hier so rücksichtslos erschrecken? — Dieser Hund gehört dem Förster, und ist gesund, setzte sie hinzu, indem sie sich besorgt zu der Kranken beugte, die sich ängstlich aufgerichtet hatte. Fürchte Dich nicht, gute Christiane, beruhigte sie diese, er ist ganz gesund — sieh nur! Sie ließ sich damit auf den Fußboden nieder, und liebkosete lächelnd dem Hunde, der auch wirklich durch freundliche Erwiederung sein Wohlbefinden kund gab. Dann stand sie wieder auf, reichte der Kranken ein Glas Wein, rückte ihr die Kissen zurecht, und kündigte ihr auf den folgenden Tag den Besuch des Arztes an, den sie zu ihr senden wolle.

Ich war vom schnellen Lauf erschöpft, von Schrecken und Entsetzen bis ins Innerste erschüttert, noch am Eingang auf einen Stuhl gesunken. Meine Pulse flogen, meine Brust drohete zu zerspringen, indem ich, des Schrecklichen, was durch mich geschehen war, mich nur wie eines gräßlichen Traumes dunkel erinnernd, nichts sah und dachte, als Kora. Höchst wunderbar drückte sich, trotz meiner Geistesverwirrung, Alles was sie that und sagte, tief und unauslöschlich in mein Gemüth. Endlich nahm diese meinen Zustand wahr. Mein Gott, was ist Ihnen begegnet? rief sie, zu mir eilend.

Man nannte diesen Hund toll — er lief den Weg, den Sie gegangen waren! preßte ich heraus, indem ich erblassend zurücksank. Kora glaubte mich von einer Ohnmacht angewandelt, sie goß Wein auf ihr Taschentuch, und rieb mir damit die Schläfe. Also um meinetwillen? flüsterte sie, über mich hingebeugt, mit Tönen, wie ich sie noch nie von ihren Lippen vernommen hatte — der Hauch der Liebe beseelte die kurzen Laute. Meine Kräfte und meine Besinnung waren zurückgekehrt, aber ich vermochte nicht, Kora das schreckliche Ereigniß zu verkünden, sondern das Andenken daran gewaltsam in mein Innerstes zurückdrängend, zog ich ihre Hände an die glühenden Lippen, ohne sie wieder loslassen zu können. Sie ließ es verwirrt und erröthend geschehen.

Kora, ich liebe Sie unaussprechlich! flüsterte ich ihr zu. Sie entgegnete nichts, aber sie senkte die Augen zu Boden, und erwiederte leise meinen Händedruck. In diesem Augenblick hielt des Landraths Wagen vor der Thüre, in welchen sie und ich von dem hereingesandten Bedienten dringend berufen wurde.

Weiß das Fräulein, was geschehen ist? fragte mich der Landrath, als wir mit ihm fortfuhren. Ich verneinte. So bereiten Sie sich, etwas Trauriges zu erfahren, wandte er sich darauf an Kora, was Sie mit Fassung ertragen müssen; worauf er diese, so schonend als möglich, mit dem Vorgefallenen bekannt machte.

Immer mehr erblassend, je weiter er sprach, vernahm Kora, ohne ein Wort zu erwiedern, seinen Bericht. Was nun aber Sie anbetrifft, wendete sich nach der Beendigung desselben der Redende zu mir, so glauben Sie mir wohl, ohne viele wortreiche Versicherungen, daß es mir weh thut, Ihnen bemerklich machen zu müssen, wie mein Haus ferner kein Aufenthalt für Sie seyn kann, und wie Sie nur durch schnelle Entfernung sich einer Menge von Unannehmlichkeiten — der in solchen Fällen gesetzlichen Strafe nicht einmal zu gedenken — entziehen können. Der Knabe ist nach unser Aller Ermessen — der Wundarzt ist noch nicht da — gefährlich verwundet, ja ihr unglücklicher Schuß streifte selbst Eberhards Arm, so daß derselbe heftig blutete. Es ist Ihnen bekannt, mit welcher abgöttischen Liebe dieser an dem einzigen Sohne hängt, weshalb es Sie nicht befremden kann, wenn er, wie das wirklich der Fall ist, wie ein gereizter Löwe wüthet. Ja ich darf Ihnen selbst das Schlimmste nicht verhehlen: Eberhard will Absichtlichkeit in Ihrer unbesonnenen That wahrnehmen, und sucht nicht ohne Erfolg die Meinung zu erregen, daß der unglückliche Schuß ihm selbst zugedacht gewesen sey, und nur zufällig die falsche Richtung erhalten habe. Was scheinbar für seine Behauptung spricht, war Ihre fortgesetzte — ich möchte fast sagen — rasende Verfolgung des Hundes, den Sie, wie man weiß, sehr wohl kannten, der noch, wie Sie wußten, vor wenig Stunden ein Gegenstand der Bewunderung der Jagdgesellschaft gewesen war, und von welchem man Ihnen wiederholt zurief, daß derselbe gesund, und der ganze blinde Lärm nur von einem einfältigen Bauerburschen erregt sey. Als Eberhard, nach der Betäubung des ersten Schreckens, wieder zur Besinnung kam, und die erwähnten Umstände vernahm, ergriff er sein Schießgewehr, um Sie seiner Rache zu opfern, was natürlich von den Anwesenden verhindert ward.

Der heimliche Groll, setzte der Landrath mit einem Blick auf Kora hinzu, den Eberhard gegen Sie hegt, wird Ihnen längst bekannt, und die Ursache desselben Ihnen gleichfalls klar geworden seyn, weswegen Sie die triftigsten Gründe haben, sich der Verfolgung des furchtbar Gereizten schleunigst zu entziehen.

Das will ich nicht! entgegnete ich heftig; da meine unselige That mich um das höchste, einzige Heil meines Lebens bringt, so möge mir immerhin Alles widerfahren, was Groll und Rache mir zufügen können! Möge der Rasende mich in seiner ersten Wuth ermorden, mir gilt es gleich, denn von hier verbannt, setzte ich rücksichtslos hinzu, wird mich, wohin ich auch gehe, nur eine verödete Wüste, eine sternlose Nacht umgeben!

Kora, die bisher bleich und regungslos mir gegenüber saß, beugte sich zu mir. Wenn mein Wort — wenn meine Ruhe — wenn der ganze Frieden meines Lebens Ihnen etwas gilt, flüsterte sie mit erstickter Stimme, so beschwöre ich Sie: entziehen Sie sich den Folgen Ihrer Unbesonnenheit!

Bis ins Innerste erschüttert von diesen Tönen der Liebe und Angst, vermochte ich ihr nicht zu antworten.

Soll ich vergebens bitten — soll noch mehr Schreckliches geschehen? begann sie bebend von Neuem.

Nein, ich gehorche Ihrem Willen! entgegnete ich, als eben der Wagen vor unserer Wohnung hielt. Der Landrath führte Kora ins Haus, indem er mich folgen hieß. Fräulein, sprach er, im Zimmer angelangt, zu Kora, überzeugen Sie sich von der Nothwendigkeit, sich fassen zu müssen. Eberhard verlangt, zwar mit Ungestüm, aber mit Recht, Ihre Pflege für den verwundeten, Ihnen so nahe verwandten Knaben, ein Begehren, welches Sie gewiß nicht zurückweisen werden. Mein Wagen steht noch bereit, Sie sogleich in Eberhards Haus zu bringen, woselbst Sie nicht vergessen dürfen, daß die Aeußerungen Ihres Schmerzes nichts verbessern, wohl aber Vieles verschlimmern können. Nehmen Sie daher jetzt Abschied von Ihrem Freund, setzte er hinausgehend hinzu, denn Sie werden ihn vielleicht lange nicht wiedersehen.

Außer mir schloß ich Kora zum ersten und letzten Mal in die Arme. Sie duldete meine glühenden Abschiedsküsse, riß sich, ohne daß wir einander ein Wort zu sagen vermocht hatten,

endlich los, und stürzte hinaus in den Wagen, der auf ihren Befehl rasch mit ihr dahinflog.

Der Landrath kehrte zu mir zurück. Sein Wohlwollen für mich, und seine Freundschaft für Eberhard, dem er noch überdem große Verbindlichkeiten hatte, bewogen ihn, meine Abreise aufs Schnellste zu befördern. Höchst freundlich und großmüthig stattete er mich mit allen Reisebedürfnissen aus, und gab mir Empfehlungsbriefe an einige in Schlesien wohnende Freunde, im Fall ich vielleicht einer Verwendung bedürfen sollte. So war ich denn nach einer durchreiseten Nacht schon am folgenden Morgen über die Landesgränze hinaus.

Da ich, wie Du weißt, keine andern nahen Verwandten mehr habe, als meine Muhme, die Du vorhin gesehen hast, so beschloß ich, bei ihr fürs Erste meinen Aufenthalt zu nehmen. Sie empfieng mich mit vieler Liebe und Freude, und verlangte, daß ich für immer bei ihr bleiben, und ihr kleines Besitzthum, welches sie zu meinem Erbe bestimmt hat, verwalten sollte. Ich mochte ihr dieß nicht geradezu abschlagen, und bald sagte diese liebliche Einsamkeit meiner trüben Gemüthsstimmung so zu, daß ich mich bis heute noch zu keiner Veränderung meiner Lage habe entschließen können.

Nach einigen Monaten machte mir der Landrath, einer getroffenen Verabredung gemäß, in einem öffentlichen Blatt, und in Ausdrücken, die nur mir verständlich waren, die Genesung des durch mich verwundeten Knaben bekannt. So tröstlich mir jedoch diese längst ersehnte Nachricht auch war, so vermochte sie mir doch den heitern Sinn nicht zurückzugeben, der mich sonst beglückte, und obwohl nun schon zwei Jahre seit jener unglücklichen Begebenheit verflossen sind, so gelange ich dennoch mit jedem Tage mehr zu der Ueberzeugung, daß ohne Kora mein Leben nie wieder Werth und Gehalt gewinnen wird.

Und hast Du seitdem nichts weiter von ihr erfahren? fragte Emil, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Nein, entgegnete Klothar, denn ich hatte dem Landrath versprechen müssen, weder an ihn selbst, noch an Kora zu schreiben. Nur in der Zeitschrift, wo sie zuweilen Gedichte einrücken läßt, fand ich einige Lieder, die eine tiefe Wehmuth aussprachen, worauf auch ich einige ähnliche Dichtungen unter meinem, nur ihr bekannten Dichternamen, in dieselbe aufnehmen ließ, in der Hoffnung, daß diese stillen Boten den sichersten Weg zu ihr finden würden. Ja, ein Lied von ihr, was ich bald darauf fand, machte es mir wahrscheinlich, daß sie meine Gedichte gelesen und verstanden hatte, aber seitdem — es ist fast ein Jahr verflossen — empfieng ich kein solches Zeichen ihres Andenkens mehr.

Aber wie kömmt es, bemerkte Emil, daß Du Dich nicht in eine Lage zu versetzen suchst, die es Dir erlaubt, Kora Deine Hand zu bieten? Oder besitzt sie selbst nicht so viel Vermögen, um — wie ja die Liebe das gewöhnlich thut — Alles gehörig ausgleichen zu können?

Was sie besitzt, versetzte Klothar, reicht nur für sie selbst hin, und eine Anstellung, wie sie mir werden kann, setzt mich nicht in den Stand, Kora ein Loos anzubieten, wie es ihrer würdig ist. Meine Gattin müßte ich in ein wohleingerichtetes Haus führen können, und nur als die freundliche Beherrscherin desselben, als die verständige Vorsteherin des Ganzen würde ich sie sehen mögen, da es mich verletzen würde, wenn sie sich zu unwürdigen Geschäften erniedrigte. Bei diesen Ansichten wirst Du es ganz natürlich finden, daß unerreichbare Wünsche mir fern blieben. Ich habe ihrem Besitz entsagt — und glaube mir, guter Emil, zum Entsagen gehört mehr Kraft als zum Erwerben — aber ich bin nicht stark genug, den Schmerz von mir zu werfen, der seit der Trennung von ihr mein ganzes Seyn und Wesen durchdrungen hat, und der zum finstersten Lebensüberdruß werden würde, wenn nicht Freiheit, Naturgenuß und Dichtkunst mir immer die frischen Eindrungsquellen darböten.

Klothars Muhme, die das Abendessen ankündigte, unterbrach hier das Gespräch.

## Pudel.

Dein Pudel, sprach, als man bei Tische saß, die Muhme zu Klothar, hat vorhin, wie ich glaube, eine alte Bekanntschaft erneuert. Ich war nehmlich zu den Flachsarbeitern gegangen, wohin er mich begleitet hatte, und sah, als ich bei diesen stand, eine Gesellschaft von zwei Herren und zwei Damen in geringer Entfernung vorübergehen. Dein Pudel lief derselben bellend nach, aber als er näher kam, sprang er mit lauten Freudensbezeigungen an die eine Dame hinauf, die einen lauten Schrei ausstieß. Mir war bange, daß sie erschreckt seyn möchte, aber zu meinem Trost streichelte sie den Hund, und die Uebrigen lachten. Man schien die Dame mit ihrer Furcht zu necken, denn ich vernahm deutlich, daß der Eine von den Herren ihr versicherte, sie sey blaß geworden, und der Andere behauptete, ihr Antlitz glühe noch feuriger als die eben untergehende Sonne.

Wohin sind sie gegangen? unterbrach Klothar die Erzählende, indem er unwillkührlich aufsprang.

Nicht weit, entgegnete die staunende Muhme, denn dort unten am Erlengebüsch stand ein Wagen, in den sie sämmtlich einstiegen und davon fuhren.

Langsam ließ Klothar sich wieder auf seinen Sitz nieder, aber auf seiner Stirne lagerten sich während der Mahlzeit immer trübere Wolken, indem es ihm nur mit Mühe gelang, ein leidliches Gespräch im Gang zu erhalten.

Als er nach Tische mit Emil sich wieder allein befand, sagte dieser: Es macht meinem Scharfsinn wenig Ehre, die Ursache Deiner heftigen Bewegung vorhin errathen zu haben; Du glaubst, Kora ist Dir nahe.

Ja, entgegnete Klothar, es ist mir fast gewiß geworden; aber so leicht es Dir seyn mußte, dieß zu errathen, so schwer möchte es Dir dagegen werden, den Kampf zwischen Schmerz und Freude zu ermessen, mit welchem ihre Nähe mein Innerstes erfüllt und verwirrt, besonders wenn ich mir die seltsame Erscheinung von gestern zurückrufe, und es mir vorstelle, wie ich ruhig zusehen müßte, wenn jener Verhaßte die kühne Hand nach meinem höchsten Glück ausstreckte, und es ungehindert von mir heimführen dürfte — ich kann den Gedanken kaum denken!

Aber Du wunderlicher Mensch, fiel Emil dem Freund in die Rede, wie kann Dich diese Vorstellung so erschüttern, da Du jedem Streben nach ihrem Besitz entsagt hast?

Diesem Streben zu entsagen, entgegnete Klothar, gebot mir die Vernunft und meine Liebe, die mir die Kraft gab, lieber jede Hoffnung auf Glück zu opfern, als die Geliebte in meinen eingeschränkten Lebenskreis herabzuziehen. Aber den Glauben an ihren und meinen innigen und unauflöslichen Seelenverein vermag ich nicht aufzugeben, ohne den Rest meiner Ruhe — ohne mich selbst zu verlieren!

Es ist auch, tröstete Emil, vielleicht ganz anders, als Du es Dir nach dem gestrigen Auftritt denkst. Du gestehst ja selbst, daß jener Mensch, der Dich so gewaltig ärgerte, einen leichten Rausch hatte, und es ist weltbekannt, daß man in diesem glücklichen Zustand oft Luftschlösser baut, ohne sich eben sehr darüber zu verwundern, wenn dieselben bei nüchternem Muthe wieder zusammenstürzen. Suche daher, wenn Du gutem Rath folgen willst, Dich der Geliebten wieder zu nähern, was, wie ich glaube, nicht eben schwer seyn dürfte, da sie sich vermuthlich gegenwärtig in einem der naheliegenden Brunnenörter befindet — und prüfe dann selbst die Kraft und Innigkeit des erwähnten Seelenvereins. Es wird mich freuen, wenn derselbe sich als ächt bewährt.

Damit schüttelte er treuherzig Klothars Hand, und bestieg sein Pferd, das schon eine kleine Weile ungeduldig vor der Gartenpforte gescharrt hatte.

## Vetter Michel.

Der Doktor, Elise und Asta saßen nach dem Brunnentrinken noch im Freien gemüthlich beisammen, als der Hofrath, mit einem großen Stockschirm gerüstet, zu ihnen trat. Sein Antlitz war sichtlich von einem ungewöhnlichen Entzücken verklärt, und er eilte, Asta die Nachricht mitzutheilen, daß Concordia, die eben auf einer kleinen Gebirgsreise sich befand, diesen Nachmittag einige Stunden in Salzbrunn verweilen werde, wohin, um sie dort zu begrüßen, er selbst sich zu begeben, im Begriff sey. Anstatt aber, wie alle glaubten, sogleich den Weg anzutreten, blieb er stehen, da, wenn einmal diese Saite angeschlagen war, er sich den Genuß nicht versagen konnte, von dem Gegenstand seiner Wünsche zu sprechen. Die Erfüllung derselben ward ihm, je öfter und ausführlicher er dieß that, immer gewisser, und so verlor er sich denn auch jetzt in eine so begeisterte Schilderung seines künftigen häuslichen Glücks, daß seine andächtigen Zuhörer nur mit Mühe eine starke Anwandlung von Lachlust unterdrücken konnten. Ja, er ging endlich so weit in seinem Eifer, den einige Einwendungen des Doktors immer mehr anregten, daß er geradehin behauptete, man könne, der ganzen Welt und allen Verhältnissen zum Trotz, mit dem geliebten Gegenstand selbst in einem Maulwurfhaufen glücklich seyn.

Was sagen Sie zu dem Allen? wandte sich der Doktor zu Asta; sollte es der Beredsamkeit unseres Freundes nicht gelingen, Sie von Ihrer Freigeisterei zu bekehren, und Ihnen die Ehe in einem andern Licht darzustellen, als das ist, in welchem Sie sich gewöhnt haben, dieselbe zu betrachten?

Ach, lächelte Asta, ich bin eine arge, verstockte Ketzerin, denn die rührenden Schilderungen, die ich eben vernommen habe,

lassen dennoch mein Gemüth unbewegt. Was ich auch Schönes über diesen Gegenstand hören und lesen mag — die Ehe erscheint mir im besten Fall nur als ein langweiliges, geisttödtendes Verhältniß, denn die Gewohnheit raubt dem immerwährenden Beisammenseyn allen Reiz, und dieses offenbart immer mehr gegenseitige Mängel, an denen, wie an einem langsamen Gift, auch die heißeste Liebe endlich sterben muß. Auch ist wohl an kein zartes Begegnen der Herzen, an kein freundliches Werben der Neigung um Neigung mehr zu denken, weil der Mann Herr geworden ist, und alle Opfer, alle Liebesbeweise der Gattin nur als einen ihm gebührenden Zoll empfängt, wofür er sich nicht einmal zu einem kalten Dank verpflichtet glaubt. Solche Herrschaft aber vermag eben so wenig ein edles Frauenherz zu fesseln, als die demüthige Unterwürfigkeit, mit welcher sich wohl zuweilen ein Schwachkopf vor der ehelichen Gebieterin beugt, und nur, wo weder von Beherrschen noch Gehorchen die Rede ist, kann ein freies schönes Verständniß verwandter Seelen sich gestalten.

Ihre Bemerkungen enthalten im Ganzen viel Wahrheit, versetzte der Doktor, und ich trete Ihrer Meinung bei, so bald Sie mir Ausnahmen zugeben wollen, zu denen ich meine Ehe gerne gerechnet wissen möchte.

Diese beweiset schon an und für sich die Möglichkeit solcher Ausnahmen, an die ich gerne glauben will, die ich jedoch für sehr selten halte, entgegnete Asta.

Das kann ich leider nicht bestreiten, sagte der Doktor, aber, fuhr er fort, wollen Sie uns wohl auch erklären, wie Sie sich das glückliche Verhältniß zweier Liebenden denken, da Sie den Begriff eines solchen von der Ehe trennen?

Setzen Sie zum Beispiel den Fall, begann Asta nach einem kurzen Besinnen, ich lebte in einer anmuthigen ländlichen Gegend, und nicht ferne wohnte ein liebenswerther Mann, der Gemüth und Geist genug besäße, mein Herz einzunehmen und meinen Verstand anzuziehen — denn etwas Geist gehört nun einmal zu jeder ordentlichen Liebe, wenn sie sich nicht bald in den großen Urstoff auflösen soll, aus welchem die Welt entstanden ist. Dieser erwähnte freundliche Nachbar findet nun eben so viel Wohlgefallen an meiner Gesellschaft, als ich an der seinigen, und besucht mich oft, wiewohl nicht täglich, weil er wohl mitunter von irgend einer Veranlassung daran gehindert wird. Da sitze ich nun in der trüben Dämmerung des Winterabends, und während der rauhe Nordwind die Schneeflocken vor dem Fenster wirbelt, frage ich mich selbst: ob der Freund heute wohl noch kommen wird? und recht innerlich betrübt antworte ich mir: daß es bei solchem Wetter wohl schwerlich geschehen dürfte. Aber dennoch lausche ich immerfort, ob nicht die Hausthüre geöffnet wird? Mehr als einmal geschieht das wirklich, aber nicht durch die Hand des Ersehnten, und ich fürchte mich nun immer ernstlicher vor den langen einsamen Abendstunden. Aber horch! da öffnet sich noch einmal die Hausthüre — ein wohlbekannter Gang wird hörbar — eine wohlbekannte Stimme grüßt den heraustretenden Diener — Er ist es! jubelt mein Herz, und der süße Schreck bebt durch mein ganzes Wesen. Er hat Sturm und Schneegestöber nicht gescheut, um mich zu sehen, weshalb ich ihm noch freudiger entgegentrete, als sonst. Während wir die ersten, an sich unbedeutenden Reden wechseln, wird das Theezeug gebracht. Bald sitzen wir nun an dem traulichen Tisch, wo das siedende Wasser lieblich singt, und der Thee Wohlgeruch duftet. Mein Freund hat ein neues Buch mitgebracht, oder findet ein solches bei mir vor, und wir lesen abwechselnd und sprechen über das Gelesene. Ist kein Buch da, so nimmt er auch wohl die Guitarre, und begleitet damit einige unserer Lieblingslieder. Auch geschieht es zuweilen, daß er ein Gedicht mitbringt, was er selbst verfaßt hat — denn mein Freund muß nothwendig auch ein Dichter seyn, weil die Poesie die höchste und feinste Würze eines zärtlichen Verhältnisses ist — und welches er mir zur Beurtheilung vorlegt. Nun prüfe ich sein Werk, so scharf ich es nur vermag, bin freigebig mit Lob und Tadel, und necke ihn wohl zum Scherz eine ganze Weile mit einem einzigen kleinen Fehler, wenn ich einen solchen entdecke, bis er endlich in seiner Dichtung die Abänderung trifft, die mir passend scheint, oder bis er mir mit hinreichenden Gründen beweiset, daß ich Unrecht habe. So, und auf ähnliche Weise fliegt der lange Abend so schnell dahin, daß wir uns oft nicht wenig wundern, wenn der Wächter die Trennungsstunde verkündet. Aber auch in den Gesellschaften, die ich besuche, treffe ich den Freund und freue mich seines geistreichen Gesprächs. Er ist es, dessen zarte Neigung jedes Verhältniß meines Lebens verschönert, jeden Kunst- und Naturgenuß mir erhöhet, indem er ihn mit mir theilt. Die Flur grünt frischer, die ich an seiner Seite durchwandle, die blühende Laube haucht mir lieblichere Düfte entgegen, wenn er in ihren erquickenden Schatten tritt, und die Blumen entfalten sich schöner, wenn unsere vereinten Blicke sie grüßen! — Wo wir uns auch finden, wir haben uns immer etwas mitzutheilen, was unsern Geist und unser Gemüth beschäftigt. Wir haben also immer etwas zu wünschen, zu hoffen und zu fürchten, weil wir auch oft mancherlei kleine Hindernisse bekämpfen müssen, um zu einer ungestörten Unterredung zu gelangen. So gleicht im Ganzen ein Tag dem andern, aber fast ein jeder bringt irgend etwas Erfreuliches mit. Jeden Abend beschließe ich mit dem heitern Rückblick auf einige schön verlebte Stunden, und jeden Morgen erwache ich mit der neuen Hoffnung auf irgend ein Ereigniß, das mir den Freund wieder zuführen wird.

Asta schwieg, wie in süße Erinnerungen versinkend, und der Doktor sang:

O wie tröstend, o wie labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer heißt es: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Wie muthwillig Sie mich auch necken mögen, und wie leichtfertig auch Göthe in diesen Versen gescherzt hat, sagte Asta, die sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, so erscheint mir doch in diesem Augenblick der Sinn derselben anmuthiger als je, indem ich mir im Vetter Michel den erwähnten geistreichen und liebenswerthen Freund denke, den ich eben zu schildern versuchte.

Ich kann Ihnen da wieder nicht Unrecht geben, entgegnete der Doktor, aber, fuhr er fort, wie wird es diesem nur im Geist vereinten Paar ergehen, wenn irgend ein Geschick den Freund in die weite Ferne schleudert, und die Freundin still daheim bleiben muß, während es der Gattin gestattet ist, dem Gatten zu folgen?

Ein solches Geschick ist freilich härter, als das gequälte Herz es ermessen kann, gab Asta zurück, indem ein düsterer Ernst ihr Antlitz verschattete, aber, setzte sie mit leise bebender Stimme hinzu, der Einsamen bleibt dennoch ein Trost: die schöne Erinnerung an einen reinen, unentweihten Seelenverein! —

Der Hofrath unterbrach hier das Gespräch mit der Bemerkung, daß es Zeit für ihn sey, sich auf den Weg zu begeben, wenn er zur rechten Stunde in Salzbrunn anlangen wolle; worauf er seinen großen Sonnenschirm aufspannte, wie ein Segel, und mit fliegenden Schritten davoneilte.

Irre ich nicht, nahm Elise das Wort, so haben Sie, liebe Asta, uns jetzt einige Strahlen des einst erwähnten schönen Lichtes enthüllt, und uns in dem von Ihnen gesetzten Fall eine Fortsetzung Ihrer Lebensbeschreibung gegeben — den zweiten Theil, wie es mir scheint, dem nur die Schlußzeilen fehlen.

So ist es wirklich, gestand Asta, aber die Schlußzeilen füge ich heute nicht hinzu, um mir den Nachmittag in Fürstenstein nicht durch trübe Erinnerungen zu verderben, denn die Geschichte endet traurig.

Kann aber nicht vielleicht noch ein dritter Theil folgen, in welchem sich Alles in Wohlgefallen auflöset? scherzte der Doktor, indem er Asta mit einem durchdringenden Blick ins Auge schaute.

Das müssen wir dem Zufall überlassen, entgegnete diese leicht erröthend, und erinnerte die Freunde an den herannahenden Mittag, worauf sie sich trennten, um nach dem Essen sich zu einer Fahrt nach Fürstenstein wieder zu vereinen.

## Kühleborn.

Es war fast schon dunkel, als die kleine Gesellschaft von Fürstenstein zurückkehrte, und der tiefblaue Himmel, an dem noch in Westen ein mattglühender Goldsaum leuchtete, wölbte sich, schon mit seinen hellsten Sternen geschmückt, klar und still über die waldigen Berge. Die milde Herrlichkeit des Abends veranlaßte die Zurückgekehrten, noch einmal den düstern Fichtengang hinabzuwandeln, den Asta vorzugsweise liebte. Diese war seit mehreren Stunden erst jetzt wieder recht unbefangen heiter geworden, da sie den Nachmittag hindurch, noch sichtlich angeregt von dem Morgengespräch, sich manche kleine Zerstreuung zu Schulden kommen ließ, mit welcher der Doktor sie leise neckte, denn weder ihm noch Elisen war es entgangen, wie tiefsinnig sie oft in die Ferne hinausschaute, mit welcher gespannten Erwartung sie einigemale Fremden entgegensah, die ihnen begegneten, und wie sie gewöhnlich den Schleier über das Gesicht zog, bis dieselben vorüber waren. Jetzt schien sich jedoch die Spannung gelöset zu haben, die früher ihr Wesen befangen hielt, und sie wandelte im lebhaften Gespräch neben den Fremden hin.

Kühleborn hier! erklang jetzt nicht fern eine wohltönende Männerstimme, und heftig zusammenschaudernd verstummte Asta mitten in der Rede.

Ei, wer citirt uns doch da den muthwilligen Quellengeist? scherzte der Doktor. Wir wollen es uns doch verbitten, daß er nicht etwa, hier dem Mittelbrunnen entsteigend, uns, nach seiner unlieblichen Weise, mit einem tüchtigen Wasserguß bedient.

Wirklich, sagte Elise, stellen wir jetzt ungefähr den Kupferstich dar, wo Undine und Bertalda mit dem Ritter Huldbrand an dem Springbrunnen lustwandeln, und es fehlt nur noch der eben heraufbeschworne Schadenfroh, der Dich für den erwähnten Ritter ansieht, wo Du dann natürlich die nächste Aussicht auf eine nasse Ueberraschung hast.

Asta wollte in den Scherz einstimmen, aber dieß Bestreben mißlang ihr so sehr, daß sie nur wenig unzusammenhängende Worte über die Lippen brachte, wobei ihre Stimme bemerbar zitterte.

Was fehlt Ihnen, liebe Asta? Sie sind unwohl! unterbrach sie Elise.

Nichts — nicht das Geringste — der laute Ruf erschreckte mich nur so seltsam, denn ich habe die üble Gewohnheit, leicht zu erschrecken; versicherte Asta.

Der Doktor, der nicht leicht den Anwandlungen einer ihm angebornen Schalkheit widerstehen konnte, neigte sich fast unwillkührlich zu Asta's Ohr, indem er ihr leise zuflüsterte: ist Vetter Michel da?

Wie meinen Sie das? entgegnete sie zerstreut.

Ich meine — wenn Sie nehmlich meiner kühnen Meinung nicht zürnen wollen, versetzte der Doktor, daß hier der bewußte zweite Theil einer bewußten Geschichte sich erwünscht schliessen, oder der dritte auf eine erfreuliche Weise beginnen könnte. Eines von Beiden würde vielleicht in diesem Augenblick einem lauteren Gespräch gelingen, in welchem Ihre Stimme erkannt werden könnte.

Um keinen Preis, versicherte die Ueberraschte, möchte ich in solcher Absicht einen hörbaren Laut über die Lippen senden! Gefunden zu werden — das könnte mich unter gewissen Voraussetzungen erfreuen — aber kund zu geben vermag ich mich nicht!

Wie soll Sie aber suchen, wer Ihre Nähe vielleicht nicht ahnen kann, und ist es unter solchen Umständen nicht hart, Ihrem eignen und dem Freundesherzen die Freude des Wiedersehens zu versagen? warf ihr der Doktor ein.

Wohl vermag ich Ihnen nicht Unrecht zu geben, sprach Asta, aber wer verbürgt es mir, daß ich nach langer Trennung dem Freundesherzen noch theuer bin? Wie kann ich, darüber ungewiß, es wagen, mich dem absichtlich zu zeigen, der sich vielleicht nicht mehr nach mir sehnt? Nein, ich muß hier nur den Zufall walten lassen, wie er bisher gewaltet hat, denn ich wußte nichts davon, daß der Freund meiner Vergangenheit in dieser Gegend lebte, bis mir, bei der von uns bemerkten Inschrift in den Baumstamm, die erste Ahnung seiner Nähe aufgieng, die fast zur Gewißheit ward, als der Hofrath uns die gefundene Tabakspfeife zeigte, die ich an einem kleinen Merkmal als das Eigenthum des Erwähnten erkannte.

Und jetzt glaubten Sie seine Stimme zu vernehmen? fragte Elise.

Mir bleibt darüber fast kein Zweifel, gestand Asta, weil er seinen Hund Kühleborn nannte.

Darüber waren alle vor Asta's Wohnung angelangt, wo sie für dießmal von einander schieden.

## Mondschein.

Klothar war nach Altwasser gekommen, um die dortige Badeliste durchzusehen, die jedoch für den Augenblick nicht zu haben war, weil ein neuangekommener Brunnengast sie hatte holen lassen. Man vertröstete den Ungeduldigen, der in derselben den Namen der Geliebten vielleicht zu finden hoffte, von einer Viertelstunde zur andern, bis es sich zuletzt ergab, daß der erwähnte Brunnengast ins Schauspiel gegangen war und die Badeliste in seinem Zimmer verschlossen hatte. Mißmuthig wandelte nun Klothar den Fichtengang auf und ab, jeden Schlag der Uhr ungeduldig zählend, bis endlich die zehnte Stunde ertönte, wo es alsbald lebendig um ihn ward, da die versammelten Zuschauer nun, Thaliens brettenem Tempel entströmend, sich nach allen Richtungen zerstreuten. Klothar hatte sich, um denselben auszuweichen, auf eine der Bänke gesetzt, die seitwärts im Gebüsch standen, und schaute verdrossen in das Gewühl, als er jetzt im hellen Mondschein eine Frauengestalt vorüberwandeln sah, die er zu erkennen glaubte. Seinen Augen nicht trauend, durchbebte dennoch die Ahnung sein Innerstes, und in demselben Augenblick überraschte ihn auch die Ueberzeugung, denn er vernahm die unvergeßne Stimme der Geliebten. Rasch sprang er auf, um der Erscheinung nachzueilen, aber bestürzt blieb er stehen, als er wahrnahm, daß Kora am Arm eines Mannes ging, der angelegentlich mit ihr sprach. Vorsichtig folgte er dem Paar, indem er unwillkührlich auf das Gespräch desselben lauschte, von welchem er jedoch nur einzelne Worte vernehmen konnte. Bald glaubte er zu bemerken, daß der Unbekannte Kora's Hand in die seine geschlossen hielt, er sah, wie derselbe sich mehr als einmal traulich zu ihr beugte, wenn er leiser sprach, er vernahm deutlich, daß Beide heimlich lachten — und sah sie endlich vor einem nahen Hause stehen bleiben. Ich sehe Sie doch morgen? sagte Kora, die jetzt in der hellsten Mondbeleuchtung stand, so daß Klothar, der in den nahen Schatten getreten war, ihre Züge erkennen konnte. Allerdings ist es mein Vorsatz, Ihnen meinen Besuch abzustatten, denn ich rechne zuversichtlich auf Ihre Erlaubniß, und habe Ihnen noch viel zu sagen; entgegnete der Fremde.

Schön, ich erwarte Sie mit Vergnügen, und deßhalb gute Nacht, auf Wiedersehen! sagte Kora, ihm freundlich die Hand reichend.

Nicht doch, so kommen Sie nicht davon! scherzte der Fremde, indem er sie ohne Umstände in die Arme schloß und küßte, was sie so unbefangen geschehen ließ, als müßte es so seyn, worauf sie mit dem Zuruf: morgen nach dem Brunnentrinken erwarte ich Sie! ins Haus schlüpfte.

Klothar blieb erstarrt stehen — er hätte sich gerne abgeleugnet, was er sah, was ihm jedoch unmöglich war, denn er hatte Kora zu deutlich erkannt — er hatte eben so deutlich gesehen, daß ihr Begleiter ein ganz Anderer war, als der Begeisterte, der ihn vor wenig Tagen in der Trinklaube so schwer geärgert, und sich wahrscheinlich, wie er selbst, in seinen stolzen Hoffnungen getäuscht hatte, denn dieser Fremde — das war ihm ganz klar — konnte Niemand anders als ihr Verlobter seyn.

So fahre denn hin, du mein letzter schöner Traum — du stiller Trost meines verödeten Lebens, du seliger Glaube an die Treue ihres Herzens, und an die Dauer unseres Geisterbundes — fahre hin! flüsterte er dumpf vor sich hin, indem er unwillkührlich zu dem erleuchteten Fenster emporschaute, an welchem jetzt auf einen Augenblick die Gestalt der Geliebten sichtbar ward. Aber mit sich selbst zürnend, schlug er, sich wegwendend, die Hand auf die widerspenstigen Augen, die ungehorsam seinem Willen, von heißen Tropfen überflossen.

Seine heftige Bewegung vergebens bekämpfend, schritt er hastig den dunklen Gang wieder hinab, ohne Emil früher zu bemerken, als bis dieser dicht vor ihm stand, mit lauten Worten seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmend. Dieser hatte nemlich vor zwei Tagen eine schnelle Reise nach Breslau unternommen, und war jetzt auf der Rückkehr nach Charlottenbrunn begriffen.

Endlich, rief er fast athemlos Klothar entgegen, habe ich Dich, nachdem ich schon über eine Stunde fast alle Winkel nach Dir vergebens durchsucht habe. Laß Dir erzählen, fuhr er fort, den Freund auf eine Bank niederziehend.

Verschone mich! bat dieser; ich habe heute durchaus keinen Sinn für Neuigkeiten oder Geschäftsberichte.

Diesmal kann ich Dir nicht helfen, versetzte Emil, aber ich selbst bin müde und matt, weshalb ich mich auch der löblichsten Kürze befleißigen will, wenn Du mir nur aufmerksam zuhören willst.

Du kennst, fuhr er darauf fort, mein Geschäft in Breslau, das mich an mehrere Orte, und endlich auch zum Präsidenten führte, wo ich in ein Zimmer gewiesen, und auf denselben zu warten gebeten ward. Dies Warten währte etwas lange, weshalb ich zu meiner Unterhaltung das neuste Zeitungsblatt ergriff, das ich auf einem Tisch liegen sah. Dein Name, lieber Klothar, war das Erste, was mir bei dem einen Blick auf dasselbe in die Augen fiel, und ich fand eine förmliche Aufforderung an Dich, in welcher Du dringend ersucht wirst, Dich bei dem Kaufmann B. zu melden, um von demselben eine wichtige Nachricht zu empfangen. Du kannst leicht denken, daß ich nach der Beendigung meines Geschäfts sogleich zu dem Erwähnten eilte, um die Sache genauer zu erforschen, und ich erfuhr von ihm alsbald, daß jenes Handelshaus, bei welchem Deines Vaters Vermögen stand, durch günstige Ereignisse wieder emporgekommen, und bereit sey, Dir dreißigtausend Thaler durch den Kaufmann B. auszuzahlen, sobald Du Dich in der gehörigen Form als den Sohn des verstorbenen Justizrath Sternwald ausweisen kannst.

Was sagst Du nun zu meinem Bericht? schloß Emil seine Rede.

Nichts weiter, entgegnete Klothar finster, als daß ich vor wenig Augenblicken die Fähigkeit verloren habe, mich eines Ereignisses zu freuen, das mich, wie ich gern gestehe, unter andern Umständen unsäglich beglückt hätte.

Emil staunte, und Klothar machte ihn mit Allem bekannt, was ihm am heutigen Abend begegnet war.

Dieser wußte darauf wenig zu erwiedern, als daß er dem Freund bemerklich machte, wie eine ehrsame Jungfrau füglich einen Oheim, Vetter oder Freund haben, und von demselben geküßt werden könne, ohne daß die Sittsamkeit oder der Geliebte etwas dagegen einwenden könne; worauf er ihn ermahnte, mit ihm in den Gasthof und zur Ruhe zu gehen, da man morgen bei Tageslicht vielleicht genauere Beobachtungen anstellen, und Erfreulicheres entdecken könnte. Klothar jedoch, tief im Innersten verletzt, hatte für solche Tröstungen keinen Sinn, weshalb er, dem Freunde eine bessere Nacht wünschend, als ihm selbst bevorstand, sogleich den einsamen Rückweg antrat.

## Herminens Fall.

In der Frühe des lieblichsten Morgens wandelten Asta und Elise dem Oberbrunnen zu, während sich der Doktor von beiden getrennt hatte, um sich mit einem neuen Bekannten zu unterhalten, den er zufällig in geringer Entfernung wahrnahm. Als er nach Beendigung des Gesprächs wieder zu den Frauen zurückkehrte, sagte er: das war der junge Mann, den ich vor einigen Tagen in Charlottenbrunn kennen lernte, und dessen Namen mir entfallen war. Er heißt, wie ich mich jetzt erinnert habe, Klingsberg.

Das ist er, den ich suche! rief Asta — aber, setzte sie lächelnd hinzu, nicht etwa Vetter Michel, sondern der wirkliche Vetter meiner Freundin Hermine, um dessentwillen ich hier bin, weshalb ich Sie, lieber Doktor, ersuchen muß, mir denselben ungesäumt zuzuführen, damit ich seine Bekanntschaft erneuern kann, denn ich habe ihn schon vor mehreren Jahren, obwohl nur einen Abend hindurch, gesehen.

Der Doktor erfüllte sogleich Asta's Wunsch, die bald von Klingsberg mit sichtlicher Freude begrüßt ward, und beide schritten nun, mehr als einmal, den langen Fichtengang im angelegentlichen Gespräch auf und ab. Als sie sich endlich getrennt hatten, suchte Asta das Ahifeldsche Ehepaar wieder auf, das sich vorher entfernt hatte.

Sie haben mir, sprach sie zum Doktor, durch die Zuführung Klingsbergs eine höchsterfreuliche Gefälligkeit erwiesen, denn dieser, der vielleicht eben so sehr mich zu sprechen wünschte, als ich ihn, hat mich schon einigemal verfehlt, wo er mich suchte. Es gilt hier, fuhr sie fort, zwei getrennte Herzen wieder zu vereinen, die sich im Stillen zu einander sehnen, und doch nicht ihre Wünsche frei bekennen mögen. Wenigstens befindet sich meine Freundin Hermine in diesem Fall. Diese und ihr Vetter Klingsberg liebten sich, als der Letztere noch auf der hohen Schule war. Herminens Vater konnte jedoch die Verbindung der Liebenden nicht billigen, da Klingsberg kein Vermögen besaß, und er seiner Tochter nichts hinterlassen konnte. Er wünschte daher, daß Hermine die Bewerbung eines zwar schon ältlichen, aber reichen Mannes annehmen möchte, der ihr seine Hand antrug, und sie war verständig genug, nach einem schweren Kampf mit ihrem Herzen, sich in des Vaters Wünsche zu fügen.

Klingsberg aber betrauerte Jahrelang die Verlorne, bis er sich nach Männerweise tröstete, das will heißen, er ward Bräutigam. Wenig Wochen nach der Verlobung, vor ungefähr drei Jahren, starb seine Braut, und vor sechs Monaten ward auch Hermine Wittwe, und Erbin des großen Vermögens ihres Gemahls. Seitdem dringt ihr Vater in sie, Klingsberg, dem er von jeher, wenn die Umstände es erlaubt hätten, lieber als jedem Andern, seine Tochter gegönnt hätte, jetzt ihre Hand zu geben. Sie findet sich um so mehr geneigt, seine Wünsche zu erfüllen, da ihr eignes Herz noch für den Jugendfreund spricht. Aber bevor sie sich diesem zu nähern vermag, wünscht sie zu ergründen, ob auch sie ihm werth geblieben ist! So geschah es, daß sie sich entschloß, eine Reise in diese Gegend zu unternehmen, da sie vor Kurzem erfahren hatte, daß Klingsberg sich in Charlottenbrunn befand, und sich bei einem ihrer Bekannten, mit welchem er zufällig zusammengetroffen war, angelegentlich nach ihr erkundigt hatte. Hermine bestimmte mich leicht, sie auf dieser Reise zu begleiten, und während ich meinen Aufenthalt hier nahm, verbirgt sie sich unter einem angenommenen Namen in einem der umliegenden Dörfer. Ich war mit einem Auftrag an Klingsberg von einem Bekannten versehen, der es vollkommen rechtfertigte, wenn ich eine Zusammenkunft mit ihm herbeiführte. Dies gelang mir zwar erst heute, da mancherlei wunderliche Zufälle es bisher verhinderten, aber ich hatte auch das Vergnügen, daß, sobald ich mich jenes gleichgültigen Auftrags entledigt hatte, Klingsberg sogleich, ohne mein Zuthun, das Gespräch selbst dahin leitete, wo ich es haben wollte. Nun säumte ich keineswegs, die Gelegenheit zu benutzen, und erfuhr genug, um mit Sicherheit ermessen zu können, daß er Herminen nur sehen darf, wenn seine Jugendliebe ihr Auferstehungsfest feiern soll. Aber nicht so leicht ward es mir, mich von dem zu unterrichten, was Hermine durchaus wissen will, bevor sie aus ihrer Verborgenheit hervortritt. Sie wünscht nehmlich zu erfahren, ob Klingsberg seine verstorbene Braut aus Liebe oder aus Vernunft wählte? Ist das Erste geschehen, so wird sie ihm nie ihre Hand reichen. Mir über diesen Gegenstand die genügende Auskunft zu verschaffen, fuhr Asta fort, wird mir jedoch sehr schwer, und ich gestehe gern, daß ich nicht recht weiß, wie ich es anfangen soll, denn Klingsberg ist mir wohl viel zu fremd, um mit Anstand eine so zarte Saite anschlagen zu können. Zu solchen Herzenseröffnungen bringen Männer gegen Männer es immer viel leichter — weshalb ich Sie, lieber Doktor, eigentlich am liebsten bitten möchte, einen solchen Versuch mit Klingsberg zu wagen.

Gerne, versetzte der Doktor, würde ich mich Ihnen und Ihrer Freundin gefällig erweisen, wenn es zu dem Glück derselben nothwendig wäre; aber es will mir fast bedünken, als wenn es hier besser wäre, die Todten ruhen zu lassen, und eine schön beginnende Gegenwart froh zu genießen. Doch, setzte er hinzu, da mögen Sie selbst entscheiden, indem Sie mir offen bekennen, was Sie thun würden, wenn Sie sich in Herminens Fall befänden?

Gerade so handeln, wie Hermine, versicherte Asta mit besonderem Eifer, denn niemals würde ich einem Manne, der nach mir eine Andere geliebt hätte, ein volles Vertrauen schenken können, was doch wohl ein Haupterforderniß zu einer zufriedenen Ehe ist.

Hermine hat Recht, bekräftigte Elise, wenn es ihr auch die Männer nicht geben wollen; sie fühlt und handelt ächt weiblich.

So überstimmt muß ich mich wohl ergeben, und alsbald eine Gelegenheit aufsuchen, wo ich ohne Schwert und Lanze Ihrer Freundin einen Ritterdienst leisten kann, scherzte der Doktor.

O thun Sie das! bat Asta, indem sie eilend die Freunde verließ, um einen ihr angekündigten Besuch zu erwarten.

---

Asta war schon beinahe eine Stunde zu Hause, als der Hauptmann Reichborn eintrat, der als der Gemahl einer ihrer liebsten Jugendfreundinnen ihr vorzugsweise werth war. Freundlich zürnend empfieng sie ihn mit der Frage: warum er so lange habe auf sich warten lassen?

Das unerwartete Wiederfinden eines Bekannten, der einst mein Verwandter werden sollte, veranlaßte die Verspätung, versetzte der Hauptmann. Es war, fügte er hinzu, der Assessor Klingsberg, den Sie kennen, und der einmal eine nahe Verwandte von mir heirathen sollte, die kurz vor dem angesetzten Hochzeittage starb.

Ich habe schon von dieser traurigen Begebenheit gehört, sagte Asta, und den Erwähnten heute früh gesprochen, wo ich mich, frei gestanden, über seine Heiterkeit gewundert habe. Mich dünkt, nach einem solchen Verlust, als Klingsberg erlitt, müßte sich auf immerdar ein wehmüthiger Ernst in unserm Innersten befestigen, und in dem Klange jedes Wortes nachtönen.

Wohl uns, daß es nicht immer so ist, entgegnete der Hauptmann, und daß Freude und Schmerz sich wechselweise verdrängen, wie es zur Bildung unseres Gemüths nöthig ist.

Also nur für Bildungsmittel halten Sie beide? versetzte Asta.

Und mit Recht, gab der Hauptmann zurück, denn der Schmerz löset alle Härte in Milde auf, und reine Freude ist die wahre Lebenssonne, an der das Schönste und Beste in uns reift, weshalb wir uns dies holde Licht nicht geflissentlich mit trüben Thränenwolken verhüllen sollen.

Sie mögen im Ganzen Recht haben, sagte Asta, aber doch kann ich mich nicht mit dem leichten Sinn ihres Geschlechts versöhnen, der das Geliebteste, wenn es einmal verloren ist, so bald der Vergessenheit überantwortet, so daß man nach wenig Jahren auch nicht mehr die kleinste Spur von der tiefsten Wunde wahrnimmt — wie das bei Klingsberg der Fall ist.

Woher, entgegnete der Hauptmann, wissen Sie aber auch, daß Klingsberg in seiner Braut das Geliebteste verlor? Wie, wenn das nicht so war?

Dann, versetzte Asta, der das Herz vor gespannter Erwartung fast hörbar schlug, würde ich ihm seine Heiterkeit verzeihen, aber — fügte sie hinzu — ich kann mir das nicht denken, und verstehe eigentlich nicht recht, was Sie damit sagen wollen?

Ich dächte, das wäre doch so schwer nicht, lächelte der Hauptmann, den Asta glücklich dahin geführt hatte, wo sie ihn haben wollte. Klingsberg, fuhr er fort, stand mit dem Vater seiner nachherigen Braut in Geschäftsverbindung, und hatte dadurch in dem Hause desselben freien und häufigen Zutritt. Es fiel ihm dabei nicht ein, das Herz der Tochter erobern zu wollen, die zwar nicht hübsch, aber da man den Reichthum ihres Vaters kannte, den sie nur mit einem einzigen Bruder zu theilen hatte, doch von zahlreichen Bewerbern umgeben war. Keiner von diesen war jedoch so glücklich, das Ziel seines Strebens zu erreichen, denn das Mädchen wies Einen nach dem Andern ab, und versank dabei in einen tiefen, stillen Gram. Endlich entdeckten die bekümmerten Eltern, die den Gemüthszustand ihrer Tochter mit reger Aufmerksamkeit beobachteten, daß Klingsberg ohne sein Wissen und Wollen, die Neigung derselben gewonnen habe, weshalb sie nicht säumten, diesem ihre Hand antragen zu lassen. Klingsberg war tief bewegt, und gestand den Eltern frei, daß er zwar keine leidenschaftliche Zuneigung für ihre Tochter empfinde, aber mit allen Kräften streben wolle, sie glücklich zu machen, wenn sie ihm dieselbe zur Gattin geben wollten. Nach dieser Erklärung erfolgte bald die Verlobung, aber die von dem langen stillen Gram erzeugte abzehrende Krankheit, die schon früher die beklagenswerthe Braut ergriffen hatte, war schon unheilbar geworden, und sie starb, nachdem alle Mittel zu ihrer Rettung umsonst aufgeboten waren.

So ward ihr, bemerkte Asta, deren Innerstes bei dem Schluß dieser Erzählung von Wehmuth und Freude zugleich erbebte, vielleicht ein besseres Loos, als ihr an Klingsbergs Hand zu Theil geworden wäre, denn ein Herz, das sich nur aus Mitleid uns entgegenneigt, vermag ein wahrhaft liebendes Gemüth nicht zu befriedigen.

Der Hauptmann, der Asta verstimmt zu haben glaubte, lenkte jetzt mit der ihm eigenen Gewandtheit das Gespräch auf heitere Gegenstände, und schied endlich nach einer fröhlich verplauderten Stunde. Asta aber flog, als er die Thüre geschlossen hatte, ungesäumt an den Schreibtisch, um Herminen mitzutheilen, was sie so eben erfahren hatte.

In der lieblichen Abendstunde dieses Tages wandelte Asta einsam neben dem Teich vorüber, den Gang nach den Kohlengruben. Der Doktor war mit Elisen abwesend. Sein Handel um das früher erwähnte kleine Besitzthum war richtig geworden, und er hatte dasselbe heute übernommen. Der Hofrath aber, der sich gerne sonst zu ihr gesellte, um recht viel von Concordien sprechen zu können, war dieser, die heute Kynau besuchte, abermals in süßen Hoffnungsträumen nachgezogen.

Seit ihrer Ankunft in Altwasser war Asta noch nicht so einsam gewesen, als in dieser Stunde, und alle frohen und trüben Erinnerungen ihres Lebens traten ihr näher in dem Schleier der abendlichen Dämmerung. Aber zwischen allen den vielfachen Bildern, die sie in der Vergangenheit anschaute, trat bald die Gestalt des verlornen Freundes als das einzige hervor, vor dem die übrigen zurückwichen. Er war ihr jetzt nahe, das wußte sie gewiß, sie hatte seine Stimme gehört, und doch — sie sagte es sich mit namenlosem Schmerz — mußte sie vielleicht die Gegend, wo er athmete, wieder verlassen, ohne daß sein Blick sie gefunden, sein Wort sie begrüßt hatte! In unendlicher Sehnsucht erglühend, fühlte sie dennoch, daß der bange Zweifel an der Treue seines Herzens sie immerdar zwingen werde, sich vor ihm zu verbergen, wo ein Laut ihrer Stimme vielleicht hinreichte, ihr den Verlorenen wiederzugeben. Heiß weinend, aber fest entschlossen, Alles dem Spiel des Zufalls zu überlassen, schritt sie immer weiter fort, ohne die zunehmende Dunkelheit zu bemerken, bis endlich das laute Gespräch und Gelächter naher Männerstimmen sie aufschreckte. Widerwärtig gestört, und mit sich selbst zürnend über ihre Verspätung, flog sie den Weg zurück. Eine wunderliche Beängstigung hatte sich ihrer bemächtigt — ihr war, als werde sie in ihrer Behausung etwas Besonderes, Wichtiges versäumen, weshalb sie noch immer ihre Schritte beflügelte, als sie längst kein unangenehmes Zusammentreffen mehr zu besorgen hatte. Als sie endlich in ihrer Wohnung angelangt, athemlos die Thüre ihres Zimmers öffnete, flog Hermine in ihre Arme.

Diese hatte schon eine gute Weile hier ihrer Rückkehr geharrt, und reichte nach den ersten Begrüßungen der Freundin ein versiegeltes Päckchen dar, das, wie sie sagte, vor Kurzem ein Bote gebracht habe, der sogleich wieder fortgegangen wäre, und durchaus nicht sagen wollte, von wem er gesandt sey?

Gluth und Blässe wechselten auf Asta's Antlitz, als sie die Handschrift auf dem erwähnten Päckchen erblickte. Mit bebender Hand lösete sie die Siegel, und was sie zuerst hervorzog, war folgendes Gedicht — die noch beiliegenden Papiere aber waren Abschriften von allerlei Dichtungen, die der verlorne Freund von ihr einst erhalten hatte.

Das erwähnte Gedicht: Abschied an Asta, überschrieben, lautete so:

Nimm zurück die mir vertrauten Lieder,
Der Erinn'rung einst so theures Pfand. —
Ach! sie tönten aus den Tagen wieder,
Wo sich innig Geist mit Geist verband!

Nimmer soll mein Auge mehr sie schauen,
Denn das zarte Seelenband zerriß!
Nimmer tön' ihr Klang mehr durch das Grauen
Meiner öden, bangen Finsterniß!

Nimm, ich kann sie länger nicht bewahren, —
Sie verwunden schärfer nur die Brust,
Seit durch Dich ich bittern Schmerz erfahren,
Tiefer Kränkung ich mir ward bewußt!

Ach! und dennoch — dennoch — kann ich's fassen?
Dunkel bleibt das trübe Räthsel mir —
Dennoch — dennoch kann ich Dich nicht hassen,
Ohne Schmerzen scheiden nicht von Dir!

Freudezitternd möcht' ich zu Dir eilen —
Finstergrollend will ich von Dir fliehn,
Und in den zerrißnen Busen theilen
Sehnsucht sich, und bittern Zorns Erglühn!

Doch dem Schicksal will ich still mich weihen,
Das so fest mir meine Fesseln spann;
Nimm die Lieder — nimm, ich will verzeihen,
Was ich nie, ach! nie vergessen kann!

Schwankend zwischen Freude und Schmerz, hielt Asta das Blatt in der bebenden Hand. Es war klar, er liebte sie noch, aber er glaubte das Band ihrer Herzen zerrissen durch sie! Wie kam er aber zu solchem Wahn, und was konnte sie thun, um ihn von demselben zu heilen? Jetzt hätte sie ihm Antwort senden können, denn er hatte sie entdeckt, und obwohl zürnend, ihr doch das erste Zeichen treuer Neigung gegeben. Wo war er aber verborgen, da die Badelisten von Charlottenbrunn und Salzbrunn seinen Namen nicht enthielten? — Alle diese Fragen drängten sich ihr in den Sinn, und noch nie war es ihr schwerer geworden, als in diesem Augenblick, ihr aufgeregtes Gefühl niederzukämpfen, und ihre Gedanken auf die kleinen häuslichen Sorgen zu richten, welche der Besuch der Freundin erforderte. Dennoch gelang es ihr so gut damit, daß Hermine, die fast nur von Klingsberg sprach, nichts davon wahrnahm, obwohl einem richtig beobachtenden Auge die Zerstreuung nicht entgangen wäre, in der sie mehr als einmal das Unrechte ergriff, oder das Naheliegende suchte, und mit der es so weit ging, daß sie selbst das erhaltene Gedicht zu verschließen vergaß.

Spät erst giengen beide Freundinnen zur Ruhe, und Asta, fast bis zur Betäubung erschöpft von den Ereignissen dieses Tages und dem langen Wachen, schloß unwillkührlich die müden Augen so fest, daß sie sich selbst über ihren sanften Schlaf wunderte, als am folgenden Morgen ihr Mädchen sie zum Brunnentrinken weckte.

Leise, um Herminen nicht zu stören, verließ sie das Zimmer, und war noch nicht bis in den Brunnen gelangt, als zu ihrer frohen Ueberraschung Klingsberg sie begrüßte, der am Abend zuvor zum Schauspiel nach Altwasser gekommen war, und daselbst übernachtet hatte. Asta säumte nicht, ihn alsbald von Herminens Anwesenheit zu unterrichten, wobei sie ihn zugleich einlud, nach dem Brunnentrinken mit derselben bei ihr zu frühstücken. Die lebhafte, halb verhehlte Freude, mit welcher Klingsberg die Einladung annahm, die Gluth, die bei dem Klang ihres Namens sein Antlitz überflog, und seinen Augen entstrahlte, verkündete deutlicher, als Worte es vermocht hätten, wie theuer ihm die Jugendfreundin geblieben war. Er blieb an Asta's Seite, bis diese ihren Brunnen getrunken hatte, und ihn in den Garten ihres Wirths führte, wo sie in einer kleinen Laube das Frühstück auftragen ließ, zu welchem sich nun auch Hermine einfand. Die Langegetrennten begrüßten einander mit sichtlicher Verwirrung, und einer zarten, fast schüchternen Innigkeit, die nur nach und nach unbefangener ward, während Asta, die scheinbar ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihr Geschäft richtete, mit wirthlicher Emsigkeit Kuchen anschnitt und Kaffee einschenkte. Als sie diesen versüßen wollte, bemerkte sie jedoch, daß ihr der nöthige Zucker fehlte, weshalb sie ihrer Jungfer befahl, welchen zu bringen. Diese trug sogleich denselben in einem Papier herbei, das sie achtlos fallen ließ, als sie es in die Zuckerdose ausgeschüttet hatte. Klingsberg hob es auf, indem er überrascht seine Blicke scharf und fest auf die Schrift richtete, die er auf demselben wahrnahm — worauf er es, scheinbar unbefangen, auf den

Tisch legte, wo es alsbald von Asta bemerkt, und beseitigt ward. Nach dem Frühstück begab sich diese auf ihr Zimmer, und als sie nach einer Stunde in die Laube zurückkehrte, fand sie in Klingsberg und Herminen ein glückliches Brautpaar. Sie hatte das erwartet, und durch ihre Entfernung das Einverständniß der Liebenden befördern wollen — um so mehr aber mußte sie sich wundern, daß dieselben durchaus nicht von ihrer Liebe und ihrem Glück sprachen, sondern Klingsberg von dem gestrigen und vorgestrigen Schauspiel und von dem Hauptmann Reichborn zu reden begann, welche Gegenstände er so breit und umständlich abhandelte, als ob gar keine Hermine in der Welt sey. Diese schien jedoch von der Achtlosigkeit ihres Neuverlobten durchaus nicht verletzt zu werden, sondern lächelte ihn vielmehr von Zeit zu Zeit schalkhaft an, während Asta, nicht ohne einen kleinen heimlichen Verdruß, dem Gespräch mehr als einmal eine andre Wendung zu geben versuchte. Dieß gelang ihr jedoch nicht früher, als bis, Allen unerwartet, der Hofrath in die Laube trat, um Asta Grüße und Bestellungen von Concordien zu überbringen, mit welchen diese ihren hoffnungsvollen Verehrer Tags zuvor in Kynau beauftragt hatte.

## Adersbach.

Spät am Abend dieses Tages trat noch Emil in Klothars Gemach. Dieser war eben mit den Briefen fertig geworden, die er nothwendig hatte schreiben müssen, um zu dem Besitz seines Vermögens zu gelangen. Er siegelte den letzten, bitter lächelnd über das unerfreuliche Geschäft, das er unter andern Verhältnissen mit seliger Herzensfreude würde vollbracht haben. Mit der einzigen angenehmen Empfindung: nun endlich fertig zu seyn, stand er bei Emils Eintritt auf, und bot diesem schweigend in trüber Wehmuth die Hand.

Wundre Dich nicht, daß ich so spät noch komme, begann Emil; es geschieht, um Dich freundlich zu bitten, mich morgen früh nach Adersbach zu begleiten, nachdem Du vorher ein gutes Wort bei Deiner Muhme für mich einlegst, damit sie mich bis dahin beherbergt. Vor allen Dingen aber fügte er hinzu, dem Freund ins verdüsterte Antlitz schauend, möchte ich Dich auch ersuchen, die finstern Wolken, die auf Deiner Stirne lagern, hübsch daheim zu lassen, denn ich habe mir vorgenommen, morgen froh wie ein Gott zu seyn, welches löbliche Vorhaben ich nicht in seinem ganzen Umfange zu vollbringen vermag, wenn Du mir ein so trübseliges Angesicht zuwendest, als eben jetzt.

Dann thust Du wirklich am besten, mich zu Hause zu lassen, entgegnete Klothar, denn, obwohl Du mich gefaßt und entschlossen findest, das Unabänderliche so zu ertragen, wie es dem Manne geziemt, so kann und mag ich Dir doch nicht verhehlen, daß ich viel Zeit und Kraft brauchen werde, um den Schmerz zu besiegen, der wie ein verzehrendes Gift mein ganzes Wesen durchdrungen hat. Mit dem Glauben an Kora's Treue ist auch der Friede aus meiner Brust entwichen, und Liebe und Haß, Sehnsucht und Erbitterung zerreißen im gräßlichen Zwiespalt mein Innerstes.

Laß es gut seyn, und uns davon schweigen für heute, versetzte Emil. Die Zeit hat manchem wunden Gemüth schon Heilung gebracht, und wird auch an Dir nicht trostlos vorübergehen. Sorge nur jetzt, daß Deine gute Muhme mich nothdürftig speiset und bettet; ich für mein Theil will Sorge tragen, daß unsre Fahrt nach Adersbach Dich zerstreue und erheitre, wozu ich mir schon heute die köstlichste Laune angeschafft habe — denn es ist doch ausgemacht, daß Du mitfährst?

Du weißt schon von lange her, erwiederte Klothar, daß ich Dir nicht gut etwas abschlagen kann, weshalb denn auch dießmal Dein Wille geschehen mag.

Emil begleitete, erfreut über des Freundes Einwilligung, diesen zu der alten guten Muhme, die den späten Gast mit hausmütterlicher Freundlichkeit empfieng. Dieser aber schien es darauf anzulegen, den verstimmten Freund zu erheitern, denn er sprach und scherzte sich immer tiefer in die ungebundenste Lustigkeit hinein, und trieb es damit so bunt und kraus, daß der wider Willen lachende Klothar ihm versicherte, ihn sa ungescheidt als heute selbst auf der hohen Schule nicht gesehen zu haben. Endlich suchte der Ausgelassene denn doch die Ruhe, um sich auf den morgenden Tag zu stärken, wo er, wie er versicherte, viel Wichtiges zu vollbringen denke; aber noch einmal an der Thüre seines Schlafgemaches umkehrend, rief er dem Freunde zu: was ich bald vergessen hätte, der dritte in unserm Bunde, Hofrath Blume, ein neuer Bekannter von mir, kömmt morgen früh mit dem Wagen, um uns abzuholen.

Schon gut, versetzte Klothar, dem Geschwätzigen so schnell als möglich enteilend.

---

Der folgende Morgen, vom schönsten Licht verklärt, war noch nicht lange angebrochen, als der Hofrath erschien, in welchem Klothar, nicht wenig überrascht, den Unbekannten wiederfand, der ihn vor mehreren Tagen in der Weinlaube so bitter gekränkt hatte, ein Umstand, der Emil nicht mehr fremd zu seyn schien, wie sein schalkhafter Blick bezeugte, als er seinem Freunde den Hofrath vorstellte. Auch wußte derselbe, der schon unter die zahlreichen Vertrauten des Letzteren gehörte, sobald man miteinander im Wagen saß, es so einzurichten, daß auch Klothar alsbald diese Weihe empfieng. Dieser jedoch wußte nicht, was er zu den Mittheilungen des hoffnungsvollsten aller Sterblichen eigentlich sagen und denken sollte. Ihm war vorgestern Alles ganz anders, jener Mann, an dessen Arm Kora damals wandelte, als ein viel besser für sie passender Bewerber vorgekommen, und die Sicherheit, mit welcher der Hofrath von der Nähe und Gewißheit seines Glückes sprach, ward ihm zum Räthsel, das er mit all seinem Scharfsinn nicht zu lösen vermochte.

Der Hofrath aber, der von Emil erfahren hatte, daß Klothar den Musen mit Glück huldige, näherte sich diesem immer zutraulicher, und bat ihn endlich nach einigen schicklichen Vorbereitungen, seine Wünsche in Verse zu fassen, weil er dieselben auf diese Weise der Geliebten am zartesten und sinnigsten aussprechen könne, was er selbst, leider vergebens, versucht habe, da die Gabe der Dichtkunst ihm nicht verliehen sey.

Das ist doch wahrlich zu toll, raunte der gereizte Klothar seinem Freunde zu, ich will nicht hoffen —

Freund, hoffe nichts, und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und Du wirst glücklich werden!

fiel ihm Emil mit spashafter Würde in die Rede, so daß ein halbes Lächeln über Klothars finstres Antlitz flog.

Ich sehe wohl, man muß die Rückkehr Deiner Vernunft mit Geduld erwarten, entgegnete er dem Scherzenden, und wandte sich dann, seinen Mißmuth aufs Möglichste bekämpfend, zu dem Hofrath, um ihm zu versichern, daß er sich durchaus zur Erfüllung seiner Wünsche unfähig finde, da die eigensinnigen neun Schwestern ihm seit einiger Zeit alle ihre Huld und Gunst entzogen hätten. Dieser Versicherung schien jedoch der Hofrath keinen vollen Glauben beizumessen, und man gerieth in ein langes Gespräch über das wunderbare Seyn und Wesen der Dichtkunst, das erst abgebrochen ward, als man in Adersbach ankam.

Wir müssen noch mit unserm Gang in die Steine vielleicht ein Weilchen warten, erklärte hier Emil, da sich vorher noch eine kleine Gesellschaft zu uns finden wird, die ihn gemeinschaftlich mit uns unternehmen will. — Doch — setzte er in die Ferne blickend hinzu — irre ich nicht, so sehe ich dieselbe schon kommen.

Wirklich rollte auch alsbald ein großer Planwagen vor den Gasthof, aus welchem das Ahlfeldsche Ehepaar, Asta, Hermine und der Hauptmann Reichborn stiegen. Asta zog hastig den Schleier über das Gesicht, als sie die drei Herren wahrnahm, die den Kommenden entgegen eilten, während Klothar mit einem fast zürnenden Staunen den Hauptmann anstarrte, in welchem er den Fremden erkannte, den er vor Kurzem im Mondschein, und in einer Gesellschaft sah, die er ihm, wie wir wissen, von ganzer Seele mißgönnte.

Fasse Dich, flüsterte jetzt Emil dem Zerstreuten zu, die Verschleierte ist Asta — oder wenn Du lieber willst Kora, denn daß Beide nur eine sind, ist mir kein Geheimniß mehr.

Wie von einem Blitzstrahl berührt, erbebte Klothar bei dieser Kunde, und mit allen seinen Kräften nach Fassung ringend, schritt er an des Freundes Arm der Gesellschaft nach, die bereits in den Gasthof getreten war.

Als beide im Zimmer anlangten, stand Asta entschleiert in der Mitte desselben. Freundlich erwiederte sie Klothars bestürzten Gruß, indem sie ihm einige Schritte entgegen trat, und ein leichtes, heitres Erstaunen über dieß unerwartete Zusammentreffen aussprach. Es gelang ihr vollkommen, sich unbefangen zu zeigen, und nur die Gluth ihrer Wangen und das leise Zittern ihrer Stimme verriethen dem nahestehenden Emil ihre tiefe innere Bewegung. Auch Klothar fand, obwohl mühsam, passende Worte, und es entspann sich ein Gespräch zwischen Beiden, das für solche Augenblicke, wie die gegenwärtigen, leidlich genug anzuhören war. Dennoch drohete die schwererrungene Fassung Klothar zu verlassen, als der Hauptmann Asta im Vorübergehen ein Paar heimliche, wie es schien, scherzende Worte zuflüsterte, die diese mit einem freundlichen Kopfnicken beantwortete, und es wäre ihm vielleicht nicht gelungen, sich gänzlich zu bemeistern, wenn nicht Emil, der hinausgegangen war, jetzt zu seinem Trost herbeigekommen wäre. Dieser hielt ein geschliffenes Glas in der Hand, das er dem Hauptmann zeigte. Sehen Sie einmal, sprach er zu diesem, die

köstliche Schleiferei! Ich müßte mich sehr irren, wenn dieß Glas nicht gerade so ist, wie Sie gestern in Altwasser vergebens eines zum Geschenk für Ihre Frau Gemahlin suchten. Ich fand es eben im Glasladen, und erbat mir die Erlaubniß, es zeigen zu dürfen. Glauben Sie nicht auch, setzte er, zu Asta sich wendend, hinzu, daß es Ihrer Freundin gefallen wird?

Der Haß, den Klothar bisher gegen den Hauptmann empfand, verschwand nach diesen Worten aus seiner Brust, und verwandelte sich, im Lauf eines heitern Gesprächs mit demselben, bald in ein aufrichtiges Wohlwollen, was dieser sich durch Herzensgüte, Witz und frohe Laune überall in einem so hohen Grade erwarb, daß er sogar bei den Frauen deshalb mehrere kleine Vorrechte genoß, die Andern versagt bleiben. Als dem Gemahl einer ihrer liebsten Freundinnen, verzieh ihm Klothar sogar jetzt den Kuß, den der Hauptmann auf Asta's Stirn gedrückt hatte, und vermochte es ohne Erbitterung zu denken, daß derselbe wahrscheinlich weder der erste noch der letzte gewesen sey, den sie von dem scherzlustigen Freunde empfieng. Mit um so finsterern Blicken betrachtete er aber jetzt den Hofrath, der sich, während er selbst mit dem Hauptmann sprach, Asta genähert hatte, mit welcher er sich sehr angelegentlich unterhielt. Diese, die sich Klothar gegenüber noch immer nicht ganz von ihrer Ueberraschung erholen konnte, spann, um ihre Verwirrung zu verbergen, den Faden des Gesprächs mit sichtlichem Wohlbehagen fort, bis ein vorfahrender Wagen dasselbe unterbrach.

Asta und der Hofrath eilten den Kommenden entgegen, und die Erste führte nach wenig Augenblicken eine zarte Frauengestalt herein, die sie der Gesellschaft als Fräulein Thal vorstellte, die nebst zwei sie begleitenden Freundinnen dies Zusammentreffen mit Asta schriftlich verabredet hatte. Die Gesellschaft war nun vollzählig, und trat nach einem kurzen Frühstück den Gang in die Steine an.

So laut und fröhlich derselbe aber auch begann, so fühlten sich doch Alle, als sie in die sogenannte Festung einschritten, von einem unwillkührlichen Staunen ergriffen. Die lebendige Unterhaltung stockte, und was noch vor Kurzem die Gemüther der heitern Versammlung angeregt hatte, ward gleichsam in ihre Tiefen niedergedrückt von der stillen, aber mächtigen Gewalt der wunderbaren Naturgestaltungen, die sich überall dem überraschten Auge darboten. Aber fast wie von geheimen Zaubermächten befangen, standen Alle im regungslosen Anschauen versunken, als sie in die dämmernde Höhle getreten waren, wo auf den Ruf des Führers der rauschende Wasserfall herabstürzte, der mit gewaltigem Brausen jedes ausgesprochene Wort verschlang, so daß man nur durch Blicke zu einander reden konnte. Asta war bei dem Eintreten zufällig in Klothars Nähe gekommen, und ihr Auge traf jetzt das seine, das mit dem unverkennbaren Ausdruck inniger Sehnsucht sie suchte. Beide empfanden in diesem Augenblick, von süßen unnennbaren Schauern durchbebt, daß ihre Seelen sich wiedererkannten, und als sie endlich aus dem Halbdunkel wieder hinaustraten in den blauen sonnigen Tag, war ihnen fast, als wenn sie aus einem Tempel zurückkehrten, wo ihr stiller Herzensbund eine neue Weihe empfangen habe. Auf dem Rückwege sprachen sie wieder zu einander, aber ganz anders als vorher, und sagten sich Worte voll tiefen innigen Sinns, die zwar von Allen gehört, deren Bedeutung jedoch von Niemand verstanden ward. Ihr Gespräch ward, als die Gesellschaft aus der Festung zwischen die einzeln stehenden Felsen zurückgekehrt war, von dem Doktor unterbrochen, der den Vorschlag that, sich hier ein Weilchen auf dem Rasen zu lagern, und ein Gedicht anzuhören, das Adersbach zum Gegenstand habe. Alle priesen den glücklichen Gedanken, und Jedes hatte bald im Schatten eines mächtigen Felsenstückes einen erwünschten Platz gefunden, worauf der Doktor aus einem Taschenbuch das Gedicht vorlas, was die Gesellschaft so angenehm unterhielt, daß man, nach dessen Beendigung, noch um eine kleine Zugabe bat.

Recht gern, entgegnete der Doktor, im Buche blätternd, und ich treffe hier eben zufällig auf ein Gedicht von Kora, das mir des Vortrags wohl würdig erscheint.

Der Doktor hatte sich nicht geirrt, das liebliche Lied gefiel allgemein, und entzückte vor Allen den Hofrath, der es bis über die Sterne erhob, und Asta wiederholt aufforderte, in sein begeistertes Lob einzustimmen.

Ich glaube, sagte diese, indem sie das Taschenbuch aus des Doktors Hand nahm, daß sich vielleicht noch etwas Vorzüglicheres hier auffinden läßt, als zum Beispiel gleich hier eine Elegie, mit dem Namen Minona unterzeichnet, den ich schon mehrere Male unter Dichtungen von entschiedenem Werth fand.

Auf die Bitte der Gesellschaft las Asta die erwähnte Elegie, deren ungemeine Zartheit und schönes wohltönendes Sylbenmaaß die ganze Versammlung zum ungetheiltesten Beifall hinriß, über welchen Kora's Lied fast vergessen worden wäre, wenn es der Hofrath nicht in die Erinnerung der Zuhörer zurückgerufen hätte. Dieser aber trat förmlich in die Schranken, um demselben den höchsten Preis der Vollendung zu erkämpfen, woraus sich ein höchst belustigender Streit entspann, der immer lebhafter und ergötzlicher ward, je länger man ihn fortführte. Was man dem muthigen Kämpfer auch Alles entgegensetzen mochte, er wollte das Feld nicht räumen, und trieb seinen Eifer so weit, daß er endlich die Elegie, mit dem Liede von Kora verglichen, für ein ganz unbedeutendes, mühsam zusammengestümpertes Machwerk erklärte. Emil, der aus guter Quelle seit gestern mehr wußte, als alle Uebrigen, lachte unmäßig mit dem Hauptmann um die Wette, während Concordia und Asta bedeutende Blicke wechselten, und der Doktor, in seiner gewohnten schalkhaften Manier, noch ausdauernd gegen den Hofrath focht.

Von Beiden Anfangs nicht beachtet, klangen jetzt, vom Wiederhall der Felsen vielfach zurückgegeben, einzelne Hörnertöne aus geringer Entfernung herüber, und bald ertönte ein schöner vollständiger Chor von blasenden Instrumenten, der die Gesellschaft aufs Anmuthigste überraschte. Es war nehmlich ein Trupp böhmischer Musikanten, den Emil Tags vorher in Altwasser angetroffen, hierher und hinter eine Felsenwand beschieden hatte. Dieser erhob sich jetzt von seinem Sitz und trat mit Herminen vor. Friede sey Euch geboten! rief er den Streitenden zu, denn Ihr sollt wissen, daß ich hier an der Seite meiner Braut vor Euch stehe, und meine Verlobung feiern will. Dieß Ereigniß, fuhr er zu Klothar gewendet fort, mag Dir meine gestrige frohe Laune erklären, die von Dir wohl nicht mit Unrecht für Ausgelassenheit erklärt ward. Es war mir ein Bedürfniß, die Fülle meiner Seligkeit auf irgend eine Weise ausströmen zu lassen, und ich mag mich dabei wohl um so wunderlicher gebehrdet haben, da ich mir durchaus vorgenommen hatte, Dir nichts von meinem unverhofften Glück zu verrathen, weil ich den heutigen Tag einmal zu allerlei ergötzlichen Ueberraschungen bestimmt hatte.

Emil wechselte nach diesen Worten mit Herminen die Verlobungsringe und empfieng unter dem Forttönen der versteckten Musik die Glückwünsche der fröhlichen Versammlung. Der Hofrath hatte sich während dem Concordien genähert, die er, auf dem Rückwege nach dem Gasthof, in gedrängter Kürze von seiner Liebe und seinen Wünschen unterhielt, wogegen ihm in gleicher gedrängter Kürze ein überaus zierliches Körbchen geflochten ward, was aber von Concordiens Zartheit und Milde mit so lieblichen Redeblumen umwunden war, daß es für den Empfänger fast gänzlich seine widerwärtige Gestalt verlor. Er konnte es sich durchaus nicht als wahrscheinlich denken, daß ein Mädchenherz seiner Liebenswürdigkeit und seinen glänzenden Aussichten in die Zukunft widerstehen könne, weshalb er denn jetzt sein unsichtbares Geschenk mit freundlichem Antlitz heimtrug, fest überzeugt, daß es nur einer kurzen Beharrlichkeit bedürfe, um die Geliebte bald für immer in seine Luftschlösser heimzuführen. Da er mit dem innigen Einverständniß zwischen Concordien und Asta bekannt war, so schien es ihm zweckdienlich, sich um die Gunst und Fürsprache der letzten zu bewerben, von deren Einfluß auf die erste er viel hoffen zu können glaubte. In dieser Absicht suchte er ihre Nähe, was ihm auch so gut gelang, daß er bei der im Gasthof bereiteten Tafel den Platz an ihrer Seite gewann, wo er es sich zum angelegentlichsten Geschäft machte, sie mit so vielen Aufmerksamkeiten zu überschütten, daß Klothar es nicht ohne innerliche Erbitterung ansehen konnte. Aufs Neue von bangen Zweifeln ergriffen, fürchtete er jetzt, die Blicke und Worte der Geliebten mißverstanden zu haben, und schaute düster sinnend auf seinen Teller nieder, während Asta umsonst die freundlichen Strahlen ihrer Augen zu ihm hinübersandte, und die Ursache seiner Verstimmung zu enträthseln strebte.

Als das Mittagsmahl beendet war, hatte sich bereits der Abend schon so weit genähert, daß die Rückfahrt ungesäumt angetreten werden mußte, wenn man noch zu rechter Zeit an dem Ort seiner Bestimmung eintreffen wollte, wodurch sich Asta besonders unangenehm überrascht fand, da sie gehofft hatte, noch einige Worte mit dem Freunde zu wechseln. Ihr ward jedoch im Augenblick ihrer getäuschten Erwartung ein unverhoffter Trost, denn der Doktor lud die ganze Gesellschaft ein, ihn am folgenden Tage in seiner neu erkauften Besitzung zu besuchen, was, Concordie und ihre beiden Begleiterinnen, die ihre Reise fortsetzten, ausgenommen, alle Uebrigen gerne versprachen.

## Letztes Mittel.

Aber sage mir, Emil, redete Klothar den Freund an, als dieser, der Verabredung gemäß, erschien, um ihn zu Ahlfelds

abzuholen, war es Zufall oder Deine Veranstaltung, was mich gestern in Adersbach mit der zusammenführte, die ich wohl besser niemals hätte wiedersehen sollen, obwohl ich einige Augenblicke lang glaubte, sie wirklich wiedergefunden zu haben? —

Gerne gestehe ich Dir, daß ich die Hand im Spiel hatte, erklärte Emil, denn ein Gedicht, was Du vor einigen Tagen an Asta sandtest, und auf welchem ihre unpoetische Kammerjungfer Zucker geschlagen hatte, durch welchen Umstand es mir vor die Augen kam, erregte meine Aufmerksamkeit. Es bedurfte kaum noch der Mittheilungen meiner Braut, um mich zu überzeugen, daß ihre Freundin Asta niemand anders als Deine Kora war, deren wahren Namen Du mir, wie ich leicht errathen konnte, nur deshalb verschwiegst, weil Du wußtest, daß ich sie kannte, und meine unzarte Einmischung in Dein zartes Verhältniß fürchtetest. Durch einige geschickte Kreuz- und Querfragen brachte ich denn auch glücklich und bald heraus, daß der Hauptmann Reichborn, wie Du jetzt weißt, ein ehrsamer Eheherr, es war, der Asta so traulich aus dem Schauspiel begleiteten, und daß der Hofrath ein gefährlicher Nebenbuhler sey, wollte mir nun einmal gar nicht einleuchten. So kam ich denn sehr natürlich zu der Ueberzeugung, daß ein Zusammentreffen mit Asta Dich aufs Neue und auf immer mit ihr vereinen werde, weshalb ich nicht säumte, ein solches herbeizuführen. Der Erfolg desselben hat mich indeß zu meinem Verdruß gelehrt, wie sehr ein verständiger Mann sich irren kann, wenn er von männlicher Eifersucht und weiblicher Zartheit eine so schnelle Rückkehr zur Wahrheit und Klarheit erwartet.

Du hast es gut gemeint, ehrlicher Emil, sagte Klothar, seinem Freund die Hand bietend, aber nenne es immerhin eine thörichte Eifersucht, das Gefühl, was mich so peinigt, vermag ich nicht von mir zu schütteln — besonders wenn ich mir die Unbefangenheit zurückrufe, mit welcher sie mich begrüßte, als ich in Adersbach in das Zimmer trat — recht wie man einen ehemaligen guten Bekannten begrüßt, der uns eben nichts weiter war, als ein guter Bekannter.

Das macht ihrem Verstande Ehre, versetzte Emil, und trotz diesem Empfang warst Du mit ihr schon auf dem Wege zum erneuerten Einverständniß —

Wenigstens wähnte ich es, und gebe Dir jetzt die Erlaubniß, mich auszulachen! fiel Klothar mit ausbrechender Bitterkeit dem Freund in die Rede.

Dazu habe ich jetzt keine Zeit mehr, denn man erwartet uns, entgegnete trocken Emil, indem er, Klothars Arm ergreifend, den halb Widerstrebenden mit sich fortführte.

Unfern von Klothars Wohnung, nur durch einen kurzen Spaziergang, der sich anmuthig durch Gehölz und Wiesen hinzog, getrennt, lag des Doktors Besitzthum, ein kleines artiges Landhaus mit einem Garten. In einer Laube desselben saß die Gesellschaft um einen wohlbesetzten Kaffeetisch, als die beiden Freunde hinzutraten. Emil fand sogleich seinen Platz an Herminens Seite, und neben Asta saß bereits der Hofrath, der ihr eben gestand, daß er von Concordien unerhört geblieben sey, was jedoch seinen Muth noch nicht gänzlich niederschlage, da bekanntlich treue Ausdauer und freundliche Fürsprache schon manches Frauenherz überwunden habe. Er bat sie darauf, sich bei Concordien für seine Wünsche zu verwenden, wobei er zu Klothars bitterstem Verdruß ihre Hand mehr als einmal aufs Innigste an seine Lippen drückte.

Jetzt ward dem Doktor ein Fremder gemeldet, den dieser mit besonderer Freude zu empfangen eilte, und welchen er bald darauf der Gesellschaft als einen seiner werthesten Freunde vorstellte.

Herr Graßheim, so nannte sich derselbe, war der Lesewelt seit mehreren Jahren als der Herausgeber einer beliebten Zeitschrift bekannt, und jetzt auf einer kleinen Reise begriffen, deren Hauptzweck mehrere Besuche waren, die er theils alten Freunden, theils den Mitgehülfen an seinen Wochenblättern abstatten wollte. Er hatte in dieser Absicht auch den Weg durch Concordiens Wohnort genommen, wo er Tags zuvor gewesen war, und sie nicht angetroffen hatte, welches er nach den ersten Begrüßungen sogleich dem Doktor mittheilte. Dieß war mir, fuhr er fort, um so unangenehmer, da mir sehr daran gelegen war, Concordien zu bewegen, die Beiträge, mit denen sie meine Zeitschrift schmückt, künftig mit ihrem wahren Namen zu unterzeichnen.

Warum das? sagte der Doktor; ich finde die Bescheidenheit, mit welcher sie sich verbirgt, um so liebenswürdiger, da ihr wirklich ausgezeichnetes Talent schon allgemein anerkannt ist.

Du hast Recht, erwiederte Graßheim, aber es ist vor Kurzem einer angehenden Schriftstellerin eingefallen, ihre noch sehr mangelhaften Versuche gleichfalls mit dem Namen Minona zu unterzeichnen, dessen sich Concordia bisher bediente — ein Umstand, der allerlei Irrthümer veranlassen dürfte, die dieser nachtheilig werden müßten, und ich ehre Concordien viel zu sehr, um dieß ruhig dulden zu können.

Sie täuschen sich wohl, stammelte der bestürzte Hofrath, denn so wie ich zu glauben mich veranlaßt finde, unterzeichnet Fräulein Thal ihre Dichtungen mit dem Namen Kora.

Entschuldigen Sie meinen Widerspruch, versetzte Graßheim, aber hier kann bei mir um so weniger von einer Täuschung die Rede seyn, da ich unter meine Mitgehülfinnen allerdings auch eine Kora zähle, denn Asta von Bergen, die ich persönlich noch nicht kenne, unterzeichnet mit diesem Namen die Beiträge, mit denen sie mich erfreut.

So erlaube mir, Dich sogleich mit ihr bekannt zu machen, sprach der Doktor, indem er seinen Freund zu Asta führte, die dessen Gruß und Anrede mit um so innigerem Antheil erwiederte, jemehr sie sich von Klothars Gegenwart und sichtlichem Trübsinn befangen fühlte.

Also — Concordia — Minona? staunte der Hofrath, dem ein schreckliches Licht aufgegangen war, indem er sich mit Entsetzen des gestrigen Wortgefechtes erinnerte.

Ja, ja, es ist nicht anders, versicherte Emil, ich wußte das Alles schon gestern durch meine Braut, durfte es aber nicht offenbaren, weil ich ihr Verschwiegenheit gelobt hatte.

Der Hofrath, der durchaus Jemand haben mußte, dem er sein Mißgeschick klagen konnte, richtete jetzt seine Mittheilungen an Klothar, an welchem er auch wirklich den aufmerksamsten Zuhörer fand, mit dem, als er die Auflösung der bisher obwaltenden Mißverständnisse vernommen hatte, eine so auffallende Veränderung vorging, daß Emil ihm schon nach einer Stunde das Zeugniß gab: er sey nun wieder ein umgänglicher, geistreicher und höchst liebenswürdiger junger Mann geworden, dessen Gegenwart vollkommen geeignet sey, eine gebildete Gesellschaft zu beleben und zu erfreuen.

Als der Hofrath auf diese Weise sein Herz ausgeschüttet hatte, betrug er sich, zum Erstaunen aller Anwesenden, ganz gefaßt und heiter, und versicherte Jedem, der es hören wollte, solche wunderliche Vorfälle, wie ihn eben einer betroffen habe, kämen öfter im menschlichen Leben vor, und wären zu geringfügig, um die Seelenruhe eines weisen Mannes stören zu dürfen. Die Quelle, aus welcher ihm die gepriesene Seelenruhe strömte, war jedoch die Ueberzeugung, daß er sein Körbchen nur Concordiens gekränkter Eitelkeit verdanke, da er gerade zu seiner Erklärung den ungünstigen Augenblick gewählt habe, wo er unbewußt ihr anerkannt schönes Gedicht so tief als möglich herabzusetzen sich bestrebt hatte. Eine solche Aufwallung des beleidigten Selbstgefühls aber mußte sich, so schloß er, in einem so sanften Gemüth als dem ihrigen, leicht und schnell wieder in die demselben eigenthümliche Milde auflösen und dann — das bunte Heer seiner stolzen Pläne und Hoffnungen zog aufs Neue heran, und umgaukelte in mancherlei ergötzlichen Gestaltungen, nach wie vor, den selig Träumenden.

Als die Gesellschaft später einen Spaziergang unternahm, sahen bald Klothar und Asta, durch eine geschickte Veranstaltung Emils, sich auf einem lieblichen Schattenpfade allein. Beide erschraken fast, als sie es wahrnahmen, daß ihre Begleiter sich aus ihrer Nähe verloren hatten, aber nicht lange, so strahlten ihre Blicke wieder ineinander, wie in der Adersbacher Höhle, ihre Hände verschlangen sich unwillkührlich, und ein tiefes Schweigen feierte die ersten Augenblicke ihres gänzlichen Wiederfindens. Neben einander fortwandelnd fanden sie jedoch auch bald Worte, die sich immer mehr und mehr zum innigsten Gespräch verflochten, in dessen weiterem Verfolg Klothar nicht unterließ, seiner Freundin das glückliche Ereigniß mitzutheilen, was ihn wieder in den Besitz seines väterlichen Vermögens gesetzt hatte, worauf er mit glühender Innigkeit sie um ihre Hand bat.

Asta blieb stehen. Sie haben es wohl nicht geahnet, sprach sie mit mildem Ernst, aber nicht ohne sichtliche innerliche Bewegung, wie weh Sie mir mit dieser Bitte thun, die ich Ihnen, einer innern Nothwendigkeit zu Folge, durchaus und für immer abschlagen muß. Daß ich Sie liebe, wissen Sie, obwohl ich es Ihnen in diesem Augenblick zum Erstenmal sage — wie ich Sie liebe — das ermessen Sie vielleicht nicht, denn ich liebe Sie mit allen Kräften meiner Seele, wahrhaft unaussprechlich, fuhr sie immer inniger fort; aber um Sie recht lange — so lange, als es dem armen Menschenherzen nur vergönnt ist, so lieben zu können, will ich Ihre Gattin nicht werden! Was ich für Sie fühle, soll nicht so bald untergehen in der schaalen Einförmigkeit der Ehe, denn es ist zu gut dazu, zu rein, und mir selbst zu heilig.

Asta, hören Sie auf! unterbrach Klothar erschüttert die Redende. Wie ist es möglich, daß Sie mich lieben, und doch die schönste Hoffnung meines Herzens — das höchste Glück meines Lebens so grausam zerstören können, weil einst ein zorniger Ehemann eine Haubenschachtel aus dem Wagen warf!

Sie werden bitter, mein Freund! sagte Asta verletzt.

Verzeihen Sie das meiner Liebe, entgegnete Klothar, verzeihen Sie es mir, daß ich es nicht begreife, wie solch ein widriger Eindruck so fest wurzeln konnte in Ihrem milden, klaren Gemüth! Asta, setzte er mit bebender Stimme hinzu, werden Sie mein — ich schwöre es, Sie sollen an meinem Herzen genesen von Ihrem trüben Wahn!

Nein, o nein, mein Freund, sprechen Sie nicht öfter ein solches Wort aus, das mein Innerstes verwundet, sagte Asta, und lassen Sie den Wahn fahren, daß nur die Ehe liebende Gemüther beglückt und befriedigt — er ist unserer beider unwürdig! Lieben Sie mich, wie in den vergangenen glücklichen Tagen, rein und zart, ohne den Wunsch des Besitzes — bleiben Sie mir, was Sie mir bisher waren, der Freund meiner Seele, der Einziggeliebte meines Herzens, dem, so lange ich zu fühlen und zu denken vermag, meine innigsten Gefühle und meine besten Gedanken angehören werden — aber sagen Sie mir nie, nie ein solches Wort mehr, wenn meine Liebe Werth für Sie hat! —

Und haben Sie schon daran gedacht, daß Sie in wenig Tagen oder Wochen wieder fortziehen müssen — und der Freund Ihnen trostlos nachschauen muß in ewig unbefriedigter Sehnsucht, versetzte Klothar, während die Arme des Gatten Sie festhalten dürften für immerdar?

Und wäre es nicht besser, muthig zu entsagen und mit Schmerzen zu scheiden, entgegnete Asta, als einander alltäglich und gleichgültig zu werden? Ich kann und mag es mir, fuhr sie fort, nicht ohne Grauen denken, daß eine Zeit kommen könnte, wo nur noch das Band der Gewohnheit, oder andere weltliche Rücksichten, uns aneinander knüpften — daß der Augenblick kommen könnte, wo ich ohne vor Freude zu erbeben, nur Ihre Stimme vernehmen würde — wo ich nicht mit glühender Sehnsucht auf Ihre Schritte lauschte, wenn ich Sie erwartete — wo wir uns eben nichts weiter mehr wären, als Mann und Frau — o Klothar, können Sie sich das alles denken, und sich nicht mit Widerwillen von dem häßlichen Bilde der Alltäglichkeit abwenden?

Asta, sagte Klothar, der einige Augenblicke tief sinnend geschwiegen hatte, glauben Sie mir, dieß Bild erfüllt mich mit Entsetzen, und ich weiß sehr wohl, daß viel Schönes und Zartes in solch einem Alltagsleben untergeht — aber was bleibt dem Liebenden für ein Mittel übrig, das Geliebte sich unverlierbar anzueignen, als die Ehe? Er muß es ergreifen, weil es das einzige ist, seiner bessern Ueberzeugung zum Trotz, wenn er sein Leben nicht in trübem Entsagen verseufzen will. Ich würde Ihrem Besitz entsagen können — aber der Gedanke, abermals zu leben, wie ich diese zwei langen öden Jahre hindurch lebte, ohne Sie, Asta, der mein ganzes Wesen, all mein Sinnen, Dichten und Träumen angehört — o Sie können diese Qual nicht ermessen! —

Ich ermesse sie, erwiederte Asta bewegt, an Allem, was ich diese Zeit hindurch empfand, aber wie wir uns geistig nahe blieben, so werden wir es auch künftig; denn was uns verbindet, ist ja nicht ein flüchtiger Liebesrausch, es ist die Verschmelzung unserer Seelen, die Verwandtschaft aller unserer Neigungen und Gefühle, unseres ganzen Wesens — unser Verein bedarf keiner äußern Form.

Klothar drückte Asta's Hände an seine glühenden Lippen. Ich kämpfe vergebens gegen Deine Entschlossenheit, sprach er mit bebender Stimme, aber ich bin Dein, ewig nur Dein, wie Du auch unser Verhältniß gestalten willst!

Nun, o nun haben wir uns erst wahrhaft wiedergefunden, nun erst erkenne ich den Freund meiner schönsten Vergangenheit ganz und klar, und ihm reiche ich die Hand zum reinen, unauflöslichen Geisterbund! sagte Asta in seliger Rührung.

Klothar nahm die dargebotene Hand und zog die Geliebte an seine Brust, indem seine Lippen auf ihrer Stirn brannten. Asta ließ es geschehen, sie ruhete einige Augenblicke an dem theuren Herzen, und entwand sich dann sanft den Armen des Freundes, um mit ihm die Gesellschaft wieder aufzusuchen.

Ist es gelungen? flüsterte, als sie bei derselben anlangten, Emil seinem Freunde zu; seyd Ihr eins?

Wir sind es, entgegnete dieser, aber ganz anders, als Du es meinst.

---

Die Lustwandelnden kamen bald darauf an einer sehr reizend gelegenen Besitzung vorüber, ähnlich derjenigen, die der Doktor an sich gebracht hatte. Man sprach davon, daß dieselbe gleichfalls verkauft werden solle, und Elise wünschte sich, bald freundliche Nachbaren in diesem, dem ihrigen nahgelegenen Hause einziehen zu sehen. Asta hatte aufmerksam zugehört, und führte bald darauf ein abgesondertes Gespräch mit dem Hauptmann und dem Doktor. Als sie nach der Beendigung desselben sich zur Abfahrt anschickte, versprach sie Klothar, ihm zu schreiben, wenn und wo sie ihn zu sehen wünsche.

Nach wenig Tagen war die erwähnte Besitzung durch des Doktors und des Hauptmanns Verwendung um einen so billigen Preis Asta's Eigenthum, daß diese mit ihrem kleinen Vermögen auf derselben, wenn auch beschränkt, doch bequem und angenehm leben konnte. Ein Theil des Hausgeräths war mit in den Kauf eingeschlossen, so daß die neue Besitzerin in wenig Stunden einige Zimmer artig einrichten konnte. Auf ihre Bitte veranlaßte Emil an einem schönen Nachmittag seinen Freund, ihm in ihre Wohnung zu folgen, indem er vorgab, dieselbe für einen kauflustigen Bekannten besehen zu wollen. Wer beschreibt aber Klothars seliges Staunen, als die Thüre eines heitern Gemachs sich vor ihm öffnete, und er, im Kreise der uns wohlbekannten Freunde, Asta als Wirthin walten sah, und diese ihm von Emil als seine neue Nachbarin vorgestellt ward. Mit sprachlosem Entzücken drückte er ihre Hand an seine Lippen, aber sein schönes dunkles Auge sagte ihr mehr, als diese ihr hätten offenbaren können, als sie ihm leise zuflüsterte: sehen Sie nun wohl, daß es noch ein anderes und besseres letztes Mittel gab, uns für immer zu vereinen, als die Ehe? —

Im Lauf eines allgemeinen Gespräches, das sich jetzt entspann, machte Emil der Versammlung bekannt, daß er ein nahgelegenes Landgut zu kaufen entschlossen, und deshalb schon in Unterhandlungen getreten sey, die einen günstigen Erfolg hoffen ließen. Diese Mittheilung erhöhete noch um Vieles die allgemeine Heiterkeit, und Alle erfreuten sich wechselsweise daran, sich die Bilder eines künftigen freundlichen Beisammenlebens auf das Anmuthigste auszumalen, wozu auch der Hofrath seinen Beitrag lieferte, indem er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er den schönen Kreis, der sich hier zu bilden beginne, zuweilen mit Concordia zu vergrößern gedenke, und er trieb seine kühnen Hoffnungen so weit, Asta zu versprechen, ihr über ein Jahr dieselbe ganz gewiß als seine Gattin zuzuführen. Der Doktor nahm ihn zu seiner unaussprechlichen Freude sogleich mit scheinbarem Ernst beim Wort, und versprach ihm, wenn er den verheißenen Besuch abstatte, Concordien ein ländliches Fest zu geben. Dann ergötzte er sich eine Weile an dem zarten geistigen Einverständniß Klothars und Asta's, und sang darauf, die letzte neckend:

O wie tröstend, o wie labend!
Immer bleibt er nun Dir nah!
Immer heißt es: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

O möge es lange, lange so heißen, und Einigkeit, Frohsinn und Scherz mit uns unser holdes Thal immerdar bewohnen! entgegnete Asta dem Leichtfertigen.

Und Vetter Michel, der getreue Nachbar, wird uns Allen willkommen seyn, wenn und wo er auch unter uns erscheinen mag! sagte, Klothars Hand schüttelnd, Emil.

Und den Hauptmann Reichborn wird man doch auch nicht aus dem frohen Kreis verweisen, wenn er sich einmal als freundlicher Gast einstellt? scherzte dieser.

Er wird immer freudig empfangen werden, aber mir doppelt angenehm seyn, wenn er seine holde Gattin mitbringt, versetzte Asta, denn diese, fuhr sie zu Klothar sich wendend fort, ist eben die Erwina, von der Sie mich einst in Altwasser scheiden sahen.

---

Nach einigen Tagen, in welchen Emils beabsichtigter Ankauf noch zu Stande kam, begleitete derselbe, um sein Hochzeitfest dort zu feiern, Hermine und Asta in die Heimath. Nach wenig Wochen kamen jedoch alle zurück, und bezogen ihre neuen Wohnörter. Asta brachte ein artiges, etwa achtjähriges Mädchen, die Tochter eines kürzlich in großer Dürftigkeit verstorbenen Schriftstellers, mit sich, durch deren sorgsame Ausbildung sie der Mitwelt die Schuld einer nützlichen Wirksamkeit abzutragen gedachte, die diese mit Recht an uns zu fordern hat. Klothar, der während Asta's Abwesenheit sein Vermögen ausgezahlt erhalten hatte, und sich nach würdiger Thätigkeit sehnte, folgte nach einiger Zeit dem Beispiel seiner Freundin, indem er zwei arme verwaisete, aber höchst fähige Knaben aufnahm, deren Erziehung einen großen Theil seiner Zeit befriedigend ausfüllte. Die spätern Stunden des Tages brachte er jedoch fast immer bei Asta zu, und so erblühete beiden das seltene Glück, eine schöne Gegenwart an eine gleiche Vergan-

genheit knüpfen zu können. Wie vormals lauschte Asta nun wieder am trüben Winterabend auf die Schritte des nahenden Freundes — wie vormals verfloß derselbe Beiden, durch Bücher und Gespräch, Musik und Gesang verkürzt. Nicht selten auch fanden sie sich mit Emil und Hermine zusammen, und der Frühling führte das Ahlfeldsche Ehepaar auf mehrere Monate in ihre Nähe. Auch der Hauptmann kam im Sommer mit Erwina zum Besuch, aber Concordia erschien allein, denn sie hatte dem Hofrath auf seine zweite Bewerbung abermals die geflochtene Erwiederung ertheilt, und dieser tröstete sich, so gut es gehen wollte, mit seinem Lieblingsplan einer gänzlichen Weltverbesserung. Klothar und Asta aber hoffen noch viele glückliche Tage, da eine reine geistige Neigung, die aus inniger Seelenverwandtschaft erblühet, die längste Dauer verspricht.

---

## Otto, Graf von Haugwitz

ward 1767 zu Pischkowitz in der schlesischen Grafschaft Glatz geboren und lebte nach vollendeten Studien in angenehmer Muße belletristischen Beschäftigungen zu Breslau oder auf seinem Gute Falkenau in Schlesien so wie als königlich preußischer Kammerherr später zu Rauschwasser in Schlesien.

Von ihm erschienen:

Gedichte. Breslau 1790 in 8.

Blumen aus der lateinischen Anthologie. Ebendas. 1805 in 8.

Juvenals Satyren im Versmaße des Originals. Leipzig 1818.

Einhundert Epigramme. Breslau 1823 in 8.

G. v. H. hat sich besonders durch geschmackvolle Uebersetzungen einen geachteten Namen in der deutschen Schriftstellerwelt erworben. Seine eigenen poetischen Leistungen beurkunden ebenfalls reiche Phantasie, Anmuth der Form und gewandte Herrschaft über Sprache und Vers.

---

## Markus Theodor von Haupt

ward den 2. Februar 1782 zu Mainz geboren, lebte nach geendigten juristischen Studien seit 1802 als prakticirender Advocat zu Aschaffenburg, 1805 in der Grafschaft Erbach und zog 1807 nach Darmstadt, von wo er als Tribunalrichter nach Düsseldorf berufen wurde. Später vertauschte er dieses Amt mit der Stelle eines Oberlandesgerichtsrathes zu Trier.

Er gab heraus:

Blüthen aus Italien. Frankfurt 1808, 2 Thle. in 8.

Tasso's Nächte, übersetzt. Ebendas. 1808.

Chateaubriand's Märtyrer, oder der Triumph des Christenthums. Uebersetzt. Ebendas. 1810, 2 Thle.

Blüthenkränze. Hamburg 1811 in 8.

Monatsrosen. Düsseldorf 1817.

Aehrenlese aus der Vorzeit. Elberfeld 1817 in 8.

Skizzen. Düsseldorf 1819.

Mechtilde. Historisch-romantisches Gemälde deutscher Vorzeit. Köln 1821 in gr. 8.

Epheukränze. Trier 1824 in 8.

Schauspiele. Mainz 1825, 2 Thle. in 8.

Unsere Vorzeit. Frankfurt 1828, 4 Bde.

Tell, historisch-romantische Oper. Mainz 1829.

Die Freiensteiner, Novelle. Ebendas. 1830 in 8.

Reichthum der Phantasie, Wärme der Empfindungen und Kraft und Wahrheit bei innerer Lebendigkeit, sprechen den Leser besonders in v. H's Schriften an und haben ihrem Verfasser einen geachteten Namen in der literärischen Welt erworben.

---

## Karl Renatus Hausen

ward den 18. März 1740 zu Leipzig geboren, studirte daselbst die Humaniora und kam nach seiner Promotion zum M. der Philosophie als Professor dieser Wissenschaft nach Halle, von wo ihn 1781 ein Ruf als ordentlicher Professor der Geschichte und Bibliothekar nach Frankfurt an der Oder führte. Er wurde auch Präses der dortigen gelehrten Gesellschaft und starb daselbst den 20. September 1805.

Die Welt kennt von ihm:

Pragmatische Geschichte des 18. Jahrhunderts. Halle 1766.

Vermischte Schriften. Ebendas. 1766.

Vermächtnisse für alle Stände. Halle 1767, 2. Ausgabe. Ebendas. 1778.

Allgemeine Bibliothek der Geschichte. Ebendas. 1767. 1768. 2 Bde.

Versuch einer Geschichte des menschlichen Geschlechts. Ebendas. 1771 — 1781, 4 Thle.

Leben Klotzens. Ebendas. 1772.

Biographie des Herzogs Leopold von Braunschweig. Frankfurt a. d. O. 1785.

Geschichte der Universität und Stadt Frankfurt. Ebendas. 1800.

H. gehört noch den älteren deutschen Historikern an, die die Geschichte pedantisch wie eine Wissenschaft behandelten, deren Hauptzweck sich darauf beschränke, die einzelnen Begebenheiten chronologisch an einander zu reihen. — Seine Werke zeichnen sich daher weder durch tiefe Forschung, noch durch Geist oder treffliche Darstellung aus, sind aber wegen des Reichthums von Materialien, den sie darbieten, für den Historiker von Fach häufig sehr brauchbar.

---

## Martin Hayneccius

ward den 10. August 1544 zu Borna in Sachsen geboren, studirte Philologie zu Leipzig, wurde daselbst Magister und kurz nach einander Lehrer an den Schulen zu Leißnig, Chemnitz, Grimma und Amberg. Hierauf kam er, nachdem er einige Zeit zu Rochlitz privatisirt hatte, 1585 als Rektor der Martinsschule nach Braunschweig und von da 1588 als Rektor der Landesschule nach Grimma. Bereits seit 1608 emeritirt, starb er daselbst den 28. April 1611.

Von seinen Lustspielen sind auf uns gekommen:

Hans Pfriem oder Meister Kecks, Komödie. Leipzig 1582. Neue Ausg. Ebendas. 1603; ferner Magdeburg 1606.

Der Kinder Schulspiegel. Ebendas. 1582 und in neuer Ausg. unter dem Titel:

Schulteuffel. Ebendas. 1603, welche beide unter den Titeln: Hansoframea und Almansor auch lateinisch erschienen.

Es fehlte H. nicht an komischem Talent und glücklicher Laune, aber von dem schlechten Geschmack seiner Zeit verleitet, artet er zu leicht in Plattheit und Plumpheit aus und seine Komödien sind daher zum größten Theile ungenießbar.

---

## Johann Peter Hebel.

Dieser zarte und gemüthvolle Dichter ward den 11. Mai 1760 zu Hausen im Badischen von armen Eltern geboren, studirte zu Lörrach und Karlsruhe und auf der Universität Erlangen Theologie und kam 1782 als Pfarrvikar nach Hertingen. 1783 wurde er Lehrer am Pädagogium zu Lörrach, 1791 Subdiakonus und 1798 Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, worauf er 1805 zum Kirchenrath, so wie 1808 zum Direktor des dasigen Gymnasiums erwählt wurde. 1809 ernannte ihn sein Fürst zum Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungskommission, 1814 bei der evangelischen Kirchenministerialsektion und beförderte ihn 1819 zum Prälaten. Er starb auf einer Reise zu Schwetzingen den 22. September 1826, nachdem er noch 1820 durch die Verleihung des Komthurats des Zähringer Löwenordens ausgezeichnet worden war.

Von ihm haben wir:

Sämmtliche Werke. Karlsruhe 1832—1834, 8 Bde. in 8.

Einzeln:

Allemannische Gedichte. Karlsruhe 1803; 6. vollst. Originalausgabe Aarau 1831 in 8. mit 3 Kupf. und Titelvignette. Wohlfeilere Originalausg. Aarau 1828 in 12. Hiervon erschienen viele Nachdrücke. Dieselben übersetzt in hochdeutsche Mundart von Scheffner, Königsberg 1811; 2. Aufl. 1817 in 12.; von Fr. Girardet Leipzig 1821 in 16.; von Valentin Adrian Stuttgart 1824 in 8.; vom Freiherrn v. Budberg metrisch übersetzt Heidelberg 1827 in gr. 12.

Rheinländischer Hausfreund. Karlsruhe 1808—1811 in 4; 3 Aufl. Stuttgart 1827.

Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Tübingen 1811. 3. Aufl. Stuttgart 1827. Neue Aufl. Ebendas. 1833 in gr. 8.

Rheinischer Hausfreund. Karlsruhe 1814 u. 1815 in 4.

Biblische Geschichten. Stuttgart 1822. 2. Auflage. Ebendas. 1824, 2 Bde.

Hebel erwarb sich vorzügliche Verdienste um die Bildung und Aufklärung des Volkes, welche sich bei der Nation in bleibendem Andenken erhalten werden, selbst wenn er nicht der Verfasser der trefflichen allemannischen Gedichte wäre, die sich weit über die Gauen, für welche sie eigentlich geschrieben wurden, ausbreiteten und sich selbst im höchsten Norden Deutschlands, durch die Herzlichkeit, Innigkeit und Natürlichkeit, welche in ihnen vorwaltend sind, Freunde und Verehrer erwarben. Zwar hat der Dichter nicht überall den wahren Volkston in denselben getroffen, indem er sich theils zu Zeiten in der Form vergriff, theils den Figuren, die er handelnd und redend einführt, Aeußerungen und Gefühle giebt, welche ihnen unmöglich in dieser Weise eigen sein können und die daher gesucht und gemacht erscheinen, theils endlich mitunter zu sehr irgend eine Absichtlichkeit durchblicken läßt, welche dem Wesen des Volkes sowohl insbesondere, wie der lyrischen Poesie im Allgemeinen durchaus zuwider ist. — Im Ganzen finden sich solcher verfehlter Versuche jedoch nur wenige in der Sammlung, dagegen wahrer Meisterwerke, in denen echtes, warmes Gefühl, Treuherzigkeit und wahrhaft dichterische Anschauung den angemessensten Ausdruck finden, erhöht durch die musterhafte Behandlung eines Dialectes, der zwar große Anmuth besitzt, doch auch fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet, recht viele, welche Hebels Namen verdienter Weise bis auf die späteste Nachwelt bringen werden.

---

### Die Irrlichter*).

Es wandlen in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblume b'chrönt,
uf grüne Matte bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit-Glocke tönt.

Sie spröche mitenander deis und das,
sie machen öbbis mitenander us;
's sin geheimi Sache, niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,
mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
sie müen den Engle zünde, wo sie göhn.

Und jedem hangt e Bederthalben a,
und wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
und bißt e Stückli Schwefelschnitten a,
und trinkt e Schlückli Treber-Brentewi.

Druf putzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
Hui, flackerets in lichte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Chräfte, d'Matte ab und uf.

's isch chummliger so, wenn eim vorem Fuß
und vor den Auge d'Logge selber rennt,
aß wemme sie mit Hände trage muß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
und sieht vo witem scho die Kerli goh,
und betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns" — im Wetter sin sie do.

---

*) Aus: J. P. Hebels „Allemannischen Gedichten."

Worum? Sobald der Engel bete hört,
se heimelets en a, er möcht derzu.
Der füürig Marcher blieb io lieber dört,
und wenn er chunnt, so hebt er d'Ohre zu.

Und schritet öbsch e trunkne Ma dur d'Nacht,
er fluecht und sappermentet: „Chrütz und Stern"
und alli Zeichen , aß der Bode chracht,
sell hörti wohl der füürig Marcher gern.

Doch wirds em nit so gut. Der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wiit und breit
kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
„ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit,"
sell isch's vernünftigst, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wundervitz ein öbbe brennt,
me lauft im Uhverstand den Engle no,
sel isch ene wie Gift und Popermentz;
im Augenblick se lön sie alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
„er goht verbei, mer wen e wenig z'ruck!
So sage sie, und wandle still us Weg.
und sider nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt me witers über Steg und Bort,
wo nummen au der Engel goht und stoht,
se seit er z'letzt: „Was gilt, i find en Ort,
„du Lappi, wo di Weg nit durt goht!"

Der Marcher muß vora, mit stillem Tritt
der Engel hinterher, und lauft me no,
se sinkt men in e Gülle, 's fehlt si nit.
Jez weisch di B'richt, und iez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mers nit, schribs lieber in e Buch!
Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her,
isch alliwil no besser, als e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo:
ne christli Gmüeth und 's Bette zieht sie a;
und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn ein Ehre-Ma
ne Gschäft für ihn ellei z'verrichte het,
se loß en mache, was gohts di denn a?
Und los nit, wemme mittem Nochber redt!

Und goht me der us Weg, so lauf nit no!
Gang deiner Wege furt in Gottis G'leit!
's isch Uhverstand, me merkts enanderno,
Und 's git en Unehr. Sag, i heig ders gseit.

---

## Der Schmelzofen.

Jez brennt er in der schönsten Art,
und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,
und biß aß d'Nacht vom Himmel fallt,
se würd die erst Maßle chalt.

Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'spart.
Gang Chüngli, lengis alte Wi,
mer wen e wengli lustig sy!

Ne Freudestund isch nit verwehrt;
me g'nießt mit Dank, was Gott bischert,
me trinkt e frische frohe Mueth,
und druf schmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freudestund, e guti Stund!
's erhaltet Lib und Chräfte gsund;
doch muß es in der Ordnig goh,
sust het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez schenket i und stoßet a:
„Es leb der Marggrof und si Huus!"
Ziehnt d'Chappen ab, und trinket us!

Ne bessre Her treit d'Erde nit,
's isch Sege, was er thut und git,
i cha's nit sage, wieni sott,
vergelts em Gott! Vergelts em Gott!

Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Her Inspekter lengt in Trog,
und zahlt mit Freud, es isch kei Frog.

Drum schenket i, und stoßet a!
Der Her Inspekter isch e Ma,
mit üsers Gattigs Lüte g'mei,
und fründli gege groß und chlei.

Er schafft e gute Wi ufs Werk,
er holt en über Thal und Berg,
er stellt en luter uffe Tisch,
und mißt, wie's recht und billig isch.

Sell isch verbei, der Ma am Füür
muß z'trinke ha, wärs no so thür.
Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und wills nit go, men ächzet eis.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
me schnufet, d'Bälg verstuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird so am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringem's ein, und stoßet a:
Gsegott! Vergiß di Schweiß und Ach!
's het jeden andren au si Sach.

Am Zahltag theiltisch doch mit kei'm,
und bringsch der Lohn im Nastuch heim,
se luegt di d'Marei fründli a,
und seit: „I ha ne brave Ma!"

Druf schlacht sie Eiern-Anken i,
und sträut e wenig Imber dri;
sie bringt Salat und Grüebe dra,
und seit: „Jez iß, du liebe Ma!"

Und wenn e Ma si Arbet thut,
se schmeckt em au si Esse gut.
Er tauschti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer sitze do, und 's schmecktis wohl
Gang, Chüngeli, leng no nemol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz im volle Chübel stoht!

So brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhalt ich alle gsund,
und Gott bewahr ich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gschicht,

Und chunnt in strenger Winters-Zit,
wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
en arme Bub, en arme Ma,
und stoht ans Füür, und wärmt si dra,

Er bringt e paar Grumbireli,
und leits ans Füür, und brotet sie,
und schloft by'm Setzer uffem Erz —
schlof wohl, und tröst der Gott di Herz!

Dört stoht so ein. Chumm, arme Ma
und thunis Bscheid, mer stoßen a!
Gsegott, und tröst der Gott di Herz!
me schloft nit lieblig uffem Erz.

Und chunnt zur Zeit e Biderma
ans Füür, und zündet 's Pfifli a,
und setzt si näumen ane mit,
se schmecks em wohl, und — brenn di nit!

Doch fangt e Büebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
se macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em's Pfifli usem Gsicht,

Er keits ins Füür, und balgt derzu:
„Heschs au scho glehrt, du Lappi du!
„Sug ammi Störzli Habermark,
„Weisch? Habermark macht d'Bube stark!"

's isch wohr, 's git mengi Churzwil mehr
am Suntig no der Kinderlehr,
und strömt der füürig Ise-Bach
im Sand, es isch e schöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber, he!
„hesch au scho Ise werde seh
„im füür'ge Strom de Forme no?
Was gilts, er cha nit sage: Jo!

Mir wüsse, wie me 's Ise macht,
und wie's im Sand zu Massle bacht,
und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
und d'Luppen unterm Hammer zwingt.

Jez schenket i, und stoßet a:
Der Hammermeister isch e Ma!
Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie giengs im brave Hamberchs-Ma?
's muß jede Stahl und Ise ha;
und muß der Schnider d'Nodle ge,
sen ischs au um si Nahrig gscheh.

Und wenn im früeihe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre stoht,
se muß er Charst und Hane ha,
sust isch er e verlohrne Ma.

Zum Broche brucht er d'Wägese,
zum Meihe brucht er d'Sägese,
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Messer, wenn der Trübel weicht.

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dankich Gott der Herr derfür!
Und mach en andre Sichle drus,
und was me braucht in Feld und Hus!

Und numme keini Säbel meh!
's het Wunde gnug und Schmerze ge.
's hinkt mengen ohni Fuß und Hand,
und menge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, ke Füst meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Aengste gha di ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;
drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völker-Fried' und Einigkeit
von nun a bis in Ewigkeit!

Jez zahlemer! Jez gölhmer hei,
und schaffe hüt no allerley,
und dengle no bis tief in d'Nacht,
und meihe, wenn der Tag erwacht.

---

## Der Morgen-Stern.

Woher so früeih, wo ane scho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und sufer g'wäschen im Morge-Thau?

Hesch gmeint, de seisch elleinig do?
Nei weger nei, mer meihe scho!
Mer meihe scho ne halbi Stund;
früeih ufsto isch de Glieder gsund,
es macht e frische frohe Muth,
und d'Suppe schmeckt eim no so gut.

's git Lüt, sie dose frili no,
sie chönne schier nit use cho.
Der Mähder und der Morge-Stern
stöhn zitli uf, und wache gern,
und was me früeih um Vieri thut,
das chunnt eim z'Nacht um Nüni gut.

Und d'Vögeli sin au scho do,
sie stimmen ihri Pfifli scho,
und uffem Baum und hinterm Hag
seit eis im andre gute Tag!
Und 's Turtel-Tübli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli isch au verwacht.

„Se helfis Gott, und gebis Gott
„e gute Tag, und bhüetis Gott!
„Mer beten um e christlig Herz,
„es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz.
„wer christli lebt, het frohe Muth:
„der lieb Gott stoht für alles gut."

Weisch, Jobbli, was der Morge-Stern
am Himmel sucht? Me seits nit gern!
Er wandlet imme Sternli no,
er cha schier gar nit vonnem lo.
Doch meint si Muetter, 's müeß nit sy,
und thut en wie ne Hüenli i.

Drum stoht er uf vor Tag, und goht
si'm Sternli no dur's Morgeroth.
Er sucht, und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em sagen: I bi der hold!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar bynem wär,
verwacht si Muetter handumcher,
und wenn sie rüeft enanderno,
sen isch mi Bürstli niene do.
Druf flicht sie ihre Chranz ins Hoor,
und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern si Muetter sieht,
se wird er todesbleich und flieht,
er rüeft si'm Sternli: Bhüetdi Gott!
es isch, as wenn er sterbe wott.
Jez, Morge-Stern, hesch hohi Zit,
di Müetterli isch nümme wit.

Dört chunnt sie scho, was hani gseit,
in ihrer stille Herlichkeit.
Sie zündet ihre Strahlen a,
de Chilch-Thurn wärmt si au scho dra,
und wo sie fallen in Berg und Thal,
se rüehrt si 's Leben überal.

Der Storch probiert si Schnabel scho,
„de chaschs perfekt, wie gester no!"
und d'Chemi rauchen au alsgmach;
hörsch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
und wie im dunkle Buche-Wald
mit schwere Streiche d'Holz-Ax fallt?

Was wandelt dört im Morge-Strahl
mit Tuch und Chorb dur's Matte-Thal?
's sind d'Meidli jung, und flink und froh,
sie bringe weger d'Suppe scho,
und 's Anne Meidli vornen a,
es lacht mi scho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Büebli wär,
und 's Anne Meidli chäm ung'fähr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müeßt vom Himmel abe cho,
und wenn au d'Muetter balge wott,
i chönnts nit lo, verzeih mers Gott!

---

## Das Herlein.

Und woni uffem Schnid-Stuhl sitz
für Basselstang, und Liechtspöhn schnitz,
se chunt e Herli wohlgimuth,
und frogt no frey; „Haut's Messer gut?"

Und seit mer frey no Gute Tag!
und woni lueg, und woni sag:
„'s chönnt besser go, und Große Dank!"
se wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, ischs nümme do,
und woni rüef: „Du Herli he!"
so gits mer scho kei Antwort meh.

Und sieder schmeckt mer's Esse nit;
stell umme, was de hesch und witt,
und wenn en anders schlofe cha,
se höri alli Stunde schlah.

Und was i schaff, das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
se chunnt mim Sinn das Herli für,
und was i schwetz, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e Gsichtli gha,
's verluegti si en Engel dra,
und 's seit mit so 'me freie Muth,
so lieb und süß: „Haut's Messer gut?"

Und leider hani's ghört und gseh,
und sellemols und nümme meh.
Dört ischs am Hag und Hurst verbey,
und weiters über Stock und Stei.

Wer spöchtet mer mi Herli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i such und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herli chund,
se würdi ebe nümme g'sund.

---

## Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
lueg, wie sie d'Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
und wie si 's Fazenetli nimmt,
e Wülkli, blau mit roth vermüscht,
und wie sie an der Stirne wüscht.

's isch wohr, sie het au übel Zit,
im Summer gar, der Weg isch wit,
und Arbet findt sie überal,
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
's will alles Liecht und Wärme ha,
und spricht sie um e Segen a.

Meng Blümli het sie ausstaffiert,
und mit scharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke ge,
und gseit: Hesch gnug und witt no meh?
und 's Chäferli het hinteno
doch au si Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het sie gsprengt,
und 's zitig Sömli use g'lengt.
Hen d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wetzt?
Und keis goht hungerig ins Bett,
wo nit si Theil im Chröpfli het.

Und wo am Baum e Chriesi lacht,
se het sie'm rothi Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Aehri schwankt,
und wo am Pfohl e Rebe rankt,
se het sie eben abe glengt,
und het's mit Laub und Bluest umhengt.

Und uf der Bleichi het sie gschaft
hütie und ie us aller Chraft.
Der Bleicher het si selber g'freut,
doch hätt' er nit, vergelts Gott, gseit.
Und het e Frau ne Wöschli gha,
se het sie trochnet druf und dra.

's isch weger wohr, und überal,
wo d'Sägesen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie gehenet froh und frisch.
Es isch e Sach, by meiner Treu,
am Morge Gras und z'Obe Heu!

Drum isch sie iez so fölli müed,
und brucht zum Schlof kei Obe-Lied;
ke Wunder, wenn sie schnuuft und schwitzt.
Lueg wie sie dört uf's Bergli sitzt!
iez lächelt sie zum letzte mol.
Jez seit sie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten isch sie! Bhüt di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchthurn stoht,
het no nit gnug, er bschaut sie no.
Du Wundervitz, was gaffsch denn so?
Was gilts, sie thut der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die guti Frau,
sie het ihr redli Hus-Chrutz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit gut,
und chunnt sie heim, nimmt er si Hut;
und was i sag, iez chunnt er bald,
dört sitzt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was tribt er echt?
Me meint schier gar, er traut nit recht.
Chum numme, sie ist nümme do,
's wird alles sy, se schloft sie scho.
Jez stoht er uf, und luegt ins Thal,
und 's Möhnli grüeßt en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im G'wisse het,
der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe selber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e guti Nacht!

---

## Die Mutter am Christ-Abend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Muetter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn

Was henki der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinsti Zucker-Mehl.

's isch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz,
Gib's sparsam, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helset er Zucker-Brod.

Jez Nümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen au kei Möseli dra.
Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Oepfel lacht;
und isch der Zucker-Beck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt noch meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgli dri,
und schöni Gibetli sin selber drin.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Gute —
Potz tausig, no ne Ruthe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der Füdeli wund;
doch witt nit anderst, sen isch's der gsund:
's mueß nit sy, wenn d' nit witt.

Und willsch's nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetter-Lieb isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstaffiert,
und wie ne Mai-Baum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli alles gmacht.

De nimmsch's und danksch mer's nit;
Drum weisch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Muth,
und schmeckts der numme, sen isch's scho gut.

Vom Bluest, der Wächter rüeft
scho Oelfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt

Jez bhüetdi Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Chindes Fleisch und Blut ag'no;
Wärsch au so brav, wie er!

---

## Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zu,
es sitzt e schönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Blumesaft,
und 's chostet nit viel, hani ghört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern." —

„Se schenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do hesch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?"

Der Engel seit: „He, 's chostet nüt:
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
„weisch was, se nimm das Blumemehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!"

„Er het zwor selber, was er bruucht,
„Doch freuts en, und er schickt mer au
„mengmol e Hämpfeli Blumemehl,
„mengmol e Tröpfli Morgethau."

Der Chäfer seit: „Jo frili, io!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch."
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „I chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er schick der do
„au Blumemehl!" Der Engel seit:
„Da hättsch nit chönne luster cho."

Er ladet ab; der Engel schenkt
e Schöpli gute Neuen i.
Er seit: „Do trink eis, wenn de magsch!"
Der Chäfer seit: „Sell cha scho sy!"

Druf fliegt er zu si'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchste Haselhurst.
Es balgt und seit: „Wo blibsch so lang?
Er seit: „Was chani für mi Durst?

Jez luegt ers a, und nimmts in Arm,
er chüßts, und isch bym Schätzli froh.
Druf leit er si ins Todtebett,
Und seit zum Schätzli: „Chumm bal no!"

Gell Sepli, 's dunkt di ordeli?
De hesch au so ne lustig Bluet.
Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
es isch wohl für e Thierli gut.

---

## Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen eini,
und selli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
es isch so flink und dundersnett,
so dundersnett,
i wär im Paradies!

's isch wohr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gsichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sieh vo weitem,
so stigt mer's Bluet ins Gsicht;
es wird mer übers Herz so chnapp,
und 's Wasser lauft mer d'Backen ab;
wohl d'Backen ab;
i weiß nit, wie mer gschicht.

Am Zistig früeih bym Brunne,
se redt 's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
„Es isch der näume gar nit recht,
nei gar nit recht!"
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em solle sage,
und hätti 's numme gseit!
und wenni numme richer wär,
und wär mer nit mi Herz so schwer,
mi Herz so schwer,
's gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, iez gangi,
's wird iäten im Salat,
und sag em's, wenni näume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
so bini vorm Soldat.

En arme Kerli bini,
arm bini, sell isch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
und sufer gwachse wäri io,
das wäri scho,
mit sellem hätts ke G'fohr.

Was wispelet in de Hürste,
was rüehrt si echterst dört?
Es visperlet, es ruuscht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi näumer ghört.

„Do bini io, do hesch mi,
„und wenn de mi denn witt!
„I ha's scho siederm Spöthig gmerkt;
„am Zistig hesch mi völlig bstärkt,
io, völlig bstärkt.
„Und worum seisch's denn nit?

„Und bisch nit rich an Gülte,
„und bisch nit rich an Geld,
„en ehrli Gmüth isch über Geld,
„und schaffe chasch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„und lueg, i bi der hold!"

O Breneli, was seisch mer,
o Breneli, isch so?
De hesch mi usem Fegfüür gholt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei, nümme tolt.
Jo, frili willi, io!

## Der Winter.

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Grus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel obe, merki wol.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
so het er vo der Bauwele ghauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Hut, und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf.
Sie stöhn wie großi Here do;
sie meine, 's heigs suft niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Here-Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und schnei's so lang es schneie mag,
es wartet uf si Ostertag.

Meng Summer-Vögli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf sie Ostertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und sieder schlofts, und 's isch em wohl.

Doch wenn im Frühlig 's Schwälmli singt
und d'Sunne-Wärmi abedringt,
Potz tausig, wacht's in iedem Grab,
und streift sie Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
schlieft 's Leben use iung und frisch. —

Do fliegt e hungrig Spätzli her!
e Bröſeli Brod wär si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's het sieder nechte nüt meh gha.
Gell Bürstli, sel isch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fuhre lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's muß wohr sy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie seihe nit, und ernde nit;
„sie hen kei Pflug, und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt sie doch."

## Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schläfrig gsi,
„und 's goht mer schier gar selber so,
„i cha fast uf kei Bei meh stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter d' Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf de Zeeche goht,
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no:
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganzi Nacht,
so stoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit finen Auge mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho.
drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Mayeluft,
voll Chriesi-Bluest und Schleeche-Duft!
und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume neben dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Gute Tag, und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Potz tausig, io, do isch er scho!
„Er dringt io in si'm Himmels-Glast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meye ha!

## Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett!
De ligsch zwor hert uf Sand und Chies;
doch spürts die müede Rucke nit.
Schlof sanft und wohl!

Und 's Deckbett litt der, dick und schwer
in d'Höchi gschüttlet, uffem Herz.
Doch schlofsch im Friede, 's druckt di nit.
Schlof sanft und wohl!

De schlofsch und hörsch mi Bhüetdi Gott,
de hörsch mi sehnli Chlage nit.
Wärs besser, wenn de's höre chönntsch?
Nei, weger nei!

O 's isch der wohl, es isch der wohl!
Und wenni numme by der wär,
se wär scho alles recht und gut.
Mer tolten is.

De schlofsch und achtisch 's Unrueih nit
im Chilche-Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
im stille Dorf.

Und wenns am schwarze Himmel blitzt,
und Gwülch an Gwülch im Donner chracht,
se fahrt der 's Wetter übers Grab,
und weckt di nit.

Und was di früeih im Morgeroth
bis spot in d'Mittnacht b'chümmeret het,
Gottlob, es ficht di nümmen a
im stille Grab.

Es isch der wohl! o 's isch der wohl!
und alles was de g'litte hesch,
Gott Lob und Dank, im chüele Grund
thuts nümme weh.

Drum, wenni numme by der wär,
so wär io alles recht und guet.
Jez sitzi do, und weiß kei Trost
mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill isch,
se chunnt mi Samstig z'Oben au,
und druf, se grabt der Nochber Chlaus
mir au ne Bett.

Und wenni lig, und nümme schnuuf,
und wenn sie 's Schloflied gsunge hen,
se schüttle sie mer 's Deckbett uf,
und — Bhüetdi Gott!

I schlof derno so sanft wie du,
und hör im Chilch-Thurn 's Unrueih nit.
Mer schlofe, bis am Sunntig frueih
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d'Engel singe 's Morgelied,
se stöhn mer mit enander uf,
erquickt und gsund.

Und 's stoht e neui Chilche do,
sie funklet hell im Morgeroth.
Mer göhn, und singen am Altar
Halleluja!

---

## Der Jenner.

Im Aetti setzt der Oeldampf zu.
Mer chönnte 's Aempeli use thue,
und d'Läden uf. Der Morge-Schi
blickt scho zum runde Nastloch i —
O lueget doch, wie chalt und roth
der Jenner uf de Berge stoht.

Er seit: „I bi ne b'liebte Ma,
„der Stern am Himmel lacht mi a!
„Er glitzeret vor Lust und Freud,
„und mueß er furt, sen ischs em Leid,
„er luegt mi a, und cha's nit lo,
„und würd byzite wieder cho."

„Und untether in Berg und Thal,
„wie flimmerets nit überal!
„An allen Ende Schnee und Schnee:
„'s isch alles mir zu Ehre g'scheh,
„und woni gang im wite Feld,
„sin Stroße bahnt, und Brucke gstellt."

Er seit: „I bi ne frische Ma,
„i ha ne lustig Tschöpli a,
„und rothi Backe bis ans Ohr,
„e heiter Aug und Duft im Hoor,
„ke Wintergfrist, ke Gliederweh,
„und woni gang, se chracht der Schnee."

Er seit: „I bi ne gschickte Ma,
„lueg, wieni überzuckere cha!
„I chuuch, und an de Hürste hangts,
„und an de zarte Birche schwankts.
„Der Zuckerbeck mit gschickter Hand,
„mit Geld und Gut wär's nit im Stand.

„Jez lueg au dini Schiben a,
„und wieni Helgli chritzli cha!
„Do hesch e Blüemli, wenns der gfallt,
„do hesch e ganze Tannewald!
„Der Früehlig chönnts nit halber so,
„'s isch mit der Farb nit alles tho."

Er seit: „I bi ne starche Ma,
„und zwing mi näumer, wenn er cha!
„Der Forster gstablet uf der Jacht,
„Der Brunntrog springt, der Eichbaum chracht.
„D'Frau Sunne, mittem Gsichtli rund,
„het's Herz nit, aß sie füre chunnt."

's isch wohr, me weiß nit, was sie tribt,
und wo sie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie spöter Tag,
wie besser aß sie schlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
se chäm sie erst, wenns Oelfi schlacht.

Nei, het sie's ghört? Dört chunnt sie io,
Me meint, 's brenn alles lichterloh! —
Sie stoht im chalte Morgeluft,
sie schwimmt im rothe Nebelduft.
Zeig, chuuch e wenig d'Schiben a,
's isch, aß me besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d'Sunne chämpft, sie loßt nit ab.
Jez het sie gunne. Wit und breit
strahlt ihri Pracht und Herrlichkeit.
O lueg, wie's über d'Dächer wahlt,
am Chilche-Fenster, lueg, wies strahlt.

Der Jenner setzt si Arm in d'Huft,
er ruckt am Hut, und schnellt in d'Luft.
Der Jenner seit: „I förch di nit.
„Chumm, wenn de mit mer baschge witt!
„Was gilts, de würsch byzite goh,
„und rüehmsch dim Büebli nüt dervo!"

Je, 's wär wohl hübsch und liebli so,
im warme Stübli gfallts eim scho.
Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
sie nimmt ihr nackig Chind in d'Arm,
sie het em nüt um d'Gliedli z'thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zu.

Sie het kei Holz, und het kei Brod,
sie sitzt und chlagts im liebe Gott.
G'friert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Mutterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt si nüt um d'Armeth a.

Gang, bring der arme Fischer-Lis'
e Säckli Mehl, e Hemdli wiß,
nimm au ne Wellen oder zwo,
und sag, sie soll au zuenis cho,
und Weihe hole, wenn i bach,
und decket iez der Tisch alsgmach.

---

## Die Ueberraschung im Garten.

„Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?
„Es cha doch nit der Thau vom Himmel sy;
„sust hätt der Mangeld au si Sach,
„er stoht doch au nit unterm Dach.
„Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no so früeih ins Gärtli spring,
„und unterwegs mi Morgeliedli sing,
„isch näumis g'schafft. Wie stöhn iez reihewis
„die Erbse wieder do am schlanke Ris
„in ihrem Bluest! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es sin die Jumpferen usem See!
„Me meint zwor, 's chömm, wie lang scho, keini meh.
„Sust sin sie in der Mitternacht,
„wenn niemes meh als d'Sterne wacht,
„in d'Felder use g'wandlet usem See.

„Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
„de brave Lüte g'schafft im Garteland,
„und isch me früeih im Morgeschimmer cho,
„und het iez welle an si Arbet go,
„isch alles fertig gsi — und wie scharmant

„Du Schalk dört hinte, meinsch, i seh di nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„I ha mers vorgstellt, du würsch's sy.
„Was falle der für Jesten i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„O Kätterli, de hesch's nit solle seh!
„Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,
„und wenn de wotsch, i gieng für di dur's Füür
„und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„und 's isch mer o gar sölli wohl und weh."

So het zum Kätterli der Fridli g'seit,
er het e schwerl Lieb im Herze treit,
und hets nit chönne sage lust,
und es het au in finer Brust
e schüüchi zarti Lieb zum Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini schöne Blüemli a,
„'s sin numme alli schöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„in finer holde Früehligs-Tracht,
„und do sitzt scho ne flißig Immli dra."

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiß?
„O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?
„Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
„i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht
„und wo kei Immli summst, im Paradies."

Und d'rüber hebt si d'Sunne still in d'Höh,
und luegt in d'Welt, und seit: „Was muß ich seh
„in aller Früeih?" — Der Fridli schlingt si Arm
um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterli e Schmützli ge.

---

## Das Gewitter.

Der Vogel schwankt so tief und still,
er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub
zum Himmel uf, mit Halm und Laub,
und lueg mer dört sel Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra;
lueg, wie mers usenander rupft,
wie üser eis, wenns Wulle zupft.

Se helfis Gott, und b'hüetis Gott!
Wie zuckts dur's G'wülch so füürigroth
und 's chracht und toost, es isch e Grus,
aß d'Fenster zitteren und 's Hus.
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es schloft, und nimmt si nüt drum a.

Sie lüte z'Gliengе druf und druf,
ie, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundre soll
und 's lütet eim no d'Ohre voll. —
O, helfis Gott! — Es isch e Schlag!
Dört, siehst im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli schloft no allewil
und us dem Dundre machts nit viel.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,
„er wird io d'Auge bynem ha."
Es schnüfelet, es dreiht si hott
ufs ander Oehrli. Gunn ders Gott!

O, siehsch die helle Streife dört?
O los! hesch nit das Raßle g'hört?
Es chunnt. Gott wellis gnädig sy!
Göhnt weidli, hänket d'Läden i!
's wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, du schöni Weizen-Ern.

Es schettert uffem Chilche-Dach;
und vorem Hus, wie gäutscht's im Bach
und lost nit no — daß Gott erbarm.
Iez simmer wieder alli arm. —
Zwor hemmer au scho gmeint, 's seig so,
und doch isch 's wieder beßer cho.

Lueg, 's Büebli schloft no allewil,
und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge loßt's nit no,
„er wird mi Theil scho übrig lo."
He io, 's het au, so lang i's ha,
zu rechter Zit si Sächli gha.

O gebis Gott e Chindersinn!
's isch große Trost und Sege drinn.
Sie schlofe wohl und traue Gott,
wenns Spieß und Nägel regne wott,
und er macht au si Sprüchli wohr
mit sinen Englen in der G'fohr. —

Wo isch das Wetter ane cho?
D'Sunn steht am heitre Himmel do.
's isch schier gar z'spot, doch grüeß di Gott!
„He, seit sie, „nei, 's isch no nit z'spot,
„es stoht no menge Halm im Bah'
„und menge Baum, und Oepfel dra." —

Potz tausig, 's Chind isch au verwacht,
Lueg, was es für e Snüfli macht!
Es lächelt, es weiß nüt dervo.
Siehsch, Friderli, wie's ussieht do? —
Der Schelm het no si G'falle dra.
Gang, richt em eis si Päppli a! —

---

### Der Schwarzwälder im Breisgau.

Z'Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e gute Wi!
Goht eb nit wie Baumöl i,
z'Müllen an der Post!

Z'Bürglen auf der Höh,
nei, was cha me seh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
z'Bürglen uf der Höh!

Z'Staufen uffem Märt
hen sie, was me gert,
Tanz und Wi und Lustberkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z'Staufen uffem Märt!

Z'Friburg in der Stadt
sufer ischs und glatt,
richi Here, Geld und Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
z'Friburg in der Stadt.

Woni gang und stand,
wärs e lustig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
numme näumis findi nit
in dem schöne Land.

Meinen Auge g'fallt
Herischried im Wald.
Woni gang, se denki dra,
's chunnt mer nit uf d'Gegnig a
z'Herischried im Wald.

Imme chleine Huus
wandlet i und us —
gelt, de meinsch, i sag der, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
imme chleine Huus.

---

### Der Abendstern.

De bisch au wieder zeitli do
und laufsch der Sunne weidli no,
du liebe, schönen Obestern!
Was gilts, de hättsch di Schmützli gern!
Es trippelt ihre Spure no,
und cha sie doch nit übercho.

Wo alle Sterne groß und chlei
isch er der liebst und er ellei,
si Brüderli, der Morgestern,
si het en nit uns halb so gern;
und wo sie wandlet us und i,
se meint sie, müeß er um sie sy.

Früeih wenn sie hinterm Morgeroth
wohl ob dem Schwarzwald ufe goht,
sie führt ihr Büebli an der Hand,
sie zeigt em Berg und Strom und Land,
sie seit: „Thue g'mach, 's pressirt nit so!
„Di Gumpe wird der bald vergoh."

Er schwätzt und frogt sie das und deis,
sie git em B'richt, so guet sie 's weiß.
Er seit: „O Muetter, lug doch au,
do unte glänzts im Morgethau
so schön wie in di'm Himmelssaal!"
„He, seit sie, drum ich's Wiesethal."

Sie frogt en: „Heisch bald alles gseh?
„Jez gangi, und wart nümme meh."
Druf springt er ihrer Hand dervo,
und mengen wiiße Wülkli no;
doch wenn er meint, iez han i di,
verschwunden isch's, weiß Gott, wohi.

Druf wie si Muetter höcher stoht,
und alsg'mach geg'nem Rhistrom goht,
se rüeft sie 'm: „Chumm und fall nit do!"
Sie führt en fest am Händli no:
„De chönntsch verlösche, Handumcher,
„Nimm, was mers für e Chummer wär!"

Doch, wo sie überm Elsaß stoht,
und alsg'mach ehnen abe goht,
wir nootno 's Büebli müed und still,
's weiß nümme, was es mache will;
's will nümme goh, und will nit goh,
's frogt hundertmol: „Wie wit ischs no?"

Druf, wie sie ob der Berge stoht,
und tiefer sieht ins Oberoth,
und er afange matt und müed
im rothe Schimmer d'Heimeth sieht,
se loßt er sie am Fürtuch goh,
und zottlet alsg'mach hinte no.

In d'Heimeth wandle Heerd und Hirt,
Vogel sitzt, der Chäfer schwirrt;
und 's Heimli betet dört und do
si luten Obedsege scho.
Jez, denkt er, hani hochi Zit,
Gottlob und Dank, 's isch nümme wit.

Und sichtber, wiener nöcher chunnt,
umstrahlt si au si Gsichtli rund.
Drum stoht si Muetter vorem Hus:
„Chumm, weidli chumm, du chleini Muus!"
Jez sinkt er freudig niederwärts —
iez ischs em wohl am Muetterherz.

Schlof wohl, du schönen Obestern!
's isch wohr, mer hen di alli gern.
Er luegt in d'Welt so lieb und guet,
und b'schaut en eis mit schwerem Mueth,
und isch me müed, und het e Schmerz,
mit stillem Frieden füllt er's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,
he, frili io, sin au scharmant.
O lueg, wie 's flimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit;
's macht kein em andre 's Lebe schwer;
wenns doch donieden au so wär!

Es chunnt e chüele Obedluft
und an de Halme hangt der Duft.
Denkwol, mer göhn iez au alsg'mach
im stille Frieden unter Dach!
Gang, Liseli, zünd 's Aempli a!
Mach kei so große Dochte dra!

---

# Arnold Herrmann Ludwig Heeren

ward den 27. October 1760 bei Bremen geboren und von seinem Vater, dem Prediger H. zu Arbergen so wie auf der Bremer Domschule für die Universität wissenschaftlich vorbereitet. Er studirte seit 1779 in Göttingen die Rechte und die Geschichte und machte, nachdem er daselbst 1784 Doctor der Philosophie und Assessor der Societät der Wissenschaften geworden war, von 1785 — 87 eine gelehrte Reise durch Frankreich und Italien. Bei seiner Rückkehr wurde ihm eine außerordentliche, 1795 aber eine ordentliche Professur der Philosophie übertragen, womit er seit 1801 die der Geschichte verband. Seine durch die mit Tychsen unternommene Herausgabe der Bibliothek der Literatur und Kunst, der Göttinger Anzeigen und andrer wichtiger Schriften bewährte Gelehrsamkeit erwarb ihm 1806 den Charakter eines Hofraths und, nachdem er bereits 1815 Ritter des hannöverschen Guelphenordens geworden war, 1828 die Ertheilung des schwedischen Nordsternordens. Er feierte in diesem Jahre das Jubelfest seiner Professur.

Seine Schriften sind:

Kleine historische Schriften. Göttingen 1803—1808, 3 Bde.

Historische Werke. Göttingen 1821 — 1826, 5 Bde. Sie wurden ins Holländische (von Dorn-Seissen) und ins Englische (von Bancroft) übersetzt.

Einzeln:

Entwurf zu Vorlesungen über Geschichte und Literatur der schönen Wissenschaften. Göttingen 1788 in gr. 8.

Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums. Göttingen 1793 — 1805, 3 Bde. 5. Aufl. Ebendas. 1824 — 1826. 5 Bde.

Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Ebendas. 1797—1802. 2 Bde.

Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums Ebendas. 1799. 5. Aufl. Ebendas. 1826.

Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems. Ebendas. 1800; 4 Aufl. Ebendas. 1822.

Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge. Göttingen 1808.

Johannes von Müller. Leipzig 1809 8.

Spittlers Leben und Wirken. Berlin 1822.

Heyne. Göttingen 1813.

Der deutsche Bund. Ebendas. 1817.

Geschichte der europäischen Staaten. Gotha 1829 ff. mit Ukert.

Außerdem besorgte er, wie schon oben bemerkt, mit Tychsen die Herausgabe der „Bibliothek der alten Literatur und Kunst," nach Eichhorns Tode seit 1827 allein die der „Göttinger gelehrten Anzeigen," der Schrift des Rhetors Menander „De encomiis (Göttingen 1785), der „Eclogae physicae et ethicae" von Stobäus (Göttingen 1792 — 94, 2 Bde) u. A. m.

H. hat sich durch eben so scharfsinnige als gründliche und tiefe historische Forschungen vorzüglich über die Politik und den Handel der Alten eine fast europäische Berühmtheit erworben. Seine Hand- und Lehrbücher zeichnen sich ferner durch klare, methodische Zusammenstellungen und lichtvolle Uebersichten aus, so wie sich überhaupt in allen seinen Schriften der ruhig, fein blickende, stets ohne Schwanken und Irrung dem vorgesteckten Ziele zuschreitende Denker beurkundet.

---

## Johannes Müller der Historiker *).

Was von einem großen Mann für die Nachwelt erheblicher sey zu wissen, was er war und wie er es ward? ist schwer zu entscheiden; gewiß aber daß nichts wünschenswerther sey, als beydes darlegen zu können. Wenn vielleicht bey Männern, die in weiten Geschäftskreisen standen, das erste das wichtigere ist; so wird dagegen der große Schriftsteller durch die Geschichte seiner Bildung den Nachkommen nicht weniger nützlich, als durch die Werke des Geistes, die er ihnen hinterläßt. Indem er dadurch die Bahn bezeichnet, welche er ging, öffnet er sie zugleich für Andere; besonders in solchen Fächern, wo das Genie nicht alles vermag, weil es nicht blos aus sich selber schöpfen kann; wo das Studium sein Begleiter seyn muß, weil der Stoff gegeben ist; wo die Methode der Vorbereitung meist über das Gelingen selber entscheidet. Mag daher vielleicht der Dichter, aus eigener innerer Fülle schöpfend, keines Wegweisers bedürfen, anders ist es bey dem Historiker. Seiner wartet ein langer oft dornenvoller Pfad, leicht ermüdend, und reich an Abwegen. Wie große Meister vor ihm, alle Hindernisse bekämpfend, ihr Ziel erreichten, ist ihm Noth zu wissen; nicht um ängstlich in ihre Fußstapfen zu treten, aber um nicht leichtsinnig eine Bahn zu beginnen, auf der so viele ermatteten; oder gar zu glauben dem Ziele schon nahe zu seyn, wenn Irrwege ihn davon abführten.

Der Unvergeßliche, **) dem diese Blätter geweiht sind, steht in vielfachem Sinn als Muster der Historie für die Nachwelt da. Er hinterließ ihr Werke, mächtig auf sein Zeitalter wirkend, vielleicht noch mehr auf künftige Geschlechter. Aber er entzog auch ihnen die Geschichte seines Werdens nicht. Hat er sie gleich nicht ausführlich dargelegt, welcher reiche Stoff dazu findet sich in jener einzigen Sammlung von Briefen; ***) und aus dem reifern Alter, welche Winke wenigstens in dem kurzen Abriß seines Lebens? †) Welchen würdigern Kranz könnten wir um seine Urne winden, als wenn es uns gelänge, ihn darzustellen, wie er war und ward! Einfach muß diese Darstellung seyn, wenn sie treu seyn soll; aber sie kann auch nur kurz und beschränkt seyn. Die Beschreibung seines Lebens, seines Handelns, bleibt seinen Freunden überlassen, die eine lange und genaue persönliche Bekanntschaft an ihn knüpfte. Nur den Geschichtschreiber aus seinen Werken darzustellen, zu bestimmen, was er durch diese der Wissenschaft ward, ist hier der Zweck.

Was Johann von Müller aber der Wissenschaft wurde, das ward er ganz durch seine Liebe für sie. Aus dieser einzigen Quelle, der reinsten von allen, oder vielmehr der einzig reinen, floß seine ganze Wirksamkeit. Diese reine Liebe, frey von allen Nebenzwecken, den einzigen ausgenommen, durch sie sich wohlverdienten Ruhm zu erwerben, entzündete sich bey dem Jüngling, erhielt sich bey dem Mann, und würde erst, hätte er dies Alter erreicht, mit dem Greise gestorben seyn. Liebe für Geschichte ist bey einer zahlreichen Klasse von Menschen nur Liebe zu einer vernünftigen Unterhaltung; bey andern Streben nach Belehrung. Wer mag auch das eine oder das andere tadeln? Bei Müller erhielt sie früh einen höhern Charakter, den des feurigsten Enthusiasmus; und dieser Enthusiasmus ging hervor aus dem lebendigsten Gefühl ihrer Würde.

*) Von A. H. L. Heeren. Leipzig 1809.

**) Johann von Müller war geboren zu Schafhausen am 3. Jan. 1752, studierte zu Göttingen 1769 — 71. Lebte in Genf 1774 — 80. War Professor am Karolinum in Kassel 1781 — 83. Lebte wieder in Genf und Bern 1784 — 86. War Bibliothekar und geheimer Staatsrath in Mainz 1786 — 93. War Hofrath und Custos an der Bibliothek in Wien 1793 — 1804. Geheimer Kriegsrath, Historiograph und Mitglied der Akademie in Berlin 1804 — 1807. Trat darauf in Königl. Westphälische Dienste als Minister Staatssekretair; welchen Platz er aber mit dem eines Staatsraths und General-Direktors der Studien vertauschte. Er starb den 29. May 1809.

***) Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund. Tübingen, 1802.

†) Lowe Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien. Berlin 1806. Erstes Heft. Beyde sind die Hauptquellen für das folgende.

Sie war ihm die erste der Wissenschaften, die Aufbewahrerin alles Großen und Herrlichen, die Heroldin und zugleich die Bildnerin der Staatsmänner und Helden. Mit dem Eintritt in ihren Tempel öffnete sich ihm zugleich dieser geweihte Kreis; voll lebendigen Sinns für das Große, fühlte der Jüngling sich hier in seiner Welt; er hatte seine Gottheit gefunden; und das Gelübde ihrem Dienst sein Leben zu weihn war auf immer gethan. Aber dieses Gefühl der Würde der Geschichte ward auch zugleich die Quelle hoher Forderungen an sich selbst. „Ein Geschichtschreiber bedarf einer freyen Seele, und fast „aller Kenntnisse eines großen Königs. Jene muß er haben, „nach diesen muß er streben *)." Worte tiefen Sinns, in ihrem ganzen Umfange vielleicht nur den Eingeweihten verständlich, mit denen er den Anfang seines Werks der Welt übergab. Sein Leben war der Commentar dazu.

Jene Liebe für Geschichte ward bey Müllern schon in den Knabenjahren entzündet; die Sammlungen seines Großvaters für Schweizergeschichte lehrten ihn gleichsam seine Bestimmung ahnen. Bereits im neunten Jahre versuchte er es die Schicksale seiner Vaterstadt zu beschreiben; während bald darauf die erste, gleichsam verstohlene, Kenntniß der römischen Klassiker, jene unaussprechliche Verehrung großer Männer und die Liebe für die Freyheit in ihm entzündete, nachmals die Seele seiner Werke. So waren schon in des Knaben Brust die Keime gelegt, die einst in dem Mann sich entfalten sollten.

Unterricht in der gewöhnlichen Form scheint für Müller wenig gepaßt zu haben. Was er von andern lernte, lernte er nur durch Unterhaltung. Er mußte mit denken und mit sprechen, wenn für ihn Belehrung entstehen sollte. Höchst wohlthätig war es daher für ihn, daß er auf der Vorbereitungsanstalt zu der Akademie zwey Jahre hindurch bey sieben bis acht Professoren der einzige Schüler war. Hier konnte kein Unterricht, wobey der Schüler unthätig gewesen wäre, Statt finden. Aber was der Jüngling dem lehrreichen Gespräch verdankte, erkennt auch der Mann mit dankvoller Erinnerung. So war das Selbstdenken geweckt und hatte Nahrung gefunden.

Nicht anders war es auf der Universität, die er im achtzehnten Jahre bezog. Allerdings ward sein Aufenthalt in Göttingen, wohin er gegangen war, für sein künftiges Leben entscheidend wichtig; da er mit dem Vorsatz kam, Theologie zu studieren, und es mit dem Vorsatz verließ, diesem Studium entsagend sich blos der Geschichte zu widmen: aber seine Bildung ging auch hier nicht den gewöhnlichen Weg. Welche Vorlesungen er besuchte, ist meist ungewiß; die Nahrung für den Geist, deren Er bedurfte, scheint Er zu wenig in ihnen gefunden zu haben. Auch berühmte Namen konnten ihn nicht bestechen. Die geschmacklose Behandlung hebräischer Dichter durch J. D. Michaelis schreckte ihn von der Exegese zurück, wie sie auch Andere davon zurückgeschreckt hat. Aber der persönliche Umgang ausgezeichneter Männer ersetzte ihm auch hier, was ihn der öffentliche Vortrag vielleicht vermissen ließ. Viel war er bey dem gelehrten Kirchenhistoriker Walch, viel bey Heyne, viel bei von Schlözer. Was historische Kritik und Quellenstudium sey, war schwerlich irgend wo mehr als bey Walch zu lernen; er lebte und webte nur in den Quellen seiner Kirchengeschichte. Das klassische Alterthum war der gewöhnliche Gegenstand der Unterredungen mit Heyne. Den ersten Ueberblick über Weltgeschichte im Großen verdankte er Schlözern; hier ward ihm der Orient und der Norden eröffnet; hier der Sinn für Völker- und Länderkunde, dies unentbehrliche Organ des Universalhistorikers, geschärft. Den größten Einfluß auf ihn hatte hier jedoch ein Mann, dessen Name, einst der Lieblingsname der Erzieher und der deutschen Jugend, jetzt fast vergessen ist, Dr. Johann Peter Miller, dessen Hausgenosse er war. Wenn ihm das Verdienst gebührt, zuerst den Entschluß, der Geschichtschreiber der Schweiz zu werden, in Müllers Brust erzeugt zu haben, so ist dadurch seine Erwähnung mehr als gerechtfertigt. Man muß diesen würdigen Gottesgelehrten, Mosheims Zögling, persönlich gekannt haben **), um sich seine Einwirkung auf Müllers Bildung zu erklären. Dr. Johann Peter Miller, ohne glänzende Talente des Umgangs und des Vortrags, war bey ausgebreiteten litterarischen Kenntnissen einer der bescheidensten Männer. Sanftmuth und Milde war der Charakter seines Gesprächs und seines ganzen Wesens; zugleich eine seltene Bereitwilligkeit zu rathen und zu helfen, wo Rath und Hülfe gefordert ward. So erklärt es sich leicht, wie der Jüngling sich an einen Mann anschließen konnte, den er weit an Talenten übertraf, aber mit dessen Gesinnungen er übereinstimmte. Miller lohnte diese Anhänglichkeit durch den Rath, ein seiner würdiges Lebensgeschäft sich zu wählen, und die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft zu beschreiben. Schwerlich konnte er es ahnen, welches Werk davon die Frucht werden würde; und hätte der Schüler es selber nicht gesagt, wer wüßte das Verdienst des Lehrers?

Der Entschluß, die Theologie zu verlassen, stand jetzt fest; mit seiner ersten Schrift: daß unter Christus die Kirche nichts zu fürchten habe *), nahm er zugleich von ihr Abschied. Aber noch in Göttingen hatte er auf Schlözers Rath den Entwurf zu einer Schrift gemacht, mit der er seine historische Laufbahn eröffnete. Es war sein Versuch über die Cimbern **); ein Gegenstand, der wegen der Widersprüche in den Nachrichten der Alten bekanntlich große Dunkelheiten hat.

Müllers Versuch über die Cimbern interessirt mehr in Beziehung auf den Verfasser als auf den Gegenstand. Er erkannte ihn selber für einen unreifen Versuch; (schlimm, wenn der zwanzigjährige Jüngling auch schon seine volle Reife gehabt hätte;) aber er zeigt uns die Stufe der Bildung, auf welcher der Verfasser nach der Beendigung seiner akademischen Laufbahn stand. Ueber Wesen und Behandlung der Geschichte war er mit sich selber noch nicht einig. So viel sieht man, daß der Sinn für Quellenstudium bey ihm erwacht war; aber wie das, was diese Quellen lieferten, zu verarbeiten sey, war ihm noch nicht klar. Die erste Hälfte des Buchs enthält einen Abriß der Geschichte der Cimbern nach den Angaben der alten Schriftsteller meist mit ihren eigenen Worten. In der zweyten findet sich die Sammlung aller Stellen der Alten über das Volk, ganz abgedruckt. Wichtiger als das Buch selbst ist für die Beurtheilung ihres Verfassers die Vorrede; (eine thörichte Vorrede, nannte er sie nachmals selber; unstreitig zu hart über sich urtheilend.) Sie soll seine damaligen Ansichten von historischer Kritik, von Entwerfung einer kritischen Geschichte der Menschheit darlegen. Man erkennt darin den feurigen Jüngling, der fremde Ideen mit Lebendigkeit aufgefaßt hatte, aber der noch der eigenen Uebung seiner Kräfte bedurfte, um ihnen Festigkeit und Bestimmtheit zu geben.

So weit vorbereitet, mit dem Plan, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden, kehrte Müller in seine Vaterstadt Schafhausen zurück ***); wo eine Lehrstelle der griechischen Sprache seiner wartete. Aber nun kam der Zeitraum, wo dieser herrliche Geist sich entfalten sollte; das nächste Quinquennium ist ohne Zweifel die eigentliche Periode seiner Bildung. Viel that er dabey selbst: und wenn das Geschick ihn zugleich begünstigte, so möge man nicht vergessen, daß dies nur dadurch geschehen konnte, daß er sich seiner Begünstigungen werth zu machen wußte.

Er hatte die Bestimmung, der er sein Leben widmen wollte, gefunden. Aber noch ein achtjähriger Zeitraum verfloß, ehe er es wagte, mit dem ersten Versuch seiner Schweizergeschichte (nachmals ihm selber dennoch nicht genügend,) aufzutreten. Ein langer Zeitraum also der Vorbereitung! Die seltene Stärke des Geistes, die dazu gehört, so lange einer Idee zu leben, ihr die Aussicht zu Beförderung, häuslichem Glück, aufzuopfern, in den Jahren, wo der gewöhnliche Mensch nur diese Wünsche kennt, bezeichnet den außerordentlichen Mann.

Kaum war auch die Nachricht bekannt geworden, daß er die Geschichte der Schweiz von Grund aus bearbeiten wolle, als sich hier Alles beeiferte, ihn zu unterstützen. Mehrere der ersten Männer des Staats öffneten ihm ihre Sammlungen; die Archive von Klöstern und Städten standen ihm zu Gebot; ja, der Rath seiner Vaterstadt erwarb sich das bleibendste Verdienst, über die gewöhnliche Form sich wegsetzend, ihm zu vergönnen, auswärts zu leben, indem er viele Jahre seine Stelle ihm dennoch offen ließ. Konnte es für einen edlen, für das Große empfänglichen Geist eine größere Aufmunterung geben? Wenn Beweise der öffentlichen Achtung nach geleisteten Diensten hohe Vergeltung sind, welche Aufmunterung müssen nicht die Beweise der öffentlichen Erwartung vor denselben seyn? Aber welche ausgezeichnete Eigenschaften mußte nicht auch der Jüngling besitzen, der diese so früh erregen konnte?

Wenn in der Geschichte der Meister Herr seines Stoffs seyn muß, so ist es doch gewiß nicht weniger wahr, daß zuerst der Stoff den Meister bildet. In einem ganz ausgezeichneten Grade war dieses aber bey dem Stoff der Fall, den Müller sich wählte. Der Staat, dessen Geschichte er behandeln wollte, hatte nicht die politische Einheit großer Monarchien oder Republiken. Es war ein Aggregat verbündeter Staaten, nicht auf einmal, sondern allmählich entstanden; selbst ohne bleibende

*) Die Geschichte der Schweizer. 1780. Vorrede Seite XVI.

**) Der Verfasser, ein Decennium später gleichfalls Millers Hausgenosse, befand sich in diesem Fall.

*) Christo rege nihil esse ecclesiae metuendum. Göttingen 1770.

**) Bellum Cimbricum, Zürich 1772. 8.

***) Im Jahr 1771.

Centralregierung für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Die einzelnen Glieder dieses Bundes sich höchst ungleich, in ihren Verfassungen, wie in ihrem Umfange; aber auch nicht weniger in ihren Verhältnissen. Des Allgemeinen war wenig, des Besondern desto mehr. Das Studium mußte also nothwendig von dem Einzelnen ausgehen. Eben darum aber war hier der Stoff so ganz dazu geeignet, den Geschichtforscher zu bilden, indem er allmählig Herr desselben wurde. Historisches Studium findet seine eigentliche Nahrung in dem Studium des Einzelnen. Je tiefer es eindringt in dieses, um desto mehr Befriedigung. Wer ohne dieses sich befriedigt fühlt, ist kein Geschichtforscher; wenn gleich auch der Geschichtforscher bald die Gränzen erblickt, über die er nicht hinaus gehen kann. Von der Erforschung des Einzelnen sich zur Ansicht des Allgemeinen zu erheben, ist die Sache des Genies; wer mit dem Allgemeinen anfängt, erbauet ein Gebäude ohne Grund. Wahrheiten, wie es scheint, jedem von selbst einleuchtend; aber bedürfen nicht gerade die einleuchtendsten Wahrheiten gegenwärtig am meisten der Wiederholung?

So war es also die Specialgeschichte der einzelnen Bestandtheile der Eidgenossenschaft, von denen Müllers Studien ausgehen mußten; die Schicksale kleiner Völkerschaften, meist aber von Oertern und Städten. Kein anderer Theil der Geschichte führt in ein so tiefes Detail; kein anderer gewährt in den meisten Fällen dem Forscher so viele Befriedigung. Was in dem Innern der Kabinette verhandelt wurde, läßt meist sich nur aus den Folgen errathen; die Berathschlagungen selber, ihr Gang, die Ansichten der Rathgebenden, zeichnete gewöhnlich kein Schreiber auf. Das Entstehen, der Wachsthum, die Blüthe und das Sinken der Gemeinwesen blieben dagegen meistentheils keine Geheimnisse. Die Chronikenschreiber verzeichneten ihre Schicksale und Veränderungen; und die Archive bewahrten die Urkunden davon auf. So eröffnete sich dem Forscher, selbst bey einem beschränkten Staat, dennoch ein unermeßliches Feld für seinen Fleiß. Die Studien, denen er sich widmen mußte, waren, im gewöhnlichen Sinne des Worts, größtentheils trockene Studien; nur durch das lebendige Interesse, das er selber für sie gefaßt hatte, konnten sie wiederum Leben gewinnen. Auf der andern Seite — wie unerläßlich auch diese Forschungen sind, so sind sie doch zugleich von der Beschaffenheit, daß sie den Geist nicht nur ermüden, sondern auch erdrücken können. Viele vortreffliche Köpfe verloren durch stete Beschäftigung mit dem Einzelnen, jede größere und freyere Ansicht, ohne welche kein großer Geschichtschreiber sich bildet.

Vor diesen Gefahren wußte sich Müller allerdings durch sich selber zu schützen; aber die Umstände begünstigten ihn zugleich. Während er sich in Chroniken und Urkunden begrub, genoß er immer daneben des Umgangs der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, und lebte zugleich mit den ersten Köpfen des Alterthums. Ein günstiges Geschick führte ihn nach Genf, nur dem Namen nach als Erzieher der Söhne von Jacob Tronchin, weit mehr als Freund des Vaters, der viel Sinn für Müllers Lieblingsstudien hatte. Dazu kam bald eine enge Verbindung mit einem der ehrwürdigsten Männer, Bonnet, ihm mehr Vater als Freund, in dessen Hause er leben konnte, ohne eine der Sorgen des Lebens zu fühlen. Aber der Aufenthalt in Genf überhaupt gewährte Vortheile, wie kaum ein anderer Ort in Europa sie gewähren konnte. Es gab schwerlich eine andere Stadt, selbst die großen Hauptstädte nicht ausgenommen, die ein solcher Sammelplatz ausgezeichneter Männer gewesen wäre. Mehrere hatten hier ihren Wohnsitz auf immer, andere auf einige Zeit. Dazu das immer rege innere politische Getreibe dieses kleinen Freystaats! Wo hätte also ein ähnlicher Umlauf von Ideen Statt finden können? Müllern ward aber das Glück zu Theil, hier auch im Umgange mit auswärtigen praktischen Staatsmännern zu stehen; mit Alleyn Fitzherbert, nachmaligen Lord St. Helens, mit Thomas Boone, gewesenen Gouverneur von Süd-Carolina, demnächst Direktor des Londner Zollhauses, mit dem er in eine enge Verbindung trat, die eine lange Reihe von Jahren nicht hat schwächen können.

Es war ein unterscheidender Zug in Müllers Charakter, daß der Sinn für praktische Politik sich früh bei ihm entwickelte. Als er sich den historischen Studien widmete, geschah es nicht bloß mit dem Vorsatz, gelehrter Forscher und Schriftsteller zu werden; sondern in der Hoffnung, vielleicht dadurch sich den Eingang in die politische Laufbahn zu eröffnen. In welchem Umgange konnte aber jener Sinn für praktische Staatskunst mehr Nahrung finden, als in dem, in welchem er hier stand? Aber welche Vorbereitung zugleich für den Geschichtschreiber! Was ist er ohne Sinn für das wirkliche Leben; ohne Kenntniß von dem Gange und der Behandlung der Geschäfte; er, der das große Gemälde von diesem allen entwerfen soll? Auch in spätern Jahren ward Müllern das Glück zu Theil, nicht bloß auf seinem Studierzimmer zu leben, sondern zugleich durch seinen Aufenthaltsort und seine Stellen in Verbindung mit Geschäftsmännern zu stehen, selbst nicht ohne Einfluß auf Staatsgeschäfte zu bleiben; aber diese Verhältnisse des männlichen Alters waren natürlich von anderer Art als die des Jünglings mit Männern, die zu seiner Bildung halfen, weil sie seine Talente erkannten. So ward dieser Aufenthalt in Genf für ihn entscheidend wichtig, und machte ihn ohnedem völlig zum Meister derjenigen Sprache, ohne welche der Eintritt in die politische Bahn jetzt verschlossen bleibt.

Aber wenn der Umgang mit den Lebenden ihn bildete, so that es in eben diesem Zeitraum noch weit mehr der Umgang mit den Todten. Es war dies die Periode, wo sein Geist die Reife erhalten hatte, die für Lektüre nothwendig ist. Sichtbar hat, was er damals las, auf seine nachmalige Ausbildung am meisten gewirkt; und glücklicherweise finden sich eben über diesen Gegenstand in seinen Briefen die genügendsten Aufschlüsse. Er verdient es aber um so viel mehr, daß wir bei ihm etwas länger verweilen, da Müller auch in der Einrichtung seiner Lektüre ein Muster aufgestellt hat, das jungen Männern nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Müller hat sehr viel, aber in einem gewissen Sinn auch wenig gelesen. Für Unterricht und Belehrung war seine Lektüre unermeßlich; für praktische und ästhetische Bildung blieb sie in engen Schranken. Für diese las er nur Meisterwerke; für jene viel zu lesen forderten schon seine Vorarbeiten zu der Schweizergeschichte; noch weit mehr aber seine nachmaligen Studien der Universalhistorie. Allein dieses viele Lesen blieb doch bey ihm sehr weit von zweckloser Vielleserey entfernt. Von dieser Pest der neuern Zeit erhielt sich Müller in der entscheidenden Periode seines Lebens ganz rein; und eben diese Herrschaft über sich selbst ist es, der er den nachmaligen Charakter seiner Geistesbildung verdankte. Für den schon gereiften Mann kann Vielleserey vielleicht unschädlich seyn; für den Jüngling ist sie durchaus verderblich. Bey ihm tödtet sie alles lebendige und bleibende Interesse, und damit zugleich die ganze Knospe der künftigen Entwicklung. Nur das Neue hat für ihn Reiz, weil es neu ist; und wie bald wird nicht jedesmal das Neue durch das Neuere verdrängt? Der Umgang mit Büchern ist wie der Umgang mit Menschen. Das Anschließen und die Bekanntschaft mit einzelnen edlen Männern ist es, die uns veredelt; das Umhertreiben unter einer Schaar stets wechselnder Freunde gewährt höchstens einen Zeitvertreib.

Welche Schriftsteller Müller zu seiner Bildung las, hat er uns selber gesagt. Es waren sowohl alte als neue; blinde Vorliebe für die Litteratur irgend eines Volks blieb ihm ganz fremd; er ergriff das Vortreffliche, wo er es fand. Aber Ein Charakter mußte dem Schriftsteller eigen seyn, der ihn fesseln sollte; er mußte ihn denken lehren. So wurde daher das Lesen solcher Schriftsteller zugleich für ihn selbst wahres Studium; er las, er dachte, er commentirte. Griechen und Römer standen freylich bey ihm oben an; aber die Neuern wurden darum nicht vergessen. Unter den griechischen Prosaikern waren es vor allen Thucydides und Polybius, die ihn fesselten. Sie waren ihm die Lehrer der Staatskunst, die sie nicht in Büchern, die sie durch eigene Theilnahme an den Geschäften, die sie als Anführer, oder auch als Freunde und Vertraute der großen Männer ihrer Zeiten erlernt hatten.

Daß unter den römischen Geschichtschreibern Tacitus vor andern Müllern beschäftigen würde, ließ sich erwarten, eben weil er ihm am meisten zu denken gab. Die Liebe zu ihm wuchs aus eben dem Grunde bey wiederholter Lektüre, weil er fortdauernd reichere Nahrung für seinen Geist fand. „Ich lese „Tacitus zum anderumal, aber es ist nicht der gleiche Tacitus. „So oft ich ihn lese, erscheint er mir als über den, welchen ich „gelesen hatte."*) Diese Vorliebe, und diese steigende Bewunderung hatte Müller mit andern, vielleicht mit allen, Denkern gemein, die sich mit dem Römer beschäftigen. Aber was ihn über diese erhebt, was uns das rühmlichste scheint, das wir in der Geschichte seiner Bildung von ihm zu sagen wissen, ist dieses, daß selbst dieser gewaltige Geist ihn nicht zu blenden vermochte. Es war unmöglich, daß er sich nicht an ihn angeschlossen hätte; aber fesseln ließ er sich nicht von ihm. Er ahnete gleichsam, daß die Manier des Tacitus, ganz aus der Persönlichkeit des Schriftstellers hervorgehend, nicht das allgemeine Muster sey; aber ganz ward dieses erst bey ihm zur Klarheit gebracht, durch Cäsars Commentarien. Nicht auf einmal, weil sie nichts haben das blendet, aber allmählich ward das Gefühl bey ihm zur Ueberzeugung, daß die Schriften des ersten der Feldherrn auch zugleich die ersten Muster der historischen Schreibart und Behandlung seyen. „Ich gestehe, daß mich „Cäsar dem Tacitus untreu macht. Zierlicher und reiner zu

*) Briefe S. 61.

„schreiben ist unmöglich; in ihm ist die wahre Präcision; indem „er alles Nöthige und nichts weiter sagt; er schreibt als ein „Staatsmann von allem ohne Eifer. Tacitus als Philosoph „und Redner, und als ein Mann, welcher das menschliche Ge- „schlecht liebte, wird bisweilen eifrig. Wenn ich mich an ihn „halte, so kann ich zu Ausschweifungen verführt werden; mein „Cäsar kann mich nie verführen." *) Der zwanzigjährige Jüngling, der so urtheilen konnte, beurkundete eben dadurch, daß er der nahe Geistesverwandte der Männer sey, über die er urtheilte. Seinen vollen Werth jedoch erhält dies Urtheil nicht blos durch sich selber, sondern noch mehr durch die Quelle, aus der es floß. Denn diese Quelle, was ist sie anders, als jener reine durchaus unbestechliche Wahrheitssinn; diese erste und letzte Forderung an den Historiker, ohne welche alle blendende Vorzüge, aller Glanz des Neuen, alle Kunst der Darstellung wenig oder gar keinen Werth haben?

Unter den neuern Historikern waren es vor allen Italiäner, Guicciardini und Davila, welche Müllern fesselten; hauptsächlich weil sie nicht blos Schriftsteller, sondern zugleich Staatsmänner waren. Guicciardini mußte ohnedem durch das große Detail, in welches er hineingeht, Müllern am meisten befriedigen. Schwerlich lernt man auch aus einem andern Geschichtschreiber den Geist der italienischen Politik richtiger beurtheilen; und ist gleichwohl diese Kenntniß nicht die Einleitung zu der Geschichte des neuern Europas überhaupt? Der große Name von Hume, auch die Anerkennung seiner Vorzüge, konnten Müllern nicht bestechen, sein natürliches Gefühl zu verläugnen. „Wir lesen Hume; ein großer Geschichtschrei- „ber; aber er ist entsetzlich gedehnt!" **) Ein inniges Anschließen an Hume war freylich bey Müllern unmöglich. Sie stehen sich gleichsam als Extreme einander gegenüber; die sprudelnde Lebendigkeit des Schweizers paßte nicht zu der fast phlegmatischen Ruhe des Britten, die nicht wie bey Cäsar aus der Herrschaft über die Leidenschaften, sondern aus ihrer Abwesenheit hervorging.

Mehr jedoch als diese eigentlichen Historiker waren es zwey ihnen nahe verwandte politische Schriftsteller, welche auf die Bildung von Müller den entschiedensten Einfluß erhielten: Montesquieu und Machiavelli; letzterer nicht sowohl durch seine Geschichte und durch seinen Fürsten, als vielmehr durch seine Discorsi). „Ich lese Machiavelli, und werde in mei- „nem Entzücken über diesen großen Geist gestärkt. Wie viel „besser ist hier der Commentar, als der Text!" ***) Das so oft wiederholte Lob Montesquieu's braucht nicht durch einzelne Stellen bestätigt zu werden. Warum gerade diese Schriftsteller am stärksten auf Müllern wirkten, erklärt sich aus dem obigen von selbst. Sie sind es, die vor andern denken lehren; sie waren es, in denen unter den Neuern der Geist des historischen Raisonnements sich entwickelt hat. Wenn Machiavelli nicht so stark und so allgemein wirkte als Montesquieu, so geschah es theils weil sein Stoff, theils weil die Sprache, in der er schrieb, weniger allgemein war. Auch ist an Reichthum der Gedanken ihm Montesquieu überlegen; wenn auch an politischer Wahrheit der Italiäner vorangeht. Das Werk von Montesquieu ist unter allen politischen Werken der beste Wetzstein für den Geist. So ward es auch von Müllern gebraucht; so konnte er es brauchen ohne Beeinträchtigung seiner Selbstständigkeit.

Ueber die großen Prosaiker wurden die Dichter nicht vergessen; aber sie blieben ihnen untergeordnet. „Ich gestehe, „heißt es einmal, daß ich in schönen Wissenschaften fast nichts „lese; die alten Geschichtschreiber und Redner nehme ich aus. „Mir däucht allezeit, das vornehmste sey der Umgang der gro- „ßen Staatsmänner, des Polybius, des Demosthenes, des Da- „vila u. a." †) Aber daß dies nicht so streng zu nehmen sey, oder vielmehr nur von dem damaligen Zeitpunkt gelte, zeigen viele andere Stellen seiner Briefe. Kann sich ohne Sinn für Poesie, ohne Bekanntschaft mit ihr, ein großer Geschichtschreiber bilden? Diese Frage scheint nicht leicht im Allgemeinen beantwortet werden zu können. Gleichwohl scheint sie in eins mit der mehrumfassenden zusammen zu fließen: welchen Einfluß Einbildungskraft und Gefühl auf die historische Komposition haben sollen? Ohne Zweifel kann diese ihr erstes Verdienst, Wahrheit der Fakten haben, ohne daß Imagination und Gefühl daran Antheil nehmen; ja sie können dieser leicht selbst gefährlich werden. Und gleichwohl ohne sie — was bleibt historische Komposition? Ein nacktes Gerippe, ohne inneres Leben, ohne Wirkung auf den Leser. Soll die historische Komposition das Verdienst der Darstellung haben, so kann sie nicht ohne sie seyn; und weit entfernt, daß sie geradezu dem historischen Geiste entgegen wären, sind sie vielmehr wesentliche Bestandtheile desselben. Aber der Historiker muß eine Herrschaft über sie auszuüben wissen, die weit unumschränkter als die des Dichters ist. Der Dichter räumt ihnen ungestraft den Schein der Herrschaft über sich ein; der Historiker darf nie so viel sich vergeben; die Gränzlinie zwischen historischer und poetischer Komposition läuft hier gewiß sehr fest und bestimmt; sie genau zu ziehen erforderte aber eine eigene Abhandlung. Dichterlektüre ist daher dem Geschichtschreiber nicht blos für seine Jugendbildung nöthig; er bedarf ihrer auch im reifern Alter; sie bleibt ihm das Mittel, seinem Geist jene Frische zu erhalten, die allein seinen Werken ein lebendiges Kolorit geben kann. Virgil und Homer, die Aeneide und die Iliade waren es, an welchen Müller sein poetisches Gefühl erwärmte. „Ich habe „die Iliade geendigt, unwillig, daß der göttliche Homer nicht „240 Rhapsodien statt 24 gesungen." *) Daß die Epiker am meisten den Historiker fesselten, mag natürlich scheinen; aber der Grund dieses Wohlgefallens lag dennoch nicht in der Form der Poesie. Denn mehr als diese Epiker scheint ihn ein Tragiker ergriffen zu haben; und zwar der, dessen ganzen Werth nur der sehr gebildete Geist zu fassen vermag. „Als ich den „Oedipus auf Colonus des Sophokles gelesen hatte, stand „ich auf; ich empfand ein Gefühl, welches mir ganz ungewöhn- „lich war, da ich sah, daß in einer menschlichen Sprache für „die Leidenschaften solche Ausdrücke seyen!" **) So erklärt sich „sein Ausruf an einer andern Stelle: „Lesen ist nichts, lesen „und denken etwas; denken und fühlen die Vollkommenheit!" ***)

Mit diesen Studien verband Müller in eben diesen Zeiten ein anderes von nicht geringerer Wichtigkeit. Er empfand es früh, wie unentbehrlich Bildung der Rede sey. Rousseau war es, nach seinem eigenen Geständniß, der ihn dies fühlen lehrte. „Dieser Rousseau zeigt mir eine einige, sehr große, nicht „genug von mir bedachte Wahrheit — die große Wichtigkeit und „Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende „Europa entzückt; sind sie nicht Alle, seine Mitbürger ausge- „nommen, zu seinen Füßen; und lernen — Nichts; beten ihn an, „nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter „seine Donner! So will ich denn auch dieses großen Instru- „ments mich bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf „Erasmus hat man gestammelt; von Erasmus bis auf Leibnitz „geschrieben; von Leibnitz und Voltaire bis hierher raisonnirt; so „will denn ich sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner, „und widerhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden „ergießen sich der Rhein und die Rhone; sie stürzen von den „Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die nie- „dern Flächen der Germanen und Belgen; warum denn, o „Freund, gleicht die Sprache, selbst unserer schönen Geister, „nur dem Staubbach; spritzt blos nassen Staub in die Augen, „reißt nicht die Herzen fort?" †) Wer so sprechen konnte, hatte freylich schon seine Rede gebildet! Aber wenn Rousseau ihm die Wichtigkeit davon zeigte, so waren es doch die Alten, die er zum Muster nahm. „Ich lese Rousseau nicht mehr, ich „lese den Orator, de claris oratoribus, und de legibus." ††) Allein auf die Bildung seiner Sprache wirkten noch andere Studien ein; wir werden Gelegenheit finden darauf zurück zu kommen.

Waren es aber auch nicht eben diese Briefe, aus denen wir mehrere Stellen als Belege mitgetheilt haben, welche auf die Kunst des Ausdrucks seiner Ideen einen so wesentlichen Einfluß hatten? In eben den Jahren, wo er ganz dieser seiner Bildung lebte, ward ihm das Glück zu Theil, den Mann zum Freunde zu erhalten, an den diese Briefe gerichtet sind. Mit welcher schwärmerischen Liebe er an diesem Freunde seiner Jugend hing, sagt jeder derselben zu laut, als daß es einer Wiederholung bedürfte; nur darauf muß hier aufmerksam gemacht werden, welchen Einfluß diese Art von Briefwechsel, wenn wir ihn so nennen dürfen, (denn er schrieb weit mehrere als er erhielt;) auf seinen Geist hatte. In sie ergossen sich seine Gedanken, seine Gefühle; sie sind ihr lebendigster Ausdruck; der wahre Spiegel seines Ich. Was Mittheilung in dieser Periode des Lebens für jeden empfindenden Menschen ist, weiß zwar jeder aus eigner Erfahrung; aber dieser schriftlichen Mittheilung waren doch nur wenige fähig. Sie steht aber, in Rücksicht des Einflusses auf die Bildung des Geistes, weit über der mündlichen. Was gesprochen wird im Tausch der Ideen, bleibt leicht unbestimmt, und läßt selten tiefe Spuren zurück; das Geschriebene

*) Briefe S. 163. 168.
**) Briefe S. 115.
***) Briefe S. 101.
†) Briefe S. 131.

*) Briefe S. 115.
**) Briefe S. 251.
***) Briefe S. 113.
†) Briefe S. 26.
††) Briefe S. 93.

muß wenigstens einmal bestimmt gedacht werden, und steht für immer fest. Der Entschluß über das Gelesene Rechenschaft abzulegen führt nothwendig zum Nachdenken darüber; so bilden sich feste Urtheile; und gewiß viele derselben hätte Müller nie so gefällt, wäre er sich ihrer auch selber nicht so bewußt geworden, hätte er sie nicht für einen andern niedergeschrieben.

In eben dieser Periode aber, während seines Aufenthalts in Genf, ward Müllern ein Geschäft übertragen, das einen bedeutenden Einfluß auf seine historische Ausbildung hatte; er mußte einem Kreise junger Leute Vorlesungen über die Geschichte halten.

Was es heißt, einen Vortrag über seine Wissenschaft halten, kann nur der ganz schätzen, der selber die Erfahrung davon gemacht hat. Es ist hier nicht von den Vorträgen die Rede, welche eine lange Zeit hindurch jährlich, oder gar halbjährlich, wiederholt werden. Diese häufige Wiederholung kann eben so leicht zum Stillstande in der Wissenschaft führen, als sie das Fortschreiten befördern kann; und das erstere wird vielleicht öfter als das letztere der Fall seyn. Wir sprechen von dem Vortheil, den ein einmaliger, oder doch nur wenige Male, (viermal geschah es von Müller, denn er ermüdete bald;) wiederholter Vortrag über die Wissenschaft giebt; und wir tragen kein Bedenken, diesen als das Hauptmittel zu betrachten, sich zum Meister derselben zu machen. Wer über eine Wissenschaft sprechen muß, ist genöthigt sie in ihrem ganzen Umfange, nicht weniger als in ihren einzelnen Theilen zu überblicken. Aber indem er das Einzelne durchgeht, lernt er die Lücken in seinen Kenntnissen bemerken, und ist gezwungen sie auszufüllen. Noch mehr! der mündliche Vortrag nöthigt ihn, sich jeden Gegenstand wenigstens einmal klar zu denken, weil er ihn klar aussprechen muß. So tritt alles bei ihm aus dem Dunkel hervor, in dem es bisher lag, und zum Theil gewiß geblieben wäre. Wer je in dem Falle war, zum erstenmale einen Vortrag dieser Art gemacht zu haben, wird es sich selber bewußt seyn, wie viel heller er das Gebiet der Wissenschaft nach der Beendigung desselben als vorher übersah.

Der Vortrag, den Müller zu thun hatte, sollte die ganze Geschichte umfassen. Fast mit Schrecken nahm er jetzt die Lücken wahr, die in seinen historischen Kenntnissen sich fanden. Lebhaft fühlte er aber zugleich die innige Verbindung, die unter den einzelnen, noch so entfernten, Theilen der Weltgeschichte — wäre es auch nur durch die Vergleichung — Statt findet. Mit Einem Wort, er fühlte das Bedürfniß Universalhistoriker zu werden. „Dies Geschäft nöthigt mich zu einem Studium, ohne „welches nicht leicht auch nur die Historie von Geusau gut ge„schrieben werden mag, zum Studium aller Jahrhunderte und „aller Welt; welches die Begriffe erweitert, und allen beson„dern Geschäften Licht mittheilt. Ueber dieses ist beiden, dem „Geist und auch den physischen Kräften, dieses abwechselnde „Schauspiel sehr gesund; weil die Mannichfaltigkeit unserer Ar„beiten uns hindert, über einer einigen zu ermüden; und ich „habe neulich wahrgenommen, daß, nachdem ich den Abulfeda „gelesen hatte, ich die Schweiz mit andern Augen ansah." *)

Bedarf es mehr um den entschiedenen Einfluß darzulegen, den diese Vorträge auf Müllers damalige historische Bildung hatten? Aber sie führten ihn weiter; sie zeichneten ihm den Gang seiner Forschungen für das ganze Leben vor. Der Entschluß befestigte sich bei ihm, alle Theile der Geschichte so viel immer möglich in ihren Quellen durchzuarbeiten, und sich auf diesem Wege zum Universalhistoriker im vollen Sinne des Worts zu bilden. Angelangt am Ziel sollte eine Weltgeschichte die Frucht dieser Studien seyn. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß diese Frucht reifen sollte. Aber der Gedanke daran füllte immer mehr die Seele des Forschers aus, je mehr er dem Ziele sich näherte. Er ward ihm gleichsam ein Pharus auf der Bahn des Lebens, der ihm, trügerisch den Hafen zeigend, wo er einst zu landen hoffte, gerade in den Stürmen der letzten Zeiten am wohlthätigsten leuchtete.

Wir glauben bisher die Hauptmomente herausgehoben zu haben, welche auf die Bildung des Historikers bedeutenden Einfluß hatten. Vielleicht ist nicht Alles gesagt; aber in den Hauptsachen konnten wir nicht irren, da seine eigenen Nachrichten unsere Wegweiser blieben. Viel mußte sich vereinigen um diese Bildung zur Reife zu bringen; auf welchem Punkte sie damals stand, davon giebt jene Briefsammlung den unwidersprechlichsten Beweis. Sie bleibt die wahre Blüthe seines Geists, wenn auch die Früchte erst später reifen sollten; und ob die Briefe des jungen Gelehrten, oder die Geschichten der Schweiz mehr auf die Nachwelt wirken werden, kann erst die Nachwelt entscheiden. Der Enthusiasmus für die Wissenschaft, den jede Zeile athmet; die richtige Würdigung der Gegenwart; die ahnungsvollen Blicke in die Zukunft, oft einer Inspiration ähnlich; *) dies genialische des Jünglings, schon verbunden mit einer Reife und Festigkeit des männlichen Urtheils, das durch keinen Namen noch falschen Schein zu blenden ist — machen sie zu einer einzigen Erscheinung im Gebiet der Literatur. Ewigen Dank bleibt die Nachwelt der weiblichen Hand schuldig, die sie aus dem Dunkel hervorzog. Aber vielleicht war es gut für Müllers Ruhm, daß sie erst spät erschienen; die Erwartungen die sie früher hätten erregen können, wären desto schwerer zu erfüllen, vielleicht unmöglich zu übertreffen gewesen.

Im Jahre 1780 erschien der erste Versuch seiner Schweizergeschichte. **) Seitdem Müller mit den Vorarbeiten dazu sich beschäftigt hatte, war es ihm am schwersten geworden über den Plan des Werks mit sich selber einig zu werden. Wo sollte er beginnen? Erst mit der Entstehung des Bundes? oder schon mit den frühesten Zeiten, wo die Länder, welche der Bund nachmals umfaßte, zuerst aus dem Dunkel langsam hervortraten? Es hing sehr viel von dieser Frage ab. Er konnte sich viele Arbeiten ersparen in dem ersten Falle; er mußte vielen und sehr ausgedehnten sich unterziehen in dem andern.

Wie der Plan seines Werks sich zuerst bey ihm entwickelte, sagt er selber in seinen Briefen. Nachdem er zuerst von den frühesten Zeiten hat anfangen wollen, änderte er seinen Entwurf bereits im Jahre 1776. „Meiner Materialien ist eine un„glaubliche Menge. Meinen Plan habe ich geändert. 1) Weil „der Leser nicht die abgestorbenen Herren des Landes, sondern „die Konföderation kennen will. 2) Weil es besser ist Ein Ge„mälde geschickt zu mahlen, als auf zwanzig Tafeln zu verthei„len. 3) Weil unsere Historie vor dem Bunde niemand interes„sirt." ***) Daß Müller diesem Plan bey der Ausarbeitung bis zu der Erscheinung seines ersten Versuchs treu blieb, ist aus diesem selber klar geworden; aber die nachmalige Umarbeitung beweist auch, daß er selber von jenen Ideen zurückkam. Jener erste Versuch ist der Anfang eines Gebäudes ohne feste Grundlage. Der erste Schweizerbund war an und für sich selbst gar keine solche Begebenheit, daß mit ihr eine neue Ordnung der Dinge plötzlich begonnen hätte. Es war nichts weniger als eine Revolution; ein so oft gemißbrauchter Name! Das von Alters her bestehende dauerte hier fort, und sollte erhalten werden; nur dem Druck der Neuerungen widersetzte man sich. Wie ließ also die Geschichte des Bundes sich geben, wenn man dies Alte nicht kennen lernte? Wie ließ aber die Kenntniß des Alten sich geben, ohne in die frühesten Zeiten zurückzugehen, aus denen es herstammte? Müller fühlte dies Bedürfniß; und glücklicher Weise hatte er von Anfang an so vorgearbeitet, als wollte er diesen Plan befolgen. Er entschloß sich also zu der Umarbeitung, ehe er die Fortsetzung jenes Anfangs gab; und so erschienen seit dem Jahre 1786 seine Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft in derjenigen Form, welche nachmals ihnen eigen geblieben ist. Allein dieser veränderte Plan hatte ihn in die Nothwendigkeit gesetzt, eine große Reihe von Untersuchungen anzustellen, von denen er zum Theil nur die Resultate geben konnte. Die Theile des Schweizerbundes hatten durch ihre geographische Lage alle die Schicksale theilen müssen, welche die sie umgebenden Länder trafen. Sie waren eine Provinz des römischen Reichs; sie wurden, als dieses fiel, durch die Völkerwanderung überschwemmt; sie bildeten meist das alte Reich der Burgunder; sie wurden mit diesem ein Theil der großen fränkischen Monarchie; sie wurden, als dieses zerfiel, ein Stück des neuburgundischen Reichs, und kamen endlich mit diesem zum deutschen Staatskörper; von dem sie auch selbst nach der Errichtung ihrer Verbindung weit entfernt waren sich sofort trennen zu wollen. Wie war es möglich ihre Schicksale darzustellen, ohne tiefe Kenntniß aller dieser Staaten, und wenn gleich ihre Geschichte nicht die allgemeine Geschichte dieser Staaten war, so war sie doch so tief darin verflochten, besonders in Rücksicht der innern Verhältnisse, daß sie in einem gewissen Grade es werden mußte. Viel mochte der Geschichtschreiber als nicht für seinen Zweck passend verschweigen; aber die Aufgabe die Schweizergeschichte zu schreiben war für ihn nicht geringer, und konnte auch nicht geringer seyn, als die, die Geschichte des ganzen deutschen Mittelalters in allen ihren Hauptbeziehungen zu ergründen. So führte also das Studium des partiellen Theils der Geschichte, das sein Hauptzweck war, ihn auf das Studium der allgemeinen Geschichte, dessen Bedürfniß er schon früher gefühlt hatte. Beyde verschmolzen sich unter einander; und daraus ging jene schöne Harmonie hervor, die ein so wesentlicher Vorzug seines Werks ist.

---

*) Briefe S. 2?9.

*) Wie z. B. Briefe S. 16. „Die Encyklopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an." — Das konnte ein Jüngling im Jahre 1774 schreiben!

**) Unter dem Titel: die Geschichte der Schweizer, durch J. Müller; das erste Buch. Boston. (Bern.) 1780.

***) Briefe S. 72.

Nach 6 Jahren erschien also der erste Theil der umgearbeiteten Schweizergeschichte; dem allmählich die übrigen bis zum Schluß der ersten Hälfte des fünften folgten.*) Erst jetzt war und blieb der Meister selber mit seinem Werk zufrieden; denn auch in der neuen Ausgabe, welche die drey ersten Theile erlebten, ward nur in Nebendingen, nichts aber in dem Plan und dem Ganzen geändert. So giebt dies Werk also auch den Maßstab mit dem man Müller den Historiker mißt. Seine zahlreichen kleinen Schriften, meist, wo nicht alle, ohne seinen Namen erschienen, haben durchgehends Beziehung auf die Geschichte des Tages. Sie sind mehr oder weniger politische Gelegenheitsschriften, von der **Darstellung des Fürstenbundes** an, (der wichtigsten unter ihnen;) bis zu den kleinen, zum Theil schon vergessenen, Aufsätzen hinab. Sie sind eben deshalb nicht rein historisch. Wichtig als Belege für die Geschichte seiner persönlichen Ansichten der ihn umgebenden Welt, wie sich diese mit ihr formten, — und mit ihr änderten. Dieser Theil der Geschichte seines Geistes bleibt seinem künftigen Biographen überlassen.

Ein großer Zug, der gleichsam alles übrige schon in sich faßt, glänzt zuerst in dem Charakter von Johann von Müller dem Historiker hervor: **seine reine und feste Ansicht von dem Wesen der Geschichte.** Früh hatte er diese gefaßt; nie ist er ihr untreu geworden. Sie war und blieb ihm, was sie seinen großen Mustern Cäsar und Polybius war, treue Erzählerin des Geschehenen. Diese Hauptansicht mußte allerdings bei ihm von selbst durch die Natur seines Stoffs gefaßt werden. Es war ein Gegenstand durchaus der Forschung, über den der Geschichtschreiber gar nichts vermochte, wenn nicht der Geschichtforscher vorangegangen war. Diese Beschaffenheit des Stoffs hatte den großen Nutzen, die doppelte Rolle, die er übernehmen mußte, in das wahre Verhältniß unter einander zu setzen; nie hat Müller den Geschichtschreiber über den Geschichtforscher gesetzt; nie diesen über jenen vergessen. Die Beobachtung des wahren Verhältnisses zwischen Beiden ist es aber ohne Zweifel, welche die Grundlage des großen Historikers bildet. So bald einmal jene Ansicht bey ihm fest stand, entging er leicht den Verirrungen seines Zeitalters. Denn welches Zeitalter hat es mehr versucht, die Begriffe über das Wesen der Geschichte zu verdrehen als das seinige? Der schwankende Begriff des historischen Pragmatismus führte auch große Köpfe auf Abwege, von denen sie nicht immer zurückgekommen sind. Die Ansicht von einer stets fortschreitenden Bildung des Menschengeschlechts war schon früher gegeben, als die große philosophische Gährung hinzukam, die ihre Wirkungen auch auf das Gebiet der Geschichte erstrecken wollte. Hatte man vorher sich begnügt den Stoff, den die Geschichte darbot, zu der Ziehung gewisser Lieblingsresultate zu benutzen, so ging man nun so weit — wird es die Nachwelt glauben? — den Stoff selber erfinden zu wollen, um aufgestellte Hypothesen zu begründen. Wenn Müller von diesen seltsamen Verirrungen des menschlichen Geistes sich frey erhielt, so kann es ihm freylich kaum zum Verdienst angerechnet werden; aber auch jene zuerst erwähnte blendende Ansicht von dem Fortschreiten der Menschheit vermochte nichts über ihn. Weder sein großes historisches Werk, noch seine kleinen Schriften, so weit wir sie kennen, tragen die mindeste Spur davon, daß er ihr huldigte. Er konnte seine Gründe haben, nicht geradezu öffentlich dawider zu sprechen;**) wie er darüber dachte, kann nur wenigen seiner Freunde unbekannt seyn.

Diese Heilighaltung des wesentlichen Charakters der Geschichte erzeugte bey ihm jene **Wahrheitsliebe**, die unentbehrlichste und die seltenste aller Eigenschaften des Historikers. Nicht von der Wahrheitsliebe ist hier die Rede, die sich blos hütet wissentlich Unwahrheiten zu verbreiten; wir reden von der, um vieles höhern, welche nichts sagen will, was sie nicht selber als wahr erkannte. Jene kann der Vorzug des bloßen Nachschreibers seyn; diese ist der des Forschers. Allerdings war es auch hier wieder der Stoff seines Werks, der Müllern zu statten kam. Er konnte ihn nicht zu leidenschaftlicher Ansicht verführen; es waren die Begebenheiten der entfernten Vergangenheit, die er zu erzählen unternahm. Und wenn auch das geliebte Vaterland ihm stets in jenem milden Schimmer erschien, worin der gute Bürger so gern es erblickt, — was konnte die Wahrheit der Darstellung darunter leiden, so bald er nur deshalb die Schatten nicht übersah? Je tiefer er aber die Wahrheit suchen mußte, je mühsamer und umfassender die Forschungen waren, aus denen sie ihm hervorging, desto mehr gewann er sie lieb. Eben darin liegt ein großer Lohn des treuen historischen Studiums, daß es den Sinn für Wahrheit schärft: und wenn schwerlich ein neuerer Historiker genannt werden kann, der tiefer forschte, so kann auch schwerlich einer genannt werden, dessen Werk jenen Sinn reiner ausspräche, als die Geschichte der Schweiz. Ihr Verfasser konnte irren, in so fern Irrthum das Loos der Sterblichen ist; aber welcher Schriftsteller hat mehr gethan um den Irrthum zu vermeiden; oder wenn er ja darin verfiel, es dem Leser mehr erleichtert ihn zu entdecken? Die Litteratur besitzt kein Geschichtswerk, in welchem die Beweise mit so großer Sorgfalt angeführt wären. Auch davon erkannte Müller nicht die Wichtigkeit auf einmal. Als er die erste Ausgabe seiner Schweizergeschichte begann, gab er sie ohne Citate. Ein allgemeines Verzeichniß der Quellen schien ihm hinreichend. Allein er fühlte bald das Unzulängliche dieser Verfahrungsart; er empfand das Bedürfniß, bei jeder Angabe die Nachwelt zum Schiedsrichter zwischen sich und der Wahrheit zu machen. Indem so jedes Faktum auch seine Beweisstelle erhielt; indem so der Leser keinen Schritt that ohne zu wissen daß er auf festem Boden ging, machte er gleichsam die Kritik verstummen. Sie hat es nicht gewagt, sein Werk von dieser Seite anzugreifen; und schwerlich wird sich auch jemand zu dieser — wahrscheinlich sehr undankbaren — Mühe berufen fühlen. Wer könnte es thun, ohne Müllern vorher nachstudirt zu haben? Und wer dies that, that es wohl zu höhern Zwecken, als um die Kritik seines Vorgängers zu machen.

Als Muster tiefer und gründlicher Geschichtforschung steht also die Geschichte der Eidgenossenschaft für die Nachwelt da! Möge sie als solches wirken; möge sie den Geist der historischen Forschung, diesen dem deutschen Charakter so eigenthümlichen Geist, nie unter uns ersterben lassen! Aus ihr lerne der Verehrer der historischen Muse vor allem zuerst das Schwere seiner Kunst! Wie viele Urkunden und Schriften wurden durchsucht und ausgezogen, wie viele Nächte durchwacht, um nur den Stoff zu gewinnen, den das Genie demnächst verarbeiten sollte!

Die Anordnung, die Behandlung, die Belebung dieses Stoffs, überhaupt das **Geschäft des Geschichtschreibers**, schien keine geringeren Schwierigkeiten darzubieten.

Allerdings giebt es in der Geschichte der Schweiz seit dem Ursprunge des Bundes Einen Hauptpunkt, um den das Ganze sich dreht: zu zeigen wie die Verfassung bestand, und die Freyheit erhalten wurde. Kein anderer läßt sich denken als allgemeiner Mittelpunkt; auch die Verhältnisse mit Oesterreich nicht; sie treten nur in gewissen Zeiträumen hervor, und bleiben deshalb von selber jenem untergeordnet. Allein dieser Centralpunkt lag mehr in dem Gemüth des Geschichtschreibers, als daß er klar hingestellt werden durfte. Ihn klar hinstellen hätte geheißen die Geschichte verderben; indem man sie entweder beschränkte oder gar verdrehte. Aber dem Geschichtschreiber mußte dieser Gesichtspunkt stets vor Augen bleiben, während der Leser ihn mehr ahnete als sah; weil daraus der innere Zusammenhang des Ganzen, der Pragmatismus der Geschichte, wie ihn die Kunstsprache nennt, hervorgehen mußte. So wurde der Gesichtskreis keinesweges dadurch beengt; denn fast alle Begebenheiten hatten darauf Beziehung. Hing nicht darin die Geschichte der Verfassung? die Geschichte der meisten Kriege vor den Söldnerkriegen? Wurde nicht so die Schilderung der Sitten, der Religion, der Aufklärung, sonst mit der Politik immer in einer anscheinend so schwachen Verbindung, hier ein Hauptstück des Gemäldes? Von diesem Standpunkt betrachtet wird uns also, was sonst nicht so seyn würde, die Geschichte der Schweiz als ein in sich vollendetes Ganze erscheinen können. Ein äußeres Band, das dies Ganze umschlungen und zusammen gehalten hätte, war hier weiter nicht vorhanden; es mußte ein inneres Band seyn, wenn auch meist dem Leser unsichtbar, darum nicht minder fest und ununterbrochen fortlaufend.

Aber auch bei diesem allgemeinen Gesichtspunkt mußte doch die Anordnung des Mosaiks der Schweizergeschichte, dieses so zerstückelten Stoffs, mit großen Schwierigkeiten verbunden bleiben. Das ganze Gewicht davon kann nur derjenige fühlen, der damit zu ringen hat. Es könnte Anmaßung scheinen, den Meister meistern zu wollen; wenn es uns auch dünkt, daß diese Seite die weniger glänzende seines Werks sey. Der große Zweck der historischen Anordnung soll seyn, dem Leser stets den Ueberblick des Ganzen gegenwärtig zu erhalten; aber welche Schwierigkeiten hatte dies bei einem Stoff, wo das Ganze aus so lose verknüpften und zugleich so ungleichartigen Theilen bestand? Die Geschichte der Eidgenossenschaft ist sehr arm an Begebenheiten, die für den ganzen Bund allgemein Epoche machend gewesen wären; nicht einmal die Schlachten und Siege waren es; denn gewöhnlich erfocht man sich dadurch nicht mehr, als die Fortdauer des Alten. Es war daher schwer diese Geschichte in

*) Unter dem Titel: der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft; 1stes Buch Leipzig 1786. 2tes Buch 1786. 3tes Buch 1ste Hälfte 1788. 2te Hälfte 1795. Neue verbesserte und vermehrte Auflage dieser 3 Theile. Leipzig 1806. 4ter Theil 1805. 5ten Theils 1ste Abtheilung 1808. 8. Die Geschichte ist darin herunter geführt bis zum Jahr 1489.

**) Man sehe vor allem seine Vorrede zum ersten Theil der Herderschen Schriften.

Perioden abzutheilen, die sich selbst gemacht hätten; und eine einfache chronologische Anordnung blieb das einzige Mittel. Auch bleibt es das größte Lob des Geschichtschreibers in dieser Rücksicht, daß er der Natur folgte, ohne dem Stoffe Gewalt anzuthun. Was wäre aus der Schweizergeschichte geworden, hätte ihr Verfasser sie als ein abgerundetes Kunstwerk drechseln wollen? Wie vieles würde schief gestellt, wie vieles weggefallen seyn? Vor solchen Mißgriffen bewahrte ihn sein gesunder Blick. Was in den Begebenheiten der Schweiz merkwürdiges gewesen sey zu erzählen, immer in Beziehung auf das Haupt-Thema, Bildung und Erhaltung der Freiheit, war seine Absicht. Darum nannte er sein Werk die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft; das Detail mußte ihm das Interesse geben. Dabey konnte es nicht fehlen, daß manches erzählt werden mußte, was fast unmöglich eine allgemeine Wichtigkeit haben konnte. Die Geschichten einzelner Geschlechter, einzelner wenig bedeutender Oerter und Herrschaften. Auch ist vermuthlich — mag jeder Leser zuerst sich selber fragen — Müllers Schweizergeschichte viel weniger ganz gelesen worden, als man gewöhnlich annimmt. Aber jedes einzelne Kapitel ist fähig den Geist zu erheben, wie ein einzelner Gesang der Iliade es thut.

Woraus geht denn aber jenes Interesse hervor, das die Geschichte der Schweiz, wenn auch ungleich in den einzelnen Theilen, uns einflößet? Unstreitig zuerst aus dem eigenen lebendigen Interesse des Verfassers für seinen Stoff. Es giebt keine andere Quelle, aus der die Theilnahme des Lesers zunächst fließen könnte, als aus dieser; wenn es auch vielleicht durch manche Nebenmittel erhöht werden kann. Jenes eigene lebendige Interesse des Schriftstellers aber, woraus entspringt es als aus dem tiefen Studium seines Gegenstandes? Indem er seine ganze Geisteskraft aufbietet sich seiner zu bemächtigen, erhält er in seinen Augen eben dadurch eine immer höhere Wichtigkeit. Er spricht davon mit der Theilnahme, mit der Wärme, die er nach seinem eigenen Gefühl verdient; und so gelingt es ihm auch, diese Theilnahme bey seinen Lesern zu erregen. Wenn Müllern dieses vor andern gelang, so lag eine Hauptursache davon in seiner Art zu arbeiten. Vorarbeit und Ausarbeitung standen bey ihm in einem engen und unzerstörbaren Verhältniß; es war nicht seine Sitte, erst dann ans Ausarbeiten zu gehen, wenn die Vorarbeiten schon lange vollendet waren. So bald er des jedesmaligen Stoffs Herr zu seyn glaubte, zauderte er auch nicht mit der Ausarbeitung. „Ich arbeite täglich sechs bis sieben „Stunden an der Schweizergeschichte; drey Stunden ordne und „komponire ich; drey Stunden setze ich die Folianten, die Chro„niken, Zwingli u. a. fort." *) Ist es nicht während der Vorarbeiten, wo nicht nur von selbst die Ideen sich entwickeln, sondern wo sie auch ihre volle Lebendigkeit haben? Wie vieles geht verloren, wenn man mit dem Ausarbeiten zaudert; nicht nur an Ideen, sondern auch an der Frische des Kolorits! Nur jenes Ausarbeiten ist daher auch hoher Genuß; und Müller empfand ihn nach seinem ganzen Werth! „Wenn Sie, schreibt er seinem „Freunde, das höchste Vergnügen des Geistes empfinden wollen, „so müssen Sie komponiren. Wenn Sie Ihre Begriffe bestim„men, Ihre Schreibart vervollkommnen, Sich die reizendste „Beschäftigung und Ihrem Geiste die würdigste Richtung geben „wollen, so müssen Sie komponiren; nicht für Ihr Schreibpult; „nicht allein für mich; sondern für das Publikum." **) Nur eigene Erfahrung kann die ganze Wahrheit dieser Bemerkung bestätigen; welchen höhern Genuß kann es für den schöpferischen Geist geben, als schaffen? Müller konnte damit noch einen Vortheil verbinden. den das Lokal der Schweiz ihm darbot. Es ist ein beschränktes Lokal; aber alles in der Geschichte hängt daran. In den glücklichen Jugendjahren, wo das meiste seines Werks gearbeitet ward, hinderte ihn nichts, sich diese Kenntniß zu verschaffen. Er brauchte deshalb nicht erst Reisen wie Polybius zu machen; kurze Wanderungen reichten hin; auch kannte er den Schauplatz seiner Geschichte, wie Homer den seiner Iliade. Es war Sitte bei ihm, die Geschichte der einzelnen Theile immer dann zu beschreiben, wann er sie gesehen hatte. „Seit „meinem letzten Briefe habe ich Kyburg und die alten Baronen „geschildert, Thun, Burgdorf, Winterthur haben nun ihre „Historie, bey Rappersweyl bin ich auf eine Anhöhe gestiegen, „habe das schöne Grüninger Land übersehen; heut habe ich Ga„ster eingenommen; übermorgen ziehe ich ins Rheinthal; dann „schiffe ich auf dem Constanzer See, lande im Thurgau, dann „wieder den Untersee herab, den Rhein herunter zu den Rheinfällen; und da kömmt die Historie von Schafhausen." ***)

Ein eigenthümlicher Vorzug von Müller, wodurch das Interesse seines Werks nicht wenig gehoben wird, ist ein gewisser praktischer Geist, geleitet durch einen richtigen Blick in der Politik. Jene Vorliebe zum praktischen, die so früh sich bey ihm entwickelte, und sein ganzes Leben hindurch in seiner persönlichen Lage ihre Nahrung fand, spricht sich allenthalben in seinen Werken aus. Er schrieb die alte Geschichte des Vaterlandes nicht als Chronikenschreiber; sondern stets den Blick auf die Gegenwart gerichtet. Er hatte sein Zeitalter sehr richtig aufgefaßt. Erschienen gleich die ersten Theile seines Werks noch vor dem Anfange der Umwälzung von Europa, so ließ er sich doch durch die anscheinende Sicherheit nicht täuschen. Die Zeiten der Ruhe zu nutzen, um gegen künftige Stürme sich Schutz zu verschaffen, war immer sein Rath. Dieser richtige politische Blick ward durch Erfahrungen bey ihm geleitet, hergenommen zum Theil aus der Gegenwart, weit mehr aus der Vergangenheit. Hatte er nicht dazu die Geschichte der Völker und Reiche studiert, die innern Ursachen ihres Aufblühens und ihres Welkens kennen zu lernen? Das eigenthümliche der verschiedenen Verfassungen zu ergründen; davon die Anwendung auf die Gegenwart zu machen? deshalb hatte er sich zum Universalhistoriker gebildet; und diese Bildung war es, die seinem Werke einen großen Theil seines Werths gab. Wer mit freiem Geiste und Blick die Geschichte schreiben will, muß mehr als Ein Volk, mehr als Einen Staat kennen gelernt haben. Wie sollte er das Wesen des einen ergründen können, wenn er nicht mit andern ihn zu vergleichen im Stande ist? Blieb nicht deshalb die Ansicht der deutschen Geschichte so beschränkt, weil die Publicisten meist nur ihren Staatskörper kannten? So nicht Müller, als er die Schweizergeschichte schrieb! Nicht im engen Grunde, sondern auf dem Gipfel stehend, von dem er herunter das unermeßliche Gebiet der Weltgeschichte überblickte, schrieb er die der Schweiz. Andere Staatsformen, andere Zeiträume, lagen immer zugleich vor seinen Augen da. Die großen Männer der Vorwelt waren ihm gegenwärtig, wenn er von den Helden seines Vaterlandes sprach. Besaß er auch vielleicht bey der ausgebreitetsten Kenntniß nicht die Biegsamkeit des Geistes, die dazu erforderlich ist, sich das Entfernte und das Fremde gleichsam anzueignen, so vermochte er es doch im Ganzen aufzufassen und zu beurtheilen. Es ist wörtlich wahr, was er uns schon oben sagte: daß man die Schweiz mit andern Augen ansieht, wenn man den Abulfeda gelesen hat. Was kann den Charakter einer freyen Verfassung mehr herausheben, als wenn man im Stande ist, ihn dem Despotismus des Orients gegenüber zu stellen? So erhielt seine Schweizergeschichte, trotz ihres beschränkten Stoffs, doch einen gewissen universalhistorischen Anstrich; nicht weil sie die Begebenheiten der allgemeinen Geschichte, aber weil sie die Resultate enthält, die ein überlegener Geist aus ihr gezogen hatte. Was Müller aus dem Innern seines Gemüths zu seinem Werke brachte scheint uns auf drey Punkte hinaus zu gehen. Eine heitere Ansicht der Welt; einen lebendigen Sinn für Freyheit; und nicht weniger für politische Größe. Wie hätte er unter den Umgebungen und in dem Alter, wo er schrieb, eine andere als heitere Ansicht der Welt gewinnen können? Er blickte in sie hinein, nicht wie Tacitus als in düstere Wolken gehüllt; sondern wie in eine offene, im Sonnenlicht liegende Landschaft. Und wenn manche bittere Erfahrungen der spätern Jahre auch bey dem Mann die Ansichten der Gegenwart änderten; so suchte der Schriftsteller sich doch die heitere Ansicht der Vergangenheit zu erhalten. Noch der letzte unvollendete Theil seiner Schweizergeschichte giebt reiche Beweise davon. Der Sinn für politische Freiheit, durch Geburt und Erziehung genährt, war mit dem Stoffe selbst so eng verbunden, daß ohne ihn dieser kaum hätte behandelt werden können. Aber die Begriffe darüber hatten schon bey dem Jüngling sich so fest bestimmt, daß er nachmals vor den Verirrungen des Zeitalters gesichert blieb. Den Widerwillen gegen die spekulativen Ansichten der Geschichte hatte er schon damals gefaßt. „N. irrt mit der höchsten Metaphysik „in der Historie herum. Er ist ein wichtiges Beyspiel für mich; „damit ich mich nicht im gleichen Empyreum vertrabe, sondern „zu den Sinnen spreche; populair schreibe; und wie die Alten „den praktischen Nutzen erwäge. Es ahnet mir, (setzte er pro„phetisch hinzu;) die Zeit kommt, da es in der Historie Schola„stiker geben wird wie in der Philosophie. Gott bewahre mich „nur vor Träumen! Die Erfahrung der vergangenen Zeit soll „mich im Labyrinthe der Politik leiten; ich will für die euro„päische Freyheit leben, und für die Völker denken!" *) Daher war Müller, wenn gleich Republikaner von Geburt, doch gar nicht blinder Bewunderer von Republiken. Die Weltgeschichte führte ihn früh zu der Ueberzeugung, daß dieselbe Verfassung nicht für Alle tauge; und das Glück der Völker keinesweges an Eine Form, wie überhaupt am wenigsten an Formen, gebunden sey. Der Held des Jahrhunderts, der Glanz seiner Monarchie, in der hohe Geistesfreyheit mit autokratischen For-

*) Briefe S. 35.

**) Briefe S. 112.

***) Briefe S. 135.

*) Briefe S. 95. 135.

men gepaart war, wirkte außerdem mächtig auf ihn ein; so daß er es selbst wünschenswerther finden konnte, unter Friedrichs Scepter, als im freyen Vaterlande zu leben. Stets ehrte und achtete er die Einrichtungen der Staaten, deren Bürger er war; wie sehr er auch bis zum letzten Athemzuge an dem geliebten Vaterlande hing. Indem er so sich die freye Ansicht von dem Werth der Verfassungen erhielt, konnte auch die Würdigung großer Männer nicht darunter leiden. Er pries sie, wo die Geschichte oder die Gegenwart sie ihm zeigte; sie zogen ihn an, gleichsam mit magnetischer Kraft; einen aufrichtigern Bewunderer als ihn haben sie nicht gehabt und können sie nicht haben. Doch war es politische Größe, der er diese Bewunderung am ersten und am bereitwilligsten zollte; vielleicht selbst da, wo sie nicht mit dem moralischen Adel verbunden war, ohne welchen das unverdorbene Gefühl ihr nur ungern huldigen mag. Politisch-groß aber war in seinen Augen Alles, was die Völker und die Staaten hebt; groß und herrlich vor allem jedes ihrer Veredlung durch Unterricht und Bildung gewidmete Bestreben; groß die Schöpfer und Beförderer von diesen; bey deren Lobe er so oft mit Vorliebe verweilt.

Diese Hoheit des Gefühls, die dem Ganzen seines Werks einen erhabenen Charakter gab, ward bey Müller von einer lebendigen Imagination unterstützt. Sie vergegenwärtigte ihm die Scenen, die er beschrieb; und auch von der Seite der Darstellung gebührt seiner Geschichte ein hoher Platz. Müllers Imagination war bei aller ihrer Lebhaftigkeit dennoch ganz die des Historikers; nicht die des Dichters. Sie war mehr stark und wahr, als üppig und verschönernd. Er blieb ganz ihrer Herr; nie hat sie bey seinen Schilderungen ihn weder zum Schwulst noch zur Künsteley verführt. Das ist das Eigenthümliche der historischen Schilderung, wodurch sie sich von der poetischen unterscheidet, daß nie geschildert werde, um zu schildern, sondern um deutlicher zu belehren. Ist und bleibt Belehrung Hauptzweck der Geschichte, so muß auch die Darstellung als Hülfsmittel derselben ihr untergeordnet bleiben. Wer darüber hinaus geht, straft unfehlbar sich selbst, indem er das Zutrauen des Lesers verliert; der es bald empfindet, daß sein Führer aus seinem Charakter fiel. Aus diesen Bemerkungen geht ein ewiges Gesetz für den Geschichtschreiber als Darsteller hervor: er folge seinem Stoff. Mit ihm hebe, mit ihm senke sich der Vortrag. Nur vergesse der Historiker nie, was der Zweck seiner Schilderung seyn soll: Vergegenwärtigung des Geschehenen, so wie es geschah. Die Geschichte der Schweiz ist nicht arm an Gegenständen für die historische Mahlerey. Müller hat sie nicht ängstlich gesucht; aber wo er auf sie stieß, sie nicht verschmäht. Auch ist es nicht Eine Art von Schilderungen, die ihm vorzugsweise gelänge; sein Werk ist gleich reich an Idyllenstücken, wie an Schlachtstücken. Man kann nicht sagen, der Geschichtschreiber habe bey diesen letzteren mit Vorliebe verweilt. Bemerken müssen wir aber auch hier seinen tiefen Wahrheitssinn. Als er sich zum Historiker bildete, empfand er es früh, wie unentbehrlich ihm Kenntniß der Kriegskunst sey; um mit Gerechtigkeit würdigen und mit Treue darstellen zu können. *) Er strebte sich diese zu verschaffen, so weit es seine Lage erlaubte. Die Schlachten, die er uns schilderte, forderten freylich nicht die Kunde der neuern Taktik. Sie fallen noch ins Mittelalter; mehr den Homerischen ähnlich; wo nicht die Masse, sondern der Mann galt. Welche Muster dieser Schilderungen giebt nicht in seinem letzten Theile die Geschichte des Burgunder Kriegs? Aber wie gern sein Geist bey den stillern und friedlichern Scenen verweilte, wie die sonst so kühne und kurze Manier, wo patriarchalische Scenen sich darboten, sich fast der Herodotischen Redseligkeit nähert, zeigen es nicht in eben diesem Theile jene Schilderungen der wechselseitigen Freudenbesuche der Kantone; jenes Gemälde des frommen Einsiedlers Claus, des Friedensstifters, der mit verdienter Glorie umstrahlt, jetzt durch ihn seinen Platz im Tempel der Geschichte hat?

*) Briefe S. 377.

Wer kann von dem Mahler sprechen ohne seiner Farben, wer von dem Geschichtschreiber ohne seiner Sprache zu gedenken? Müllers Sprache ist ihm eigen. Sie ist dieses in einem gewissen Sinne jedem großen Schriftsteller; aber Müllern in einem höhern Grade. Er fand sich in der Nothwendigkeit sich selber seine Sprache zu bilden. Als er als deutscher Geschichtschreiber in die Laufbahn trat, war zwar die deutsche Literatur schon reich an Werken der Forschung; aber durchaus arm an Werken des historischen Styls. Er mußte sich diesen also zugleich mit seinem Werke schaffen. Kürze und Gediegenheit sind sein Charakter; Neuheit und Kühnheit in der Vorstellung; oft nicht ohne Gefahr der Härte, und selbst der Dunkelheit. Es ist schon sonst gesagt, *) daß man diesen Styl schwerlich kürzer und richtiger charakterisiren kann, als wenn man ihn einen veredelten Chronikenstyl nennt. Weit entfernt, dadurch Tadel auszudrücken — denn was ist Chronikenstyl anders als der Styl der einfachen Erzählung? — schließt es vielmehr das Lob in sich, daß dieser Styl in einer innern Harmonie mit dem Stoff stand, den der Geschichtschreiber behandelte. Das Mittelalter wollte er schildern; ist es zu tadeln, wenn auch seine Sprache die Farben davon trug? Aber sichtbar ist zugleich dieser Styl lateinischen Schriftstellern nachgebildet. Die römische Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks auf die deutsche Sprache zu übertragen, so weit es möglich schien ohne offenbare Gewalt, ist sein Streben. Wer mag leugnen, daß ihm dieses oft herrlich gelungen sey? Wer mag leugnen, daß er unsere Sprache, den historischen Styl von der Weitschweifigkeit und Schwäche zu der Kürze und Kraft zurückführend, auf eine höhere Stufe hob? Wie oft reißt er dadurch uns mächtig mit sich fort? Ueberrascht, erschüttert, und eilt schon weiter, während wir noch halb bewegt, halb betäubt ihm nachsehen? Aber hätte er das gekonnt, wäre seine Sprache bloße Nachbildung gewesen? Wäre sie neben dem Studium nicht zugleich aus seinem Innern hervorgegangen? Nur dadurch, nur durch die ihm selber inwohnende Kraft ward es ihm möglich, in der selbstgewählten Rüstung, wenn nicht mit Leichtigkeit, doch mit Würde und freyem Anstande einherzugehen. Seine Sprache nachbilden wollen, ohne gleiche Eigenthümlichkeit mit dazu zu bringen, führt zur Einförmigkeit, zum Zwang, und zur Künsteley. Will man aber gar sie als das einzige Muster aufstellen, will man die Werke Anderer, die ihrem Genius folgend, auch ihre Schreibart sich bilden, darnach messen; — so ist es geschehen um unsern historischen Styl. Es gibt nicht Eine Norm der historischen Schreibart; nur der historische Styl taugt nichts, der nicht der Styl der Belehrung ist. Aber der belehrende Vortrag läßt viele Verschiedenheiten des Styls zu; und mehr im Allgemeinen darüber zu sagen ist beynahe unmöglich. Schrieb denn Thucydides wie sein Vorgänger Herodot? Schrieb Cäsar wie Sallust; Livius wie Tacitus? Und wer wird aufstehen und sagen, einer von ihnen habe schlecht geschrieben?

In vielfachem Sinn wird also Johann von Müller ein Muster der Hystorie genannt! Er schrieb einen Theil der deutschen Geschichte; in deutscher Zunge; und mit deutschem Gemüth. Alle edlen Grundzüge des deutschen Charakters, reiner Wahrheitssinn, Freyheitsliebe mit Ordnung, tiefes und inniges Gefühl für alles Herrliche und Große sprechen sich laut darin aus. So steht es da, ein Nationalwerk im höhern Sinn; eine deutsche Eiche auf deutschem Boden. Laut und dankbar nahm es — selbst mitten in ihren Verirrungen über das Wesen der Geschichte, gleichsam sich selbst widersprechend, — die Mitwelt auf; daß die kommenden Geschlechter es nicht vergessen, dafür hat der Geschichtschreiber gesorgt!

*) Man sehe unsere Beurtheilung der neuen Ausgabe seines Werks in: Göttingische gelehrte Anzeigen 1807. 19tes Stück.

## Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Dieser ruhmvolle Begründer einer neuen philosophischen Schule ward den 27. August 1770 zu Stuttgart geboren und studirte, nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, durch Privatlehrer und im theologischen Stifte zu Tübingen dazu vorbereitet hatte, auf letzterer Universität die Philosophie, Naturwissenschaften und besonders Mathematik und Physik. Ein kleines von seinem Vater ererbtes Vermögen setzte ihn in den Stand, dem bis dahin gefolgten Berufe eines Hauslehrers zu Bern und später zu Frankfurt am Main zu entsagen und sich 1801 in Jena als Privatdocent zu habilitiren. Hier begann er im Hinblick auf den ihm befreundeten Schelling sein System auszubilden, ward 1805 außerordentlicher Professor der Philosophie, gab aber noch in demselben Jahre seine Stelle auf und ging als Redacteur der politischen Zeitung nach Bamberg und von da 1808 als Rector und Professor des Gymnasiums nach Nürnberg. 1816 führte ihn ein Ruf als Professor der Philosophie nach Heidelberg und 1818 in gleicher Eigenschaft an Fichte's Stelle nach Berlin, wo er noch mit den Insignien des rothen Adlerordens III. Classe beehrt wurde. Er starb daselbst den 14. November 1831 an der zu jener Zeit dort herrschenden Cholera.

Von ihm haben wir:

Sämmtliche Werke. Berlin 1832—1834, 1.—5. Lief., von seinen Schülern und Freunden besorgt.

Einzeln:

Ueber die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems. Jena 1801.

Kritisches Journal der Philosophie. Tübing. 1802, 2 Stücke, mit Schelling.

System der Wissenschaft. Bamberg und Würzburg 1807, 1. Bd.

Wissenschaft der Logik. Nürnberg 1812—1816, 3 Bde.

Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Heidelberg 1817. 2. Aufl. Ebendas. 1827. 3. Aufl. Das. 1830.

Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft. Berlin 1821.

Lateinisch:

De orbitis planetarum.

Auch gab er mit seinen Schülern die 1828 begründeten „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" heraus.

Ueber Hegel's philosophisches System und dessen Einwirkung auf Leben und Wissenschaft gründlich und frei zu urtheilen, muß der Nachwelt anheim gestellt bleiben, da jeder Urtheilende unter den Mitlebenden nothwendig Parthei nehmen muß. — Eine Darstellung der H'schen Philosophie aber liegt außer dem Bereich dieses Werkes, dessen Herausgeber sich hier auf eine ehrfurchtsvolle Anerkennung des großen Denkers und vortrefflichen Mannes und Lehrers allein zu beschränken hat, um so mehr, als sich seine tiefen, streng wissenschaftlichen Schriften nicht zu einem allgemein verständlichen und dem Zwecke dieses Unternehmens entsprechenden Auszuge eignen.

---

## Dietrich Herrmann Hegewitsch

ward den 15. December 1740 zu Quackenbrück im Hannöverschen geboren und sollte dem Wunsche der Seinigen zu Folge sich dem Studium der Rechte widmen, studirte aber zu Göttingen Theologie und besonders Geschichte, von welcher er sich sehr angezogen fühlte. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er als Legationssekretär des Grafen Schimmelmann nach Hamburg zurück und privatisirte von 1775 — 1780 daselbst. In diesen Jahren erhielt er aber eine außerordentliche und 1782 eine ordentliche Professur der Philosophie zu Kiel, ward 1805 Etatsrath, 1809 Ritter des Danebrogordens und starb daselbst den 4. April 1812.

Von ihm erschien:

Geschichte Karls des Großen. Leipzig 1772.

Geschichte der fränkischen Monarchie vom Tode Karls bis zum Abgang der Karolinger. Hamburg und Kiel 1779.

Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis zum Tode Heinrichs II. Hamburg 1781.

Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians I. Ebendas. 1782. 1783. 2 Bde. Neue Ausg. Leipzig 1818.

Charaktere und Sittengemälde aus der deutschen Geschichte des Mittelalters. Leipz. 1786.

Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte bis Maximilian I. Ebendas. 1788. Neue Aufl. 1818.

Geschichte der Regierung Kaiser Karls des Großen. Hamburg 1791. Neue Aufl. Leipzig 1818.

Geschichte Kaiser Friedrichs II. Züllichau 1792.

Historische, philosophische und literarische Schriften. Hamburg 1793. 2 Bde.

Christiani's Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel 1801 u. 1802. 3. u. 4. Bd.

Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit. Altona 1804.

Historischer Versuch über die römischen Finanzen. Altona 1804.

Geographische und historische Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend. Altona 1808. Nachtrag dazu. Ebendas. 1811.

H's historische Leistungen zeichnen sich durch Gründlichkeit, Geist und elegante Darstellung aus und verbreiteten durch die Forschungen, deren Resultate er in denselben niederlegte, Licht und Klarheit über manches Ereigniß, über welchem vor seiner Zeit noch tiefes Dunkel geschwebt hatte.

---

## Ulrich Hegner

ward 1759 zu Winterthur geboren und von seinem Vater, dem dasigen Stadtphysikus zur Vorbereitung auf das Studium der Medicin den Schulen seiner Vaterstadt und dem Privatunterricht eines Anverwandten übergeben. 1776 bezog er deshalb die Universität Straßburg, erwarb sich daselbst 1781 die Doctorwürde, machte dann eine Kunstreise durch Deutschland und beschäftigte sich nach seiner durch den Tod seines Vaters nöthig gewordnen Rückkehr besonders mit Malerei, bis er zum Landschreiber der Grafschaft Kyburg ernannt wurde. Die Revolution von 1798 enthob ihn dieser Stelle und brachte ihn als Appellationsrath nach Zürich, wo er bis zu Lavaters Tode blieb. Dann gab er diese Stelle auf und reiste nach Paris, übernahm aber 1805 wieder eine Rathsstelle in seiner Vaterstadt, ward Friedensrichter und sieben Jahre darauf Mitglied der Regierung in Zürich. Weil seine Stellung ihm aber nicht zusagte, kehrte er bald nach Winterthur zurück und lebte blos seinen literarischen Beschäftigungen.

Er gab heraus:

Gesammelte Schriften. Berlin 1828, 5 Bde. in 8.

Einzeln:

Auch ich war in Paris. Winterthur 1804. 3 Bde. 8.
Die Molkenkur. Zürich 1812. 3. Ausg. Ebendas. 1827. 3 Thle. in 12 mit Vignetten.
Saly's Revolutionstage. Winterthur 1814 in 8. mit 1 Kupf.
Berg-, Land- und Seereisen. Zürich 1818 in 12.
Suschens Hochzeit. Zürich 1819, 2 Bde. Fortsetzung der Molkenkur.
Hans Holbein der Jüngere. Berlin 1827 in gr. 8. mit Bildniß desselben.

Ein einfacher und angenehmer Erzähler, der durch Wärme des Gefühls, Anspruchslosigkeit und lebendige Darstellung die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen und belohnend festzuhalten weiß. Seine glücklichste Leistung ist die „Molkenkur," die um ihrer Erfindung wie um ihrer Behandlung willen als ein Meisterwerk ihrer Gattung nicht genug empfohlen werden kann.

---

### Gedanken, Meynungen Urtheile.*)

Aus frühern Papieren gezogen.

Man pflegt oft Gewohnheiten für willkührliche Handlungen anzusehen, und so die Leute für schlimmer zu halten als sie sind. Manches kann ehemals Affectation an einem Menschen gewesen seyn, das jetzt nur noch Gewohnheit oder auch angeerbt ist; es gibt auch sittliche Erbübel.

* * *

Gemeine Seelen, die sich selbst aber mehr Verstand zutrauen als andern Leuten, machen sich gewöhnlich durch Affectation lächerlich; besonders Frauen.

* * *

Es kann viele Menschen geben die groß wären, wenn sich ein Anlaß zeigte. Die wirklich großen aber sind die, welche selbst den Anlaß machen.

* * *

Es ist leicht sich zu verbünden, aber schwer das Bündniß treu zu halten.

* * *

Wer in einer allgemeinen gefährlichen Lage kleinliche Späße sagt, und unzeitig lacht, der verstellt eine große Furcht.

* * *

Gott braucht als Werkzeuge zu großen Dingen oft Menschen die schlecht sind, und ganz was anders im Sinne hatten als sie bewirkten.

* * *

Es giebt Leute die sich nicht nach denen so stehen messen, sondern nach denen so gefallen sind, und sich dann was rechtes einbilden.

* * *

Der Aufenthalt in kleinen Städten ist darum langweilig, weil man weniger Vergleichungen anstellen kann, als in großen.

* * *

Viele ziehen es jetzt noch vor, lieber Spießbürger als Staatsbürger zu seyn, und haben nicht ganz unrecht.

* * *

Man hätte erwarten dürfen daß die Deutschen, nachdem das heilige römische Reich untergegangen, und so vieles andre neu geformt worden, auch an eine gemeinsame bessere Norm in ihrem Titelwesen gedacht, und statt der abgeschmackten Hoch- und Wohlgeborenheiten ꝛc. kürzere Anreden und Aufschriften, wie andre gebildete Nationen eingeführt hätten.

* * *

Der Duc de Richelieu so wie wir ihn kennen, und wie ihn auch Chamfort mahlt, gehört unter die antiprovidentiellen Erscheinungen. Von früher Jugend an wollüstig, lasterhaft, grausam, eitel und egoistisch im höchsten Grad, lebte er in beständigem Glück, befriedigte alle Lüste bis an sein Ende, und starb ohne Schmerzen und ohne Todesangst über neunzig Jahre alt.

* * *

Die Menge unter Vornehmen und Geringen ist dem Aberglauben an Ahnungen, Visionen, geheime Kräfte, Sympathie, Träume und dergleichen im geheimen mehr ergeben als im öffentlichen Leben; aus Eitelkeit und Menschenfurcht stellt sich mancher an, einem freysinnigen Urtheile beyzustimmen, wovon er für sich eher das Gegentheil glauben möchte, oder glaubt. Man will vom Verstande doch noch den Schein haben.

* * *

Favor juris — ein guter Ausdruck für eine Sache, wodurch mehr in der Welt geschieht, als durch das Jus selbst.

* * *

Gemeinköpfe laben sich an Gemeinörtern.

* * *

Ein Zuschauer kann oft besser den wahren Grund der Handlung angeben, als der Handelnde selbst.

* * *

Was ich gerne sehe, sind kleine Kinder die zur Schule gehen, und Unmündige die bethen.

* * *

Der größte Reiz zum Stolz liegt für einen braven Mann in den Demüthigungen die ihm große Herren widerfahren lassen.

*) Aus Hegner's Werke. V. Band.

Wer seine Pflicht gegen das Vaterland thut, ist der wahre Patriot; nicht der so andre zu seinen Begriffen von Vaterlandsliebe überreden will. (1798.)

* * *

Das ist die vernünftigste Vernunft, die im Dunkel stille zu stehen und auf das Licht zu warten weiß.

* * *

Clavicula Salomonis etc. — Rechtthun ist die kräftigste Magie. Ein reiner und unsträflicher Mensch wirkt ausgebreiteter in jedem Sinn, und hat, ohne daß er's weiß, mehr dienstbare Geister, die seinen Willen thun, als der kundigste Magus, dem seine Kunst nur Unruhe und nie befriedigten Vorwitz bereitet, wodurch sein bestes Wirken gehemmt wird.

* * *

Fühle ich mich niedergeschlagen oder verlassen, so schickt mir Gott einen Menschen oder einen Brief zu, der mich aufmuntert. Gerathe ich in Eitelkeit oder Stolz, so weiß Er mich auf ähnliche Art zu demüthigen.

* * *

Nil praeter nubes et coeli numen adorant, sagten die Römer von den Juden; und das ist noch jetzt die Sprache aller stolzen Spötter einer demüthigen Sache — Etwas von der Wahrheit mit einem absurden Zusatze.

* * *

Griechen und Römer waren bey ihrem Gottesdienste nur für die zeitliche Gegenwart besorgt, und sehr gleichgültig gegen die Zukunft. Hingegen Geringschätzung des Irdischen und festes Vertrauen auf das Ewige unterschied die ersten Christen von den Heyden. Welche Gottesverehrung ist die bessere?

* * *

Für hypochondrische Menschen ist der Aufenthalt auf Bergen von weiter Aussicht nicht so anziehend und heilsam, wie in einem lieblichen beschränkten Thale; denn ein hypochondrischer Blick haftet lieber am kleinen und engen, als am großen und mannigfaltigen.

* * *

Mit wenigen und kleinen Ideen kann man oft viel Wohlredenheit verbinden, ohne damit viel Wirkung hervorzubringen, eben weil die Ideen klein sind. Ein andres aber ist Beredsamkeit. Bey der Aristokratie (auch in der Schweiz) findet man mehr Wohlredenheit, bey der Demokratie mehr Beredsamkeit.

* * *

Gewisse Leute, sagte Simonides, sind zu dumm als daß sie betrogen werden könnten.

* * *

Man muß sich in Acht nehmen, es gibt der Leute, die den Widerspruch nicht ertragen können, mehr als man glaubt; sie finden sich gleich persönlich beleidigt. Die einen, weil sie glauben, man trete ihrer Ehre, die andern, man trete ihrem Verstande zu nahe. Doch sind diejenigen welche den Widerspruch nicht vertragen können, noch erträglicher, als die welche immer widersprechen. Oft sind es auch ebendieselben.

* * *

Unter der Mittelklasse giebt es am meisten Reputationsnarren — auch in der Schriftstellerwelt.

* * *

Ein Mann war heute bey mir, dem in Zeit von sechs Wochen fünf seiner nächsten Anverwandten am Faulfieber gestorben sind, nämlich Frau, Vater, Kind, Schwiegermutter und Schwägerin; Er selbst war eine Zeit lang dem Tode nahe. Der Eindruck den dieses Unglück auf ihn gemacht zu haben schien, war eine große Weichheit des Gefühls und kindliches Annähern zu denen, die er für seine Freunde hielt. Uebrigens hatte er die Ruhe des unverschuldeten Unglücks; die Ruhe in der Nothwendigkeit, welche mit der Ruhe in Gott Eins ist.

* * *

Es ist ein Fehler gewöhnlicher Geschichtschreiber, daß sie über Krieg und andre die Menschheit zerstörende Uebel sich so weitläuftig herauslassen, und über das Glück des Friedens und seine häuslichen Freuden so kurz sind. Auch Gibbon macht sich dessen schuldig. Wenn er in der Geschichte des Falles des römischen Reiches nur das abschreiben wollte, was diesen Fall beförderte, so hatte er einen traurigen Plan, und kein Menschenfreund wird gern die Reise durch diese schrecklichen Zeitumstände mit ihm machen. Hatte er aber, wie es sich ergibt, die Absicht, die Geschichte des römischen Reichs in seiner Abnahme zu schreiben, so gab er seinem Buch einen unrechten Titel, und was hätte ihn gehindert, die lichten Zwischenzeiten, den Zustand der Ruhe, die Beschaffenheit der Künste und Wissenschaften etwas näher zu beleuchten; er hätte sich dafür bey mancher Beschreibung von Kriegsanstalten und mörderischen Treffen kürzer fassen können. So hätte er, statt der stillschweigenden Verachtung, womit er die Neuplatoniker belegt, von ihrem unläugbaren Einfluß auf ihre Zeitverwandten, von ihrem Scharfsinn und friedlichen Wandel etwas sagen dürfen, das dem Leser mehr Erholung verschafft hätte, als die rohen Handlungen so mancher gothischen Heerführer. Eben so hätte er auch, statt nur das politische Treiben so vieler christlicher Bischöffe zu tadeln, der Wahrheit die Ehre anthun, und das vortreffliche häusliche und ächtchristliche Leben so mancher andrer ins Licht stellen sollen.

* * *

Man hat ein Gemählde der Stadt Lyon in den Revolutionsjahren 1793 und 94, von Mr. Delandine, Bibliothekar daselbst, wo unerhörte Beyspiele von Muth, List, Grausamkeit, Edelmuth, Gleichgültigkeit und Todesverachtung vorkommen. — Auch hier zeigt es sich daß der Wille des Menschen viel Einfluß auf sein Schicksal habe; und daß vollkommner Ernst und reifer Entschluß bey einer Unternehmung schon ein großer Schritt zu ihrer Vollendung sey. So wie auch die, freylich schwer zu erlangende, Gleichgültigkeit, die aus der Ergebung in das Schicksal entspringt, wunderbare Kraft hat, eben weil sie das Einerley eines vollkommenen Entschlusses ist.

* * *

Unschuldiges Leiden entsündigt uns; geht es bis zum Tode, desto wirksamer ist das Söhnopfer.

* * *

Das Evangelium Infantiae hat ein kleines Märchen, das wenigstens Stoff zu einer artigen Legende gäbe:

Jesus habe als ein kleiner Knabe aus Lehm Vögel gemacht am Sabbath, und als ihm die Juden solches verwiesen, habe er die Vögel angeblasen und gerufen: Lebet, flieget, und seyd meiner eingedenk!

* * *

Man sollte nicht so geschwind mit seinen religiösen Muthmaßungen herausrücken, um sie der Welt bekannt zu machen, wie Heinrich Stilling, denn es wird immer viele geben, die daran glauben, und meist stärker als der Autor selbst; diesen gereicht es dann zu einem großen Nachtheil an ihrem Glauben überhaupt, wenn sich jene Muthmaßungen nicht erwahren, oder gar das Gegentheil geschieht; sie werden bewogen auch das Glaubwürdige zu verwerfen.

* * *